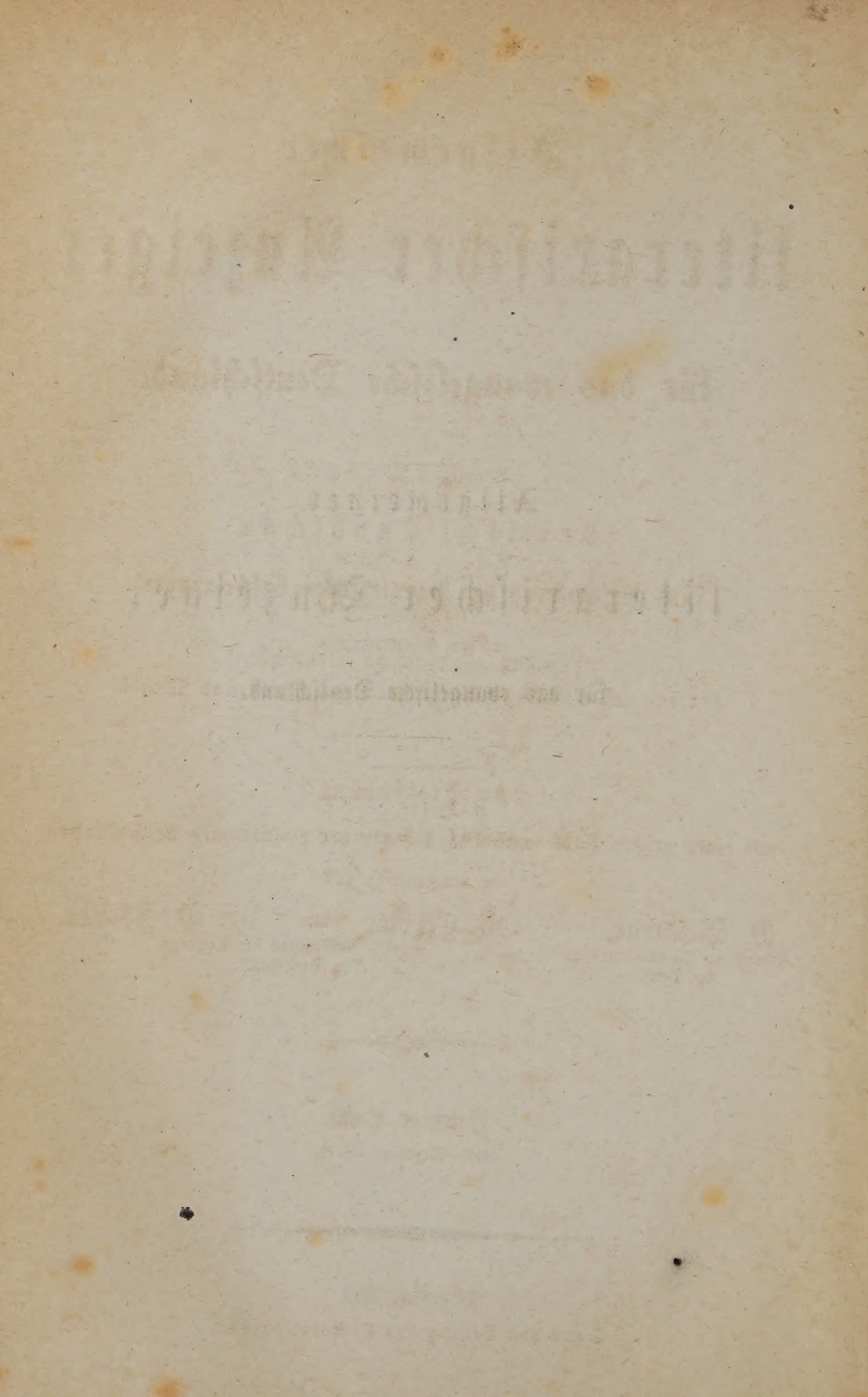




Allgemeiner
literarischer Anzeiger

für das evangelische Deutschland.

Zehnter Band.



Allgemeiner
literarischer Anzeiger

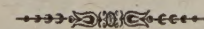
für das evangelische Deutschland.

Kritische Rundschau
und Besprechung der bedeutenderen Erscheinungen
auf dem Gesamtgebiete
der in- und ausländischen Literatur, Kunst und Musik.

In Verbindung
mit einer großen Zahl namhafter Männer der verschiedenen Wissenschaften
herausgegeben von

D. Andrae,
Pfarrer zu D. = Wilmersdorf
bei Berlin.

H. Gremer und **Dr. D. Böckler,**
ordentl. Professoren der Theologie
in Greifswald.



Zehnter Band.
Juli—Dezember 1872.



Gütersloh, 1872.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

Inhalt des zehnten Bandes.

(Juli bis Dezember 1872.)

I. Uebersichten.

Die pädagogische Literatur der letzten Jahre, besonders so weit sie das Volksschulwesen berührt. Von R. Strack	1 94 333
Ueber die Literatur der Czechen	1 81
Eine Frau auf der Höhe des Zeitbewußtseins	16
Thierische Metamorphose und Darwins Transmutation. Von Dr. L. Glaeser	89
Zur Erinnerung an Friedrich Hölberlin. Von Dr. A. Kolbe	161
Mission und Cultur. Vortrag von Militär-Oberpfarrer Hildebrandt	165 245
Moralstatistik und menschliche Willensfreiheit. Von Dr. W. Schmidt	170 252
Das Wachsen der geologischen Formationen. Von Prof. Dr. L. Glaeser	241
Gottfried Wilhelm Leibniz als deutscher Staatsmann. Von A. Grotefend	321 417
Die Aufgabe der Predigt der Gegenwart. Von Schuldirektor R. Walz	325
Victor Aimé Huber	401
Ueber christliche Kunst und deren Verhältniß zur sittlichen Entwicklung. Von Maler J. Lange	407

II. Recensionen

20 102 184 265 340 426

III. Referate aus Zeitschriften.

Neue evang. Kirchenzeitung	389	Unsere Zeit	69
Evang. Kirchenzeitung	389	Breuss. Jahrbücher	69 151 465
Allg. evang.-luth. Kirchenzeitung	389	Sybel's historische Zeitschrift	153 467
Zeitschrift für Protestantismus	389	Im neuen Reich	154
Mittheilungen aus d. ev. Kirche Rußl.	389	Deutsche Blätter	314
Allg. kirchl. Zeitschrift	389	Deutsche Worte	315 467
Reform	389	Ausland	317
Protestantische Kirchenzeitung	389	Revue chrétienne	471
Evang.-reform. Kirchenzeitung	389	Quarterly German Magazine	155
Katholik	383	Eco della verita	232 393
Pädagogischer Jahresbericht	64 467	Nuova Antologia	237
Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte	68		

IV. Kurze Literaturberichte

77 155 397

Register.

(Die großgedruckten Zahlen weisen auf die 1. Abtheilung.)

Agahd, Grundriß eines Lehrplans	338	Bibliothek, pädag.	6
Alterthümer, die biblischen	103	Bibliothek pädagog. Classiker	6
Arbeiten, theol., aus d. rhein. Predigerverein	273	Bizer, Der freie Arbeitsvertrag	295
Arnd, Pfalter-Erkklärung	276	Blume, Feldzug 1870—71	128
Asher, Schopenhauer	202	Bock, Wegweiser f. Volksschull.	95
Auf der Höhe	17	Bodenmüller, Anleitung zum Unterricht	6
Auguste, Anna und Friedas Briefwechsel	463	Bodenstedt, Zeitgedichte	307
Bach, 24 geistl. Lieder	314	Böhl, allgem. Pädagogik	280
Ballien, Liederschatz für Schule und Haus	53	Bonar, Verzage nicht	433
Bartels, Schulwesen in Ostfriesland	138	Bormann, Schulkunde	96
Barthel, Schulpädagogik	6	Bovet, histoire du psautier	426
Baumstark, christliche Apologetik	26	Brand, Sebast., Narrenschiff	225
Beauvoir, Pekin, Yeddo, San Francisco	143	Brandt, Trostbüchlein für Eltern	113
Becker, ein Wort über das Schulwesen	336	Brenz, Unterrichtslehre	97
Berendt, Geognostische Blicke	147	Brochhaus, Friedrich Arn. Brochhaus	357
Beyschlag, R. Imm. Nitsch	448	Brühns, Atlas der Astronomie	368
Bibliothek der Kirchenväter	185	Buch der Erfindungen	290

Buddenbrock, Margot's Lebensbuch	223	Giesel, Thesaurus ornithologiae	208
Bungener, Drei Tage aus d. Leben e. Vaters	113	Giehne, Skizzen und Studien	291
Bünger, Staat und Volksbildung	333	Girgensohn, Predigten	277
Buttmann, Agefilaus	440	Gneist, confess. Schule	100
Carus, Friedensstimmen	116	—, Selbstverwaltung d. Volksschule	100
Caspari, Christ und Jude	56	Gobet, Auferstehung Jesu	340
—, Geistliches und Weltliches	56	Goldammer, Kindergarten	384
Cassian Weltgeschichte	126	Goltzsch, Einrichtungen- u. Lehrplan	96
Chatelanat, zeitliche Trübsal und Trost	114	—, Stellung der Seminare	337
Chronik, allgemeine kirchliche	344	Gosner, die heil. Elisabeth	222
Cisiojanus	14	Gottschall, Kriegeslieder	308
Classen, Verhältniß des Staats	101	Goulburn, vom heiligen Leben	432
Clemen, Aufgabe der class. Philologie	223	Grab, das heilige	14
Coccinus und Wilhelm, Heilanst. f. Augentr.	149	Grass, Michel Kuhlhaas	50
Cohn, die Schulhäuser auf d. Par. Weltausst.	336	Grätz, das Salomonische Hohelied	184
Confessionale beati Thomae de Aq.	194	Gresler, die Erde	206
Conten und Schramm, allg. Wirthschaftslehre	361	Grieben, Zeitstimmen	308
Cornelius, Entstehung der Welt	241	Grosse, erzählende Dichtungen	52
Coulin, christl. Werkthätigkeit	447	Grosse, wider Frankreich	308
Curtmann, Lehrbuch der Erziehung	2	Grube, Studien u. Kritiken	141
Dammer, chem. Handwörterbuch	145	Grundemann, Missionsatlas 8. 9.	208
Deinhardt, über Lehrerbildung	337	Haas, Reform der Kirche u. Schule	333
Deitsch, Commentar über die Genesiss	340	Haase, evangel. Lieberkunde	48
Deutsch, Stephan Klinger	49	Hamanns Schriften u. Briefe	221
Dieffenbach u. Schlosser, Lage der ev. Kirche	431	Handschrift, Grönberger	12
Dieckhoff, Staat und Kirche	295	—, Königinhofer,	12
—, Schlußsatz der Marx. Artikel	29	Hanser, Joh. Rist und seine Zeit	45
Dietrich, Kirche u. Schule im Bunde	334	Harleß, Erziehungslehre	4
Ditfurth, historische Volkslieder	43	Hartsen, Principes de logique	345
Dittes, Grundriß der Erziehungslehre	4	Hartung, Beiträge zur Pädagogik	7
Dobbert, Darstellung des Abendmahls	311	Hasper, Worte am Sarge	434
Döbler, die Drakel	452	Heckenhain, Organisation d. Volkssch.	99
Dörpfeld, freie Schulgemeinde	99	Heine, Wandertag an den Mansf. Seen	209
—, Die drei Grundgebirgen	99	Heinemann, der norddeutsche Bund	387
Dörr, Krieg gegen Frankreich	130	Heinrich, christl. Volksschullehrer	97
Droße, Samml. von päd. Kernsprüchen	6	Heller, Sechs Predigten	278
Duller, Geschichte des deutschen Volkes	31	Hermann, Bruder Ludwig	458
Du sollst kein falsch Zeugniß reden	297	Hermiae, irrisio philosophorum	186
Ebell, vier Predigten	434	Herzog, Erzählungen aus d. Weltgesch.	290
Eichhoff, Doktor M. Luther	438	Hidmann, der sociale Krieg	443
Elucidarius	14	Hilfel, der alte Verfflinger	57
Elvers, B. A. Huber	401	Höder, neues vaterländ. Ehrenbuch	212
Encyclopädie das ges. Erziehungswissens	1 376	Hofacker, Wilhelm Hofacker	449
—, der Pädagogik	2	Hofmann, Kirche und Staat	362
—, der Rechtswissenschaft	358	Hofmann, heil. Schrift, Philippbrief	20
Erav, Moses und die Materialisten.	375	—, öffentl. Schulen u. das Schulgeld	336
Evangelia slavica	12	Höhlbaum, Kenners slav. Historien	29
Evertsbusch, neueste philos. System	202	Hölberlin, Hyperion	162
Fah, Welche Aufgaben erwachsen d. ev. Kirche	111	—, Tod des Empedocles	163
Feiertag, der, und f. Geltung	446	Holt, Predigten	115
Fiedler, Todtenbuch der böhm. Brüder	210	—, Christus der Sünderheiland	115
Förster, Johann Kepler	368	Holtei, Lieder eines Alten	307
—, Präparandenbildung	338	Holtzsch, Prophetenwirken Jesu	104
Franz, Aurel. Cassiodor Senator	342	Holzwarth, Bartholomäusnacht	289
Frau Nath	300	Hoppe-Seidler, Quellen der Lebenskraft	147
Frey, der rationelle Schultisch	335	Hory, Fragen der Gegenwart	285
Fricke, Religionsunterricht in der Schule	333	Huber, die Lehre Darwins	117
Friedländer, Darstell. aus d. Sitteng. Roms	121	Hufeland, Matriobiotik	150
Fries, das Haus auf Sand gebaut	300	Huhn, Gebetschule	274
Fröhlich, pädag. Bausteine	98	—, Samenförner	274
—, Volksschule der Zukunft	98	Jahresbericht, Pädagogischer	95
—, Schulorganisation	98	Jäger, die christl. Erziehung	335
Für Straßburgs Kinder	305	Jähns, Roß und Reiter	441
Funde, Reisebilder und Heimathsklänge	464	Janßen, Lieder aus 1870	308
Gegenbaur, das Kloster Fulda	209	Immer, Sohn Bunhan	40
Gerol, Eichenlaub	308	John, Lehrpredigten	114

Vollsch, confessionslose Volksschule	334	Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde	453
Vöiting, Geschichte des Rückschrittes	336	Müller, Hebel als Theolog	132
Kant, von der Macht des Gemüths	116	Müller, Geschichte des deutschen Volks	127
Karsch, Pastoralmedizin	150	—, Morth von Schwind	63
Keserstein, pädag. Streifzüge	7	—, protestantische Vorträge	335
Kehr, die Praxis der Volksschule	96	Nation, la grande,	129
Keller, sieben Legenden	462	Naturgesetz und Menschenwille	348
Kellner, Pädagogik	5	Naubert, Engel des Trostes	276
Kerner, die Volksbildung	100	Niedergergäß, Lehrer Manhart	98
Kirche u. Schule zum Staat	99	Noth, Himmelschlüssel	463
Klein, Handb. der Himmelsbeschreibung	205	Noth und Hülfe in Glaubenskämpfen	302
Knapp, Ludwig Hofacker	451	Ohler, Lehrbuch der Erziehung	5
Koch, Synopsis der Vögel Deutschlands	207	Otto, aus dem Tabackscollodium	57
Kohlbrügge, sechs Predigten	434	—, Der große König u. s. Refrut	57
Köhler, Johann Gus	131	Otto, Arbeit und Christenthum	219
Köhler, Schullehrer-Seminarien	338	Ottocarus	14
—, Geschichtl. Mittheilungen	338	Quislorp, Kern der Arbeiterfrage	219. 445
Koniecz, Reformation in Polen	104	Palmer, Pädagogik	3
Köflin, Wesen der Kirche	343	Pappenheim, Amos Comenius	139
Krieg, Christian Scriber	223	Perrot, Eisenbahnpolitik	218
Kriebitzsch, Inter folio fructus	98	Pestalozzi, Werke	6
Krillger, die confessionslose Schule	335	Pejschel, Theilung der Erde	367
Krillger u. Hermann, Zukunft der Union	431	—, Trennung der Schule	335
Kühn, Kreuz des Herrn	277	Pfaff, im ewigen Osten	346
—, von Klein auf	55	Pfeiffer, bildet die Schule zeitgemäß?	333
—, Vorstellungen von Seele u. Geist	345	—, Ordnung des Hauptgottesdienstes	112
Lafontaine, Gesch. d. Verein. Staaten 3.	211	Pfleiderer, Leibniz als Patriot	321
Laienvorträge zur Zeit des Kriegs	130	Piepenberger, die Fröbelschen Kindergrärten	386
Lang, das Leben Jesu	200	Pierjon, Preussische Geschichte	31
Lange, die Schule	101	Pitz, höchste Aufgabe der Volksschule	97
Largiadier, Volksschulkunde	4	Pirazzi, Stimmen des Mittelalters	436
Lausch, Buch der Kindermärchen	463	Plitt, Jenzendorfs Theologie	271
Lafahrt, Lambert von Hersfeld	286	Pressenig, das vatikanische Concil	269
Leutg, Theorie u. Praxis des Unterrichts	337	Prophezeiungen Ribussas	12
Liebetritt, tägliche Hausandacht	190	vom Rath, Ausflug nach Calabrien	365
Lied unter dem Weisheitsrad	12	Real-Encyclopädie des Erziehungswezens	2
Lingg, Zeitgedichte	308	Reform-Skizzen	100
Liszt, Robert Franz	312	Religionsunterricht in der Volksschule	388
Löhe, einsfältiger Beichtunterricht	194	Reichensperger, Schalspere	299
—, Beicht- u. Communionbuch	112	Reichelt, das vatikanische Concil	269
—, geistl. Tageslauf	112	Reinhold, Gefahren der Sittlichkeit	8
Lübken, Lehrplan des Seminars	338	Reiff, Rechtfertigungslehre	28
—, Einfluß der Geistlichen	333	Reithner, aus der Schule	98
Luger, Christus unser Leben	196	Reutisch, Friedrich von der Trenk	303
Luthardt, Vorträge üb. Moral d. Christenth.	428	Richter, Anforderungen an den Volksschull.	98
Lutterbeck, die Clementiner	267	—, Emancipation der Schule	334
Luz, Lehrb. der Methodik	97	—, Was thut der Volksschule noth?	334
Maehanel u. Schwab, Volksschulgarten	336	Niede, Erziehungslehre	3
Majestas carolina	14	Ritgen, Führer auf der Wartburg	62
Marbach, Halljahr Deutschlands	308	Rittel Lebensbild	358
Martenfen, Hirtenpiegel	433	Robiano, Der Jesuit	303
Martverwerkzeuge Jesu Christi	112	Robenarg, Kriegs- und Friedenslieder	307
Meibauer, Beschaffenheit des Sonnensystems	145	Rogge, Feld- und Lazareth-Geistliche	214
Meier, Judas Ischarioth	341	Rohls, Von Tripolis bis Alexandrien	142
Meißner, Zeitklänge	309	Roi, de la, Stephan Schulz	40
Mejer, zur röm. deutschen Frage	187	Rolfus, Wider die Communalsschulen	335
Merschmann, Idee der Unsterblichkeit	24	Romberg, Zustände im Elsaß	364
Meyer, Corregio	60	Roscher, Nahrungsfrage der Münzreform	217
Meyer, Schopenhauer	202	Rosbach, Geschichte der Gesellschaft	440
—, Weltelend u. Weltsschmerz	202	Roth, Predigten	195
Meyern, Zeitgedichte	309	Rothensbücher, die Realschule	140
Michalowska, ein deutscher Soldat	58	Rouffseau, Emil	6
Mohn, Confirmationsordnung	110	Rüegg, Pädagogik	3
Mool, das Leben Jesu	199	Rühl, Briefe vom Kerkerbach	333
Möbins, die material. Ideen	6	Rühle, kleine Postille	278
—, Ueberführung der Volksschule	98	Ruß, pädagog. Winke	98

Rußland am 1. Januar 1871	215	Suner v Capdebila, Gott	347
Sander, Dante Alighieri	298	Symbola Renati	53
Scriber, Kunst reich zu werden	433	Tandarias	14
Scharff-Scharffenstein, Macht des Judenthums	34	Texte du Sacre	12
Schindler, Johannes Huß	437	Tholuck, die Gebetsverhörung	108
Schliemann, Cheirosophos Reise	35	Tischhäuser, Pädagogische Winte	231
Schlosser, über nationale Erziehung	131	Träger, Sechs Zeitgebichte	507
Schmidt, ev. Glaubens- und Sittenlehre	272	Ueber Auflösung der Arten	372
—, zur Seminarfrage	337	Ueber die Entfernung des Religionsunterr.	334
Schmitz, der kathol. Seelsorger	335	Ustich, freie menschliche Schule	334
Schöberlein, Schatz des liturg. Gesangs	312	Vergilius Maro, Georgica v. Glafer	224
Scholl, Grundriß der Naturlehre	207	Verhältniß, das, der Prov. Posen	32
Scholten, der Apostel Johannes	265	Vilmar, Lehrb. der Pastoraltheologie	108
Scholz, poet. Geschichte Preußens	305	Virchow, Ueber das Rückenmark	147
Schöpfung und Mensch	348	Vischer, der Krieg und die Künste	309
Schott, Handbuch der päd. Literatur	1	Volksbibliothek für Lesevereine	53
—, Psalmen	276	Wächter, Arbeiterfrage	444
—, Predigt zur Siegesfeier	116	Wagner, gute und böse Tage	439
Schramm und Franz, illustrierte Chronik	212	Walther, Ermahnung der Communicanten	275
Schubert, die Ruhe des Volks Gottes	113	Wangenmann, Uebersichtskarte	367
Schulte, neuere kath. Orden	189	Wasserschleben, Staatsregier. u. kath. Kirche	296
Schülze, Schulkunde	4	Weber, Weichspiegel f. Confirmanden	195
Schwalb, Christus und die Evangelien	199	—, die Klige der Kinder	8
Schwerdt und Jäger, Eisenach	62	—, Statuten und 2 Reden	198
Schwind, Wandgemälde	63	Weigel, für Kanzel und Haus	194
Sednitzky, Selbstbiographie	352	Weikert, Erinnerungen	214
Selwich, eine Volksschule	98	Weislinger, Sonnenschein in der Schule	336
Sepp, Jerusalem	142	Wellhausen, Text der Bücher Samuelis	102
Seyditz, Schopenhauer	202	Wellmer, Bruder Studio	303
Seyffahrt, die Stadtschulen	97	Wendel, Communion-Büchlein	194
Seyffarth, die Seminarien	337	Werner, pädagog. Vorträge	7
Shaw, Reise nach der hohen Tartarei	365	—, Religionen des vorchristl. Heidenth.	119
Siegmund, des Herrn Jesu Geburt	112	Wernicke, Geschichte der Welt	31
Sirtz, Bergerius	106	Wiegand, Genealogie der Urzellen	370
Simend, Geschichte des Reiches Gottes	194	Wiese, Bildung des Willens	139
Solms, Uebersicht der theol. Speculation	344	Wippermann, Bertha	59
Specht, Theologie und Wissenschaft	434	Wittstock, Encyclopädie	2
Staat oder Geistlichkeit in der Schule	227	Wolff, Geschichte der Mongolen	287
Stahl, die Arbeiterfrage	442	Worrich, die confessionslose Schule	335
Stark, aus dem Reich des Tantalus	451	Wunderling, Uralted und Ewigneues	433
Stein, Mönch vom Berge	302	Wünsche, Schulkora von Deutschland	207
Steinberger, Seminar zu Friedberg	338	Wuttke, Lehrfreiheit der Geistlichen	298
Steinmeyer, Ostern und Pfingsten	108	Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte	35
Stolz, Witterungen der Seele	132	Zell, die moderne deutsche Volksschule	335
—, Wilder Honig	132	Zepp, Geschichte der deutschen Frauen	293
Ston, Schule, Staat, Lehrerberuf	338	Zirkel, Umwandlungsprozesse	146
Strittmeyer, Erziehungsfrage	7	Zöllner, das deutsche Kirchenlied	44
Sträter, Oliver Cromwell	38	Zöcker, apostolische Symbolum	28
Strauß, der alte und der neue Glaube	434	Zuberbühler, pädag. Reden	7
Schulze, Uebersragung des Relig.-Unterr.	334	Zwick, Ziele der Lehrerbildung	337

I. Rufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar-historischen Inhalts.

Die pädagogische Literatur der letzten Jahre,

besonders soweit sie das Volksschulwesen berührt.

Von R. Strack, Pfr. zu Groß-Busched, Dekan und Kreis Schulcommissar.

Der Leipziger Messkatalog der letzten Jahre hat eine nicht geringe Anzahl von Schriften und Schriftchen aus dem Gebiete der Pädagogik im weiteren Sinne des Wortes verzeichnet, und doch nicht viele, von denen man sagen könnte, daß sie Epoche machend wären und die Wissenschaft selber besonders gefördert hätten. Vergleichene Schriften erscheinen dem ganzen Geiste unserer Zeit gemäß mehr auf dem Gebiete der sogenannten exakten Wissenschaften. Namentlich ist in der Philosophie, mit welcher die Pädagogik im innigsten Zusammenhang steht, ein unverkennbarer Stillstand eingetreten. Die Philosophen der Gegenwart haben nicht ein neues System zu Tage gefördert, sondern sind entweder bloße Eklektiker oder bauen auf früheren Systemen weiter. Namentlich ist es die Herbart'sche Philosophie und die damit verwandte Beneke'sche Psychologie, welche auf die bedeutendsten Pädagogen der Gegenwart bestimmend eingewirkt hat. Und man erkennt es in Folge davon immer mehr, daß ohne gebiegene psychologische Einsicht keine pädagogische Theorie noch Praxis fest begründet werden könne. Ein erfreuliches Zeichen der Zeit ist es, daß der Materialismus noch keinen nennenswerthen Einfluß auf die Pädagogik ausgeübt hat. Es möchte diese Erscheinung als ein ungünstiges Prognostikon für den Materialismus, diese traurige Selbstvernichtung des menschlichen Geistes, betrachtet werden. Wer sich mit den Titeln der meisten oder fast aller pädag. Schriften der letzten Zeit, mitunter verbunden mit kurzer Inhaltsangabe und kurzem Urtheil, bekannt machen will, dem empfehlen wir: Handbuch der pädag. Literatur der Gegenwart. Ein nach den Hauptlehrfächern übersichtlich geordnetes Verzeichniß der namhaftesten literarischen Erscheinungen auf dem Gebiet der Pädagogik. Für Lehrer an hohen und niederen Schulen, v. G. C. Schott, Direktor der vereinigten Raths- und Wendler'schen Freischule in Leipzig. I. Th.: Pädagogik, Religion. III. Th.: Geographie, Geschichte, Naturkunde.

Der noch im Rückstande befindliche zweite Theil soll die literarischen Erscheinungen auf dem Gebiete des gesammten deutschen Sprachunterrichts und der Mathematik enthalten. Das Ganze ist übersichtlich geordnet, die Angabe der Titel ist sorgfältig und genau; nichts Wesentliches wird vermißt. Im III. Theil sind mitunter die Urtheile allzusehr vom Lützen'schen pädag. Jahresbericht abhängig, weniger im ersten. Das Schulwesen der einzelnen Länder findet eine sorgfältige Berücksichtigung. Wer weitergehende pädag. Studien machen will, wird das Buch nicht gut entbehren können.

Als die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete der pädag. Literatur ist unstreitig anzusehen: Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, bearbeitet von einer Anzahl Schulmänner und Gelehrten. Herausgegeben unter Mitwirkung von Prof. Dr. v. Palmer, Prof. Dr. Wildermuth in Tübingen und von Dr. R. A. Schmid, Rektor des Gymnasiums in Stuttgart. Gotha, Rudolf Besser. Bis jetzt*) 82 Hefte à 12 Sgr. (geht bis Stereometrie).

Es ist dieses Buch ein Produkt deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit, wie kein

*) (Sommer 1871).

anderes Volk und kein anderes Zeitalter ein ähnliches aufzuweisen hat. Schwerlich möchte man irgend eine nennenswerthe Frage aus dem Bereiche der Erziehungs- oder der Unterrichtsfunde auffinden können, welche nicht in demselben mit genügender Ausführlichkeit behandelt wäre. Man findet hier eine reichhaltige Sammlung der gediegensten pädagogischen Abhandlungen von den namhaftesten Schulmännern, Theoretikern wie Praktikern. Besondere Aufmerksamkeit hat dasselbe der Geschichte der Pädagogik, sowie der Schulfürsorge gewidmet. Indem wir uns vorbehalten, auf dieses Werk in einer ausführlichen Uebersicht zurückzukommen, wenn es vollendet ist, bemerken wir nur noch, daß wir dasselbe als einen hemmenden Damm gegen die falsche pädag. Richtung der Gegenwart ansehen. Es ist in christlichem, kirchlichem Geiste abgefaßt. Um so schwerer fällt das Urtheil von einem der bedeutendsten Gegner dieser Richtung in die Wagtschale. Seminar-Direktor Dr. Dittes, jetzt in Wien, sagt in dem pädag. Jahresbericht (XIX, S. 207: „Es dürfte nunmehr allgemein feststehen, daß dieses Werk alle ähnlichen bis jetzt erschienenen an Umfang und Gebiegenheit des Inhalts weit übertrifft. Auch im vorigen Jahre (1867) hat es seinem Programm getreu Artikel über alle Theile des Erziehungs- und Unterrichtswesens, über allgemeine Pädagogik und ihre Hilfswissenschaften, über Schulkunde, über Geschichte des Unterrichtswesens und über das gegenwärtige Schulwesen einzelner Länder geliefert. Wenn auch dem Werke, wie allem Menschlichen einzelne Mängel anhaften, und der kirchliche Standpunkt mehrerer Mitarbeiter nicht auf allgemeine Billigung rechnen kann, so erweckt doch fast jeder Artikel durch strenge und gründliche Wissenschaftlichkeit Beifall.“

Die späteren Urtheile von Dittes sind weniger günstig, doch nur wegen der vertretenen religiösen Ansichten wie es XX, S. 2 heißt: „Je gediegener die meisten Abschnitte desselben sind, um so mehr ist es zu bedauern, daß manche andere die Farbe einer bestimmten Partei tragen.“ Im neuesten Jahrgang (XXII, S. 428) spricht Dittes den Wunsch aus, daß das Werk schneller gefördert und bald zum Abschluß gebracht werden möge. Der unbestreitbare Werth desselben motivire diesen Wunsch zur Genüge. Aber auch die Mängel und Lücken ließen sich erst dann vollständig überschauen und würdigen, wenn das Ganze vorliege.

Der ausgesprochene Wunsch wird übrigens auch von uns und vielen anderen getheilt. Von geringerem Werth, aber doch immer zu beachten ist die Real-Encyclopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens nach katholischen Prinzipien. Unter Mitwirkung von geistl. und weltl. Schulmännern, für Geistl., Volksschul., Eltern und Erzieher, bearbeitet von Hermann Kofus, Pfr. zu Reifelingen im Großh. Baden und Adolf Pfister, Pfarrer und Schulinspektor zu Rißtissen im Königreich Württemberg. Mit Approbation Hochw. bischöfl. Ordinariats zu Mainz. Mainz, Kupperberg, 1865 u. 1866. 8 $\frac{1}{4}$ Thlr. Der katholische Standpunkt der Herausgeber und Mitarbeiter tritt allenthalben, theilweise ziemlich schroff hervor. Das vermindert den Werth der Bundesgenossenschaft im Kampfe gegen die Pädagogik des Unglaubens.

Ganz anderer Art und älteren Ursprungs ist: Encyclopädie der Pädagogik. N. unter dem Titel: Encyclopädie, Methodologie u. Lit. d. Pädag. v. Stoy. Leipz., 1861. 2 Thlr. Der Verf. ist bekanntlich ein entschiedener Herbartianer und vertritt diese seine Anschauung auch in der pädag. Encyclopädie, welche zum Selbststudium bestimmt ist und eine Fülle anregender Gedanken enthält. Raum zu vergleichen damit ist: Wittstock, Encycl. d. Päd. im Grundriß. Zum Gebrauch bei Vorlesungen und zum Selbstunterricht. Heidelberg, 1865. 24 Sgr. Wäre das Werk so gediegen, als der Verf. voll Suffisance ist, so würde dasselbe bald bedeutende Reformen hervorgerufen. In seiner wirklichen Gestalt aber wird es spurlos verschwinden. Wenn der Verf. wirklich das Schulwesen nach seinen Ideen reformiren will, so muß er noch gründlichere Studien machen. Das academische Studium, das er auch für die Volksschullehrer verlangt, genügt an und für sich noch nicht einen tüchtigen Pädagogen zu bilden.

Gut ist es besonders, wenn man neben der Theorie auch einige Praxis besitzt. Eine reiche, vielseitige Schulerfahrung verlieh seiner Zeit dem Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts von W. J. G. Curtman (Dir. des Schull.-Seminars zu Friedberg) einen nicht geringen Werth. Es ist dies für Eltern, Lehrer und Geistliche berechnete Lehrbuch

der Pädagogik zum letzten Mal 1866 bei Winter in Heidelberg in 2 Theilen erschienen. (2 Thlr. 16 Sgr.). Ursprünglich sollte dasselbe eine Bearbeitung der Erziehungslehre des Heidelberger Prof. Schwarz sein, wurde aber unter der Feder schon ein neues Buch, sodaß von dem alten wenig oder nichts übrig blieb. Curtman war ein klarer und scharfer Denker, der fast in allen Schulgattungen, Gymnasium, Realschule, Seminar, Volksschule gearbeitet hat. Das merkt man dem ganzen Buche an. Es ist klar und leicht zu verstehen; die gegebenen Lehren und Rathschläge sind praktisch und ausführbar. Curtman war religiös gesinnt, gehörte aber keineswegs zu den Orthodoxen; er war für bessere Stellung und Dotation der Lehrer, redete aber niemals den radikalen Emanzipationsgelüsten das Wort, er war kein Freund der Extreme. Gerade darum verdient das Studium der vorliegenden Schrift bei den Parteikämpfen der Gegenwart noch immer empfohlen zu werden.

Dagegen zeigt die „Evang. Pädagogik“ von Chr. Palmer in Tübingen in 4. Aufl. 1869 zu Stuttgart erschienen, (2 Thlr. 12 Sgr.) fast auf jedem Blatte den fürs Schulfach begeisterten Theologen. Diese Schrift ist ein Beweis, daß Theologie und Pädagogik nicht so ganz unvereinbar mit einander sind, wie viele behaupten wollen. Schott sagt über dieselbe: „Ein bedeutendes Werk, das sich durch Fachkunde, Gründlichkeit der Untersuchungen und große dialektische Gewandtheit auszeichnet. Streng kirchl. Standpunkt.“ Ja so ist es. Auf jedem Blatte zeigt es, daß das Beiwort „Evangelisch“ kein epitheton ornans ist. Es ist evang. im Gegensatz zum Unglauben und zum Katholicismus. Um so mehr verdient das Urtheil von Väben Beachtung. Dieser sagt (Jahresb. XXII, 445): „Trotz dieser Eigenthümlichkeiten des vorliegenden Werkes kann ich demselben meine Anerkennung nicht versagen. Es ist aus dem Ganzen gearbeitet, entwickelt einen festgeschlossenen und einheitlichen Gedankenkreis, läßt den Leser nie im Unklaren über den Standpunkt des Verf., zeugt überall von wissenschaftlicher Gediegenheit und redlichem Streben. Besser wird wohl die Pädagogik vom Standpunkte der lutherischen Theologie nie dargestellt werden, und wenn ich auch diesen Standpunkt selbst nicht als einen haltbaren betrachten und ihm keinen Bestand verheissen kann, so hat doch das Palmer'sche Werk ohne allen Zweifel für jetzt noch seine volle Berechtigung (im Streite der Systeme), sondern, es hat sich auch durch seine, vom Systeme unabhängigen, Vorzüge ein bleibendes Verdienst erworben. Wer sich mit der Pädagogik gründlich vertraut machen will, darf sich zwar nicht auf dies Werk beschränken, darf es aber auch nicht ungelesen lassen“ (Vgl. die beiden Recensionen: Liter. Anz. V, S. 452, VII, 207).

In 3. vermehrter und verbesserter Aufl. erscheint gegenwärtig: Erziehungslehre von G. A. Niede, gewes. Seminarrektor in Eßlingen, jetzt Pfarrer in Poffenau. Diese Schrift ist für das größere Publikum berechnet, und will weder ein Compendium der Pädag. noch eine strengwissenschaftliche Bearbeitung derselben sein. Sie hält sich an die Natur und Erfahrung und will den Leser in allgemeinverständlicher Sprache über die Grundlagen und Erfordernisse einer gedeihlichen Kindererziehung aufklären. Zum Schlusse wird noch eine kurze Geschichte der Erz. unter den hervorragenden Culturvölkern der alten und neuen Zeit mitgetheilt. Zur Charakterisirung des im Buche herrschenden Geistes kam folgende Stelle dienen: „Den Kirchenschulen Communalsschulen entgegenstellen hieße nur eine Einseitigkeit durch eine andere ausgleichen wollen. Zwei Einseitigkeiten geben aber keine Allseitigkeit. Schwerlich würden sie einen gesunden Wettstreit, um so gewisser heillosen Zwiespalt und gehässige Rivalität erwecken. Aus diesem Grunde müssen wir es für ebenso unklug, als ungerecht erklären, wenn der Staat die Volksschule ihrem Schicksale überläßt; denn alsdann fällt sie sicherlich in die Hand der Kirche und deren Gegner. Keins von beiden dient zum Frommen des Volkes. Und wo der Staat bei Gründung von Schulen seine und der Kirche wahre Interessen (die sich nie widersprechen können) im Auge behält, um Bildungsanstalten zu errichten, welche den ganzen Menschen seiner harmonischen Entwicklung zuführen, wird die Volksschule ihre ungetheilte Mission zum Segen des ganzen Volkes erfüllen.“

Rüegg, H. A., (Dir. am deutschen Lehrersem. im Cant. Bern), Die Pädagogik in übersichtlicher Darstellung. Ein Handbuch für Lehramtsandidaten, Volksschullehrer und Erzieher. Bern, 1866. „Gibt auf beschränktem Raume einen ungemein fruchtbaren und

anregenden Ueberblick über die Wissenschaft der Erziehung und wird besonders in Lehrer-Sem. dem Unterricht über die Pädagogik mit Nutzen zu Grunde gelegt werden können“. (Schott).

Ganz besonders für den Unterricht in den Seminarien bearbeitet ist die in 2. Aufl. (Nürnberg, 1865 und 1867) erschienene Erziehungslehre v. J. S. H. Harleß, Seminar-Inspektor in Schwabach. Streng luth. kirchlicher Standpunkt, sehr kurz, bei geschickter Behandlung brauchbar.

Weniger orthodox, aber doch in kirchenfreundlichem Geiste bearbeitet ist: Volksschulkunde. Leichtfaßlicher Wegweiser für Volksschullehrer, Lehramtsandidaten zc., von Ant. Ph. Largiadèr, Sem.-Direktor auf Marienberg bei Korschach. Zürich, 1869. 1²/₃ Thlr. Das Buch handelt von der Bedeutung und Stellung, der Aufgabe und Gliederung der Volksschule. Besonders ausführlich spricht es sich über Inhalt und Methode des Schulunterrichts aus. Die ganze Darstellung zeigt den erfahrenen Schulmann, welcher auch der Kirche einen bedeutenden Einfluß auf die Schule gewahrt wissen will.

Diesen Einfluß bekämpft mit leidenschaftlicher Erbitterung: Grundriß der Erziehungs- und Unterrichtslehre. Von Dr. Friedr. Dittes, (früher Schulrath und Seminar-Direktor in Gotha, jetzt Direktor des Pädagog. in Wien). Leipzig, 1868. Der Verfasser ist bekanntlich der entschiedenste Gegner der bisherigen Verbindung von Schule und Kirche. Er behauptet, daß zwischen der auf Anthropologie gegründeten Pädagogik und der auf kirchlichen Satzungen beruhenden Theologie sehr wesentliche Differenzen beständen. Wie die kirchlichen und pädagogischen Verhältnisse gegenwärtig im Großen und Ganzen lägen, könne ein bekenntnistreuer und eifriger Pfarrer mit einem pädag. gebildeten und gewissenhaften Lehrer nicht zusammen arbeiten, ohne daß sie beide einander gegenseitig direkt oder indirekt beföhden. Der Geistliche soll gar nichts mehr in Schulangelegenheiten zu sagen haben, ihm soll nur der confessionelle Religionsunterricht bei der Vorbereitung zur Confirmation überlassen bleiben. Der Lehrer soll den allgemein christlichen Religionsunterricht behalten. Denn auf religiösem Gebiete sei das Christenthum unstreitig das Beste. Es stehe mit der allgemeinen Menschenbildung nicht im Widerspruch, sei vielmehr das vorzüglichste Mittel derselben. Daher darf sich die Volksschule nicht auf einen sogenannten allgemeinen Religionsunterricht beschränken; sie habe aber auch nicht Lutheraner, Calvinisten, Katholiken zc., sondern Christen zu bilden. — Die sonstigen pädag. Ansichten des Verf. verdienen bei weitem mehr beherzigt zu werden als die kirchlichen, sie sind fast durchgängig anwendbar und zu empfehlen, so daß wir uns überzeugt haben, in der Praxis sei ein Zusammenwirken zwischen Geistlichem und Lehrer möglich, auch wenn sie nicht ganz auf gleichem religiösem Standpunkte stehen. Nur müssen beide die Extreme und aggressive Bemerkungen vermeiden und bei der Sache bleiben.

Mit besonderer Gründlichkeit und Sorgfalt hat der Verf. die phys. Erziehung der Kinder behandelt, so daß zu wünschen wäre, das Gesagte würde in allen Familien und Schulen befolgt. Eine kurze Psychologie auf dem Boden des Beneke'schen Systems bildet die Grundlage der späteren pädag. Erörterungen (Vgl. Liter. Anz. VI, 296 und II, 176).

Bei weitem ausführlicher ist: Evangelische Schulkunde. Praktische Erziehungs- und Unterrichtslehre für Seminarien und Volksschullehrer. Von Dr. F. W. Schütze, Seminar-Direktor. Leipzig, 1870.

Dieselbe zerfällt in fünf Theile:

I. Pädagogische Menschenkunde, als nothwendige anthropologische Grundlage der Erziehungs- und Unterrichtslehre. II. Schulkunde im engeren Sinne. III. Unterrichtslehre. IV. Erziehungslehre im engeren Sinne. V. Kurze Geschichte des evangel. Erziehungs- und Unterrichtswezens. Der Verf. ist ein gläubiger Christ und verläugnet dieses auf keiner Seite des ganzen Buches. Am Schlusse wird noch darauf hingewiesen, daß Religion und Erziehung überall und zu allen Zeiten in der allerinnigsten Verbindung gestanden hätten. Es sei falsch, wenn die moderne Pädagogik behaupte, die Erziehung nach den Grundsätzen der Bibel stände in direktem Gegensatze zu der modernen naturgemäßen Erziehung, die sich von der Menschennatur selbst die Erziehungs- und Unterrichtsgesetze diktiren lassen wolle. Pestalozzi selbst habe Christum den göttlichen Erzieher genannt, der die ewigen Gesetze, die der Schöpfer in die Menschennatur unmittelbar gelegt habe, in ihrem eben so unmittelbaren Ausdruck dar-

gestellt. Alle Fortschritte, alle sittlichen Entwicklungen des Menschengeschlechts würden nur sein Princip entwickeln bis ans Ende der Tage. Man könne seine (Pestalozzis) Forderungen und Grundsätze als eben so viele Forderungen und Grundsätze des Christenthums ansehen, nur daß sie in diesem weit erhabener erschienen, als er sie darzustellen vermöge. Die Vollkommenheit der Pädagogik der Bibel sei selbst von Göthe anerkannt worden, der also geredet habe: „Je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, destomehr wird die Bibel zum Theil als Fundament, zum Theil als Werkzeug der Erziehung von wahrhaft weisen Menschen genützt werden.“ Der letzte Satz lautet: „Wir haben in diesem Abschluß noch einmal auf das Fundament hinweisen wollen, auf welchem unsere evangelische Schulkunde ruhen will. Einen andern Grund kann aber Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. So aber Jemand auf diesem Grund bauet Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln, so wird eines Jeglichen Werk offenbar werden, der Tag wird es klar machen. Uns aber sei und bleibe „Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit.“

Man glaube aber ja nicht, daß der Verf. nur eine f. g. biblische Psychologie und Pädagogik geliefert habe. Er sagt ausdrücklich in der Vorrede: „Eine sogenannte biblische Seelenlehre, wie deren besonders Süddeutschland mehrere geliefert, genügt hier nicht; es muß eine empirisch-wissenschaftliche sein, aber eine solche, die die Seele in ihrem hohen Adel göttlicher Ebenbildlichkeit nicht schädigt, die sich mithin rein hält von pantheistischen und materialistischen Vorstellungen vom Seelensein und Seelenleben“. Ebenso wenig darf man den Verf. beschuldigen, daß er mit allzugroßer Bevorzugung der Religion die Forderungen an die Schule in Beziehung auf die übrigen Lehrfächer zu niedrig gestellt habe. Mitunter hat der Verf. mehr gefordert, als die Volksschule selbst unter günstigen Verhältnissen zu leisten vermag.

Die kurze Geschichte des Erziehungswesens beginnt eigentlich erst mit Luther, da die früheren Jahrhunderte auf 3 Seiten abgemacht werden, sie endigt mit Pestalozzi und übergeht alles Folgende. Letzteres müssen wir als einen Mangel erkennen. Gerade die neuere Pädagogik muß den Seminaristen ausführlich erörtert werden.

Wir wundern uns nicht, daß diese neueste Schulkunde bald nach ihrem Erscheinen vielen Beifall gefunden hat und u. a. ins Holländische überfetzt worden ist.

In katholischen Kreisen hat weite Verbreitung gefunden: Ohler, A. E. R., Direktor am Schullehrersemin. zu Bensheim, Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts. Ein system. Darstellg. des gesammten math. Volksschulwesens für Geistliche und Lehrer. 6. Aufl. Mainz, 1870. 2¹/₃ Thlr. — Praktisch und anschaulich. Verdient theilweise auch von Protestanten gelesen zu werden.*)

Noch in bei weitem höherem Grade gilt dies von: Die Pädagogik der Volksschule und des Hauses in Aphorismen. Von Dr. L. Kellner, Regierungs- und Schulrath. 8. verb. und verm. Aufl. Essen, 1869. Einem Buche, das den christlichen und kirchlichen Standpunkt des Verf. nicht verleugnet, dient es ohne Zweifel zur Empfehlung, wenn es von den Vertretern der liberalen pädagog. Richtung ein günstiges Urtheil erfährt. Darum glauben wir das vorliegende am besten mit den Worten von Dittes (Pädag. Jahressb. XXII. S. 463) charakterisiren zu können: „Ein längst vortheilhaft bekanntes Buch. Man liebt es immer wieder gern, wenn man es auch schon in seiner ersten Auflage gekannt hat. Freilich darf man in demselben keine erschöpfende und allseitig begründete Volksschulpädagogik suchen; manche Frage wird nur angeregt, nicht entschieden. Auch taucht hin und wieder eine nicht nur individuelle, sondern schiefe Ansicht auf. Allein man liest das Büchlein immer mit wahrem Behagen. Es ist anmuthig geschrieben, giebt eine schöne Summe pädagogischer Erfahrungen und Blicke und ist, vor der Regulativperiode entstanden, frei von dem häßlichen Geiste, welcher einen Theil der neueren pädag. Literatur und auch die neueren Schriften Kellners so arg entstellt. Die Aphorismen stammen aus Kellners besten Jahren, aus der Periode seiner Unbefangenheit und werden daher länger, als spätere Schriften desselben Verfassers, in der Lehrerwelt wie ein lieber Gast willkommen geheißen werden.“ Die neueste Aufl. lag uns

*) Vgl. Allg. L. N. II, S. 176.

nicht vor; aber auch in seiner früheren Gestalt hat uns das Buch vor Zeiten manchen Genuß gewährt, Anregung und Belehrung geboten. — Demselben steht würdig zur Seite: Carl Barthel's Schul-Pädagogik. Ein Handbuch für angehende Schullehrer und Schulkrevisoren. In vierter Aufl. neubearb. von G. Wanjura, Reg.- und Schulrath. Breslau, 1869. — „Das vorliegende Handbuch ist zunächst für Seminaristen zur Vorbereitung auf die pädagog. Stunden, zur Vergleichung und Wiederholung der Vorträge über Schulkunde bestimmt; weiter soll es den Lehrern, die bereits im Amte sich befinden, zur Erinnerung an das im Seminare Vernommene, zur Erfrischung des pädag. Sinnes, zur Grundlage bei Ausarbeitung der einzelnen Jahrgänge, zum Probirstein für ihr Unterrichtsverfahren und zum Wegweiser dienen, wenn sie sich mit der Vorbereitung von Präparanden beschäftigen; den Candidaten des geistlichen Standes will es dann eine bequeme Uebersicht über einen der wichtigsten Theile der Pastoraltheologie geben und in ihnen die Ueberzeugung hervorrufen, daß der, welcher Griechisch und Latein gelernt und mit höherer Mathematik sich befaßt hat, dadurch noch lange nicht stimmberechtigt auf dem Gebiete des Volksschulwesens geworden ist, daß er zu diesem Zwecke, was namentlich Methodik anlangt, gar manches vergessen, manches aber durchaus lernen muß, wenn er einst in ersprißlicher Weise eine Schule beaufsichtigen will; den schon im Amte befindlichen Schulkrevisoren und Schulinspektoren endlich möchte das Buch einfach anzeigen, welche Stunde es gegenwärtig im Reiche der Jugendbildung sei.“ So spricht sich die Vorrede aus; sie verheißt viel, aber gerade nicht heterogene Dinge, auch nicht zu viel, denn das Geleistete bleibt nicht hinter dem in Aussicht Gestellten zurück. Der Verf. ist Katholik, aber mit Ausnahme der Religionslehre tritt sein katholischer Standpunkt nicht besonders bemerkbar hervor. Ähnliches gilt von „Anleitung zum Unterricht und Erziehung. Schulamtszöglingen, Eltern, Lehrern, Seelsorgern und Schulaufssehern gewidmet von B. J. Bodenmüller.“ Ettlingen, 1867. Besonders brauchbar für katholische Seminare.

Auch alte Münze wird wieder auf den Markt gebracht, um sie aufs Neue in Cours zu setzen. Bei D. Wigand in Leipzig erschien 1867 in 5. Auflage: Rousseau, J. J., Emil oder über die Erziehung. Deutsch von R. Große. 3 Theile in 1 Bd. 24 Sgr. Wir glauben nicht, daß das originelle Buch auf unsere Zeit bestimmend einwirken wird. Es hat seine Mission erfüllt und heute mehr historischen Werth als pädagogischen. Doch können bei besonnener Prüfung auch unsere Zeitgenossen noch manches daraus lernen. — In Berlin erscheint bei Klönne und Mayer seit 1869: Pädagogische Bibliothek. Eine Sammlung der wichtigsten pädag. Schriften älterer und neuerer Zeit. Im Verein mit Gefinnungsgewissen herausgegeben von Karl Richter, Lehrer in Leipzig. à Hest 5 Sgr. Der Anfang wurde gemacht mit: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, mit Anm. versehen von Alb. Richter. — Bei J. Beyer in Langensalza erscheint eine ähnliche Sammlung der bedeutendsten pädagog. Schriften älterer und neuerer Zeit unter dem Titel: „Bibliothek pädagog. Classifier.“ Herausgeg. von Herm. Beyer. In monatl. Lief. à 8—10 B. 16. zu 5 Sgr. Auch hier wurde mit Pestalozzi's ausgewählten Werken und dessen Biographie der Anfang gemacht. Pestalozzi's sämtliche Werke gab Rektor Seyffarth in Brandenburg (bei Müller) heraus, gesichtet, vervollständigt und mit erklärenden Einleitungen versehen.

August Dröse hat herausgegeben: Sammlung von pädagog. Kernsprüchen und Musteraufsätzen, zu einer Erziehungslehre geordnet. Danzig, 1867. 16 Sgr. Wir finden hier Aussprüche besonders von Bencke, sodann von Jean Paul, R. v. Kaumer, Niemeyer, Schwarz, Rousseau, Pestalozzi, Diesterweg u. A. im Ganzen von 41 Schriftstellern über den Begriff, die Wichtigkeit, den Zweck, die Eintheilung der Erziehung, über die Aufgaben derselben in den verschiedenen Perioden der Kindheit, über die ihr zu Gebote stehenden Mittel, über die Gefahren und Hindernisse, gegen welche sie ankämpft. Körperliche Pflege, Bildung des sinnlichen Wahrnehmens und Empfindens, Spiele, Sprachentwicklung, Gemüthsbildung, religiöse und sittliche Erziehung, werden ausführlich beleuchtet.

Es bleibt uns nun noch übrig, einige pädagog. Broschüren und Sammelwerke zu erwähnen.

Gegen einige verkehrten Richtungen der modernen Pädagogik spricht sich mit anerkennenswerthem Freimuth der evangelische Pfarrer Richard Möbius aus in: Die material-

stischen Ideen in der modernen Volkserziehung und ihre Gegensätze zum Reiche Gottes. Frankfurt a. M. Heyder und Zimmer. (Vgl. L. A. VII, 59). Der Verf. geht von dem Grundsatz aus, daß man allein die dem Boden des Ev. entsprungene und in ihm fest wurzelnde Humanität für die höchste und wahrste zu erkennen habe. Dabei weist er hin auf die Gefahren, welche die materialistischen Anschauungen für die Menschheit überhaupt und besonders für die Erziehung herbeiführten. Natürlich bekämpft er die falschen Emanzipationsbestrebungen, die absolute Trennung der Kirche und Schule, die Einführung confessionsloser Schulen u., da dieses nothwendig auf dem abschüssigen Wege immer weiter abwärts führe.

Die pädag. Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von W. Werner, Lehrer an der IV. Bürgerschule zu Leipzig, (Julius Klinckhardt) haben ihr Dasein nur bis zum 2. Bande gebracht, wiewohl wir denselben längere Dauer gewünscht hätten. Was geliefert worden ist, übertrifft meistens die gewöhnliche Journalwaare. Der 1. Band enthält folgende Abhandlungen: Möbius, Theologen oder Seminaristen? Der Schluß lautet: „Je mehr aber die Schule sich der Heiligkeit dieser ihrer Aufgabe (sich als Schwester der Kirche zu beweisen) bewußt bleibt und je eifriger sie nach deren Erfüllung strebt, desto eifriger werden sich zu ihrem Werke von jener religiösen Begeisterung durchdrungene Männer finden, die ich vorher als den schönsten Schmuck der Theologen hervorhob. Wer sich denn nach Befriedigung der aufgestellten Forderungen für den Wirkungskreis der Schule erklärt hat, der wird ihn auch nicht mit halbem, sondern mit ganzem Herzen angehören und mit freudiger und dankbarer Begeisterung wird er auch in das Lied einstimmen: Ich bin ein Lehrer, will ein Lehrer bleiben“. 2. Die Gestaltung der Volksschule durch den Francke'schen Pietismus von Prof. F. A. Eckstein. (Auf Quellen beruhende wahrheits-treue Darstellung.) 3. Bornemann, Die permanente Ausstellung der Lehrmittel zu Leipzig. 4. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von etlichem ganz Anderem, das auch damit zusammenhängt. (Ausführlich und gründlich.) Delitzsch, Beiträge zur Methodik des geograph. Unterrichts, namentlich des Kartenlesens und Kartenziehens in Schulen. (Sehr zu beachten). Arendt, Ueber den Unterricht in der Chemie an höheren und niederen Schulen. II. Bd. 1. Contzen, Die Volkswirtschaftslehre als Unterrichtsgegenstand auf höheren und niederen Schulen. (Man dürfe doch der Schule nicht zu viel auf!). 2. Stöckner, Altes und Neues aus dem Gebiete der Heilpädagogik. 3. v. St. Marie, der Blinde und seine Bildung. 4. Budich, Der Bildungsgang der Frauen. (Fern von Extremen.) 5. Werner, Ueber die Gewinnung und Benutzung von Lehrmitteln zur Belebung des Unterrichts und manches, was damit in Verbindung steht.

Erziehungsfragen, gemeinverständlich erörtert von Ludwig Strümpell, Prof. der Phil. und Päd. an der Universität zu Dorpat. Leipzig, 1869. 18 sgr. — Der Verf. ist Herbartianer und gibt solches allerdings mit Bewahrung seiner Selbstständigkeit auch in vorliegender Schrift zu erkennen. Dieselbe handelt zuerst von den allgemeinen Einflüssen, unter denen die Kinder aufwachsen (Vater, Familie, Schule, Kirche, Leben, Beruf, Staat, Zeitgeist, Pädagogik), sodann von den erziehenden Thätigkeiten, Wartung, Pflege, Unterweisung, Regierung, Zucht, Gewöhnung, Unterricht; endlich von den Zielen der Jugendbildung, von den Zwecken der Gemüthsbildung, der intellectuellen und der Willensbildung.

Pädag. Streifzüge von Dr. Kefenstein. Rassel u. Leipzig, 1870. Inhalt: Aufgabe und Methode der Geschichte der Pädagogik, Geschichte und Unterricht in der Gesch., die Humaniora an der Handelsschule, zur Frage der Schulaufsicht, Herder als Pädagog, der deutsche Aufsatz, das deutsche Lesebuch, Briefe an einen angehenden Lehrer.

Pädag. Reden und Abhandlungen von S. Zuberhühler, verst. Seminar-director. Nebst der Biographie des Verf. St. Gallen, 1869. 18 sgr. Inhalt: Charakterbildung der Schüler durch Haus und Schule, der rechte Lehrergeist, die praktische und ideale Aufgabe der Volksschule, die Mitwirkung des Lehrerstandes zur Verbesserung seiner ökonomischen Lage, Aufgabe einer Lehrerconferenz, über weibliche Erziehung, Erwörterung über Sprache und Sprachunterricht u. A. m. (Praktischen Pädagogen sehr zu empfehlen.)

Beiträge zur Pädagogik. Von Dr. Hartung. Wittenberg, 1869. Behandelt die Entwicklung des „Geistlebens“, in welchem der Verf. „Gefühl, Phantasie, Denken und

Wollen unterscheiden, mit Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit, jedoch mit einem starken Anflug der jetzt in Preußen herrschenden Kirchlichkeit" (Lüben).

Weber, Prediger in Stendal (jetzt in Barmen). Die Lüge der Kinder und deren Behandlung in Schule und Haus. Berlin, Rauch. 7 $\frac{1}{2}$ sgr. (Original, mit Geist und sittlichem Ernst.) S. L. A. IV, 67.

Gefahren der Sittlichkeit unserer Jugend. Mahnruf an die Gesellschaft von Fel. A. Reinhold. Wien, 1868. Der Verf. will in Wien (gilt auch wohl anderwärts) seit einigen Jahren ein stetes Abnehmen von Strebbarkeit, Wißbegierde und Sittenreinheit bei der Jugend bemerkt haben; er fühlte sich darum gedrungen, auf diesen Uebelstand aufmerksam zu machen und Mittel zur Abhülfe anzugeben. Jedenfalls lesens- und beachtenswerth.

Aus Schmid's Encyclop. gehören hierher, abgesehen von ganz speziellen Artikeln: Bd. II. Erziehung, verkehrte Richtungen in ders. von G. Baur. Erziehungsprinzipien von Palmer; Erziehungstalent, Takt von dems. Gedächtniß von Deinhardt. Gefühlsbildung v. G. Baur. Gemüth von Deinhardt. III. Bd. Individualität von G. Baur. Gesunder Menschenverstand von dems. IV. Bd. Neigung, Trieb, Begierde, Leidenschaft von Deinhardt. Pädagogik von Ernst Möller. Pädagogische Erfahrung von Hauber. Phantasie von Deinhardt. VI. Bd. Phrenologie von Lange. VIII. Bd. Seelenlehre, Psychologie von dems. Servile und liberale Erziehung von Erler. (Fortsetzung folgt.)

Ueber die Literatur der Czechen.

Es mag wohl gewagt erscheinen, in diesen Blättern die Literatur eines Volkes zur Sprache bringen zu wollen, das zu allen Zeiten, auch in unseren Tagen als Gegner deutschen Wesens und Strebens sich kennzeichnete. Indes wenn man erwägt, daß dieses Volk einestheils eine große Geschichte hinter sich hat; daß es ihm in der jüngsten Zeit fast gelungen wäre, das deutsche Element in Oesterreich an die Wand zu drücken und so den Zerfall des Staates unaufhaltsam herbeizuführen; daß endlich es immer von hohem Interesse ist, der geistigen Productionskraft irgend eines Bruchtheils der Menschheit nachzugehen und darnach dessen culturgeschichtliche Stellung in Vergangenheit und Gegenwart zu bemessen: so wird man es uns wohl kaum als ein Vergehen anrechnen, wenn wir mit den nachfolgenden Ausführungen vor das deutsche Publikum treten. Selbstverständlich scheiden wir alle jene literarischen Erzeugnisse aus, welche von den Deutschen in Böhmen veröffentlicht wurden; es soll und darf nur die Rede sein von dem, was das eigentliche Czechenthum auf dem bezeichneten Gebiete hervorgebracht und in czechischer Sprache geschrieben ist.

Die letztere hat, wie jedes slavische Idiom ihre besonderen Schwierigkeiten und hervorstechenden Eigenthümlichkeiten. Sie gebraucht bei der Schreibung 41 verschiedene Buchstaben, von denen sich die Consonanten in vielen Wörtern derart häufen, daß vornehmlich um dieses Umstandes willen uns Deutschen die czechische Sprache als außerordentlich hart erscheint. Wichtig ist, daß sie bei weitem nicht so volltönend klingt wie die magyarische, aber es ist von den Philologen längst anerkannt, daß einzelne Consonanten, z. B. das r, in dem czechischen Idiom ähnlich wie im Sanskrit die Bedeutung eines Vocals einnehmen (Halbvocal). Bestimmte Gesetze gelten für die Erweichung der Vocale und Consonanten, wie für die Lautverschiebungen und Verwandlungen; die allmähliche Umbildung der Sprache läßt sich sehr deutlich nachweisen. — Der Sprache fehlt jeglicher Artikel; das Genus wird dort, wo es nicht durch den Begriff selbst klar gestellt ist, an dem Ausgang des Substantivs erkannt. Je nachdem ein Dingwort dem männlichen, weiblichen oder sächlichen Geschlechte angehört, je nachdem es

mit einem Vocal oder Consonanten endet und dieser oder jener hart, weich oder gemischt ist; je nachdem ein lebendes oder lebloses Wesen bezeichnet ist: das alles wirkt bestimmend auf die Biegung und so kommt es, daß man es mit eifß Declinationen zu thun hat. Jede aber hat wieder im Singular wie im Plural sieben Beugefälle: Nominativ, Genitiv, Dativ, Accusativ, Vocativ, Instrumental und Local. Nicht geringer sind die Schwierigkeiten bei dem Zeitworte; denn abgesehen von den acht Conjugationen hat der Geist der Sprache auch eine Transgressivform für die drei Hauptzeiten geschaffen und kommt die Dauer oder Wiederholung der Handlung in Rücksicht zu nehmen. Obwohl die Wortfolge eine viel freiere Bewegung gestattet, als dieß in der deutschen Sprache der Fall ist, so bietet doch die Syntax eine große Menge von Eigenthümlichkeiten, welche das Studium der böhmischen Sprache keineswegs erleichtern.

Das Tschechische ist ebenso wenig, wie irgend eine andere slavische Sprache eine Weltsprache und die Vergleichung sämmtlicher slavischer Sprachen unter einander liefert den Beweis, daß die Idee des Panславismus eben nur eine Idee ist, die von Fanatikern des Slavismus und von den Hassern des Deuththums mit Vorliebe genährt wird. Wir haben übrigens Leute gekannt, die, wie sie viele der wichtigsten Erfindungen für die Tschechen in Anspruch nahmen, so auch alles Ernstes behaupteten und jeden Augenblick zu dem allerdings nicht wissenschaftlichen Nachweis bereit waren, daß alle Hauptsprachen von der tschechischen abstammten. Indesß hat auch dieses kindische Spiel jenen Größenwahn mitgebären helfen, der so gern „la question tchéque“ zu einer europäischen Angelegenheit hinaufschrauben möchte. Seitdem das tschechische Volk mit den Culturvölkern des europäischen Westens in Berührung kam, hat es sich des fremden, namentlich des deutschen Geistes und des deutschen Einflusses nicht erwehren können; wer von einem höheren Streben beseelt war und Bildung suchte, mußte seine Blicke nach auswärts richten. Es gab und gibt keine specifisch tschechische Wissenschaft, wie man etwa berechtigt ist, von einer deutschen Wissenschaft zu sprechen; die tschechischen Schriftsteller legten und legen die Resultate und die Bestrebungen der allgemeinen Wissenschaft in ihrem Idiom dem Volke zurecht oder bearbeiten auf der Grundlage ihrer allgemeinen Bildung das dem tschechischen Wesen in Vergangenheit und Gegenwart Eigenthümliche. Frühzeitig wurde Böhmen durch die Macht der Verhältnisse und durch die Politik der deutschen Kaiser dem römischen Kirchenwesen eingefügt; die ersten Lehrer des Volkes, die Priester bildeten sich in den Klöstern und an den Bischofsstößen des Auslandes. Als die hohen Schulen, die Universitäten eingerichtet waren, machten die Söhne des Adels von dem Rechte der Freizügigkeit der Scholaren Gebrauch und die Priesterschaft nährte sich von der Milch der Scholastik. Die Hussiten machten es den Taboriten zum Vortwurf, daß die Kinder der letzteren in den Schulen nicht lateinisch, sondern böhmisch unterrichtet wurden; an der Prager Universität selbst wurde lateinisch tradirt und böhmische Historiker unserer Tage verzeichnen es als ein bemerkenswerthes Ereigniß, daß ein Mitglied der Brüderunität den ersten tschechisch geschriebenen Versuch einer Botanik abfaßte. Der Humanismus trat in Böhmen dem tschechischen Wesen keineswegs freundlich gesinnt auf, und nachdem die Reformation in Deutschland festen Boden gewonnen und das Wehen ihres Geistes auch in Böhmen sich fühlbar machte, füllten sich die Matrikeln der deutschen protestantischen Universitäten mit den Namen tschechischer Studenten. Was diese dort an geistigen Schätzen gewannen, das verwertheten sie daheim und es ist bemerkenswerth, daß die Blüthezeit der tschechischen Literatur in jene Tage fällt, in welchen die reformatorischen Grundsätze und das evangelische Kirchenthum auch in Böhmen den Geistern eine ideale Richtung gaben. Nach dem Untergang des Evangeliums versinkt das Volk unter dem Hochdruck des römischen Katholizismus und des Jesuitismus, welche beide Hand in Hand mit dem von Rom abhängigen Hofe arbeiteten, in geistige Finsterniß. Die neu eingerichteten deutschen Schulen hätten ohne Zweifel mit Segen gewirkt, wenn sie nicht bloße Dressuranstalten gewesen wären. Man wollte germanisiren, und erzeugte noch mehr Haß als ohnehin schon vorhanden war, indem man den Menschen zu bilden vergaß oder verschmähte; der Feudalismus nützte die physische Kraft des Volkes aus, die bis spät ins 18. Jahrhundert wuchernde Leibeigenschaft ließ den Geist brach liegen, die folgende Zeit erzog nur Soldaten und Beamte — so blieb das Volk tschechisch bis heute und folgt blindlings seinen Führern, die ihm alles deutsche

Wesen verleiden und jenen alten Haß lebendig erhalten, von dem der böhmische Humanist Bohuslaw von Hassenstein ein Zeugniß gibt, wenn er sagt: „*erga hospites (Bohemi) benigni sunt, solis tamen his qui lingua germanica utuntur offensi.*“ — Es ist keine Frage: was die Czechen von Wissenschaft und Bildung haben, das verdanken sie dem deutschen Einfluß. Und ob sie dieß auch läugnen — eingekeilt in das deutsche Volk, können sie sich des deutschen Einflusses nicht erwehren. Hoffen wir, daß eine ruhigere Zeit kommt, welche dieß ohne Reid und Groll anzuerkennen gestattet.

Wir Deutsche gehen seit lange den Sprachdenkmälern und Dichtungen fast aller Völker der Welt nach; unter uns leben Hunderttausende, die im Stande sind, die Literatur der alten und neuen Culturvölker im Original zu lesen, und Hunderttausende von uns sind bekannt mit den Geistesheroen der Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier, Scandinavier und anderer Völker. Aber welcher Deutsche liest böhmische Bücher? wer spricht von czechischen Klassikern? oder wer kennt sie? Zwar haben sich deutsche Sprachforscher im Interesse der vergleichenden Sprachwissenschaft auch mit den slavischen Sprachen beschäftigt, und wir stellen obige Fragen nicht in der Absicht, als ob wir den Deutschen zumuthen wollten, sich kopfsüßer in das Studium der czechischen Sprache zu stürzen. Wir halten ein Bedürfniß dafür nicht vorhanden und wollen nur die Thatfache hervorheben, daß man tiefe allgemeine wissenschaftliche Bildung besitzen, ja ein anerkannter Gelehrter sein kann, auch wenn man nicht ein czechisches Wort versteht. Viele deutsche Gelehrte haben sich das genannte Idiom gründlich genug angeeignet, um damit für ihre Forschungen auszureichen; auch ist das wirklich Werthvolle aus den früheren Jahrhunderten, d. h. dasjenige, was den Stempel des Universalismus an sich trägt, entweder lateinisch oder deutsch geschrieben oder in eine dieser beiden Sprachen übersetzt, heute ist man spröder, man schreibt nur czechisch; man schließt sich von den Deutschen ab und macht Culturgeschichte auf eigene Faust. Diese Separation aber muß dahin führen, daß das czechische Volk in der großen Culturbewegung der Gegenwart immer weniger beachtet und rascher übergegangen wird. Dieses Verhängniß wird weder durch russische, noch französische, noch römisch-ultramontane Sympathien aufzuhalten sein. Als die nationale Spannung der Neuzeit die ersten Reime zu treiben begann, konnten es einzelne ruhigere Männer noch wagen, auf die Abhängigkeit der czechischen Literatur von der deutschen in fast allen Perioden hinzuweisen, ohne fürchten zu müssen, des Mangels an Patriotismus geziehen zu werden. Heute möchten wohl die nationalen Fanatiker den Ausspruch des bekannten Slavisten Jungmann umkehren und sagen: die deutschen Marienklagen des frühen Mittelalters seine Nachbildungen der czechischen und der Deutsche habe von den Czechen den Reim entlehnt. Uebrigens muß man zugeben, daß die Czechen eine reiche Literatur haben, und wo sie fremde Literaturproducte übersehten, sie sich in vielen Fällen nicht slavisch an das Original banden, sondern der Bearbeitung ein nationales Gepräge aufzudrücken verstanden, durch das schließlich ein zweites Original geschaffen wurde.

Das 18. Jahrhundert ist der Ausgangspunkt der neueren und neuesten Bestrebungen der Czechen, das Gebiet ihrer eigenen Literatur einer eingehenden Durchforschung und Sichtung zu unterziehen. J. Dobrowsky war der erste, welcher Alles, was er in den verschiedenen Literaturzeiteungen veröffentlicht hatte, in seiner „Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur“ (Prag 1791, 1792 und 1818) zusammenfaßte, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß die dritte Auflage (von 1818) nur bis 1526 reicht. Auf seinen Schülern stand J. Jungmann (geb. 16. Juli 1773, gest. 16. Nov. 1847), Professor am Gymnasium der Altstadt Prag; er schrieb die erste vollständige Geschichte der böhmischen Literatur (2. Aufl. 1849), die bei aller Umsicht und Tüchtigkeit des Verfassers doch nichts weiter ist als die Geschichte der böhmischen Bücher, und mit seltener Naivetät überall die Echtheit aller Schriftwerke unangefochten läßt, wo heute die Fälschung aufs klarste nachgewiesen ist, und zwar oft auf Grund von Thatfachen, die sich unter den Augen Jungmanns selbst abwickelten. Es fehlt seinem Buche durchaus an treffender Charakteristik der einzelnen Schriftsteller und ihrer Werke; von letzteren ist nur selten der Inhalt angegeben, und wenn ja, so dienen dazu einzelne Schlagwörter oder die Ueberschriften der Kapitel und der Abschnitte der registrirten Schriften — über den Gedankengang, also den innern Kern erfährt man nichts. Jungmann

unterscheidet drei Hauptperioden der böhmischen Literatur: die I. reicht von den ältesten Zeiten bis 1620 und umfaßt die alte Literatur; die II. (mittlere) Periode schließt mit 1774 ab und III. folgt die neue Zeit. Charakteristisch sind die Unterabtheilungen: 1) die Kindheit der Literatur bis auf das Ende der Přemisliden 1310; 2) von Wenzel IV. Tode bis auf Hus und die kirchlichen Wirren (1310—1409); 3) von Hus bis zur Ausbreitung der Buchdruckerkunst (1410—1526); 4) von da bis auf die Unterdrückung des Protestantismus in Böhmen (1526—1620); 5) von da bis auf die Einführung der deutschen Sprache in Schule und Amt (1621—1774); 6) von da bis auf unsere Tage. Auffallen mag es, daß Jungmann als Marksteine für die einzelnen Zeitabschnitte fast durchweg solche Ereignisse annimmt, welche von dem tschechischen Volke selbst als folgenschwere Katastrophen bezeichnet werden.

Selbstverständlich kann es unsere Absicht nicht sein, die Literatur dieser sechs Zeiträume im Detail zu schildern; wir wollen nur versuchen dasjenige hervorzuheben, wodurch der jeweilige Culturstand sich kennzeichnet. Da muß nun allerdings zugestanden werden, daß es der schriftlichen Sprachdenkmale aus der Zeit vor 1310 nur wenige gibt; einzelne darunter sind, sofern ihre Echtheit nicht anzuzweifeln ist, von hohem Werthe. Indes ist hier Vorsicht geboten, denn schon Dobrowsky schrieb im Jahre 1827 an den Engländer J. Bawring: „Es gibt viele unter uns, die durch eine zügellose Liebe zur Muttersprache getrieben, Lieder fälschen. Diese böhmischen Fanatiker, nicht zufrieden mit den echten Gedichten des 13. Jahrhunderts, wollen noch ältere Lieder haben, damit sie die Deutschen überragen.“ Allerdings versucht man heute, diese Worte soviel als möglich abzuschwächen, aber der Umstand, daß wirkliche Fälschungen angeblich uralter Handschriften nachgewiesen wurden, rechtfertigt die Mahnung zur Vorsicht.

Die poetischen Erzeugnisse der in Rede stehenden ersten Periode sind ohne Zweifel größtentheils Volkslieder; sie besingen zumeist vaterländische Angelegenheiten und die Frauenliebe, und haben den Reim noch nicht, der sich erst später auf einer höheren Culturstufe und in Folge der Einwirkungen des Deuththums zur Geltung brachte und bis auf unsere Tage die Herrschaft behauptete. Man hat Gedichte (z. B. die Grünberger Handschrift), welche keine Spur des Altslavischen und keinen Anklang an das lateinische Christenthum aufweisen, vielmehr einer Zeit angehören müssen, wo in Böhmen noch heidnische Opferaltäre ihre Anziehungskraft auf jene ausübten, die dem christlich gesinnten Hofe fern standen. Andere Lieder religiösen Inhaltes gehören der christlichen Zeit an. Sie lassen vermuthen, daß unter den Tschechen ebenso wie unter den Deutschen die alten heidnischen Volkslieder durch die christlichen Priester unterdrückt und unter möglichster Schonung der Form und Singweise mit einem andern Inhalt ausgestattet wurden, oder daß den alten heidnischen Liedern christliche entgegen gestellt wurden. Solche geistliche Lieder wurden noch im 15. Jahrhundert in den Kirchen der Hussiten, Taboriten und Waisen gesungen. Einzelne, wie „Herr erbarm dich unser“ (ein Rest altslavischer Liturgie) und „Heiliger Wenzel du Herzog der Böhmen“ (Svaty Vaclave) haben sich bis in die neueste Zeit erhalten. Letzteres Lied hatte ursprünglich drei Strophen und wurde noch zu Beginn dieses Jahrhunderts in der Teinkirche zu Prag gesungen, und zwar mit dem Schlußvers: „Heiliger Wenzel, verjage die Deutschen, die Fremdlinge, Kyrie eleison!“ Als W. Hanka 1823 das 5. Bändchen seiner Sammlung altböhmischer Gedichte herausgab, mußte auf Anordnung der Censurbehörde das betreffende Blatt ausgeschnitten werden, obwohl Hanka statt obiger Worte eine Lesart mitgetheilt hatte, wie man sie noch heute vielfach findet und wie sie auch Andree in seinem Buche „Tschechische Gänge“ auf Seite 84 abdrucken ließ.

Aus derselben Periode stammen mehrere Bruchstücke von Uebersetzungen biblischer Bücher (besonders wichtig ein Bruchstück des Johannesevangeliums), Lektionarien, Glossare, Sammlungen von Kräutern- und Personennamen, auch ein Minnelied, das angeblich von König Wenzel I. herrührt. Jungmann stellt es in die Zeit zwischen 1190 und 1210. W. Haupt hat die Unechtheit dieses Minneliedes bewiesen und nachdem Feisalif es uns ermöglicht hat, dem neudeutschen Ursprung desselben Schritt für Schritt nachzugehen, kam im Jahre 1868 der Tscheche Dr. Hanusch und stritt mit schlagenden Gründen für die Anfer-

tigung des gedachten Minneliebes im Jahre 1819 — allerdings mit dem Zugeständniß, daß einst ein ähnliches Minnelied existirte, welches die Umschreibung einer altböhmisches Uebersetzung eines verloren gegangenen deutschen Textes war.

Von hohem Werthe ist das unter dem Namen „*Texte du Sacre*“ bekannte slavische Evangeliar zu Rheims. Die Handschrift besteht aus zwei Theilen; der erste, die Liturgie des hl. Prokop, Abtes im Kloster Sazawa enthaltend, ist in cyrillischer Schrift in altslavischer Sprache etwa im 14. Jahrhundert, also nicht von Prokop selbst geschrieben; der zweite Theil ist in glagolitischer Schrift von einem Mönche im Slavenkloster zu Emaus in Prag im Jahre 1395 geschrieben und enthält die biblischen Lektionen für die Sonn- und Festtage. Als Kaiser Karl IV. im J. 1347 das slavische Kloster in Prag gründete, schenkte er diesem den ersten cyrillischen Theil. Der ganze Codex kam von da auf unbekannte Weise nach Constantinopel und von dort nach Rheims; hier mußten die Könige von Frankreich bei ihrer Krönung auf dieses Evangelienbuch den Krönungsseid leisten. Das ganze kostbare Manuscript wurde zuerst veröffentlicht unter dem Titel: „*Evangelia slavica, quibus olim in regum Francorum oleo sacro inungendorum solemnibus uti solebat ecclesia Remensis vulgo Texte du Sacre ad exemplaris similitudinem descripsit et edidit Silvestre Ordinis S. Georgii Magni unus e Praefectis aliorumque Ordinum Eques. Lutetiae Parisiorum 1843.*“ — Der Slavist W. Hanka gab den Text der Handschrift mit einer wissenschaftlichen Einleitung versehen 1846 in Prag heraus.

Die nachfolgenden altböhmisches Gedichte haben bis in die neuesten Zeiten heftige wissenschaftliche Kämpfe hervorgerufen. Wir nennen zuerst das „Lied unter dem Wysehrad“, welches von den älteren böhmischen Literaturhistorikern in das 14. Jahrhundert versetzt wurde. Die Handschrift, mit Lettern des 12. Jahrhunderts geschrieben, wurde im Jahre 1816 bekannt und das Gedicht selbst beginnt mit einer Ansprache an den Wysehrad und endet in der Form eines Minneliebes. Es ist gefälscht und wahrscheinlich eine veränderte d. h. verderbte Copie eines verloren gegangenen altböhmisches Minneliebes. Der Beweis dafür wird vorzüglich durch die Vergleichung mit dem deutschen Wysehradliede geführt, welches sich selbst als ein „altböhmisches“ Lied ausgibt und in dem schlechten Deutsch eines Czechen wahrscheinlich um den Anfang des 16. Jahrhunderts aus dem böhmischen Original übersetzt wurde. Von letzterem aber wird vermuthet, daß es selbst nur die Uebersetzung eines deutschen Minneliebes aus dem 13. oder 14. Jahrhundert gewesen sei.

Auch die „*Prophezeiungen Libussas*“, die von feindseliger Gesinnung gegen die Deutschen erfüllt zu König Wenzel IV. in enger Beziehung stehen, machten eine Zeitlang viel von sich reden; eine lateinische Bearbeitung stammt wahrscheinlich aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts, während der böhmische Text, den Hanka im J. 1849 producirte, dem 13. Jahrhundert angehören sollte. Gegen diesen hegte man gleich Anfangs Verdacht und als Hanka im J. 1861 starb, war auch die Handschrift jener Prophezeiungen verschwunden.

Von hoher Wichtigkeit sind die beiden Gedicht-Sammlungen, die unter dem Namen der „*Grünberger*“ und „*Königinhofer-Handschrift*“ bekannt sind. Ihre Echtheit ist bis heute noch nicht allgemein anerkannt sein, nachdem der Streit über dieselbe ein halbes Jahrhundert lang mit steigender Erbitterung geführt worden ist.

Die „*Grünberger Handschrift*“ wurde im Jahre 1817 auf dem Schloß Grünberg bei Nepomuk aufgefunden; es sind vier Pergamentblätter in klein Quart, enthaltend Bruchstücke altböhmisches epischer Gesänge, in lateinischer Handschrift geschrieben. Demnach scheint die Handschrift aus dem 13. oder 14. Jahrhundert zu stammen. Sie ist aber keineswegs das Original, dieses scheint vielmehr einer weit früheren Zeit anzugehören. Die Sprache weist auch nicht die geringste Spur des Altirchlichen auf, kein einziger Ausdruck deutet auf die Bekanntschaft des Verfassers mit dem Christenthum hin. Das Gedicht muß demnach aus jener Zeit stammen, in welcher Böhmen entweder noch ganz heidnisch oder das Christenthum daselbst eben in der Verbreitung begriffen war — also mindestens aus dem 10. Jahrhundert. Das Fragment besteht aus zwei Theilen; der erste, bloß in 9 Zeilen erhalten, schildert das altböhmisches Familienrecht, wornach wenn das Haupt der Familie starb, die Kinder gemeinschaftlich das Vermögen erbten und verwalteten. Der zweite Theil (109 Zeilen) — unrichtig

„Libuffas Gericht“ genannt — schildert den Erbstreit zweier Brüder, von denen der ältere, Ehrados nach dem germanischen Recht der Erstgeburt, der jüngere, Stiaqlaw nach dem altböhmischem Rechte der gemeinsamen Verwaltung das verstorbene Familienhaupt beerben wollte. Der Landtag (die Versammlung der Rnieten, Lechen und Wladysken) entscheidet für den jüngern Bruder.

Die „Königinhofer Handschrift“ wurde ebenfalls im Jahre 1817 in einem Gewölbe des Kirchthurmes in Königinhof durch W. Hanka aufgefunden. Es sind 12 Pergamentblätter, welche eine Sammlung lyrisch-epischer Nationalgesänge enthalten und der Handschrift nach in das Ende des 13. oder in den Anfang des 14. Jahrhunderts gehören. Der Umstand, daß die Gedichte in „Kapitel“ eingeordnet waren, nöthigt zu dem Schluß, daß die Sammlung der, dem Inhalte nach verschiedenartigen Lieder in der christlichen Zeit entstand; dagegen tragen die epischen Bruchstücke, welche die Kämpfe der Böhmen mit jenen Feinden schildern, die in das Land eingebrochen waren, um die Opferaltäre zu stürzen, ein entschieden heidnisches, und zwar slavisch-heidnisches Gepräge; dabei darf nicht übersehen werden, daß die lyrischen Lieder ihrem Inhalte nach nichts enthalten, was auf christliche Verfasser schließen lassen könnte. Die Gedichte stammen daher wahrscheinlich aus dem 10., vielleicht auch aus dem 11. Jahrhundert, d. h. aus jener Zeit, in welcher nach dem Zeugniß der beglaubigten Geschichte das Heidenthum in Böhmen im schweren Kampfe lag gegen das von den umwohnenden Nachbarvölkern immer gewaltiger andrängende Christenthum; das Original der Sammlung gehört aber jedenfalls bereits der christlich-germanischen Zeit an. — Die epischen Bruchstücke der Königinhofer Handschrift sind folgende: Saboj und Slavoj oder die große siegreiche Schlacht; Cestmirs Sieg über Blaslaw; Oldrich und Jaromir oder von der Niederlage und Vertreibung der Polen aus Prag; Lubor und Lubische oder der fessliche Zweikampf; von der Niederlage der Sachsen; von den großen Kämpfen der Christen mit den Tataren (letzteres Gedicht, in welchem es sich um die Befreiung der Hanna in Mähren von den Mongolen handelt, hat bereits christliche Wendungen und Gedanken, ist daher der Entstehung nach jedenfalls das letzte in der Sammlung). — Lyrischen Inhalts sind folgende Gedichte: der Hirsch und der Jüngling; der Tauber und der Jüngling; das Mädchen und der Gutsuf; der Jüngling und das Mädchen; die Rose und das Mädchen; der Blumenstrauch und das Mädchen und die Miletiner Wälder; das Mädchen und die Lerche. — Siegr. Kapper übersetzte sämmtliche Lieder der Königinhofer Handschrift im Jahre 1859 ins Deutsche, und schon 1847 hatte Moriz Hartmann in seinen „neueren Gedichten“ einige sehr gelungene Nachbildungen gebracht. —

Wir haben uns bei der ersten Periode der böhmischen Literaturgeschichte länger aufgehalten, weil es sich hiebei fast durchweg um solche Schriften handelt, welche zu langwierigen Kämpfen Veranlassung gaben, daher ein besonderes Interesse für sich beanspruchen. Von nun an werden wir uns, einzelne Fälle abgerechnet, kürzer fassen können.

Die folgende (zweite) Periode gehört den Königen aus dem Hause Luxemburg und umfaßt den Zeitraum von 1310—1409, also ein volles Jahrhundert, in welchem vor Allen Karl IV. hervorragt. Ihm verdankt Böhmen in jeder Beziehung, auch in Rücksicht des wissenschaftlichen Aufschwungs außerordentlich viel; doch treten die eigentlichen Früchte erst in den folgenden Jahrhunderten hervor, denn der gewaltsamen Störungen eines stetigen Entwicklungsganges waren zu viele. Wenn auch aus dem 14. Jahrhundert noch immer vielerlei Bruchstücke der literarischen Denkmäler des Czechenvolkes zu verzeichnen kommen, so ist dieß mit den nachfolgenden Stürmen der Hussitenkriege mehr als genügend erklärt. Es ist gewiß, daß die Sammlungen der Manuscripte in den Klöstern angelegt worden waren; und eben gegen die Klöster wie gegen die römisch-katholische Geislichkeit richtete sich die Wuth der wilden Hussitenhorden. Zizka selbst stellte die römischen Priester und die Deutschen auf eine Linie und verfolgte beide mit gleichmäßigem Haß. Nicht nur die deutschen Städte Böhmens (von dem Auslande nicht zu reden), auch die reichen Sitze der Pfarrer, Dechanten und Collegiatstifte und die Klöster wurden niedergebrannt oder erstürmt; in beiden Fällen ist eine Rettung von Handschriften oder von Bruchstücken derselben offenbar nur dem Zufall zu verdanken.

Auf diese Weise wird es auch begreiflich, daß aus diesem Zeitalter so wenige Namen

von czechischen Schriftstellern bekannt sind; man begegnet vielen anonymen Einzelblättern und Handschriften. Die eigentliche Wissenschaft versucht die ersten Schritte; in der Philosophie genügt der „*Glucidarius*“, eine Art Encyclopädie, die auch in Deutschland ein gewisses Ansehen erlangte. Ueberall sitzt man noch tief in der Scholastik und das „*Seelenparadies*“ Albert des Großen, Bischofs von Regensburg, wird als eine Fundgrube theologisch-philosophischer Gedanken ins Böhmische übersezt. Ein deutscher Domherr von Metz, Otto von Dymierinc, hatte ein Buch geschrieben: „*der Gang durch die Welt*.“ Ein englischer Ritter, Johann Wandervilly übersezte es ins Englische und aus diesem Idiom, wohl mit Zugrundelegung des deutschen Exemplares überträgt es der nachmals berühmte Taboritenbischof Laurenz von Brzezowa ins Czechische — das ist der ganze Schatz des geographischen Strebens im 14. Jahrhundert. Reicher ist die Rechtswissenschaft bedacht; der böhmische Kämmerer (1356) Peter von Rosenberg schrieb ein Werk über das böhmische Recht, ebenso Andreas von Duba; der „*Ottocarus*“ behandelt das bürgerliche Recht; das Stadt- und Bergrecht von Jglau, das Bergrecht Wenzels II., die Constitutionen der Hauptstadt Prag traten im 14. Jahrhundert oder kurz nach demselben ans Licht und die „*Majestas Carolina*“ von 1348 wurde ins Böhmische übersezt; von den Landtagsverhandlungen unter König Johann, Karl IV. und Wenzel werden ganze Reihen angeführt, viele sind ohne Zweifel verloren gegangen. Der *Sachsenspiegel* wurde ins Czechische übersezt. An der Fortentwicklung der Sprache arbeiten einige lexicalische Werke, die zur Verdeutlichung der lateinischen, seltener der deutschen Sprache sich bedienten. Zu den wenigen Minneliedern gesellen sich einige Volks- und geistliche Lieder; von letzteren wurden jene drei, die sich in Hussens Postille (Druck vom Jahre 1563 in Nürnberg) finden, lange Zeit in der Bethlehemskapelle in Prag gesungen. In Versen und Prosa übten sich die böhmischen Schriftsteller jener Zeit an den Legenden der Apostel und der Heiligen; Tristan und Isolde des Gottfried von Straßburg wurde ins Czechische übersezt und ein Bruchstück aus dem Sagentkreis des Königs Artus unter dem Titel „*Lambarias*“ in Reimen bearbeitet; auf einen vierzeiligen Eristojanus macht schon der Ritter Thomas von Stitny aufmerksam; ein dramatisirtes Gedicht, „*das hl. Grab*“ ist lateinischen Ursprungs; Aesops Fabeln, Catos Dysticha und der Anticlaudianus des Mannus ab Insulis (v. Kyffel 1114—1203), das *Somnarium Sladae* (übersezt für König Wenzel von Laurenz von Brzezowa); Uebersetzungen einzelner Schriften der alten Kirchenväter, z. B. Augustinus und Hieronymus — diese übersichtlichen Anführungen deuten zur Genüge an; wie weit damals der wissenschaftliche Gesichtskreis in Böhmen reichte.

Reicher entfaltete sich die Thätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte, doch sind es auch hier nicht immer selbstständige Forschungen, denen wir begegnen. Johann von Wartenberg, Ulrich von Neuhaus und ein anderes Glied dieses Adelsgeschlechtes; Johann und Peter von Rosenberg schrieben die Geschichte ihrer Zeit in Form von Chroniken. Schon jetzt wurde das Leben Karls IV. Gegenstand mehrfacher Bearbeitung, und soweit man damals mit den Geschichten der alten Philosophen vertraut war, beschäftigte man sich auch mit den Lebensbeschreibungen derselben, indem sie aus dem Lateinischen übertragen wurden. In die alten Zeiten führt ein Bruchstück aus einer böhmischen „*Alexandreis*“ zurück. Die vaterländischen Geschichte behandelte der „*Dalimil*.“ Es ist dieß eine gereimte, ebenfalls in neuerer Zeit gefälschte Chronik*), die nach dem Vorgange Hajek's einem gewissen Dalimil zugeschrieben wird. Dieser Name scheint indeß einer mythischen Person anzugehören und der Verfasser der Chronik war wahrscheinlich irgend ein Adelige, der sein Werk in den Jahren 1310—1314 abschloß. Die werthvollste Handschrift, jedoch ebenfalls nur ein Bruchstück aus 11 Kapiteln bestehend, wird in der Bibliothek des Cisterzienserklosters Strahow in Prag aufbewahrt.

Mit der Universalgeschichte beschäftigt sich zunächst die Chronik des Martinianus; sie ist theilweise einer ähnlichen Arbeit des Martin Polonus entlehnt. Letzterer war ein Dominikanermönch aus Troppau, zugleich der Beichtvater der Päpste Clemens IV., Gregor X., Innocenz V., Johann XXI und Nicolaus III. Papst Nicolaus übertrug ihm das Erzbisthum

*) Ueber sie ist zu vergleichen: Palacky, Würdigung der böhmischen Geschichtsschreiber.

Gnesen. Der bei weitem größere Theil des Martinianus ist, wie aus den Schlussworten der Handschrift hervorgeht, aus dem Deutschen des Jakob Twinger von Königshofen, eines Priesters in Straßburg 1386, übersetzt. — Der Verfasser der sogenannten Chronik von Pulkawa, die auf Befehl K. Karls IV. geschrieben wurde, ist unbekannt; sie wurde aus dem Lateinischen übersetzt und später bis zum Jahre 1525 fortgeführt. Petrus Comestor oder Manducator (von Troyes), Kanzler der Universität Paris hatte die *historia scholastica* geschrieben, welche ins Böhmisches übersetzt wurde.

Bekanntlich bereitete sich im 14. Jahrhunderte bereits die kirchliche Reformbewegung in Böhmen vor. Es dauerte zwar noch lange, ehe man sich in die einzig richtige Grundlage derartiger Bestrebungen, in das Studium der Bibel vertiefte; indeß stammt doch schon aus dem Ende des 14. Jahrhunderts eine tschechische Bibel. Die Bücher der Psalmen sind in mehreren verschiedenen Exemplaren vorhanden, auch in Versen; eines derselben war im Jahre 1396 für Elisabeth von Kunstat, die Stammutter des Königs Georg von Podiebrad geschrieben worden. In dem Besitze der Herren von Rosenberg befanden sich die Uebersetzungen der Propheten Jesaias, Jeremias und Daniel. Die Sprache in diesen Uebersetzungen ist selbstverständlich noch weit unter jener, durch welche sich die berühmte Kralicer Bibel der Brüderunität auszeichnet. Im Allgemeinen hielt man sich im 14. Jahrhundert an die lateinische Uebersetzung der hl. Schrift; auf sie gründeten sich auch jene Auslegungen, welche Joh. Milic, der bekannte Vorläufer Hussens, in seiner Postille und der Ritter Thomas Stitny in seinen Betrachtungen über die Sonn- und Festtagslectionen der Nachwelt hinterlassen haben. Milic vertiefte sich immer mehr in apocalyptische Visionen, unter deren Einfluß er auch das Buch „über die großen Trübsale“ schrieb, welche die Kirche und die Gläubigen durch den Drachen bis auf die letzten Tage des Antichrist zu leiden haben werden. Der Jesuit Balbin sagt von diesem Werke: „*Hunc librum haeretici et catholici commendant.*“ Ein sehr schätzenswerthes Exemplar der Postille (Handschrift von 1453) findet sich in der Nikolsburger Bibliothek.

Ein sehr klarer Geist war der schon oben genannte Ritter Thomas von Stitny; fein gebildet, in allen Wissenschaften bewandert, zeichnete er sich durch eine äußerst klare und auch dem Volke verständliche Sprache aus. Die nachfolgende religiöse Bewegung half auch er vorbereiten durch mehrere Schriften, unter denen zunächst das Gespräch eines Vaters mit seinen Kindern hervorzuheben ist; es handelt von Gott und dessen Erkenntniß, von den Engeln und ihren Chören, von der Liebe Gottes, von den weltlichen und geistlichen Freuden, von dem Tode der Gottlosen und von der Freude der Guten im Himmel. Stitny schrieb für seine Kinder eine „Unterweisung in dem christlichen Glauben“ und widmete die Schrift seinem Freunde, dem Mag. Albert Ranconis de Ericino, erstem Doctor der hl. Schrift an der Pariser Universität, einem geborenen Böhmen. Stitny spricht in dieser Schrift über den Glauben, die Hoffnung und die Liebe, von dem Jungfrauen-, Wittwen- und Ehestande, von den Hausvätern, Hausmüthern und Diensthoten; er behandelt die 10 Gebote und weist aus ihnen nach, wie man sich gegen Gott und die Menschen im Herzen, mit dem Munde und in der That zu verhalten habe; er spricht sich über das Verhältniß der Menschen zu den Engeln aus, redet von den verschiedenen Trieben des Menschen und von den Versuchungen; die Auseinandersetzung über die Heiligung führt ihn auf die Sacramente, das Gebet, die Almosen, Fasten, Ablass, Tod, Fegefeuer und endlich die himmlischen Freuden. Das Werk ist eine compendiöse populäre Dogmatik, die sich der scholastischen Fesseln zu entledigen sucht, aber über den römisch-katholischen Lehrbegriff in der Hauptsache nicht hinauskommt. Eine andere Schrift über die sieben Stufen der geistlichen Erkenntniß beendete Stitny im Jahre 1396. — Bis vor Kurzem war über die wissenschaftliche Bedeutung Stitnys nur das bekannt, was der Jesuit Balbin in seiner *Bohemia docta* veröffentlicht hatte. Die neueste Zeit hat uns einen genaueren Einblick in Stitnys Wesen verschafft und seine religiöse Gesamtanschauung ist heute auf Grund seiner Schriften genau bekannt. Stitny war national gesinnt und ist übel zu sprechen auf die „Lateiner“, d. h. auf jene Böhmen, die ihre Bücher in lateinischer Sprache schrieben.

Die Bestrebungen eines Stitny, Konrad von Waldhausen (eines Deutschen aus

Oesterreich), Mathias Janow und Joh. Milic riefen unter der römischen Priesterschaft und unter den Anhängern des Althergebrachten in der Kirche — einen Widerspruch hervor, der besonders dadurch immer gewaltiger wurde, daß Hus und Hieronymus von Prag mit aller Kraft auf die Beseitigung einzelner Mißbräuche in der Kirche drangen. Hieronymus stellte der römischen Priesterschaft die Uebersetzungen Willeff'scher Schriften entgegen und Hus beantwortete die Verkehrungen mit einem Buch über die Priester, in welchem er die fünf Hauptpflichten eines wahrhaft christlichen Priesters dahin zusammenfaßt, daß sie das Evangelium der göttlichen Wahrheit gemäß predigen, für das Volk beten, die Sacramente ohne Entgelt spenden, die hl. Schrift fleißig studieren und andern ein gutes Beispiel geben. Hus und Hieronymus lehrten beide das nationale Element ungebührlich hervor. — Unter den polemischen Schriften jener Zeit ist noch zu nennen ein Tractat von der Zukunft des Messias; es ist dies eine Uebersetzung aus dem Lateinischen. Der Verfasser war ein zum Christenthum übergetretener spanischer Jude, „Bruder Alphons von Spanien“; wir vermuthen, daß dieser „Bruder Alphons“ niemand anders war, als Samuel Abner aus Burgos, der zu Anfang des 14. Jahrhunderts unter dem Namen Alphons von Valladolid als Lehrer der römischen Kirche in Spanien sich hervorthat.

(Schluß folgt.)

Eine Frau auf der Höhe des Zeitbewußtseins.

Von Th. F. in St.

Wenn man früher als ein Zeugniß gegen den Unglauben die Thatsache hinstellte, daß ungläubige Frauen auch unliebenswürdig wären, — eine Thatsache, die der aufmerksame Beobachter zu erfahren nicht selten Gelegenheit haben wird, — so war damit der Satz ausgesprochen, daß das Christenthum das reine Menschenthum auszubilden und seine natürlichen Gaben in ihre rechte Fassung und zu ihrer idealen Ausgestaltung zu bringen berufen sei, daß also alle echt menschlichen, auch die ästhetischen Interessen mit dem Christenthum, welches ebensowohl höchste Sittlichkeit, als höchste Schönheit ist, vereinbar seien. Heute ist dies anders geworden, und wir müssen uns eines Andern belehren lassen. Das Christenthum gilt in gewissen gebildeten Kreisen als eine Art Barbarei, für welche höchstens noch fanatische Pfaffen, heuchlerische und servile Beamte und Junker, Bettswestern und das gemeine Volk, das zu den Höhen der Erkenntniß sich aufzuschwingen unfähig ist, geeignet seien. Ueber dem Evangelium steht solchen Kreisen die sogenannte reine Menschlichkeit, die Religion der Humanität, und an Stelle des christlichen Cultus tritt der in ein möglichst ideales und mit den Reizen der Aesthetik ausgestattetes Gewand gekleidete Cultus des Genius. Der alte Kunstgriff, den schon die giftige Feder eines Lucian von Samosata anwendete, eine einseitige Darstellung des christlichen Lebens herauszuheben, um dann mit viel Behagen gegen eine so geschaffene Karrikatur, die mit dem Christenthum identificirt wird, den Stein der Verurtheilung zu werfen, wird nicht verschmäht, und in dem vornehmen Bewußtsein, den alten Säkungsstam übermünder Zeiten mit kühler Verachtung als Angelegenheit roher, sinnlicher Gemüther abstreifen zu können, stellt man sich auf die Höhe des Zeitbewußtseins mit dem Wagner-Gedanken: „Wie haben wir's so herrlich weit gebracht!“

Daß auch Frauen zu solcher Höhe sich hinaufschrauben wollen, auf welcher an Stelle des christlichen Glaubens ein mit ästhetischem Beiwerk ausgestatteter Selbstverherrlichungscultus tritt, ist eine Erscheinung, die unserer Zeit eigenthümlich ist, und die ein scharfes Licht auf unsre Zustände wirft, zugleich auch eine sehr bedeutsame Perspective für die Zukunft eröffnet. Wenn bisher noch auch bei Solchen, die zur Kirche mehr eine äußerliche Stellung hatten,

die Meinung üblich war, unsern Frauen und Töchtern „christliche Frauenbilder“ als Muster in die Hand zu geben, um hieran Herz und Geist zu bilden und sich für ihren Beruf vorzubereiten, — so wird nunmehr die Zeit nicht mehr fern sein, wo man ihnen als ideale Gestalten emancipirte, vom Glauben glücklich befreite, „rein menschliche“ und ästhetische Frauen vorführen wird.

Es besteht in Berlin eine sogenannte „artistisch-literarische Gesellschaft“, die in regelmäßigen Versammlungen das gewiß recht lobenswerthe Streben nach Geschmacksbildung verfolgt und in dieser Hinsicht durch künstlerische Darstellungen und Aufführungen sicher recht aner kennenswerthe Leistungen zu Tage fördert. Die Vorsteherin mit dem volltönenden Namen Jeanne Marie von Gayette-Georgens, Mitglied der Kaiserlichen Leopoldino-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher, welche auch Hauptmitarbeiterin an dem Organ dieser Gesellschaft ist, das den stolzen Titel: „Auf der Höhe“ trägt, hat sich bereits als Schriftstellerin in weiteren Kreisen bekannt gemacht, und sich als Musterbild einer auf den Höhen der Aesthetik weilenden Frau, als Frauenbild der Zukunft gekennzeichnet. In ihrer früheren Schrift: „Geist des Schönen in Kunst und Leben“ zeigt sie sich als literarisch gebildete Frau mit richtigem Geschmack und nicht ohne treffende Ansichten und Fingerzeige für die Aesthetik ihres Geschlechts, auf welches sie bei den herrschenden Geschmacksverirrungen und bei der beklagenswerthen Nachahmungssucht der französischen Unsitte gewiß heilsam einzuwirken fähig ist. Denn wenn eine gebildete Frau als Verkünderin eines geläuterten Geschmacks ihren Schwestern gegenübertritt, so muß dies weit wirksameren Erfolg haben, als Klagen und Mißbilligungen von Seiten der Männer. Leider hat sie sich kürzlich auch bewogen gefühlt, auf dem Gebiet der Lebensphilosophie mit sentimentissem Raisonement schriftstellerisch hervorzutreten in einem Büchlein: „Vom Baum der freien Erkenntniß“ betitelt, (Bremen, 1872), und wenn etwas uns belehren kann über die Wahrheit, daß das philosophirende Weib zu den Schrecklichsten der Schrecken zu zählen ist, so ist es dieses Schriftchen, das wir mit sehr gemischten Gefühlen gelesen haben. Es ist dem naturalistischen Philosophen Ludwig Feuerbach gewidmet, — ein bedenkliches Prognostikon für den Weg, den eine überfeinerte, rein humanistische Aesthetik in der Zukunft nehmen wird.

Die fragliche Arbeit ist, wie schon der Titel verräth, gegen Gutzkow gerichtet, welcher sich über diese Gegnerschaft schwerlich graue Haare wachsen lassen wird. In der Form aphoristischer Sentenzen und Gedankenspäne, in unzusammenhängenden Gruppen mit unklaren Ueberschriften, wird dem Leser neben vielem Triviale und Unbedeutendem manches geistreich schimmernde, im Brillantfeuer frappanter Wendungen funkelnde, auch manches, — das wollen wir nicht verschweigen —, richtige und treffende Wort geboten, das sich, in geselligem Kreis gesprochen, des Beifalls erfreut haben mag, das aber ohne Schaden für die Menschheit ruhig im Schreibtisch hätte bleiben dürfen, denn etwas wirklich Neues haben wir nicht finden können. Schon das Motto, mit dem volltönenden Namen der Verfasserin unterzeichnet, der den Leser mit so großen Erwartungen erfüllen muß, ist seltsam unklar, halb eine Reproduction des bekannten Mephistophelischen Satzes von der grauen Theorie und dem grünen Baum des Lebens, halb eine wenig verständliche Folgerung daraus:

„Dem todt und grau sein Denkbemühen,
Dem ist des Lebens Baum nicht grün;
Dem kann auch goldne Frucht nicht sprießen,
Der mag in Phantasie zerfließen:
Erkenntniß soll zur Klarheit ringen,
Am Erntetag nichts Welkes bringen“.

„Wer grau im Denkbemühen ist, soll in Phantasie zerfließen“ —, wir glaubten, graue Gedanken, oder die grauen Theorien seien ein rechter Gegensatz zur blühenden Phantasie, und wunderten uns, daß eine Frau solchergehalt gegen die Phantasie eine Lanze einlegt. „Erkenntniß soll zur Klarheit ringen“, soll wohl heißen: Vorstellung oder Ahnung soll zur Klarheit ringen, denn was ist Erkenntniß ohne Klarheit? Ein sonniger Nebeltag etwa?

Gleich der erste Absatz, „der Himmel“ betitelt, bietet manche charakteristische Aeußerungen. Es ist „dogmatische Beschränktheit“, in jedem unangenehmen Erlebniß einen Schicksalschlag von der Hand eines Vaters zu sehen, welcher züchtigt,

weil er liebt; — ein zwar nicht neuer, aber dem Zeitbewußtsein sehr entsprechender Gedanke, welchem das so tröstliche Dictum gegenübergestellt wird: „Der Willensstarke wird solcher Widerwärtigkeiten Herr zu werden und sich von unbequemen Verhältnissen frei zu machen wissen!“ Das ist das Evangelium für einige Auserwählte des Glücks, für Gesunde, Wohlhabende, harmonisch Entwickelte; der große Schwarm der armen Teufel, der Unglücklichen, Schwachen, Geplagten kann sehen wie er fertig wird. „Es kommt an auf den Glauben an uns selbst und an das, was wir zu leisten vermögen!“ Schönes Selbstbewußtsein! Wer aber in der Noth des Lebens sitzt, und wenn die Wellen über das Haupt gehen, wird mit dem Glauben an sich selbst nicht weit kommen, es sei denn, daß er sich an seinem eigenen Zopf aus dem Wasser ziehen kann. — „Die Menschen sollen in Gemeinschaft sich emporringen, sollen emporstreben zum Höheren, Besseren, Edleren, aber nicht im Aufblick zur ewigen seligen Faulheit“ —; wenn mit diesen Worten, wie es scheint, auf die christliche Anschauung von einem ewigen Leben reflectirt wird, so ist es eine gehässige Insinuation, ein trauriger Kunstgriff, dem wir hier noch öfter begegnen, christliche Vorstellungen erst zu karikiren, um sie dann mit guten Grund lächerlich machen zu können. Der Widerwille gegen Alles, was nach Kirche aussieht, macht sich zuweilen in recht kindlichen Aeußerungen Luft; z. B. wenn die Verfasserin decretirt, der Ausdruck „predigen“ müsse aus der Welt geschafft werden; oder wenn Gutzkow's Wort: „Ein gemißbrauchtes Mutterherz ist Kirchenraub“, darum bemängelt wird, weil das größte Verbrechen mit Kirchenraub verglichen wird, Gutzkow also im Verdacht kirchlicher Gesinnung stehe. Daneben fehlt es nicht an wirklich leichtfertigen und oberflächlichen Urtheilen, die man einer gebildeten Frau schwer verzeihen kann. In einem andern Absatz heißt es z. B.: „Je dummer das Volk, desto gläubiger — und da das dumme Volk doch etwas haben muß, so giebt man ihm den Glauben und behält das Wissen für sich. Ja die ganze Geschicklichkeit und Lebensaufgabe vieler Menschen besteht lediglich darin, die andern dumm zu erhalten.“ Sollte Frau Jeanne Marie von Gayette-Georgens wirklich so unwissend sein, um die Dummheit dem Glauben, die Klugheit dem Unglauben zuzuweisen und das Problem vom Verhältniß des Glaubens zum Wissen in einem Satz lösen wollen, der in der That nur für das „dumme Volk“ berechnet zu sein scheint? Uns erscheint es aber mehr als eine Aeußerung des Uebelmollens und der Gehässigkeit, und es ist nicht freundlich von der ästhetischen Dame, auf eine große Zahl gebildeter Christen, die mit ihrer Bildung recht wohl ihren Glauben zu vereinen wissen, ein so gehässiges Licht zu werfen. „Der ästhetisch erzogene Mensch ist auch zur Wahrheit erzogen“, sagt die Verfasserin selbst S. 93. Möchte sie durch ihr Verhalten diesen Satz rechtfertigen und es beweisen, daß der Aesthetik der tiefere Grund der Ethik nicht fehlt! —

Wir könnten noch mehr Beispiele der Art anführen, auch nachweisen, wie nicht einmal der Vorzug der Originalität dem Büchlein zugeschrieben werden kann, denn wir haben das Gesagte zum großen Theil in ähnlicher Form oder in verwandten Wendungen bereits anderswo gelesen, und es ist eine gewisse Kühnheit, Sätze wie die: „Der Freund ist der Spiegel, in dem wir uns am besten selbst erkennen“; — „Die Freundschaft wurzelt in der Uebereinstimmung“; — „Fivol ist das leichtfertige Spiel mit ernstern Dingen“ u. a. m., als frische Waare zu Markte zu tragen. — Doch wir haben genug gehört. Wozu, so wird man uns fragen, wird solche geringfügige Literatur noch des Weiteren vorgeschührt? Wir antworten: weil sie als charakteristisches Zeichen der Zeit und als Stimme aus einem tonangebenden gebildeten Kreise eine Richtung der Frauenemancipation andeutet, die sich in bewußten Gegensatz zu Christenthum und Kirche stellt. Ihren Groll gegen Kirche und Glauben loszulassen, welche ihr, wir wissen, nicht was, zu Leide gethan haben müssen, benutzt Frau Jeanne Marie von Gayette-Georgens jede Gelegenheit; und nicht bloß das „dogmatische“ Christenthum, sondern, wie es meist zu geschehen pflegt, zugleich das Reich des Unsichtbaren und Ueberfinnlichen wird mit schonungsloser Hand zu zerstören gesucht. Wir haben hier die Erscheinung einer scheinbar hochfliegenden ästhetischen Richtung, die doch ihre Ideale nie im Gebiet des Unsichtbaren, sondern nur im Bereich der sinnlichen Wahrnehmung sucht, die einen scheinbar kühnen Aufflug

nimmt, nur um sofort an dem engen Horizont der Erscheinungswelt anzustoßen und zurückzufallen, eine weltfelige Aesthetik basiert auf einer unerschütterlichen Selbstzufriedenheit und naiven Selbstbespiegelung. Während nicht nur die romantische Richtung, sondern jede gemüthstiefere Kunstichtung ein Reich des Ueberfülllichen, ein Gebiet, das von der Ahnung und dem Glauben erfaßt werden will, stehen ließ, und dort die höchsten Ideale ihrer Schöpfungen suchte, so wird hier die Phantasie an die natürliche Wirklichkeit gewiesen, ein Weitererschweifen wird ihr streng verboten, — d. h. mit andern Worten, sie wird zum Tode verurtheilt, denn einer Phantasie, welche lediglich an die reale Erscheinungswelt verwiesen wird, ist damit der Lebensnerv durchgeschnitten, sie wird zu einem Vogel ohne Flügel. Das Prognostikon erfüllt sich: Die Aesthetik tritt in einen Bund mit dem Naturalismus und Materialismus, und von einem „in Phantasie zerfließen“ ist allerdings keine Rede mehr. Die Verfasserin hat Recht, „Erkenntniß soll zur Klarheit ringen“. Klarheit ist da in erschreckender Menge, nur Schade, daß sie aussieht wie Seichtigkeit; die Phantasie ist geächtet, und einen geheimnißvollen Hintergrund kann das Auge bei ihren Worten nicht mehr erkennen; aber daß die flachsten Seelen die lieblichsten wären, haben wir bisher noch nicht gehört.

Sollen wir uns wundern, wenn aus der Schule einer so gemüthsarmen, glaubenslosen Geschmacksbildung oberflächliche und beklagenswerthe Geister hervorgehen? An die Stelle der christlichen Erziehung setzt die Verfasserin die ästhetische, weil „die ästhetische Erziehung die zur Gesundheit und Schönheit“ ist. Wir brauchen dies Experiment gar nicht abzuwarten, denn die Geschichte hat darüber bereits das Urtheil gesprochen. Wenn je ein Volk eine ästhetische Erziehung gehabt hat, so waren es die Griechen, — aber wie wenig diese Erziehung das Volk vor sittlicher Fäulniß und grauenhafter Entartung geschützt hat, zeigen die Berichte über die sittlichen Zustände einer Stadt wie Corinth oder Athen. Es kann Niemand mehr von dem Werth der ästhetischen Bildung und von ihrer Unerläßlichkeit für die harmonische Ausgestaltung des ganzen Menschen nach allen seinen Richtungen überzeugt sein, als Schreiber dieses. Aber der Versuch, nur auf der Grundlage der Geschmacksbildung ein Volk zur Höhe echter Sittlichkeit zu erziehen, ist noch nie gelungen, und wird auch der Frau Jeanne Marie von Gayette-Georgens nicht gelingen.

Ihre Lebensweisheit wäre recht schön, wenn alle Menschen harmonisch geistig beanlagt wären, wenn Alle ein nettes Vermögen aufzuweisen hätten, und wenn es nicht ein Heer von krankhaften Entwicklungen, Mißbildungen, unharmonischen Gestaltungen in der Welt gäbe. Unser weiblicher Philosoph sieht den Zustand der Menschheit als einen normalen an und befindet sich in der beneidenswerthen Lage, sich in ihren geistreichen Cirkeln, fern von der gemeinen Wirklichkeit und von dem „dummen, ungebildeten Volk“, recht wohl zu fühlen. Die Nachtseite des Menschenlebens, die sittlichen Abgründe, die Mächte der Sünde und Rohheit, die socialen Nothstände machen ihr, wie es scheint, wenig Sorge; auch die Noth ihres Geschlechts, die Erwerbslosigkeit der Frauen, die Klagen der Dienstbaren, die Schande der Gefallenen, gehen sie nichts an. Vielleicht huldigt sie dem aristokratischen Gedanken einer Philosophin Hypatia, daß nur einzelne Menschen zur Höhe der Erkenntniß berufen, die andern mit Mühsel suchen ihrem staubgebornen Dasein zu überlassen seien.

So lange aber das Elend und die Noth der Menschheit da ist, die auch durch keine ästhetische Freiheit und geistreiche Gesellschaft hinweggebracht werden kann, wollen wir Gott danken, daß es noch andere Frauen giebt, die stark sind in selbstverleugnender Liebe, die nicht in über Selbstverherrlichung ihr liebes Ich in den Mittelpunkt stellen, sondern in den Werken der Hülfsleistung an den Armen, Elenden, Verlorenen ihre Stärke suchen, die die Aesthetik nicht zur Hauptaufgabe des Lebens machen, — was sie nicht sein kann, — sondern ein ernstes, sittliches Ringen mit den Mächten der Lüge und Selbstsucht, dabei aber wohl das reiche Gebiet des Schönen in allen seinen Zweigen sich zum Schmuck und zur Anregung, zur Erfrischung nach der Arbeit und zur Bereicherung des Gemüths dienen lassen. Welche traurige Zukunft, wenn eine weibliche Generation heramwüchse, die nur in einseitiger Geschmackrichtung erzogen, arm wäre an Kraft des Glaubens und an sittlicher Reife. Und was haben wir von Hausfrauen und Müttern zu erwarten, die ihre Kinder mit ästhetischen Begriffen eher vertraut machen, als mit Gottesfurcht und Gebet, und anstatt eine wahre Herzensbildung zu erstreben,

welche ohne christliche Religion nicht möglich ist, nothwendig zu einer äußerlichen und seichten Erziehung kommen müssen!

„Schweigen ist nur da beredt und wirksam, wo der Schweigende schon als Denker und Redner gekannt ist“, — so lesen wir Seite 29 unsres Schriftchens. In richtiger Befolgung dieser Wahrheit hat Frau Jeanne Marie von Gayette-Georgens das Schweigen gebrochen. Ob sie von nun an als Denkerin und Rednerin ein beredtes und wirksames Schweigen wird beobachten dürfen, lassen wir dahingestellt.

II. Recensionen.

Theologie.

v. Hofmann, Dr. J. Chr. A. (ord. Prof. der Theol. in Erlangen). **Die heilige Schrift neuen Testaments** zusammenhängend untersucht. Vierten Theils dritte Abth.: Der Brief Pauli an die Philipper. 8. 190. Nordlingen, 1871. Bed. 1 thlr. 4 sgr.

Die allgemeine Einrichtung und den Zweck vorliegenden Werkes glauben wir bei den Lesern nach unseren früheren Anzeigen als genügend bekannt voraussetzen zu dürfen; wir wenden uns daher unmittelbar zur Besprechung des neuesten Theiles, des Philipperbriefes. Es bedarf keiner Erwähnung, daß auch von dieser Arbeit des berühmten Theologen dasselbe Lob gilt, was anerkanntermaßen alle seine früheren Leistungen auf diesem Gebiete verdienen. — Seiner Weise gemäß behandelt er am Schluß nach der Erklärung des Briefes die allgemeinen sogenannten Einleitungsfragen. Der Brief ist nach seinen eigenen Angaben, — wie aus dem Gruß von den Christen, die der kaiserlichen Dienerschaft angehören, und der Freude, daß im ganzen Prætorium kund geworden, was es mit seiner Haft für Bewandniß habe, hervorgeht, — von Paulus in seiner römischen Gefangenschaft geschrieben. Es wird mit Recht (S. 169) die jetzt ziemlich aufgegebene Ansicht Böttger's (in seinen Beiträgen zur hist.-krit. Einl. in die paul. Br. 1837 Heft 2. S. 37 ff.) abgewiesen, daß er aus der Gefangenschaft in Cæsarea geschrieben. Paulus sieht das Ende seiner Angelegenheit schon ab, die endlich zur richterlichen Behandlung ge-

biehen ist, (1, 12 ff.) und will die Gemeinde in Philippi bald wiedersehen. (1. 25. 26); der Brief ist also später als der an den Philemon. Da die Gemeinde zu Philippi seine Uebersiedelung aus der bisherigen Miethswohnung in das Gefangenhaus, welches die durch kaiserlichen Spruch Abzuurtheilenden beherbergte und mit dem zum kaiserlichen Palaste gehörenden Wachthause eins war (zu vergl. Josephus antq. 18. 6. 7 mit Dio Cassius 53. 16), als eine Wendung zum Schlimmen angesehen, hat sie ihm den Epaphroditus gesandt und durch ihn eine Beihülfe zur Befriedigung seines Bedarfes. Durch den Empfang der Gabe, den Inhalt des sie begleitenden Schreibens (eine Annahme Hofmanns, die nicht unwahrscheinlich, aber doch nicht gerade nothwendig ist) und durch die Nachrichten des Epaphroditus wird Inhalt und Gang des Briefes bestimmt, der von den einleitenden Worten (1. 3—11) abgesehen, in drei Theile zerfällt: in 1. 12—2. 30 beruhigt er die Gemeinde über sich und seine Lage, begehrt aber auch von ihr, daß sie ihm ihrerseits durch ihr Verhalten Freude mache: keine unnöthige Bekümmerniß und unbegründetes Mißvergnügen, vielmehr Freudigkeit des Kampfes nach außen und einträchtige Liebesgemeinschaft nach innen habe. Dann folgt in 3. 1—4. 9 die Ermahnung, die Freudigkeit ihres der Glaubensgerechtigkeit sich tröstenden Christenthums sich nicht trüben zu lassen; daher warnt er vor solchen, die sich unevangelisch ihres Judenthums rühmten, und weist sie auf seine Befehrung zum rechtfertigenden Glauben und seine damit verbundene Freudigkeit, eine alle angehende Ermahnung, die am Schluß in 4. 2 ff. zu der speziellen an zwei christliche Frauen und ihr einträchtiges Wirken untereins-

ander und der Gemeindevorsteher mit ihnen ausläuft; endlich in 4. 10 ff.: seine dankbare Anerkennung für ihre Unterstützung. Hieraus erhellt, daß Baur's Urtheil (in seinem Paulus II. 59 ff.), der Brief sei nur ein Zeugniß von Armuth an Gedanken, Mangel an geschichtlicher Motivirung, Zusammenhangslosigkeit, gebe weder Veranlassung noch Zweck, nichts Spezifisches, Konkretes und Originelles, auf seinen Urheber zurückfällt; die sonst von ihm vorgebrachten Gründe, daß der Brief gnostische Vorstellungen enthalte, (2. 6—11) und unpaulinische, unapostolische Anschauungen verrathe, werden theils durch richtige Auslegung der falsch gedeuteten Stellen, theils durch eingehende Bemerkungen am Schluß (S. 179—190) abgewiesen.

Was die Erregele im Einzelnen anlangt so bietet auch in diesem Theile der Geistreiche und feincombinirende Scharfsinn des Verf. eine Menge neuer Auffassungen und Verbindungen, welche fast alle der eingehendsten Beachtung würdig sind und vielfach auch Anerkennung finden werden. Hinsichtlich der Textbehandlung hält er 1. 25 gegen Tischendorf die von Lachmann mit den meisten Zeugen festgehaltene Lesart *παρμενῶ* (nicht *συμπαρμενῶ*) fest, und beseitigt so mit Recht die abentheuerliche Erklärung Meyers, daß er mit allen Jüngern bis zur Wiederkunft des Herrn am Leben bleiben werde, eine Erklärung die aber auch abgesehen von dieser Lesart in sich und nach dem Zusammenhang unhaltbar ist. In 3. 8 verwirft er zwar die Recepte *μενοῦντε*, schreibt aber nicht mit Tischendorf und den Neueren *μὲν οὖν*, sondern *μενοῦν*, weil *μὲν* keine selbständige Bedeutung hat. Bedeutsamer sind die vorgeschlagenen neuen Textverbindungen und Constructionen. So z. B. schließt er 1. 6—11 zu einer Periode zusammen; und trennt *πεποιδῶς* vom vorhergehenden; B. 6 ist der Vorderatz, dessen Nachsatz wieder in den Vorderatz *καθὼς* und den ihm entsprechenden Nachsatz zerfällt, welcher mit *διὰ τὸ ἔχειν* beginnt, und nach dem Zwischensatz *μάρτυς γὰρ* sich fortsetzt; wobei er das auffällige *καὶ* in B. 9 mit „auch“ erklärt, und das gleichfalls sehr verschieden bezogene und erklärte *αὐτὸ τοῦτο* in B. 6 nicht als Object des Partizipiums ansieht, sondern es wie 2 Petr. 1. 5 mit „eben deshalb“ deutet. Diese adverbiale Fassung, welche auch Meyer billigt, wird auch abgesehen von jener Stelle (weil die Lesart fraglich ist, zu vergl. Schott) genügend geschützt; nimmt man B. 8 als Parenthese, so wird die ganze Periode wenn auch, wie bei Paulus öfter, nicht grade einfach, aber sachlich sehr schön abgerundet. In B. 18 beginnt er nicht mit *τί γὰρ* den neuen Abschnitt: sondern

mit *ἀλλὰ καὶ χαρήσομαι*, das aber nicht enge mit *ἐν τούτῳ χαίρω* zusammenhängt. Mit diesen Worten wird der Abschluß zum vorhergehenden Frageatz gemacht; mit jenen der Blick auf die Zukunft gerichtet. In 2. 1 wird die noch von Weiss für völlig unhaltbare Lesart *εἰ τις πλάγῃνα*, weil sie allseitig und in einem Umfange bezeugt ist, gegen den die von den neueren vorgezogene *εἰ τινα* so gut wie nicht und die von *εἰ τι* vollends gar nicht in Betracht kommt, festgehalten; die Erklärung des Verles, an die sich B. 2 die Bitte ohne Bindeglied anschließt, ist eine höchst scharfsinnige: die vier Sätze mit *εἰ* sind nicht Vordersätze zu B. 2, sondern ein jeder schließt seinen Nachsatz in sich: wenn Ermahnung, so sei sie Ermahnung in Christo; wenn Zuspruch, so ein Liebeszuspruch; wenn Geistesgemeinschaft, wenn eine (*εἰ τις*), so sei sie Herzlichkeit und Erbarmen. Abgesehen daß für ein solches des Nachdrucks wegen nachgesetzte *εἰ τις* kaum ein Beispiel zu finden wäre, so ist auch die angezogene Parallele aus 1 Petr. 4. 11 nicht ganz zutreffend; eher dürfte *εἰ τις* wie jede andere Lesart auf Rechnung des Abschreibers zu setzen sein. In 3. 9 und 10 verteidigt er die von Meyer für grammatisch unmöglich gehaltene Erklärung der griechischen Ausleger (Chrysostomus und Theodoret), welche *ἐν τῇ πίστει* als betonte Bedingung für das Erkennen vorangestellt zum folgenden *τοῦ γνῶναι* nehmen: um auf Grund des Glaubens Christum zu erkennen, sowohl seine Macht als auch zc. In 4. 9 zieht er, *πάντοτε* zum folgenden: „freuet euch im Herrn; immer wieder werde ich sagen: freuet euch.“ Zu den neuen Auffassungen, welche am meisten Billigung finden dürften, möchten wir rechnen die von 1. 16. 17: „aus Liebe verkünden die Einen Christum, indem sie wissen, daß ich dazu verordnet bin, die Heilsbotschaft zu vertreten; und aus Eigensucht thun es die Anderen, unlauterer Weise, indem sie meiner Gefangenschaft eine Trübsal zu bereiten meinen. Was ist es denn, als daß auf jede Weise Christus verkündigt wird;“ ferner B. 19 *τοῦτο* auf das ihm Gegenwärtige, mit dem er sich von B. 12 an beschäftigt hat; B. 26: *παρμενῶ* nicht von *οἶδα ὅτι* abhängig, sondern er giebt damit das Versprechen, welches er darauf hin thut, daß er weiß, er werde leben bleiben: — eigenthümlich in 2. 12: weil es allgemeine Schwierigkeit macht, den Satz: *μετὰ φόβον . . . κατεργάζεσθε* mit *ὥστε* oder *καθὼς* oder *μήως* zu verbinden, so trennt er ihn vollständig und macht ihn selbständig, indem er aus dem *καθὼς πάντοτε ὑπακούσατε* den Imperativus *ὑπακούετε* zur Vervollständigung des Nachsatzes entnimmt. — In 2. 30 hält auch H. die Lesart *παρ-*

βουλευόμενος mit allen Neueren fest: wie ein Waghals, der Etwas aufs Ziel setzt, ist Epaphroditus mit seinem Leben umgegangen. Daß dabei (S. 98) an die mit der heißen Jahreszeit in Rom verbundenen Krankheiten zu denken sei, dürfte fraglich sein. Wenn die Gemeinde des Paulus Lage als für sein Leben bedenklich glaubte, so war auch der Besuch und Verstand für einen solchen nicht ganz ohne Gefahr.

— In 3. 12 verneint οὐκ ἐτι ἤδη ἔλαβον etwas das eine Thatfache seiner Vergangenheit, das andere οὐκ ἐτι das ein Thatbestand seiner Gegenwart wäre; hier ergänzt H. zu ἔλαβον kein Object; B. der Verbalbegriff genügt für sich allein; P. will nicht sagen, was er noch nicht erlangt habe, sondern daß das Erlangen noch nicht als Thatfache der Vergangenheit hinter ihm liege; das noch nicht Erlangen ist aber selbstverständlich eines und dasselbe mit dem einst zu Erlangenden: dem Ziel des Weges, der in das selige Leben der Ewigkeit mündet. Ebenso drückt τετελειώμαι ein Fertigsein aus ganz im Allgemeinen. Was jenes fürs Haben, ist dieses fürs Sein. Gegensatz zu beiden ist διώκω. Auch dieses ohne Object zu ergänzen.

— In sinniger Weise vertheidigt er zu 4. 3 die Annahme, daß der γνήσιος σύντροφος Epaphroditus sei; jedoch möchten wir seine Annahme nicht theilen, daß er auch Schreiber des Briefes gewesen; als dieser möchte aus 1. 1 eher Timotheus angenommen werden dürfen.

— Weniger Zustimmung dürfte es finden, wenn H. die schon von früheren geltend gemachte Auffassung 1. 3 „ob euren gesammten Gedanken“ vertheidigt; die sehr häufigen analogen Wendungen in dem Eingange seiner Briefe sprechen dafür den gen. ἐμῶν als Objectgenitiv zu fassen, und dann ἐνι nicht Grund, sondern Veranlassung angehend. Auch in 1. 21 dürfte die von H. selbst gefühlte Schwierigkeit, das eine Mal τὸ ἔην als Prädicat und das andere Mal τὸ ἀποθάνειν als Subject zu fassen, und in dieser Umkehr des Verhältnisses von Subject und Prädicat den Schwerpunkt des Gedankens zu finden, nicht gehoben sein. Aber auch die Erklärung des ersten Gliedes: für den Apostel besteht das Leben darin, Christum zu haben, der das Leben ist, dürfte nach dem Zusammenhange und dem Gegensatze fraglich erscheinen. Der Apostel will sagen: wenn ihm noch das Leben, das irdische gelassen wird, so geht dies ganz in Christum auf; er ist seines Lebens Halt und Ziel, seines Wirkens und Arbeitens Aufgabe, und so auch seines Lebens Freude; um seinetwillen allein lohnt es sich zu leben, aber auch das Sterben scheut er nicht; es bringt ihm Gewinn. Ohne Grund behauptet H., daß erst im folgenden B. sein im leiblichen Leben

verbleiben in Betracht gezogen werde. Vielmehr, wie das Sterben nur das leibliche Sterben sein kann, so auch der Gegensatz dazu: das Leben sein leibliches; und so schon vorher.

— In 2. 14 zieht H. ἐπὲρ τῆς εὐδοκίας zum folgenden πάντα ποιεῖτε. Allein der Grund weshalb er die herkömmliche Verbindung mit dem vorhergehenden löst, weil αὐτοῦ stehen müßte, um es auf Gott zu beziehen, trifft in noch viel höherem Grade seine Verbindung. Nach der gewöhnlichen steht es in einem Satze, in dem Gott als das handelnde Subject schon nachdrucksvoll betont ist, und wird noch das Motiv hinzugefügt, der zugleich sein Zweck ist, weniger um vor Selbstüberhebung zu warnen, als um das Vertrauen auf Gottes Gnadenbeistand zu kräftigen. Bei der anderen, in der eine Ermahnung an die Leser gegeben wird, steht es nicht bloß auffälliger Weise unmotivirt voran, sondern bedarf der Deutlichkeit wegen des Zusatzes τοῦ θεοῦ; es würde auch wohl nicht ἐπὲρ stehen, ja der Ausdruck εὐδοκία vermieden sein, das sich in dieser Beziehung bei Paulus nicht findet, wofür er stets eine Wendung mit εὐαρεστος hat, z. B. Röm. 12. 1. 2; 14. 18, 2. Cor. 5. 6 f. Kol. 3. 20. Unvereinbar mit der sonst gesicherten Bedeutung halten wir die zu 1. 20 παρρησία angenommen: Unverborgenheit, Offenbarkeit; in Col. 2. 15 liegt diese Wendung vielmehr im Zusammenhange und in dem Verbum διακρίνεσθαι. Wenn es auch einen Vorgang näher bezeichnen soll, so ist doch um des Gegensatzes willen Paulus als das handelnde Subject gedacht: Paulus wird nicht zu Schanden werden, vielmehr durch ihn, in ihm wird an seinem Leibe Christus verherrlicht.

— Die Annahme mehrere Briefe Pauli an die Philipper S. 102 ist weder durch 3. 1 geboten noch durch die Stelle des Polycarp zu beweisen.

Von besonderem Interesse dürfte es sein, wie H. jetzt die bedeutsame Stelle Phil. 2. 5 ff. aufsaßt, wo er wie auch von anderen Stellen, von seinen Schriftbeweis in einzelnen Punkten abweicht. Er umschreibt die Stelle so: „in Demuth und Selbstlosigkeit sollen sie auf das Eine gerichtet sein, worauf Christen gerichtet sein müssen. Nur dann ist ihre Sinnesweise eine Bethätigung ihres Verhältnisses zu Christo Jesu, als welcher seine Gottesgestalt mit Knechtsgestalt vertauscht und nachdem er Mensch und unsern Gleichen geworden war, sich dazu erniedrigt hat, zu gehoramen bis in den Kreuzestod, wofür ihm dann Gott jene Hoheit über Alles geschenkt hat, in deren Anerkennung nun die Verherrlichung Gottes besteht“ (S. 172). Im Einzelnen weist H. die Uebersetzung: „obwohl er in Gottesgestalt war“ ab, weil nicht ausgesagt werden soll, was der Grund

gewesen, das nicht zu thun, sondern was der Grund gewesen, weshalb er's thun konnte: er hätte sich nicht entäußern können, wenn er nicht in Gottesgestalt gewesen. Allein — so richtig es ist, daß dieser Gedanke stillschweigend zu Grunde liegen muß, so kann doch offenbar dies der Apostel hier gar nicht nach dem Zusammenhang sagen wollen. Er will nicht auf die Möglichkeit, sondern auf die Größe des Contrastes, auf die Tiefe der Erniedrigung aufmerksam machen, der sich selbst derjenige unterworfen, der in Gottesgestalt war. Sodann sagt uns H. Deutung von *μορφή θεοῦ* und *δοῦλον* — jene eine Erscheinung, in welcher sich ein Wesen als in göttlicher Freiheit seiner selbst und über Anderes mächtig darstellt, und diese: welche das in ihr daseiende Wesen als ein fremdem Willen untergebenes zu erkennen giebt“ — zu wenig; es ist nur formal erklärt, nicht materiell. In der Person des Gottmenschen unterscheidet der Apostel von dem göttlichen Wesen, das ihm in seiner ganzen Fülle einwohnt, die dem Wesen entsprechende Gottesgestalt der Erscheinung in der Einheit mit der menschlichen Natur. Das nachfolgende *εἶναι ἰσα θεῷ* verhält sich nicht zu *ἐν μορφῇ θεοῦ* wie Sein zur Erscheinung wie H. will; sondern der Unterschied ist bedeutsamer: es ist etwas was er vorher nicht hatte, also etwas anderes als die *μορφή*, die er hatte; auch *ἰσα* steht da, nicht *ἴσον*, was H. nicht beachtet; nicht Gott gleich sein, sondern auf eine Weise sein, wie Gott. Wegen des *ἐν μορφῇ θεοῦ ὑπάρχειν* hatte er die Berechtigung zum *ἰσα εἶναι θεῷ*, aber er verzichtete darauf, machte keinen Gebrauch davon. Wenn H. seine im Schriftbeweis gegebene Deutung, daß das Object des Satzes *οὐκ ἀρπαγμὸν ἠΐσαστο* erst aus dem folgenden zu erklären und dasjenige Sein darunter zu verstehen sei, in welches er mit seiner dortbenannten Erhöhung eingetreten ist, jetzt als grundlos ablehnt, so unterscheidet sich seine jetzige Auffassung nur dadurch, daß er dies Object mit dem in Gottesgestalt sein, als selbstverständliche Voraussetzung gegeben annimmt. Sachlich kommt sie aber doch darauf hinaus. Es ist die mit der *μορφή* gegebene göttliche Wirkungsweise, auf der einen, und die damit verbundene Würde und Anerkennung auf der anderen Seite. Er suchte als der Menschgewordene nicht seine Ehre, sondern die des Vaters, bis der Vater ihm gab, worauf er von Anfang an zwar ein Anrecht, aber um der Menschen willen verzichtet hatte. Den Ausdruck *ἀρπαγμὸς* erklärt H. jetzt seiner Entstehung zufolge weder mit Geraubtes noch zu Raubendes, sondern das Rauben als Geschehnis oder den Raub als Handlungsweise des

Raubenden. Aber sehr künstlich und dunkel scheint uns H. Deutung: Christus hat das gottgleiche Sein nicht dafür angesehen, als ob es mit gewaltsamen Ansführen in eins zusammenfalle, daß in ihm sich befinden und gewaltsam an sich zu bringen eins und dasselbe sei. Wir meinen doch, daß sein früherer Einwand gegen diese Deutung, daß man ein Sein nicht für ein Thun achten könne, nicht erledigt ist. Es hängt dies zusammen mit dem Verkennen von *ἰσα* und *ἴσον*. Christus hielt jenes *ἰσα θεῷ εἶναι* für ein *χάρισμα*, ein Geschenk Gottes, und nicht für *ἀρπαγμὸν* und um diesen Gegensatz zu *ἐχαρίσατο* anzudeuten und zugleich um nachdrücklicher auf die Gesinnung, welche sein ganzes Leben beherrschte, hinzuweisen, schrieb er nicht *οὐκ ἠρπασε*, sondern so wie er's gethan; es soll damit auch nicht ein einmaliger Akt bezeichnet sein; sondern die durch das ganze Leben der Erniedrigung hindurchgehende Gesinnung. Auch nimmt Hofmann mit Recht den noch von Thomastus so gebilligten Satz: „*ὑπάρχειν ἐν μορφῇ*“ setzen voraus, der *θεός* sei, dagegen *εἶναι ἰσα θεῷ* können nur von einem gesagt werden, der es nicht sei,“ zurück; aber er übersieht doch den Unterschied von *μορφή θεοῦ* und *εἶναι ἰσα θεῷ*. Daher er auch den Satz hat, daß nachdem er die Gottesgestalt mit der Knechtsgestalt vertauscht er bei dem Tausche in dem gottgleichen Sein geblieben. Beim Tausch hat er das mit der *μορφή θεοῦ* nothwendig verbundene Sein behalten, aber die *μορφή θεοῦ* aufgegeben; zu dieser aber gehört auch das *εἶναι ἰσα θεῷ*, das er nicht mit Gewalt an sich gebracht, vielmehr als Geschenk Gottes nachher empfangen hat. — Neu ist im folgenden die Gruppierung der Partizipia. Er erkennt mit Recht an, daß bloß das dritte *καὶ οὐκ ἠρπασε* zu *ἐταπείνωσεν* zu ziehen, wie schon andere gewollt haben, unhaltbar ist, weil er mit dem zweiten Partizipialsatz *ἐν ὁμοιότητι ἀνθρώπων γενόμενος* zu eng verwandt ist, als daß er von ihm könnte getrennt werden, und allein wiederum auch keine sonderliche Bedeutung für die Selbstdemüthigung enthalte. Daraus schließt nun H., daß beide zu verbinden und zu *ἐταπείνωσε* zu ziehen seien. Allein der Grund, den dritten allein nicht zu diesem Verbum zu ziehen, ist auch genügend gegen die Verbindung beider mit *ἐταπείνωσε*. Wir deuteten schon vorher an, daß H. *μορφή δοῦλον* zu formal fasse; natürlich, weil er den Inhalt, den der Apostel in den beiden anderen Partizipialzusätzen angiebt, lostrennt; es kommt hinzu daß *ἡγήκως* in B. 8 die entsprechende Erläuterung zum *δοῦλος* ist und den drei näheren Bestimmungen zu *ἐκένωσε* auch drei zu *ἐταπείνωσε* entsprechen. — Schließlich können

wir *S.* nicht bestimmen, wenn er in den Schlussworten die Anbetung Jesu nicht finden will. Es ist mit Recht dagegen erinnert daß wie die *αγορεύς* Christi Object des Befehmens (*B. 11*) ist, so sie auch Object der Anbetung sei; es gehört dies beides zum *εἶναι ἰσά θεῷ*, nach dem Wort Jesu: sie sollen alle den Sohn ehren in gleicher Weise wie sie den Vater ehren; ersteres gereicht selbstverständlich *εἰς δόξαν θεοῦ πατρός*.

Wollen wir alle die Stellen, in welchen *S.* durch seine bekannte scharfe Begriffsbestimmung oder durch übersichtlich gruppirte Zusammenfassungen Licht bringt, hervorheben, so würde der schon weit überschrittene Raum dieser Anzeige noch mehr erweitert werden müssen. Es sei nur noch gestattet auf einzelne besonders hervortretende Stellen zu verweisen: *S. 17* zu *1. 11*: die *ἐνίπνοσις* geht den Dingen auf den Grund im Gegensatz zum Verkennen und Mißkennen, die *αἰσθῆσις* ergreift sie in ihrer rechten Wesenheit im Gegensatz zur Täuschung. Jene wohnt dem erkennenden Subjecte bei gegenüber den Erkenntnißgegenständen schlechthin, daher nie *πᾶσα ἐνίπνοσις* vorkommt; diese dagegen ist Sache des richtigen Verhältnisses des erkennenden Subjectes zu jedem einzelnen, also immer anderem Erkenntnißgegenstande. — Sehr anschaulich sind *S. 31* ff. die geschichtlichen Verhältnisse auf die sich *1. 12. 17* beziehen dargelegt. — Ebenso die Zusammenfassung *S. 73, 86, 98, 129* ff; die Stelle *4. 8 S. 153* hätte einer weiteren Erklärung, namentlich in den einzelnen Forderungen bedurft; ebenso *S. 3*, warum der Apostel abweichend von seiner sonstigen Weise gleich in der Ueberschrift ausdrücklich betont, sein Brief und dessen Inhalt gelte der Gemeinde als einheitlich verfaßter Gesamtheit.

Jede neue Arbeit des geehrten Verfassers erregt von Neuem den lebhaften Wunsch, daß es dem Herrn gefallen möge, ihm Kraft zur Fortarbeit und die Freude des Vollendens zu geben.

Magdeburg.

L. Schulze.

Merschmann, Dr. Friedr. Die Idee der Unsterblichkeit in ihrer geschichtlichen Entwicklung 8. 135 p. Berlin, 1870. Heinersdorff. 5 sgr.

Vorliegende Schrift bildet das 9.—11. Heft der Sammlung wissenschaftlicher Vorträge, welche die Verlags-handlung in dankenswerther Weise für das gebildete Publikum herausgibt. Diese Sammlung soll nur solche Vorträge enthalten, die wirklich gesprochen wurden und es sich zum Ziele setzen, einen Gegenstand von höherer

Bedeutung, dessen Verständniß für die Vertiefung der Bildung unserer Nation von Wichtigkeit ist, in einer für sämtliche Gebildete verständlichen Sprache eingehend und mit würdigem Ernste zu behandeln. Daß der vom Verf. gewählte Stoff hiezu sich vorzüglich eignet, dürfen wir als unbestritten voraussetzen. Ursprünglich hatte der Verf. diese Abhandlung zur geschichtlichen Einleitung einer Uebersetzung von Platon's *Phaedon* bestimmt, nun hat er ihr einen allgemeinen Charakter gegeben und sucht darin zu zeigen, wie die Idee der Persönlichkeit und der Unsterblichkeit im Laufe der Geschichte sich immer tiefer und reiner entwickelt hat. Die Entwicklung des Bewußtseins der Persönlichkeit, sagt er, ist das Ziel des Suchens und des Ringens der Wissenschaft, ja diese Idee ist ihr Mittelpunkt, sie ist die Centralwahrheit, an die sich jede andere als untergeordnete ansetzt. Wie die gottmenschl. Persönlichkeit Christi die Idee der Persönlichkeit offenbart, so war es seitdem das Streben der Philosophie, diese zum Mittelpunkte ihres Forschens zu machen. Aber erst, wenn der lebendige Glaube an den persönlichen Gott, wie er sich in Christus offenbart hat, für höher, als das Denken anerkannt wird und dieses leitet, kann die Speculation dem Materialismus mit Erfolg entgegentreten.

Einleitend giebt der Verf. einen kurzen Ueberblick über die Aussprache dieses Glaubens bei allen Völkern; es werden interessante Notizen mitgetheilt, doch hätten wir diese Darlegung noch eingehender und in mehr systematischer Anordnung gewünscht, auch das speciell über das Alte Testament Bemerkte giebt Vf. zu wenig auf Grund eigener Forschung; es befriedigt deßhalb nicht ganz. Als den ersten, welcher den wissenschaftlichen Weg zur Lösung dieser Frage betrat, nennt er Plato und giebt nun in den wesentlichsten Zügen die im *Phaedon* entwickelten Ideen mit vielfacher Hinweisung auf die Urtheile bedeutender Forscher, so auf Zellers Ausspruch, wie in dem ontologischen Beweise für die Unsterblichkeit alle einzelnen Beweise im *Phaedon* zusammenlaufen; doch dürfe allerdings die Einleitung und der mythische Theil von der beweisenden Kraft nicht ausgeschlossen werden. Indes hat Plato mit Recht ein gewisses Unbefriedigtsein auch über seine Beweise ausgesprochen, er ahnt die Nothwendigkeit der geschichtlichen Ergänzung des Denkens; durch die Thatfache der Auferstehung Christi ist sie gegeben. — Er wendet sich hierauf zu Aristoteles, bei dem es fraglich, ob er eine Unsterblichkeit der Seele gelehrt habe; da ihm die Idee der Persönlichkeit fehlt, ist ihm auch die Unsterblichkeit des Individuums fremd. Mit diesen beiden Männern ist eigentlich die antike Philo-

sophie auf diesem Gebiete abgeschlossen. Plotinos hat nur das Eine hinzugefügt, daß der Geist nicht in seiner abstrakten Einheit zu denken sei, er sei von seiner leiblichen Seite unzertrennlich.

Schön und treffend ist, was Vf. über die Stellung des Christenthums hiezu sagt: Das Christenthum fragt nicht, ob es eine Unsterblichkeit gebe, wofür die Auferstehung Christi der thatsächliche Beweis ist, sondern die Frage ist nur, wie sie Statt findet. Der wissenschaftliche große Fortschritt des Christenthums ist der Gewinn des Begriffs der Persönlichkeit, (doch gilt das nur dem Heidenthum gegenüber, wir müssen diese Erkenntniß auch schon dem alten Bunde vindiciren), und die fernere Entwicklung betrifft seitdem den Inhalt und das Wesen derselben. Auch hierüber giebt Vf. treffende Aussprüche gelehrter Männer, deren Mittheilung sehr dankenswerth ist.

Er wendet sich hierauf zu den Kirchenvätern, von deren Lehren hierüber er das Wesentlichste mittheilt; wir hätten hie und da ein tieferes Eingehen und zugleich eine mehr kritische Betrachtung gewünscht, um theils die Momente der Weiterentwicklung, theils den Zusammenhang ihrer Spekulation genauer zu erkennen. So wäre z. B. bei Irenaeus noch zu bemerken, daß ihm die Auferstehung darin wurzelt, daß der Mensch nur in der Einigung seiner 3 Wesensbestandtheile ihm ein ganzer Mensch ist, daher diese ihm auch bewahrt werden soll. Irenaeus lehrt ferner ganz bestimmt eine Auferstehung des Fleisches. Warum, sagt er, sollte das ewige Leben, welches wirklamer als dieses ist, jenes Fleisch, das schon geübt und gewöhnt ist, das Leben zu tragen, nicht beleben? Das Alles aber ist weder in der Substanz des Fleisches, noch in seinem Verhältnisse zum Geiste begründet, sondern es geschieht durch die Kraft des Herrn, der das Sterbliche mit Unsterblichkeit umgeben kann. Die Vorbereitung hiezu giebt die hl. Communion. Durch dieselbe genährt werden unsre Leiber in die Erde gelegt und stehen, nachdem sie in ihr aufgelöst sind, zu ihrer Zeit auf, sie sind deßhalb jetzt schon nicht vergänglich; sondern die Hoffnung der Auferstehung ist ihnen eingezeugt; durch den in ihnen wohnenden Geist wird sie verwirklicht. — Tertullian's tief-sinnige Forschungs-gabe wird in schöner Weise anerkannt, doch hätten wir auch hier die Kritik über das, was in seinem System Bestand hat, und was nicht mehr, geübt gesehen. So ist z. B. die Bemerkung Neander's allerdings richtig, daß die Idee von der Vorbildlichkeit in den Werken Gottes ein tiefer Gedanke sei, allein eine andere Frage ist, ob sie auch beweiskräftig für die Unsterblichkeit sei, ob also

die Analogie der Natur schon mit Nothwendigkeit uns das Wesen der Welt des Geistes erschließe. Sodann hat Vf. auch keinen vollen Einblick in die realistische Anschauung dieses Mannes gegeben. Die Seele ohne Leib entbehrt ihm das Organ ihres Vollbringens, so bedarf sie zur vollen Seligkeit, wie zum vollen Leiden die Genossenschaft des Fleisches. Etwas ausführlicher behandelt er die Lehre Augustins, der namentlich betonte, daß eine vollkommene Auferstehung nur im Zusammenhange mit einer neuen Welt möglich sei. Wünschenswerth wäre es gewesen, daß er die schlagendsten Stellen der Autoren unter dem Texte im Originale mitgetheilt hätte. Hierauf führt er uns durch die Scholastik, deren wichtigste Aufstellungen er nur kurz erwähnt, zur Mystik und zwar zunächst zu der romanischen, sodann der germanischen, die er eingehender schildert, und deren Unterschied er uns mit den Worten Dörner's beschreibt. Hier bringt er auch einzelne Citate ihrer bedeutendsten Aussprüche, doch hätten wir eine schärfere Charakterisirung der einzelnen Mystiker gewünscht. Von den vorreformatorischen Männern dieser Richtung leitet er dann zu Jac. Böhme über, bei dem er mit besondrer Vorliebe verweilt. Hierauf charakterisirt er die beiden philosophischen Systeme des vorigen Jahrhunderts, das rationalistische und das sensualistische, doch mit zu geringer Beziehung auf die Idee der Unsterblichkeit. So macht er uns z. B. das Verhältniß des Cartesius zu ihr nicht ganz klar, weist auch nicht die Schwächen seiner Philosophie nach, die auch darin sich offenbaren, daß er kein richtiges Band zwischen Leib und Seele fand. Derselbe redet allerdings einmal von einer *extensio animae*, allein das ist ihm nur so viel, sagt er, als *illam corpori unitam concipere*, es ist ihm also keine Wesensbestimmung. Spinoza ist etwas zu rasch abgemacht; das Verhältniß, das er zwischen Leib und Seele setzt, wäre ebenfalls zu erörtern gewesen. Die Seele ist ihm gar keine besondere Substanz für sich, ebensowenig der Leib, die Substanz beider ist die gleiche, die Seele ist also nichts weiter, als der Begriff des Körpers, und die Unsterblichkeit des Menschen ist höchstens die Unsterblichkeit der Idee vom menschlichen Geiste in Gott, der allerdings nicht das bewußtlose Allgemeine, sondern das absolute Denken ist. In raschen Zügen führt er uns hierauf zu der neueren Philosophie herab. Er charakterisirt kurz die Eigenthümlichkeiten ihrer Systeme und giebt einige Winke darüber, wie sie sich zur Lehre von der Unsterblichkeit gestellt haben, doch immer so, daß man zu dem Wunsche angeregt wird, etwas genauer instruiert zu werden und etwas mehr Kritik zu hören, um

ersehen zu können, wie weit jedes System nur früher Gedanken aufnahm oder selbständig schöpferisch auftrat.

Eingehender und gründlicher wird der Verf., je mehr er der neuesten Zeit sich zuwendet und uns Schelling, Hegel und dessen Schüler nach den entgegengesetzten Richtungen, die sie einschlugen, hauptsächlich auch die Ideen des jüngeren Fichte vor Augen stellt, um dann mit der christlichen Philosophie der modernen Zeit zu schließen, indem er Baaders Gedanken über die Unsterblichkeit, die tief sinnigen Aeußerungen von Steffens und Schubert über das Wesen der Seele, die Forschungen C. Passavant's und Pabst's über diesen Gegenstand mittheilt und mit der Darlegung dessen schließt, was Schelling in seiner Philosophie der Offenbarung hierüber urtheilt. Hierin erkennt er das Vollendetste, was der Menscheng Geist über diese Ideen zur Klarheit gebracht hat. Denn nur wo der Glaube das Denken leitet, kann die Speculation die Thorheiten einer irre gewordenen Vernunft besiegen.

Baumstark, Christian Eduard, evang. Pf. in Haag bei Oberbach, Großh. Baden. **Christliche Apologetik auf anthropologischer Grundlage.** Erster Band. (400 S. 8.) Frankfurt a. M., 1872. Seyder u. Zimmer. 2 thlr.

Die hohen Erwartungen, welche beim Lesen der ersten zweihundert Seiten in uns erweckt wurden, sind durch das weiter folgende nicht ganz in gleichem Maße befriedigt worden; immerhin dürfen wir das Werk als ein bedeutendes bezeichnen. Der Verf. bestimmt die Apologetik als „die wissenschaftliche Rechtfertigung der christlichen Religion als der absoluten,“ eine Begriffsbestimmung, die in der Einleitung (S. 1—36) in ebenso gründlicher als klarer Weise entwickelt und vertheidigt wird. Die Apologetik selbst entwickelt sich nun in drei Theilen; der erste, „anthropologische Grundlegung,“ betrachtet den Menschen „als geistiges,“ „als individuelles“ und als „religiöses Wesen;“ der zweite Theil betrachtet die außerchristlichen Religionen (d. h. Heidenthum und Muhammedanismus), und will darthun, wie dieselben der relig. Anlage des Menschen nicht entsprechen; der dritte Theil soll dann zeigen, wie die Rel. der alt- und neuest. Offenbarung der Anlage und dem Bedürfnis des Menschen absolut entspricht. Der erste Band umfaßt die zwei ersten dieser Theile; der dritte Theil soll einen zweiten Band füllen.

„Der Mensch als geistiges Wesen“ — in diesem Abschnitt faßt der Vf. Posito gegen

den Materialismus, und schlägt denselben mit tüchtigen wuchtigen wissenschaftlichen Hieben zu Boden. Er zeigt hier eine tüchtige und umfassende Belesenheit, und seine Beweisführung ist so überzeugend und solid, daß schon um dieses einzigen Abschnitts willen das Buch es werth ist, gekauft zu werden. Nur in einem einzigen Punkte würden wir noch einen Schritt weiter gegangen sein, als er. Er läßt die Existenz eines „Stoffes,“ und somit den Dualismus von Kraft und Stoff noch bestehen. Wir kennen aber von den Dingen nur die Kraftwirkungen, ja es sind nur Wirkungen, die wir überhaupt wahrnehmen, und niemals die Dinge selbst, und so ist der Stoff den wir den Dingen beilegen, schlechterdings nur ein von uns hinzugedachtes, den wirkenden Kräften unterlegtes Substrat, dessen Existenz wir ganz und gar nicht beweisen können. Baumstark meint nun (gegen Ulrici) in dem „Massigen“ oder „Handgreiflichen“ der Dinge den „beharrlichen festen Stoff“ gefunden und bewiesen zu haben. Aber eben dies Massige, Feste, Beharrliche vermögen wir unsrerseits nirgends zu entdecken. Sogar der beständige, relativ unzersehbare Körper: die Kohle, wird in Verbindung mit Sauerstoff zu einem sich verflüchtigen und in alle möglichen andern Verbindungen eingehenden. Wo bleibt da das „Massige, Handgreifliche, Beharrliche?“ Unserer Ueberzeugung nach gibt es in der Natur wirklich keinen Stoff, sondern nur gottgewollte und von Gottes Willen als dem schöpferischen Daseinsgrund getragene Kräfte-Complexe. — Mit um so vollerm Rechte behauptet und erweist der Verf. im Menschen den Dualismus von Leib und geistiger Seele, den Unterschied der geistigen Menschenseele von der Thierseele, und diese Beweisführung gehört zu dem gründlichsten und schlagendsten, was wir über diese Frage gelesen zu haben uns erinnern. (S. 73 hätte auch noch darauf hingewiesen werden können, daß im Bewußtsein des Menschen ein bleibender Punkt: das Ich, ist, welches bei allem Wechsel der Objecte sich seiner als des mit sich identischen bewußt ist. Und S. 79, wo der Verf. auf diesen Punkt kommt, wäre der vom Schwinden des Bewußtseins in Schlaf und Ohnmacht hergenommene Einwurf zu erledigen gewesen.) Auch der Darwinismus findet hier (S. 92 ff.) eine bündige Widerlegung.

In hohem Grade hat uns auch der folgende Abschnitt: Der Mensch als individuelles Wesen befriedigt, worin der Verf. den pantheistischen Theoremen des Philosophen Spinoza und Hegel entgegentritt, und das Nichtbeweisende ihrer Beweisführungen recht gründ-

lich und schlagend darthut. Auch hier würde er sich seine Aufgabe übrigens wesentlich noch erleichtert haben, wenn er nicht S. 158 wieder das „Massive“ des „Stoffs“ heringebracht hätte (denn nicht in der Leugnung eines Stoffes, sondern in der sinnlosen Verbindung der widersprechenden Begriffe: „unbewußt“ und „Wille und Vorstellung“ liegt das Prototypseudos der Hartmann'schen Deduction) und sodann zweitens, wenn der Verf. von vornherein von einer klaren und scharfen Unterscheidung der Begriffe: individuell und persönlich, seinen Ausgangspunkt genommen hätte. Was er uns gibt, ist vorzüglich und überzeugend; aber noch nicht die Aufgabe nach allen Seiten umfassend; das Werk ist noch nicht (namentlich in formeller Beziehung noch nicht) so durchgereift, daß es den Anforderungen, die der Verf. in der Einl. sich selbst stellt, vollkommen entspräche.

Das gilt namentlich vom dritten Abschnitt: Der Mensch als religiöses Wesen. Hier ist viel Unklares. Das Eigenthümliche des Gefühls (als Seelenvermögens) glaubt der Verf. nur in der Fähigkeit der Perception von Lust und Unlust zu finden; dieser Gegensatz fällt aber in die gefühlten Objecte; das Fühlen als solches ist doch lediglich das passive Verhalten gegen die Eindrücke des Wahrgenommenen oder denkend Erfannten. Für völlig verkehrt müssen wir es halten, wenn der Verf. S. 210 ff. in Abrede stellt, daß im Gewissen mit dem Bewußtsein eines sittlichen Gegenstandes auch ein Gottesbewußtsein gegeben sei; Zul. Müller's „Lehre von der Sünde“ Buch 1, Abth. 1, Kap. 1, hätte ihn eines bessern belehren können. Indem der Mensch im Gewissen sich eines sittlichen Gesetzes bewußt ist, das a) nicht in der Form eines Naturgesetzes, sondern an die Freiheit sich richtend wirkt, und b) sich mit dem freien Willen und dem zuständigen Sein des Menschen in Widerspruch setzt, ist er sich hiemit einer gegen gut und böse differenten, mollen den, Forderungen fegend, also heilig=persönlichen Macht unmittelbar bewußt. Dieser Anerkenntnis vermag sich der Verf. (S. 212 u. S. 216) doch nicht ganz zu entziehen, gelangt aber zu ihr auf weitem und künstlichem Umweg, statt auf dem geraden und nächsten Wege. In Folge dessen ergibt sich ihm dann S. 228 ff. ein überaus vager und ungenügender Begriff des „Absoluten“ — hier möchten wir ihm Dr. Karl Philipp Fischer's „Idee der Gottheit“ (Stuttg. Vefching 1839), diese tiefste und gewaltigste wissenschaftliche Ueberwindung des Pantheismus, die lange noch nicht genug bekannte und in seiner umfassenden Bedeutung anerkannte Werk!

zum Studium empfehlen — und S. 233 ergibt sich analoger Weise ein ziemlich veralteter Begriff von Religion.

Das rächt sich sodann im zweiten Theil (Betrachtung der außerschriftl. Religionen), den wir, offen gestanden, sehr schwach finden. Hier mußten vor allem aus dem Wesen der Religion selbst die möglichen Abirrungen und Einseitigkeiten: Polytheismus, Dualismus und Pantheismus (etwa so, wie Ref. in seiner christl. Dogmatik, Einl. § 4, Anm. es in kürzesten Grundzügen versucht hat) entwickelt werden; dann aber mußte nothwendig eine Geschichte des Heidenthums gegeben werden. Eine solche würde freilich sehr umfassende und gründliche Studien vorausgesetzt haben, ein Studium der Beden und der Max Müller'schen Arbeiten, des Zenderwesta, der Hauptwerke über die Geschichte der griechischen Religion zc. Obgleich die Wissenschaft in all diesen Punkten erst am Anfang ihrer Arbeit steht, würde sich doch dem Verf. daraus schon klar genug die wichtige Thatsache ergeben haben, daß wir bei allen Völkern (speziell auch den Chinesen, vgl. Kautzke von B. v. Strauß) ein Herabsinken aus einem ursprünglichen Monotheismus in irgend eine der Hauptformen des Heidenthums finden, eine Depravation. Der pantheistische Naturcultus und Ahnencultus verschiedener Stämme mischt und combinirt sich zum eigentlichen Polytheismus. — Statt dessen geht der Verf. geographisch zu Werke, und gibt uns einen eklektischen Zusammentrag von Notizen aus secundären Quellen, wobei nichts weiteres herauspringt, als daß die Heiden recht schlechte Religionen gehabt haben, aber — Religionen waren's doch! — eine Argumentation welche nur zu sehr an das Witzwort Hegel's in der Phänomenologie erinnert von jener schwäbischen Waschfrau, die bei anhaltendem Regen sich tröstete: schlecht Wetter sei doch immer noch besser als gar kein Wetter.

Dem Verf. bleibt die Möglichkeit, diesen Mangel im dritten Theile (Bd. 2) gut zu machen, wenn er da, ehe er zur Offenbarungsreligion übergeht, noch ein auf Prinzipien gestelltes Resümee über das Wesen des Heidenthums voranschickt. Nach gewaltig große und schwierige Fragen — nach der Möglichkeit, und nach der Wirklichkeit des Bösen — hat der Verf. zu beantworten, ehe er zum Begriff der Offenbarung und der Erlösung zu gelangen vermag. Auf die Gefahr hin, unbescheiden zu erscheinen, bittet ihn Ref., sich den § 152 in dessen „Krit. der ev. Geschichte, 3. Aufl.“ einmal anzusehen, ehe er seinen zweiten Bgnd dem Druck übergibt. Baumstark's Werk hat so

außerordentlich viel Gutes, daß wir ihm den höchstmöglichen Grad von Vollendung, auch von formaler Vollendung, wünschen möchten.

Dr. Aug. Ebrard.

Das apostolische Symbolum. Vortrag, gehalten vor der Berliner Pastoral-Conferenz am 29. Mai 1872 und auf Beschluß derselben veröffentlicht von Dr. D. Zöckler, ordentl. Prof. der Theol. an der Universität Greifswald. 40 S. Gütersloh 1872. C. Bertelsmann. 6 Sgr.

Gegenüber den Visco'schen und Sydnor'schen Angriffen, vielleicht besser gesagt „Schmähungen,“ gegen das apost. Symbolum, war Professor Zöckler die Aufgabe zugefallen, dessen biblisch-kirchliche Autorität zu erweisen. Diese Aufgabe ist in vorliegendem Vortrage meisterhaft gelöst. Es wird darinnen mit der, dem Vf. eigenthümlichen wissenschaftlichen Exactheit nachgewiesen, wie das Apostolicum, wenn immer in der gegenwärtigen Form erst dem 6. Jahrhundert entstammend, doch seinem Inhalt nach bis auf wenige Ausdrücke eine Frucht der apostolischen oder unmittelbar nachapostolischen Zeit sei. Es enthält die Summe der apostolischen Verkündigung; das, was Christenglauben von Anfang an gewesen ist, und Niemand könne auf den christl. Namen Anspruch machen, der sich nicht von Herzen zu seinem ganzen Inhalte bekenne. Gerade an den drei jüngsten Zusätzen des Symbolums wird sodann dargethan, wie durchaus biblisch begründet dasselbe sei. Es könne ja auch gar nicht gesagt werden, daß etwa diese jüngsten Zuthaten den Anstoß der heutigen gebildeten Welt vorzugsweise erregten; gerade die uraltesten Sätze desselben widerstritten am meisten der modernen Weltanschauung. Es verhalte sich nicht mehr so, daß unsere „Gebildeten“ bloß eine Ausscheidung angeblich unbiblischer Elemente aus dem Symbol verlangen, sondern im Apostolicum bekämpfe man die hl. Schrift. Darum könne auch von keinem Pactiren mit den Gegnern die Rede sein. Das einzige Mittel, um diese zufrieden zu stellen, sei die Erklärung des Bibelglaubens für einen überwundenen Standpunkt. Soweit gekommen, erhebe man aber auch auf die Namen „Christ“ oder „evangelisch“ ferner keinen Anspruch. Man mache Gebrauch von der unbeschränkten Freizügigkeit, deren wir uns heutzutage auch in religiöser Hinsicht erfreuen; gründe eine deutsche unitarische oder rationalistische (liberal-protestantische) Kirchengemeinschaft, und entleide uns so der unruhigen Elemente, welche

jetzt an den Grundfesten unseres Glaubens rütteln. Pflicht der ev. Geistlichkeit und des Kirchenregiments — so betont der letzte der 9 Sätze, in welche der Vortrag schließlich zusammenfaßt, — sei es gegenüber dem Streben der modern-rational. Gegner des Apostolicums, „in Liebe und Wahrheit die Unerträglichkeit ihres Strebens mit fernerer Zugehörigkeit zur Kirche, also die Nothwendigkeit ihres Ausscheidens aus derselben, zu bezeugen und dieser Ueberzeugung gemäß zu handeln, um Recht und Existenz der Kirche zu wahren.“ Möchte das mannhafteste Zeugniß des Vortrags bei vielen Geistlichen, vor allem auch bei dem Kirchenregiment eine Frucht wirken; sonst dürfte es allerdings dahin kommen, daß sich, wie die Kreuzzeitung (Beilage zu Nr. 110) sagt, die gläubigen Elemente, „welche sich nach einem festen, zweifellosen Grund ihrer Kampfesfreudigkeit mit Siegeshoffnung sehnen,“ von den bestehenden ev. Landeskirchen abwenden. —

B.

F.

Reiff, Fr., Lehrer der Theologie an der ev. Missionsanstalt zu Basel. **Die evangelische Rechtfertigungslehre und das moderne Denken.** Ein Vortrag. Im Auszug gehalten zu Carlsruhe im Januar 1871. 61 S. Basel, 1871. Bahnmeier's Verlag (C. Detloff).

Der Verf. stellt zunächst die ev. Rechtfertigungslehre in schlichter und überzeugender Weise dar; dann behandelt er das moderne Denken über die Rechtfertigung, wobei die Anschauung der kathol. Kirche, des gewöhnlichen Menschenverstandes, Schleiermachers zc. besprochen werden. Ein 3. Abschnitt stellt endlich die Rechtfertigungslehre und das moderne Denken einander gegenüber und zeigt, wie einerseits der Humanismus und andererseits der strenge Moralismus gegen die Rechtfertigungslehre Einwand vorbringe. — Der Vortrag macht natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit, da er aber die Grundlehre der ev. Kirche, ihr höchstes Kleinod schön und wahr darstellt, kann er bestens empfohlen werden. Die richtigen Anschauungen über diese edle Lehre sind noch lange nicht genugsam verbreitet. Eins aber ist uns in dem Vortrage aufgefallen, daß der Verf. es gar nicht unternehmen hat die Stellung der Sacramente zu dieser Fundamentallehre anzugeben. Mit der heil. Taufe weiß er gar nichts anzufangen und ist offenbar selbst noch im Unklaren hierüber. Ein sehr unnützer Seitenhieb auf das „Hochkirchenthum“ im deutsch-luth. Lager hätte füglich unterbleiben können; der Verf. verräth aber dadurch, woher es kommt, daß

er die Stellung der Taufe zur Rechtfertigungslehre nicht erfaßt hat.

D.

Dieckhoff, Dr. A. W., Prof theol. zu Rostock. **Der Schlußsatz der Marburger Artikel** und seine Bedeutung für die richtige Beurtheilung des Verhältnisses der Confessionskirchen zu einander. gr. 8. 39 p. Rostock, 1872. Stillcr. 6 sgr.

Diese Abhdlg. ist durch einen Gegenartikel im Braunschweiger Kirchenblatt hervorgerufen, der gegen einen Aufsatz Dieckhoff's in eben diesem Blatte über die Frage der Abendmahls-gemeinschaft zwischen lutherischen und unirten Kirchen gerichtet war. Dort hatte er behauptet, daß die lutherische Kirche nicht erst in neuerer Zeit angefangen habe, die Reformirten als zum Reibe Christi gehörig zu betrachten, sondern jener Schlußsatz beweise, daß schon unsere Reformatoren von der gleichen Anschauung beseelt waren. Dagegen hatte sich der Opponent auf einige briefliche Aeußerungen Luther's berufen, welche jene Auslegung des Schlußsatzes verböten. Ohne Zweifel ist nun die Klarheit über diesen Punkt von hohem Interesse, da es sich darum handelt, ob diese Erkenntniß schon in der reformatorischen Zeit vorhanden gewesen sei. Der Verfasser hat nun jedenfalls darin gegen seinen Widersacher Recht, daß man sich nicht an einzelne Aeußerungen Luther's halten dürfe, als wenn er sagt, sie dürften nicht den Namen der Brüder und Glieder Christi bei uns haben, da er ihnen ja im Schlußsatze christliche Liebe zuspricht, sondern es handelt sich hier um eine Vereinnahmung der verschiedenen Aussprüche, und diese ist nur dadurch möglich, daß man geschichtlich erforscht, was Zwingli und die Seinen mit der Forderung, als Brüder gehalten zu werden, verstanden. Dieß hat nun der Verf. hier überzeugend auseinander gesetzt, zugleich aber auch anerkannt, daß diese Auffassung im Reformationszeitalter noch nicht sicher durchgebildet, noch weniger die allgemein herrschende geworden war. Diese Ergänzung aber hat allerdings des Verf. frühere Behauptung gegen Stahl bedurft, denn es ist unstreitig, daß unsere heutige Anschauung über das Verhältniß der Confessionskirchen zu einander eine klarere und sichere ist, als die der Reformatoren, und es wird mit dieser Behauptung nicht der geringste Schatten auf sie geworfen, denn sie mußten eben aus dem falschen römischen Kirchenbegriff sich erst herausarbeiten und uns so die Bahn zu einer freieren Erkenntniß ebnen. Dieß hat der Verf. nun auch entschieden anerkannt und zugegeben, daß die vorreformatorische

Auffassung noch vielfach nachwirkte und daher diese einander widersprechenden Aussagen in den Schriften der Reformatoren sich finden. Das Schriftchen hat zur Klarstellung dieses Verhältnisses entschieden beigetragen. E.

Geschichte. Politik.

Höhlbaum, Dr. Konstantin, Joh. Renner's livländische Historien und die jüngere livländische Reimchronik. Erster Theil. gr. 8. 127 S. Göttingen, 1872. Vandenhoeck u. Ruprecht. 20 sgr.

Vorstehende Schrift, welche unstreitig zu den bedeutendsten neueren Leistungen auf dem Gebiete der Geschichte der Historiographie gehört und ebenso überraschende, wichtige Resultate bietet, wie sie nach Methode und Darstellung musterhaft und tadellos zu nennen ist, beschäftigt sich mit den lange verlorenen, vor zwei Jahren in einer Originalhandschrift durch Herrn F. G. Kohl, Vorsteher der Bremer Stadtbibliothek glücklich wieder aufgefundenen livländischen Historien des Bremer Notars Renner aus dem 16. Jahrhundert. Der Verf., der durch anderweitige Studient veranlaßt wurde, sich mit diesem Funde zu beschäftigen, machte die wichtige Entdeckung, daß in jenen Historien nach deren eigner Angabe eine bisher unbekannte, von einem Priester Bartholomäus Hoeneke verfaßte, livländische Reimchronik des 14. Jahrhunderts benutzt sei und beschloß, dieselbe auf Grund der Historien einer wissenschaftlichen Beleuchtung zu unterziehen. Ueber den hiebei einzuschlagenden Weg spricht er sich selbst p. 9 gewiß vollkommen richtig folgendermaßen aus: „Da uns die jüngere Reimchronik“ — im Gegensatz zu der bekannten älteren so von ihm bezeichnet — „nur in der Bearbeitung der Rennerschen Compilation vorliegt, so werden wir zunächst aus dieser für den betr. Zeitraum die aus andern Quellen geschöpften Nachrichten auszuschneiden haben, um den übrig bleibenden Theil auf unsere daraus zu gewinnende Quelle hin anzusehen. Desgleichen ist auf die Art, wie Renner die bekannten Geschichtswerke ausbeutete, näher einzugehen, da aus ihr auch auf seine Benutzungsweise der verlorenen Reimchronik wird geschlossen werden können.“

Dieser Methode folgt der Verfasser in den drei ersten Abschnitten seiner Schrift mit feinem kritischen Tact und mit überraschender Detailkenntniß aller irgend einschlagenden älteren und jüngeren Geschichtswerke. In dem ersten Abschnitte (p. 12—39) behandelt er die Hilfsmittel, welche Renner in handschriftlicher Form vorlagen und zwar vor

Allem die ältere livländische Reimchronik, die Hauptquelle Kenners für die ältere Zeit. Er weist mit großer Wahrscheinlichkeit nach, daß Kenner keine der beiden nach vorhandenen Handschriften derselben benutzte, sondern eine ältere und vielleicht bessere, welche dann, wie der Verfasser scharfsinnig und überzeugend darthut, von dem Priester Bartholomäus Hoeneke mit zahlreichen Marginalnoten versehen wurde und schließlich eine Fortsetzung — eben die neuentdeckte jüngere Reimchronik — von dessen Hand erhielt. Hierauf erläutert der Verf. bis ins Einzelne genau die Art und Weise, in der Kenner zunächst die ältere Reimchronik benutzte: im Wesentlichen enger Anschluß, so daß sogar Charakter und Auffassung der Reimchronik oft getreu in den Historien sich abspiegeln. Daneben gab Kenner freilich Manches, was für seinen Zweck nicht in Betracht kam, nur in trockenem Auszuge wieder; nicht Weniges hat er mißverstanden, Anderes absichtlich geändert. Aber im Ganzen war ihm doch „die Autorität seiner Hauptquelle eine bedeutende und maßgebende,“ namentlich in Zahlenangaben. Am Schlusse dieses Abschnittes weist dann der Verf. noch die Benützung eines bisher unbekannten Herrenmeisterverzeichnisses, sowie einer Urkunde durch Kenner nach und geht dann im zweiten Abschnitt (p. 40—67) auf die zu Kenners Zeit bereits gedruckten Chroniken über, durch deren Angabe derselbe die aus der Reimchronik gewonnenen Daten vervollständigte. Hier kommen vor Allem in Betracht die Vandalia und Saxonia des Hamburger Kanonikers Albert Krantz, deren Nachrichten er sorgfältig in seine Darstellung verwebte; dann die polnische Compilation des Martin Kromer, Bischofs von Ermland, welche Kenner in der deutschen Uebersetzung des Arztes Heinrich Pantaleon von Basel benutzte, und die chronica Polonorum des Mathias von Michow, deren Berichte Kenner häufig, mit denen Kromers verflochten, in seine Historien aufnahm; schließlich die Chronik des Thomas Horner, nach deren Vorgang Kenner seinen Stoff anordnete und deren Angaben ihm hauptsächlich dazu dienten, die Lücke zwischen der ältern und jüngern Reimchronik auszufüllen. Im dritten Abschnitt (p. 68—91) behandelt der Verf. das eigenthümliche Verhältniß Kenners zu der livländischen Chronik Balthasar Ruffows, welche, obwohl später entstanden als die Historien, doch erwiesener Maßen von Kenner benützt ist. Er löst die Schwierigkeit sehr einfach, indem er annimmt, Kenner habe die zwischen 1560 und 1561 geschriebenen und später bis 1582 fortgesetzten Historien schließlich noch einmal abgeschrieben, wofür die bis zum Ende

gleichmäßigen Schriftzüge sprechen, während zugleich zahlreiche jüngere Nachträge im Text und am Rand seine Sorgfalt in der Vervollständigung seiner Arbeit beweisen und es wahrscheinlich machen, daß mit jener Abschrift zugleich eine theilweise Umarbeitung verbunden war, bei welcher er namentlich den inzwischen veröffentlichten Ruffow, freilich sehr kritisch, benutzte. Am Schlusse des Abschnittes zeigt der Verf. die Möglichkeit einer Benützung des verlorenen chronicon Bremense durch Kenner, sowie der eigenen bremischen Chronik Kenners und schließlich der mündlichen Tradition.

Im vierten Abschnitt endlich (p. 92—113, dazu die 2. Beil. p. 119—127) wird der spätere Theil Kenners besprochen, in welchem vorzugsweise die neuentdeckte jüngere livländische Reimchronik benützt ist. Mit großer Schärfe wird hier dargethan, daß und warum die hier von Kenner benutzte Quelle eine Reimchronik gewesen und zugleich der überraschende Nachweis geführt, daß auch der letzte, auf Livland bezügliche Theil der großen Hochmeisterchronik unsern Hoeneke, und zwar unabhängig von Kenner benützt hat, so daß sich meist „aus den beiden überlieferten Bruchstücken eine einheitliche Darstellung“ zusammensetzen läßt. Und um das Neue und Ueberraschende, das der Verf. in Menge bietet, noch zu vermehren, weist er am Schlusse seiner Darstellung noch nach, daß auch zwischen dem chronicon Livoniae Hermanns von Wartberge und der Reimchronik Hoenekes ein enger Zusammenhang besteht, indem beide aus derselben Quelle schöpften, nämlich aus nicht mehr vorhandenen annalistischen Aufzeichnungen, welche auch dem chronicon Dunamundense, den annales Rönneburgenses, dem Wigand von Warburg und dem epitome des Samländer Domherrn zu Grunde lagen, und mit welchen auch eine kürzlich erst in Lemberg entdeckte livländische Handschrift in engem, erst noch näher zu erläuterndem, Zusammenhange steht. —

Ref. ist ausführlicher geworden, als er beabsichtigte, glaubt dies aber vollkommen mit der Wichtigkeit der besprochenen Schrift rechtfertigen zu können, deren Bedeutung hoffentlich die verdiente Anerkennung finden wird. Zum Schlusse glaubt Ref. noch auf das hinweisen zu sollen, was man nach dem Versprechen des Verf. von seinem zweiten Theile zu erwarten hat: er beabsichtigt, in diesem „die tatsächlichen Angaben der Historien auf die jüngere Reimchronik selbst zurückzuführen, ihren Werth zu prüfen und nähere Forschungen über die Entstehung und Ausführung anzustellen. Zugleich soll damit ein vollständiger Abdruck dieser von Kenner überarbeiteten

Geschichtsquelle verbunden worden." Man darf auf die weitem Ausführungen des Verf., namentlich aber auf seine Restitution des Textes mit volstem Rechte gespannt sein.

F. E.

Wernicke, Prof. Dr. C., Die Geschichte der Welt. Fünfte, bis z. Jahre 1871 fortgeführte Auflage. Erster Theil. Die Geschichte des Alterthums. Berlin, Gebrüder Paetel. 1871.

Die Wernicke'sche Weltgeschichte gehört zu den besten populären, d. h. für das Bedürfnis der reiferen Jugend und der gebildeten Volksklassen geschriebenen Darstellungen der Universalgeschichte. Ihre bei aller Leichtsaßlichkeit doch nicht triviale, vielmehr durchweg frisch und anregend gehaltene Darstellungsweise, ihre eingehende Berücksichtigung des cultur-, literatur- und sagengeschichtlichen Elements neben dem politisch-geschichtlichen oder univ. historisch-im engeren Sinne, ihr wenn nicht streng-kirchlicher, doch religiös-positiver und christgläubiger Standpunkt, der innerhalb des uns vorliegenden Bandes hauptsächlich in der Behandlung der Urzeit des Menschengeschlechts sowie der israelitischen Geschichte (S. 4 ff. S. 79 ff.) zu Tage tritt, — alles dieß vereint läßt sie als ein zur Einführung in ein umfassenderes Geschichtsstudium wohlgeeignetes Werk erscheinen, welches die ihm zu Theil gewordene überaus günstige Aufnahme verdient. Ob es zweckmäßig war, daß der Verf. bei seiner Behandlung der chinesischen, altindischen und ägyptischen Geschichte den Ergebnissen der neuesten gelehrten Specialforschung nur in geringem Maße Rechnung trug (daß er z. B. bezüglich der älteren chines. Dynastieengeschichte und Chronologie auf die Forschungen Legge's und Blath's keine Rücksicht nahm, desgleichen bei Aegypten manche der jüngsten Forschungsergebnisse eines Brugsch, Dümichen, Rauth, Ebers u. ignorirte, u. s. f.), mag hier unerörtert bleiben. Im Allgemeinen fußt seine Darstellung auf gewissenhafter Berücksichtigung des dermaligen Standes der geschichtlichen Forschung und paßt sich dem Bedürfnisse des ziemlich weitgezogenen Kreises von Lesern, auf den sie berechnet ist, in vortrefflicher Weise an.

Wie dem Verf. die Behandlung der allerneuesten Zeit, insbesondere die der jüngst im Anschluß an den deutsch-französischen Krieg erfolgten Neugestaltung des deutschen Reiches, gelungen ist, wird sich erst nach vollendetem Erscheinen des Ganzen, von dem uns bis jetzt nur die 9 ersten Lieferungen (die Geschichte des Alterthums bis gegen 140 v. Chr. behan-

delnd) vorliegen, sagen lassen. Das Werk erscheint in elegant ausgestatteten Heften von je 4 Bogen gr. 8^o (zum Pr. von 5 Sgr. oder 18 Kreuzern) und ist auf ungefähr 60 solcher Lieferungen, also auf die ansehnliche Stärke von etwa 240 Bogen angelegt.

1. **Eduard Duller's Geschichte des deutschen Volks.** Bearbeitet und fortgesetzt von Dr. **William Pierson**, Prof. an der Dorotheenstädtischen Realschule zu Berlin. — Dritte (illustrierte) und bis zum Jahre 1871 fortgeführte Auflage. Erster Band. — Berlin, Gebr. Paetel. 1871.
2. **Pierson, Dr. William, Prof. u. Preussische Geschichte.** Mit einer hist. Karte von H. Kiepert. Zweite verbesserte und bis zum Jahre 1871 fortgeführte Auflage. Erster Band. (469 S. gr. 8^o). Ebendas.

Zwei neue Auflagen bewährter und in weiteren Kreisen bereits eingebürgerter Geschichtswerke, die einer ausführlich eingehenden Empfehlung nicht erst bedürfen.

Nr. 1, der „illustrierte Duller“ in 3. Aufl., ist eine liebe alte Jugendbekanntschaft des Ref., deren zahlreiche treffliche Holzschnitte (von Nicholls und Manson, Flegel, Leidecker und Al.) ihm gar freundlich als traute Bekannte entgegenlachen. Um das bereits zu Anfang der 40er Jahre in erster Auflage erschienene Werk in zeitgemäßer Verjüngung neu zu veröffentlichen, hat der Bearbeiter auf Verichtigungen und Zusätze untergeordneter Art sich nicht beschränkt, sondern Vieles von Grund aus neu gestaltet und „Alles durch die Fäden der geschichtlichen Betrachtung fester verbunden.“ Die auf solche Weise nöthig gewordene ansehnliche Erweiterung des früheren Umfangs tritt besonders bei dem zweiten, die neuere Zeit seit der Reformation behandelnden Bande hervor, von welchem übrigens dem Ref. vorerst nur eine erste Lieferung vorgelegen hat. Ueber den Werth der auf die Geschichte des preuß. Staates seit dem gr. Kurfürsten, auf die deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, und auf die neueste politische Geschichte seit 1840 bezüglichen Ergänzungen, wie sie der Herausgeber als hauptsächlichste neue Zugaben von seiner Hand ankündigt, wird sich daher vor Abschluß des ganzen Werkes nicht urtheilen lassen. Ebenso werden die als eine weitere neue Beigabe angekündigten Spruner'schen Karten, von welchen in den uns vorl. Lieferungen noch keine enthalten ist, erst nach vollständigem Erscheinen des Werkes

gewürdigt werden können. — Die Ausstattung und der Preis (5 Sgr. = 18 Krz.) der einzelnen Lieferungen sind, die gleichen, wie bei dem im Vorhergehenden angezeigten Werke und bei dem folgenden.

In Nr. 2 dokumentirt derselbe Autor, welcher an der Dullerschen „deutschen Geschichte“ sein Geschick als neubearbeitender Ergänzer und Redactor bethätigt, sich als Meister in selbständiger historischer Darstellung. Die Pierson'sche Preussische Geschichte ist ein ächtes Volksbuch im edleren Sinne des Wortes; anschaulich, klar und faßlich von Anfang bis zu Ende, von warmer patriotischer Begeisterung durchweht, und dabei doch gänzlich frei von Schönfärberei oder partiell-sürzlichtiger Voreingenommenheit. Der politische wie religiös-kirchliche Standpunkt des Verf. ist der eines entschiednen Nationalliberalismus, aber ohne irgend welches unangenehme liberalistische Theoretisiren oder ohne den fanatischen und philisterhaft-unverständigen „Müderhaß“ so mancher unsrer politisch wie kirchlich Liberalen. Hier und da, wie namentlich bei Friedrich Wilhelm I und II, fallen allerdings harte Worte wider die Orthodoxen und ihr System. Aber es sind doch auch wirklich mehr oder minder faule Flecke, die da getroffen werden; und mit seinem Urtheile über einen Luther, Spener, A. H. Franke gibt der Verf. genügend zu erkennen, daß er ächten Glauben und wahre Gottesfurcht nach Gebühr zu würdigen versteht. — Als einen Vorzug seiner historiographischen Methode, die wir im Allgemeinen als auf dem soliden Grunde selbständiger vielseitiger und fleißiger Studien ruhend bezeichnen dürfen, haben wir noch insbesondre die Geschicklichkeit hervorzuheben, womit er die frühere (vor preussische) Geschichte der dem brandenburgisch-preussischen Staate nach und nach einverleibten Länder und Landschaften jedesmal am passenden Orte, nemlich vor dem Berichte über ihre Erwerbung, einzuflechten gewußt hat, und zwar da, wo es sich um vorzugsweise wichtige Länder handelt, in ziemlicher Ausführlichkeit, wie bei den preuß. Ordensländern, bei Pommern und Schlesien. Nur aus Rheinlands und Westphalens (Nülich-Gleve-Berg und Mark) früherer Geschichte hätten am betr. Orte (S. 102 f.) reichlichere Mittheilungen gemacht werden sollen, ein Versehen, das gleich einigen noch untergeordneten Mängeln, (z. B. auch einigen Druckfehlern, wie S. 102 „Johann Friedrichs“ für „Joachim Friedrichs“; S. 121 u. 122 „Stedenitz“ für „Kedenitz“, S. 207 „Wartenleben“ für „Wartenberg“) wohl in einer nächsten abermaligen Auflage die erwünschte

Remedur finden könnte. Vielleicht entschlöße sich dann der geehrte Verf. auch zu noch etwas eingehenderer Berücksichtigung der jeweiligen neuesten historischen Literatur, unter Namhaftmachung der angeseheneren und bedeutenderen Forscher. Wie es denn gewiß von Nutzen für seine Darstellung sein und dem populären auf das Interesse und Verständnis weiterer Kreise berechneten Charakter derselben auch keinerlei Eintrag thun würde, wenn z. B. bei dem dreißigjährigen Kriege die Droysen'schen Forschungen über Gustav Adolph, beim spanischen Erbfolgekrieg das treffliche v. Noorden'sche Werk, beim Ursprung und Abgange des 7-jährigen Krieges die einschlägigen Arbeiten von Ranke einerseits und von v. Beaulieu-Marconnay andererseits, überhaupt bei jedem Anlasse die jeweilig neuesten und besten Bearbeitungen des betr. Abschnittes, nicht bloß stillschweigend benutzt, sondern auch in der einen oder anderen Beziehung ausdrücklich genannt würden. Leser von mehr wissenschaftlich gerichtetem Interesse, namentlich Schüler höherer Lehranstalten und Studierende, würden so zugleich einigermaßen in die historische Literatur eingeführt, und der Werth des Ganzen, als einer nicht nur quellenmäßig fundamentirten, sondern auch zum neuesten Stande der geschichtlichen Forschung in allseitige und ausdrückliche Beziehung gesetzten Darstellung, würde noch gesteigert werden. — In wie weit der Verf. in dem uns noch nicht vorliegenden zweiten Bande, der die neueste Geschichte vom Tilsiter Frieden an (1807–1871) zu behandeln verspricht, diesem unsrem Wunsche vielleicht ohnehin schon Rechnung getragen haben sollte, hoffen wir bei späterem Zurückkommen auf das Werk zeigen zu können. 3.

Das Verhältniß der Provinz Posen zum Preussischen Staatsgebiete. Von H. v. H. auf T. Zweite erweiterte Ausgabe. Berlin, 1872. Fr. Kortkamp. 20 Sgr.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches die Zustände der ehemals polnischen Theile Preußens durch die jüngst geschehenen Verhandlungen im Reichstage u. erregt haben, wird jede Beleuchtung dieser Angelegenheit, welche auf Kenntniß des Landes und seiner Bewohner, seiner Regierung und seiner kirchlichen, ökonomischen u. Verhältnisse beruht, willkommen und beachtenswerth sein. Eine solche Kenntniß besitzt der Verf. dieser Brochüre in ausreichendem Maßstabe; und könnten wir, sofern es nur darauf ankäme, sein Schriftchen empfehlen. Aber es handelt sich bei Abfassung solcher, die öffentliche Meinung aufzuklären

wollender Schriftchen nicht allein darum, daß man die Sachen sieht, sondern auch, wie man sie ansieht, beleuchtet, beurtheilt; kurz, um den Standpunkt welchen man einer Sachlage gegenüber einnimmt. Und hier können wir uns dem Urtheile des Herrn Verfassers der vorliegenden Brochüre nicht anschließen. Als Maßstab, wonach zu urtheilen, kann uns nicht das materielle Interesse, die Entwicklung der Leistungsfähigkeit von Land und Leuten für Industrie, Börse und Besteuerung dienen. Am Allerwenigsten haben uns die höchsten Güter der Menschheit, die kirchlichen und sittlichen Institutionen, ihren Werth an einem solchen Maßstabe zu beweisen. Wir gehören nicht zu der Menschenklasse, welche, wie die Brochüre S. 19 sagt, allein mit der Vertröstung auf ein besseres Jenseits die Menschen hinhält; wir wissen vielmehr recht gut, daß Eigenthum, Beruf u. d. d. Basis für die Entwicklung des menschlichen Individuums bilden. Wir sehen auch die Verarmung des Volkes als eine sittliche Calamität an. Aber für eine noch weit größere Gefahr, weil die Umwandlung der Armuth in das Proletariat, des Reichthums in tyrannische Plutokratie vollziehend, halten wir es, wenn die Entwicklung des materiellen Besitzes, der Industrie u. d. d. als das Ziel aller politischen, intellectuellen und kirchlichen Arbeit angesehen wird. Man vergleiche nur die Auslassungen der Brochüre in dieser Hinsicht z. B. S. 8: „Es ist eine Phrase, wenn man die Behauptung aufstellt, es könne materiell und moralisch kein größeres Unglück gedacht werden, als der Verlust des Vaterlandes.“ „Arbeit ist Moral und Kapital, Intelligenz und Existenz zugleich,“ (sie löst ja „die Kreditfrage“ S. 19); man höre, was der Verf. von der Verwaltung Pözens in erster Linie fordert: Nach unserer Ueberzeugung wird daher derjenige Ober-Präsident, welcher am meisten zur Förderung und Entwicklung der Landwirthschaft in der Provinz gethan hat, auch ihre wirthschaftliche Fortentwicklung am meisten gefördert haben. — Eine solche Politik würde auch große nationale Erfolge haben, denn von dem Magen führt der Weg zum Kopfe, über das Herz hinweg. Man mache den Schluß auf das, was dem Verf. die kirchliche Ordnungen sind, wenn er ruft: „Wahrhaftig, Millionen könnten in Pözen mehr verdient werden, wenn von den 84 Feiertagen, 30 auf den Sonntag verlegt würden“ (als wenn es sich da um Dinge handelte, welche ein einfache Staatsbestimmung ab- und ansetzte). Solche Sätze zur Grundlage des Staatenwesens machen, heißt nichts anderes, als das Volk zur faustischen Moral erziehen: „Aus dieser Erde quillen meine Freuden, und diese Sonne scheint mei-

nen Leiden; das Drüben kann mich wenig kümmern.“ Damit kann man aber kein Volk erziehen und bilden; am wenigsten ein unwissendes, rohes, phantastisches Volk, wie es die Polen nach der eingehenden und treffenden Charakteristik des Verfassers S. 20 ff. sind.

Das fühlt der Verf. denn auch selbst: „Was hilft es — sagt er S. 59 — „wenn man den Bauern zum freien Herrn über sein Eigenthum macht und ihn diese Freiheit, dies Eigenthum nicht gebrauchen lehrt; wenn Kirche, Schule, Gesetzgebung und Verwaltung nicht zusammen wirken, um eine Kraft entfassend zu bilden, deren freies Schaffen die Grundlage eines geordneten Staatswesens ist! Je hochkultivirter der Staat ist, welcher einem fremden Volke herrschend gegenübertritt, desto größer ist die Gefahr, daß die minder Vorgesrittenen die Konkurrenz ihrer Lehrmeister nicht aushalten können, und auf allen denjenigen Gebieten unterliegen müssen, welche die eingewanderte Bevölkerung besser versteht, als die einheimische. Diese Anhäufung eines das Staatswohl untergrabenden Proletariats, welche früher oder später zur Auswanderung und Entvölkerung führt, kann erfahrungsmäßig nur da sicher vermieden werden, wo der hochkultivirte Staat im engsten Bunde mit der Kirche und Schule die Erziehung des rohen Volkes übernimmt und es in der Uebergangszeit von der Okkupation bis zur Produktion wider seine eigenen Schwächen bevormundet.“ Wir sehen von der naiven Seite dieses Ausspruches ab, dessen Realisirung sich der Verf. doch wohl nur so gedacht hat, daß die Kirche nur das dumme, rohe Volk,*) die Schule die Jugend erzieht; Gesetzgebung und Verwaltung aber ihre Hände leitend und zielstreckend über beide halten; wir legen nur die Frage vor: wie kann die Kirche etwas anrichten, wenn ihr in dem Maße die Arme gebunden werden, wie der Verf. dies verlangt. Der Einfluß auf die Schule soll ja der Kirche genommen werden; freilich nicht Religions-, wohl aber Kirchen- und Konfessionslosigkeit will der Verfasser; wie soll die Kirche sich treue Glieder heranbilden, wenn sie keinen Katechismus u. d. d. mehr memoriren lassen darf, wie soll das Volk sie als eine barmherzige

*) Als eine Probe, wie das nach des Verf. Ansicht zu geschehen habe, kann folgender Satz der Brochüre gelten: „Die ungewöhnlich starke Sterblichkeit während der Cholerazeit des Jahres 1866 war vorzugsweise in der diätetischen Maßlosigkeit und dem unverhältnißmäßigen Branntweinkonsum der Landbevölkerung begründet. Hier könnten die Geistlichen durch Beispiele und Lehre wenigstens heilsam auf den Körper wirken.“ — (S. 58).

Mutter lieben lernen, wenn sie nicht einmal das Recht freier Liebesthätigkeit durch milde Stiftungen haben soll (S. VII). Eine Kirche, welche nur so viele Worte reden darf, als der omnipotente Staat ihr vorschreibt, kann doch unmöglich leisten, was sie soll; sie muß und wird nothgedrungen zum stagnirenden Sumpf, grade wie unter dem infallibeln Papste. —

Freilich sagt der Verf. mit Recht, daß die Kirche ja bisher die ihr gegebenen Mittel mißbraucht habe, um, statt den obliegenden Pflichten gerecht zu werden, nach politischen und materiellen Rechten, mit welchen sie gar nichts zu thun hatte, zu jagen. Wir können dieses Verfahren nicht hart genug mißbilligen und sind der Meinung, daß hiermit sich die römische Kirche Posens mehr geschadet, als dies der Staat je zu thun vermochte. Aber mit dem allem wird doch nicht gerechtfertigt, daß der Staat nun, wie der Verf. verlangt, die Kirche gleichsam in eine Ecke wirft. Es würde dadurch höchstens ein Verfahren des Staates gerechtfertigt, durch welches andere Diener der Kirche herbeizuziehen und erzogen, so lange aber das bedrohte Terrain beobachtet würde. Auf andere Weise wird sich überdies nichts erreichen lassen. Wirft der Staat die Kirche bei Seite — die Menschen behalten ihre religiösen Bedürfnisse und können sie dieselbe nicht öffentlich befriedigen, so folgen sie der Kirche in die Verborgenheit; und dadurch wird die Sache für wahr nicht gebessert. Darum wird das Volk Posens am ersten dann richtig erzogen werden, wenn der Staat mit Ernst und Nachdruck darauf hält, daß tüchtige Kräfte als Diener der Kirche sich des Volkes und der Jugend annehmen, und seine Aufsicht so streng und sorgsam vollziehet, daß untreue und faule Diener erkannt und entfernt werden müssen. Eine solche Beaufsichtigung muß sich aber Kirche und Schule Posens gefallen lassen, weil sie nicht das, was zu fordern ist, geleistet hat. Was die Kirche, auch die römische, durch ihre Aufsicht leisten kann, zeigt das katholische Westphalen, woselbst kaum $1\frac{1}{2}$ Prozent der Militärpflichtigen unwissend waren. Mögen die andersartigen socialen Verhältnisse in Posens auch eine dreifache Zahl der Unwissenden hier rechtfertigen; 14 Prozent konnten nicht unwissend bleiben, wenn die Kirche in der Schule das Ihre that. Eine Ausnahmeregel in Betreff der Schulen Posens würde also sich rechtfertigen lassen; aber um des Mißbrauchs einer Provinz willen eine reichgesegnete kirchliche und staatliche Ordnung aufzuheben, das können wir nicht mit dem Verfasser unsrer Brochüre als rettende Staatsweisheit ansehen. —

B.

F.

b. Scharff-Scharffenstein, Herm. Reichsarchiv-Praktikant. **Das geheime Treiben, der Einfluß und die Macht des Judenthums in Frankreich seit 100 Jahren.** 8. 160 p. Stuttgart, 1872. Kistlinger. 16 sgr.

Das Büchlein, obgleich nicht in wahrhaft wissenschaftlichem Geiste geschrieben und mehr einer Sammlung einzelner Zeitungsnachrichten und Anekdoten ähnlich, als einer wahrhaft methodischen Durchführung des Gegenstandes, lenkt doch die Aufmerksamkeit auf ein Parteigetriebe, das wichtig genug ist, um einer ernstlichen Beachtung gewürdigt zu werden. Es zeigt an einem einzelnen Lande, welchen gewaltigen Einfluß die Kinder Israel auf allen Gebieten des Lebens durch ihre Klugheit, durch die schlaue, hinterlistige Weise, mit welcher sie sich theils selbst zu den höchsten und einflußreichsten Aemtern emporzuschwingen verstanden, theils sich an die augenblicklichen Machthaber anzuschmiegen wußten, sich verschafft haben, und hebt es recht hervor, wie es fast durchgehends der böse, infernale Geist ist, der sie beherrscht, und den sie mit ungemeiner Fähigkeit zur Herrschaft zu bringen suchen. Allerdings billigen wir die Tendenz des Verfassers nicht, nachzuweisen, daß es der Plan der Juden überhaupt sei, eine Verschwörung gegen den christlichen Staat und die christliche Kirche anzuzetteln und daß das Judenthum als solches von dem Geiste des blutrothen Radikalismus durchdrungen sei! — er ist hierin sicher einseitig und von jeder Anerkennung auch des Guten, was sich in Israel findet, unendlich fern —; aber dieß müssen wir anerkennen, daß trotz aller Einseitigkeiten und des vielen Uebertriebenen und wohl auch Unwahren, ja Abentheuerlichen, was sich in dem Büchlein findet, das Bestreben des Verf., nachzuweisen, daß es thöricht sei, sich die Gefahren, die uns von dem modernen Judenthum her drohen, zu verhehlen, ein sehr ernstes und anerkennenswerthes ist. Es findet sich in diesem Büchlein mit staunenswerthem Fleiße und einer Gründlichkeit, wie sie wohl fast nur bei einem Reichsarchiv-Beamten dankbar sind, aus allen möglichen Zeitungen, Sonntagsblättern, Brochüren, Büchern, sowie aus mündlichen Mittheilungen eine solche Masse Notizen über die moderne Judenwelt aufgehäuft, daß es wahrhaft staunenswerth ist und hiedurch ein bedeutendes Material dem Geschichtschreiber zu Gebote stände, der es unternehmen wollte, in wahrhaft historischer Weise den Einfluß der Juden auf die moderne Gesellschaft nachzuweisen. Daß wir dieses Verdienst einer wahrhaft historischen Darstellung dieses Gegenstandes

dem Verf. nicht zuschreiben können, macht, daß sein Gesichtskreis doch ein viel zu enger ist, daß ihm ferner die Gerechtigkeit abgeht, welche auch das Gute und Lobenswerthe anerkennt, daß er einseitig nur für die Bourbonen schwärmt, an welchen er Alles trefflich findet, daß er im letzten Grunde ein fanatischer Gegner des Judenthums ist, der ohne klare Unterscheidung Alles durch einander wirft, so daß ihm z. B. selbst Hiob, der Mann, der schlecht und recht war, nur der „Judenprophet“ ist, und daß er sich vielfach in einen puren Anekdotenstrom verliert, der höchstens noch für den Fanatismus einen Werth hat. Es wird ihm schließlich alles Schlimme und Heiße eine Ausgeburt des Judenthums und so hören wir z. B., daß der alte Napoleon ein Abkömmling einer Judenfamilie war, Napoleon III. heißt ihm der zweite Judenproffe, Papst Pius IX. ist nach seiner Angabe aus Judenstamm entsprossen; selbst der Schuster Simon, der den unglücklichen Ludwig XVII zu Tode marterte, rühmte sich, jüdischer Abkunft zu sein. Allein abgesehen von diesen Gebrechen enthält das Büchlein viel schätzbares Material und verdient jedenfalls einer Beachtung in weiteren Kreisen. E.

Schliemann Dr. d. J., Chetrisophos des Spartiaten Reise durch Bötien, bei Isarik als griechisches Manuscript aufgefunden und ins Deutsche übersezt. Gotha, 1872. F. A. Perthes.

Der ebenso geistreiche und witzige, wie kenntnißreiche und scharfsinnige Verf. versucht in dieser kleinen, aber tief- und weitgreifenden Schrift das ridendo dicere verum mit dem schönsten Erfolge. Er persifliert Haupterscheinungen des religiösen, socialen und wissenschaftlichen Lebens der Gegenwart im Refleze der Vergangenheit mit dem köstlichsten Humor, dessen Schlaglichter auf die verschiedensten Repräsentanten und Parteien des Zeitgeistes fallen. Den schlagendsten Effect bringt die Naivität hervor, mit welcher er einen unbefangenen Sachkenner die Ungereimtheit Darwin'scher und Hückel'scher Hypothesen illustriren läßt. So erheiternd das farbenreiche Feuer seines Humors sprüht, so überzeugend sind die gewichtigen Gründe seiner Demonstration. Durch den Scherz, in dessen Form er die Wahrheit sagt, wirkt der Ernst der Sache mächtig durch; und ins innerste Herz und Gewissen treffen die Worte, in welchen er den ebensovohl die Sittlichkeit untergrabenden wie die Wissenschaft zersetzenden Materialismus charakterisirt.

Mögen die reichen Salzquellen, die Schliemann d. J. in diesem Werkchen eröffnet, recht Vielen zur Würze und wenn es nöthig ist,

zur Heilung dienen, und möchten namentlich die Naturalisten die Kraft der *medicina mentis*, die er ihnen verordnet, zu ihrem Besten erproben! —

Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Neue Folge. 1. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. F. H. Müller Studienrath. Januar- und Februar- Heft. Hannover, Druck und Verlag der Schlüterschen Hofbuchdruckerei. In Commission bei Carl Meyer, 1872. S. 132.

Dieses literarische Unternehmen tritt nicht zum ersten Male vor das Publikum, wie der Zusatz auf dem Titel „Neue Folge“ andeutet. Schon früher hat die Zeitschrift eine Reihe von Jahren hindurch bis 1859 in einem ansehnlichen Leserkreise sich eingebürgert. Die gegenwärtige Erneuerung ist gewiß zeitgemäß, — die Redaction hofft nicht nur die alten Freunde wieder zu gewinnen, sondern bei dem wachsenden Interesse für die vaterländische Culturgeschichte eine noch wärmere Theilnahme zu finden und in noch weitere Kreise zu dringen, als vordem. Diese Hoffnung, die Zuversicht zu dem Erfolg des Unternehmens wird sicherlich erfüllt werden, wenn die Redaction auch in den folgenden Hefen gleich gediegene Mittheilungen vereinigen kann, als das vorliegende Probeheft bietet. Die jetzt vorliegenden Aufsätze sind nicht allein wissenschaftlich gründlich sondern auch klar in der Darstellung und gefällig in der Form; der Name und die Bedeutung der hervorragenden Mitarbeiter, welche ihre Unterstützung zugesagt haben, bürgt allerdings von vorne herein für gediegene Leistungen, nur hätte deren Wohnort angegeben werden können.

Das Heft eröffnet eine Abhandlung von Johannes Falke, die Culturgeschichte und die Volkswirtschaftslehre S. 1—30, welche in einer geschichtlichen Uebersicht die Beziehungen dieser letzteren Wissenschaft zu dem Culturleben erörtert. Die vier ein vereinten und doch wieder selbstständig sich schneidenden Gebiete der Kunst, der Wissenschaft, der Religion und des wirtschaftlichen Lebens werden als Culturleben eines Volks seinem politischen Leben gegenüber gestellt. (S. 7). Die Volkswirtschaftslehre, der wissenschaftliche Ausdruck für das wirtschaftliche Leben des Volkes, folgt zuerst nur in langsamem Fortschreiten der voraufeilenden Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse (S. 11). Ganz besonders in den gesetzgebenden Kreisen ist das Bewußtsein wach und wirksam zu machen, daß die Volkswirtschaftslehre nicht nur die syste-

matisch geordnete Sammlung wohl gerundeter, von Buch zu Buch, von Mund zu Mund überlieferter Sätze ist, sondern eine aus der Gesamtsumme des Lebens ersprossene, Vergangenheit und Gegenwart zugleich umspannende, mit der Culturgeschichte wie mit dem Culturleben stets untrennbar verbundene Wissenschaft sein soll (S. 30). — R. Weinholt (in Kiel) erzählt S. 31–36 in dem geselligen Ton der höfischen Zeit unsers Mittelalters — leider nur einige Seiten beanspruchend aber klar und interessant, wie wir es an seinen größeren Werken gewöhnt sind, über deren eines: „die deutschen Frauen im Mittelalter,“ er mit Recht sagt S. 32 „es sei viel benützt und viel verschwiegen“. — F. G. Kohn (in Bremen) hat eine ausgezeichnete Abhandlung „über die Herkunft der Bevölkerung der Stadt Bremen“ S. 37–76 beigezeichnet. In den einleitenden Bemerkungen wird richtig S. 38 gesagt: „Wüßten wir genau, aus welchen Landen und aus welchen Orten eine Stadt im Laufe der Zeiten alle ihre Bewohner bezog, so könnten wir auch der Herkunft mancher alten Gebräuche, manches Gewerbes, der Einführung dieser oder jener Kunstproducte, Handelsartikel, Sprichwörter etc., mit mehr Sicherheit nachgehen.“ Der Verfasser macht den Versuch beispielsweise die Bevölkerung der Stadt Bremen, dessen Pfropfreis sich von Anfang her als eine recht einheimische Pflanze darstellt, in der angedeuteten Hinsicht zu analysiren; die Grundlage für die Untersuchung bilden die Bürgerbücher der Stadt, deren erstes mit dem Jahre 1289 beginnt und bis 1519 reicht; in ihm sind zu jedem Jahr die Namen aller der Personen eingetragen, welche sich „mit Schwert und Spieß“ (später mit Musquete und Seitengewehr,) vor dem Rath präsentiren und ihm so der Stadt Bremen Treue schworen. Jeder von ihnen erschien in Begleitung eines für ihn gut sagenden Bürgers, eines *f. g. fidejussor* und in dem Bremer Bürgerbuche ist auch jedem Namen eines neuen Bürgers der seines *fidejussoris* beigelegt. Familiennamen waren während des frühen Mittelalters, wie in ganz Norddeutschland, so auch in Bremen noch nicht üblich; in den ersten Partien des alten Bürgerbuchs ist daher jede Person nur mit ihrem Taufnamen bezeichnet. Um sie aber von vielen anderen Christen desselben Namens zu unterscheiden, wird ihrem Taufnamen dann noch ein persönlicher Beinamen hinzugefügt. Diese individualisirenden Beinamen sind zum Theil von körperlichen oder geistigen Eigenthümlichkeiten der betreffenden Personen hergenommen z. B. Gottfried parvus, Rudolph longus, Wilhelm Klose (der Kluge) zum

Theil von den Gewerben und Beschäftigungen, die sie betrieben z. B. Alexander Schomaker, Peter Tegeler (der Zieglereimer), Rudolph Sartor (der Flischneider); sehr oft wird auch vermittelt des lateinischen de der Geburts- oder der Herkunftsort des bezeichneten Individuums beigelegt, z. B. Lambert de Twistingen. Für die hier in Rede stehende Frage sind uns indessen nur diejenigen Namen wichtig, die in ihren Beisätzen eine Andeutung über die Herkunft, den Geburtsort oder die Nationalität der Bürger zu enthalten scheinen. Es ist viel interessanter zu wissen, wie sich die westphälische oder holländische oder friesische oder heffische Nationalität in der Bevölkerungsmasse Bremens zu einander verhalten, als genau zu erfahren, wie viele Westphalen, Holländer, Hessen überhaupt nach Bremen gekommen sind. Die gesammte Anzahl der Personen, die in dem ältesten Bremer Bürgerbuche den Eid leistend zwischen 1289 und 1519 verzeichnet stehen, beträgt etwa 13000, von diesen hat der Verfasser etwa 1600 Personen als solche zu erkennen geglaubt, welche die deutsche Bezeichnung eines Herkunftsortes oder Landes bei sich führen. Diese 1600 Ortsnamen gruppiert Kohn in acht Klassen, ein Fünftel des Ganzen, 328, kam aus den in einer Entfernung von 2 Meilen von der Stadt gelegenen Dörfern; ein einziges kleines Dörfchen wie Arsten, das von den Thürmen der Stadt aus gesehen werden kann, hat ihr mehr Einwohner abgetreten, als eine große Stadt wie Köln am Rhein. Dieses Dorf Arsten ist 25 Mal in dem alten Bürgerbuche, Köln nur 12 Mal erwähnt. Für die sämtlichen Ortschaften innerhalb 10 Meilen im Umkreise constatirte Kohn während des Mittelalters 701 Fälle von Einwanderung und Einbürgerung, d. h. etwa mehr als $\frac{2}{5}$ oder beinahe die Hälfte aller stadtgehabten Fälle (S. 48). Die Einwanderung aus den nahen friesischen Landen betrug während des Mittelalters nur ein Fünftel der gesammten Einwanderung; von allen westphälischen Städten sind Minden und Osnabrück diejenigen, welche der Bevölkerung Bremens den meisten Zuschuß geliefert haben (S. 52). Die ältesten bremischen Bürgerverzeichnisse zeigen uns zu der Zeit, wo man sie anfang (Ende des 13. Jahrhunderts), die Einwanderung aus den Niederlanden bereits im Gange, aus den Niederlanden kam auch der erste Anstoß zur Reform der Kirche durch Heinrich von Bütphen aus Gelberland. Die kirchlichen Zustände Bremens standen seitdem fast beständig mit den Fortschritten der Reformation in den Niederlanden in innigem Zusammenhang (S. 56) Am Ende des 16. Jahrhunderts sammelte sich in Bremen

eine etwas zahlreichere Gemeinde von französisch redenden Einwohnern, eine bedeutende Colonie von Engländern wie in Hamburg hat es in Bremen nie gegeben (S. 61). Etwas mehr als ein Achtel aller nach Bremen kommenden Bürger waren aus der Gegend der mittleren Weser mit der Leine; während der Zeit von 1519 bis 1869 waren unter 1000 Wandernden, welche die Absicht sich in Bremen nieder zu lassen ausführten, 107 aus der Stadt Celle, 202 aus der Stadt Braunschweig, außerdem noch 150 aus anderen braunschweigischen Städten und Ortschaften, 69 aus Magdeburg, nur 30 aus Leipzig, 32 aus Dresden, 30 aus Halle, 24 aus Halberstadt (S. 65). Auffallend ist, daß Bremen von Brandenburg so wenig empfangen zu haben scheint, nur zwei Orte der jetzigen Provinz Brandenburg — diese geographische Bezeichnung ist wohl treffender, als die engere vom Verf. S. 69 gewählte Mark — sind erwähnt, Stendal und Landsberg. Seit dem Jahre 1610 sind beinahe 300 neue Bürger aus Hamburg, dagegen in derselben Zeit nur gegen 100 aus Lübeck eingewandert. Es gibt wohl wenige Städte in Deutschland, in denen die Juden stets so rar gewesen sind, wie in Bremen; Kohn hat in den alten bremischen Bürgerbüchern keinen Namen erblickt, den man aus irgend einem Grund für einen jüdischen halten könnte. Im Jahr 1864 war die Gemeinde der Israeliten nur bis auf 179 Seelen in der Stadt selbst und bis auf 255 im ganzen Gebiet angewachsen, und ist auch jetzt nicht viel bedeutender. Aus transoceanischen Ländern hat der Verfasser nur 57 Einwanderer aus dem 19. Jahrhundert gefunden. — Es wäre allerdings für die deutsche Culturgeschichte von fördernder Wichtigkeit, wenn jede größere Stadt eine ähnliche gründliche Analyse erführe.

G. L. Kriegl (in Frankfurt a/M.) behandelt die Deutsche Kaiserkrönung — der Schluß folgt — „ein Nationalfest, welches sogar noch in den Zeiten der Auflösung des Reichs das Gefühl der Zusammengehörigkeit belebte und in dem Herzen der Teilnehmer einen so tiefen Eindruck hinterließ, daß diese noch im hohen Alter gar gerne von den Herrlichkeiten einer Kaiserkrönung erzählten.“ Der Verfasser geht auf die Anfänge dieser „feierlichen Handlung“ zurück und behandelt die verschiedenen Gestaltungen der Entwicklung bis zur letzten Krönung Kaiser Leopold II., berichtet von den Einzelheiten der politischen Maßregeln, von den Kosten, welche die Wahl- und Krönungsstadt dafür zu bestreiten hatte — im Jahre 1790 berechnete man sie auf 250,000 Gulden,

welche Summe nach dem jetzigen Geldwerthe zu einer halben Million zu veranschlagen ist (S. 87). Besonders beachtenswerth ist die Geschichte und Beschreibung der Reichsinsignien, das Schwert mit dem Wehrgehent, der Mantel mit den Spangen, der Stab mit dem Scepter und das goldene Diadem (S. 96). — Adalbert Horawitz bringt eingehende Mittheilungen zur Geschichte der Lohnverhältnisse S. 102 — 111 aus dem 14., 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts auf Grund von Handschriften der Augustinerklöster Klosterneuburg und Herzogenburg, so wie der berühmten Benediktinerabtei Göttweig. Am Besten wurden die Klosterdiener bezahlt, vom Arzt bis zum Küchenjungen hinab. Denn sie erhielten nicht bloß freie Wohnung sondern auch vollständige Naturalverpflegung; außer der Kost auch Holz, Früchte und Kleidung. Die Tagelöhner dagegen hatten es schlechter als gegenwärtig. Einem eigenthümlichen Verhältnisse begegnen wir bei den Handwerkern. Es kommt nämlich vor, daß gewisse Gewerbetreibende mit einem fixen Gehalte im Kloster angestellt sind, wie der Schneider, Schmid zc., Andere dagegen wurden nach den Tagen ihrer Dienstleistung bezahlt oder erhielten auch bloß Stücklohn. — L. Ennen (in Köln) erzählt von einem geistlichen Räuber im Mittelalter S. 112 — 120; der Domher Dietrich von Neuenahr verübte im Jahr 1489 an einem harmlos seines Weges ziehenden aus Bayern stammenden Kriegermann offenen Straßenraub und weiß noch durchzusehen, daß der Beraubte auf Befehl des Kölner Rathes gefänglich eingezogen und auf den Baienthurm in Haft gesetzt wurde. Die mitgetheilte Aussage des Beraubten Benedikt Eggart aus Augsburg ist in ihrer naiven Sprache originell. — R. Seifart (in Hildesheim) berichtet von einer Geschichte aus dem Jahre 1498 „die Tönniesfresser und der ehrfame Rath von Hildesheim“, welche ein denkwürdiges Beispiel hohen bürgerlichen Rechts- und Ehrgefühls bewahrt (S. 121—127). Es war damals noch allorts in Deutschland Gebrauch am St. Antonii-Tage die Schweine durch ein großes Feuer zu jagen, weil man des Glaubens lebte, der heilige Antonius bewahre die seiner besonderen Obhut anvertrauten Schweine vor Seuchen, wenn man sie durch ein solches „Antoniusfeuer“, niederdeutsch „Tönniesfür“ treibe. In der Hildesheimer Neustädter Pfarrkirche St. Lamberti befand sich auch ein dem heiligen Antonius geweihter Altar und außerdem hatte man, um sich der geneigten Fürsprache des Heiligen zu versichern, eine besondere Stiftung gemacht, nach welcher jährlich

zwei Schweine — St. Antonii Schweine, in damaliger niederländischer Mundart, „Tönnies Farken“ oder „Tönnies Swyn“ benannt, gemästet, verkauft und der Erlös daraus auf jenem Altar als Opfer niedergelegt wurde. Mit dem Füttern und Mästen dieser Schweine wurden mehre Bürger beauftragt, die Aufsicht, daß die Thiere gehörig gepflegt und das dafür aufkommende Kaufgeld auch wirklich dem Heiligen als Opfer gebracht wurde, führten zwei andere Personen, wie es scheint „Tönnies-herrn“ genannt. Im Jahre 1498 haben nun die zur Fürsorge bestellten Personen die Schweine selber unter sich vertheilt und „gefressen“, wie die in niederländischer Mundart geschriebene Handschrift sagt — dazu Mitglieder aus des Rathes Mitte. Die Sache wurde dem Bischof, dem Domprobst und den Herrn des Capitels zur Entscheidung vorgelegt, inzwischen sollten die „Tönniesfresser“ nicht im Rathe sitzen. Der Bischof gab das Erkenntniß, man solle diese wieder in den Rath aufnehmen; der Rath aber, unzufrieden mit dieser Entscheidung, faßte einstimmig den Beschluß, sein Amt niederzulegen, weil sie die Tönniesfresser nicht für gut und ehrlich genug hielten, um mit ihnen im Rath zu sitzen, darum wollten sie lieber ihr Amt niederlegen. Die Bürgerschaft sammt und sonders billigte dies Verfahren und wählte die erbetenen Männer zur Rechnungsabnahme — „gewiß ein treffliches Stück altbürgerlicher Tugend, eingerahmt in die naiven, seltsamen Schnörkel veralteten Glaubens und veralteter Sitte“ (S. 127). Zufätzlich bemerkt sie, daß Tönnies Swine auch in Lübeck erwähnt werden (Wehrmann Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte III, S. 190—192). Den Beschluß des Heftes bildet ein Briefwechsel zwischen Kant und Campe mitgetheilt von H. Hettner nach Bruchstücken, welche der Urenkel Campes, H. Viweg in Braunschweig dem Herausgeber übergab: Die Briefschreiber bieten bei vermutheter Bedrängniß sich einander Hülfe an — Kant erwidert, ihm sei keine Aufforderung zum Widerruf seiner Meinungen zugegangen.

Möge eine bleibende Gunst des Publikums dem verdienstvollen Unternehmen einen ungestörten Fortgang sichern. Rdff.

Biographien.

Straefer, Dr. V. J. M. Oliver Cromwell. Ein Essay über die englische Revolution des 17. Jahrhunderts. 521 S. gr. 8. Leipzig, 1871. Froberg. 2 $\frac{2}{3}$ thlr.

Wie verschiedenartig und sich widersprechend auch in früherer Zeit die Auffassungen der Historiker über Cromwell gewesen sein mögen, so hat sich doch neuerdings, wenigstens protestantischerseits, das Urtheil über ihn entschieden geklärt. Seit der große englische Historiker Thomas Carlyle in Oxford die letters and speeches of Ol. Cromwell (2 Bde., London, 1845) mit Einleitung, Commentaren und Nebenbemerkungen herausgegeben, und nachdem Männer, wie Merle d'Aubigné (histoire du protectorat, Paris, 1847), Guizot (histoire de la révolution d'Angleterre, Bruxelles 1850, 2 Bde., so wie histoire de la république d'Angleterre & de Cromwell, Paris, 1854, 2 Bde.), Macaulay (history of England); oder vaterländische Geschichtschreiber wie Dahlmann (Geschichte d. engl. Revol. Leipzig, 1844, 3. Aufl.), Leop. Ranke, Häusser, R. Pauli u. A. Cromwells Leben, Person und Werk inmitten seiner ganzen Zeit zum Gegenstand mehr oder minder eingehender und sorgfältig abwägender Forschung gemacht haben, lassen sich die Darstellungen der Parteileidenschaft wie sie von legitimistisch-royalistischer und andererseits independentisch-demokratischer Seite früher ausgegangen sind, vor dem Richterstuhl der Geschichte nicht wohl mehr aufrecht erhalten. Auf Grund des jetzt vorliegenden reichlichen, man darf wohl sagen, erschöpfenden Quellenmaterials ist es nicht wohl mehr möglich, den Independenten-General und nachmaligen Lordprotector als „wackeren Schelmen“ (Clarendon) und „ehrgeizigen Königsmörder“ zu verunglimpfen, der den Thron der Stuarts nur umstürzte, um sich selbst darauf zu erheben oder ihn als „egoistischen Tyrannen“ zu brandmarken, der, nachdem er selbst die Zügel der Regierung ergriffen, die härtesten und grausamsten Maßregeln gegen die Partei, die ihn erhob, sich erlaubte, nur um seine grenzenlose Herrschsucht zu befriedigen, oder der als benußter „abgeseimter Heuchler“ (Bossuet et Ste Beuve) die Maske der Frömmigkeit nur vornahm, um das von religiösem Geiste erfaßte fanatische Volk nach seinen Gelüsten zu leiten. Nach den neueren Forschungen erscheint er vielmehr als einer der größten Herrscher- und Heldengeister seines Volks, als eine, wenn auch von Fehlern, Schwächen und Widersprüchen nicht freie, doch von einem großen Princip mächtig ergriffene Persönlichkeit, ja als ein Mann der Vorsehung, der fern von kleinem Eigennutz die Macht eines aufrichtigen glühenden Bibelglaubens, den freilich seltene Verstandesaufklärung nicht begreift, mit einem wunderbar klaren, energievollen, von den Ideen religiöser Freiheit,

bürgerlicher Ordnung und nationaler Unabhängigkeit durchdrungenen Geiste vereinigte, wie wenige Männer in der Geschichte und dem es dadurch auch gelang, so vorübergehend seine Erscheinung auch war, die Grundlagen zur Größe des englischen Staats mit legen zu helfen, die uns heute noch mit Bewunderung erfüllen. Dieser von Meistern moderner, Geschichtschreibung ausgegangenen und begründeten, freilich mit mancherlei Abweichungen im Einzelnen geltend gemachten Anschauung über Cromwell ist der Verf. obiger Monographie, die sich bescheiden einen essay nennt, in allem Wesentlichen zugethan. Auch Dr. Sträter schaut mit Verehrung zu dem überall von den tiefsten religiösen Motiven geleiteten Mann empor (S. 39 u. 44), zu dem großen General (S. 284) voll hoher strategischer Begabung, zu dem Herrscher voll rücksichtsloser unerbittlicher Energie, ja zu dem erwähnten Kämpfer für Gottes Sache und Englands Freiheit (S. 115). Was ihn speziell zur Abfassung eines neuen Werks über den großen Mann und seine Zeit bewog, war die Meinung, daß bis jetzt noch keine „den gesteigerten Anforderungen der Gegenwart, namentlich dem Bedürfnis kunftvollerer Gestaltung des Stoffs“ entsprechende Monographie existire, und andererseits „die bedeutende Abweichung in der Grundauffassung Cromwells (S. 4)“ in der er sich Thomas Carlyle gegenüber zu befinden glaubt, dessen oben genanntes Werk er übrigens „zu den genialsten und originellsten“ zählt, was die heutige Geschichtschreibung zu Tage gefördert habe.

Nach kurzer Darlegung der Jugendgeschichte Cromwells bis zu dessen erster Wahl ins Parlament von 1628–29 (in der Einleitung) bietet uns der Verf. den „in seiner Uebermacht nicht leicht zu fassenden und festzuhaltenden Stoff“ (Dahlmann) in 3 Hauptabtheilungen. Die erste derselben behandelt die Zeit von 1629–1640, in der England ohne Parlament war, also die letzte Periode vor dem öffentlichen Auftreten Cromwells, während in der zweiten die Geschichte des kurzen und langen Parlaments und die Stellung der politischen Parteien zu einander, sowie der Verlauf der beiden Bürgerkriege von 1642–47 und 1648 und Cromwells Rolle in denselben bis zur Gefangennehmung und Hinrichtung König Karls I. 1649 in großer Ausführlichkeit dargestellt wird; worauf dann der 3. Abschnitt die Zustände zur Zeit der engl. Republik und Cromwells Stellung, Kämpfe und Regierungshandlungen als Protector bis zu seinem Tode 1658 schildert.

Die eigenthümliche Größe und Bedeutung

Cromwells in der religiös-politischen englischen Revolution, dieser „Bibelhelden-Revolution mit ihrer eigenthümlichen altorientalischen Färbung“, besteht nach unserm Verf. darin, daß er „der Mann dazu war, gegen eine Welt von tödtlichen Feinden und kurzichtigen Freunden die großen Intentionen durchzuführen, die dem englischen Nationalgefühl zu Grunde lagen, als es sich gegen die Prinzipien der Stuarts empörte.“ Die ganze Schwierigkeit seiner Stellung und seines Unternehmens, meint er, lasse sich aber nur recht würdigen bei einem Blick auf die gleichzeitigen öffentlichen Zustände in Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien. Die auffallendste Erscheinung dieser Zeit, die ihm überall in den Vordergrund tritt, ist das merkwürdige Aufsteigen Frankreichs neben der unheilbaren Zerreißung Deutschlands für Jahrhunderte und einem sichtbaren Sinken Spaniens und Italiens. Alle Umstände zusammen genommen legt sich Hrn. Sträter die „Vermuthung nahe, daß von dem leitenden Mittelpunkt der französl. Diplomatie aus, welche im letzten Grund mit der römischen Hierarchie auf sehr vertrautem Fuße stand, geheime Einflüsse der entsehllichsten Art das eigenthümliche Nationalleben der Völker in ganz Europa bedrohten und daß die verschiedenen Hauptacteurs der damaligen geschichtlichen Ereignisse nur mit mehr oder weniger Selbstbewußtsein an den Fäden sich bewegten, die von Paris und Rom aus geleitet wurden.“ — Diesen Verhältnissen gegenüber nimmt nun Cromwell mit seinen Eisenmännern, nach unserm Verf. Meinung, eine „ähnliche Stellung ein, wie in Deutschland fast gleichzeitig der große Kurfürst von Brandenburg. Die Größe beider Helden besteht wesentlich darin, daß sie von allen geheimen Einflüssen, fremden Intriguen und einheimischen Nebenarten sich nicht imponieren ließen, sondern sich persönlich mit einem schlagfertigen Heer umgaben und das fast schon verlorne Banner des Protestantismus — jeder in seiner Weise — neu emporflattern ließen, zu gewaltigen Siegen, neue Staaten begründend und unermeßliche Erfolge vorbereitend.“ (S. 6 u. 7.)

Die schärfere Geltendmachung dieses Gesichtspunkts dürfte es wohl sein, was Sträters Auffassung von Cromwells Stellung in der Geschichte von derjenigen Carlyle's, dessen Wert uns augenblicklich leider nicht zu Gebote steht, sowie der anderer Historiker unterscheidet, denen ja sonst keineswegs die Solidarität des Protestantismus mit den damaligen nationalen Interessen Englands verborgen ist. Im Uebrigen können wir nicht finden, daß trotz mancher von Häusser, Dahlmann,

Ranke, Guizot (vgl. S. 112, S. 175, 201 ff., S. 238 u. 376) abweichender Auffassung und Würdigung einzelner Thatsachen, deren Verechtigung wir gerade nicht bestritten wollen, unser Bf. eigentlich Neues beigebracht oder dem Charakterbilde Cromwells neue Züge hinzugefügt habe. Ebenso sind keinerlei neue Quellen benutzt und wie es scheint, ausführlichere Werke wie z. B. das von Merle d'Aubigns gar nicht zu Rathe gezogen worden. Die Zeichnung der Persönlichkeit Cromwells und die Entwicklung der tiefsten Motive seines Handelns auf Grund der wichtigsten seiner von Carlyle herausgegeben und in Uebersetzung mitgetheilten Briefe, Reden und längeren Actenstücke erscheint uns aber wohlbegründet und wohl gelungen, wenn auch die unerkennbare Vorliebe des Verf. für den wunderbaren Mann sein Auge für dessen Verirrungen und Selbsttäuschungen und die oft zweideutigen Mittel seiner Politik weniger geschärft erscheinen läßt, als für das Einzigartige und unlängbare Große an ihm. Können wir seinen Anschauungen und Darlegungen auch im Wesentlichen zustimmen, so müssen wir uns doch entschieden gegen die S. 512 in Abweichung von den meisten Historikern aufgestellte Ansicht erklären, daß es Cromwells „größter politischer Fehler und der Anfang zu seinem Ende war,“ die ihm 1657 angebotene Königskrone abzulehnen. „Cromwell mußte, sagt er, die Monarchie mit eiserner Faust begründen; dieß war das einzige Mittel, sich und seine Principien auf der Höhe zu erhalten.“ Sträter's Ausführungen haben uns nicht überzeugen können, besonders wenn wir den Thatbestand, wie ihn Guizot in Bezug auf diese Frage entwickelt, ins Auge fassen, wie die Annahme des Königstitels dem Protector die außerordentlichen Schwierigkeiten seiner Stellung hätten erleichtern sollen. Ranke's Wort: „Cromwells Autorität war lediglich factischer Natur; auf seine Waffen und seine Persönlichkeit gründete sich ihr Bestehen“ (Engl. Geschichte Bd. 3, S. 583) ist uns in dieser Hinsicht durchaus zutreffend, und wir könnten mit Reinhold Pauli nur „einen vom Ehrgeiz beschleunigten Fehltritt“ (vgl. v. Sybels histor. Zeitschr. Bd. 8, S. 328 ff.) darin erblicken, wenn er, der vom Pfluge des Landmanns bis zu einer Machtfülle über die vereinigten Reiche von Großbritannien sich emporgeschwungen hatte, wie sie vor ihm kein engl. König besaß, diese großartige Entfaltung nicht geübt hätte. Die Annahme des Königstitels würde seinem Sohne Richard die Herrschaft nicht erhalten und eine Dynastie Cromwell in keinem Falle gegründet haben.

Sträter's Buch ist sonst übrigens in einem recht lesbaren und fesselnden Stuhl geschrieben, und es darf wohl zugestanden werden, daß derselbe die sich gestellte Aufgabe einer kunstvolleren Darstellung des hochinteressanten Stoffs in anerkannter Weise gelöst hat. Die hier und da sich findenden warmen und treffenden Excurse (z. B. S. 188, S. 234, S. 316 und 17, S. 400 und 401) werden gewiß zustimmende Leser finden, während dagegen einige andere Zwischenbemerkungen (wie S. 322, 353 und 399) durch die Eigenthümlichkeit der gebrauchten Ausdrücke auffallen dürften.

Wir scheiden von der anziehenden, leider hier und da von Druckfehlern nicht freien Darstellung einer der „gewaltigsten Begebenheiten der Weltgeschichte“ mit dem Wunsche, daß uns der Verf. sowohl die weitere Entwicklung der engl. Geschichte nach Cromwells Tode, die er (S. 517) in einem besonderen Werke in Aussicht nimmt, als auch die (nach S. 516) von ihm beabsichtigte Monographie über Friedrich Wilhelm, den großen Kurfürsten von Brandenburg, nicht vorenthalten möge, der „für seinen Staat fortsetzte, was Cromwell für England in einem ersten höchst genialen Versuche begonnen hat.“ D. Bd.

Zimmer, Dr. A., Prof. der Theologie in Bern. **Johann Bunhan**, ein Lebensbild nebst einer Blumenlese einiger seiner Gedanken und Aussprüche. (27 S. mit einer Photographie Bunhans und dem Bilde seines Geburtshauses.) Basel 1871, im Verlag christl. Schriften für den Buchhandel bei E. Detloff. 6 Sgr.

Eine kurze, schön und anziehend geschriebene Biographie des berühmten Verf. der „Pilgerreise.“ — Sehr angemessen ist es, daß der Herausgeber in einer Schlussbemerkung sich darüber erklärt, warum Bunhan Baptiste wurde und was wir von seinen bes. Anschauungen und von der Wirksamkeit eines solchen Laienpredigers zu halten haben. In nüchternen, durchaus gesunder Weise beurtheilt er diese Dinge und räumt so die Hindernisse hinweg, die uns nach unfrem Standpunkte stören müssen. — Ein lebendiges Zeugniß von der christlichen Tiefe und Erfahrung B.'s gibt uns die kleine Blumenlese aus seinen Schriften. Wir können viel von dem Gottesmanne lernen und wollen ihn getrost anhören, auch wenn wir seinen Standpunkt nicht theilen nach dem Worte: „Alles ist euer!“ — D.

de le Roi, J., Pastor. **Stephan Schulz.** Ein Beitrag zum Verständniß der Juden

und ihrer Bedeutung für das Leben der Völker. 279 S. Gotha, 1871. Fr. Andr. Perthes. 1 thlr. 10 sgr.

Es ist ein verdienstvolles Unternehmen, dem deutschen Christenvolke das Bild eines Mannes vorzuführen, welcher mit acht deutscher Treue und christlicher Begeisterung sein ganzes Leben an die große Sache der Bekehrung Israels setzte. Begegnet man doch nur zu häufig der vorgefaßten Meinung, daß die Juden-Mission eine ausländische Angelegenheit sei, welche uns Deutsche nichts angehe. Hier wird in der Lebensbeschreibung eines edeln deutschen Mannes des vorigen Jahrhunderts, des Missionars Stephan Schulz der Beweis geliefert, daß die Juden-Mission eine deutsche und evangelische Sache und aller Kraft und Anstrengung der Christen werth sei. Und, wahrlich! wenn irgend eine Geschichte, so verdient diese der Vergessenheit entrissen zu werden, in welche sie gerathen war. Denn die 5 Bände „Leitungen des Höchsten in Reisen zu Wasser und zu Lande,“ in welchen Stephan Schulz seine Erlebnisse selbst mitgetheilt hat (Halle) und die „Nachrichten des Callenbergischen Instituts“ in Halle sind nur noch im Staube der Bibliotheken zu finden gewesen, und auch da Seltenheiten geworden. Und wie köstlich und durchschlagend sind die Beweise von der Kraft des Evangeliums auch über die Herzen der Juden, welche in diesen zerstreuten Berichten enthalten sind! Wie lebensfähig und lebensfrisch erweist sich das junge Unternehmen der deutschen evangelischen Christenheit, Israel zu evangelisiren!

So waren die Deutschen die Ersten, welche den Plan einer geordneten evangelischen Juden-Mission faßten und ausführten. Und wie diese Unternehmung aus dem Innern des deutschen Protestantismus hervorgegangen ist, aus den Bestrebungen zur Verjüngung und Vertiefung des christlichen Lebens, welche die evangelische Brüdergemeinde unter Graf Zinzendorf einerseits und die Spener-Franke'sche Schule anderseits hervorrief, — das hat der Verfasser vorstehenden Buchs im 2. Kapitel gar treffend und lichtvoll beschrieben. Wir finden auch besonders den Abdruck des unachahmlichen Briefes Zinzendorf's an die Juden der Wetterau danke'swerth. Nicht minder erfrischend sind Erscheinungen wie die des frommen Pastor Johann Müller in Gotha, der mit Hülfe des Proselyten Dr. Immanuel Frommann den berühmten gewordenen Traktat „Nicht um den Abend“ schreibt, — welcher der erste Juden-Missions-traktat geworden ist, und wie ferner Leonhard Dober und Samuel Lieberkühn.

Aber sie Alle überragt der große Missionar Stephan Schulz, der 20 Jahre unter den zerstreuten Kindern Abraham's in Europa, Asien und Afrika rastlos gewandert, in ihre Gelehrsamkeit und Sitte tief eingebrungen, den Juden ein Jude geworden ist. . . Der Verfasser hat auf's anziehendste und fesselndste das Leben des berühmten Hallischen Missionars in einer Reihe von charakteristischen Bildern vorgeführt, — die harte Jugend, in welcher die eiserne Energie und Widerstandskraft, aber auch der brennende Eifer für den Herrn in dem Schüler sich zeigte, — das reife Mannesalter mit seiner Ausaat, — und den Lebensabend mit seiner Aussicht für die Ewigkeit. Aus dem reichen Stoff weiß der Verfasser das Bedeutende und Interessante geschickt herauszunehmen und gut zu gruppiren. Die Ueberschriften der Kapitel werden schon davon einen Eindruck geben: „Die Probereise und der völlige Eintritt in den Missionsberuf“ — „Reisegefährten“ — „Das Ausstreuen des Samens“ — „Themata der Gespräche“ — „Bilder aus dem Verkehr mit den Juden“ — „Gewicht und Gegengewicht im Missionsberuf“ — „Ein Missionar nach dem Vorbild des Apostels Paulus“ — „Der Lutheraner und die anderen Confessionen“ — „Erwachen des Missionsinteresses in weiteren Kreisen“ — „Die inneren Bedingungen für jedes Wirken unter den Juden“ — „Erfolge der Arbeit“.

Geistesmächtig, frisch und glaubensträchtig, geradezu gehend, dabei doch voll der zartesten Vorsicht und klugen Rücksicht und beseelt von der wärmsten Liebe zu Israel, so hat Stephan Schulz es verstanden zu den Juden seiner Zeit dem Evangelium den Weg zu bahnen, hat bei Vielen freundliche Aufnahme gefunden, hat aber auch Schmach und Spott reichlich gelitten in der Nachfolge seines Herrn. Die Erfolge seiner Arbeit hat er nicht nachgerechnet und ihnen nicht nachgespäht — der Herr hat aber an Früchten seiner Arbeit es diesem treuen Knechte so wenig fehlen lassen wie irgend einem Andern. Die Begegnung mit dem lästernden Juden im Vorhof der Synagoge zu Hannover ist vor vielen andern bekannt geworden. Der fanatische Kämpfer ist einige Jahre später, durch den Stachel der Worte Stephan Schulz's innerlich getrieben, ein Jünger des Herrn Jesu geworden. Nicht minder hat Stephan Schulz durch seine zahlreichen Predigten in christlichen Kirchen und Begegnungen mit Christen der verschiedensten Nationalitäten und Bekenntnisse für Erweckung inniger Theilnahme an Israel in der Christenheit gewirkt und das Licht des Evangeliums in finsternen Gegenden leuchten lassen.

Für sehr wahrscheinlich halten wir die

geistvolle Combination des Verfassers, welcher die auffallende religiöse Bewegung unter den Juden Polen's in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wie sie durch glaubwürdige Berichte der evangelischen Brüdergemeinde wie durch jüdische Historiker constatirt wird, in Zusammenhang setzt mit dem intensiven Wirken des bedeutenden Missionars von Halle, und dabei dem merkwürdigen hebräischen Gebet von Stephan Schulz bedeutende Einwirkung auf den Uebertritt so vieler Tausender zum Christenthum zugeschrieben wird, da sich die Ausdrücke dieses Gebets über Buße Israels, Glaube und Person des Messias in jenen Berichten fast wörtlich wiederfinden. Der polnische Rabbiner, welchem Schulz jenes hebräische Gebet aufgeschrieben, kann es unter seinen Glaubensgenossen verbreitet haben. Freilich müssen wir immerhin bedauern, daß die römische Kirche die Früchte dieser Ausaat evangelischer Arbeit geerntet hat, indem Jakob Frank und seine schwärmerischen Anhänger in Polen schließlich katbolisch wurden.

Das Judenthum, welches damals allein Geltung hatte, war das talmudische. Erst als um 1760 Moses Mendelssohn auftrat, wurde allmählich in Israel auch die moderne Aufklärung einheimisch und damit der Grund gelegt zum Heraustreten einer förmlichen Reformpartei. Diesen merkwürdigen Uebergang bespricht der Verfasser im 6. Kapitel eingehend, — obgleich Stephan Schulz selbst noch nichts mit dem Reformjudenthum zu thun hat.

Aber das Buch will nicht bloß ein Lebensbild des berühmtesten hallichsen Missionars geben, sondern von seiner Geschichte ausgehend, einen Beitrag zum Verständniß der Juden und ihrer Bedeutung für das Leben der Völker liefern. Darum handeln die 3 Kapitel (Kap. 18—20) von der Judenfrage in der Gegenwart, der Aufgabe der Gegenwart in Bezug auf die Juden, und von dem Verhältniß der Hauptvölker der nächsten Geschichte zu den Juden. Hier weist der Verfasser nach, daß die Judenfrage, deren politische Seite durch die Emancipation der Juden von Seiten des Staates entschieden ist, eine im höchsten Sinne des Wortes, sociale Frage ist, — nicht bloß die Tagespresse und die Parlamentstrümpfe unter dem Einfluß der Juden siehe, sondern das Kapital sich vorzugsweise in den Händen der Juden befinde, und sie durch daselbe die entschiedenste Einwirkung auf das Christenvolk üben. Da die Juden nun gegenwärtig den Talmudismus abgethan und den Unglauben der modernen Humanitäts-Cultur angenommen hätten, so könne und dürfe es dem christlichen Staat und dem christlichen Volk nicht gleichgültig sein, in welchem Sinne

das jüdische Kapital verwendet würde, — wie die Träger des Kapitals selbst zu dem Inhalt des christlichen Volkslebens ständen? Und diese Erwägung führe nothwendig auf die religiöse Seite der Judenfrage, — also auf den Widerspruch gegen das Christenthum. Und zur Ueberwindung dieses Widerstandes sei eben nur die Predigt des Evangeliums, d. h. die Mission unter den Juden im Geiste der Liebe das rechte Mittel und der gegenwärtigen Kirche unerlässliche Pflicht um ihrer eigenen Selbsterhaltung willen. Der Verfasser geht dabei von der Voraussetzung aus, daß das gegenwärtige Judenthum in die moderne Cultur und ungläubige Aufklärung schon aufgehe und alles positiven Elements und alter Eigenart baar sei, — in der Zukunft aber noch mehr in die reine Negation aufgehen werde und so völlig ersehend und auflösend auch das Christenthum unsers Volkes angreifen werde.

Dies ist ein Punkt, in welchem wir mit dem verehrten Verfasser nicht ganz übereinstimmen. Jene negative Richtung im Judenthum läugnen wir nicht, wir erkennen ihre große Gefahr für die Juden selbst wie für Christen an, wir unterschätzen nicht ihre weite Ausdehnung in der jetzigen gebildeten Judenwelt. Aber wir behaupten, daß nur ein Theil der heutigen Juden, nämlich meistens die großstädtischen und die städtischen Cultur nachjagenden Juden, ungläubige Reformjuden sind; dagegen hat eine langjährige Erfahrung uns belehrt, daß unsere Landjuden und die in den slavischen und östlichen Ländern Europa's lebenden Juden, und das ist die Majorität aller Juden, — noch immer geseßstreu sind und eifrig die Uebersieferungen der Väter beobachten, — ja daß in neuester Zeit eine romantische Neu-Orthodoxie in immer weiteren Kreisen der Juden festen Fuß faßt, welche den Kampf mit den Reformern um die alten Heiligtümer aufgenommen hat und mit größter Energie führt. Es giebt wieder eine sehr mächtige conservative Partei unter den Juden, die sich allenthalben regt, das Talmudstudium wiedererweckt, die altjüdischen Genossenschaften (Chebroth) herstellt, das specifisch-Jüdische aufs neue hervorruft und pflegt, und dabei oft genug mit der conservativen Partei unter den Christen zusammengeht. Das haben z. B. die Wahlen jüngst in manchen Gemeinden Deutschlands bewiesen.

Diese Richtung ist in dem besprochenen Buch nicht gewürdigt. Und so meinen wir, gebiete die Gerechtigkeit anerkennen, daß gegen jene Aktion des reformistischen Unglaubens eine Reaktion des orthodoxen Talmudismus ernstester Art in Israel heut zu Tage vorhanden sei, und daß diese letztere Richtung

kein Wohlgefallen an der Zerstörung des Bestehenden habe, sondern eine Rückkehr zu dem Gesetz der Väter mit Pietät anstrebe. Natürlich sind wir weit entfernt davon, auf diese doch immerhin pharisäische Richtung irgendwie eine Hoffnung zu bauen für das Christenthum. Aber wir wollen nur constatiren, daß wir bei der Beurtheilung der heutigen Juden mit beiden Richtungen, mit der conservativen ebenso wie mit der liberalen zu rechnen haben.

Ja, wir möchten noch von einer dritten Strömung unter den heutigen Juden sprechen, — nicht von den schwärmerisch-kabbalistischen Chassidim —, sondern von der großen Menge der unbefriedigten Juden, welche aus Reformjudenthum wie aus Talmudismus heraus sich nach Wahrheit und Frieden sehnen und Beides im Christenthum finden. Zwar erwähnt der Verfasser auch gelegentlich der Uebertritte aufrichtiger Israeliten, welche bedeutende Stellungen in Staat und Kirche einnehmen, verweist auch auf das neue Buch v. Dr. Kallar über die Judenbekehrungen. Aber es tritt ihm bei Weitem nicht so in den Mittelpunkt seiner Betrachtung, wie es unsrer Ansicht nach als bedeutsames Zeichen der Zeit verdient. Die frivolen Dichter Heine und Börne beanspruchten nach seiner Ansicht weit eher als Vertreter des modernen Israel angesehen zu werden, und er verweist bei ihnen länger. Dagegen möchten wir fragen: Sind nicht die Bekehrungen eines Neander und Stahl, Capps und Da Costa, Bischof Alexander von Jerusalem u. A. — die zahlreichen Uebertritte der Mendelssohn und der Friedländer und vieler anderen bedeutenden Familien unter den Juden, das Vorhandensein eines so starken jüdischen Contingents unter den gegenwärtigen gläubigen Universitäts-theologen Deutschlands und den evangelischen Predigern England's und Nordamerika's, wenigstens ebenso bedeutende kultur- und kirchengeschichtliche Momente zur Würdigung der Judenfrage der Gegenwart? Welch' ein Same des Lebens, welcher ein unverwiltlicher Kern des Geistes ist doch noch heute in dem Volk Israel bei seinem Fluch und Bann enthalten! Wird gleich ein Theil des jüdischen Volks mit den abgefallenen Christen und den Heiden die Wege der Emancipation des Fleisches gehen, — die Erscheinung so vieler geistgesalbter christlicher Proselyten aus Israel in der Gegenwart, welche ein wahrer Segen für die Christenheit im reichsten Maaße geworden sind, — verbirgt uns die Thatsache, daß ein anderer großer Theil dieses Volkes dessen göttlichen Beruf erkennen und mit den wahren Gotteskindern verbündet als vorzügliches Werkzeug dem Herrn in seinem Reiche noch dienen werde.

Wir meinen, daß die Reime zu dieser herrlichen Zukunft schon in dem gegenwärtigen Israel liegen, und daß es unsre Aufgabe ist, gerade diese Lichtseite mehr hervorzuheben und auf Grund derselben die Theilnahme der Christen an der Mission zu fordern, wie Paulus dies auf Grund seiner herrlichen Christenhoffnung im 11. Kapitel des Römerbriefs thut.

Sehr geistvoll ist, was der Verfasser im 20. Kapitel von dem Verhältniß der Juden zu den romanischen, zu den germanischen und zu den slavischen Völkern Europa's sagt. Dennoch können wir uns nicht alle seine Consequenzen aneignen. Es besteht doch nicht blos ein Gegensatz zwischen dem deutschen und dem jüdischen Geist, sondern zugleich auch eine gewisse Verwandtschaft. Woher sonst die weite Verbreitung der deutschen Sprache unter den Juden bis tief in den Osten Europa's und in Vorderasien? Woher sonst die Abhängigkeit der deutschen Philosophie von Spinoza's System? (dessen Bedeutung der Verfasser nicht genug gewürdigt hat). Woher sonst der Beiden eigne tiefe Familienstimm und die daraus entspringende innige Gemüthlichkeit des Wesens? . . . W. Preffel hat in Herzogs Realencyclopädie diese völkerpsychologische Seite unsers Daseins besonders gründlich und glücklich ausgeführt.

Dem Schlußkapitel: „In Christo die Versöhnung“ können wir nur von Herzen zustimmen. Sehr schön führt der Verfasser darin die Bekehrung des Apostels Paulus als Vorbild für die zu hoffende Bekehrung Israel's aus.

Möge das interessante, tüchtige Buch viele Leser finden und zumal aus den Reihen derer, welche die Juden-Mission noch nicht kennen. Wir zweifeln nicht, daß der Unbefangene dadurch ein warmes Interesse für die große und heilige Sache Israel's gewinnen und der Missionsfreund aus demselben reiche Belehrung und Erfrischung schöpfen werde, und darum empfehlen wir das Buch aufs beste.

C. Arenfeld in Cöln.

Literaturgeschichte. Hymnologie.

- v. Dittfurth, Frz. Wilhelm, Freiherr.
1. Die historischen Volkslieder des sechzehnjährigen Krieges, nebst geschichtlichen und sonstigen Erläuterungen.
2. Die hist. Volkslieder der Freiheitskriege, von Napoleons Rückzug aus

Rußland 1812 bis zu dessen Verban-
nung nach St. Helena 1815.

**3. Historische Volks- und volkstümliche
Lieder des Krieges von 1870—1871.**
Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen
Quellen und dem Volksmunde gesam-
melt. (1. 145 S. 2. 163 S. 3. 184 S.)
Berlin, 1871. Franz Vipperheide, je
20 fgr.

Der als Sammler und Herausgeber von
Volksliedern bekannte und bewährte Verf. gibt
uns hier drei Sammlungen, die in innerem
Zusammenhang stehend die drei bedeutendsten
Kriegsperioden, welche Deutschland seit einem
vollen Jahrhundert erlebt hat, in einer Aus-
wahl der volkstümlichsten Lieder uns vor
die Seele führen. In seinen Liedern spiegelt
sich des Volkes Wesen und Eigenart und seine
Auffassung der Ereignisse. Daß dieß geschicht-
lich und psychologisch von höchstem Interesse
ist, liegt auf der Hand. Die Kunstpoesie ist
in dieser Beziehung viel weniger bedeutend.
Das echte und rechte Volkslied mit seinem
naturwüchsigem Klang wird aus dem Volke
geboren; es entsteht, wächst und verändert sich
und gibt sich immer als der unmittelbarste
Ausdruck der Empfindungen und Anschauun-
gen des Volks. — Solche Volkslieder zu
sammeln ist nicht leicht, denn die Quellen sind
nicht so zugänglich wie bei der Kunstpoesie.
Fliegende Blätter trugen diese Lieder durch's
Land; viele wurden nie gedruckt, sondern leb-
ten im Volksmunde fort, manche Unbildung
erfahrend. Um so mehr muß die Arbeit des
Verf. anerkannt werden. Von besonderem
Interesse waren dem Ref. die Lieder aus dem
siebenj. Kriege; sie sind bis jetzt sehr wenig
bekannt; man denkt meist nur an die steifen
und schwülstigen Lieder Gleims; hier wird
nun am Faden der Geschichte des Kriegs eine
ganze Reihe von frischen, sangbaren Liedern
geboten. In mannichfachen Tönen klingt uns
hier hohe Bewunderung des Kriegshelden
Friedericus, launiger Spott über seine Feinde,
herzhafter Muth und wackeres Vertrauen auch
in schwerer Zeit entgegen. Viel muß „Herr
Soubise“ leiden und die Reichsarmee. Etliche
Lieder sind in Gesprächsform gegeben, —
eine Dichtungsart, die auch in den andern
Bändchen öfter wiederkehrt und recht volks-
tümlich ist.

Wir müssen es uns versagen, einzelne Lie-
der herauszuheben und wollen nur noch darauf
hindeuten, daß eins der schönsten Lieder, —
„Friedericus Rex, unser König und Herr der
rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr“
nach neuesten Ermittlungen kein im siebenjäh.
Krieg wirklich gesungenes Volkslied, sondern

eine allerdings sehr gelungene volkstümliche
Dichtung des bekannten W. Alexis ist.

Das 2. Bändchen bringt Lieder aus den
Freiheitskriegen. Man darf hier natürlich
nicht die allbekannten Lieder von Arndt,
Schenkendorf, Körner u. erwarten, sondern
eigentliche Volkslieder. Auch hier fehlt nicht
der Spott, doch ist er keineswegs vorwaltend;
die Zeit war zu ernst. Interessant ist es,
diese Lieder mit denen des siebenjährigen und
des letzten Kriegs zu vergleichen. Bei aller
Ähnlichkeit volkstümlicher Auffassung und
soldatischen Humors ist doch der Ton ein
wesentlich verschiedner; es sind andre Grund-
gedanken, welche die Herzen da und dort be-
wegen.

Im 3. Bändchen giebt der Verf. eine
Anzahl von Liedern aus dem letzten Kriege
und zwar nicht nur eigentliche Volkslieder,
sondern auch volkstümliche Lieder. Die ei-
gentliche Kunstpoesie ist auch hier ausgeschlos-
sen. Daß es nicht möglich war, eine auch
nur annähernd vollständige Sammlung zu
geben und eine genaue Sichtung vorzunehmen
liegt in der Natur der Sache. Die Fülle des
Stoffes war zu groß, und zur genauen Sich-
tung ist die Zeit noch zu kurz.

Was der Verf. geboten hat ist aber ganz
geeignet, uns die Stimmung und Anschau-
ung der breiten Volksmasse zu vergegenwärti-
gen. Das war Absicht des Sammlers und
nach diesem Gesichtspunkte hat er seine Aus-
wahl getroffen. In diesen Liedern nun wal-
tet ein besonderer heiterer Humor, Scherz und
Spott überwiegt bedeutend den Ernst. Es
liegt das in dem so überraschend glücklichen
und raschen Verlauf des Kriegs und in den
allerdings zum Spott besonders herausfordern-
den Situationen Napoleons und seiner Tafel-
runde, sowie in der maßlosen, lächerlichen
Eitelkeit unsrer Gegner. —

Die drei Sammlungen sind in hohem
Grade interessant für den, welcher bei der
Lectüre der Geschichte nicht nur auf die äußeren
Thaten und auf die diplomatischen Schachzüge
sieht, sondern auch auf die Anschauungen des
Volks, auf sein Gemüthsleben, und seine in-
nerliche naive Betheiligung bei den großen
Actionen. Die freundliche Ausstattung der
3 Büchlein macht auch äußerlich die Lectüre
zu einer angenehmen und erquicklichen.

D.

Böllner, Reinhard, Dr. phil., Oberlehrer
am Vikthum'schen Gymnasium in Dres-
den. **Das deutsche Kirchenlied in der
Oberlausitz.** Gr. 8. 144 S. Dres-
den, 1871. Burdach. 24 fgr.

Der Verfasser befürchtet, es möchte eine solche isolirte Betrachtung der Dichter eines Landestheiles Manchem als unzuträglich erscheinen; allein wir glauben, er darf sich hierüber bei seiner so gründlichen und durchaus auf Autopsie ruhenden Arbeit getrost beruhigen. Denn ist es auch ganz klar und natürlich, daß die geistigen Einwirkungen auf die poetische Kraft eines Landestheiles sich nicht durch die Schlagbäume einer Provinz abhalten lassen und daß der eine Dichter mehr in diesem, der andere mehr in jenem literarischen Kreise seine Anregung findet, man daher sicher auch nicht von einer bestimmten Oberlausitz'schen Dichtungsweise reden kann, so leuchtet es doch ebenfalls ein, daß, wo es sich um eine genauere Durchforschung des Materials und der Verhältnisse der Dichter handelt, dieß am genauesten von solchen geschehen könne, die in derselben Provinz leben und ihre Forschungen auf dieses Gebiet begrenzen. So ist es nun auch dem Verf. gelungen, nicht nur Alles, was sich auf die Niederdichter der Oberlausitz bezieht, in einer bisher nicht vorhanden gewesenen Vollständigkeit zu sammeln und über ihre Schriften aus eigener Einsicht den genauesten Bericht zu geben, wozu ihm ein bedeutendes Material zu Gebote stand, sondern er hat auch manche Irrthümer, welche sich durch bedeutende Werke hindurchziehen, zu berichtigen vermocht. So läßt z. B. Pressel die 3 Centurien des Behemb im Jahre 1606 erscheinen, während diese Zusammenfassung seiner einzeln erschienenen Centurien erst in den Jahren 1658 bis 1659 geschah. So hatte er die Notiz Neumann's in der Geschichte von Görlitz über das Görlitzer Schulgesangbuch zu corrigieren; so hat er die Umstände der Jugendzeit des Niederdichters Reimann richtiger angegeben, als wir sie bei Pressel lesen. Auch der Geburtsort der zweiten Frau Zinzendorf's, Anna Ritschmann, welche Pressel in Kurwalde, ihren Bruder Johann in Rumwalde geboren werden läßt, während doch Rumwalde schrieb, ist hier richtig als Sauchenthal bezeichnet.

Das vorliegende Werk behandelt zuerst das deutsche Kirchenlied der Katholiken und vermengt hier die Zeit vor der Reformation und die nachtridentinische Zeit. Doch dieß ist nicht wohl gethan und führt auch zu nicht ganz richtigen Konsequenzen. Die vorreformatorische Zeit ist eine gemeinsame und gerade in Bezug auf das Kirchenlied eine Zeit der Reformation vor der Reformation, denn es war gerade im deutschen Liede eine Reaktion des Nationalbewußtseins gegen die Ketten, in welche der Romanismus Alles schlagen wollte. Dieses Element hatte in der Reformation seine gesunde Fortentwicklung. Man kann daher nicht

wohl sagen, daß, als der lutherische Kirchengesang aufstieg, das geistliche Lied der Katholiken niederging, sondern vielmehr jener war die kräftige Fortsetzung des lebensfrischen Anfanges, den die deutsche Nation schon vorher gemacht hatte, das geistliche Lied der Katholiken hingegen war eine Treibhauspflanze, die Leisentritt künstlich ziehen wollte, und wie es nur um des Gegensatzes gegen die lebenskräftige Regung in der lutherischen Kirche willen entstanden war, so auch gar kein Gedeihen haben konnte. Die romanische Lust, die einem deutschen Gewächse unmöglich erspriesslich sein konnte, erstikte es. Es ist sehr bezeichnend, daß auch Leisentritt's Bitte um den Gebrauch der deutschen Sprache in der Messe von Papst Pius V. rundweg abgeschlagen wurde. Der Verfasser muß daher diesen Abschnitt mit der Bemerkung schließen: die Reaktion der katholischen Kirche gegen die Bestrebungen J. Leisentritt's hat dessen Gesangbuch zu einer vereinzeltten Erscheinung auf dem Gebiete des deutschen katholischen Kirchengesanges in der Oberlausitz gemacht. Der Haupttheil des Buches wendet sich daher dem evangelischen Kirchenliede zu und zwar zunächst zur Zeit der Reformation und von da bis zum dreißigjährigen Kriege; sodann behandelt er das Kirchenlied der lutherischen Dichter bis c. 1730, hierauf die Dichtungen der Pietisten mit einer besonders eingehenden und dankenswerthen Schilderung der Leistungen Zinzendorf's, über den er gegenüber den beiden Extremen das richtige Urtheil fällt. Der Anhang giebt Lieder der bedeutendsten Dichter der Provinz im Original. Je seltener die ohnehin schon sehr vereinzeltten Werke dieser alten Zeugen der Kirche werden, um so dienstvoller ist eine so gewissenhafte und sorgfältige Verzeichnung derselben. E.

Hansen, Dr. Theodor. Johann Rist und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt. Halle, 1872. Buchhandl. des Waisenhauses. 1½ thlr.

Eine unterhaltende Biographie will dieses Buch, wie der Verfasser selbst im Vorworte sagt, nicht darbieten; dafür bietet es aber eine gründliche, sorgsame und höchst fleißig gearbeitete Studie, welche trotz ihres gelehrten, zumal bibliographischen Ballastes, dessen Werth übrigens der Forscher von Fach zu würdigen weiß, ein hohes Interesse beanspruchen darf. In dem Leben des Dichters und Pfarrers Rist zu Wedel bei Hamburg (geb. 8. März 1607; gest. 31. August 1667) spiegelt sich ein gutes Stück Zeitgeschichte; freilich aus einer grauenhaften, unser deutsches

Vaterland furchtbar zerfleischenden Zeit. Und zwar ist es Rist selbst, der uns hier durch seine Schriften den Einblick gestattet in die Werkstätte seines Dichtens, Schaffens und Leidens, wie in die verschiedenen Stände der ihn umgebenden Welt. Wir können es dem Verf. vorliegender Biographie nur danken, daß er, darauf verzichtend, auf dem Unterbau einer allgemeinen historischen, literatur- und kulturhistorischen Einleitung das Leben und die Entwicklungsgeschichte Rist's zu construiren — was zudem, da die äußeren Data wenig bekannt sind, nur sehr skizzenhaft ausfallen müßte, statt dessen es vorzieht, R. selbst sich über sein Leben, Wirken und Erfahren aussprechen zu lassen; nur so viel hinzufügend, als für das Verständniß des Lesers nöthig ist. — Wie das „und seine Zeit“ — auf dem Titel des Buches gemeint ist, erhellt hieraus schon zur Genüge.

Was unserer Biographie nun einen besondern Reiz giebt: das ist, daß wir es hier nicht vorwiegend mit kritischen Expectorationen zu thun haben; sondern daß das Leben des ehrwürdigen Pfarrherrn zu Wedel in Fleisch und Blut sich uns darstellt. Da finden wir ihn, wie er in der schönen Jahreszeit des Morgens schon um 4 Uhr in seinen Garten tritt; daselbst dem Herrn sein Lobopfer bringt; und sodann noch ein Stündchen singend im Garten spaziert. Der Garten ist seine Lust und er ein Kenner der Kräuter und Blumen. Von Jugend auf hat er Pflanzen gesammelt, gepreßt, benannt.

Wir sehen hier nebenbei durch Rist, daß die damalige Zeit schon einen praktischen, methodischen Unterricht in der Botanik anzubahnen suchte; wie denn ein Wilhelm (? Peter ?) Laurenberg während der Zeit, da R. zu Rostock studiret, in einem gar feinen Traktätlein eine Anleitung hierzu schrieb. Der Tag bringt alsdann zahlreiche Gäste in das Pfarrhaus zu Wedel, welche R. leiblich und geistlich zu erquiden und zu unterhalten weiß. Bei Gelegenheit dieses Berichtes erfahren wir von den Sammlungen und Gewohnheiten des Mannes mancherlei. So heiter sich aber diese Erholungstage ansehen, — man würde doch total irren, wollte man meinen, man habe es mit einem Pastor à la Pfarrer von Grünau zu thun. Schon wenn man höret, wie R. so manchen ganzen Tag mit Studiren, Veten, Lesen, Nachsinnen und Bücherschreiben zubringt — wird einem klar, daß man es hier mit einem ernstern Arbeiter zu thun hat. Er kennet denn auch vollauf den Werth und die Verantwortlichkeit des Pfarramtes. Von den drei Stücken, welche den rechten Pfarrer machen, hat er reichlich auch die Schule des dritten,

der tentatio, durchgemacht; äußere Nöthen (vgl. S. 289), Pest ic., wie hohe geistliche Anfechtungen hat er erdulden müssen. Wenn übrigens der Herr Verf. der Biographie die Anfechtungen wegen der ewigen Gnadenwahl, welche R. in seiner „zarten Jugend“ durchmachte (S. 302), mit denjenigen identificirt, welche ihn als Student wegen Theilnahme an Zaubereien befielen (S. 155): so ist das gewiß nicht richtig. So ist R. zu einem tüchtigen Pastor herangewachsen, der weiß, daß, wer ein Bischofsamt begehrt, der begehret ein köstlich Werk. „Daher auch ich, da ich nun länger als 24 Jahre habe gelernt verstehen, was für ein überaus hohes und schweres Werk es um das liebe Predigtamt sei, meinen Kindern niemals dazu habe rathen oder sie nöthigen wollen, daß sie theologiam studierten“. (S. 317) — bekennt er selbst in der Vorrede zum musikalischen Seelenparadies. (Um eine Probe der meistens sehr bezeichnenden Titel Rist'scher Werke zu geben, fügen wir hier den vollständigen Titel des ersten Theils dieses Buches an: „Neues musikalisches Seelenparadies, in sich begreifend die allerfürtrefflichsten Sprüche der heiligen Schrift Alten Testaments, in ganz lehr- und trostreichen Liedern und Herzensandachten ic., zur Beförderung göttlicher Ehre und Fortpflanzung des heiligen und allein seligmachenden Wortes, wie auch Wieder- aufrichtung unseres fast ganz zerfallenen Christenthums an das offene Licht gebracht ic. von Johann Rist. Rineburg, gedruckt und verlegt durch die Steren 1660.“) —

Mit großer Schärfe geht R. darum auch den faulen, unwissenden, falschen Amtsbrüdern zu Leib; und wenn man seine einschlägigen Schilderungen liest (z. B. S. 166. S. 316. S. 346): so muß man sich in Wahrheit über die furchtbare Corruption dieses Standes entsetzen; und kann es nur zu begründet finden, daß R. in dem Vorbericht zu den neuen hochheiligen Passionsandachten ic. (1664) schreibt: „Leider sei das liebe Predigtamt „ein rechter Grempelmarkt und öffentlicher Ausruf“ geworden, offen für den, der das meiste Geld biete.“ Hören wir doch (S. 314), daß „etliche seiner lieben fratres in Christo, der Herrn Feldprediger, bei der ersten Ausplünderung R. die Werke der Kirchenväter, Luthers Werke u. a. geraubt hätten! — Aber nicht allein über die Pfarrer weiß R. zu klagen. Alle Stände sind corruptirt. Das stellen uns besonders die beiden Schauspiele (denn es wäre durchaus unrichtig, wollte man meinen, R. habe nur geistliche Nieder verfaßt; seiner weltlichen Schriften sind eine sehr große Menge. 18 Nr. werden im I. Theil unsrer Biographie ausführlich besprochen): „das Friede wünschende“

und „das Friebe jauchzende Teutschland“ (1647 und 1653) dar. Diese Schilderungen sind eine grauenhafte Illustration zu Wilmar's Urtheil über jene Zeit. „In den Schrecknissen des 30jährigen Krieges“ (— schreibt dieser nämlich „Zur neuesten Culturgesch. Deutschlands“ 2c. 3, S. 95 —) „bäumte sich noch einmal alle Wildheit und alle Rohheit der vergangenen 2 bis 3 Jahrhdt. in voller Scheußlichkeit und ärger als zuvor auf.“ — Man wird gerade aber bei diesen Schilderungen Rist, als einen christlich-deutschen Mann lieb gewinnen müssen; wenn einen das Alles auch nicht blind machen darf gegen die großen Fehler des Mannes; besonders gegen seine große Eitelkeit, die sich, wo ihr nicht gehuldigt wird, verletzt fühlt; der es hoher Genuß ist, von dem Pfalzgrafentitel, von dem verlichenen Adel und Wappen, von den Bekanntschaften und Begünstigungen hoher Potentaten 2c. zu reden. Hieraus dürften sich auch am besten die refrainartige wiederkehrenden Deklamationen über Verfolgung und Verläumdung erklären, deren Urheber absolut nicht zu ermitteln sind. Dazu kommt dann, ähnlich wie bei Opitz, eine, man kann den Ausdruck nicht umgehen, Schmarogerei bei allen möglichen Personen; wie denn in seinen Werken sich Lobreden auf Ferdinand III., Gustav Adolph, Friedrich von Böhmen, Wallenstein, Richelieu (welcher „der Meister darin, wie man in Krieg und Frieden sich recht verhalten soll“ genannt wird) finden. Heute redet R. den Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen als das allerhellste Licht unter allen evangel. Potentaten an; morgen sagt er den Bürgern zu Danzig, bei ihnen sei der rechte Sinn. Wer wolle finden das wahre Licht, — der such es ja bei Hofe nicht. NB. das geschieht in 2 Theilen ein und desselben Werkes! Da braucht man gewiß nicht den Grund solcher Wetterwendigkeit in der größern Erkenntniß, welche R. von dem starren Lutherthum des Kurfürsten gewonnen, zu suchen, — wie es Dr. Hansen in unserer Biogr. thut. Ueberhaupt ist dies ein äußerst schwacher Punkt in dem trefflichen Buche, daß der Verf. im Dienste und beherrscht von dem Unionismus schreibt. Wenn er in der Vorrede sagt: es sei ihm unverständlich, wie Lutheraner und Reformirte sich feindselig (?) gegen alle und jede (?) Union stellten — so mag er das unverständlich lassen; wenn er aber in seiner Biographie sich durch diese seine Stellung beeinflussen läßt, und Rist um seiner irenischen Natur willen, absolut zu einem Vorläufer des Unionismus machen will, so ist das verkehrt und unrichtig. Wie R. standen damals eine große Anzahl treumeinender Christen, welche der ewigen unnötigen

Polemik (werden doch R. Vorwürfe gemacht, daß er nicht fortwährend gegen „Papisten, Calvinisten, Wiedertäufer, neue Propheten, Enthusiasten“ 2c. (schon diese Zusammenstellung beweist, wie wenig R. ein Mann des Unionismus war) schelte, während er von allen diesen keine in seiner Gemeinde hatte) müde, zur Pflege des christlichen Glaubens auforderten. R. selbst spricht es dabei aber wiederholt aus, wie fest er auf der unveränderlichen Augsb. Confession stehe. — Ebenso wenig vermögen wir auch das Urtheil Hansen's über die Sprachgesellschaften zu theilen. Was er selbst angibt, führt nicht über das Urtheil Rammers (Gesch. der Päd. 3, 2. S. 56 ff.) und Wilmar's hinaus. Letzterer erklärt sie übrigens nicht für eine bloße Spielerei, sondern belästigt ihnen ihren Werth für die Pflege der Reinheit der deutschen Sprache. (Gesch. der deutsch. Nat.-Lit. 9. Aufl. S. 322 f.) Die Proben, welche Hansen anführt, beweisen schlagend, daß diese Gesellschaften die Poesie nicht förderten. Freilich in den eigenen Augen waren diese Herrn Poeten sehr werth geschätzt. Sagt doch Rist in der Vorrede zur *Musa tautonica* (1634): „Er theile die Meinung vieler Hochgelehrten Männer, daß die große Vollkommenheit, die in fast allen Wissenschaften zu spüren, ein sehr merkliches Zeichen des herannahenden Endes der Welt sei, eine dermaßen große Vollkommenheit, daß es sehr zu bezweifeln, ob den Nachkommen noch etwas zu finden oder zu erfinden übrig bleiben würde. Namentlich sei die Poesie so weit erhoben, daß zu zweifeln, ob auch Griechen und Römer so vortreffliche ingenia gehabt und so liebliche und schöne Sachen hervorgebracht.“ (S. 36 f.) Solche Urtheile sind nur da möglich, wo man die Poesie als eine Kunst des Verstandes und Gedächtnisses faßt. Daß dies auch bei R. der Fall, und er also ein Glied der Opitz'schen und Gottsched'schen Schule war — das bestreitet Hansen vergeblich. Wenn derselbe sich auf die Stelle Rists beruft, worin derselbe fünferei Poeten unterscheidet, und bei Charakteristik der zweiten Art derselben auch poetisches Talent, und nicht bloß Kenntniß der Theorie verlangt: so erklärt R. ja hernach bei der Charakteristik der 5. Gattung ausdrücklich, was er damit meint. Die rechten Poeten seien „gelährte, verständige, vielbelesene und danebenst in Künsten und Sprachen wol-ersahrene Leute.“ — Die Produkte R.'s in der weltlichen Poesie beweisen ihn, nach diesem Maßstabe gemessen, denn auch vollständig, als einen „rechten Poeten.“ Erst wenn man zu der geistlichen Poesie kommt, wird formell und materiell die Sache anders. Bei allen Mängeln (zu große Länge, Reflexion, grobe Bunt-

malerei zc.) findet man hier doch auf jedem Blatte Erquickliches. Hier müssen wir unser Bedauern aussprechen, daß Herr Hansen aus Rücksicht auf den Umfang des Buches fast alle abgedruckten Lieder (es sind dies 162 von den mindestens 634 geistlichen Liedern Rists) abgekürzt hat. Dadurch ist es dem Leser unmöglich sich ein Urtheil zu bilden. Es wären statt dessen besser wohl weniger Lieder abgedruckt und die in allen bessern Gesangbüchern befindlichen Lieder nur angeführt worden. Trotz aller dieser Ausstellungen sagen wir übrigens dem Verf. unsern Dank für seine Arbeit, und können das Buch denen, die sich für unsere Literatur wie für unsere Culturgeschichte interessieren, warm empfehlen. —

F.

Hanse, Dr. Herm., Past. zu Theissen bei Zeitz. **Evangelische Liedertunde.** Erster Theil. Geschichte und Erklärung der achtzig Kirchenlieder der drei preussischen Regulative vom 1., 2. u. 3. October 1854. Im Anschluß an das ev. Kirchenjahr und in Verbindung mit mehreren Auslegungen der namhaftesten Liedererklärer aus ältester und neuester Zeit als Johannes Spangenberg, Thriacus Spangenberg, Peter Busch, Bernhard Marperger, F. G. Goltz, E. Beyer, Chr. Ad. Kiepling, A. C. Griebner, H. Schurig, A. Ströse, Fr. Jul. Warneher, D. Schulze u. A. Nebst einem Anhang, enthaltend noch etliche Liederauslegungen von Johann Spangenberg und Valerius Herberger. Sechste, sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Langensalza, 1871. Greßler, 1 thlr. 3 sgr.

Wir begrüßen diese 6. Auflage des trefflichen Buches mit herzlichster Freude. Ist es doch ein Zeichen, daß unser deutsches Volk die Lust an dem Glauben, den die Väter deutscher Reformation in solcher Plrophorie gesungen, nicht verloren hat. Während der Protestantenverein trotz aller Aufforderungen klagen muß, daß seine Schriften, z. B. die „Protestantischen Vorträge“ seiner ersten Größen, „gerade innerhalb der eigenen Freundeskreise auch nicht von fern diejenige Beachtung finden, welche ihnen um ihres Inhaltes wie um unserer (des Protestantenvereins) Sache willen zukommen;“ und seine Organe selbst zugestehen: „es verdiene diese Thatfache geradezu als ein Aergerniß bezeichnet zu werden:“*) findet die

vorliegende treffliche Liedertunde, obwohl sie so manche Genossin gefunden hat, fortwährend Anklang und Theilnahme in reichem Maaße. Ist das nicht ein schlagender Beweis, daß der alte, gute, evang. Glaube, wie ihn die deutsche Reformation aus tiefer Erfahrung bezeugt, noch vollständige Befriedigung giebt; daß also Preußen mit seinen vielgeschmähten Regulativen, welche die 80 Kirchenlieder, in deren Verständniß das vorliegende Buch einführen will, von dem Lehrer fordern, weit besser die Bedürfnisse des christlich-deutschen Volks zu verstehen wußte, als etwa die Pfalz mit ihrem glaubenslosen Katechismus und so manches andere deutsche Land mit seinem ebenso glaubens- als poesielosen Gesangbuch. —

Die Liedertunde giebt die nöthige Einweisung in die Lieder in völlig ausreichender Weise, ohne deswegen zu einem, die Poesie verderbenden Nürnberger Trichter zu werden. Voran stehen bei jedem Liede ein oder einige, vollständig ausgedruckte Schriftworte, den Bibelgrund bietend, „glühende Kohlen aus dem Heiligthume Gottes, dadurch das Herz zum Singen soll heilig entzündet werden. Sie sind Worte des Herrn, darauf das ganze Lied guten Theils gebaut ist. Wie nun der Herr durch solches sein Wort dir gleich, ehe du noch zu singen anhebest, ans Herz tritt und mit dir redet, so will er dadurch Muth machen, daß du mit so viel mehr Zuversicht in deinem Liede ihm wieder ans Herz treten und desto vertraulicher mit ihm reden sollst.“ Hier auf folgt der Text des Liedes in ursprünglicher Gestalt. Nur einmal hat sich der Verf. zu einer merklichen Abänderung verleiten lassen. S. 48 in Gerhards: „Ein Rämmlein geht“ zc. ist der ursprüngliche Text (den merkwürdigerweise die Erläuterungen geben): „Weg mit dem Gold Arabia, weg Calmus, Myrrhen, Cassia,“ verändert in die Worte: „Weg mit den Schätzen dieser Welt, und Allem, was der Welt gefällt zc.“ Verständlicher ist das wohl, aber abgesehen von dem falschen Reim, auch platter, und mehr an ein vernunftgemäßes Christenthum, als an Gottes Wort erinnernd. Da die Erläuterungen nicht einmal eine Andeutung der im Text geschehenen Veränderung bringen, sondern ohne Weiteres den Urtext erklären (es wäre dabei übrigens am Orte gewesen die einzelnen Schriftstellen, worauf sich die Anführung von Gold Arabia zc. (Ps. 72, 15. Jes. 43, 24. Ps. 45 zc.) gründet, zu citiren): so mag es für manchen Lehrer, der den Urtext des Liedes nicht schon kennt, schwierig sein, sich zurechtzufinden. Sehr instructiv ist, daß der Verf. bei manchen Liedern (z. B. Erhalt uns Herr bei deinem Wort zc.; Mir nach, spricht Christus; Eins

*) Vgl. Süddeutsch. ev.-protest. Wochenblatt vom 31. August 1871. (S. 216.)

ist Noth u. c.; Jesus, meine Zuversicht u. c.) neben den altkirchlichen Text auch die moderne Verwässerung des Liedes gestellt hat. Auf den Text des Liedes folgen kurze Erläuterungen, an welche sich die Biographie des Dichters anschließt, in welcher, soweit möglich, auf den Entstehungsgrund des jeweiligen Liedes besondere Rücksicht genommen ist. Wir bemerken zu diesen Notizen über die Dichter, daß Rist nicht, wie S. 202 angegeben wird, den 8. Mai, sondern den 8. März 1607, und nicht zu Binneberg, sondern zu Ottensen geboren ist; auch wurde er nicht erst 1653, sondern schon 1643 oder 44 in den Altstand erhoben; wie dies Rist's darauf Bezug nehmende Lobsschrift auf Kaiser Ferdinand bezeugt.* — Auf die Notizen über die Dichter des Liedes folgt alsdann eine kürzere oder längere Auslegung eines tüchtigen Erklärers. Hier danken wir dem Verf. noch insonderheit für die Aufnahme der herrlichen Auslegungen der beiden Spangenberg und des Val. Herberger. Solche Wiedergeburt des Liedes aus dem Glaubensgeiste zur Erweckung desselben Geistes, der es schuf, kann uns lehren, wie wir die Lieder zu benutzen haben, um sie zu einer lebendigen Quelle der Lehre zu machen. Die schwächste Partie der Liederkunde sind die hinzugefügten Erzählungen besonderer Wirksamkeit der einzelnen Lieder. Hier würden wir dem Verf., dem wir in herzlichster Dankbarkeit für seine Arbeit die Hand drücken, den Rath geben, lieber weniger, aber lauter wirklich die Kraft des Liedes beweisende Beispiele zu wählen. Den Schluß macht bei jedem Lied Angabe der Melodie und des Componisten. 20 Sangesweisen nach ursprünglicher Art sind am Schlusse beigelegt.

Sämmtliche 80 Lieder sind nach den kirchlichen Festzeiten, denen sich noch die Gruppen „Kirche und Gnadenmittel; Wiedergeburt und Erneuerung durch den hl. Geist, letzte Dinge“ anschließen, in XI Abtheilungen gebracht, deren jeder eine Charakteristik der betreffenden Lieder vorangeht. Möge das vor treffliche Buch, welches 1867 im Bücherschrank des Lehrers der preussischen Volksschule die große Pariser Weltausstellung besuchte, im bescheidenen heimischen Bücherschrank recht vieler Lehrer und Pastoren seine Stelle finden

*) Ein bloßer Druckfehler ist wohl S. 197 die Angabe, das Lied Gerhards: „Nun ruhen alle Wälder“ u. c. sei nach Virgil. Aen. I, 522 ff. gedichtet. Die betreffende Beschreibung der Nacht findet sich im IV. Gesang der Aeneis. Wir machen hierbei denn gleich auch auf die Druckfehler (S. 172, Z. 14 v. o. „wo „feinem“ statt „ihrem“ und S. 128, Z. 17 v. o. „wo „1545“ statt 1845 zu lesen ist,) aufmerksam.

und Anleitung geben, das ev. Kirchenlied unsern Volke einzupflanzen zum Leben, zur Liebe, zum Lobe. — F.

Poesie.

Deutsch, Christian. Stephan Ringer.
Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Erlangen, 1872. Deichert. 10 sgr.

Ein Versuch — und fügen wir es gleich von vornherein hinzu — ein gelungener Versuch, in dramatischer Behandlung Größe und Bedeutung des großen Nationalkampfes uns vor Augen zu stellen und durch Anknüpfung an eine Einzelhandlung, wie an scharf ausgeprägte Einzelindividuen ein gesteigertes individuelles Interesse auch im Leser oder Hörer hervorzu rufen. Den Standpunkt, auf dem er selbst steht, hat uns der Verfasser — sonst in der literarischen Welt unter dem Namen Gottfried Flammberg wohlbekannt — wie es scheint, schon durch das hier gewählte Pseudonym andeuten wollen. Es ist die christlich germanische Anschauung von der siegenden Macht sittlicher, im Christenthum geläuterter Ideen wie die warme Begeisterung für die Hoheit und Herrlichkeit des neuerstandenen Kaiser reiches deutscher Nation, was allenthalben belebend und treibend zum Durchbruch kommt. Im Haupthelden Stephan Ringer vollzieht sich die äußere und innere Rückgewinnung des Elases. Von falschen Freunden, Pierre Helmont, dem Aufseher einer Rattunfabrik im elsässischen Städtchen Blauheim, und Jules Clairon, einer charakteristischen Verkörperung der sittlichen Corruption des napoleonischen Kaiserthums, gehezt, selbst vom Wahnbilde gloire heraufst, zieht Stephan beim Ausbruch des Krieges pour la France in den Kampf. Umsonst sind die Bitten der Mutter Margaretha, die, eine Deutsche aus der Pfalz, ihn beschwört, zum ruhmlosen Krieg nicht sich zu stellen; umsonst sind die Vorstellungen des gutmüthigen, aber beschränkten Vaters Martin, der ihm, dem reichen Erben, in der Person des armen Bauernknechtes Jaqueline einen Ersatzmann stellen will; umsonst der Jammer der Braut, des braven elsässischen Landmädchens Elise. In Hagenau wird Stephan einerezirt. Bei Sedan kämpft er mit und wird schwer verwundet. Da, wie er einsam in Schmerzen auf dem Schlachtfelde liegt, da kommt ihm die Erinnerung an die Vorstellungen seiner edlen Mutter, die ihn so oft an sein deutsches Blut ermahnt hatte. Die Roheit französischer Aerzte, die auf seinen deutschen Hülferuf — des französischen ist er

zwar einigermaßen mächtig, aber der natürliche Laut, der unwillkürlich entströmt, ist doch der deutsche — mit dem Ausruf: Bah! c'est un Allemand sich abzuwenden, erfüllt ihn mit Abscheu vor der Pflichtvergessenheit und Niederträchtigkeit französischen Wesens. Die liebevolle Pflege im deutschen Spital aber bringt die begonnene Umwandlung zur vollen Reife. Kurz, wie er nach seiner Heimath entlassen wird, kehrt er als Deutscher nach Blauheim zurück, und als ächt deutsches Brautpaar vereint sich am Schlusse Stephan und Elise.

Dies in kurzem der Gang der Selbstentwicklung und Selbstläuterung bei dem Haupthelden. Von den Vorzügen in Bezug auf Charakterzeichnung, von dem kräftigen Humor am Beginn des 4. Aufzugs in der komischen Scene zwischen dem bayr. Ehebauleger und Mad. Viebre in Kemilth, von der glücklichen Gegenüberstellung deutschen und französischen Wesens in kleinen Zügen, z. B. S. 22 u. 23 in den Liedern, mit denen Stephan und Helmont in den Kampf ziehen, von vielen andern Vorzügen zu reden gestattet der Raum nicht. Möge das kleine Büchlein allen nochmals empfohlen sein. C.

Graff, Wilh. Paul. Michel Kohlhaas,
Trauerspiel in 5 Handlungen. Den
Bühnen gegenüber als Manuscript ge-
druckt. Leipzig, 1871. Knobloch.

Wenn uns nicht alles täuscht, so haben wir hier den dramatischen Erstlingsversuch eines jugendlichen Autors vor uns, dem es nicht an Talent, recht sehr aber noch an dem bekannten „Stoß des Maestros“ zu fehlen scheint, welcher den Dichtern ebenso Noth thut, wie den Componisten. Wenn dieser Stoß sich hier in Gestalt einer Rezensentenfeder zurechtweisend gegen den Autor erhebt, so wünschen wir, daß dieser durch die Zurechtweisung hindurch die wohlwollende Absicht, ihn zu fördern, fühlen und erkennen möge.

Die Wahl des Stoffes ist eine durchaus glückliche. Eine kernhaft angelegte Persönlichkeit, welche schreiendes Unrecht zu erdulden hat, nirgends Recht findet, und am Ende auf den Gedanken kommt, sich selbst Recht zu schaffen durch Gewaltthat, und so zum Mörder und Räuber wird — die dann, durch Luther's gewaltigen Bedruf zur Buße gebracht, reuig zurück will und nicht mehr rückwärts kann, weil sie zu tief sich in die Bande des Unrechts verstrickt hat — das ist ohne Frage ein trefflicher Stoff für ein Trauerspiel, und es hätte durchaus in keiner Weise der Entschuldigung oder Rechtfertigung in dem „Vorwort“ bedurft, daß der Stoff theilweise dem

Kleist'schen Roman entnommen, und gleichwohl kein bloßer „dramatisirter Roman“ im schlechten, d. i. Birch-Pfeiffer'schen Sinn, sondern ein wirkliches Drama sei. Warum soll man denn nicht das Recht haben, auch einem Roman einen tragischen Stoff zu entnehmen?

Die Frage ist nur, was unser junger Autor aus diesem Stoffe zu machen verstanden hat. Vor allem kommt hier der architektonische Aufbau der Tragödie in Betracht. Derselbe ist in den drei ersten Aufzügen oder „Handlungen“ gar nicht übel. Und insbesondre loben wir den Autor, daß er mit völlig richtigem Tact Luther's Person nicht im Stück auftreten läßt; die mächtige Persönlichkeit des Gottesmannes macht gerade dadurch, daß sie hinter den Coulissen bleibt und nur aus der Ferne, wie eine unsichtbare Macht, einwirkt, nur einen desto großartigeren Eindruck. Bis zum Ende des dritten Aufzugs, wo Luther's Manifest den Räuber erschüttert, ist der Plan und Bau des Stückes im wesentlichen gut angelegt. Aber von da an geht alles aus den Fugen. Kohlhaas mußte nun richtigerweise dadurch fallen, daß seine begangnen Sünden ihn in irgend einer Weise — innerlich und äußerlich — fest in ihren Schlingen hielten. Der Autor nimmt auch (S. 130 f. u. 144) einen Anlauf, den alten Trotz in Kohlhaas wieder ausbrechen zu lassen, läßt aber dies Moment wirkungslos fallen, und den bußfertigen Verbrecher durch eine ganz erbärmliche Intrigue der ganz erbärmlichen Heloise, gegen die Kohlhaas schlechthin nur Recht hat und nur das sittliche Princip vertritt, untergehen; und wenn diese Heloise (eine Bühlerin schlimmster Art) schließlich von einem Wahnstunigen erschossen wird, so bleibt dabei der Ausruf des Kohlhaas: „Sie starb für mich,“ absolut unbegreiflich. Als ein noch schwächeres Moment wirkt der Aberglaube des Churfürsten nebst einer ganz unwürdigen Maskerade des letzteren zum Verderben des Kohlhaas mit. In diesen beiden letzten Aufzügen fehlt alle Einheit des tragischen Gedankens; es ist ein bunter Wirrwarr.

Fragen wir nun nach der Zeichnung der Charaktere, so ist auch da des Fehlerhaften mehr, als des Guten. Akt II, Sc. 3 erscheint Kohlhaas als ein so vollendeter Wüthrich und Blutmensch, daß unser Interesse für ihn plötzlich dahin ist. Wer diese Thaten gethan hat, der muß sterben; auch wenn er nachher Buße thut, kann seine Buße nicht ohne die Erkenntniß, daß er nach Gottes Ordnung den Tod verdient habe, gedacht werden. Soll der Leser ein Interesse behalten, daß Kohlhaas gerettet und am Leben erhalten

werde, so muß jene Grenelsecene gestrichen, und eine völlig andre an ihre Stelle gesetzt werden — eine Scene, wo Kohlhaas mitten im Zorn der Rache sich edel zeigt, Schuldlose selber vor der rohen Wuth seiner Knechte schützt, und (sofern der Schuldige ja doch entflieht) seine Hände frei hält von Mord. Nur so würden die Scenen des 3. u. 4. Aufzugs psychologisch erklärlich und sittlich erträglich sein (obwohl das Erscheinen Kohlhaasens mitten auf dem Markt zu Wittenberg Akt 3, Sc. 1, immer noch undenkbar bleibt). Daß der im ersten Akt schwindsüchtige Herse in den folgenden ganz wie ein gesunder Mensch reitet und streitet, mag der Autor bei den Medicinern verantworten; daß er aber aus dem Churfürsten von Sachsen einen aller Regentpflichten vergessenden, in den Händen elender Schranzen, Buhlerinnen und Astrologen liegenden Schwachmatikus gemacht hat, wird er vor der Geschichte schwerlich zu verantworten vermögen.

Und damit kommen wir auf einen weitern großen Fehler. Wo sich das Laster erbricht —! Wir sind fern davon, eine ästhetische Polizeivorschrift aufstellen zu wollen, die jeden Dramatiker verpflichte, nach dem Vorbild von Sophokles und von Göthes Iphigenia und Tasso sein Gedicht aus lauter idealen Gestalten zu weben; mag er nur immerhin nach Shakespears Vorgang die Sünde als solche zeichnen, aber nach desselben Shakespears Vorgang die Sünde in ihrer blendenden Verhüllung, oder die Sünde in ihrer genialen Meisterschaft, oder die Sünde mit ihrem den Willen fesselnden Bann — nur nicht die Sünde in der platten Gemeinheit der Niederträchtigkeit. Ein Charakter, wie Heloise, die zu stolz ist, des ehrlichen Bauern Kohlhaas Ehefrau zu werden, sich ihm aber zu außerehelichem Inceste anbietet — die, mit Abscheu zurückgewiesen, sich an einen Schwachkopf Delmann hängt, und diesen verführt, endlich einen Churfürst. Ränkerer heizrathet und mit dessen Bewilligung Maitresse des Churfürsten ist — die dabei den Kohlhaas haßt und schließlich sich doch wieder ein wenig in ihn verliebt — ein solches Weibstück (man vergehe uns den Ausdruck) in ein Drama zu bringen, muß man einem Rozebue oder einem Victor Hugo überlassen. Und mit solchen unerträglich scheußlichen Dingen, wie wir sie S. 119 f. zu lesen bekommen, sollte kein Dichter sein Werk verunstalten; est modus in rebus, sunt certi denique fines! Unflath als solcher ist nie poetisch.

Werfen wir endlich auf die Form einen Blick, so ist die des dialogischen Fortschritts oft sehr unpsychologisch, und manche Scenen

(z. B. III, 4; V, 3) lösen sich in puren Wirrwarr auf. Um eine nicht zur Sache gehörige Anekdote anzubringen, wird S. 68 f. der unerträgliche Anachronismus begangen, daß, nachdem die Reformation längst im Gange, Tegel als Ablassträger in Wittenberg auftritt. Auch der „Gerichtspräsident“ ist ein böser Anachronismus. Schlimmer, als das alles, ist aber die Stillosigkeit, indem der Verf. durch einen unaufhörlichen Wechsel aller Stilarten — des naiven, des erhabenen, des witzigen, des bombastischen Stiles — den Leser ermüdet. (Vgl. S. 24: „Doch wünsch' ich euch dasselbe, Dann, glaub' ich, Nachbar, wünsch' ich euch ein bessres.“ — „Na, na, darf man denn wissen, wo's euch drückt?“ u. dgl.) Und fast noch schlechter, als mit dem Stil, ist es mit der Metrik bestellt. Prosa, in Zeilen von 10 bis 13 Silben zerschnitten, gibt noch keine Jamben. Daß ein Vers mit dem Artikel schließt, der nächste mit dem dazu gehörigen Hauptwort anfängt, z. B. S. 33: umgab er die

Geheiligte Person der Fürsten mit Unheiligten, nichtsnutzgen Elementen, kommt gar nicht selten vor (vgl. S. 37 u. a.) Elisionen, wie „und's Menschenvolt,“ Wörter wie „Sermon“ als Trochäus gebraucht (S. 62) und hunderterlei dergleichen Verstöße zeigen, daß der Verf. sich hat gehen lassen, und die große Wahrheit nicht bedacht hat, daß zum Schaffen eines poetischen Kunstwerks Arbeit gehört. Wir sagen das nicht, um ihn abzuschrecken, sondern um zu rechter Arbeit ihn anzuspornen. Neben viel Trivialem, und lästigen Gemeinplätzen (z. B. S. 100 „Zu einer höheren Idee sich aufzuschwingen“) finden sich doch auch im Einzelnen oft gute, glückliche Gedanken, und ein dramatisches Talent ist trotz all den vielen Fehlern und Fehlgriffen nicht zu verkennen. Aber wenn der Autor es zu einer gediegenen Leistung bringen will, so muß er sich's Schweiß kosten lassen und langsam arbeiten lernen. Ein gutes Drama ist noch nie aus dem Ermel geschüttelt worden; nonum prematur in annum, schreibt der alte Horaz, dessen goldene Regeln unser jugendlicher Autor nicht ohne den wesentlichsten Gewinn beherzigen und befolgen würde. Am liebsten möchten wir ihm rathen, diesen „Kohlhaas,“ den er, wie es scheint, auf eigene Kosten hat drucken lassen, den er aber bei seiner Länge von 4—5000 Versen (167 Seiten Oktav!) „den Bühnen gegenüber“ nicht „als Manuscript“ zu drucken nöthig gehabt hätte, ganz zurückzuziehen, und den gleichen Stoff ganz neu und in gedrungener Weise — ohne Zuthat sovieler Nebenpersonen — auszuarbeiten. Gelingt es ihm,

ein gutes Stück zu schaffen, so wird es ihm auch gelingen, einen Verleger zu finden und eine Bühne, die das Stück aufführt.

G. H.

Große, Julius. Erzählende Dichtungen. I. u. II. 8. Berlin, Rippertsche.
Jeder Band 1 thlr.

Diese Gesamtausgabe der erzählenden Dichtungen Große's, dessen Bild von der Hand W. von Kaulbachs in Stahlstich den ersten Band schmückt, wie außerdem jeden einzelnen ein auf den Inhalt bezüglicher gelungener Holzschnitt, ist eine äußerst stattliche; sie macht der Sorgfalt der Verlagshandlung die höchste Ehre. Wenigen unserer Dichtergößen ist bei Lebzeiten eine Freude ähnlicher Art widerfahren. Wer wüßte nicht, auf welch erbärmlich grauem Löschpapier und mit welchen Geldopfern aus eigener Tasche, ja selbst Schulden, ihre ersten Bahn brechenden Schriften das Licht der Welt erblickten! Nun, auch hier ist die Zeit fortgeschritten, und wir können, soweit die ersten beiden Bände dazu berechtigten, wenigstens versichern, daß die auf die Ausstattung verwendeten Kosten nicht verschwendet sind.

Der erste Band umfaßt das epische Gedicht *Gundel vom Königsee*, in sieben Gesängen, auf 112 Seiten. Es ist eine erzählende Dichtung aus dem bairischen Hochlande, und zwar in Hexametern. Nach ihrem technischen Aufbau und ihrer stofflichen Ausführung können wir die Geschichte loben, wenn auch das griechische Versmaß immerhin derselben eine fremdartige Färbung gibt. Der Dichter tritt ganz mit seiner Person in den Hintergrund, und wenn sich der Stoff auch im Tageslichte der Gegenwart bewegt, ist er doch abgeklärt und heiter durchgeistigt in allen Einzelheiten. *Gundel* ist ein schönes, aber armes „Madel“, das in jugendlicher Verblendung den „Kazi“ liebt, einen heißblütigen unbeständigen Gesellen, den edleren „Thomas“ aber verschmäht, der darüber zum Wildschütz und Schmuggler wird, aber endlich doch die durch inneres und äußeres Leid Geprüfte und Gebesserte, nachdem er königlicher Forstwart geworden, heimführt. Trotz dieser Einfachheit des Inhalts zeigt das Ganze viele dichterische Schönheiten, erhabene Naturschilderungen, Idyllen aus dem Verglehen der Alpen, mit Licht und Schatten desselben, ja selbst der humoristische Schalk tritt darin mit dreistem Sprunge vor den Leser. Die Scene z. B., wo der Säger, „der Kenner der Formen“, aus unlautern Beweggründen *Gundel* in das glänzende Elend der Stadt zu verlocken sucht,

vor dem nahenden *Thomas* aber eiligt sich aus dem Staube macht und im Heuschaber furchtsam verbirgt, ist äußerst wirkungsvoll und ergötzlich. Das Versmaß ist zwar nicht überall ganz glatt, aber dafür entschädigt die vollsthümliche Treue der Darstellung, die Naturwahrheit der auftretenden Figuren. Die haben Fleisch und Blut und treten mit aller individuellen Bestimmtheit vor uns auf, mit ihrer liebenswürdigen Naivetät, aber auch mit ihren Gebrechen, ihrem Aberglauben, ihrer Rachsucht; ja selbst mit ihren dialectischen Grobheiten und satirischen Flüchen, die als Gewürz sich trotzdem im Flusse der Erzählung nicht übel machen, und wie die Sommerprosen im Gesicht zur Handlung naturwüchsig gehören. Von Anfang bis zu Ende hält die Geschichte den Leser in behaglicher Spannung, und der versöhnende Abschluß steigert dieselbe zu voller Befriedigung.

Der zweite Band, *Tamarena*, zehn Gesänge auf 104 Seiten, versetzt uns in das phantastische Morgenland, und erzählt uns in formvollendeten Versen die abenteuerliche, märchenhafte Geschichte des schönen Jünglings *Dschumaladdin* und seiner reizenden eifersüchtigen Gemahlin *Tamarena*. Diese Liebes- und Leidesgeschichte, auf der der Fluch der Heimlichkeit haftet, ist in die Zeit des Kalifen *Harun al Raschid* verlegt, und der volle Gluthauch jenes Glanzpunktes arabischen Lebens und Herrschens ruht sonnig darauf; auch an ihr kann man sich dichterisch erfreuen.

Wie diese beiden besprochenen Bände es beweisen, gewähren Große's erzählende Dichtungen einen ungetrübten poetischen Genuß und gehören zu den werthvollsten Leistungen ihres Faches. Sie sind auf sechs Bände berechnet, und wir werden, sobald uns die Fortsetzung vorliegen wird, weiter auf dieselben in diesen Blättern zurückkommen. Bd.

Symbola Renati. Eine Lebenserinnerung.
3. Aufl. 16. 72 S. Berlin. Heinersdorff.

Der Verfasser dieser in poetischen Sprüchen abgefaßten und meist nach dem Gange des Kirchenjahrs geordneten Lebenserinnerungen ist ein in Berlin wohlbekannter Gelehrter und Geistlicher, der aus dem Judenthum zum Lichte in Christo durchgedrungen ist, und daher wohl klagen kann:

Kein Mutterauge lacht den Sohn mehr an,

Kein Vaterlegen leitet meine Bahn,

der aber doch im lebendigen Glauben an den hochgelobten Erlöser seines Lebens Friede und Freude gefunden hat. Davon zeugen diese dichterischen Tagebuchsblätter aus der Zeit

seiner ersten Liebe, welche viel Sinniges und Tiefempfundenes enthalten, woran sich ein frommes Gemüth erquickern kann. Als Probe für den Leser geben wir das auf Seite 55 sich findende, „Atlas Dei“ überschriebene Gedicht.

Immer mehr
Wird uns zu loben und zu hoffen schwer;
Tief, wie Meer,
Nimmt bange Sorge über uns einher;
Neue Noth
Bringt Leib und Seele jedes Morgenroth;
Doch stark wie Erz
Trägt fröhlich alle Last ein gläubig Herz!

Bd.

Vallien, Theodor. Liederbuch für Schule und Haus. Enth. 315 Lieder für 3 Stufen geordnet. 10. sehr vermehrte und verbesserte Aufl. 192 S. Brandenburg, 1871. Th. Valliens Selbstverlag. 15 sgr. (Auch Bogenweise à 1½ sgr.)

Der in der pädagogischen Welt wohlbekannte Herausgeber bietet uns hier eine eben so reichhaltige als gebiegene Sammlung von Liedern für Schule und Haus, meist in zweistimmigem, zum Theil auch in dreistimmigem Satz. Neben vielen altbewährten Liedern finden wir auch eine ganze Reihe von neuen Liedern und Compositionen, unter denen wir besonders auf die sehr melodienreichen Lieder von A. Kern aufmerksam machen. Ungesundes und Unreines ist gänzlich ferne gehalten; alles ist tüchtig, deutsch und rein. Das Register, bei dem wir gerne die Namen der Dichter und Componisten angemerkt hätten, gibt eine Uebersicht über das ungemein reiche Material; man findet Frühlingslieder, Sommerlieder, Weihnachtslieder, Winterlieder, die Tageszeiten, Natur-, Jäger- und Turnerlieder, Vaterlands-, Soldaten-, Heimaths- und Wanderlieder, Gesellschaftslieder, Kinderlieder, religiöse Lieder und Canons. Diese Uebersicht zeigt, wie vielseitig das Werk ist und wie auch unsere Gesangsvereine reichlichen Stoff darin finden können. Ein Heft mit vierstimmigen Chorliedern für höhere Schulen soll bald folgen. Das tüchtige und billige Werk verdient alle Empfehlung. — D.

Volls- und Jugendschriften.

Deutsche Volksbibliothek für Lesevereine und das Haus. Wiesbaden, Jul. Niedner's Verlag. 1.—3. Heft, je 10 sgr.

Es ist dies ein periodisches Unternehmen

des Verlegers, wornach nur wirklich volksthümliche Arbeiten aufgenommen werden sollen, auch von bis dahin unbekannten Verfassern, sofern sie auf religiös-sittlichem Boden stehen und nicht einer einseitigen kirchlichen Partei dienen wollen. Außer Erzählungen sollen auch Aufsätze welt- und naturgeschichtlichen Inhalts, die populär und unterhaltend geschrieben sind, nicht ausgeschlossen sein.

Jährlich, und je nachdem die eingehenden Beiträge es ermöglichen, werden drei bis fünf Bändchen zu billigem Preise veröffentlicht. Als Redacteur erscheint der Pfarrer H. Dertel zu Simmern, der zwar bis dahin auf diesem Gebiete ein Neuling war, aber, als Sohn des alten Spinnstubenschreibers, neuerdings die Herausgabe jenes beliebten Kalenders besorgt hat.

Ueber die offenkundige Absicht den Lesern etwas nach Inhalt und Form Tüchtiges zu bieten, können wir uns nur anerkennend äußern. Ebenso darüber, daß nicht jedes Jahr so und so viel Bändchen im Voraus verheißen werden. Daß diese Verpflichtung etwas sehr Mißliches habe, glauben wir bei der oben angeführten Beprechung hinlänglich dargethan zu haben. Gutes Ding will Weile haben, diese Wahrheit gilt ja besonders für die Volksschriftstellerei.

Für den Anfang werden uns, wie wir sehen, Erzählungen geboten, und fast sind wir der Meinung: darauf werde sich auch ferner die Mehrzahl der Stoffe vertheilen, da sich Aufsätze welt- und naturgeschichtlichen Inhalts, wenn sie für das Volk von Wirkung sein sollen, mehr auf Kürze, als Breite einlassen müssen, und für gewöhnlich als Beigabe einer eigentlichen Zeitschrift besser begehren. Doch sei dem, wie ihm wolle, daß Feld ist ja groß genug und die Gabe verschieden, wenn nur Alles gesunde Speise für das Volk ist!

Als solche können wir im Allgemeinen die drei ersten Hefte bezeichnen. Gehen wir nach einander auf jedes derselben ein.

Da präsentirt sich uns dann zur Eröffnung des Reigens: Der Schulmeister von Sendelbach, eine Volkserzählung von Ottokar Schupp. 95 S.

Schon früher sind wir demselben Verf. begegnet- und konnten einzelne Ausstellungen an seinen Arbeiten dabei nicht verschweigen. Die gegenwärtige Leistung aber verdient hervorgehoben zu werden. Ihrem Grunde nach haben wir in dieser Geschichte weniger Erdachtes und Gemachtes, als vielmehr Thatächliches vor uns. Diese Empfindung belebt wohlthunend das Ganze. Auch bewegt sich der Verf. damit offenbar auf einem Gebiet, das er gut kennt und beherrscht. In Beziehung auf die Schreibart ist der Volkston fast durch-

aus wohl getroffen und in einzelnen Scenen recht dramatisch verwendet. Der Autor selbst tritt in der Erzählung ganz in den Hintergrund, und der Stoff wird dadurch an sich um so mehr von Wirkung, zumal er auf ethischer Grundlage beruht. Die kurzfristige Selbstverblendung, die sich auf das Wort stützt: *Thue recht und scheue Niemand*, wird an den Schicksalen des fingirten Helden mit oft meisterlichen Zügen zur Anschauung gebracht und in ihrer Richtigkeit erwiesen. Der ungeschätzte Christenglaube mit seiner tröstenden, weltüberwindenden Kraft strahlt dagegen an Weib und Kind des Schulmeisters, sowie bei dem von ihm mißhandelten Pfarrer im schönsten Lichte. Der endliche Ausgang versieht sicherlich nicht des befriedigenden Eindrucks.

Unter dem von Schupp bisher Veröffentlichten ist der Schulmeister von Sendelbach unseres Erachtens die inhaltlich tiefste Schöpfung, und zum Anschaffen für das Volk unbedingt zu empfehlen. In Vielem, auch in dem mitunterlaufenden Humor, wird dieses seine eigne Natur getreulich abconterfeilt finden. So bereitwillig wir aber gewesen sind das Lobenswerthe ans Licht zu stellen, so wenig dürfen wir andererseits aber auch das vergessen, was uns wenigstens als Mangel fühlbar geworden ist. Man wolle uns das nicht übel deuten; uns ist die Volksschriftstellerei ein heiliger Boden, und je strenger die Anforderungen dafür gemacht werden, um so eher darf man auf endliche gute Früchte der dazu Befähigten hoffen.

Dem Schulmeister von Sendelbach fehlt der deutliche lokale Untergrund, der, wenn mit Treue behandelt, das Ferne selbst ins interessante und lehrreich macht, wie an Gottbells, Glaubrechts, Casparis u. A. Schriften zu sehen. Diese Geschichte aber weiß man nicht recht irgend wohin zu verlegen, wenn es auch sich vermuthen läßt, als habe das ehemalige Nassau die Farben und den Rahmen zu dem Gemälde geliefert. Je lokaler aber, um so besser für eine Volksgeschichte. Dann erst stimmt Gegenstand, Figur und Handlung harmonisch zusammen. Schildert man diesen genau begrenzten Boden aber nicht, und will, wie hier geschehen, Provinzialismen trotzdem anbringen, so muß man wenigstens in Klammern das anderwärts schwer Verständliche erläutern.

In Bezug auf den künstlerischen Aufbau der Erzählung bleibt auch noch Etlliches zu wünschen übrig. Davon abgesehen, daß, ohne Zerlegung in kürzere Abschnitte, und also ohne natürliche Ruhepunkte, der Fluß der Erzählung weiterläuft, — der Kern der Erzählung ist doch eigentlich nur eine langausgesponnene Episode, welche die übrige Einleitung voll-

ständig in den Schatten stellt und dafür alles Interesse absorbiert. So vortrefflich auch das Alles ist, was der Schulmeister aus seinem Lebensgange mittheilt, — an der Stelle, wo dasselbe in den Gang der Geschichte eingreift, ist es viel zu lang und breit dargestellt, und man besinnt sich erst nachgerade darauf, daß damit nur eine zufällige Illustration zu dem Grundgedanken des Buchs gegeben werden soll: *Thue recht und scheue Niemand*.

Kurz also: die Anordnung des Buchs ist von künstlerischem Gesichtspunkte aus nicht zu billigen, und würde sich z. B. in der Form von Tagebuchblättern oder Memoiren unstreitig besser machen. Möge also der Verf. inskünftig bei anderen Veranlassungen auf eine geschicktere Gruppierung mehr Sorgfalt verwenden, es wird dann seinen Stoffen nur zum Vortheil gereichen und die Liebe dazu mehren helfen.

Daß sich leider nicht unerhebliche Druckfehler, die oft recht häßlich stören, in dem Buche vorfinden, müssen wir im Hinblick auf die ungebildeten Leser beklagen. Sie sollten in derlei Schriften von Rechts wegen gar nicht gefunden werden.

Das zweite Heft enthält: Die zwölf Beichtkameraden, aus dem Volk und für das Volk, von Josias Nordheim. 135 S.

Im Gegensatz zu der vorigen Geschichte ist hier eine bestimmte Gegenstand zum Vorwurf genommen, nämlich Oberfranken, wohl die Heimath des Verfassers. Er ist da ganz daheim und weiß sich der Sitte und Anschauung des dortigen Volkes mit aller Sicherheit innerhalb der Erzählung zu bedienen. Erstänlich ist außerdem die Leichtigkeit seiner Schreibart. Ganz fließend, wie man im gewöhnlichen Leben spricht, rauscht der Strom seiner Erzählung daher, munter und witzig, dann aber auch wieder geschwäzig breit, wie es gerade kommt. In dieser Eigenheit liegt die Stärke, aber auch die Schwäche Nordheims. Man fühlt es bei ihm durch, daß er redet, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist“, und das muthet auf den ersten Augenblick mächtig an. Aber es fehlt die dichterische Beherrschung und Gestaltung der Sprache; sie sinkt oft geradezu aus dem Populären ins Allzudebe und Triviale. Aehnlich ergelbt es mit dem Stoff. Auch der ist völlig formlos, in burlesker Ungebundenheit zusammengeschweißt. Namentlich tritt das hier zu Tage. Zwölf miteinander von einem Pfarrer confirmirte Kinder werden, um mit dem alten Wandsbecker Boten zu reden, der Länge nach „nach Alter, Natur und Religion“ beschrieben, ihre Confirmation mit Allem, was drum und dran hängt, vorgeführt, dann zwei Spazier-

gänge derselben in Gesellschaft von Pfarrer und Schullehrer geschildert, woran sich der Reihe nach dann die Erzählung ihres weitem Lebenslaufes schließt. Da ist der Eine denn gestorben, der Andre verstorben, der Dritte wohlgerathen 2c. Dies in Kürze der Inhalt der „zwölf Weichthameraden.“

Die Geschichte entbehrt jedes eigentlichen Mittelpunktes. Nirgends ist eine Hauptfigur, die das Interesse des Lesers vorzugsweise in Anspruch nimmt, und um welche die übrigen Figuren sich natürlich anreihen. Es läuft Alles nebeneinander her. Man vergißt über dem Einen das Andere, und sieht zuletzt vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr. Wie der einheitliche Mittelpunkt mangelt, so fehlt auch der ganzen Erzählung Fortschritt und Pointe; mit wenig Befriedigung legt man das Buch zur Seite.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß es ganz verfehlt sei. Es enthält vieles sehr Wahre und Gutgesagte, aus dem Leben Ge-griffene und im Einzelnen Wirkame, und ist von christlichem Geiste durchzogen. Auch hat der Verf. seiner Vorliebe zu tendenziösen Betrachtungen und Zwiesprächen mit dem Leser, wovon sonst seine Schriften erfüllt sind, hier in Etwas Schranken gesetzt, was wir mit Freude bemerkt haben.

Möge es ihm gelingen fernerhin seinen Stoff klar zu fassen, ihn innerlich zu durchdringen und formell tadellos zu gestalten! Wir dürfen dann auf sein reiches und schönes Talent zur Volkserzählung noch bedeutende Hoffnungen setzen.

Das dritte Heft der Volksbibliothek bringt uns: Gustav Adolf Helm von Bernhard Lohmann. 110 S.

Es ist dem Titel nach „eine Erzählung aus unsern Tagen.“ Sie beginnt mit dem Jahre 1865. Der Held derselben Gustav Adolf Helm ist ein Zimmermann, der eine ehemalige Haushälterin heirathet und mit derselben alle Kräfte anspannt, um tüchtig voranzukommen. Ihre Berechnungen schlagen aber fehl, ein pfiffiger Industriemitter, der Calculator, täuscht ihre Ehrlichkeit, die Kriegswirren von 1866 brechen herein, Helm wird als Landwehrmann einberufen, in einem Artilleriegefecht verwundet, unterdeß leidet die Frau, die eines Kindleins genesen ist, bittere Armuth, der Schacherjude Levy und der räuberische Calculator vermehren ihr Elend; in einer falschen Voraussetzung schreibt sie ihrem Manne einen Brief, der diesen auf eine Zeit lang im Lazareth den Verstand kostet. Es kommt dann zu einer Erklärung und Versöhnung daheim, mit männlichem starken Muthe ordnen sie ihre zerrütteten Verhältnisse, wandern mit den letzten

Habseligkeiten aus und finden auf der Reise einen schlesischen Grafen, der den Bedrängten mit Freuden Arbeit und Brod gibt.

An diesem einfachen Faden spinnt sich die Historie ohne gewaltthame Konflikte und Aufregungen des Gemüthes, wohl motivirt und psychologisch fortschreitend, naturgemäß ab, und trägt die stärksten und mitunter erschütterndsten Züge der Wahrheit an sich. Unter den drei Publicationen der Volksbibliothek stehen wir nicht an, ihr die Palme zu reichen. Ein durchaus gesunder Geist, eine gerade männliche Gesinnung, eine Gediegenheit von Wort und Handlung, ohne Pathos und übertreibende Zusätze gibt ihr den Charakter des innerlich Gereiften und Lebensvollen. Man kann daher die Wirkung auf den Leser wohl mit Recht als eine durchschlagende bezeichnen. Ohne, daß alle paar Augenblicke ein biblisches Wort oder eine christliche Redefigur mituntergemengt wäre, ist sie doch ganz von tiefer religiöser Wärme durchdrungen, und außerdem von acht deutsch vaterländischer Färbung. Der Familiensinn, die Mamentreue und Christentreue, Glaube und Standhaftigkeit und die dem Allen gegenüberstehenden Contraste sind äußerst glücklich und mit epischer Plastik zu einem einfachen und doch farbenreichen Gemälde vereinigt. Das Büchlein ist um dieser Eigenschaften willen sehr lezenswerth und weiter Verbreitung würdig.

Schließlich ermuntern wir die Redaction auf dem betretenen Wege fortzufahren und durch fernere Herausgabe gediegener Volkschriften der täglich erscheinenden Masse Religion und gute Sitte untergrabender Bücher einen Damm entgegenzusetzen zu helfen. Daß strenge Kritik vor dem Druck getüßt wird und die größte Sorgfalt bei Auswahl der einlaufenden Beiträge Wache hält, davon wird das weitere segensreiche Gedeihen des Unternehmens freilich abhängen.

Das Papier — um auch dies nicht unerwähnt zu lassen — ist fest und der Druck nicht zu klein, für das Gebotene aber der Preis recht billig, so daß wir auf guten Erfolg des Ganzen wohl nicht ohne Grund zu hoffen wagen.

Rühn, Seminardirector W. Von Klein
auf. Jugendbilder, für die Jugend
gezeichnet. VIII und 87 S. Dresden,
Naumann.

Es sind drei Biographien, in schlichtem, christlich-ernstem und doch jugendfrischem Tone erzählt, die der Verf. dieses empfehlenswerthen Büchleins der deutschen Jugend mittleren Alters als Festgabe bietet. Joh. Gottlieb Naumann,

Valentin Duval und Gottlieb Heim. v. Schubert sind die drei Vorbilder gottvertrauenden Fleißes und ausdauernden Strebens, die er ihnen vorführt, — in der That gesunde und kräftige Speise für einen noch nicht durch fade Romanlectüre verdorbenen Magen, zu deren Gebrauch wir nur dringend aufmuntern können, und zwar sowohl Eltern und Lehrer, welche ihren jungen Pflegebefohlenen geeignete Lectüre in die Hand zu geben wünschen, als diesen Letzteren selber.

1. Caspari, A. G., weiland Pfarrer in München. **Christ und Jude.** Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert für das deutsche Volk in Stadt und Land. 2. Aufl. Mit Beigaben v. Graf Pocci, Maler Schütz, A. v. Harlez und Fr. Deligisch. Erlangen, 1862. Bläuling.

„Ich habe mir zum Grundsatz gemacht, schrieb der Verfasser am 24. März 1860 an seinen Freund Bläuling, meine Erzählungen streng christlich zu halten, wie es auch bei dieser geschehen, dabei aber auch keinen zu der Meinung zu veranlassen, sie seien christliche Tendenzschriften — damit verlorren sie einen Theil ihres Segens.“ Gerade hierin, sagt sein Freund Prof. Franz Deligisch in der Vorrede zur zweiten Auflage, bekundet sich die Echtheit der ihm verliehenen Gabe: er ergötzte sich an der Unmittelbarkeit des Geschehens selbst, inwiefern es nicht minder eine göttliche als menschliche Seite hat; den vielverschlungenen, aber immer am Ende sich lictenden Wegen Gottes nachzugehen war seine Lust; wie einem höhern Zuge sich anheimgebend die Spuren der Fußtapfen Gottes in der Menschengeschichte nachzubilden — das war ihm der eigentliche Reiz erzählerischen Schaffens. Daß er aber seine schriftstellerische Thätigkeit so tendenzlos mit einer Erzählung abgeschlossen hat, welche den göttlichen Triumph christlicher Liebe über ein jüdisches Herz darstellt, dünkt uns eine um so preiswürdigere höhere Fügung und Führung. — Bei dieser Gelegenheit machen wir insbesondere alle Religionslehrer, denen die Erklärung von Luthers kl. Katechismus obliegt, dringend aufmerksam auf:

2. Caspari, A. G. **Geistliches und Weltliches** zu einer volkstümlichen Auslegung des kleinen Katechismus Lutheri in Kirche, Schule und Haus. 1. Aufl. 1853. 8. Aufl. 1865. Erlangen, Bläuling.

Die Worterklärung, wie überhaupt die unmittelbare Erklärung des Katechismustextes möge man aus desselben Verfassers

Katechismuserklärung „in Fragen und Antworten“ schöpfen, oder aus C. Bedler's „Kräftigem Zubrot zu Luthers kl. Kat.“, herausgegeben von dem christlichen Verein im nördlichen Deutschland, Esleben, 1868. Für die sachliche und volkstümlich-praktische Erklärung aber dürfte wohl unsere gesammte reiche Katechismus-Literatur kein besseres Hilfsmittel darbieten als Caspari's „Geistliches und Weltliches.“ Wäre dieses überaus treffliche Buch so bekannt, als es zu sein verdient, so würden bei der Menge derer, welchen ein solches Lehrmittel Bedürfnis ist, die Auflagen bereits nach Duzenden zählen. Wer es jedoch gebrauchen will, der versäume nicht, zuvor des Verfassers Vorrede zur 1. Auflage zu lesen. Um zur Verbreitung der Kenntniß dieser meist in Sprichwörtern, Gleichnissen oder auch Anekdoten zu uns redenden Katechismus-Erklärung ein Scherflein beizutragen, theilen wir einige Stellen aus jener Vorrede mit. . . „Sprichwort, Sentenz, Gleichniß und die den Charakter der Anekdote an sich tragende Erzählung hat trotz scheinbarer Verschiedenheit ganz in derselben Eigenthümlichkeit der geistigen oder gemüthlichen Organisation Ursprung, Macht und Bedeutsamkeit, und Alles was auf diese Weise zum Ausdruck gebracht wird nennt das Volk mit einem bedeutsamen Namen „merk-sam“ (was gemerkt werden kann), im Gegensatz zu dem, was zwar verstanden aber nicht als ein lebendiger, fester und unterscheidbarer Bestandtheil in sein geistiges Leben aufgenommen und verarbeitet werden kann. Es findet jenes Alles eben ein Zeugniß vor, das die unangreifbarste Schulweisheit nicht vorfindet, das Zeugniß des Volksgeistes selber, das man ja nicht verachten sondern wohl in Ehren halten darf, weil der deutsche Volksgeist, wie kein anderer, in seiner edelsten und eigenthümlichsten Wesenheit vom Christenthum genährt und verklärt ist. Von hier aus entscheidet sich leicht die so verschieden beantwortete Frage über die geistige Befähigung des Volkes. Was nämlich jenen volkstümlichen Ausdruck findet, das geht — wie tief, wie sinnig, wie fein es auch sein mag — dem Volk zu Kopf und zu Herzen; was jenen Ausdruck nicht findet, sondern in der ausschließlichen Form der Schulweisheit an dasselbe gebracht wird, das will, — wie scharfsinnig, wie durchdacht, oder auch wie platt und trivial es sein mag — ihm weder zu Herzen noch zu Kopf gehen. Es kommt nicht zum Reimen im Volksgemüth; ist die Zeit des Unterrichtes vorbei, ist alles in solcher Form Mitgetheilte auf eine uns oft unerklärliche Weise spurlos verweht. . . Wie das Volkslied und seine Weise augen-

blicklich seinen Weg findet in die innersten Tiefen des Gemüths bei Gebildeten und Ungebildeten und nur dem Halbgebildeten kindisch und nichtsbedeutend vorkommt; wie unsre alten, aus dem Geist des Herrn im Geist unseres Volkes gebornen Kirchenlieder für ihre Herrlichkeit, wo nicht von vorn herein ein Vorurtheil waltet, bei den Ungebildeten und bei den Gebildeten offene Herzen finden und nur die Halbgebildeten zu Segnern haben, so findet überhaupt Alles, was der volksthümlichen Anschauung entnommen ist, in jeder gesund organisirten Menschenseele Wiederhall, Beifall, Verständniß und eine bleibende Stätte.“ . . . „Es muß Predigt und Unterricht sich wieder einen volksthümlichen Boden gewinnen, und dies wird, wenn man sich nur einmal über die Nothwendigkeit erst klar geworden ist, gar nicht so schwer sein, da wir wie in so vielen anderen Stücken durch treues Anschließen an das, was unsre Kirche darein bereits geleistet hat, den rechten Weg kaum verfehlen werden.“ . . . Eine Quellenangabe im Einzelnen hat der Verf. als zwecklos mit Recht unterlassen, giebt jedoch im Vorwort seine Hauptquellen (darunter viele längst verschollene und aus dem Buchladen verschwundene Autoren) an. Verhältnißmäßig ist aus Valerius Herberger („quem merito decus deliciasque ecclesiae evangelicae nominare solent“ und „den jeder, der verstehen will was deutsch-volksthümliche Lehre heißt, einige Jahre nicht lesen sondern studiren soll“) entnommen.

Uebrigens bedarf es wohl kaum der ausdrücklichen Versicherung, daß auch derjenige, welcher seinem Religionsunterricht den Heidelberger Katechismus zu Grunde legt, die heere in der Ordnung und Reihenfolge des wütherischen Katechismus dargebotenen trefflichen Materialien ebenfalls m. m. wird bestens verwerthen können. M.

Historische Erzählungen aus der Geschichte des preußischen Staates.

1. Hiltl, Georg. Der alte Derfflinger und sein Dragoner. Lebensbilder vornehmlich aus den Zeiten des Franzosenkrieges, von Rathenow, Fehrbellin und Stettin. Historische Erzählung für Volk und Heer, insbesondere für die vaterländische Jugend bearbeitet. Mit 120 Text-Illustrationen, 8 Ton- und Buntbildern. Leipzig, 1871. Spamer, Geh. 2 thlr. Eleg. geb. 2 1/3 thlr.

2. Otto, Franz. Aus dem Tabakskollegium und der Popszeit, oder wie

man vor 150 Jahren lebte und es trieb. Historische Erzählung aus der Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Für das deutsche Volk und die reisere Jugend. Mit 70 Text-Illustrationen, 5 Ton- und Buntbildern. Ebd. Geh. 1 2/3 thlr. Geb. 2 thlr.

3. Otto, Franz. Der große König und sein Refrut. Lebensbilder aus dem Siebenjährigen Kriege. Für Volk und Heer, insbesondere für die vaterländische Jugend bearbeitet. 4. A. Zwei Theile. Mit 120 Text-Illustrationen, 8 Bunt- und Tonbildern. Ebd. Geh. 1 2/3 thlr. Geb. 2 thlr.

Sehr dankenswerth ist es, daß G. Hiltl, der bewährte vaterländische Schriftsteller, Verfasser von Nr. 1, die Früchte seiner fleißigen historischen Studien und seiner gewandten Feder auch einmal der Jugend zu gute kommen ließ. Doch ist sein Buch so anziehend geschrieben, daß es auch das reifere Alter fesseln muß. Sehr geschickt ist in die Geschichte eines märtischen Junkers und seines Spielkameraden Henning Rördorf (des eigentlichen Helden der Erzählung) die Schilderung der ganzen Zeit verwebt, in welcher sie lebten, der Glanzzeit Brandenburgs unter dem großen Kurfürsten. Doppelt interessant wird das Buch dadurch, daß der Verf. bekanntlich in den Sitten und Gebräuchen jener Zeit, namentlich auch in denen der Armee, gründlich orientirt ist. Treffend hebt ein Recensent in der Kreuzzeitung die zeitgemäße Erscheinung dieses Werkes mit folgenden Worten hervor: „Ein echt brandenburgischer Geist geht durch das Buch, Kiefern- und Eichenwald, leiser Wellenschlag und lautes Waffengeklirr umfängt und umtönt den Leser; bei der großen Begeisterung für das deutsche Reich, die unsern Tagen eigen ist, konnte nichts passender sein, als der Jugend zu zeigen, wo die Wurzel dieses deutschen Reiches liegt: das deutsche Reich und König Wilhelm, sie wurzeln in dem alten Brandenburg und seinem großen Kurfürsten.“

Nr. 3 war schon vor Nr. 1 und 2 erschienen und wurde von dem General-Inspektor des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens General von Peucker durch Erlaß vom 14. Febr. 1863 allen unter ihm stehenden Anstalten zur Anschaffung empfohlen, indem er sagt: „Das Werk führe die Thaten des großen Königs und seiner Armee mit patriotischer Begeisterung in farbenreichen Bildern vor, welche Herz und Gemüth jugendlicher Leser zu erheben und zu erwärmen im Stande

seien.“ Eine thatsächliche Bestätigung dieses günstigen Urtheils sind die in kurzer Zeit wiederholt nöthig gewordenen neuen Auflagen, wodurch das Buch in 20,000 Exemplaren verbreitet worden ist.

Nr. 2, von demselben bewährten Jugendschriftsteller, welcher Nr. 3 geschrieben hat, könnte durch seinen Titel leicht die Besorgniß erwecken, als ob hier der Vater des großen Friedrich dem Gelächter preisgegeben werden sollte. Dem ist aber nicht so, wie der Leser schon aus folgender Stelle des Vorworts erkennen mag: „In dem diesem Buche vorhergehenden Bande „Derfänger und sein Dragoon“ bildet die eiserne Gestalt des großen Kurfürsten den Mittelpunkt eines umfassenden Gemäldes, um welche sich die Reihe der Krieger- und Staatsmänner scharrt, die jenem Gewaltigen treulich zur Seite standen, als er es unternahm, sein Herzogthum Preußen zu einem unabhängigen Staate und die bis dahin wenig hervorgetretene Markgrafschaft Brandenburg zum Range einer Macht emporzurichten, mit welcher sämtliche mißgünstige Nachbarn rechnen mußten. In dem vorliegenden Werke gruppirt der Herausgeber das herangezogene geschichtliche Material dagegen um den Enkel Friedrich Wilhelms, als eine Hauptperson der Erzählung. Selten ist wohl ein hervorragender Mann einseitiger und ungerechter beurtheilt worden, als eben dieser biedere und rechtschaffene Fürst, ein leichtes Vorbild deutscher Ehrbarkeit, Gewissenhaftigkeit und Einfachheit; während der Zeit würdeloser Nachäffung französischer Sittenlosigkeit und Verschwendung war er eine der wenigen Erscheinungen unter seinen Zeitgenossen auf den Thronen, die hinsichtlich ihrer häuslichen Tugenden, ihrer Eigenschaften als Mensch und Fürst wirklich Achtung einflößen. In diesem Buche wird der strenge, rechtliche, wohlmeinende Regent und Familienvater mit seinen Tugenden und Schwächen dem Leser vor Augen geführt. Aus der Fülle dessen, was er gewollt und vollbracht, ergibt sich, weldh großen Dank Preußen seinem zweiten Könige schuldet. Hat er doch den festen Grund zu dem Prachtbau gelegt, den sein hochbegabter und größerer Sohn eben auf dem gediegenen Fundamente, das der Vater geschaffen, während der ihm vergönnten langen Regierungszeit emporführte. Was Friedrich Wilhelm I. hinterlassen, die von ihm gelegten, gepflegten und herangebildeten Elemente der Ordnung, Zuverlässigkeit und Redlichkeit in allen Zweigen der Staatsverwaltung, bilden auch heute noch die Grundlage der Regierungsmaschinerie des zu den höchsten Ehren erstandenen preussischen Königreichs.“

Da nun vorliegendes Buch in der Einleitung auch die Hof- und Haushaltung

Friedrichs I. behandelt, so füllt es die historische Lücke zwischen Nr. 1 und Nr. 3 fast vollständig aus. Alle drei Werke aber bieten im Gewande fesselnder Erzählungen und anziehender Sittenschilderungen insofern ein zusammenhängendes Ganze, als sich durch dieselben als rother Faden die Geschichte der Gründung und Fortentwicklung des preussischen Staates seit den Tagen des großen Kurfürsten bis zur Machtentfaltung des jungen Königreichs unter dessen Urerbtel, dem „einzigen König“, hindurchzieht. Die beigelegten xylographischen Bilder und Portraits sind ihrer technischen Ausführung nach von ungleichem Werth, stehen hinter manchen andern bezüglich den Leistungen des Spamerischen Verlags (z. B. hinter den Illustrationen zu Müllers und Glasers „Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten der niedern und höhern Thierwelt“) erheblich zurück, werden jedoch als getreue Spiegelbilder des jeweiligen historischen Costüms dazu mitwirken, dem Leser um so lebendiger die geschilderten Zeiten zu veranschaulichen. M.

b. Michalowska, Angelika. Verfasserin von „Was den Frauen gefällt“. „Nach Gottes Rath“. „Schwarz und Weiß“. „Der Hirten-Caspar“. „Aus Gottes Wort“. **Ein deutscher Soldat im Frieden.** Bilder aus dem Leben. Berlin, 1872. Heinersdorff.

Eine recht nette Erzählung. Ihren Titel trägt sie um eines deutschen Soldaten willen, welcher eine Hauptfigur der Geschichte bildet. Er ist von seiner Mutter, einer gottesfürchtigen Wittve, fromm erzogen; und muß sich nun in seiner Treue gegen Gott unter den Quälereien seiner Kameraden in der Garnison, den boshaften Versuchungen falscher Freunde und andern Anfechtungen bewähren. Dies gelingt ihm denn auch, indem er den Harnisch Gottes ergreifend, auf den bösen Tag Widerstand thut, und Alles wohl austrichtet und das Feld behalten kann. Dieser Soldat ist wirklich ein Bild aus dem Leben; und indem man ihn im Kampf mit den Versuchungen seiner Umgebung sieht, fallen einem unwillkürlich die Worte W. Menzels ein: „Wer im niederen Stande geboren, in die Welt tritt, lernt unter seinen neuen Kameraden immer zuerst faulen, spielen, schamlose Uebertretung des sechsten Gebots, Gotteslästerung, Verhöhnung der Moral und das alles unter dem Namen der Emancipation, des Freiwerdens von alten Vorurtheilen und Dummheiten. Die jungen Leute sollen sich wohl gar entrüsten, daß fromme Eltern und der Pfarrer sie früher belogen und betrogen hatten“ (Kritik des mo-

dernen Zeitbewußtseins (S. 205). Um die Person dieses Soldaten gruppirt sich alsdann das Leben des heimathlichen Dorfes. Die fromme Mutter, die heimliche Lieb', die verborgenen aber Gott wohlbekannten Seelen; aber auch der Gegensatz — der Bauernstolz, der Geiz, der wilde Trotz gegen Gott, der Aberglaube treiben mit den Dorfbewohnern ihr Spiel; und zwar nicht in der feinen, überfärbten Manier der gebildeten Welt, sondern in der handfesten Bauernmanier, die in ihrer Grobheit doch immerhin zugänglicher ist, als jenes unter Heuchelschein sich verkleidende Wesen. Wenn wir darum auch begreifen, daß hier Belehrung möglicher ist, als in den feinlakirten Kreisen der Städte: so hat es uns doch, wie wir gesehen müssen, befremdet, daß fast alle Personen der Geschichte, welche Anfangs gott-entfremdet dahinleben, sich schließlich bekehren. Gott gebe, es geschehe so in Stadt und Land — aber wo bleibt Matth. 22, 14? Die ganze Erzählung spielt übrigens auf kath. Gebiete; und wir glauben, daß die ev. Verf. nicht gut gethan hat, sich von dem Gebiete der eigenen Kirche hinwegzugeben. Man sieht auch keinen Grund ein, warum sie das gethan. Man könnte alle Personen und die ganze Entwicklung belassen, wie sie sind; — S. 134 statt Messe, Abendmahl setzen; das Sichbekreuzen (S. 10 und öfters) streichen; statt des aus abgöttischem Mariendienst entsprungenen Gebetsverses: „Erbitt' von Gott uns Frieden; erbitt' uns Heiligkeit! Vereine, was geschieden; versöhne, was im Streit, daß wir zu Deinen Füßen als Brüder Dich begrüßen! Maria, Maria, o Maria hilf“; ein richtiges ev. Kirchenlied — etwa: „Hilf, Helfer, hilf ic.“ setzen; und die ganze Erzählung würde uns in unser ev. Volksleben versetzen. Zu dem Marienlied scheidet sich überdies recht schlecht, daß unmittelbar vor demselben in einem und demselben Gottesdienste auch das Lutherlied: „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir“, gesungen wird. Freilich erscheint der in der Erzählung abgedruckte Vers in etwas veränderter Form. Sollte er in dieser Gestalt etwa der Verfasserin einmal in einem kath. Gesangbuch vorgekommen sein? Möglich wäre das, denn bekanntlich sind sehr viele gute ev. Lieder verballhornirt und so in kath. Gesangbücher aufgenommen worden. Mag dieses aber sein, wie es will; der Gebrauch des Lutherliedes ist ein Fehler in der Erzählung. Wir würden demselben freilich kein so großes Gewicht beilegen, wenn er nicht ein äußeres Merkmal wäre, welches der Verf. einen Wink gibt, auf dem Gebiete der ev. Kirche zu bleiben. Würde das von der Verf. gesehen sein, — gewiß, es würde ihr, bei ihrer sonstigen, aus der Erzählung hervorleuchtenden

Begabung, in viel höherem Maße gelingen sein, eine christliche Volksgeschichte, in welcher der ev. Glaube mit seiner Hingabe an Christum, und Unterordnung unter Gottes Wort sich manifestirte, zu schaffen. Um das Leben des christlich-kath. Volkes zu zeichnen, muß die Unterordnung unter die kirchlichen Institutionen in hervorragende Stelle treten, wie es in unserer Erzählung doch nicht geschieht. Trotz dieser Ausstellungen können wir aber diese Erzählung dem christlichen Volke empfehlen; und verdient dieselbe besonders auch von Volksbibliotheken angeschafft zu werden.

F.

Wippermann, Dr. Albert, Pfarrer zu Mohorn. Bertha. Eine Erzählung für das Volk. 8. 191 S. Dresden. Justus Naumann, 15 sgr.

Die Helbin des Stückes Bertha, eine virgo desolata, die ihrem ebenso leichtsinnigen und irreligiösen Manne Georg, einem städtischen Arbeiter, gleich ein uneheliches Kind von einem Andern mit in die Ehe bringt, wird durch das christliche Glaubensleben ihres aus dem Feldzug 1866 aus Böhmen heimkehrenden Bruders Gottfried, nachdem sie in Unglück und Unfrieden mit ihrem Manne gekommen, vor dem äusersten Schritte — der Ehescheidung bewahrt, und dann nach und nach zur gottseligen Erfüllung ihrer Pflichten wieder vermocht. Dies in nuce die Summa der ganz handlungsarmen Historie, die zwar in unsere Tage gerückt ist, aber doch auf dem guten Grunde des Evangeliums ruht und dabei manch gutes, aber freilich auch gar milde angewendetes Wort in sich schließt. Die Sprache, in der dieselbe abgefaßt ist, kann man als eine fließende, anschauliche und allgemein verständliche bezeichnen. Der eigentliche Volkston mit seiner urwüchsigen Kraft und Zartheit, seinem sinnreichen Ernst und harmlosen Humor, waltet übrigens nicht darin vor, und selbst die durchschimmernden lokalen Beziehungen auf das Königreich Sachsen vermögen der Geschichte kein eigentlich individuelles Leben zu erwecken. Das Ganze macht auf den Tiefersichtenden zu sehr den Eindruck des auf der Studierstube Ersonnenen, Zusammengeleiteten, Tendenzlösen, Selecten, sprachlich und sachlich. Es ist kein Griff ins volle Menschenleben hinein, das uns sonst mit unwiderstehlicher Gewalt fesseln würde. Die Figuren haben alle etwas Verlaßtes, Steifleimenes, Geziertes und damit Unwahres an sich. Die Dialoge des Pfarrers, Gottfrieds, der Mutter Christel bewegen sich sämmtlich in lauter zierlichen, wohlgefügten, weilaufstigen Worten, wie Ab-

schnitte einer Predigt. Die Rede Gottfrieds über die Arbeiterfrage ist eine historisch-gelehrte Deduction, die im Munde eines gewöhnlichen Arbeiters, so wohlgemeint sie ist, die Absicht allzu deutlich merken läßt, die nach Göthe verstimmt. Ebenso fechten wir die psychologische Entwicklung im Einzelnen an. Warum Vertha, die Tochter einer so ausgeprägt frommen Mutter, ganz aus der Art geschlagen ist, daß ihr die christliche Anschauung und das Verständnis für die Ehe, den Hausgottesdienst u. ganz fremd ist, findet sich nirgends motivirt. Bei allem Bestreben, Georg recht schlüssig zu zeichnen, geht doch seine Umwandlung allzu rasch vor sich, und die Konflikte lösen sich so glatt, daß man mit Verwunderung den endlichen Ausgang vernimmt. Um es kurz zu sagen: Das Büchlein, so viel Gutes und Berherzigenswerthes dasselbe auch enthält, ist mehr eine Schrift „für das Volk“ als „aus dem Volke“, und wir müssen deshalb dem Verf., dessen Begabung wir nicht in Zweifel ziehen, alles Ernstes anrathen, vor weiteren Productionen, außer dem Studium der eigentlichen Volksschriftsteller, vor Allem dasjenige des Volkes um ihn selbst her mehr zu betreiben. Er wird dann mit größerem Nutzen und Erfolg für dasselbe zur Feder greifen.

Bd.

Kunst. Kunstgeschichte.

Meyer, Julius. Corregio. XII u. 512
Seiten 8. Leipzig, 1871. W. Engelmann, 2 $\frac{2}{3}$ thlr.

Das Buch ist nicht ohne Verdienst, sofern es in einer deutschen Biographie Allegri's, in welcher das von Pungileone gesammelte Urkundenmaterial verarbeitet wäre, bisher gemangelt hat. Auf dieser biographischen Seite liegt denn auch das Hauptverdienst des Verfassers. Wir erfahren, daß Antonio Allegri oder Antonio Picti — denn beide Schreibungen kommen urkundlich vor, und es ist seltsam, daß der Verf. die letztere für eine „Lateinisirung“ der ersteren erklärt, während doch keto ebenso gut italienisch ist, als das gleichbedeutende allegro — aus Corregio der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns war, und in günstigen, wenn auch nicht glänzenden Verhältnissen gelebt hat. Was Vasari von seiner Armuth und Melancholie erzählt, ist Fabel; was spätere von einem dissoluten Leben Corregio's erzählen, beruht auf einem ziemlich plumpen Mißverständnis einer Stelle in Vasari, deren richtigen Sinn selbst Jul. Meyer noch nicht entschieden genug erkannt hat. „Obgleich er“,

so schreibt Vasari, „von natürlicher Güte geleitet wurde, häuete er sich doch mehr als nöthig über die Beschwerlichkeiten (Widerwartigkeiten, posi) der gewöhnlichen Leidenschaften der Menschen.“ Kummer über eigne Leidenschaften würde mit der bontà naturale keinen logischen Gegensatz bilden; die Meinung ist offenbar, daß Corregio über fremde passioni (Haß, Mißgunst, Streitsucht anderer Menschen) mehr als nöthig sich gekümmert habe. Doch wie gesagt, auch diese Schwermuth (malinconia) des Künstlers ist ein sagenhafter, unhistorischer Zug, und mit vollem Rechte bemerkt der Verf., daß sich in allen Gemälden Allegri's die heiterste, unbefangenste Lebenslust kundgebe. — Im Jahre 1519, 26 Jahre alt, verheirathete er sich; daß seine Ehe eine glückliche war, erschließen wir daraus, daß als er nach Parma ging, dort die Kirche des Klosters S. Giovanni zu malen, seine Gattin ihm dorthin folgte. Von 1520—27 gebar sie ihm vier Kinder, wurde ihm aber schon um 1528 oder 1529 durch den Tod entzissen. Er selbst starb wenige Jahre nach ihr, den 5. März 1534, im Alter von 40 Jahren, an irgend einer akuten Krankheit; längeres Siechthum kann nicht vorangegangen sein, weil er wenige Wochen vor seinem Tode noch eine große Arbeit (einen Altar) kontraktlich übernahm.

Nicht so unbedingt befriedigend, wie der biographische, ist der kritische und ästhetische Theil des Buches. Was die kritische Frage nach der Echtheit der einzelnen, dem Künstler zugeschriebenen Gemälde betrifft, so ist es schon formell betrachtet eine ungeschickte Anlage, daß ein Theil des kritischen Materials und der krit. Untersuchung in die zweite, katalog-artig angelegte (und mit latein. Lettern gedruckte) Abtheilung des Buches verlegt ist, während der Autor in der biographischen Abtheilung der kritischen Frage, welche Bilder Allegri wirklich gemalt habe, sich begreiflicherweise doch nicht entschlagen kann. Dadurch entstehen dann unaufhörliche Verweisungen auf die zweite Abtheilung; der Leser ist zu einem steten, höchst lästigen Vor- und Zurück-Blättern genöthigt, und an Wiederholungen fehlt es gleichwohl nicht. Aber auch in sachlicher Hinsicht ist gegen die kritischen Untersuchungen vieles einzuwenden. Wollte der Verf. zu sicheren Ergebnissen gelangen, so dürfte er sich die Mühe nicht verdrießen lassen, nach dem Vorbild des meisterhaften Biographen Holbeins die Städte und Länder wo Gemälde Corregio's sich finden, selbst zu bereisen. Statt dessen verläßt er sich in den wichtigsten und schwierigsten Fragen auf die Urtheile Anderer, auch wo denselben Urtheile ebenso tüchtiger Kunstkritiker entgegenstehen. Er selbst gibt sich dabei hin und wie-

der nicht unbedeutende Blößen; so versichert er an zwei Stellen, Mantegna's berühmte *Madonna di trionfo* befinde sich im Louvre, während dieselbe doch bekanntlich von Louis Napoleon zurückgegeben wurde und seit mehreren Jahren den Hochaltar von St. Zeno in Verona ziert. Seine Fälschungs-Erklärungen machen nicht selten den Eindruck der Hyperkritik. So führt er z. B. gegen die Echtheit des berühmten *Noli me tangere* in Madrid im Grunde genommen kein weiteres Argument an, als daß zwischen 1560 u. 1621 eine Lücke in der Geschichte des Bildes ist, sofern man nicht weiß, wie und unter welchen Umständen das Bild aus dem Besitz der Familie Ercolani in den der Familie Aldobrandini kam. Soll das nun aber ein Beweis gegen die Identität des Bildes sein? Genug, daß es 1621 in der Ercolanischen Sammlung sich nicht mehr befand. Und was der Verf. von innern Mängeln des Bildes (das er nicht selbst gesehen hat) anführt, das erklärt sich alles aus der späteren Uebermalung, die das Bild erfahren hat.

Am schlimmsten ist es mit dem ästhetischen Urtheil des Verf. bestellt. Wir geben ihm Recht, wenn er in der Anschauung von Bildern Mantegna's und Leonardo da Vinci's das bildende Moment findet, das vorzugsweise auf Allegri's Ausbildung wirkte. Er hat ferner vollkommen Recht wenn er die Thatsache behauptet (S. 276 ff.), daß „die Verweltlichung des Christenthums, welche überhaupt im Wesen der Renaissance lag, sich in Corregio am gründlichsten vollzogen hat.“ Für ihn waren die christlichen Gestalten nichts weiter als passende Figuren, um in ihnen sein Ideal des Lebens auszusprechen; „seine Madonnen gehören demselben Geschlechte an, wie seine Frauen aus den griechischen Liebesagen; seine Christkinder sind von dem gleichen weltlichen Muthwillen erfüllt, wie die heidnischen Genien und Amoretten.“ Der Charakter des Heiligen und Uebermenschlichen wird abgestreift; es bleiben nur natürlich-menschliche Familienscenen übrig. Aber der Verf. stellt dies nicht nur als Thatsache hin; er rühmt und lobt es auch als consequente Ausbildung der Kunst zu ihrem wahren Höhepunkte, und obwohl er hier und da anstandshalber mit einem Seitenblick auf Raffael zugeht, daß es auch noch eine andere Auffassung der Aufgaben der Kunst geben könne, so behauptet er doch, erst Corregio habe „der Malerei zu ihrem vollen Rechte verholfen“ (S. 284); er habe (S. 279) „die Schönheit jener Stoffe so erfaßt, wie die fortschreitende Kunst sie folgerichtig erfassen mußte: als ein Bild immerwiederkehrender Beziehungen des

menschlichen Lebens“, und darum habe in ihm „die Kunst ihre Höhe erreicht.“ Wie der Verf. zu diesem Urtheil kommt, ist nicht schwer zu enträthseln; die Thatsachen der Heilsoffenbarung sind ihm „heilige Sage“ (S. 211) und zur wahren Kunst gehört ihm dies, daß „sie die Fabel von der Vertreibung aus dem Paradies, die finstere Vorstellung von der Sünde und der Zerkürschung des Geistes nicht kennt, sondern eine Schönheit und Lust der Sinnlichkeit ohne Schuld und Reue cultivirt“ (S. 282). Die Frage wird nur sein, was bei solchen pantheistischen Prämissen aus der Kunst werde? Der Verf. ertheilt unwillkürlich die Antwort auf diese Frage. Seine Aesthetik findet es ganz in der Ordnung, daß ein Maler einen Gegenstand so darstelle, daß er dabei das innerste Wesen des Gegenstandes fallen läßt, und den Gegenstand nur als Haubenstuck benützt, um ganz fremdartige Ideen und Ideale daran aufzuhängen. Mit der Wesenhaftigkeit und wesenhaften Idealität fällt dann von selbst die Forderung des Stiles, der strengen Linie und des architektonischen Aufbaus des Gemäldes hinweg. „Daß Corregio von gewissen architektonischen und plastischen Gesetzen sich los sagte . . . damit hat er der Malerei zu ihrem vollen Rechte verholfen; . . . an solchem Bande festgehalten, erreicht die Malerei ihre höchste Blüthe nicht; . . . nichts falscher, als dieser Begriff der Zeichnung in der Malerei, der die Schärfe“ [und Schönheit] „des Umrisses . . . für eine wesentliche Bedingung erklärt!“ (S. 283 u. 286). Die Magdalena in Corregio's *Madonna di S. Girolamo* steht dem Verf. über der florentinischen *Madonna* (S. 209); „wer erwägen wollte, daß hier weder die Tiefe Leonardos, noch das harmonische Gleichmaß Raffaels, noch die Gewalt Michelangelo's sei, dem ist für das wahre Wesen der Kunst das Auge verschlossen.“ „Die lebenswarme Mischung von Seele und Sinnlichkeit, verkört von Licht und Ton“, ist die wahre Aufgabe der Malerei. „Im Zueinanderspiel von Licht und Schatten sah schon Leonardo (?) nahezu das Wesen der Malerei“ (!) und so spricht es denn der Verf. wiederholt aus, daß in der Beleuchtung das ideale Moment der Kunst liege. Gegenstände des gewöhnlichen Lebens, ohne höhere Beziehungen, — das Sinnlich reizende ohne Idealität der Linie, ohne geistig-architektonischen Aufbau der Gruppe — das einfach realistische Geschehen des platt-wirklichen — aber idealisirt durch eine interessante Beleuchtung — das ist die wahre Aufgabe der Julius Meier'schen Malerei. Der Pantheismus führt uns einer neuen Barbarei, auch in der Kunst, entgegen. Daß Corregio der

gemine Vater des Nococo gewesen, spricht der Verf. (S. 5) selbst aus. Vereant Carstens und Cornelius, Vereant Thorwaldsen!

A. E.

Wartburg-Literatur.

1. **Schwerdt, H. und H. Jäger. Eisenach und die Wartburg mit ihren Merkwürdigkeiten und Umgebungen. Zweite verb. Auflage mit Karte und Illustrationen. VIII u. 154 S. kl. 8. Eisenach, 1871. J. Bacmeister, (Bärecks'sche Hofbuchhandlung), cart. 10 sgr.**

Ein wohlunterrichteter, in jeder Beziehung zuverlässiger Führer auf einem der interessantesten und meistbesuchten Gebiete des mittlern Deutschlands, dem man nur hier und dort eine etwas weniger überschwengliche Sprache in den Mund legen möchte, ohne darum der wohlgerechtfertigten Begeisterung für das behandelte klassische Terrain zu nahe treten zu wollen. Verfasser und Verleger haben gewetteifert, in diesem „Führer“ Vollständigkeit und Deutlichkeit mit Raumbeschränkung und Handlichkeit des Gebrauchs zu vereinigen, wie es das Bedürfnis des Reisenden erfordert. Das beigegebene Rärtchen von W. Kleib, im Maßstabe von 1 : 50,000, mit sorgfältigster Terrainzeichnung, erstreckt sich von Eisenach südwärts bis Kuhlha und ist jenem Bedürfnis besonders angepaßt. Zur Erleichterung des Gebrauchs der Karte wurden die im Buche beschriebenen Wege farbig bezeichnet, und zwar sind alle zum Fahren benutzbaren Wege gelb, die nur zum Gehen bestimmten Touren roth colorirt. Es ist nur zu bebauern, daß der Kartenzeichner für nöthig gehalten hat, im vermeintlichen Interesse des Wanderers („weil alle Excursionen von Eisenach aus berechnet seien“) die Karte, so zu sagen, auf den Kopf zu stellen, indem Eisenach (der nördlichste Punkt) unten, Kuhlha (der südlichste Punkt der Karte) oben liegt. Warum sollte man, zumal bei der Kleinheit des Formates der Karte sich nicht ebenso gut orientiren können, wenn Eisenach in normaler Weise am oberen (nördlichen) statt am untern (südlichen) Ende der Karte zu liegen kam? Dieser kleine Uebelstand, welcher uns wenigstens die Orientirung nicht erleichtert sondern erschwert hat, wird sich nun auch bei einer neuen Auflage nicht beseitigen lassen. Dagegen gedenkt der Verleger, wie wir verlässlich erfahren, einer neuen Auflage auch ein Wartburg-Panorama beizugeben, was den Werth und die Brauchbarkeit des netten Büchleins noch sehr erhöhen würde. Die beiden schönen Holzschnitte von G. B. B. zeigen uns

die Wartburg von verschiedenen Seiten. Die beiden Verfasser haben sich dergestalt in die Arbeit getheilt, daß Jäger die Führung durch die schöne Umgebung Eisenachs, Schwerdt die Beschreibung und hochinteressante Geschichte der Stadt und der Wartburg übernommen hat.

Vielfach hat der Sturm der Zeiten die alterthümliche Feste erschüttert, aber sorgliche Menschenhände sind immer geschäftig gewesen ihre Zinnen zu erneuern. Dadurch hatte sie freilich nach und nach ein anderes Antlitz angenommen, als die alten Landgrafen ihr gegeben. Der moderne Styl späterer Regenerationen harmonisirte keineswegs mit dem majestätischen Gepräge einer mittelalterlichen Ritter- und Fürstenburg, und die herrlichsten architektonischen Zierrathen waren von der Geschmacklosigkeit späterer Jahrhunderte überflüthet und begraben worden. Aber, Dank dem Kunstsinne des Großherzogs Karl Alexander von Weimar, des jetzigen Schutzherrn der Wartburg, stiegen seit 1835 die alten Bauten, nach dem Plane des Hofbauathes H. von Ritgen in Gießen, unter Mitwirkung des kunstverständigen jetzigen Schlosscommandanten Oberlieutenant von Arnswald, aus ihren überflütheten Gräbern wieder hervor und entsalteten nun vor unsern Augen eine Originalität und Pracht, daß sich die Wartburg vor den schönsten Baudenkmälern des Mittelalters nicht zu schämen braucht. Mit bewundernswürdigem Kunstsinne und Kunstverständnis ist die große Aufgabe durchgeführt worden: „die Wartburg möglichst treu in ihrer frühern Gestalt wiederherzustellen, damit sie ein Bild gebe zunächst von ihrer Glanzperiode im 12. Jahrhundert als Sitz mächtiger kunstliebender Landgrafen und als Kampfplatz der großen deutschen Dichter des Mittelalters; und dann später im Anfange des 16. Jahrhunderts als Asyl Dr. M. Luthers und als die Stelle, von der der große Glaubenskampf ausging.“ Diese schwierige Aufgabe ist nach vieljähriger fast ununterbrochener Arbeit nahezu gelöst, weniggleich noch immer einige Jahre hingehen werden, bevor die Restauration des „Ritterhauses“ (rechts vom düstern Thorgewölbe), in welchem sich die Wohnung des Commandanten, aber auch die kleine Lutherkube befindet, ganz vollendet sein wird. — Den meisten Wartburgbesuchern wird die von H. Schwerdt dargebotene Information vollkommen genügen. Wer sich jedoch über die Geschichte der Restauration und ihre Technik noch genauer unterrichten will, dem ist zu empfehlen:

2. **Ritgen, Dr. H. Der Führer auf der Wartburg. Zweite Auflage. Mit 62 Abbildungen in eingedruckten Holzschnitten**

und auf 30 Holzschnitt-Tafeln. Gr. 8. XVI u. 264 S. Leipzig, 1868. Weber, $\frac{2}{3}$ thlr.; in engl. Einband 1 thlr.

Professor Dr. Ritzen, dieser geniale Baukünstler, der es so meisterhaft verstand, in die Ideen des kunstsinntigen fürstlichen Bauherrn einzugehen und dieselben, unterstützt durch seine schöpferische Phantasie und poetische Erfindungsgabe, sowie gestützt auf gründliche archäologische und namentlich kunstgeschichtliche Forschungen, zu verwirklichen — wobei Bauinspektor Dittmar seit 1851 seine „rechte Hand“ war — Ritzen also begann seine akademischen Studien auf einem scheinbar sehr fremdartigen Gebiete, auf dem der Arzneikunde. Dennoch hat er „nicht etwa, wie man zu sagen pflegt, umgefastet, sondern er ist dem Fache der Heilkunde unerschütterlich treu geblieben, indem er zwar nicht mehr dem tranken Menschenleben, wohl aber dem steten Burgenleben sein Augenmerk zugewendet und seine ausgezeichnete Heilkunst namentlich an der Wartburg bewährt hat.“ Dafür bleibt ihm ganz Deutschland zum größten Danke verpflichtet; nicht minder danken wir ihm aber auch für dieses in die Mythen seiner Kunstideen uns einführende Literatur- und Bilderwerk. — Mit der Restauration der Wartburg ist aber neben dem Namen von Ritzen auch der Name einiger Maler, vor allen der des deutschen Meisters M. v. Schwind für alle Zeiten unzertrennlich verknüpft. Daher muß hier auch seine Stelle finden:

3. Müller, August Wilhelm, Kirchenrath in Meiningen. Moriz von Schwind. Sein Leben und künstlerisches Schaffen, insbesondere auf der Wartburg. Mit Titelbild nach einer Zeichnung von E. Haertel. XVI und 267 S. kl. 8. Eisenach, 1871. J. Bacmeister, brosch. 24 sgr.

Der Verfasser hat seine Schrift in die humoristisch-novellistische Form einer mit Ludw. Bechstein u. A. von Altenstein zu Meister Schwind auf die Wartburg unternommenen Künstlerfahrt eingekleidet, wobei er selbst unter dem Namen des „doctrinären Pastor Langenberg“ die dankenswerthe Rolle des Cicerone übernimmt. Ob die Wahl dieser Einleitung eine glückliche zu nennen ist, lassen wir dahingestellt sein. Die Fahrt ist übrigens wirklich ausgeführt worden, und die Mittheilungen, welche Schwind aus seinem Leben und über seine Werke gemacht, die Kunsturtheile welche er gefällt u., hat der Verf. gleich am folgenden Morgen niedergeschrieben, sogar von seinen

noch lebenden Reisegefährten und von Frau Prof. v. Schwind nachprüfen lassen, und konnte daher die Bürgschaft für ihre Authenticität übernehmen; ja er hat sogar hie und da, „gleichsam als Wahrzeichen“, die österreichisch-bayerische Mundart des — leider zu früh (8. Febr. 1870) verstorbenen — Künstlers durchklingen lassen. So läßt er uns denn in lebendiger Gesprächsform einen „köstlichen Abend mit Meister Schwind auf der Wartburg“ erleben, darauf einen „lehr- und genussreichen Morgen bei Schwind in dem Landgrafenzimmer“, einen „Nachmittag in der Elisabethen-Gallerie und im Minnesänger-Saal“. Bei der Beschreibung der Burg hat er Ritzen, und bei der Besprechung der nicht auf der Wartburg befindlichen Kunstschöpfungen des Meisters die Urtheile von Ernst Förster, Pecht, Schorn, Schaefer, Regnet u. A. benutzt. Im V. Abschnitt nämlich berichtet der Verf. von „Meister Schwind nach seinem Scheiden von der Wartburg bis zu seinem Scheiden aus dem Leben“; im VI. und letzten Abschnitt folgt eine „näher eingehende Besprechung der Hauptkunstschöpfungen des Meisters vor dessen Schaffen auf der Wartburg; und zum Schluß der drei glanzvollsten Zeugnisse seiner vollendeten Künstler-schaft“ (die 3 Märcen vom Aschenbrödel, von den sieben Raben, und von der schönen Melusine). Eingeflochten sind auch Notizen über die damals mit ihren Söhnen in Eisenach weilende Herzogin von Orleans, welche mit Schwind sehr befreundet häufig auf die Wartburg kam und sogar selbst bisweilen bei seinen Wandmalereien den Pinsel führte. Die Titel-vignette, welche in der obern Hälfte das von Rosen- und Eichenzweigen umlaubte Brustbild des Meisters, überträgt von der Wartburg — in der untern Hälfte das f. g. Rosenwunder aus der Elisabeth-Gallerie darstellt, ist von großer Feinheit und Schönheit. — Endlich müssen wir hier noch ein schönes Bilderwerk erwähnen, welches neben obigen und andern Büchern als „Andenken“ für Besucher der Wartburg dafelbst pflegt käuflich in Vorrath gehalten zu werden:

4. Die Wandgemälde des Landgrafensaalles auf der Wartburg von Moriz von Schwind. In Holzschnitt ausgeführt von A. Gaber. Text von B. von Arnswald, Commandant auf Wartburg. Zweite Auflage. Du.-Folio. In farbigem Umschlag geb. $\frac{2}{3}$ thlr.

Bei der Größe des gewählten Formates geben diese trefflich ausgeführten Holzschnitte wenigstens einen annähernden Begriff von der Schönheit und dem Eindruck von Schwinds

Kunstschöpfungen. Ein besserer Interpret derselben konnte nicht leicht gefunden werden, als der mit seiner Wartburg und ihrer Geschichte so innig vertraute Schloßcommandant, der intime Freund und Berater des Künstlers —

Herr von Arnswald. So wird auch dieses schmucke Bilderwerk mit seinem sinnigen Text zu den alten hinzu sich fort und fort neue Freunde erwerben.

M.

III. Referate aus Zeitschriften.

Pädagogischer Jahresbericht für die Volksschullehrer Deutschlands und der Schweiz. Im Verein mit Bartholomäi, Dittes u., bearbeitet und herausgegeben von August Lüben, Seminar-director in Bremen XXI. u. XXII. Bd. Leipzig Fr. Brandstetter.

Der pädagog. Jahresbericht fährt fort, wie bisher die Angelegenheiten der Volksschule in freiester Weise zu besprechen. Es läßt sich selbst seit mehreren Jahren ein Fortschreiten in dieser Richtung wahrnehmen. Auch mag gerade in diesem Umstand der Wechsel einiger Mitarbeiter, welcher vor einiger Zeit eingetreten ist, seinen Grund haben. Namentlich steht der Referent über den Religionsunterricht, der Sup. und Bezirkschulinspector Moritz Schulze zu Dhrupf, auf dem freiesten religiösen Standpunkt, soweit solcher noch in der Kirche unter der jetzigen Zeitverhältnissen geduldet werden kann. Seine letzten Referate beginnen jedesmal mit einer Lobrede auf dem Protestantenverein, welchen er den Lehrern aufs angelegentlichste empfiehlt. Er verlangt von dem Religionslehrer, daß er auf dem Höhepunkt der Zeit stehe und ist der Ansicht, daß er und seine Parteigenossen diesen Höhepunkt erstiegen hätten; die Versammlung des Protestantenvereins zu Bremen und Berlin werden im günstigsten Lichte dargestellt, zur Lectüre der Schriften dieses Vereins werden die Lehrer wiederholt ermuntert, das Manifest des Ausschusses gegen die demselben gemachten Vorwürfe wird in extenso mitgetheilt. Das Lutherfest zu Worms wird geschildert als eine Feier prot. Freiheit, als eine öffentliche Demonstration gegen das herrschende Kirchenthum und als ein Nationalfest. Als Eigenschaften der Rechtgläubigkeit stellt der Verf. folgende Grundsätze auf: 1. Für ev. christliche Rechtgläubigkeit kann nur die gelten, welche auf der heil. Schrift beruht. Biblische Rechtgläubigkeit ist zu unterscheiden von der kirchlichen oder der confessionellen Buchstabengläubigkeit. 2. Wer die einfachsten, klarsten und allgemein anerkannten Lehren des Christenthums als die wichtigsten betrachtet und sie zur Grundlage wahren Christenthums macht,

ist ein Gläubiger des Herrn, aber nicht der, welcher auf die unbegreiflichsten und am meisten bestrittenen Lehren den Hauptnachdruck legt. 3. Zur Rechtgläubigkeit gehört ferner, daß uns solche Lehren bekannt werden, die nicht wider die Vernunft sind. 4. Nur die Lehren können als rechtgläubige gelten, von denen sich ein wirksamer Einfluß auf Herz und Willenskraft, eine fruchtbare Anwendung mit Entschiedenheit nachweisen läßt. 5. Der Glaube, den wir bei dem Religionsunterricht verkündigen, muß der fortgeschrittenen Zeitbildung entsprechen. Nach diesen Grundsätzen werden die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete des Religionsunterrichtes beurtheilt. Es wird wenig dagegen erinnert, daß Lüben die Aufgabe dieses Unterrichts also bestimmt: Religiöse Bildung des Kindes im Sinne und Geiste des deutschen Volkes. Der Verf. will nur statt der Schlussworte setzen: im S. und G. der Gegenwart. Eben so wenig dagegen, daß Lüben erklärt: Diese Schriften (der Luth. und Heibelb. Katechismus) gehören nicht in die Volksschule, weil sie als Glaubensbekenntnisse gelten, die Kinder aber nicht für bestimmte Dogmen dressirt, sondern zur selbstständigen Prüfung und Annahme des Glaubens erzogen werden sollen, und weil sie Manches enthalten, was dem Zeitbewußtsein nicht mehr entspricht.“ Doch sei eine systematische Darstellung der allgemeinen anerkannten christlichen Religionslehren in einem kurzen Leitfaden nöthig, um deren Verständniß zu fördern, nicht um die Kinder äußerlich daraus zu verpflichten.“ Doch ist der Verf. nicht für den sogenannten allgemeinen Religionsunterricht, der weder ein protestantischer, noch katholischer, weder ein christlicher, noch ein jüdischer sei. Ein solcher sei ein Unding; denn es gäbe keine allgemeine Religion, sondern nur bestimmte Religionen, und keinen allgemeinen Religionslehrer, da sich ein jeder eine Meinung gebildet, und für irgend eine Wahrheit entschieden habe. Auch bekämpft er religionslose Schulen, wie sie in den Niederlanden bestehen; er vertritt mit Entschiedenheit die Ansicht: daß der Religionsun-

terrichtet der Schule nicht entzogen werden dürfe, und daß eine Sittenlehre ohne Religion gar nicht denkbar sei.

In dem neuerdings wieder aufgetauchten Streite, ob die ganze unverkürzte Bibel oder ein Bibelauszug, eine Schulbibel in der Schule gebraucht werden solle, erklärt sich der Verf. für das Letztere. Ebenso stimmt er ein in die Klagen der liberalen Partei, das Uebermaß des Religionsunterrichts durch Ueberbürdung der Schulen mit Religionsstunden und religiösem Memorirstoff bringe großen Schaden mit. Drei Stunden wöchentlich, wie in Baden bestimmt sei, reichten vollkommen aus, wenn der Lehrer Religionsunterricht in recht warmer und ergreifender Weise erteilen werde, und — wenn der Lehrer auch in dem übrigen Schulleben die religiöse Erziehung seiner Schüler nicht vernachlässige.

Dem Verf. liegt also die religiöse Bildung nach seinem Sinne am Herzen; er beurtheilt hiernach die über diesen Gegenstand erschienenen Schriften. Sein Parteistandpunkt tritt bei dieser Kritik sowohl in der Beurtheilung der liberalen und radicalen als der conservativen Schriften hervor. Erstere werden fast ausnahmslos gelobt und empfohlen, auch wenn sie gar nicht in das Reich des Religionsunterrichts gehören wie die zwei Predigten von Ehrhard Schwartz, Prediger in Graz: Prüfet Alles, welche großen Anstoß erregt haben. Selbst die drei Osiandorträge in der frei religiösen Gemeinde zu Berlin von A. L. Wislicenus: Tod und Auferstehung werden milde beurtheilt, wenn auch der Verf. hinzusetzt: „So sehr wir auch dem Verf., wie allen übrigen Führern der freien Gemeinden in ihrer Opposition gegen den Dogmatismus der Orthodoxie und die alte, der gesamten Cultur der Neuzeit widersprechende Weltanschauung beipflichten, so wenig können wir uns doch mit ihren Negationen oder gar mit ihren Positionen befreunden, die an die Stelle des alten Christenthums die neuzeitige Offenbarung eines im Grunde glaubenslosen Menschenthums setzen und dabei so wenig, ja sogar kein Verständniß für den tiefen Gehalt der evangelischen Glaubens- und Sittenlehre bekunden.“ An den vom gläubigen Standpunkt abgefaßten Schriften findet der Verf. fast ausnahmslos mehr oder weniger zu tadeln, doch erkennt er auch die guten Seiten bei nicht wenigen an. Besonders scharf beurtheilt wird der: Leitfaden der christlichen Glaubenslehre für Kirche, Schule und Haus von Prof. Beck in Tübingen. Aus dem Allem ergibt sich wohl, daß der Verf. mehr in sein Referat hineingezogen hat, als dahin gehörte. Die Methodik ist dabei zu kurz gekommen. Auf die in pädag. Zeitschriften zerstreuten Aufsätze über den Religionsunterricht hat er so gut wie keine Rücksicht genommen, wie doch die Referenten anderer Disciplinen gethan haben.

Auf demselben, wo nicht auf noch radikalerem Standpunkt steht der Referent über die Pädagogik im Allgemeinen, Dr. Dittes, Director des Pädagogiums zu Wien. Bekanntlich hat derselbe schon mehrfach und namentlich unter allgemeinem Applaus auf der Lehrerversammlung

zu Wien den Grundsatz aufgestellt, daß ein gläubiger Theolog und ein Pädagog nimmer in einer Person vereinigt sein könnten. Er will die Geistlichen absolut aus der Schule entfernt wissen, und denselben nicht einmal noch irgend welchen Einfluß auf den Religionsunterricht gestatten. Trennung der Schule von der Kirche ist bei ihm das Feldgeschrei, das er, wo er irgend kann, vernahmen läßt. S. 155. Jahrg. XXI sagt er: „Was die wissenschaftliche Seite der Pädagogik betrifft, so wird dieselbe noch immer von sehr vielen Autoren in theol. Dogmen gesucht. Es steht aber fest, daß die Lehren von der Erbsünde, von der Rechtfertigung, von der Offenbarung, Inspiration, Trinität etc. unermessene und unerweisliche Satzungen sind, die irgend einen positiv wissenschaftlichen Werth schlechterdings nicht haben, folglich der Pädagogik eine wissenschaftliche Basis zu geben nicht im Stande sind. Wo und wie weit man also die Erziehungs- und Unterrichtslehre als einen Ausfluß und ein Anhängsel der Theologen betrachtet, da und soweit kann von einer pädag. Wissenschaft keine Rede sein. Praktisch ist dies insofern von der allergrößten Wichtigkeit, als aus der theologischen Grundlegung zur Pädagogik nicht nur die confessionelle Färbung des Unterrichts und der Erziehung, sondern auch das angebliche Recht der geistlichen Schulaufsicht, die dem Lehrerstande zugemuthete Unterwerfung unter den Priesterstand, die Anstellung von Theologen als Seminardirectoren und noch manches Andere gerechtfertigt wird. Was also der Theorie und der Praxis des Schul- und Erziehungswesens vor Allem noththut, das ist die völlige Emanzipation von der Theologie, eine Emanzipation, wie sie in den Naturwissenschaften, in der Medizin, in der Rechtswissenschaft etc. vollzogen ist. Denn so wenig der rationale Arzt mit Zenselsanstreibungen, der Jurist mit Exenprozessen anfangen kann, so wenig weiß ein vernünftiger Erzieher mit theol. Satzungen umzugehen. Alle orthodoxe Theologie dreht sich ihrem positiven Theile noch um Offenbarung und Wunder, die Pädagogik aber hat sich auf die inductive Erkenntniß der Naturgesetze zu stützen, vor Allem auf die Anthropologie.“

Hat denn H. Dittes niemals das Wort gehört: Wer zuviel beweist, beweist nichts? Hat denn die Pädagogik nicht nähere Beziehung zur Religion und somit auch zur Wissenschaft der Religion, zur Theologie, als die Medizin und die Naturwissenschaften? Wir können schon aus dem Mithgetheilten vermuthen, nach welchem Maßstab der Verf. die Schriften mißt, über welche er Wüsterung hält. Doch kann er nicht umhin, wenigstens einige, die von der Theologie resp. vom christlichen Glauben beeinflusst sind, in ihrem pädagogischen Werthe anzuerkennen wie Schmidts päd. Encyclopädie, und Palmers Ev. Pädagogik. Er muß zugeben, daß die Mehrzahl der Abhandlungen in dem erstgenannten Werke solid und mit wissenschaftlicher Gediegenheit gearbeitet ist, und von dem letztgenannten sagt er: „Wer sich mit der Pädagogik gründlich vertraut machen will, darf sich zwar nicht auf dieses Werk beschränken, darf es aber auch nicht ungelesen lassen.“

Am wenigsten Gnade finden die Schriften, welche im Geiste der preuß. Regularität abgefaßt sind. Dagegen werden die radicalsten belobt, wie das Libell von Wislicenus: die Geistlichkeit und die Schule. Herr Dittes billigt die Behauptung des Verf., daß die Bestrebungen des Pfaffen-, Junker- und Beamtenthums auf den Ruin der Wohlfahrt, der geistigen und sittlichen Kraft des Volkes hinauslaufen und daß jene finsternen Mächte in ihrem Werke bereits weit fortgeschritten sind. „Charakteristisch möchte auch noch folgende Aeußerung sein (XXI, S. 178 in der Rec. der Schrift v. Goltzsch: die Stellung der Seminare zu den Volksschulen): „Man sieht schon, daß diese erbauliche Betrachtung wieder auf die von Kellner aufgestellte Maxime hinausläuft, daß aller Unterricht von der Offenbarung oder dem Worte Gottes durchsäuert werden müsse. Die preuß. Staatspädagogik wie sie insbesondere von den preuß. Schulrathen und Seminardirectoren vertreten wird, ist eben gerade so uniform, wie das preuß. Militär. Alles ist ordonanzmäßig, stramm, echt christlich und echt preussisch. Wem freilich die richtige Dressur mangelt, dem kommt es vor als ob die pr. Staatspädagogik auf Entwürdigung der Menschheit und auf Mißbrauch des Namens Gottes hinauslaufe.“

Die äußeren Angelegenheiten der Schule hat, soweit es Deutschland betrifft, Köben selbst behandelt, man braucht demnach nicht zu fragen: In welchem Geiste? Besonders werden die allgemeinen deutschen Lehrervereinigungen glorificirt. Es werden nun die Schulverhältnisse der einzelnen deutschen Länder besprochen, und man vernimmt manches wahre Wort über die gedrückte Lage der Lehrer und deren Wittwen, über den mitunter höchst bedauerlichen Lehrermangel und wie demselben durch bessere Salairirung der Lehrer abzuhelfen sei. Der Verf. admett sorgfältig auf jede Meinungsäußerung über Verbesserung der Schulzustände in den einzelnen Ländern, und wo er eine solche in fortschrittlichem Geiste findet, theilt er sie mit, wie die Aeußerungen des Chemnitzer Handwerkervereins, der folgende Forderungen stellt: daß der Lectionsplan für die Elementarschule dadurch erweitert werde, daß bestimmte Stunden für Gesch. Geogr., Naturgesch. und Naturlehre, für Zeichnen und Turnen angelegt werden; 2) daß den Volksschullehrern eine tüchtigere Ausbildung gegeben werde; 3) daß das Internat auf den Seminarien entweder ganz aufgegeben oder wenigstens freigegeben werde; 4) daß die Schule nicht mehr von Theologen, sondern von Fachmännern beaufsichtigt und 5) daß das Besetzungsrecht der Schulfstellen den Gemeinden übergeben werde. Die interessanteren Gesetze und Verordnungen auf dem Gebiete des Volksschulwesens werden mitgetheilt z. B. der neue Lehrplan für die Volksschulen in Baden XXI 659; das ungarische Schulgesetz vom 5. Dec. 1868 (XXI 674.) Wie man die Grundsätze für die Trennung der Kirche und Schule oft mit den Haaren herbeizieht, ohne daß man sich fürchtet, sich lächerlich zu machen, zeigen einige Aeußerungen, die der Verf. XXII 583 mit unverkennbarem Beifall citirt hat: „Die Geistlichen sind die vom Staate bestellten Leiter des

evang. Cultus (also nicht der Religion); nur als solche haben sie zu wirken. Warum führen sie nicht auch die Aufsicht über die Aerzte? auch diese (wie die Lehrer) sollen als Christen wirken und bedürfen oft der Religion mehr zu ihren Curen, als der Heilmittel. Diese Aufsicht führen jene nicht weil sie wissen, daß sie nichts von der Medizin verstehen; über die Schule beanspruchen sie dieselbe, weil sie meinen, etwas davon zu verstehen. Kirche und Schule sind vollständig getrennte Dinge; sie haben so viel gemein, als jedes christliche Institut mit jedem andern, und sie sind einander ebenso fremd, als die Medizin der Rechtswissenschaft.“ Später heißt es: „Man braucht nur die Consequenzen zu ziehen, um das Lächerliche einer Ansicht, die das Recht einer solchen Einmischung behauptet, sofort zu erkennen: in einer guten Schule soll auch ein wenig Physiologie und Heilkunde getrieben werden, also muß in jeder Schule ein Arzt als Vorgesetzter fungiren; der zuerst, daß da nichts falsches gelehrt werde. In jeder Schule soll der Rechtsstimm gepflegt und ausgebildet werden; also gehört ein Rechtsgelehrter unter die Inspectoren, der genau aufpaßt, daß nichts gegen das Corpus juris gelehrt werde. Bei solchen Aeußerungen wird es schwer das Risum teneatis zu unterdrücken. — Sehr erfreulich ist es, daß der Verf. mit Prof. Stoy in Heidelberg für die Rechte der Aeltern in Beziehung auf das Schulwesen das Wort ergreift und jede staatliche, bürocratische, von obenherausgehende Verordnung über das Schulwesen als eine Verletzung der Gewissensfreiheit, gegen welche aus gleichen Motiven und mit gleicher Energie protestirt werden müsse, wie gegen die Eingriffe in die Freiheit des Glaubens. „Also darf auch der Staat durch seine Gesetzgebung keine confessionellosen oder gar religionslosen Schulen decretiren. Wollten aber die Geistlichen ebenso agiren wie es viele Lehrer thun, es würde denselben nicht schwer werden, Petitionen wie die in Krefeld beschlossene für Wahrung des bisherigen confessionellen Charakters der Volksschule in großer Menge aufzubringen.“

Den Religionsunterricht will Köben der Schule erhalten wissen, darum billigt er die Beschlüsse der Wiener Lehrerversammlung in dieser Beziehung nur theilweise. Er sagt (XXII 547): Hat die Schule einmal den Religionsunterricht aufgegeben, so verlieren die Lehrer bald das Interesse dafür, und dann ist an eine Förderung des Religionsunterrichts gar nicht zu denken. Bei der wichtigen Rolle, welche der Religionsunterricht, vernünftiger ertheilt, in der Jugendbildung spielt, darf die Schule ihn nicht aus der Hand geben. Dagegen stimmt er folgenden Sätzen bei, welche in Wien angenommen wurden: 1) der Religionsunterricht in der Volksschule ist nach seiner Organisation und Ausdehnung vollständig dem Lehrstande zu überlassen. 4) Bei der Auswahl des Stoffes und bei Behandlung dieses Lehrgegenstandes sind wie bei jedem andern lediglich die Grundsätze der Pädagogik maßgebend. Solange diese beiden Grundsätze nicht zur Geltung kämen, glaubte man sich für die völlige Ausschließung des Religionsunterrichts aus der Schule aus-

prechen müssen. Dieser Satz ist es, wogegen sich Lüben, wie wir gelesen haben, ausgesprochen hat. Mit gleicher Ausführlichkeit und relativer Vollständigkeit werden die Angelegenheiten der Schweizer Volksschule von S. J. E. Hegel, Reallehrer in St. Gallen besprochen. Man findet hierbei des Interessanten nicht wenig.

Lüben hat außerdem noch den Anschauungs-, Lese- und Schreibunterricht, so wie den Unterricht in der Naturkunde, im Zeichnen und in der Literaturkunde behandelt. Man muß in der That seinen Fleiß bewundern, wie er dies Alles hat überwältigen können, namentlich, wenn man erwägt, wie viel er noch außerdem dienstlich und außerdienstlich zu thun hat, wie groß namentlich die Anzahl seiner sonstigen Schriften ist. Oberflächliches und Seichtes liefert er nirgends, auch wenn er einmal, seinen Lieblingsideen zu gefallen, minder Begründetes ausspricht oder anführt. Ueber den Anschauungsunterricht hatte die allg. deutsche Lehrerverammlung zu Hildesheim eine Preisaufgabe gestellt und in Folge deren sind mehrere beachtenswerthe Schriften ans Licht getreten, worüber der Verf. mit Unbefangenheit referirt. Bei seinem Referat über die erschienenen Lesebücher ist er schon besangener, indem hierbei seine sonstigen pädag. resp. religiösen Ansichten wieder ein Wort mitsprechen. Daß sich gegen das Flügel'sche Lesebuch in Hannover vielfacher Widerspruch erhoben hat, billigt er, wie sich von selbst versteht, denn dieses Buch athmet einen andern religiösen Geist als den von Lüben als wahr anerkannten. Dagegen findet er es weniger an seinem Orte, daß man, namentlich von katholischer Seite gegen das in Baden eingeführte Lesebuch von Pflüger protestirt hat. Es heißt hier: duo dum faciunt idem, non est idem. Hier widerspricht sich Lüben selbst, der doch (XXI, 297) behauptet die Regierungen sollten in diesen Dingen niemals so eigenmächtig verfahren, sondern vielmehr dem Ortschulvorstande und dem Lehrer die Wahl der Lesebücher überlassen und sich nur das Bestätigungsrecht vorbehalten, dies aber sehr human ausüben. Freilich diese Freiheit soll wieder wesentlich beschränkt sein nach dem Axiom, das wir S. 295 lesen: „Das Concessionelle muß überhaupt möglichst von der Volksschule fern gehalten werden, ganz sicher aber (in den Volksschullesebüchern keinen Raum finden, die von Protestanten und Katholiken zugleich gebraucht werden sollen und müssen. Es ist genug, wenn das Lesebuch neben seinen andern Zwecken die religiöse Bildung überhaupt fördert, wie das durch geeignete Poesie und Erzählung ausreichend geschehen kann. Bedauern müssen wir aber, daß man in Mecklenburg noch darüber discutiren kann, ob überhaupt ein Lesebuch in den Volksschulen nothwendig oder wünschenswerth sei.“

Mit besonderer Vorliebe referirt Lüben über den Unterricht in der Naturkunde. Dieser soll nach seiner Ansicht dazu beitragen, daß der Schüler nach und nach mit der Natur bekannt werde, nämlich mit den mannigfaltigen großartigen Schöpfungsideen, die ihren Ausdruck darin gefunden, mit der Einheit, die sich trotz aller Mannig-

faltigkeit bei genauerer Betrachtung und Beobachtung kund giebt, mit dem Leben, das in jedem Organismus pulst und in eigenthümlicher Weise in die Erscheinung tritt, daß er seine Sinne schärfe, durch Erwerbung werthvoller Vorstellungen an Erkenntniß wachse, sich im Denken übe, sein Gemüth verebe und sein Schönheitsgefühl ausbilde.

Ob das in der Volksschule auch nur einigermaßen annähernd zu erreichen ist, auch wenn der Religionsunterricht auf ein Minimum beschränkt wird? Die Art und Weise, wie derselbe betrieben werden soll, ist pädagogisch wohl durchdacht; aber die Lehrer, mit denen Ref. über den Gegenstand gesprochen hat, schüttelten bedenklich die Köpfe. Lüben verwirft dazu noch den Grundsatz, daß man bei der Auswahl der zu behandelnden Gegenstände auf die in der Landwirtschaft und bei den Gewerben Anwendung findenden Naturprodukte der drei Reiche besonders Rücksicht nehmen solle.

Dazu will er Einführung in die deutsche Nationalliteratur. Er sagt (XXII, 218) in der Kritik der Schrift „Die Poesie in der Volksschule“ von W. Dietlein: „Der Verf. gehört zu den Lehrern, welche den hohen Werth der Poesie für die Jugend auch der Volksschule richtig erkannt haben. Da aber viele der im Gebrauche befindlichen Lesebücher die Poesie nur ungenügend berücksichtigen, so hat der Verf. 40 Gedichte von Goethe, Schiller, Uhland, Platen, Körner, Freiligrath u. A. ausgewählt, besonders und gleichsam als Anhang zu den Lesebüchern drucken lassen, und in dieser Schrift für Lehrer erklärt. . . . An jede Besprechung eines Gedichtes reihen sich zweckmäßige schriftliche Aufgaben.“ Nun denke man sich einen Lehrer der sämtliche 8 Jahrgänge zu unterrichten hat und der Oberklasse im Winter höchstens 16—18 Stunden widmen kann, im Sommer noch weniger!

Außerdem sollen aber noch besondere Stunden für Geschichte und Geographie und Zeichnen angelegt werden. In dem Referat über Geographie (Bd. XXI.) hat S. Regierungsrath Prange dargelegt, daß man in der Volksschule zufrieden sein müsse und sein könne, wenn man nach den Forderungen der preuß. Regulativen in einem guten Schullesebuch gebotenen geographischen Stoff tüchtig verarbeitet habe. Er weist das durch Mittheilung aus mehreren Lesebüchern nach. Wir stimmen dem Gesagten um so mehr bei, da in dem Referat selbst zugestanden werden muß, daß auch in andern Schulen unter günstigen Verhältnissen in Beziehung auf den geographischen Unterricht nur ungenügendes geleistet werde. Das Referat in Band XXII. ist von Seminar-Oberlehrer Oberländer in Grimma und wir glauben, daß Prange durch solche Anerkennung zu Gunsten der Regulative, das Recht zu fernerer Mitarbeit verloren habe. Doch lesen wir in Bd. XXI. eine Erklärung von Prange selbst, daß er bei zunehmendem Alter und bei seinen sonstigen Berufsgeschäften genöthigt sei, das Feld einem Jüngeren zu räumen. Seine Befähigung zu dem nicht leichten Referat hat Oberländer durch seine, auch von Prange belobte Schrift: „Der geographische Unterricht nach den Grundsätzen der Ritterschen

Schule historisch und methodologisch beleuchtet" bewiesen? Auch in dem Referat weist Oberländer auf die Umgestaltung des geographischen Unterrichts durch Ritter hin. In beiden Referaten werden noch mancherlei diesen Unterricht betreffende Fragen besprochen, z. B. das Kartenzichnen, die Behandlung der Heimathskunde, der mathematischen Geographie etc. Es sind gesunde Ansichten, die hier vertreten werden, die aber größtentheils über dem Horizont der gewöhnlichen Volksschule liegen, wenn auch zugegeben werden muß, daß manche Gegenstände aus der Himmelskunde in der Volksschule nicht unberührt bleiben dürfen. Die Geschichte, welche früher gleichfalls von Prange bearbeitet wurde, ist seit einer Reihe von Jahren dem Lehrer Pätzsch in Berlin übertragen worden. Auch dieser Wechsel zeigt, daß der Päd. Jahresbericht im Laufe der Zeit mehr nach links abgewichen ist. Pätzsch ist auf der Versammlung zu Wien und in seinen beiden Referaten für die Ansicht aufgetreten, daß der Geschichtsunterricht religiös und confessionell völlig indifferent sein müsse. Derselbe habe nur die objective Thatsache der Wahrheit gemäß zu erzählen, ohne Vermischung irgend welchen subjectiven Urtheils. Rec. bezweifelt mit dem gewiß über alle confessionelle Engherzigkeit erhabenen Sup. Moritz Schulze die Möglichkeit solcher rein objectiven Darstellung. Er behauptet, nur ein Mann, der selbst religiös indifferent ist, könne sich einbilden, rein objectiv die historischen Thatsachen aufzufassen. In Wirklichkeit aber wird auch ein solcher seinen Pinsel in die Parteifarbe getaucht haben, nämlich in die der religiösen Gleichgültigkeit, wo nicht in die der Negation. Wir fragen G. Pätzsch, ob er sich wohl getraue, den letzten Krieg so darzustellen, daß man gar nicht den deutschen Patrioten darin erkenne? Ob er es überhaupt für völlig gleichgültig halte, ob ein Deutscher oder ein Franzose den Krieg beschreibe? Weß das Herz voll ist, geht der Mund über. Ein Vogt und Consorten werden die Geschichte Jesu anders erzählen, als Dittmar in seiner Weltgeschichte gethan hat. Dittmar's Schriften werden auch von dem Verf. gewürdigt, merkt man denselben aber nicht fast auf jeder Seite an, daß der Verf. ein gläubiger Christ war? Und doch kann Niemand denselben beschuldigen, daß er die Thatsachen zu Gunsten seiner Ansichten gefälscht habe. Gewiß was der Kultusminister von Mithler über diesen Gegenstand in der preuß. Kammer gesagt hat, verdient nicht die geringschätzigste Abfertigung, welche dasselbe (XXI, 479) erfahren hat.

In Baden ist die Geschichte obligatorischer Gegenstand in der Volksschule; aber daß man auch hier die Schwierigkeit erkennt, beweist ein Aufsatz in der „Badischen Schulzeitung" von 1868 vom Reallehrer Sulzer in Denzlingen. Es heißt in denselben: „Die Kirchengeschichte gehört in die Religionskunde. Was aus der Weltgeschichte vorkommen soll, hängt von den örtlichen Verhältnissen ab. In der zweiklassigen Schule (dreiklassige giebt es nicht) genügt während des Winterhalbjahrs alle 14 Tage, in der vierklassigen mindestens alle 8 Tage eine

Stunde. Wir sagen, lieber befolge man die Vorschrift der preuß. Regulative und beschränke den Geschichtsunterricht auf das im Lesebuch Dargebotene mit der nöthigen Ergänzung. Außer der wünschenswerthen Feier der patriotischen Gedenktage, wobei auch das poetische Element zu seinem Rechte gelangen kann." — Ueber den Gesang hat Gentschel mit gewohnter Ausführlichkeit und Gründlichkeit referirt und über Volks- und Jugendschriften, wie schon gesagt, Lüben selbst. Gerade dieses Referat hat uns besonders gefallen, indem der Verf. mit Unbefangenheit und gesundem Urtheil die nicht geringe Anzahl der hierher gehörigen Novitäten sichtet. Man erkennt immer mehr, daß man den Eltern und Kinderfreunden bei der Auswahl an die Hand gehen muß, da nur allzuviel leichtfertige und schlechte Waare auf den Büchermarkt kommt. Lüben kann dabei als kundiger Wegweiser dienen, und wir rechnen es ihm hoch an, daß er auch das religiös Anstößige rügt, wie es sich unbegreiflicher Weise in einer Schrift von Otfotar Schupp, dem Nachfolger des sel. Horn findet (XXII 327). Lüben empfiehlt mehrere kritische Verzeichnisse empfehlenswerther Volkschriften, wie „Verzeichniß der von den höheren Bildungsanstalten Westfalens für Schülerbibliotheken empfohlenen Werke von Dr. Kumpel in Gütersloh, Hildesbrand in Dortmund u. A." (Paderborn, Schöningh); „Kritisches Jugendschriften Verzeichniß. Herausgegeben vom päd. Vereine in Berlin." (2. Aufl. Berl. Grelhaar); „Mittheilungen über Jugendschriften an Eltern, Lehrer und Bibliotheksberechtigten, herausgegeben von der Jugendschriftencommission des schweizer Lehrervereins" (Aarau, Sauerländer, 9 Sgr.)

Trotz der von uns gemachten Ausstellungen können wir nicht umhin, denjenigen, welche sich über den gegenwärtigen Stand des Schulwesens aufklären wollen, den Päd. Jahresbericht zu empfehlen, und zwar wegen seines reichen Inhalts und wegen der auf Sachkenntniß beruhenden Bearbeitung der einzelnen Gegenstände. Ref. ist übrigens durch die Rectüre des Buches in seinen Ansichten nicht wankend gemacht, sondern gestärkt worden. — d.

Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Neue Folge. Erster Jahrgang. Herausgegeben von Dr. J. H. Müller, Studienrath. 8. Hannover, 1872. Carl Meyer. Jährlich 12 Hefte. 6 thlr.

Die Freunde, nach einer längeren Reihe von Jahren einen alten Bekannten wieder begrüßen zu können, wird den Lesern der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, — welche sich schon bei ihrem frühern Erscheinen — (bis zum Jahre 1859) — viele Freunde erworben hatte, zu Theil. Auch wird die in dem Prospectus ausgesprochene Hoffnung, daß dieses literarische Unternehmen jetzt eine noch wärmere Theilnahme finden, in noch weitere Kreise dringen werde, als vordem, wohl auf Erfüllung rechnen können. — Denn einerseits bietet die städtische Reihe bewährter Mitarbeiter, aus deren großer Zahl wir nur beispieelsweise die Professoren Die-

dermann, Drosfen, von Giesebrecht, Kibke und Osenbrüggen hervorheben wollen, für Gebiegenheit des Inhalts und fesselnde Form eine gute Bürgschaft, — andererseits kommt dem Unternehmen das wachsende Interesse des deutschen Volks für vaterländische Kulturgeschichte fördernd entgegen.

Die Zeitschrift bezeichnet als ihr Ziel und ihre Aufgabe, dem deutschen Volke ein Spiegelbild seines Bildungsgangs im ganzen Umfange seiner Bestrebungen und Fähigkeiten vorzuhalten, und dabei mit strenger Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit des Inhaltes die Klarheit und Gefälligkeit der Form zu verbinden, welche auch das Ernst und Schwierige dem Sinne der Gebildeten anziehend macht. — Quellen-Mittheilungen in unverarbeiteter Form sollen nur ausnahmsweise zugelassen, dagegen vorzugsweise umfassende und übersichtliche Bilder der Kulturzustände ganzer Perioden, daneben abgerundete Darstellungen einzelner Erscheinungen und kleinere Mittheilungen buntem Inhalts von Skizzen, Notizen und Parallelen gegeben werden.

Das erste als Probeheft dienende Januar- und Februarheft dieser Zeitschrift wird — nicht grade besonders glücklich — durch einen Aufsatz des Staats-Archivars Dr. Johann Falke über „Kulturgeschichte und Volkswirtschaftslehre“ in ihrer Wechselwirkung eröffnet, der eine Geschichte der verschiedenen nationalöconomischen Systeme enthält, und grade das Kulturgeschichtliche zu wenig betont. Desto anziehender ist der übrige Inhalt des Doppelheftes, aus dem wir namentlich eine sehr eingehende Erörterung des bekannten Touristen Kobl „über die Herkunft der Bevölkerung der Stadt Bremen“ — eine Analyse der verschiedenen zu einem städtischen Gemeinwesen in Bremen zusammengefloßenen nationalen Elemente, hervorheben; — es ist dieser Essay ein Beispiel, wie aus anscheinend bedeutungslosen Notizen alter Urkunden — der mit dem Jahre 1289 beginnenden Bürgerbücher — das Material für eine ebenso interessante als bedeutungsvolle Specialforschung gewonnen werden kann, und wie eine kundige Hand den rohen Block zu einem lebensvollen Bilde zu formen vermag. — Ebenso ansprechend ist die Darstellung und Geschichte der deutschen Kaiserkrönung von G. L. Krieger; ferner „ein geistlicher Räuber im Mittelalter“ (der auf offenen Straßenraub ausziehende Adliger Domherr Dietrich von Neuenau) von L. Ginner, und „die Tönnies-Fresser (d. h. die Attentäter auf die der Stiftung des h. Antonius in Hildesheim geweihten Schweine) von dem durch seine culturhistorischen Novellen aus dem Mittelalter bekannten Dr. K. Seifart. Die Beiträge „zur Geschichte der Lohnverhältnisse“ aus Handschriften der Klöster Herzogenburg und Klosterneuburg und der Benedictiner-Abtei Göttweig von A. Horawitz sind etwas trockne Zahlen-Zusammenstellungen, welche nicht genügend verarbeitet und verworthen sind; — wir möchten auf G. Freytags Bilder aus deutscher Vergangenheit verweisen, um daran zu erinnern, daß die anziehendste Form mit der Gebiegenheit des Inhalts wohl vereinbar ist.

Von besonderem Werthe sind endlich die am

Schluß von G. Fettner mitgetheilten 2 Briefe von Kant an Campe und eine Antwort des Fetzners; welche beiden Männern zur höchsten Ehre gereichen, namentlich auch wegen der Art und Weise, wie Kant sich gegen die Möglichkeit verwehrt, daß von ihm ein Widerruf seiner Ansichten gefordert werden könne. L. H.

1. Unsere Zeit; Jahrgang 1871.

2. Preussische Jahrbücher; Jahrgang 1871 (27. und 28. Band).

„Unsere Zeit“ bietet natürlich der großen Momente, würdig eingehenderer Betrachtung und Beurtheilung, eine Menge. Sie sind geschichtliche Abschlüsse aber doch nicht die letzten Glieder der geschichtlichen Entwicklung, wie ja das Heute die Mutter des Morgen. Selbstverständlich wendet darum auch „Unsere Zeit“ den Blick vor Allen auf die großen Erlebnisse und die großen Fragen der Gegenwart und hält Umschau in allen Ländern und unter allen Völkern, wo der Fortschritt der Geschichte sichtbare Spuren einprägt. Daß der Jahrgang des ersten echt deutschen Kaiserjahres mit einem „geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Ueberblick“ über Elsaß und Lothringen (S. 1—33 und S. 145—174, aus der Feder Heinrich Rückerts) beginnt, erklärt sich leicht, und nur mit großer Befriedigung lesen wir diese präzise, in sich abgerundete, das vielseitige umfassende Material in eine glückliche Form zusammendrängende Darstellung. Von den Zeiten des ersten historischen Bekanntwerdens jener von dem Geschehe des politischen Deutschlands so sonderlich verhängten Provinzen anhebend schilbert uns der kundige Verfasser Land und Leute der ungleichartigen und doch blutsverwandten deutschen Grenzlande und führt uns an ihren politischen Erlebnissen und an den guten und bösen Tagen, welche ihre innere Entwicklung nach den verschiedenen Richtungen hin durchlebt hat. Das an Mannichfaltigkeit der Farben und Konturen reiche Bild schließt mit dem Hinweis auf das 1848 in Straßburg mit großem Pomp enthüllte Denkmal der zweihundertjährigen Reunion des Elsaßes mit Frankreich, worin nicht eine Demonstration, sondern der korrekte Ausdruck einer, wie man wählte, feststehenden Thatsache zu erblicken gehabt habe. — Es wird nicht unlogisch sein, von jenem Aussage zu dem von Karl Gustav von Bernck: „Das französische Meer“ (S. 61—74) überzugehen. Die ruhm- und siegreiche Armee des stolzen Frankreichs, welcher Niemand den Vorrang vor allen Regimentern glaubte bestreiten zu dürfen, grub sich ja selbst bei Wörth und Weißenburg ihr Grab; die Blutströme der Sieger und der Besiegten floßen in den Mittel, welcher die Grenzmauer von Elsaß und Lothringen gegen Frankreich festigt. Wie die Zerrümmern der französischen Armee möglich gewesen, der Nachweis, daß dieses überraschende Ereigniß doch nur die unvermeidliche Wirkung schon Jahrzehnten sich geltend machender Ursachen, eben die Folge der Foudroyischen Herrlichkeit des Napoleonischen Caesarismus war, — das ist die mit Geschick gelöste Aufgabe dieser instruktiven Darstellung. — B. Kullmann schildert (S. 289—302 und

S. 478—488) die Belagerung Straßburgs, jene nicht nur für die Geschichte der Strategie und besonders der Belagerungskunst, sondern für das deutsche Reich und seine neuen Provinzen so besonders wichtige und ernste Episode. Hat sie doch der wunderschönen Stadt und damit dem schönen Rheingau und dem ganzen Deutschland eine tiefe Wunde geschlagen, zu deren Ausheilung trotz aller Pflege der deutschen Liebe und Treue wohl noch manche Frist erfordert wird. Metz und Paris erduldeten beide das Schicksal der Belagerung, aber Straßburg mußte die Uebermacht der deutschen Geschütze erfahren, welchen es gelang, in der kurzen Spanne von sieben Wochen die starke Vormauer Frankreichs gegen Deutschland zu zerrümmern, um hinstor dem Reicht des deutschen Geistes an beiden Ufern des schönsten und größten deutschen Stromes Raum zu freiem Walten wieder zu geben. Nicht ohne tiefe Bekümmerniß lesen wir das schwere Schicksal dieser Stadt, aber wir wissen ja, daß ohne ihre Wunden und Trübsale der Sieg des widerrechtlich besessenen Anrechts Deutschlands an seine schönsten Provinzen nicht erforscht werden konnte. — Ein Referat „Zules Michelet über Frankreich und Deutschland“ (S. 558—564) bemerkt uns, wie wenig das geschichtliche Studium das richtige Verständnis der Geschichte sichert. Dieser französische Geschichtsschreiber, welcher über dem Studium der modernen Regesten und mitten unter den Ergebnissen der letzten Jahrzehende grau geworden, leidet an derselben hirnverbrannten Phantasie, welche Victor Hugo toll machte und auf immer blamirte. Keine Spur von Objektivität im Urtheil, nicht einmal von Wahrhaftigkeit im Erzählen der Thatfachen. Ein Volk, dessen Gelehrsamkeit und Bildung so tief verkommen, besiegt sich selbst. — Sehen wir in jenem Referat die Skizze des Bildes jener literarischen Tollhanslerei welche wohl zu keiner Zeit so grassirte wie in dem letzten Jahre Frankreichs, so führen uns die Aufsätze: „Die Commune von Paris im Jahre 1871“ (S. 289—311, S. 392—418, S. 513—542) mitten in die Geschichte einer politischen Erscheinung, welche keineswegs neu unter der Sonne war und deren Dasein nicht mit der blutigen Niederlage erdete. Jene „internationale Arbeiterverbindung“, welche gleichsam das Weltall zum Schauplatz ihrer Krankheit designirte und in jeder Nation, namentlich in jedem Staate der Civilisation mißfällige und bereitete Elemente sucht und findet, theilt ihre Geschichte und Schicksale mit den Männern, welche als ihre Felden den Lohn der Thaten in dem Exil oder in der Nothdurft des einsamen Kerkers, wenn nicht durch die Kugel auf der Barrikade oder des kriegsgerichtlichen Pelotons finden. Mit scharfen Zeichnungen und lebenswahren Farben skizzirt der ungenannte Verfasser die einzelnen Charaktere, welche den Gedanken die sozialistischen Revolution faßten, verbreiten und zur Herrschaft zu bringen suchten, und wir sehen neben den oft wunderlichen Figuren der französischen Konspiranten von 1840, 1848 und 1871 auch die Bilder des deutschen Juden Karl Marx und jenes, durch die glückliche Kugel seines Gegners im Duell vor weiterer Vergewaltigung seiner reichen Talente bewahrten Lassalle, auch eines Sohnes semitischer Herkunft. Die Entstehung der Idee der Commune aus dem Socialismus der Märztagung in 1848, ihre Herrschaft nach der Kapitulation von Paris und ihr Fall nach der kurzen Dauer ihres blutigen Terrorismus — das sind die Ueberschriften der drei Bilder, welche uns „die Commune von Paris“ bietet, Bilder, deren Eindrücke sich der Erinnerung tiefer eindrücken, als der Empfindung lieb ist. — Fast überschreitet die Grenze eines journalistischen Aufsatzes die vortreffliche Darstellung „Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich 1870 und 1871“ (S. 577—599, S. 670—686, S. 769—799, S. 801—835), denn die bis dahin mitgetheilten Aufsätze behandeln nur die „Vorgeschichte dieses großartigsten aller Kriege und die Darstellung seines eigentlichen Verlaufes ist noch zu erwarten. Aber nur um so dankbarer sind wir der Redaktion, daß sie diesen umfassenden und tiefer gehenden Studien Karl Junck's die Ausnahme nicht verweigerte; ehte sie sich doch damit nur selbst. Treue Objektivität in der Erzählung der Thatfachen wie in der Beurtheilung ihrer politischen Beziehungen kennzeichnen diese Darstellungen, welche ungewisselhaft ein vollständiges und klares Bild der Ereignisse geben, schneller erlebt als in ihrer historischen Bedeutung begriffen sind. — Noch erwähnen wir von den Frankreich betreffenden Aufsätzen die Darstellung municipaler Entwicklung der Stadt Paris, welche sich aus der Feder von Karl Rosenkranz (S. 309—321) findet, und die Entwicklung von Paris zur Weltstadt historisch nachweist. — Mit voller Berechtigung erinnert uns der Aufsatz „Aus und über Spanien“ (S. 456) an eine Schuld, welche Deutschland gegen dieses Volk jenseits der Pyrenäen trage. Äußerer Ereignisse lenkten gerade jetzt die Aufmerksamkeit auf dies verpfändete Volk: zunächst die mit Erfolg von großen Dimensionen auftretende Evangelisation Spaniens und dann jene allerdings nur als Farce zu bezeichnende historische Thron-Kandidatur. Aber es ist doch nicht zu verkennen, daß es wesentlich Spaniens eigene Schuld ist, wenn das übrige Europa und vor Allem wir Deutsche seiner leicht vergessen: was hätte uns an dieses Volk großer Erinnerungen und einer schwachvollen Gegenwart fesseln können? Die Einführung in die neueste spanische Literatur zeigt uns auch, daß dort noch mehr Kunst als Talent oder vielleicht auch mehr Talent als Kunst ist; wenigstens fehlt es noch an der Klassizität, welche die Harmonie des Gedankens und der Form ist. Das Volk hat eben noch zu keiner inneren Ruhe gelangen können, Revolution folgt der Revolution und noch heute hat die Königskrone keinen höheren Werth, als die herrschende Partei ihr zu leihen vermag. Da ist kein Boden für die Künste des Friedens und die bigott-katholische Lust erstickt geradezu die Reime edlerer Blüten. Es bleibt wahr: ehe Spanien nicht evangelisch ist, bleibt nichts national Würdiges von ihm zu erwarten. — „Die weltliche Herrschaft des Papstes und deren letzte Stunden“ (von Dr. A. von Volpi, S. 33—61) lenkt unsere Blicke auf das Urvolk der la-

der die

teinischen Rasse, dessen Glück in den letzten Jahrzehenden ungleich größer war als seine Thaten, das aber grade dadurch allen Staaten gleicher Confession die wohl zu beherzigende Lehre giebt, daß die staatliche Entwicklung unter dem Krummstabe nicht möglich ist. Der Untergang der weltlichen Herrschaft des Papstes, deren Entstehung und Erstarkung wir in jenem Aufsätze objektiv und überflüssig geschildert finden, ist eben der erste entschiedene Schritt der Umkehr der päpstlichen Geschichte oder vielmehr die Konsequenz ihrer inneren Unwahrheit, und der erste Schritt der nationalen Vollenkung des Staates Italien. — Die Aufsätze „Die Türkei und ihre letzten Konflikte“ (S. 174—194, S. 337—354 und S. 627—649) erinnern uns an die Differenzen, welche in den letzteren Jahren die Diplomatie mehr im allgemeinen europäischen Interesse als aus Sympathie mit den theilnehmenden Staaten zu schlichten hatten. Die Türkei, Griechenland und Aegypten wenigstens sind kaum mehr als Staaten einer historischen Erinnerung, als lebensfähige Glieder in der Kette der civilisirten Staaten, und es mag charakteristisch sein, daß die Türkei mit jenen Staaten nun in Konflikt geräth, deren entschiedener Austrag von den Großmächten nicht gestattet wird. Die Türkei muß sich dies trotz der Großmächtigkeit ihres Sultans eben gefallen lassen. Anders ist es freilich mit dem Konflikt zwischen ihr und Rußland, von welchem der dritte Aufsatz handelt. Rußlands zuwartende Politik bei jenen Konflikten der Türkei mit Griechenland und mit Aegypten erinnert die Türkei wieder daran, wer ihr eigentlicher Erbfeind sei und von wo ihrer Existenz die größte Gefahr drohe. Diese Gefahr ist noch einmal durch den Erfolg der diplomatischen Noten beschworen, indeß wir fragen mit Recht: auf wie lange? — Doch wir unterbrechen die Reklame der interessanten politischen Aufsätze und erwähnen der lebensvollen und lebenswahren Schilderungen, welche uns Dr. A. von Volpi in den Aufsätzen: „Neapel und die internationale maritime Ausstellung“ (S. 264—291, S. 570—572, und S. 622—641) bietet. Wir befinden uns mitten in dem wunderbar gestalteten Treiben in dieser unvergleichlichen Stadt und an ihrem poetischen Golfe, sehen das Volk mit seinen unvergänglichen und doch jeden Fremden überraschenden Gewohnheiten und Thorheiten wieder, ergößen uns an dem magischen Farbenglanz des Meeres und dem dumpfen Grollen des ewig murrenden Volks, und durchwandern dann die internationale maritime Ausstellung, um zu sehen, wie gern die Nationen aller Erde in dem herrlichen Neapel rasten um dort den Weltfrieden ihrer Künste im Schiffsweien friedlich zu kämpfen. — Das Meer aber zieht den Blick hinüber zu fremdländischen Küsten. Da versetzt uns der Aufsatz Wilhelm Laufer's „Die Zustände und Ereignisse auf den Antillen“ (S. 657—678, S. 763—783) in das politische und sociale Elend dieser spanischen Kolonien, welche dem wortbrüchigen Mutterlande den längst verdienten Lohn wohl schon bald durch völligen Abfall zahlen werden. Die Sklavenfrage ist es, welche dort noch vergeblich ihrer Lösung harret und mit ihr

bleibt die dringend notwendige politische Reform von Cuba und Portoriko dahin gestellt. Spanien wird nach wie vor so elend sein, das Reichthum der Kolonien nicht entzählen zu können, und dem unästhetischen und ungerechten Verfahren treu bleiben, mittelst welches seine Beamten, Soldaten und Bürger dort ihre Hab- und Gündelsucht zu befriedigen suchen. So wird Spanien selbst sich seiner Kolonien berauben. — Welcher Abstand zwischen Japan und den Japanesen und der civilisirten Welt des Abendlandes! Die höchst interessanten Aufsätze (S. 338—368 und S. 474—496) zeigen uns das Leben in diesem von Kolombus gesuchten aber nicht gefundenen uralten Reiche nach seinen verschiedensten Seiten, und wir finden darin nur Gegenätze zu unsern Anschauungen von Sitte und Recht, wunderliche Gestaltungen des öffentlichen Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft, Alles national traditionell und doch nicht ohne Hoffnung auf den günstigen Einfluß der immer stärker und tiefer eindringenden Kultur Europas. — Hermann Vambery der uns schon öfter und anderswo über den Weltfrieden der russischen und der englischen Politik in Mittelasien unterrichtet, bringt uns wieder gern gelesene Mittheilungen über den neuesten Standpunkt der mittelasiatischen Frage (S. 657—670), wieder mit dem Refrain, daß Rußland dort mit ungleich günstigerem Erfolge seine nicht nur auf dem Gebiete der Handelsinteressen liegenden Ziele verfolge. Wir glauben ihm und theilen seine Erwartung, daß die Ereignisse wohl schon bald diese Ansicht bestätigen und England auch in den Kolonien um einen wesentlichen Theil seines Ansehens und seiner Macht bringen werden. — Ein andres Bild des Zusammenstreffens eines Volkes der Civilisation mit der Rohheit fremdländischen Heidenthums entwirft uns Georg Gerland in dem Aufsätze „Frankreich und die katholische Kirche in der Südsee.“ Nach einer Schilderung des Volkes der Polynesier erfahren wir die Anstrengungen Frankreichs und der Jesuiten, dasselbe der katholischen Kirche zu unterjochen, und finden wieder ein schlagendes Beispiel, wie die in ihren Mitteln sich so gleichen beiden Mächte nur auf den äußeren Schein bedacht und darnach auch nicht glücklicher sind, als daß Scheinzustände dargestellt werden, deren Einsturz bei jedem Hauche der Wahrheit droht. — Noch ein Bild aus der wunderlichen Fremde giebt uns der tapferere Reisende Gerhard Rohlfs in der Schilderung einer Stadt in der Wüste Sahara (S. 851—859) der Dasa Rhedames und ihrer schwarzen Bewohner der Rhedamer. Aber genug des Fremdländischen! Daheim werden uns ja beschreibendere Eindrücke, und tiefer beschäftigten wir uns mit den Ergebnissen und Angelegenheiten in Deutschland. Der Reichstag und das Zollparlament von 1867 und 1870“ (S. 82—117, S. 250—280, S. 433—456, und 2. Hälfte S. 26—53, S. 205—220) weckt die Erinnerungen an die letzten Sessionen und Thaten des jung gestorbenen Reichstags des Norddeutschen Bundes. Treffende Schlaglichter fallen auf die äußere Erscheinung und das geistige Wesen der Mitglieder jener hohen Versammlungen;

die Parteimeinungen, ihre Erfolge und Irrungen, der Gewinn des nationalen Lebens, der Fortschritt der Festigung der politischen Formen des neuen Bundes, der immer klarer erwachende Drang nach der Theilnahme des ganzen Deutschlands an der großen Arbeit für dasselbe. — Alles finden wir in frischem Farben lebensvoll dargestellt und gewinnen auch aus dieser umfassenden Rückschau von Neuem die Ueberzeugung, daß das Jahr 1866 nur die unvermeidliche Consequenz der Geschichte des Wiener Kongresses und der ihm folgenden Zeit gewesen. — Welche wunderbare Wendung aber war es, daß schon das Frühjahr 1871 den ersten deutschen Reichstag sah, den „ersten“ in des Wortes vollster Bedeutung denn zum ersten Male sah Deutschland einen deutschen Reichstag tagen. „Der erste deutsche Reichstag im Frühjahr 1871“ (S. 433—450, S. 542—560, S. 835—851) ist darum eine so willkommene Schilderung, als dieselbe uns den inneren Gang seiner Thätigkeit und die seine Legislatur beeinflussenden Momente in klarster und entsprechendster Weise vor die Augen führt. — So erwähnen wir hier auch die ruhmwürdige That des deutschen Geistes und der deutschen Kraft, welche sich in den opfervollen mühseligen Versuchen, den Nordpol zu erreichen, darstellt. „Die zweite deutsche Nordpolfahrt“ (S. 128—143), die unsäglichen Anstrengungen, Gefahren und Nöthen der unverbrossenen Mühses vorwärts bringenden Mannschaften, die entmutigenden und doch wieder zu besseren Erwartungen von neuen Versuchen auffordernden Erfolge — wer liest sie nicht mit gespanntester Aufmerksamkeit und theilt nicht den Wunsch endlicher Krönung dieser nationalen Anstrengungen zur Lösung eines mindestens hochwissenschaftlichen Problems? — Es liegt nicht fern von jenem Aufsatze sich zu den Reflexionen zu wenden, welche „Unsere Zeit“ (S. 739—763) über die deutsche Reichsmarine anstellt. Wir theilen gern die Ueberzeugung von der des deutschen Mannes würdigen Kraft dieser jüngsten aller Marinen und gern die Hoffnung, daß Deutschland nichts unterlassen wird, was zur vollen Entfaltung ihrer Kraft um Deutschlands willen nöthig ist. — Gleichsam als sehr willkommenes Intermezzo begrüßen wir den inhaltreichen Aufsatz Rudolf Gottschalls „die Kriegslitrik von 1813 und 1870“ (S. 225—250). Es liegt so nahe zwischen den poetischen Helben der Freiheitskriege und den Kriegsdichtern der Gegenwart zu vergleichen, und es finden sich in der That viele Parallelen, sowohl hinsichtlich der persönlichen Eigenartigkeit der Dichter wie auch in Betreff des Charakters und der Formen ihrer Dichtungen. Indes die Grundverschiedenheit der politischen Verhältnisse Deutschlands 1813 und 1870 konnte nicht ohne Einfluß auf die neueste Kriegslitrik bleiben. Wir brauchen jetzt weder der Litizwischen wilden Jagd noch ihres von heiliger Vaterlandsliebe wie von heiligem Feindeshaß durchglänzten Dichters; Deutschland lag nicht in den Ketten der Fremdherrschaft, war nicht macht- und mühslos in seinem Elende, die Formwuth des deutschen Volkes war zu mächtig aufbrausend und bedurfte des Schützens der

Sänger nicht. Napoleon war schon vor Wörth geschlagen und vernichtet und die Ereignisse folgten sich so rasch und sieghaft, daß die Leher nur eine Singsweise, den Dithyrambus der Siegeshymne, anklagen konnte. Gleichwohl darf des freudigen Antheils, welchen deutsche Dichter an diesem siegreichen Kriege Deutschlands nahmen, nicht vergessen werden, und jener Ausfluß aus so kompetenter Feder bleibt darum eine dankenswerthe Gabe. — Die lehrhaften Artikel: „Ein Beitrag zur Geschichte und Zukunft des Postwesens“ (S. 535—550 und S. 801—816) führen uns wieder auf das Gebiet realer Interessen und Einrichtungen, aber gerade solcher, ohne welche der mächtige Wogenstoß des geistigen Lebens nicht gedacht werden kann und der lebendige Austausch der Gedanken zwischen den Individuen und Völkern nicht möglich ist. Die großen Fortschritte und Reformen, welche das deutsche Postwesen im gleichen Schritt mit dem der bereits in großartigem Handelsverkehre stehenden Nachbarstaaten vollzogen hat, empfindet das Volk in allen seinen Gliedern und gleichwohl machen sich nur Wenige die Bedeutung dieser Neuerungen klar. Aber das Verständniß wird immer größer werden, je klarer die Thatfachen von den Anstrengungen der — man darf wohl sagen — geistvollen Postverwaltung des deutschen Reiches Zeugniß ablegen. — Von den Angelegenheiten des Reiches wenden wir den Blick auf die unseres engeren Vaterlandes, dessen „Selbstverwaltung und Staatshaushalt“ (S. 321—337 und S. 488—504) Herrn D. Biégon von Czudnowski Veranlassung zu kritischen Betrachtungen bieten. Sind wir auch nicht gerade mit allen Urtheilen und Konsequenzen einverstanden und vermessen wir in den Ausführungen oft die eigene praktische Erfahrung des Verfassers, so folgen wir denselben doch mit größtem Interesse, weil sie zu manchen allerdings bringlichen Erwägungen anregen und uns wieder auf Schäden und Mißstände aufmerksam machen, deren Heilung und Beseitigung die unabweisliche Aufgabe der inneren Politik dieses nicht nur glücklichen, sondern vor Allem verdienstvollen Staates gehört. Preußen ist ein historischer Staat wie Etnen, denn durch sich, durch das frühzeitige Eingreifen seines staatlichen Wesens und die Autarkie seines politischen Lebens ist es der Staat geworden, welchem Deutschland sich selbst verbannt und welchem ganz Deutschland sich rückhaltlos vertraute. Aber noch haftet aus der hinterstelligen Zeit Manches an seiner staatlichen Gestaltung und eine Trabition beherrscht noch die Anschauungen und Tendenzen der herrschenden Kreise, welche mit dem frischen Pulsschlag des modernen Lebens nicht harmonirt und von welcher der Staat ablassen muß, obwohl er durch das treue Halten an ihr so groß und stark geworden ist. Doch gerade dem jetzt tagenden Landtage liegen genügende Anlässe vor, zu zeigen, wie er die nächsten Aufgaben der innern Politik des preussischen Staats aufstellt; das Problem der Kreisordnung für die sechs östlichen Provinzen, das Schulgesetz und wichtige Finanzvorlagen sind zu berathen, und der Erfolg dieser Berathungen wird ein Merk-

fein an dem Wege der preussischen Geschichte sein. Glücklich aber sind wir, da wir auf günstige Lösung aller Fragen erstlich hoffen dürfen! — Wie anders sieht es dagegen mit dem großen Kaiserreich im Süden, dem Oesterreich, das noch immer unsere Sympathien, aber leider auch zu sehr unser Mitleid erweckt! In den umfangreichen, den Gegenstand hinlänglich erschöpfenden Aufsätzen „Oesterreich seit Auflösung des ungarischen Landtags im Jahre 1868: (S. 390—419, S. 577—609, S. 176—205 und S. 738—769) tritt uns das ganze politische Elend dieses Länder- und Völkertonglomerats entgegen. Der ungarische Reformlandtag, der Sturz des Bürgerministeriums, Potockis Ausgleichsversuche und der Fall seines Ministeriums — Alles deutet uns nur darauf hin, daß es Oesterreich nie und nimmer gelingen wird, eine politische Wohlgestalt darzustellen, denn es ist eben kein Staat, sondern ein Reich und zwar ein Reich, das die geschichtlichen Voraussetzungen seiner Existenzfähigkeit nicht mehr besitzt. Die Gegenwart kann nur wirkliche Staaten gebrauchen und einen „Staat“ Oesterreich kann es, wenigstens in dem jetzigen Reichsumfange, nie und nimmer geben. — Unsere politische Lektüre schließen wir mit der Darstellung der „Niederlande in ihrer neuesten Entwicklung“ von Theodor Wenzelburger (S. 225—255, S. 311—338, S. 686—710). Dieser blutsverwandte Nachbarsstaat hat eine nationale Selbstständigkeit bewahrt, welche zu der Unbedeutendheit seiner politischen Elemente einiger Maßen kontrastirt. — Eben darum so viel halbe Zustände d. h. halb mittelalterliche und halb modern-konstitutionelle Einrichtungen, und so viele vergebliche Versuche der liberalen Partei, die Konsequenzen des Konstitutionalismus auch in diesem Königreich zur Geltung zu bringen. Besonders interessant, wenn auch grade nicht befriedigend, sind die Mittheilungen Wenzelburger's über die Fortschritte der katholischen Kirche, welche den Triumph feiert, für die 3 Millionen Niederländer, von denen höchstens ein Drittel ihr gehört, fünf Bisthümer und ein Erzbisthum errichtet zu sehen, während das fast ganz katholische Belgien sich mit vier Bischofsstühlen völlig begnügt. — Die nicht minder interessanten und für das Verständnis der politischen wie sozialen Verhältnisse und Bewegungen der Gegenwart höchst bedeutungsvollen biographischen Aufsätze in „Unsere Zeit“ erwähnen wir. Es ist eine bunte Reihe wohlgetroffener Portraits, und wir sehen Namen des verschiedensten Ranges neben einander: Adolf Böttger, ein literarisches Portrait von Rudolf Gottschall (S. 118—128); Juan Prim, spanischer General und Staatsmann (S. 302—309); Bogumil Goltz, ein Essay von Rudolf Gottschall (S. 369—390); Alexander Dumas der Ältere und seine Schriften, von G. Bartling (S. 513—535, S. 678—706); Hermann Fürst von Büdler Muskan, ein literarisches Portrait von Ernst Ziel (S. 550—558); Francisco Solano Lopez, Diktator und Feldmarschall der Republik Paraguay (S. 609—627); Fürst Bismarck, eine biographische Studie (S. 721—739, S. 816—848); Moritz von

Schwind, von Alfred Voltmann (S. 785—801); G. G. Gervinus, von Heinrich Rückert (II. Hälfte S. 1—26); Charles Dickens, von Friedrich Althaus (S. 145—176); Dimer-Pascha kaiserlich osmanischer Generallissimus (S. 255—264); Friedrich Palm, ein literarischer Essay von Rudolf Gottschall (S. 369—392) und endlich Paul de Rocl (S. 710—714). Hierbei gedenken wir auch der beiden literar-historischen Aufsätze „Schiller und seine Gegner“ von Rudolf Gottschall (S. 721—738) und „die Romantiker in Vena“ (S. 450—474, S. 597—622): höchst schätzenswerthe Beiträge zum Verständniß der klassischen Zeit unserer vaterländischen Dichtkunst. — Endlich sei auch der naturhistorischen Aufsätze gedacht, welche „Unsere Zeit“, um kein Gebiet unserer Interessen zu verlegen, uns bietet: von Karl Aug. Rüß über „die Krankheiten der Pflanzen“ (S. 194—220) und die nothwendigen Maßnahmen des Vogelschutzes (S. 706—717) und von Prof. Dr. F. J. Pisto: „die Akustik der Gegenwart (II. Hälfte S. 53—67, S. 120—139).

II. Auch die preussischen Jahrbücher beginnen den Jahrgang 1871 mit mehreren höchst interessanten Aufsätzen über Frankreich und Franzosen. Gleich der erste Aufsatz Hermann Grimms „Voltaire und Frankreich“ (S. 1—25, S. 566—614) entwickelt uns an diesem, in Deutschland so besonders bekannt gewordenen acht französischen Philosophen die Entschneidung des Größenwahn's, welchem Frankreich bis in die allerjüngste Vergangenheit hinein sein prästige in der Politik der civilisirten Welt verdankte und durch welchen es endlich sich selbst um die Errungenschaft des vierzehnten Ludwigs und um fast den letzten Schimmer stitlicher Würde gebracht hat. Wie Frankreich von seiner Höhe herabgestiegen und das alte Frankreich sich selbst sein Grab gegraben, schildert uns in kurzen Zügen, aber in treffendster Weise R. Unger in der Beleuchtung des politischen Zustandes Frankreichs (S. 26—39), während Max Jähns durch seine „Umriss einer Geschichte des französischen Heerwesens“ (S. 76—103, S. 308—337) die innere Geschichte dieser größten und siegewohnstesten Armee seit den Anfängen des französischen Staates bis auf die Gegenwart herab schildert und auch dadurch die Gründe aufdeckt, welche dieselbe einst so gesiegt und gemacht und jetzt so beispiellos besiegt enden ließen. Unmittelbar in die Geschichte des letzten deutsch-französischen Krieges führt uns Dr. E. Frensdorff (S. 61—76) und zwar durch die Erinnerung an jene mysteriöse Dumorelle welche das Auftauchen eines bonapartistischen Emissairs von Chislehurst, Ferriers und Weg bildete und welche f. B. die sämtlichen Tagesblätter als die Vorbedeutung einer unerwartet wunderbaren Wendung des bonapartistischen Verhängnisses beschäftigte. Auffallend bleibt allerdings, wie diesem Schwärmer, Herrn Regnier, gelang, als Emissair der Kaiserin und des Prinzen, nur durch den Besitz ihrer Photographieen legitimirt, selbst im deutschen Hauptquartier und sogar bis zu Bismarck

hin Zutritt zu erhalten, um freilich schon zu bald als Abenteuerer hinausgewiesen von der Bühne und aus den Zeitungen wieder spurlos zu verschwinden. Das Lustigste ist aber bei seiner Geschichte, daß der von ihm aus Metz entführte General Bourbaki seinen Wünschen so wenig entsprach, daß er die Freiheit zum Uebertritt in die Armee der Republik benutzte. Immerhin eine amüsante Episode in dem sonst so ernsten Drama. — Dem Charakter der preussischen Jahrbücher entspricht es, daß ihre Aufsätze vor Allem den heimischen Zuständen und Interessen sich zuwenden, und zu einer bunten Reihe stellen sich diese historisch-politischen Darstellungen zusammen. „Die deutsche Frage 1813–1815“ von Wilhelm Maurenbrecher (S. 39–61) erscheint uns vielleicht erst jetzt in ihrem rechten Lichte, da erst das Jahr 1870 völlig mit allen Vorurtheilen und Täuschereien, unter denen vor nun fast 60 Jahren die Lösung dieses Problems unmöglich war, ganz und völlig gebrochen hat. Aber darum ist gerade jetzt auch der richtige Zeitpunkt, wo der Geschichtsschreiber auf jene unerquickliche und so undeutlich redende Projektionemacherei des Wiener Kongresses hinweist; denn damit erinnert er uns auch an das unvergleichliche Glück, das ganz Deutschland begrüßen durfte, als Preußen zum ersten Mal — wir tranken oder verkleinern damit keinen Wilhelm von Humboldt, keinen Hardenberg und keinen Stein — einem wahrhaft deutschen Diplomaten und wahrhaft praktischen Staatsmann seine und der anderen deutschen Staaten Schicksale in die kundige und machtvolle Hand legte. — Es liegt nahe, die Erfolge der deutschen und der italienischen Einheitsbestrebungen zu vergleichen und Aehnliches und Verschiedenes in dem Streben und in den Ergebnissen dieser beiden Völker aufzusuchen. W. Lenz stellte sich diese Aufgabe und löste sie mit Geschick in dem Aufsatze „Deutsche und italienische Einheit“ (S. 208–223). Die Geschichte der preussisch-italienischen Allianz von 1866 giebt uns Heinrich Hamberger (XXVIII. Band S. 132–160, S. 217–239, S. 392–418, S. 610–640). Sehr richtig beginnt die Darstellung mit der Cavourschen Politik und den vereinten Nachklängen derselben nach dem fast zu früh eingetretenen Tode dieses italienischen Bismarcks, sie weist eingehend die Bedeutung dieser Allianz für das bis auf Rom und Venedig gezielte, aber doch noch völlig unferstige Italien nach und entkühlt uns schrittweise den Gang der Verhandlungen, welche nach vielen Abirrungen und Missverständnissen und trotz mancher Aeusserungen politischer Disharmonie endlich zu dem Bündniß führten, welchem Italien ungleich mehr als Deutschland seine nationalen Erfolge verbannte. — Unter dem Titel „Sechs Jahre österreichischer Politik“ schildert Carl von Noorden (S. 354–392, S. 610–640) die Zeit und die Regierung Kaiser Josephs I. von Oesterreich in ansprechendster Form und mit historischer Treue. Ueber dem Hause Habsburg hat das Glück nicht oft gelächelt; sein Untergang war, daß in den Zeiten großer Konflikte oberer Aufgaben der Politik niemals die rechte Hand das Scepter des Reiches führte, und daß

selbst trefflich veranlagte Charaktere der Monarchen nicht in Harmonie mit der Geschichte ihrer Zeit standen und deshalb trotz redlichem Willen und mancher einzelnen guten und großen That doch ihrem Reiche wenig nützten. Der Dämon des Hauses Habsburg ist sein Doppel-Adler, auch ein Joseph I. stand unter seiner Gewalt und vermochte nicht die von einander abgewandten Köpfe zu vereinigen. Auch sein günstiges Naturell verklümmerte in der jesuitisch-pfäffischen Zucht, und leicht gelang es, ihn von den Versuchen wohlgeheimer Reformen abzubringen. So blieb auch der Segen dieses guten Fürsten für Oesterreich nur ein geringer und ist bald auch die letzte Spur davon vermischt. — Welchen Kontrast bildet dagegen „die Politik Friedrich des Großen“ durch deren Besprechung Wilhelm Maurenbrecher (S. 543–565) uns das staatsmännische Genie des großen Feldherrn als ein in der Geschichte fast allein dastehendes Phänomen vor die Augen stellt. Vor Allem benutzte der Verf. zur Begründung seines Urtheils jene politische Denkschrift aus dem Jahre 1733, in welcher der mit der Praxis der preussisch-deutschen und preussisch-europäischen Politik noch nicht bekannte Kronprinz klaren Auges die Aufgabe des Fürsten schilderte, welche zu lösen freilich nur er selbst berufen schien. — Es ist nicht grade ein weiter Gedanken sprung, wenn wir hier des sachkundig geschriebenen Aufsatze Heinrichs von Treitschke's „Parteien und Fraktionen“ (S. 175–208, S. 347–368) erwähnen: denn es ist die Aufgabe unserer Zeit, daß nun auch in das Parteileben der Gesellschaft staatsmännische Einsicht und Offenheit an die Stelle jener verwerblichen Selbstsucht und Kirchturmpolitik tritt, unter welcher bis dahin das öffentliche Leben in Deutschland krankte und durch welche die deutsche Geschichte grade so sehr aufgehalten ist, wie durch den Egoismus und die mißgunstvolle Eifersucht der Fürsten. Treffend kennzeichnet Dr. die zahlreichen Parteien, welche auf dem parlamentarischen Boden figuriren, und ertheilt ihnen mit der Berechtigung seines Verständnisses der politischen Aufgaben unserer Zeit die wohl zu beherzigenden Lehren. — Der Geschichte der deutschen Städte und deutschen Parteien widmet Nitzsch (S. 627–655) einen vortrefflich geschriebenen Aufsatz, der bei klarer Erfassung der tiefgreifenden Unterschiede zwischen den einkünigen Ständen und Parteien im heiligen deutschen Reiche und dem auf ganz anderen Fundamente ruhenden Parteiwesen der Gegenwart sich durch die präzise Charakterisirung der heutigen politischen Elemente in Deutschland um das Verständniß der Gegenwart Verdienst erworben hat. — Reflexionen, welche der letzte große Krieg veranlaßt, liegen uns in den Aufsätzen: Aphoristische Anwendungen über den Werth und die Bedeutungen der Festungen (S. 103–111, S. 159–175) und „Bemerkungen über die freiwillige Krankenpflege im Kriege von 1870“ (S. 121–144, S. 251–274) vor, beide behandeln Themata, zu deren gründlichster Erörterung die Helden unseres großen General-Stabes und der General-Quartiermeister wohl die kompetentesten Sachverständigen

sind. — „Der Friede und die deutsche Marine“ (S. 338—347) erwägt die Fragen, ob bei dem Friedensschlusse die Abtretung des Gebietes von Saigon behuf Errichtung eines deutschen Kolonialsystems und die Auslieferung von so und so viel französischen Panzerschiffe ausbedungen werden soll, also Fragen, über welche inzwischen die Geschichte schon hinweggegangen ist und zwar in dem gewiß allein praktischen und nationalen Sinne: denn bevor nicht unsere Marine die Macht hat, eine Kolonie zu schützen, ist uns mit der Kolonie nur geschadet, für die französischen Schiffe haben wir aber lieber das französische Geld genommen, da das System des Schiffsbaues inzwischen schon wieder mobifizirt und uns darum zu thun ist, nur Kriegsschiffe des besten Systems zu besitzen. — Daß die unvergleichlichen Erfolge des preussischen Militärsystems auch in andern Staaten zum Nachdenken über die dortige Militärorganisation aufforderten, ist so natürlich, wie daß man allenthalben das Bedürfnis zu mehr oder weniger tiefgreifenden Reformen fühlt. Selbst das aus anderen Gründen fast unverwundbare Rußland organisiert seine Armee und sein General Befehlswort tritt daneben mit Vorschlägen und Projekten hervor. W. I. (Waz Jäns?) berichtet zunächst über das Projekt einer russischen Heeresreform (S. 700—716) und später auch über die Reformen der Heeresorganisation in Rußland seit 1867 (Bd. XXVIII, S. 539—557). — Das deutsche Reich bildete den Gegenstand verschiedener Aufsätze der preuß. Jahrbücher. Abgesehen von dem mehr rechtsgeschichtlichen und prozeßrechtlichen Aufsätze des Prof. Friedrich Thudichum „Ueber Ausfertigung richterlicher Urtheile im Namen des Staatsoberhauptes“ (S. 413—427) ist des mehr kritizirenden Aufsatzes Otto Bähr's „Die Reichstagskompetenz“ (S. 72—82) zu erwähnen, in welchem die Ansichten der Professoren Zachariä in Göttingen und Beseler in Berlin über die Zulässigkeit einer Erweiterung dieser Kompetenz erörtert werden, worauf denn J. Beseler (S. 184—195) antwortet. — Heinr. von Treitschke bespricht (S. 667—683) „Oesterreich und das deutsche Reich“ und schließt mit der Mahnung, daß das junge Reich, gerüstet sein müsse, für den Fall, daß einmal der Tag des Zusammenbrechens des Oesterreichischen Reiches kommen sollte, die deutschen Theile an der Donau aus den Trümmern zu retten. — Vor der Aussicht in die Zukunft blicken wir rückwärts und sehen an den „Anfängen der Hanfa in ihrem historischen Zusammenhange“ von R. Usinger (S. 160—178) ein Stück nicht nur der deutschen, sondern der allgemeinen Kulturgeschichte, bei dem wir nur mit größtem Interesse verweilen. In der Geschichte der Hanfa ist nicht nur die Geschichte des deutschen Handels oder der Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und dem Auslande, zwischen dem Abend- und dem Morgenlande enthalten, sondern mit dem Werden jenes Städtebundes setzen sich die Elemente und Fundamente des christlich-deutschen Staats fest und treten als die treibenden Keime der neuen Welt die befreiten Elemente des alten Ständewesens mit

großer Kraft hervor. Grade diese Seite und Bedeutung der Hanfa schildert uns jener Aufsatz vortrefflich. — Erinnert uns die Geschichte der Hanfa an die Blüthezeit echt deutscher Städte und in andrer Hinsicht wieder an die Anfänge des kraftvollen deutschen Ständewesens überhaupt, so führt uns das Novemberheft (S. 522—539) in eine transatlantisch-moderne Stadtverwaltung, welche unseren Anforderungen an das Kommunalwesen durchaus nicht entspricht und nur als ein abschreckendes Bild sich darstellt. New Yorker Stadtverwaltung schildert aus eigenen Anschauungen Friedrich Kapp. Wir können seinen Mittheilungen vollen Glauben schenken und müssen seinen Widerwillen gegen diese auf verbreitetsten Grundlage des Systems des allgemeinen Stimmrechts ruhenden mehr gemeine als Gemeinde-Wirthschaft theilen. New-York krankt eben an dem misverstandenen Prinzipie des aktiven Bürgerrechts und seine aus allgemeinen periodischen Wahlen hervorgegangenen Magistratspersonen sind in Wirklichkeit nichts Anderes als Bürger, welche die Gelegenheit ihrer Amtsdauer zu möglichst großen finanziellen Vortheilen für sich mit weitestem Gewissen ausnützen, und nur deshalb leicht dem Staatsanwalte entgehen, weil jeder Bürger nur wünscht, die gleiche Möglichkeit zu so lukrativer Amtsverwaltung zu haben. Es ist gewiß richtig, wenn Kapp die Möglichkeit einer besseren Stadtverwaltung von der Aufgabe des allgemeinen Stimmrechts erwartet, an diese eben so wenig glaubt, wie daran, daß Rothschild Kommunist wird. — Nach diesem übrigens sehr lehrreich und völlig objektiv geschriebenen Aufsätze lesen wir gern den aus der Feder E. Frensdorff's „Straßburgische Geschichtsschreibung“ (S. 274—287), der uns in die Chronikliteratur der besten Art einführt und zugleich den Blick öffnet in die Schicksale eines kerkensunden und der deutschen Nation völlig würdigen Gemeindegewesens. — Die gleich darauf folgende Abhandlung W. von Bippens „Charles von Billers und seine deutschen Bestrebungen“ (S. 288—308) erinnert zu rechter Zeit an das Leben eines eifrassigen Franzosen, der zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts während seines zwanzigjährigen Aufenthalts in Deutschland selbst deutsch zu denken und zu empfinden gelernt hatte und in seiner Achtung vor dem deutschen Geist und Wesen sowie in seinem Glauben an dessen siegreiche Erhebung, ja! an dessen baldigen Sieg über den französischen Flatter- und Scheingeist seinen deutschen Zeitgenossen als nachahmungswerthes, beschämendes Vorbild hingestellt werden konnte. Willers war zu deutsch geworden, um in Frankreich je wieder heimisch werden zu können; leider verbitterte ihm die Kränkung, welche der Prinz-Regent als restaurirter König von Hannover dem hochgeachteten Professor in Göttingen durch dessen unerwartete, durch nichts motivirte, aber wohl durch die feige Verleumdung irgend einer misgünstigen schmutzigen Seele veranlaßte Entlassung auch die letzten Tage seines Aufenthalts in Deutschland. Nur mit dankbarer Verehrung gedenken wir auch heute noch dieses Charakterbildes französisch-deutscher Kul-

tur und Wissenschaft. — An schroffe Gegensätze gewöhnt uns die Journal-Lektüre. So treten wir jetzt an das Grab eines Mannes, über dessen einst so unvergleichlich schreckenvolles Wirken die Geschichte längst den Stab gebrochen. „Der Marquis von Pombal und die Jesuiten“ von Theodor Wenzelburger (S. 395—413 und im Julihefte S. 31—50) ist allerdings ein Thema, das in die Gegenwart der Jesuitenwirtschaft paßt. Allein wir sehen hier Beelzebub wider Beelzebub und finden in der Feindschaft des Marquis gegen diese Ausgeburt des katholischen Ordenswesens nicht ein einziges Moment stütlichen Werthes. Die Grausamkeiten des portugiesischen Ministers gleichen genau den Savignien in Inquisition und die Ziele derselben sind genau so teuflische wie die eines Torquemada. Können wir mit der Verbreitung der Jesuiten aus Portugal durch den beispiellos energischen Minister uns schon einverstanden erklären, weil wir hoffen, daß die Tage dieser Gesellschaft in Deutschland nun auch bald gezählt sind, so verabschauen wir doch die Politik, aus welcher der Entschluß dazu hervorging, und die Blutbäder und Scheiterhaufen, mit welchen sie ihre Ziele verfolgte. Der Marquis von Pombal bleibt eins der schauerlichsten Lebensbilder, welche die Geschichte uns aufbewahrt hat. — R. Mendelssohn-Bartholdi (S. 50—72 des Juliheftes) unternahm es, die Ehrenrettung des einstigen Franziskanermönches und spätern Revolutionsrichters Enlogius Schneider zu versuchen und es ist wohl unbedenklich, in dem Antheil dieses Mannes an der Revolution im Elsaß nicht das Urtheil begründet zu finden, welches die vorurtheilsvolle Leichtfertigkeit französischer Geschichtsschreiber gefällt hat. Schneider war gewiß nur ein schwärmerischer Freiheitspriester und endete auf dem Schaffot, weil die Revolution ihn zu milde, und die Franzosen ihn zu deulich fanden. Dies das Resultat der Mendelssohnschen Untersuchung. — In welchem anderen Lichte aber glänzt das Bild jenes italienischen Staatsmannes, der, ein Zeitgenosse Cäsar Borgia's die Gewaltthaten eines selbst regierenden Fürsten und die elende Schwäche der ihn umgebenden Republiken sah, und dennoch den Glauben an das Italia fara dà se nie aufgab und mit dem Schwerte seines Geistes Zeit seines Lebens trotz aller Verkennung und aller persönlichen Unbilde focht. „Machiavelli's Name ist, seit Friedr. der Große seinen Anti-Machiavelli schrieb, auch grade von uns Deutschen selten mit anderer Achtung, als welche der hohe Grad der geistigen Schärfe dieses Staatsmannes fordert, genannt. Die Vertheibigung des fürstlichen Absolutismus widerte alle ehrlichen Politiker an; daß man unterscheiden könne und müsse zwischen den Ansichten des Italieners in dem Italien des 16. Jahrhunderts, und zwischen der Anwendung, welche unpatriotische Fürstendiener von den zum Theil nicht einmal recht verkandelten Sätzen aus seinem Principe zu machen beliebt haben, daran ist nur selten gedacht. Jetzt lernen wir durch den Aufsatz von Karl Rnies „Der Patriotismus Machiavelli's“ (S. 665—700) Machiavelli nicht als staatsrechtlichen Politiker sondern als

nationalen Patrioten kennen, und grade diese Schilderung wird als ein wesentlicher Beitrag zur rechten Würdigung Jenes uns dienen können. Es ist charakteristisch, daß das wieder erstandene einheitliche Italien das Andenken Machiavelli's etwa so feiert, wie wir das des Kaisers Barbarossa. Die Rnies'sche Darstellung faßt über die Veredlung dieser Verehrung des patriotischen Staatsmannes, dessen Wirken schon fast vier Jahrhunderte zurückliegt, nicht zweifelhaft lassen. Sie giebt uns aus Machiavelli's Schriften treffende Belege und entwirft manche höchst charaktervolle Skizze aus seinem politischen Leben, die zur Kennzeichnung wie der Zeit, in welcher er lebte, so auch der Ideen, für welche er die Ruhe seines Lebens opferte, trefflich dienen. — In Italien hält uns der Aufsatz E. Zeller's „Die päpstliche Unfehlbarkeit und die Säkularisation des Kirchenstaats“ (S. 511—542) noch eine Weile zurück. Die in der Ueberschrift bezeichneten Ereignisse werden nach allen Richtungen hin und in allen ihren Konsequenzen und praktischen Bedeutungen erwogen, Verlust und Gewinn, welchen sie für die römische Kirche und Italien, für den Papst und Deutschland gebracht haben oder noch erwarten lassen, werden verglichen und die Bilanz fällt natürlich ziemlich sehr auf die Minusseite. Wir stimmen dem Schlußsatz des so klar wie objektiv und anziehend geschriebenen Aufsatze von ganzem Herzen bei: „Diese Partei (der Jesuiten) ist doch immer nur dann wirklich zu fürchten, wenn es ihr gelingt, sich hinter berechnete Bestrebungen und volksthümliche Schlagwörter der Gegenwart zu verstecken; je vollständiger sie der Welt ihr wirkliches Gesicht zeigt, je unverbüllter sie mit ihren Anschauungen und Ansprüchen hervortritt, um so sicherer ist ihre Niederlage. Diesen Dienst haben Schlabus und Konzil unsrer Zeit geleistet: den Urhebern derselben wird man, wie wir hoffen, den Dank, den sie verdienen, nicht schuldig bleiben. — Mit der katholischen Kirche im Elsaß und in Preußen beschäftigte sich E. Löning (S. 716—740), wenn wir nicht irren selbst Katholik. Der Vergleich des Rechtszustandes der katholischen Kirche in Frankreich — denn das ist in diesem Falle mit dem Elsaß identisch, und Preußen fällt zu Gunsten der preussischen Politik aus, wenn auch in einigen Punkten die Frankreich's richtigere Principien oder doch mehr Konsequenz in der Anwendung der Grundsätze bewährte. — Das Schicksal der lutherischen Kirchenfrage behandelt Friedr. Dettler (S. 427—460), indem er zunächst die allmähliche Gestaltung der evangelischen Kirche in Hessen und ihres gegenwärtigen rechtlichen Bestandes schildert und daran eine Kritik des in Folge fehlerhafter Parteitaktik für dies Mal zu Fall gebrachten Entwurfs der Presbyterial- und Synodal-Ordnung für die evangelische Kirche im vormaligen Kurhessen knüpft. Wir theilen den Ausdruck des Bedauerns über diesen Erfolg der Vorlage, aber auch die Erwartung, daß die Erneuerung derselben in nicht ferne Zeit bessern Erfolg haben werde.

Schließlich erwähnen wir noch die verschiedenen, besonders werthvollen kunst- und literar-

historischen Aufsätze, welche auch diesen Jahrgang der preussischen Jahrbücher schmückten: „Antike Grabmäler“ von Prof. Conze (S. 145—158), „Domenico Fiorentino“ von H. Grimm (S. 460—475); „Domenico Tibaldi“ von demselben (Bd. XXVIII, S. 82—87); „Raph. Mengs“, von R. Justi (S. 109—132); „Der Cardinal Alexander Albani“ von demselben (S. 248—264, S. 337—353); „Die Holbeinsche Madonna“ von Hermann Grimm (S. 418—431); „ein Manuskript über die Statuen in Belvedere“ von R. Justi (S. 581—609). R. Hagen zeichnete uns dann noch in dem Referate über das G. Weig'sche Buch „Caroline (Schlegel, Leipzig 1871) ein deutsches Frauenleben aus der Zeit unserer Literaturblüthe“ (S. 457—507 des Novemberhefts), dessen Bedeutung allerdings über den Kreis der Wenigen oder Vielen, mit welchen ein

zeitiges Geschick diese Seele zusammenführt; hinausging und ein wirkliches kulturhistorisches Interesse gehabt hat und also auch behält. — Wir gedenken noch der in ansprechender Pietät gesammelten Notizen über Gerbinius von H. Grimm (S. 475—479) und über den blinden Gelehrten und Lehrer Prof. Adolf Schottmüller von E. Curtius (S. 614—624 des Maihefts), zahlreicher anderer Mittheilungen und Korrespondenzen über Vorgänge und Angelegenheiten im Innern einzelner Staaten nicht weiter gedenkend, ohne das Interesse derselben und den Vortheil ihrer Veröffentlichung irgend in Frage zu stellen. Wir nennen darunter nur die umfangreichsten und durch das frische natürliche Colorit der Darstellung besonders ansprechenden „Federzeichnungen aus Frankfurt am Main“ von Ludwig Robert (Zutheft S. 1—30).

IV. Kurze Literaturberichte.

Theologie. *)

Praktische Theologie. Erbauungschriften.

Garnad, Dr. Th., Liturgische Formulare. Zur Vervollständigung u. Revision der Agende für die ev.-luth. Kirche im russ. Reiche hersgg. 1. Heft: Taufe und Confirmation. Dorpat, Gläser. 12 gr.

† **Plugbeil, Jos.**, Liturg. Handbuch der in der Diocese Passau herkömmlichen kirchl. Verrichtungen, Segnungen, Processionen u. Passau, Waldbauer.

† **Schelle, Ed.**, Die päpstl. Sängerschule in Rom, genannt die fixin. Kapelle. E. musikhistorisches Bild. Wien, Gottbard. 2 thlr.

Doeper, Herm. v., Hymnen des Mittelalters. Frei nach dem Latein. Berlin, Wolf u. Co. 15 gr.

Hommel, Bez.-Ger.-R., Geistl. Volkslieder aus alter u. neuerer Zeit mit ihren Singweisen hersgg. 2. Ausg. Leipzig, Teubner. 24 gr.

Roh, Stefan Ed. Emil, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christl., insbes. der deutschen evangel. Kirche. 1. Hauptthl.: Dichter u. Sänger. 3. umgearb., durchaus

verm. Aufl. 7. Bd. 1. Hälfte. Stuttgart, Besser. 1 thlr. 6 gr. [I.—VII.: 8 thlr. 21 gr.].

† **Hohmann, Pf. Frz.**, Psalmen und Hymnen des Christenthums, metrisch bearbeitet, zugleich ein Vesperbuch. Dülmen, Laumann. 1 thlr. 4 gr.

† **Karisch, Prof. Dr.**, Grundzüge der praktischen Pastoralmedicin. 1. Handb. für Seelsorger. Paderborn, Schöningh. 12 1/2 gr.

† **Lechner, P. Peter**, Des Ordenswesens Wesenheit und Würde, Rechte und Pflichten. Regensb., Manz. 1 thlr. 18 gr.

† **Gerlach, Domcapit.**, Geistl. R. Dr. G., Lehrbuch des kath. Kirchenrechts. 2. verm. u. verb. Aufl. Paderborn, Schöningh. 1 thlr. 18 gr.

Haan, Sup. Wilh., Homiletisches Ideen-Magazin. Eine Sammlung von zum größten Theil ausgeführten Dispositionen zu Predigten, Pastoral- und Epheoral-Reden. Leipzig, Matthes. 1 thlr. 20 gr.

Ramsauer, Past. G., Wie sollen wir unsre Predigt machen? Ein Conferenz-Vortrag, gehalten auf der evang.-luth. Pastoral-Versammlung zu Bremen am 3. Oct. 1871. Oldenburg, Schulze. 5 gr.

Seyler, Fr. G., Von der pastoralen Rede (Casualrede). Eine Abhandlg. aus dem Gebiete der prakt. Theologie. Gütersloh, Bertelsmann. 12 gr.

*) Die Werke römisch-katholischer Autoren sind mit †, diejenigen jüdischer mit * bezeichnet.

- Job. Zauler's** Predigten, Von den besten Ausgg. in die jetzige Schriftsprache übertragen von Dr. Zul. Hamberger. 2. neu bearb. Aufl. Prag, Tempsky. 1 thlr. 10 gr.
- Schleiermacher's** Predigten für den christl. Hausstand. Wohlfeile Lieferungsausg., herausgegeben von Mitgliedern des Protestantenvereins. 1. Lieferung. Berlin, Grosser. à 3 gr.
- Weigel, Pfr. J. J.**, Für Kanzel u. Haus. Sprüche, Gedanken u. Geschichten zu den Sonn- u. Festtageevangelien. Erlangen, Deichert. 16 gr.
- Kothe, R.**, Stille Stunden. Aphorismen aus seinem handschriftl. Nachlaß. Wittenberg, Koelling. 1 thlr. 6 gr.
- Reichowit, Carl Adph.** Verh. v., System der christlich kirchlichen Katechetik. 2. Bd.: Die Lehre vom kirchl. Unterrichte nach Stoff und Methode. 2. Abthl.: Die Katechese oder der kirchl.-katechet. Unterricht nach seiner Methode. 2. Hälfte: Die erotematische Unterrichtsform. Leipzig, Hinrichs. 2 thlr. 20 gr. (compl. 10 thlr.).
- Kramm, Past. E. H.**, Christl. Kinderlehre in Frage und Antw. nach Dr. M. Luthers kl. Katech. für die Volksschule bearb. 4. Aufl. Langensalza, Schulbuchhlg. 5 gr.
- Koch, Pfr. Otto**, Ueber das Verh. der Schule zur Kirche mit bes. Rücksicht auf die im Königr. Sachsen bevorstehende neue Schulgesetzgebung (Aus der „Leipz. Ztg.“). Mit erklärt. Anmerkungen. Dresden, Am Ende. 7½ gr.
- Katechismus** der christl. Lehre, mit Beziehung auf die beiden symbol. Katechismen der evang. Kirche. 9. Aufl. Barmen, Klein. 8 gr.
- Gebetbuch**, Christliches, zur Beförderung der kirchl. und häusl. Andacht. Ein Anhang zum Arnstädter Gebetbuch. Neue, auf Veranlassung der Behörde völlig umgearb., mit neuen Gebeten verm. Aufl. — Ansb., Froscher. 4 gr.
- Kapff, Präf. Dr.**, Gebetbuch. Zwei Theile. 17. Aufl. Mit allergnäd. Königl. Württemberg. Privilegium. Stuttgart, Belfer.
- Systematische Theologie; Apologetik, Symbolik und Polemik.**
- Lommatzsch, Lic. Privatdoc. Dr. Siegf.**, Schleiermacher's Lehre vom Wunder und vom Uebernatürlichen, im Zusammenhang seiner Theologie und mit besondrer Berücksichtigg. der Reden über die Relig. u. der Predb. dargestellt. Berlin, Mittler u. Sohn. 2 thlr. 4 gr.
- Delitzsch, Lic. th. Dr. ph. Johs.**, De inspiratione Scripturae Sacrae quid statuerint patres apostolici et apologetae secundi, seculi. Leipzig, Lorenz. 15 gr.
- Osborn, Prof. Dr. G.**, Der hl. Geist, sein Werk und seine Sendung. Ein Vortrag. Stuttg., Riesching u. Co. 4 gr.
- Salz, Domkapit. Dr. F.**, Die kath. Abendmahlslehre mit der hl. Schrift und Tradition und in ihrer Bed. f. das relig.-sittl. Leben dargef. Mainz, Kuperberg. 12 gr.
- Walzer, J. P.**, Des hl. Augustinus Lehre über Prädestination u. Reprobation. Eine dogmengeschichtl. Abhdlg. (Aus der „Oesterreich. Vierteljahrsch. für kath. Theol.“). Wien, Brannmüller. 10 gr.
- Hollenberg, W. A.**, Beiträge zur christl. Erkenntnis für die gebildete Gemeinde. Aus Aufzeichnungen und Briefen eines Freundes (J. Hilsmann) ausgewählt und hergg. Oberhausen, Spaarmann. 1 thlr. 10 gr.
- Baumgart, Chr. Ed.**, Christl. Apologetik auf anthropologischer Grundlage. 1. Bd. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 2 thlr.
- Schöberlein, Dr. Ludwig**, Die Geheimnisse des Glaubens. Heidelb., Winter. 2 thlr. 24 gr.
- Kothe, Dr. Rich.**, Theolog. Ethik. 2. Aufl. Register, aufgestellt durch Pfr. Dr. R. E. Schmidt b. Wittenberg, Koelling. 3 gr. (compl. 12 thlr. 18 gr.).
- Ripalda, R. P. Joann. Martinez de**, Tractatus theologicus et scholasticus de virtutibus fide, spe et caritate. Opus postumum necessariis indicibus illustratum, quod quasi continuatio sit Disputationum de ente supernaturali et totum IV constituat. Ed. II, pluribus mendis expurgata. Parisiis (Berlin, Calvary). 8 thlr. (1—4: n. 32 thlr.).
- Friess, F.**, De episcopatus unitate. Eichstätt, Krüll. 24 gr.
- Bolzberger, Fr.**, Die wahre und die falsche Union. Dargestellt in 6 Briefen. 2. verb. Aufl. Leipzig, Hamnoversch. ev. Bucherverein. 3 gr.
- Peiffer, Dr. Aug.**, Lutherthum vor Luther, oder das alte evangel., durch Luther erneuere Christenthum und das neue römische durch Luther aufgedeckte Papstthum, durch gründl. Beantwortung dreier von P. Arnold Engel ausgefretener Fundamentalfragen wider die luth. Religion kurz bewiesen und vertheidigt. St. Louis (Leipzig, Bredt). 20 gr.
- Meinkens, Prof. Dr. Jos. Hub.**, Die päpstl. Dekrete vom 18. Zul. 1870. S. VI. Münster, Bruun (5 gr.).
- Mallous haereticorum**, b. i. Röm.-kathol. Briefe zur gründl. Abfertigung der schrecklich umfichgreifenden altkathol. Ketzerei. Prag, Tempsky. 2 gr.
- Hoffmann, Prof. Dr. Franz**, Kirche und Staat. I. Die Revolution von Oben in der römisch-kath. Kirche. II. Beiträge zur Politik und Staatsphilosophie. Eine Sammlung zerstreuter Aufsätze, Recensionen und Anzeigen. Gütersloh, Bertelsmann. 1 thlr. 10 gr. [anti-infallibilistisch].
- Brief an Dollinger**, von einem Laien der russ. orthod. Kirche aus Moskau. — Berlin, Behr. 7½ gr.
- Friedrich, Prof. Dr. J.**, Tagebuch. Während des vatik. Concils geführt. Nordl., Beck. 2 thlr. 7½ gr.
- Jarisch, Stadtdch. Dr. G. A.**, Die Unfehlbarkeit des Papstes. Zur Belehrung, Aufklärung und Beruhigung zc. Romotau (Wien, Klemm). 5 gr.
- An die Fallibilisten.** Von Dr. ***. Graz, Moser. 5 gr.
- Widell, Prof. Dr. Gust.**, Messe und Pascha. Der apostolische Ursprung der Messtheurgie und ihr genauer Anschluß an die Einsegnungsfeier

der h. Eucharistie durch Christus, aus dem Paschaltintal nachgewiesen. [Separatabzug aus dem „Katholiken“ verm. mit Zusätzen]. Mainz, Kirchheim. 15 fgr.

Eine russische Stimme über Gewissensfreiheit (Eisenach, Baercke).

Böhm, Charles J. L., Schatten und Licht in dem gegenwärtigen Zustand der Kirche. Neun Abhandlungen über christl. Wahrheiten für unsere Zeit. Mit einem Vorwort von Dr. H. W. J. Thiersch. 2. Aufl. (Basel, Schneider). 20 fgr. [irvingianisch].

Rohse, J., Jesus Christus und seine Offenbarungen über Ewiges und Ewiges, oder das neue Christenthum. (Altona, Hammerich). 9 fgr. [spiritistisch].

Politische Broschüren.

März, April und Mai 1872.

Schulze, Jul., Das eiserne Gesetz. Ein Wort an die deutschen Arbeiter. Freg. vom mittelh. Fabrikanten-Verein. fgr. 8. 23 S. Frankfurt a. M. (Mainz) b. Zabern in Commiss. 2 1/2 fgr.

Clason, Priv.-Doc. Dr. Octav., Vor mehr als 2000 Jahren. Eine polit. und sociale Parallele als öffentl. Vortrag geh. in d. Aula der großherzoglichen Landes-Universität zu Rostock am 20. Novbr. 1871. 8. 23 S. Rostock, Kuhn. 4 fgr.

Scédo-Ferroti, D. R., Die internationale Arbeiterbewegung. Populäre Betrachtgn. 8. 144 S. Berlin, Behr. 1/4 thlr.

Tefut, Dec., Die Internationale. Ihr Wesen und ihre Bestrebgn. 1. u. 2. Fg. gr. 8. S. 1—48 u. 49—96. Leipzig, Froberg. 1/4 thlr.

Die Arbeitsverhältnisse od. der Kampf zwischen Kapital und Arbeit und die Mittel zur Verbesserung. Von A. F. 2. Aufl. gr. 8. 32 S. Berlin, Grieben. 6 fgr.

Niendorf, M. Ant., Sociale Studien. [Aus „deutsche Landeszeitg.“] 2. Heft. 8. 47 S. Berlin, Goldschmidt. 6 fgr.

Schönwasser, Rosalie, Ueber die Verbreitung vernünftiger und zeitgemäßer Ideen in Bezug auf die Frauenfrage. gr. 8. 16 S. Düsseldorf, de Haen. 3 fgr.

Staat od. Geistlichkeit in der Schule. Stenographische Berichte der Verhandlgn. d. Hauses der Abgeordneten üb. d. Gesetz-Entwurf betr. Beaufsichtigung d. Erziehungs- und Unterrichtswesens. gr. 8. 152 S. Berlin, Kortkamp. 12 1/2 fgr.

Wider die Jesuiten. 3. Aufl. gr. 8. 20 S. Elberfeld, Friedrichs. 5 fgr.

Zur Geschichte der englischen Arbeiter-Bewegung im J. 1871. gr. 8. 79 S. Leipzig, Dunder u. Humblot. 16 fgr.

Kühne, Capit. Prof. P. Benno, Der Zusammenhang der atheistischen Wissenschaft m. dem Sozialismus. Aus den Enthüllgn. d. Bischofs Dupanloup v. Orleans nachgewiesen. fgr. 8. 29 S. Einsiedeln, Gebr. Benziger. 4 1/2 fgr.

Baumgarten, Prof. Dr. M., Ein rückständiges Capitel f. die mecklenburgische Reichstagsdebatte. Offenes Sendschreiben an Herrn Prof. H. v. Treitschke. 8. 57 S. Rostock, Kuhn. 9 fgr.

Gomberg, Einette, Auch noch ein Beitrag zur heutigen Frauenfrage. 8. 100 S. Leipzig, D. Wigand. 1/2 thlr.

Schönfeld, Otto, Kurze Bearbeitung der Arbeiter-Frage vom landwirthschaftlichen Standpunkt aus. 8. 14 S. Briesen, (Riemschneider). 3 fgr.

Heine, Herm., Von oben. Sociale Gedanken. 16. 12 S. Dessau, Heine. 2 1/2 fgr.

Bauer, Dr. Edgar, Die Wahrheit üb. d. Internationale. gr. 4. 15 S. Altona, Bauer. 1/4 thlr.

Gröbl, Pfr. Dominik, Preußens protestantische Kaiseridee und Oesterreichs katholisch-politische Zukunft. 2. verm. Aufl. gr. 8. 43 S. Eichstätt, Krüll. 1/4 thlr.

Ketteler, Bischof Wilh. Eman. Frhr. v., Die Centrums-Fraction auf dem ersten deutschen Reichstage. 3. Aufl. gr. 8. 155 S. Mainz, Kirchheim. 1/2 thlr.

Möller, Dr. J., Zwei Vorträge. 1. Die Bedeutung und Berechtigung der Nationalität. 2. Unser Fortschritt zum ewigen Frieden. gr. 8. 29 S. Elbing, Neumann-Hartmann's Verl. 6 fgr.

Winter, Aug., Der Bundesrath und die Reichsoberhausfrage. gr. 8. 249 S. Tübingen, Laupp. 18 fgr.

Stoffel, Oberst Baron v., Militärische Berichte erstattet aus Berlin 1866—1870 in d. Verf. Eigenschaft als ehemal. französ. Militär-Bevollmächtigter in Preußen. Erste vollständ. deutsche Uebersetzung. Mit e. Vorwort v. Karl Braun. gr. 8. 256 S. Berlin, Janke. 2 thlr.

Reichensperger, App. Ger.-R. Dr. Aug., William Schafespere, insbesondere sein Verhältniß zum Mittelalter und zur Gegenwart. [Aus „Zeitgemäße Broschüren“] gr. 8. 49 S. Münster, Rüssel. 6 fgr.

Schleinitz, Alexandra v., Offener Brief e. Studierenden an die Gegner der „Studentinnen“ unter den Studenten und Berichtigung dieses Schreibens. gr. 8. 20 S. Zürich (Drell, Füssli u. Co.) 3 fgr.

Die moderne Schulwuth im Lichte der wahren Grundsätze v. e. Katholiken d. Elsasses. Den elssäss. Familienvätern gewidmet. gr. 8. 20 S. Freiburg, Herder. 2 fgr.

Stolz, Alban, Die Hyren-Angst der aufgeklärten Welt. Unversiegelter Brief am Herrn Bluntzli und Gebrüder. 3. Aufl. gr. 8. 24 S. Freiburg, Herder. 2 fgr.

Richmann, J. H. v., Ueber den Communismus der Natur. Ein Vortrag geh. i. Berliner Arbeiter-Verein i. Febr. 1866. 2. Aufl. gr. 8. 31 S. Berlin, Heimann. 1/4 thlr.

Leslie, Prof. L. C. Cliffe, Die Reform der Finanzen. Aus den Veröffentlichgn. d. Cobden-Clubs 2. Serie, 1871—72. Im Auftrage d. ständ. Ausschusses d. Congresses deutscher Landwirthe überf. v. Max Broemel. gr. 8. 72 S. Berlin (Puttkammer und Mühlbrecht). 12 fgr.

- Dykowski, Ign. v.**, Beiträge zur Beleuchtung der Gleichberechtigungsfrage der polnischen Sprache in Westpreußen, zunächst eine Denkschrift f. d. Mitglieder d. Hauses der Abgeordneten: 2. Aufl. gr. 8. 70 S. Posen (Zeitgeber u. Co.) 1/8 thlr.
- Oesterreichs parlamentarische Größen.** Ein Vortrag zur neuesten österr. Geschichte. gr. 8. 53 S. Leipzig, Luckhardt. 1/8 thlr.
- Sybel, Heinrich v.**, Was wir von Frankreich lernen können. gr. 8. 16 S. Bonn, Cohen und Sohn. 1/8 thlr.
- Winkler, Realschuldir. Dr. W.**, Ueber Ursache und Ziel der gegenwärtigen Arbeiterbewegung. Vorträge 8. 42 S. Wismar, Finckhoff. 3 sgr.
- Yergentzöther, Prof. Dr. Jos.**, Katholische Kirche und christlicher Staat in ihrer geschichtlichen Entwicklung und in Beziehung auf d. Fragen d. Gegenwart. Histor.-theol. Essays und zugleich e. Anti Janus vindicatus: 1. Heft. gr. 8. S. 1—96 u. 2. u. 3. Heft S. 97—288. Freiburg i. B. Herder: à 9 sgr.
- Stumpf, Gymn.-Oberl. Theodor**, Die freie Kirche im freien Staate. Vortrag geh. i. Erefeld am 16. Febr. 1872. gr. 8. 34 S. Bonn, Weber. 6 sgr.
- Newmarch, Präsi. Wm.**, Volkswirtschaftliche Perspectives in England. Ein in Leeds geh. Vortrag, deutsch v. John Freiwelt jun. gr. 8. 42 S. Berlin, Riederig. Berl. 8 sgr.
- Stöber, W.**, Einfache Fragen e. elässischen Volksfreundes, deutsch und französ. gr. 8. 14 S., Mithausen, Detkoff. 3 sgr.
- Maué, Oberlehrer; Ph.**, Zur Frage üb. die sociale Stellung der Frauen und die weiblichen Bildungsanstalten zur Erwerbsfähigkeit. gr. 8. 31 S. Frankfurt a. M., Aufferth. 4 sgr.
- Ein Mahnwort an Deutschlands Katholiken.** Von e. kathol. Reichstags-Abgeordneten. gr. 8. 23 S. Berlin, Stilke. 1/8 thlr.
- Moll, Herr General-Superint. Dr. th. C. B.** und die sociale Frage in ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung. Eine krit. Beleuchtg. d. in Königsberg am 25. Jan. 1872 geh. Vortrags v. e. Unbefangenen. 8. 15 S. Königsberg Theil: 5 sgr.
- Die Politik als Weltstudium unter den Politikern und ihren Trabanten.** Von e. Politiker. gr. 6. 98 S. Wien, Kirsch. 6 sgr.
- Reformen, in Verwaltungs- und Finanzwesen Egyptens.** gr. 8. 62 S. Wien, Manz. 1/8 thlr.
- Pory, Garnisonshrb. S.**, Die Fragen der Gegenwart und die Volksschule. gr. 8. 79 S. Stuttgart, Bessers. Berl. 9 sgr.
- Scherr, Johs.**, Hammerschläge und Historien. 8. 532 S. Zürich, Schabelig. 2 thlr.
- Jensen, Wihl.**, Aufräumen! 16. 67 S. Flensburg, Exped. d. Flensb. Norddentsch. Zeitg. 1/8 thlr.
- Rostock, S.**, Herr General-Superint. Dr. th. C. B. Moll und die sociale Frage. gr. 8. 12 S. Königsberg, Braun u. Weber. 3 sgr.
- Benjamer, C. G.**, Die Einwirkung der Gewerbe-freiheit, Freizügigkeit und Association auf das Berufsleben in Mecklenburg. 8. 39 S. Rostock, Kuhn. 6 sgr.
- Wagner, Prof. Dr. Abph.**, Offener Brief an Herrn H. B. Oppenheim. Eine Abwehr manchesterl. Angriffe gegen meine Rede üb. die social. Frage auf der Octoberversamml. gr. 8. 29 S. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1/4 thlr.
- Vier Herren v. Bismarck im Kirchenbann.** gr. 8. 24 S. Berlin, C. Dunter's. Berl. 2 1/2 sgr.
- Schasing, Otto v.**, Liberale Freunde. Zeitgemäße Erzählg. f. Ultramontane und Liberale. 16. 62 S. Deggendorf, Krüll. 3 sgr.
- Donnenfeld, Phpp.**, Die Wissenschaft und die Politik der Gegenwart, e. Vorlesg., m. e. bef. Rücksicht auf die Zukunf. gr. 8. 22 S. Wien, Herzfeld und Bauer. 6 sgr.
- Quaritsch, Dr.**, Geschichtliche Uebersicht u. Grundbegriffe der Nationalökonomie. Nebst Anh.: Ueber die Banken. Als Nscr. gedr. gr. 8. 16 S. Berlin, Weber. 6 sgr.
- Die legitimen und historischen Rechte Croatiens und der Ausgleich m. Ungarn.** gr. 8. 66 S. Agram, Suppan. 12 sgr.
- Schneiderhan, Pfr. Ant.**, Die Bayerischen in Berlin und der letzte Paragraph d. Strafgesetzbuchs f. das deutsche Reich nach ihren öffentl. Bekenntnissreden. gr. 8. 32 S. Stuttgart, Kupfer. 2 sgr.
- Sybel, Heinrich v.**, Die Lehren des heutigen Socialismus und Communismus. gr. 8. 95 S. Bonn, Cohen u. Sohn. 1/8 thlr.
- Zeitgemäße Broschüren.** In Verbdg. m. E. Th. Thissen, Paul Hassner und Joh. Janssen hrsg. v. Frz. Hülskamp. 8. Bd. ob. Jahrg. 1872. 10 Hefte (cvc. 1 1/2 Bogen) gr. 8. Münster, Rüssel. 1/8 thlr.
- Du sollst kein falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten.** Eine Entgegnung auf d. Schrift: „Ein Stück aus der Hinterlassenschaft d. Herrn v. Mühlcr.“ gr. 8. 96 S. m. 1 Tabelle in qu. Fol.) Gotha, F. A. Perthes. 12 sgr.
- Offener Brief an die deutschen Fürsten und das deutsche Volk.** gr. 8. 10 S. Dresden, Kraszewski. 1/8 thlr.

1. Rufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar - historischen Inhalts.

Ueber die Literatur der Czechen.

(Schluß.)

Wir treten in das Zeitalter der hussitischen Bewegung ein, d. h. in die dritte Periode der böhmischen Literatur von 1410—1526. Es ist dieß eine Zeit des Kampfens und Ringens — Fleisch und Geist lagen da im Streit. Ein zweifacher Gegensatz kam zum Bruch. Der Widerspruch gegen Rom steigerte sich von Jahr zu Jahr und erreichte nach der Verbrennung Hussens zu Constanz seinen Höhepunkt, um fortan mit einer Wildheit ohne Gleichen zu toben; die Spannung zwischen Czechen- und Deutschthum führte zur Katastrophe von 1409, zur Vertreibung der deutschen Professoren und Studenten von der Prager Universität, um einestheils den Anfängern in der Wissenschaft die Hochschule auszuliefern und sie so ihres bewährten Rufes zu berauben und auf lange Zeit ins Dunkle zu stellen, aber auch um andererseits den Kampf gegen die Deutschen hinauszutragen in das Land und über die Grenzen des Landes. Das Parteigetriebe wird nun großartig und im höchsten Grade verwirrend; nach K. Wenzels Tode tritt Kaiser Siegmund in den Vordergrund und macht seine Ansprüche auf den böhmischen Thron geltend. So ringen sie nun unter einander: Deutsche und Czechen, die Anhänger Roms und der in der Bildung begriffenen böhmischen Nationalkirche, die Calixtiner und die Utraquisten, die Taboriten und die Waisen, die Anhänger Kofhycanas, Przibrams, Johannes von Seelau, Wl's und Anderer; Zizla, Prokop der Große, Sigmund und Korybut, die Concil- und die Volkspartei, der Herrenbund und der Städtebund, Aristokratie und Demokratie! Alle unter einander, jeder gegen die Andern im bittersten Haß! Es ist ein wildes Wogen und Fluthen und dazu gesellt sich ein fanatisches Morden, Sengen und Brennen.*) Als es sein graufiges Ende erreicht hatte und die durch den Krieg verwüsteten Gefilde nicht mehr von Eisen starrenden Kriegsheeren zertreten wurden, war zwar auch in Böhmen der Humanismus eingezogen, aber auch dieser litt unter dem allgemeinen Hader. Denn während der eine Hauptvertreter des Humanismus, Victorin Cornelius von Wschehrd ein Gegner Roms war und blieb, ließ der andere, Bohuslaw von Lobkowitz auf Hassenstein seinen ganzen Groll gegen den Utraquismus und die Brüderunität los. Dennoch sprach sich ein Zeitgenosse über diese beiden Männer aus:

Prima Bohuslaus, Cornelius altera lux est; /
Sidera nos alii, sed sine luce sumus.

Herr Bohuslaw und Victorin waren keine Freunde; Schlechta hatte Hassensteins Gedichte ins Czechische übersetzt. Letzterer war mit der Arbeit höchst unzufrieden und nannte den Translator (in einer Elegie) einen „zweibeinigen Esel“. Hassenstein selbst zählte sich zu den Deutschen und erklärt dieß ausdrücklich in einem Briefe an seinen Freund Abelnmann in Eichstädt.

Daß unter solchen Wirren von einer nachhaltigen Pflege der Wissenschaften nicht die Rede sein konnte, liegt auf der Hand — selbst der Humanismus, der in Deutschland so

*) Ein klares Bild der namenlosen Zerküftung Böhmens in jenen Tagen wird in dem I. Bande der „Geschichte der evang. Kirche in Böhmen“ von Dr. Ezerwenka entrollt, auf welches Werk wir auch bezüglich der verschiedenen oben im Text erwähnten Persönlichkeiten verweisen.

befruchtend wirkte, gewann in Böhmen nur kleine Kreise für sich. Die hervorragendsten Schriften behandeln geschichtliche und religiöse Stoffe, entsprechend den in Böhmen entbrannten Kämpfen. Nach allen übrigen Richtungen ist die Literatur des 15. Jahrhunderts arm. So hat beispielsweise die Philosophie außer einigen Tractaten nur Uebersetzungen aufzuweisen von Werken des Petrarca (*de remediis utriusque fortunae*), des Jovin. Pontanus, Maffaeus Begius, Aeneas Sylvius, Erasmus von Rotterdam, Marsilius Ficinus u. a. Vieles ist in den Hussitenstürmen wohl zu Grunde gegangen, manches ließ geistige Beschränktheit verbrennen. Die mathematischen Studien erstrecken sich auf Planetarien, Calendarien und die Chyromantik; ein einzelnes Blatt, angeblich von Zizka, scheint einer größeren Schrift über die Kriegskunst anzugehören. Die Naturwissenschaften weisen fast nur alchymistische und landwirthschaftliche Schriften auf; aus der Heilkunde werden eine Menge Bücher genannt, die fast durchgehends bestätigen, daß man auf diesem Gebiete damals noch vielfältigem Aberglauben huldigte; erwähnenswerth ist ein czechisch geschriebenes Herbarium, das den Arzt Joh. Czerny, ein vielgenanntes Mitglied der Brüderunität zum Verfasser hat. Die Geographie hat mehrere selbstständige und interessante Werke aufzuweisen; Lew von Rozmital, Bruder der Königin Johanna, der Gemahlin Georgs von Podjebrad beschrieb seine in die Jahre 1465—1467 fallende große Reise durch Deutschland, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien — es ist jedoch nur die lateinische Uebersetzung vorhanden, welche 1577 zu Olmütz gedruckt wurde. Martin Rabatnik, der Brüderunität angehörig, theilte sich an jener abentheuerlichen Reise, auf welcher die Brüder Christen zu finden hofften, „die unabhängig von Rom sich von dem allgemeinen Verderben der Kirche frei erhalten hätten und in der Lauterkeit des ursprünglichen Christenthums ständen“. Er ging im März 1491 nach Constantinopel, Jerusalem und Kairo, von da über Jerusalem wieder zurück und schilderte seine Wahrnehmungen und Erlebnisse. Johann Lobkowitz von Hassenstein beschrieb seine Reise zum hl. Grabe und Hermann Czernin von Chudenic veröffentlichte ein Werk über seine Gesandtschaftsreise nach Constantinopel. Die erste Karte von Böhmen, angeblich von Mathias Claudianus entworfen, wurde 1517 in Nürnberg gedruckt.

Reich ist im 15. Jahrhundert die Poesie vertreten. Der trojanische Krieg, auf Veranlassung des obersten Münzwardeins Peter Jmzlik von Smojšhin nach dem lateinischen Original des Guido de Columna Messalensi bearbeitet, ist deshalb merkwürdig, weil er das erste czechische Buch war, welches in Böhmen gedruckt wurde, und zwar zu Pilsen im Jahre 1468. Böhmisches Bearbeitungen deutscher Volksbücher werden eine ganze Reihe genannt, wir erwähnen nur: Walther und Griselidis, Briselidis und Ritter Rudolf, Chronik der Grafen Stilsried und Brumswit, Flor und Blankflor, Guiskard und Gissimunda, Melusine, Magelone, Genovefa, Graf Heinrich und sein Sohn, Kaiser Jovinianus. — Die aesopischen Fabeln geben Veranlassung zur Dichtung einer „Versammlung sämmtlicher Thiere“, worin zuerst die vierfüßigen Thiere, dann die Vögel und endlich die Insekten redend und handelnd vorgeführt werden. — Die Parteikämpfe riefen eine Menge mehr oder minder gelungener Satyren hervor, so gegen Hus und dessen Anhang nach der Zerstörung der Klöster in Prag (1419), gegen die Simonie der Priester, gegen die Compactaten, für die Taboriten, gegen die Piskarden (die böhmischen Brüder), auch gegen die bösen Weiber, denn auch diese theilten sich an den Verwüstungen der Kirchen und Klöster. Besonders aber fand der Volkswitz fruchtbaren Stoff; so sang man, als der Erzbischof Zbynek Zajic von Hagenburg die Wicleffschen Bücher dem Untergang durch Feuer geweiht hatte, öffentlich auf den Straßen:

Arcibiskap Abeceda,
Spalil knihy, nic neveda —

oder auch:

Zbynek Zajic Abeceda
Spalil knihy a neveda,
Co je v nich napsano —

d. h. Erzbischof Zbynek Zajic der A-B-C-Schütz verbrannte die Bücher und wußte nicht, was in ihnen geschrieben stand. — Die böhmischen Brüder, Przibram, Hilarius von Zeitmeritz (ein strenger Katholik) und die Hussiten mußten viele gegen sie gerichtete Spottlieder

anhören, die vielfach auf der Gasse entstanden waren. Daß man in dieser Weise auch die Deutschen verhöhlte, versteht sich von selbst. Doch auch edlere Dichtungen gaben sich kund; manches schöne Volkslied aus dem 15. Jahrhundert blieb erhalten und der Glorienschein Georgs von Podjebrad ging auch auf seinen Sohn Heinrich über, den man als Verfasser einer viel später entstandenen Lieder Sammlung, des „Maientraum“ ausgiebt. Die genannten Lieder wurden im 15. oder 16. Jahrhundert aus dem Deutschen übersetzt, und stehen zu dem Prinzen Heinrich von Münsterberg in gar keiner Beziehung. Sie finden sich als deutsche Originallieder in der Lieder Sammlung der Clara Häzlerin, herausgegeben von Dr. C. Haultaus (Queblsburg und Leipzig 1840), auf Seite 127: „Von einem lieplichen Traump ains Gefellen“ und Seite 131: „wie aine iren pulen hieß leben“. — Auch Kriegslieder brachte das Jahrhundert hervor; berühmt wurde der Schlachtgesang der Taboriten: „Kdoz jste bozi bojovnici“ (die ihr Gottes Streiter seid). Der Verfasser ist unbekannt, am wenigsten war es Jizfa. Das Lied wurde zum erstenmal in dem Brüdergesangbuch vom Jahre 1598, und zwar mit der Melodie gedruckt.

Letzteres Werk führt uns auf die geistliche Poesie; sie wurde vielfach gepflegt, weniger in der katholischen Kirche, als vielmehr in jenen Kreisen, die der hussitischen Bewegung ihren Ursprung verdankten. Hus, Jakobellus von Ries, Mathias von Kunewald, Lukas von Prag, Johann Roh, Joh. Czerny, Martin Lupac, Rokycana und viele andere erscheinen unter den Liederdichtern. Das berühmteste böhmische Gesangbuch ist das Cancionale der Brüderunität. Die Unität hielt viel auf den Kirchengesang; nach ihrer innern Neugestaltung durch Lukas von Prag wurde der Hymnologie noch größere Sorgfalt gewidmet. 1501 erschien die erste Ausgabe des Brüdergesangbuches mit 87, 1505 die zweite mit 95 Liedern (herausgegeben von Mathias Mach von Sion, Lukas von Prag und Czerny); weitere Ausgaben, stets vermehrt mit neuen Liedern, sind von 1520, 1541 (mit 484 Liedern, besorgt von Joh. Roh und Lukas von Prag), 1546, 1561 (besorgt von Joh. Czerny, Joh. Blahoslav und Adam Sturm, gedruckt auf dem Schloß Samter in Polen, dem Grafen Lukas von Gorfa gehörig), 1564, 1572, 1576 (mit 743 Liedern), 1577, 1581, 1583, 1597, 1598 und 1618. Im Jahre 1531 erschien das erste Gesangbuch für die deutschen Brüdergemeinden, besorgt von Michael Weiß; weitere Auflagen desselben sind vom Jahre 1544 (besorgt durch Joh. Roh) und 1566 (in Nürnberg gedruckt, dem Kaiser Maximilian II. gewidmet und durch Michael Tham, Joh. Zelecky und Peter Herbert besorgt). In der böhmischen Ausgabe vom Jahre 1618 ist auch jenes Lied aufgenommen, welches im Jahre 1467 bei Gelegenheit der Wahl der ersten Brüderpriester in dem Hause des Bauers Dufek in dem Dorfe Chota bei Reichenau von den anwesenden Brüdern gesungen wurde. Es beginnt: „Radujme se vzdý spolecne“ und wurde 1606 ins Deutsche übersetzt: „Freuen wir uns all in ein.“ —

Die historischen Schriften sind selbstverständlich ein Spiegelbild der Zeit; das unmittelbar Erlebte und die nächste Vergangenheit beschäftigt die Geister. Die Chroniken sind erfüllt von der religiösen Bewegung in Böhmen, von den Kriegszügen der Taboriten und von den politischen Parteikämpfen im Lande. Sogar ein Aeneas Sylvius konnte sich für die Geschichte Böhmens begeistern und fühlte sich geschmeichelt durch die Uebersetzung seines Buches ins Böhmische. Das Leben der beiden Constanzer Märtyrer Hus und Hieronymus ward mehrfach geschildert, das des erstern von Peter von Mladenovic, dem Secretär jenes Johann von Eghm, der Hussiten nach Constanz geleitete. Der in der Geschichte des Utraquismus wegen seiner Hineigung zu Rom vielfach geschmähte und verdächtige Mag. Johann von Prizibram schrieb das Leben der Taboritenpriester — das einzige Werk, welches uns in dem noch vorhandenen Bruchstück mit den geistlichen Führern der Taboriten bekannt macht. Die Anfeindungen der Brüderunität treten in den Kundgebungen der verschiedenen kirchlichen Parteien hervor und die Brüder selbst fangen an, von sich und ihrem Wesen zu reden. Das Dogmatische und Polemische tritt immer mehr in den Vordergrund und entzündet die Gemüther. Hus veröffentlicht seine Hauptschriften; ihm folgen seine Freunde an der Universität, in Prag und an den verschiedenen Kirchen des Landes; aber auch die Gegner sind rührig. Es beginnen die Disputationen unter den verschiedenen Parteien, die

sich zum Kелье hielten; der Engländer Mag. Peter Payne, Simon von Tisnow, Prokop von Pilsen, Rokycana, Martin Lupac, Koranda, Hilarius von Leitmeritz, Heinrich Inistoris — diese und viele andere Männer stehen in den Reihen der Schriftsteller über Religion und Kirche. Zu ihnen gesellte sich Nicolaus von Blascenic, ein überspannter, wunderächtiger Kopf, und Peter Chelcicky, der Stifter der Bräderunität veröffentlicht seine bekannteste Schrift, „das Netz des Glaubens“. Dazu kommen viele anonyme Tractate und das Land wird überfluthet mit den Emanationen der verschiedenartigsten religiösen Standpunkte.

Daß es übrigens den Böhmen damals Ernst war um Religion und Kirchenthum, das beweist unter andern auch die Verbreitung der Bibel in böhmischer Sprache. Abgesehen von den Handschriften derselben sind aus jener Zeit auch verschiedene Drucke theils der ganzen Bibel, theils des Neuen Testaments, theils endlich einzelner Stücke auf uns gekommen. So haben wir eine Bibelausgabe zu nennen vom Jahre 1488, 1489 (Kuttenberg, katholisch, besorgt von Martin von Tisnow) und 1506; Neue Testamente vom Jahre 1475 (Pilsen), 1480 und 1481, 1513 (Prag), 1518 und 1528 (Jungbunzlau, Uebersetzung von dem Bruder Lukas, die Grundlage der später so berühmt gewordenen Kralicer Bräderbibel). Mit Ausnahme der Arbeit von Lukas ließen alle übrigen Uebersetzungen viel zu wünschen übrig — indeß beschäftigte man sich doch mit der Bibel.

Au sie reiheten sich die Postillen. Die älteste Postille dieses Zeitraumes datirt von 1470 und enthält Auslegungen und Predigten Rokycanas für die Sonntage des ganzen Jahres. Chelcicky's Postille wurde erst 1522 bekannt, die Auslegungen der Sonntags-evangelien von Jakobell von Mies noch später, 1564. Das unter dem Namen „Postille von Joh. Hus“ (zum erstenmal 1563 in Nürnberg gedruckt) bekannte Werk ist keine eigentliche Postille im hergebrachten Sinne des Worts. Es enthält außer den Vorreden Hussens und des Druckers folgende Stücke: Hussens Leben, zwei Briefe desselben aus Constanz über das Abendmahl in beiden Gestalten, dessen Postille über die Sonn- und Festtagsevangelien, Predigten über das Abendmahl, über die sechs Irthümer, die neun goldenen Artikel, der große Sündenspiegel, über die sieben Todsünden, fünf weitere Briefe aus Constanz, Sendbrief der böhmischen und mährischen Herren nach Constanz, Hussens Traktat über die Ehe, über den Tod und die zwölf Artikel des christlichen Glaubens. —

Wir treten in den vierten Zeitraum ein, der von 1526—1620 sich erstreckt und durch die Blüthe des Evangeliums in Böhmen gekennzeichnet ist. Hier begegnen uns schon gelehrtere Leute. Die Einwirkungen der deutschen Reformation auf Böhmen sind unverkennbar; eine neue Zeit war angebrochen und die geistige Bewegung in den deutschen Landen unaufhaltsam. Viele junge Leute zogen an die deutschen Universitäten, vorzüglich nach Wittenberg und brachten reiche Kenntnisse in die Heimath zurück. Die Unität hatte sich durch die Bestrebungen eines Lukas von Prag innerlich geläutert und knüpfte mit Luther, den schweizerischen, heidelberger und straßburger Theologen Beziehungen an. Was sich zur Unität, zur deutschen und schweizer Reformation hielt, das nahm geistig zu und die Früchte dieses Wachstums sind auch in der Literatur hervorstechend; dagegen erstarrte der Utraquismus, mit welchem die heutige „altkatholische“ Bewegung nach mehr als einer Seite hin eine große Aehnlichkeit hat, mehr und mehr, bis er endlich ganz in sich selbst zusammenbrach, um einem ausgesprochen evangelischen Christen- und Kirchenthum Platz zu machen, das durch Ferdinand II. und die Jesuiten mit Hülfe czechischer Parteihäupter so schnöde niedergeworfen wurde.

Man begann in diesem Zeitraum zunächst um den innern Bau der Sprache sich zu kümmern; Benedict Dytat und Johann Vahoslaw, der berühmte Senior der Unität, schrieben ihre Lehrbücher der czechischen Sprache, die jedoch nur in den Bräderschulen eingeführt wurden. Diese gediehen zu stets höherer Blüthe und brachten das Schulwesen in Böhmen und Mähren so recht eigentlich zu Ehren. Bekannt ist die Bräderschule zu Eibenschütz mit ihrem Rector Esrom Klädinger. Zwar waren die ersten Schulen wie anderwärts auch, zunächst von den Priestern gegründet worden, indem sie die Jugend in den Dörfern und Städten um sich sammelten und unterrichteten. Im Prager Domherrenstift war stets ein Kanoniker mit der Aufsicht über das Schulwesen betraut und hieß Scholastikus.

Zu Hussens Zeiten mußte jeder Baccalaur zwei Jahre lang Schulknabe sein, ehe er ein anderes Amt antreten konnte. Es kam wohl vor, daß in gar mancher Stadt der einfache Bürgermann seinen Virgil und Horaz las und sogar lateinische Verse zu machen verstand, doch darf daraus kein Schluß auf die allgemeine Volksbildung gezogen werden — ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß der vielgefeierte czechische Nationalheld nicht schreiben konnte. Erst die Brüder errichteten grundsätzlich überall Schulen, aber auch erst in späterer Zeit, und als die deutsche Reformation in Böhmen festen Fuß gefaßt hatte, sorgten die Evangelischen auch für Schulen. Zur Zeit des Kaisers Rudolf II. gab es beispielsweise in Prag 16 Schulen und der Professor der Prager Universität, Paul Stranfsky rühmt die böhmischen Schulen seiner Zeit als die besten in Europa — wohl des Lobes zu viel, aber immerhin bezeichnend.

Die lateinische und griechische Philologie fand ihre vornehmste Vertretung an der Prager Universität; man legte einen Werth darauf, klassisches Latein zu schreiben und in Hexametern und Pentametern die oft sehr dünnen Gedanken zum Ausdruck zu bringen — die Form war schön, der Inhalt in vielen Fällen fast werthlos. Iosefus Flavius, Lucian, Appianus, Cato und Plutarch — das sind die Namen, deren genauere Bekanntheit wir aus den literarischen Ueberresten der Czechen jener Zeit constatiren können. Eine Bearbeitung der Cyropädie von Abraham von Günterode ist ein Werk deutschen Fleißes. Das Studium der Philosophie oder dessen, was man so nannte, beschäftigte zwar eine große Reihe von Männern, von denen wir Mathias Dacicky, Wenzel Hajek von Liboczan, Mathias Wolkenberg, Mathias Rosacius, Weleslawin, Pomnický, Adam und Wenzel Klement, Georg Strejc (Better) und Simon Valecius nennen — aber wir haben es hierbei größtentheils mit Uebersetzungen aus dem Deutschen und Lateinischen zu thun, während die Originalarbeiten, wo sie sich nicht auf fremde Speculation stützen, von sehr untergeordneter Bedeutung sind. Die Kenntniß fremder Länder und Völker wurde durch Reiseberichte erweitert, unter denen die von Wenzel Bratislaw Mitrowsky, Friedrich von Donin, Georg Difastus und Christoph Harant von Polshitz besonders beachtenswerth genannt werden müssen. Harant, welcher im Jahre 1621 unter Ferdinand II. auf dem Altstädter Ring in Prag hingerichtet wurde, dehnte seine Reise über Venedig, Jerusalem, Egypten und Arabien aus, seine Schilderungen wurden 1638 ins Deutsche übersezt und 1678 in Nürnberg herausgegeben unter dem Titel: „Der christliche Moses oder Reisebeschreibung Chr. Harant von Polshitz in die Morgenländer mit R. von Sandral.“ Sixt von Ottersdorf versuchte die Reisen des Apostels Paulus nach den Berichten der Apostelgeschichte darzustellen und Paul Cyrus beschenkte die böhmische Nation mit einer „Entdeckung von Amerika“.

Die Zahl der Schriften über Gegenstände der Natur, sowie über die politischen Angelegenheiten des Landes ist Legion; hieher rechnen wir auch die Schriften über Stadt-, Berg- und Münzrechte, die Verhandlungen der Landtage und Formelbücher. Sie haben insofern Bedeutung, als sie sich auf die Geschichte des Landes beziehen. Die Pflege der Poesie war eine sehr untergeordnete; wir finden neben einigen Lehr- und satyrischen Gedichten fast nur Gelegenheitspoesien, die sich meist auf Personen beziehen und in überschwänglichen Lobpreisungen sich ergehen. Die dramatischen Dichtungen behandeln fast ausschließlich biblische Personen, z. B. Jubith, Susanna, König Salomo, den reichen Mann und den armen Lazarus, den Propheten Elisa, Tobias, den Untergang von Sodom und Gomorrha, Elias etc. Unter den „Ergählungen“ und „Romanen“ nennen wir: Till Eulenspiegel, Ritter Ludwig Wartemann, Ritter Galmy, Fortunatus, Finette, der ägyptische König Ptolomäus Arsaratow u. dgl. Die Geschichte des eigenen Volkes vermag keinen Dichter zu begeistern.

Um so fleißiger wurde das geistliche Lied angebaut; zunächst lieferten die Sonn- und Festtagsevangelien, sodann die Psalmen einen stets willkommenen Stoff, der in der verschiedenartigsten Weise ausgebeutet wurde. Freie Dichtungen entstanden für die Zwecke der evangelischen Gottesdienste in den Brüdergemeinden, aus der römisch-katholischen Kirche ist uns ein einziges Cancional von Sebastian Scipio aus dem Jahre 1611 begegnet. Des berühmten Bräderseniors Johann Augusta Nieder sind von sehr geringem Werthe, obgleich deshalb

von besonderem Interesse, weil die meisten derselben in der harten Gefangenschaft auf dem Schloß Pürglitz entstanden waren.*) Andere Dichternamen, die an geistliche Lieder erinnern, sind: Joh. Blahoslav, Simon Lomnický, Peter Codicillus, Georg Streyc (Vetter), Paul Baminondas, Rosacius, Georg Dikastus u. a.

Die politischen und kirchlichen Vorgänge in Böhmen beschäftigten im 16. und 17. Jahrhundert alle Welt; ihre Bedeutung kennzeichnet sich auch dadurch, daß die Nachrichten darüber in Handschriften und Druckwerken außerordentlich zahlreich vorhanden sind und sehr häufig von solchen Personen herrühren, die an den Actionen unmittelbar theilgehabt waren. Wir nennen hier vor Andern den berühmten Führer der protestantischen Stände: Wenzel Budowec von Budowa, der die Geschichte der Jahre 1608—1610 beschrieb, allerdings einseitig, aber doch klar. Noch heute erfreut sich der historische Kalender von Welleslawin einer besonderen Beachtung als Quellen-schrift. Paul Urbanides schilderte die Begebenheiten von 1600—1614. Hajek's Chronik von Böhmen, ein wegen seiner lügenhaften Berichte berühmt gewordenes Buch, wurde 1541 in Prag gedruckt. Laurenz von Brzezowa schrieb seine Hussitenschronik; sein Name ist mit den kirchlich religiösen Wirren Böhmens auf das engste verflochten und eben diese wirkten befruchtend auf die kirchengeschichtliche Literatur. Die Versammlungen der Utraquisten, ihre Anfeindungen Roms und der Brüder, die Apologetik der letzteren, Neigung oder Abwehr gegenüber der lutherischen Reformation, das Verhalten der böhmischen Könige gegen das Evangelium, das Auftauchen einzelner Sekten wie z. B. der Habrowaniter und der Pecinower Brüder; die verschiedenen Kirchenordnungen und Bekenntnisschriften, das Alles und was damit zusammenhängt, rief eine so reiche Literatur hervor und beschäftigte so viele Geister, daß dieses Studium allein Jahre in Anspruch nimmt. Burian von Kornic, Bohuslaw Bilejowský, Joh. Dubczanský, Joh. Augusta, Joh. Blahoslav, Joh. Czerný, Math. Czerwenka (Erythraeus), Joh. Jaffet — diese Namen ragen besonders aus den streitenden Parteien hervor.

Unendlich fruchtbarer noch war das Feld der Dogmatik und Polemik; wer in der Geschichte des böhmischen Protestantismus nur einigermaßen bewandert ist, braucht Namen wie: Joh. Dubczanský von Habrowan, Heinrich Sturm, Wenzel Turnowský, Joh. Augusta, Benedikt Bavorinský, Martin Michalec, Georg Rozdalouský (der Uebersetzer des Katechismus von Urbanus Rhegius), Michael Longelius (Uebersetzer von Arnolds wahrem Christenthum), Adalbert von Pernstein, Joh. Blahoslav, Nikolaus der Einsiedler, Benedikt Dptat, Peter Codicillus, Wenzel Sturm, Joh. Pistorius, Otta von Los, Viktorin Wrbenký, Sigm. Erynitius, Veit Jafesch, Sixtus Palma, Georg Streyc, Adam Klement, Wenzel Budowec (Anti-Alkoran, 1614), Adam Wolf, Abraham Skultetus, Joh. Adelfus und viele andere bloß zu hören, um die Gewissheit zu haben, ganz Böhmen sei von religiösen Streitschriften überfluthet gewesen und der dogmatischen Bücher sei die schwere Menge unter dem Volk verbreitet worden. Unter ihnen tritt die Bearbeitung des Lutherischen Katechismus sehr häufig auf. Daran reihen sich biblische Geschichten, Predigten, Postillen, Gebetbücher und Lieder-sammlungen, Schriften der Kirchenväter, Lebensbeschreibungen Christi und der Heiligen und moralische Abhandlungen. Ein freudig stimmender Wetteifer macht sich überall bemerkbar und er ist um so anerkennenswerther, als unter dem zunehmenden Druck auch das Bestreben wuchs, dem Volke die Schätze des Glaubens und die Kräfte des Evangeliums zur Kenntniß zu bringen und dasselbe bei der göttlichen Wahrheit zu erhalten. Es ist gewiß, daß unter dem Schwall von Schriften viel Mittelgut und manches unterlief, das noch niedriger im Werthe stand; aber im Ganzen muß man sagen, daß die Blüthezeit der böhmischen Literatur in das 16. und in den Anfang des 17. Jahrhunderts fiel. Schritt für Schritt kann man die Thatsache verfolgen, daß je mehr das Evangelium im Lande sich befestigt und das Volk sich in dasselbe vertieft, auch der innere Gehalt der schriftstellerischen Produkte wächst und die Klarheit in der Rede zunimmt — leider konnte auch jetzt die feind-

*) Vgl. Czerwenka, Evang. Kirche in Böhmen II. 269 ff. 279 ff. 296 ff. 362 ff. 385 ff.

selige Gesinnung gegen das Deuththum nicht überwunden werden. Nachdem das Evangelium unterdrückt war, sank auch die Literatur bis zur Bedeutungslosigkeit herab, aus welcher sie sich nur allmählich aufraffte, um auf jenem Standpunkte anzulangen, auf dem wir sie heute treffen.

Ehe wir die beiden letzten Perioden in ihren allgemeinen Umriffen kennzeichnen, haben wir noch ein Wort über die böhmischen Bibelausgaben zu sagen. Schon im Jahre 1529 wurde eine vollständige böhmische Bibel durch den Prager Bürger Paul Severin gedruckt und 1537 eine neue Auflage mit Bildern veranstaltet. 1540 erschien eine böhmische Bibel zu Nürnberg bei Melchior Koberger, der Drucker war Leonhard Miltthaler. Die Brüder Bartholomäus und Georg Rozdalousky (Melantrich) gaben 1540 eine neue Bibel mit vielfach verbessertem Texte heraus, die dem König Maximilian gewidmet war und später noch öfter gedruckt wurde. Aber keine dieser Bibeln entsprach den Forderungen, welche namentlich die böhmischen Brüder stellten, denn keine hatte sich auf den hebräischen und griechischen Urtext bezogen. Unter ausschließlicher Benutzung des Grundtextes unternahm nun die Unität eine ganz neue Uebersetzung und stellte für die Arbeit das von dem Senior Blahoslav besorgte neue Testament als Muster hin. Eine eigene Commission wurde mit dieser Aufgabe betraut; ihr gehörten an: Mag. Albert Nicolaus, Lukas Helitsch (aus einer jüdischen Familie stammend), Johann Aeneas, Jesajas Cepolla, Georg Streyc (Vetter), Joh. Ephraim, Paul Jessenius und Johann Kapito. Diese Männer brachten das Werk in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Stande, denn es sollte nicht bloß eine Uebersetzung, sondern auch eine fortlaufende Auslegung des Textes geliefert werden. Die Kosten des Druckes trug Johann von Zjerotin aus Mähren und erschien der 1. Band (Pentateuch) 1579, der 2. (Josua bis Esther) 1580, der 3. (Hiob bis Hoheslied) 1582, der 4. (Proppheten) 1587, der 5. (Apokryphen) 1593 und der 6. (Neues Testament) 1593. Schon 1601 wurde eine neue Auflage nöthig, eine 3. Ausgabe erschien 1613, nachdem vorher (1596) dieselbe Uebersetzung, jedoch ohne die Auslegung in einem Bande gedruckt worden war. Dieses Bibelwerk der Brüder ist bekannt und berühmt als die „Kraliccr Bibel“, nach dem Druckort Kralic. Sie wurde in der neuesten Zeit durch den Pfarrer Ruziczka neu herausgegeben; jener böhmische Text, der von der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft veröffentlicht wurde, ist wörtlich dieser Brüderbibel entlehnt. Eine andere Bibel, aber nicht von den Brüdern, erschien 1613 in Prag bei Samuel Adam von Beleslawin; sie war den böhmischen Ständen und den von diesen gewählten Defensoren gewidmet und zugleich die letzte Bibel, die bis in unsere Zeit herab auf böhmischem Boden gedruckt wurde. Neben der vollständigen Bibel erschienen verschiedene Ausgaben des Neuen Testaments sowie einzelner Theile der hl. Schrift.

Die fünfte Periode (1620—1774) führt uns in aller und jeder Beziehung die furchtbarste Reaction vor; über Böhmen brach ein Strafgericht herein, wie es die Geschichte nur selten zu verzeichnen hat. Die Jesuiten und deren Schergen richteten unter dem Titel der Bewältigung der böhmischen Revolution eine Verwüstung an, die uns heute noch mit Grauen erfüllt. Was protestantisch war, wurde auf böhmischem Boden nicht geduldet; wer nicht katholisch werden wollte, mußte auswandern. Die Güterconfiscationen, die Menschenheße, der Kinderraub, die Befehlswuth brachten Leute in die Höhe, welche in ihrem eigenen Lande unter dem Auswurfe des Volkes gelebt hatten. Das Verhängniß wollte, daß an der Spitze der Verfolgung eingeborene Tschechen, Söhne „der heiligen Mutter Slawa“ standen. Das schwere Unrecht, welches die nationale Partei im Jahre 1409 an den deutschen Professoren und Studenten der Prager Universität geübt hatte, wurde jetzt schrecklich heimgezahlt, indem bald nach der Schlacht am weißen Berge die böhmischen (evangelischen) Professoren des Carolins verjagt und die Universität an die Jesuiten ausgeliefert wurde. Unter der Herrschaft des Utraquismus war sie zu einem bejammernswerthen Collegium herabgesunken, durch den evangelischen Geist aber hatte sie sich wieder eine ehrenvolle Stellung errungen; jetzt wurde sie unter den Jesuiten die Brutstätte der Dummheit, eine Drillanstalt für jene, in denen der Geist gewaltsam strangulirt werden sollte. Und wenn noch einige bemerkenswerthe Männer genannt werden, so hatten sie sich entweder die Errungenschaften der früheren Jahre angeeignet

oder sie zeichneten sich durch eine Gelehrsamkeit nach katholischem oder jesuitischem Zuschnitt aus. Die Evangelischen trugen ihr Wissen und Können ins Ausland, ins Exil, von wo die Zeugnisse ihrer Wirksamkeit hier und da verstoßen nach Böhmen eingeführt wurden, so besonders die Schriften der böhmischen Brüder. Unter diesen ragt durch seine Vielseitigkeit der weithin anregende und bedeutende Amos Comenius, Senior der Unität hervor, dessen Schriften in neuester Zeit wieder mehr gewürdigt werden.

Unter den geistlichen Liedern ist die *Cythara Sanctorum* von Georg Tranowsky unbedingt das beste, was auf diesem Gebiete veröffentlicht wurde. Die dem katholischen Cultus dienenden Lieder sind, sofern sie nicht alten Ursprungs sind, mehr oder weniger bedeutungslos. Das weltliche Lied konnte nicht einmal jene Höhe erreichen, auf welcher es in dem früheren Zeitraume stand; es scheint, daß das tragische Geschick Böhmens in den Söhnen des Vaterlandes allen höheren Schwung ertödtet hatte, denn sonst pflegt doch der Schmerz nicht weniger rebselig zu sein, als die Freude.

Unter den böhmischen Geschichtschreibern sind vor andern zu nennen Bohuslaw Balbin, Thomas Peshina, Florian Hammerschmied und der Protestant Paul Skala. Wilhelm Slavata, bekannt durch den Fenstersturz, beschrieb die Ereignisse, an denen er unmittelbar theilgenommen war; selbstverständlich rief der Fall der evangelischen Kirche eine sehr reiche Literatur hervor, in welcher jegliche Richtung vertreten ist. (Zu vgl. die Literatur in Pelzel's böhmischer Geschichte II.) Die Prager evangelischen Prediger, die Priester der Unität, die vertriebenen Pastoren, die Jesuiten, die Proselyten — alle mettelsterten in der Darstellung des endlichen Sieges des Papstthums über die „Keterei“, in der Schilderung des Jammers der Gegenreformation. Die Mönche fanden wieder Zeit und Muße, die Annalen ihrer Klöster zu schreiben, die Jesuiten bereiteten die philosophischen Wissenschaften zu (Comenius verfaßte sein Labyrinth der Welt), die Naturwissenschaft trat immer mehr in den Hintergrund und ein neues öffentliches Recht hatte sich an die Stelle des alten gesetzt. Die evangelischen Bibelübersetzungen hatten sich ins Ausland geflüchtet und in der Heimath besenkten die Jesuiten das Volk mit der hl. Schrift oder mit Theilen derselben. Unsäglich Mühe wurde daran gewendet, dem Volke die Lehre der römisch-katholischen Kirche wieder nahe zu bringen, die katholischen Bruderschaften traten wieder ins Leben und breiteten ihre Netze über das ganze Land aus; es regnete Katechismen und populäre dogmatische Schriften, unter ihnen finden sich auch jetzt, nachdem der Romanismus auf der ganzen Linie gesiegt hatte, noch solche, welche gegen die evangelische Lehre und gegen die Brüderconessionen polemisirten. Die Kanzeln erdröhnten von Verwünschungen der mit Gottes und der Lichtenstein'schen Dragoner Hilfe niedergeworfenen Keterei und eine Fluth von gedruckten Predigten ergoß sich über das Land. Mit wenig Ausnahmen ist die Literatur dieses Zeitraumes arm an Geist.

Das Jahr 1774 führt in die neue Zeit ein. Die Bildung war immer mehr eine deutsche geworden, czechische Schriftsteller, die auch in der czechischen Sprache schrieben, wurden selten. Erst nach und nach macht sich das Bestreben bemerkbar, die vaterländische Sprache und Literatur von Neuem zu pflegen. Dobrowsky gab den ersten Anstoß. Seit 1848 nimmt jenes edle Streben mehr und mehr eine leidenschaftliche Wendung, die sich endlich in der neuesten Zeit in nationalen Fanatismus verkehrt. — Zu Beginn des Zeitraumes traten Männer auf und ihnen folgten andere, welche den Geist der czechischen Sprache zu ergünden und die letztere selbst zu vervollkommen sich bemühten — es ist gelungen die czechische Sprache jetzt so schreiben zu können, wie man sie spricht. Von jenen Männern nennen wir R. Thám, J. Kollar, S. Pauliny, J. Svoboda, J. Fr. Schumawsky, Fr. Tomša, W. Hanka, Fr. Czelakowsky, A. Schembera, Fr. M. Pelzel, T. Burian, J. R. Konecny, P. J. Schafarik, J. Jungmann, J. Chmel. Als Dichter machten sich bemerkbar: M. Hamaljar, M. Institoris, W. Thám, Schafarik, Hanka, Kollar, Czelakowsky, W. Klicpera, W. Nejedly, R. Winarzicky, W. Stulz, S. Kapper, V. Zahradnik u. A. Unter den Geschichtschreibern nennen wir: Fr. M. Pelzel, W. Hanka, J. Zimmermann, Kollar, Fr. Palacky, Schafarik, Schembera, W. Tomek, A. Brázatoris, R. W. Zap, R. Thám u. A. Die Naturwissenschaften werden im Lauf der Zeit wieder mehr angebaut, die Theologie weist

fast nur römisch-katholische Schriften auf; die evangelische Kirche ist zwar seit 1781 wieder aus ihren Trümmern erstanden, aber der Geist, der in den alten Zeiten herrschte, soll erst wiederkehren und mit Ausnahme einiger kirchlichen Zeitschriften und Predigten hat sie keine eigentliche Literatur.

Die heutigen Bestrebungen der czechischen Schriftsteller würden bei Fremden eine viel wärmere Anerkennung und Theilnahme finden, wenn nicht fast überall die politische Tendenz gegen das Deutschtum hervorträte. Im Uebrigen aber liefert das einzige czechische Literaturblatt (herausgegeben von Urbanek) den Beweis, daß die Zahl der böhmischen Originalwerke eine nur sehr geringe genannt werden muß gegen die massenhaften Uebersetzungen aus fremden Sprachen. Wir wollen es aber rühmend hervorheben, daß in unseren Tagen manche wichtige böhmische Schrift, die ihren Ursprung auf frühere Jahrhunderte zurückführt, veröffentlicht wurde und wird und dadurch die Geschichte des Landes und Volkes in ein stets helleres Licht tritt. Ein Werk aber, welches im Stande wäre, den Leser in das volle Verständniß und in den Geist der böhmischen Literatur einzuführen, fehlt bis zur Stunde noch und bleibt auf diesem Gebiete den Czechen selbst noch eine große Arbeit vorbehalten.

Thierische Metamorphose und Darwin's Transmutation.

Von Dr. L. Glaser in Worms.

Jedes täglich vor unseren Augen geschehende Zeugen, jede Eierbildung, alles embryonale Wachsen und Gestalten ist Schöpfung. Die Schöpfung wiederholt sich in der Natur beständig, und alles noch so vorgeschrittene Wissen der Naturkunde kann zu den Alltagserscheinungen der Generation den Schlüssel nirgends finden. Es ist bis jetzt nur so viel festgestellt worden, daß ohne vorausgehende Aelteren keine Nachkommen möglich sind, daß alles Aufleben natürlicher Organismen immer vorausgegangene Erzeuger von Keimen voraussetzt. *Omne vivum ex ovo*. Eier und Saamen, empfangende Zellen und befruchtender Zeugungsstoff (*sperma*) sind nach allen unsern Beobachtungen die Bedingung jedes, auch des niedersten organischen Lebens. Ob das Geheimniß des Erzeugens oder Neuschaffens (Nacherschaffens) göttliches, immer sich erneuendes Wunder eines über die Natur erhabenen höchsten Wesens, oder ob es Attribut der ewig gebärenden und säugenden, ihre Creaturen beständig erneuenden Göttin Natur (dieser säugenden, vielbrüstigen Cybele oder Diana der Alten) ist, dies zu entscheiden wird wohl immer Sache des Geschmacks und subjectiven Darstellens, es wird Glaubenssache der Menschen bleiben. Gott oder die Natur läßt sich in dieser Angelegenheit nie ergründen, — dessen sollten sich die Gelehrten bescheiden. Und sollte sich auch der obige Satz der Zeugung nur durch Aelteren, also das Gesetz der bloßen Fortpflanzung oder Geschlechter-Erneuerung durch spätere Beobachtungen einst widerlegt finden, und sollte sich der dem Materialismus nothwendige Satz anfänglicher oder ursprünglicher Selbstschöpfung (*generatio spontanea*) in den Urfängen des organischen Lebens befätigen, wie denn in den diesjährigen Märznummern der Augsb. Allg. Zeitung M. W. (Moritz Wagner?) über die Entstehung der organischen Welt urtheilt, indem er Alles auf freiwillige Urerschöpfung von Urformen aus dem Protoplasma der laurentischen Gebirgsbildung zurückführt, so bleibt immer die Frage zu beantworten, ob die also selbstthätige und sich nach Zweck und Plan gestaltende Substanz oder Materie auch selbst Gott ist, oder ob sie dem Willen eines über die Materie erhabenen Gottes bloß gehorcht, indem sie sich in's Leben ringt. Gottes Lebensodem ist es nach der Schrift, der den trägen Stoff, den Erdenkloß befeelt, und mit diesem für uns ewig geheimnißvollen Wort, mit dieser unserm Denken und Schließen sich zuletzt immer aufnöthigenden Erklärung muß aller bisherigen irdischen Erfahrung nach das Wissen der hienieden wandelnden, unvollkommenen Menschheit sich genügen lassen.

Das Wesen alles Wachsthums ist das allmähliche Hervortreten nach bestimmtem Plan

sich ausbildender, zweckmäßiger, in bestimmter äußerer Form, in bestimmtem Typus sich darstellender Gebilde, deren stoffliche Unterhaltung und Erneuerung ein inwohnendes Leben unter stetem Stoffumsatz besorgt und deren Gebrauch das höhere seelische Leben auf wunderbare, nur schwer zu erkennende und in seinem Vorgang unerklärliche Weise nach anerschafftem Vermögen ermöglicht. Daß bei allem Wachsen stets bestimmte Muster oder Typen für die jedesmaligen Organismen festgehalten werden, ist durchaus Erfahrungssatz. Unter denselben äußeren Bedingungen, aus denselben Nährstoffen erzeugen sich und bauen sich auf die unzähligen mannigfaltigsten Creaturen, jede mit ihrer besonderen, ihr eigenthümlichen Art und Anlage, jede in ihrem specifischen Charakter. Dieser Artcharakter läßt sich nie verwischen und durch einen neuen ersetzen. Einwirkungen und Abänderungen finden allerdings durch äußere Natureinflüsse, insbesondere aber durch die umgestaltend eingreifende Hand des civilisirten Menschenlebens statt. Aber immer kehrt, wenn die Natur sich wieder überlassen bleibt, die ursprüngliche Artform wieder. Dies ist gleichfalls Erfahrungssatz und Beobachtungssatz. Atavismus oder Wiederkehr der großälterlichen Art, Aehnlichkeit in den späteren Nachkommen ist bekannte Thatsache. Daß bei dem Wachsen eines jeden Gebildes allmähliche Formänderung, ein nach und nach sich vollendendes Gestalten stattfindet, ist nur zu gewiß. Das ursprüngliche Ei oder Saamenkorn, das stufenweise allmählich gestaltgewinnende Embryonalwachsthum, das bei allem langsamen Fortschritt doch auch wieder stoßweise sich äußerlich und innerlich umbildende Wachsthum der jungen Geschöpfe, die Hervorbildung des vollendeten Geschöpfes bis zu der auch ihm verliehenen Zeugungsfähigkeit, — das alles sind zwar beständige Formänderungen, aber immer nach bestimmter Anlage, nach vorgeschriebenem Plan. Die Aenderungen werden hier nicht sowohl durch äußere Einflüsse und Einwirkungen, als vielmehr durch anerschaffene Naturanlage hervorgebracht. Das Besondere, Specifische erhält sich gegen übrige Einflüsse, oder es geht durch solche ganz unter. Die angelegte, specifische Natur gibt nicht wie Raoutschuk dem Druck der Natureinflüsse in dem Grad nach, daß sie sich ganz umgestaltet, den geänderten Ursachen angepasste andre Grundformen und Organe annimmt. Keine Klaue, kein Zahn kann je anders werden, als er nach ererbtem Artcharakter von Anfang an war. So lehrte Linné, so Cuvier und so sein berühmter Schüler Agassiz; so war es dem unbefangenen Sinn aller früheren Naturbeobachter ausgemachte Wahrheit, denn so lehrten die jährlichen Beobachtungen im Leben aller Gewächse und Geschöpfe der Natur. „Im ganzen Weltplan ist ein System urbildlicher, bestimmter, in allem Wechsel der Erscheinung beharrlicher Gestaltungsformen der Schöpfung zu erkennen, das eine zufällige Weiterbildung einmal vor-handener Wesen ausschließt“ (Fichte, Die Seelenfortdauer.). Ausartungen können sich nur auf Größe, Farbe, Aeußerlichkeiten, Fehlen gewisser Theile, sofern sie nicht wesentlich sind, überhaupt auf Nebensachen und unwesentliche Eigenschaften beziehen, und dies ist der Fall bei dem Variiren, bei der Racenbildung, deren Constanz nur für untergeordnete Punkte gilt.

Besonders wichtige Beiträge zu der Umgestaltungsfähigkeit der Geschöpfe liefert aber die Verwandlung oder s. g. Metamorphose bei den niederen, oder weniger hoch organisirten Thieren, besonders den Insekten und Amphibien. Merkwürdiger Weise hat es der Darwinismus bisher unterlassen, seine Transmutationslehre durch Vergleichung mit dem Gesetz der Metamorphose in analoger Beweisführung zu stützen. Allerdings will ja auch die neue Lehre nicht behaupten, daß die Form oder der Charakter eines Individuums, sondern nur, daß die Artcharaktere nach und nach unter sehr langsam fortschreitender Veränderung in späteren Generationen allmählich erst anders werden. Die Aenderung tritt also nicht schon bei Vergleichung von Aeltern, Kindern und Enkeln, sie tritt erst nach unendlich langen Zeiträumen zwischen Urahnen und späten Urenkeln in die Erscheinung.

Bei der Metamorphose trennen sich gewöhnlich vier Hauptzustände in der Entwicklung eines individuellen Organismus, im Leben eines einzelnen Thieres von einander und bezeichnen vier Epochen ganz verschiedener Lebensweise und Lebensbestimmung. Das Ei umschließt das Erwachen und das Keimleben des Embryos; alsdann folgt das Larvenleben des fressenden Wurmzustandes, eines Zustandes, wo das Thier nur lebt, um zu essen, zu verdauen und von dem assimilirten Nahrungsstoff Körpermasse bis zum Ausmaß anzuheben, die dann nach öfterer Hüllenänderung oder Häutung zuletzt einem Puppenzustand verfällt, welcher der äußeren

Fortbewegung und der ferneren Nahrungsaufnahme unfähig die organische Rohsubstanz einer inneren Reife und Ausbildung zuführt. Nun erst tritt der merkwürdige Uebergang aus einem Zustand förmlicher Lähmung und ununterbrochener Ruhe, gänzlicher Enthaltung aller äußeren Thätigkeit, in den eines vollendeten, höher organisirten, mit den mannigfachsten Fähigkeiten des Thierlebens und insbesondere mit dem Vermögen der Fortpflanzung ausgestatteten Zustands ein. Dasselbe Thierindividuum durchläuft in seinem Leben die Stufenleiter eines immer höher ansteigenden, mit höheren Vermögen begabten Thier-Seelenlebens. Oft ändert sich auch das ganze äußere Lebensmedium; bei den Froschamphibien ist der Quappenzustand ein niederes Kiemenleben im Wasserelement, welches später dem Lungenleben in der freien Luft, der Fähigkeit einer Stimme u. Platz macht.

Die Veränderungen, wie sie die Thiermetamorphose als von jeher bekanntes Naturgesetz bietet, sind begreiflich. Aber wie die fertige Form eines Geschöpfes durch allmähliche Ausbildung zufälliger individueller Abweichungen und Eigenthümlichkeiten (die ja allerdings an den Einzeldingen immer vorhanden sind) zuletzt neue zweckmäßige, der Lebensbestimmung angepasste, sich vererbende Aenderung, eine förmliche Umorganisirung erfahren soll, wie z. B. aus einem Trilobiten zuletzt Krebse und Krabben mit Scheren, aus Ceratiten Ammoniten mit viel ausgeführteren Loben, aus Ammoniten wieder Hamiten mit auseinandergerackten Hauswindungen (vergleichen allerdings an Helix-Häusern ausnahmsweise als Mißbildung zuweilen beobachtet werden), wie aus Reptilien Vögel, aus vierfüßigen Amphibien Säugethiere, aus Fischen See-säugethiere u. s. f. gebildet werden konnten, diese Behauptungen der Transmutationslehre widersprechen unsrer Vorstellung und erfahrungsmäßigen Beobachtung eines trotz individueller Ausartungen immer wiederkehrenden Artcharakters und der in der Natur sich unvermischt behauptenden hunderttausenderlei im Verkehr mit einander lebenden Species durchaus. Ein wirkliches Lebensorgan, ein Fluß, Flügel, eine Kieme, Feder u. s. f. sind viel zu kunstvoll und zweckdienlich, als daß man annehmen dürfte, daß ohne Vorausbestimmung irgend ein zufälliger Körpertheil durch zwingenden äußeren Einfluß allmählich in ein solches Organ umgewandelt würde. Das läßt sich wohl denken, aber nirgends wirklich wahrnehmen. Eine bestimmte organische Form, nach Anlage und Bestimmung so vollendet und zweckmäßig, läßt sich nur durch schöpferische Intelligenz, Vorsehung und Forterhaltung, nicht durch den Zufall, das Zusammentreffen der Kräfte oder Ursachen erklären. Man muß darum die Idee einer von außen her in den Generationen nach und nach veranlaßten zweckmäßigen und den Umständen aufs Beste angepassten Umgestaltung aus dem nämlichen Grund verwerfen, aus dem man eine Selbstschöpfung und die Lebensgestaltung eines kunstreich organisirten Thungen im Ei aus roher und formloser organischer Substanz ohne Zutun einer schöpferischen höchsten Vernunft zurückweist, wenigstens so lang man nicht Materialist zu sein und die Natur selbst als Gottheit anzusehen vermag. Die Philosophie des Unbewußten oder die Ansicht einer richtigen, unfehlbaren, in ihrer Wirkung zweckmäßig, aber ohne Bewußtsein gestaltenden Naturkraft unsrer neuesten v. Hartmann'schen Theorie ist ein solcher in System gebrachter Materialismus, ein Verlegen der Gottheit in die Natur, ein Vertauschen weiser, göttlicher Vorsehung mit sinn- und willenlosem Naturzwang, mit blind waltendem Fatum.

Auf die Frage: Ist die Darwin'sche Transmutation möglich und zu den vor unseren Augen vorgehenden Bewegungen des Wachstums, des Degenerirens und Variirens (zumal durch Menscheneinfluß) und der Thiermetamorphose ein Seitenstück? vermag der nicht von den blendenden logischen Consequenzen der neuen Lehre bestochene, unbefangene Naturbeobachter nicht mit Ja zu antworten. Die von Linné, Cuvier, Agassiz u. a. behauptete und nach den alltäglichen Erfahrungen unsrer und früherer Epochen von Alt zu Jung stets gemachten Beobachtungen der Erhaltung der Arten sind vielmehr — dies scheint den Lamarck, St. Hilaire, Oken, Darwin u. a. gegenüber immer noch die eigentliche Wahrheit — unabänderliches Naturgesetz. „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Thungen,“ — ein Spruch, der als moralische Wahrheit gilt, ist noch vielmehr in dem Naturleben maßgebendes Gesetz. Auch die geschichtliche Erfahrung wendet sich durchaus gegen den Darwinismus. Die in den Katakomben des alten Aegyptens gefundenen Krokodile sind ganz so, wie sie noch jetzt beschaffen sind. Ebenso ist es mit dem heiligen Käfer (*Ateuchus sacer*), mit dem Ibis, dem

Zhneumon, dem Löwen, Parder, Behemoth oder Flussspferd, Elephanten u. s. f., soweit die Menschengeschichte reicht. Und Langköpfe, rohe, wilde Menschenhorden und Racen aller Art gibt es noch heute neben den hochcultivirtesten Kaukasiern der Erde. Ein Fortschritt aus einem Racentypus des ältesten Steinzeitalters bis zu der jetzigen Kaukasierform ist demnach nicht einmal wahrscheinlich, Racen- und Sprachstamm-Verschiedenheit vielmehr unter dem Menschengeschlecht eben so unerklärlich, wie die Artenverschiedenheit im Pflanzen- und Thierreich, etwas ursprünglich Verschiedenes, wobei übrigens gar nicht auf die Erschaffung vieler Stammelternpaare geschlossen zu werden braucht, vielmehr die biblische Darstellung einer Dreitheilung des Menschengeschlechts seit Noahs Söhnen ihre Berechtigung findet. Ein für uns unerklärliches Schöpfungsgeheimniß umgibt, wie überhaupt die Menschenentstehung so auch die anfängliche menschliche Racenbildung. Arten können aussterben — Dronte, Dinornis, das Borkenthier u. a. sind geschichtliche Beispiele —, aber keine Erneuerung von Arten kann durch Umbildung stattfinden. Affen bleiben Affen, Fische bleiben Fische, Amphibien und Vögel, was sie von Anfang waren, und wenn Vögelarten untergegangenen ähnlich sind, so darf daraus auf keine Abstammung geschlossen werden. Amphibien und Insekten legen Eier, aus denen immer und immer wieder nach und nach Larven, dann Puppen, dann binnen Kurzem Endgebilde, oder erst Kiemenquappen, dann fertige Fische als Wachstums-Phasen hervorgehen. Aber höhere Organismen erleiden ihre letzte Formbildung, ihre endgültige Ausbildung im Ei, im Embryonalzustand. Nach der eigentlichen Geburt gibt es dann keine wesentliche Umbildung mehr. Bei den gezüchteten Pflanzen und Thieren ist nur Abartung, Ansartung (Degeneration), Variation und Racenbildung seit dem menschlichen Culturleben Regel und Naturgewohnheit geworden. Der Mensch herrscht eben über die Natur, sie ist für ihn da und er macht sie sich dienstbar und unterthan. Die Thiere sind die geborenen Sklaven des Menschen; kein Wunder, daß sich unter seinen Händen die Gebilde veredeln, daß sie „zähm“ werden und dem in Cultur fortschreitenden Menschen in Cultur nachfolgen! Alle diese Culturveränderungen halten sich aber innerhalb der natürlichen Artgrenzen. Der Apfel mag noch so sehr in Größe, Farbe, Form, Geschmack, Geruch u. s. f. aus- und umarten, sein specifischer Apfelcharakter wird ihm immer demjenigen der unmittelbar angrenzenden Birne mit ihren Abarten gegenüber erhalten bleiben, zumal wenn man ihn der Natur überläßt, die wieder ihre Holzapfel, Filzapfel, ihren *Malus praecox* zc. aus den zahllosen noch so verschiedenen Tafelforten zum Vorschein bringt. Eben so ist es mit den Kahlarten, den Hunden, dem Rindvieh u. s. f. Sich selbst überlassen, kehrt bei allen der artliche Urtypus wieder und setzt sich durch Zeugung und Saamenvermehrung in alle Ewigkeit als das fort, was er anfangs war. Jedes Thier erzeugt in seinem Innern nur solche Knospen, Zellen oder Eier, die wesentlich gerade solche Jungen zu liefern vermögen, wie die Alten waren. Dies ist unabänderliches Naturgesetz. So weit wir jetzt die Natur kennen, so weist sie jede Vermischung und jeden Untergang des Artcharakters von sich und stellt sich entweder während der paar nächsten Generationen in ihrer Urform gänzlich wieder her (daher — Atavismus!) oder weigert sich, Bastardbefruchtung auch nur auf eine neue Generation hin möglich zu machen.

Arten-Umbildung, wie sie der Darwinismus behauptet, wäre demgemäß nur auf dem Weg einer Art von Metamorphose möglich. Daß Artumbildung nicht an Individuen, sondern nur während des Uebergangs der Generationen denkbar ist, muß sich jedem Unbefangenen aufdrängen. Nur wenn aus dem Ei im Mutterleib oder im Freien sich ein neuangelegter Embryo zu gestalten vermag (was unsrer Erfahrung widerspricht), ist das Auftreten von Neuartarten möglich. Es fragt sich nun, ob in Folge des Wechsels der früheren geognostischen Epochen im Leib der erhalten gebliebenen alten (wie Moritz Wagner's Migrationstheorie will) ein solcher Vorgang, eine Umgestaltung des Jungen nach neuem Muster, also die Anlage eines neuen Typus möglich sein mochte. Ob diese Embryonalumbildung in älteren Epochen überhaupt in solchem Grad stattfand, daß sich selbst allmählich wirklich neue Artformen bilden und weiter fortsetzen konnten? Dies würde denn unsrer jetzigen Erfahrung widersprechen, und jedenfalls müßten dann die stufenweisen Uebergänge der einzelnen Generationen von einer Artform bis zu einer andern nächstangrenzenden auch in fossilen Nesten noch vorliegen. Oder sollte vor Alters den Leibesfrüchten nach ihrer Geburt eine Art Metamorphose eigen gewesen

sein? So daß z. B. ein Affenjungenes damals im Anfang thierisch, ungeschlachtet und formlos sich durch allmähliche Larvenumbildung zu einem menschenähnlichen Wesen mit Bewußtsein, Denkfähigkeit, Sprache, Erfindungsgabe, Perfectibilität u. s. f. emporgearbeitet habe? So etwas Ähnliches muß stattgefunden haben, wenn aus einem Affen je ein Mensch geworden sein soll; es ist die Bedingung für die Möglichkeit der behaupteten Transmutation. Mit dem Ausweg ganz allmählich erst nach Hunderttausenden von Jahren merklicher Umgestaltung ist es nicht. Es müssen wirklich einmal in raschem Wechsel, wie bei der Metamorphose unsrer Amphibien und Insekten, Umgestaltungen erfolgt sein, wenn denn die allmählichen Uebergangsglieder jener behaupteten colossalen Zeiträume nicht alle vorliegen und wenn, wie es Thatsache ist, in unmittelbar aufeinanderfolgenden Formationen plötzlich Arten verschwinden und andere ähnlicher Kategorie auftreten.

Daß sich die Arten behaupten, beweisen Pflanzen und Thiere, die sich durch mehrere Formationen hindurch fortsetzen, und daß in der Natur alles Sein und Werden immer nach Plan und brauchbaren Mustern, also in verwandten, gegenseitig ähnlichen Typen vor sich geht, daß allmähliche Uebergänge von Form zu Form stets Naturgesetz waren und noch sind, berechtigt oder nöthigt keineswegs zur Annahme gegenseitiger Descendenz. Verwandtschaft besteht nur in einer gewissen Ähnlichkeit und Uebereinstimmung der Form. Ceratiten gleichen vielfach Ammoniten, diese unsren Argonauten und Nautilen, oder unsren Planorbisarten; aber darum braucht keineswegs die wirkliche Abstammung von einander angenommen zu werden, eben so wenig z. B. die unsrer jetzigen Equiseten von den ehemaligen Calamiten, die unsrer Baumfarren von den ehemaligen Stigmarien, Sigillarien u. s. f. Ähnlichkeiten finden zwischen den zahllosen Gliedern unsrer Natur überall statt, eine gewisse Uebereinstimmung und das Festhalten gewisser Muster und Grundformen, so zu sagen Variationen über zweckmäßige und schöne Grundthemathe, finden wir so sehr in Anwendung und Geltung, daß es in dieser Beziehung mit Recht heißt: *natura non facit saltus*. Aber der darwinistische Schluß aus diesen Thatsachen auf Abstammung von gemeinsamen Ursprungsformen, auf eine förmliche Genealogie in den Arten der Natur, wie sie in den Individuen stattfindet, ist sicher ein Fehlschluß. Diese Art der Schöpfungserklärung macht uns, wenn wir uns lebhaft in die wirkliche Beobachtung der behaupteten Vorgänge hineinendenken, in jeder Weise stutzig, da wir gewohnt sind, die Zungen immer wesentlich wieder so werden zu sehen, wie die Alten, oder durch eine wirklich vorgehende Krise an vorhandenen Individuen, wie sie uns die Metamorphose zeigt. Und wir glauben nicht an ein anderes Werden und Wachsen, als wie wir es noch vor unsern Augen vorgehen sehen, nämlich entweder als Generationswiederholung unter Ausbildung in vollendetem Arttypus schon im Embryo, oder durch nachträgliche allmähliche Metamorphose desselben Individuums außerhalb des Mutterleibs, durch Larvenentwicklung. Daß nur ein Zahn, oder ein Knochen, oder eine Klaue sich wesentlich ändere, oder gar daß die ganze innere und äußere Form, Bildung und Lebensweise durch überaus langsame und unmerkliche allmähliche Umbildung der tausend aufeinandergefolgten Generationen am Ende so sehr anders werden können, daß wir in dem Anfangsglied ein Infusorium, in dem Endglied einen Menschen vor uns haben sollen, ist so ungeheuerlich, daß es uns jedenfalls ein eben solches Wunder dünkt, wie daß in Adam und Eva auf einmal erwachsene Menschen in das Dasein getreten seien, wie es die Bibel und in ähnlicher Weise die ältesten Völkergagen überhaupt darstellen.

Die Arbeit, eine über unsern menschlichen Horizont hinaus liegende Frage, wie die der Schöpfung, so zu lösen, wie es der heutige Darwinismus versucht, ist jedenfalls Titanen- oder Sisyphusarbeit und wird zu andern Zeiten wieder anderswie aufgenommen werden. Darwin selbst fühlt den Boden, auf dem er seine Theorie errichtet, unter sich wanken, wenn er sich recht objectiv in ein solches Werden und Geschehen hineinzuversetzen versucht. Die scheinbare Einfachheit seiner Lehre und die logische Consequenz, womit sie sich auf zahllose Thatsachen anwenden läßt, wenn auch freilich immer nur in Gedanken, leidet eben an der Schwäche, daß sie nicht von Erfahrung und eigentlicher Beobachtung, sondern von der Speculation und Einbildungskraft eingegeben, daß sie nicht sowohl eine Errungenschaft der wirklichen Naturbeobachtung (— ein Fortschritt der Wissenschaft, wie man zu sagen beliebt), sondern nur eine neue Phase der stets geschäftigen Phantasie, ein neues Theorem der Naturphilosophie ist.

Die pädagogische Literatur der letzten Jahre,

besonders soweit sie das Volksschulwesen berührt.

Von R. Strack, Pfr. zu Groß-Buseck, Dekan und Kreis Schulcommissar.

II.

Angelegenheiten der Volksschule und deren Lehrer.

Um die Volksschule wird sich von mehreren Seiten beivorben, wie um eine mannbare Jungfrau, von deren Gemeinschaft man Sicherung und Besserung seiner Lebenslage erwartet. Die Kirche will sie nicht losgeben und der moderne Staat streckt begierig die Hand nach ihr aus. Sie selbst begehrt theilweise eine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, welche kaum einem anderen Zweige im Organismus des Staates zukommt. Trennung der Schule von der Kirche, das ist das Lösungswort der Gegenwart, für welches die überwiegende Mehrzahl der das Wort führenden Schulmänner in die Schranken tritt, welches von den liberalen Volksvertretern und auf liberalen kirchl. Versammlungen mit größerer oder zeringerer Consequenz als ein Bedürfniß der Zeit dargestellt wird. Nur wenige pädag. Zeitschriften vertheidigen noch den kirchlichen Charakter der Volksschule, wie z. B. das Ev. Schulblatt von Dörpfeld, der Süddeutsche Schulbote; andere wie die Allg. Schulzeitung haben ihre Redaction und damit auch ihre bisherige, mehr vermittelnde Stellung geändert. Die meisten Lehrerversammlungen, wie die allgemeine deutsche, heben die Fahne der sog. Emancipation so hoch, daß Jeder, welcher derselben nicht folgen will, mit Hohngelächter angesehen, oder als Verräther bezeichnet wird. Bis zu einem gewissen Punkte gehen in dieser wichtigen Tagesfrage alle Fractionen miteinander: Trennung von der Kirche, Beseitigung des Einflusses der Geistlichen! Von jetzt aber tauchen wieder verschiedene mitunter einander widersprechende Ansichten auf: Die Einen vindiciren die Schule für den Staat, dieser und nur dieser allein müsse die Erbschaft der Kirche übernehmen; er habe am meisten Interesse an der Bildung des Volkes, er nur allein könne der Schule die erforderlichen Mittel und den nöthigen Schutz gewähren. Andere dagegen sagen, die Erziehung und der Unterricht der Kinder sei zunächst Sache der Familie; die Eltern hätten zunächst Recht und Pflicht, für die Bildung ihrer Kinder Sorge zu tragen. Da solches aber die einzelnen Familien nicht ausführen könnten, so wären die Gemeinden als der zunächst liegende Complex die geeigneten Organe für das Volksschulwesen. Dieselben dürften die heiligsten Rechte der Eltern nicht verletzen, sondern nur das Oberaufsichts-, das Obervormundschaftsrecht ausüben. Die Gemeinden hätten zu entscheiden, ob Communal- oder Confessionschulen. Dieses ist ein anderer Streitpunkt der Gegenwart. Die Fortschrittspartei ist fast durchgängig für Communalchulen, und mit Jubel ist in vielen Städten Süddeutschlands der Beschluß der Bürger, solche einzuführen, begrüßt worden. Einige wollen den Communalchulen den christlichen Charakter erhalten, Andere auch diesen beseitigen. Die Schule soll sich gar nicht mehr um irgend welche religiöse Eigenthümlichkeit kümmern. Sie sei für Alle da, für Juden und Judengenossen, für Christen, Heiden und Türken. Hieraus ergibt sich schon, daß auch über den Religionsunterricht selbst verschiedene Ansichten ausgesprochen werden. Die Pädagogen erklären sich meistens gegen einen streng kirchlichen confessionellen Religionsunterricht, einige verlangen einen rein biblischen, christlichen, andere nehmen das Wort „allgemein“ in absoluter Bedeutung; wiewohl noch nirgends die Möglichkeit eines solchen Religionsunterrichtes nachgewiesen worden ist. Bisher hatte man wenigstens noch den Religionsunterricht der Aufsicht der Kirche untergestellt, oder anheimgegeben, wie es auch noch in den neueren freieren Schulgesetzgebungen in Baden und Gotha der Fall ist; nun aber erheben sich die Stimmen geheimer Schulmänner, und erklären, mit einem solchen Zugeständniß sei der Kirche viel zu viel nachgegeben; sowenig die Fachmänner der Geographie den geographischen, die Aerzte den diätetischen Unterricht zc. beaufsichtigten, so wenig könne die Kirche auch das Recht beanspruchen, den Religionsunterricht in der Schule zu inspiciern. Consequenter sprechen sich Andere aus, welche behaupten, der Religionsunterricht gehöre gar nicht in die

Schule, sondern zum Ressort der Kirche. Ueber die Art und Weise des Religionsunterrichts machen sich nicht minder verschiedene Ansichten geltend. Fast allgemein steht es in nicht theol. Kreisen fest, der Religionsunterricht müsse nach Stoff und Zeit beschränkt werden, namentlich müsse der Memoriestoff eine durchgreifende Reduction erleiden. Und so erfahren in dieser und in anderer Beziehung noch immer die preuß. Regulative die heftigsten Angriffe, während auf der andern Seite auch die Schulbücher, welche auf dieser Grundlage beruhen, fort und fort neue Auflagen erleben.

Neue Schulgesetze werden fast allenthalben verlangt. In Preußen wurde ein Entwurf vorgelegt, aber als zu wenig liberal von dem Landtag verworfen. In Bayern legte die Regierung ein den Wünschen des Lehrerstandes ziemlich entsprechendes Schulgesetz vor; die Kammer der Abgeordneten nahm solches an; die der Reichsstände verwarf es. In Oesterreich wurde ein solches publicirt. Die Lehrer und Schulfreunde schwiegen nicht; wo das Schulwesen bei der Volksvertretung verhandelt wurde, da erschienen verschiedene Schriften, welche die Schulzustände im Allgemeinen oder in den einzelnen Ländern beleuchteten. Es wurden die Nothzustände der Lehrer besprochen. Auch der physische Zustand der Schüler und was die Schule in diätetischer Beziehung thun könne und solle, setzten viele Federn in Bewegung. Man schrieb über die Schulbänke, die Schulhäuser u. Ein früher wenig beachteter Zweig der päd. Literatur, die Schulstatistik, fand fleißige und zahlreiche Bearbeiter. So ist es erklärlich, daß die Literatur über das Volksschulwesen eine ungemein reiche ist, mehr die Broschüren-Literatur als die größerer Werke.

Ueber die wichtigen Erscheinungen auf dem Gebiete des Volksschulwesens referirt alljährlich im Geiste der entchiedensten päd. Fortschrittler der „Pädagog. Jahresbericht für die Volksschullehrer Deutschlands und der Schweiz. Im Verein mit Andern herausgegeben v. Aug. Lüben, Leipz., Brandstetter“. Diese Schrift ist für Jeden, der sich über den gegenwärtigen Stand der Schulangelegenheiten aufklären will, unentbehrlich, auch wenn er die Ansichten der Mitarbeiter nicht theilen kann. Alle einzelnen Disciplinen der Volksschule, die Mädchenschule und höhere Bürgerschule mit eingeschlossen, werden meistens ziemlich ausführlich behandelt, namentlich wird die betreffende Literatur relativ vollständig kritisiert. Man kann diesen Kritiken Sachkenntniß und Gründlichkeit nicht absprechen. Nur ist zu bemerken, daß die Parteinacht nicht selten über Gebühr in die Waagschale fällt. Die Pädagogik ist von Dittes bearbeitet, der Religionsunterricht v. Dr. Moritz Schulze in Ohrdruff, die Mathematik v. Dr. Fr. Bartholomäi in Jena, der Anschauungsunterricht, Lesen, Schreiben v. Lüben, die Literaturkunde, Naturkunde und Zeichnen von denselben, Jugend- und Volksschriften von C. W. Dohbe, Schulvorsteher zu Bremen, Geschichte v. Petzsch, Lehrer in Berlin, Gesang und Musikwissenschaft v. E. Hentschel, die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete des Sprachunterrichts v. Dr. Panitz, Oberl. a. d. Realschule zu Leipzig, Geographie v. W. Prange, Regierungs- und Schulrath in Cöslin, die äußern Angelegenheiten der Volksschule und ihrer Lehrer in Deutschland v. Lüben, in der Schweiz v. Schlegel. Kürzer referirt: „Allgemeine Chronik des Volksschulwesens, herausgegeben von Ludw. Wolfram, Oberl. am königl. Schullehrerseminar in Borna. Altona, Haendke u. Lehmann.“ Das Methodische wird wenig berührt, die Literatur nur spärlich, dagegen findet man ziemlich ausführliche Mittheilungen über die neueren Schulgesetzgebungen gemacht.

Die auf Grund der Regulative fußenden Schriften, welche das Volksschulwesen behandeln, sind zwar größtentheils früher ans Licht getreten, aber theilweise bis in die neueste Zeit wiederholt erschienen.

Am ausführlichsten ist wohl: Boß Ed., Regierungs- und Schulrath in Königsberg in Pr., Wegweiser für Volksschullehrer. Meth. Anleitung zur Ertheilung und Einrichtung des Volksschul-Unterrichts. 4. Bearbeitung. II Thl. Allg. Anleitung und Lehrgänge nebst Lehrproben. 2. Thl. Lehrpläne für ein-, zwei- und dreiklass. Volksschulen. Bresl. Hirt, 1869, 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Schon der Titel deutet an, daß das Buch dem Wegweiser v. Diesterweg die Füße austreten soll. Wie bei diesem so haben auch bei jenem verschiedene Schulmänner zusammen gearbeitet, etwas Tüchtiges zu Stande zu bringen. Es werden als Bearbeiter besonderer

Disciplinen genannt: Jungklaß (bibl. Bilder und bibl. Geographie), Förster (Lehrproben über bibl. Geschichte, Turnunterricht), Schurig (der erste Les- und Schreibunterricht, Lehrproben für den Vernunft, Uebungen in der schriftlichen Darstellung), Ch. Fr. Scholz (Rechenunterricht, Naturgesch.), Mettner (Gesangunterricht). Alle übrigen Gegenstände sind wohl von dem Verf. selbst bearbeitet. Die ganze Tendenz des Buches geht dahin, den Lehrern zu zeigen, wie man auf Grund der Regulative die einzelnen Unterrichtsgegenstände behandeln könne und müsse; „den Regulativen gebühre das Verdienst, mit Consequenz den Zweck der Schule ins Auge gefaßt und ihm gemäß den gesammten Unterricht gestaltet zu haben.“ Vock und seine Mitarbeiter stoßen vielfach gegen die Ansichten der modernen Pädagogen an, aber wenn man ihnen auch nicht unbedingt beistimmen kann, so ist doch nicht zu leugnen, daß eine Schule, in der nach den ausgesprochen Grundsätzen unterrichtet wird, nicht zu den schlechten gehört; sie fällt nicht der öffentlichen Veringschätzung anheim, wie von den Gegnern behauptet wird. Daß der Verf. nicht einem todten und tödtenden Mechanismus huldigt, zeigt schon die Aeußerung, das Maß des auf jeder Stufe und Classe und in jeder Schule Auswendigzulernenden hänge von der Zeit und der Fassungskraft der Schüler ab. Es dürfe in keinem Falle mehr auswendig gelernt werden, als die Kinder auch innerlich zu bewältigen im Stande seien. Auch die Gegner müssen anerkennen, daß das Buch viel Gutes enthalte, namentlich in Sachen der speziellen Methodik.

Noch weitere Verbreitung hat gefunden V o r m a n n, R. Prov.-Schulr. zu Berl.: Schulkunde für ev. Volksschullehrer auf Grund der Preuß. Regulative v. 1., 2. u. 3. Okt. 1854. I. Thl. 15. Aufl. 24 Sgr. II. Thl. A. u. d. Tit. Unterrichtskunde. 9. Aufl. $\frac{5}{8}$ Thlr. III. Thl. A. u. d. Tit. 40 päd. Sendschreiben 3. Aufl. $\frac{3}{4}$ Thlr. IV. Thl. A. u. d. Tit. Aus der Schule, 40 päd. Sendschreiben $\frac{3}{4}$ Thlr. — Der 1. Theil behandelt I. die Volksschule, deren Verhältniß zur Familie, zum Staate, zur Kirche, und wirft einen kurzen Blick auf die Geschichte des Volksschulwesens, unter folgenden Abschnitten: Von den christlichen Schulen vor der Reformation, Von den evang. Schulen im Zeitalter der Reformation, A. H. Francke, die Philanthropen, Pestalozzi. II. Der Volksschullehrer (wie ein solcher beschaffen sein und sein Amt verwalten soll, über sein Verhältniß zu den Eltern, zu dem Schulaufsesser, der Gemeinde, der Obrigkeit). III. Der Volksschulunterricht (wie verhält sich der von dem Volksschullehrer in dem Seminar empfangene zu dem von ihm in der Elementarschule zu vertheilenden Unterricht? Ueber die Schulzeit, den Lehrplan und die einzelnen zu unterrichtenden Fächer). IV. Die Volksschulerziehung (im Allgemeinen und zu den einzelnen christl. Tugenden). Der 2. Theil liefert eine ziemlich ausführliche Methodik. Der 3. u. 4. Theil bringen einzelne für den Lehrer wichtige Gegenstände zur Sprache, z. B. Maß halten im Sprechen, der Lehrer gehört der ganzen Classe, Stimmung für den Religionsunterricht; Nur keine Ungeduld, Späße. Wie ist die Zuneigung der Schüler zu gewinnen? Unarten der Kinder, Anleitung zum Gebet, Benützung der bibl. Geschichte für sprachl. Zwecke. Was V o r m a n n sagt, ist wohlbedacht, theoretisch und praktisch bewährt (V. A. V 144).

V o l k s c h. E. Th.: Einrichtungs- und Lehrplan für Dorfschulen, insbesondere für solche, an denen wir ein Lehrer angestellt ist. Nebst einem Anhang über die neuesten Veränderungen im Volksschulwesen. Berl. 1870. 5. Aufl. $\frac{1}{2}$ thlr. — Was eine Schule nach den Bestimmungen der Regulative leisten kann und soll, hat der Verf. ausführlich und ins Einzelne gehend gezeigt. Wer die Regulative richtig beurtheilen will, mag vorher die vorliegende Schrift unbefangenen studiren; vielleicht wird er sich überzeugen, daß die vielgeschmähte Schulordnung nicht absolut zur Verdummung des Volkes führt, wenn man sie nur mit Geist zu deuten und zu behandeln versteht (V. A. VI 298).

Von freierem Standpunkte aus ist abgefaßt R e h r, E., Sem.-Lehrer in Gotha: Die Praxis der Volksschule. Ein Wegweiser zur Föhrung einer guten Schulkdisciplin und zur Ertheilung eines meth. Schulunterrichts für Volksschullehrer und für Solche die es werden wollen. 3. Aufl. Gotha 1869. 1 thlr. — Auch dieses Buch wünschen wir in die Hände recht vieler Lehrer, da dasselbe zeigt, wie man in der Volksschule verfahren müsse, um etwas Tüchtiges zu leisten. Der Verf. ist, wie sich schon aus seiner Stellung vermuthen läßt, kein Freund der Regulativ-Päd., aber auch er will die materielle Bildung nicht zu Gunsten der

rein formalen vernachlässigen. Dem Religionsunterricht räumt er eine bevorzugte Stellung ein; er erkennt in demselben die wichtigste Disciplin in der Schule. Freilich verwirft er den Katechismusunterricht, und will einen rein biblischen im Geiste Christi, sodaß ihm darüber im Centralblatt für päd. Literatur v. Lessen Vorwürfe gemacht werden, als ob er zu weit rechts gehe. Schott sagt: Das Buch ist für jeden Lehrer unentbehrlich (Vgl. L. A. VII, 211 u. III, 19).

Von kathol. Standpunkte aus wird das Volksschulwesen behandelt in: Hermann Brenz: Allg. Unterrichts- und Schulerziehungslehre. Eine Anleitung zur zweckmäßigen Föhrung des Lehramts für Volkssch. nach dem bestehenden Meth.-Buch bearbeitet. Prag, Credner. 20 Sgr. — Auch prot. Lehrer können Etwas daraus lernen. Kellner, Volksschulkunde. Ein Hand- und Hilfsbuch für kath. Seminar-Lehrer und Schulaufsicher. 6. Aufl. Essen 1868. 1 thlr. und desselben Pädag. Mittheilungen aus den Gebieten der Schule und des Lebens. Mit bes. Rücksicht auf die Bildung und Fortbildung der Volksschullehrer in den Conferenzen für diese, ihre Leiter u. herausgegeben. I. 3. Aufl. II. 2. Aufl. Essen 1868. Was Kellner schreibt, ist gut. Doch tritt in seinen späteren Schriften der kathol. Standpunkt best. merklicher hervor.

Luz, Lehrbuch der prakt. Methodik für Schulamtszöglinge, Schullehrer und Schulaufsicher. 2. Bde. 2. Aufl. Wiesensteig 1868 u. 69. 2 thlr. 24 Sgr. und Schneider, R. Sem.-Dir. in Waldburg: Aufgabe und Ziel der einklassigen Volksschule. 2. Aufl. Brombg., Carow, lagen dem Ref. nicht vor. Ueber das letzte Buch sagt Schott: Empfiehlt u. A. das Bogelsche Elementarverfahren auch für Volksschulen. Ueber das erste sagt Dittes (P. 3. XXI 169): dasselbe würde besser und brauchbarer sein, wenn es kürzer abgefaßt wäre. Namentlich in der Einleitung sei zuviel gelehrter Aufputz. Die beigegebene Geschichte des Unterrichts sei weiter nichts als ein gelehrter Aufputz und näher befehen eine taube Muß, doch zeuge der praktische Inhalt des Buchs im Ganzen von richtiger Einsicht und reicher Erfahrung.

Der Rect. Seyffahrt zu Ludenwalde schrieb: Die Stadtschulen. Betrachtungen und Vorschläge. Berl. 1867. $\frac{1}{3}$ thlr. und: Die Dorfschulen. Ein Beitrag zur Geschichte der Päd. Ebend. 67. 14 Sgr. Der Verf. ist Gegner der Regulative und bespricht als solcher die Stadt- und Dorfschulen nach ihrer Bedeutung und Geschichte. Findet sich auch manches Anregende in beiden Schriftchen, so können wir denselben doch keine hohe Bedeutung zuschreiben. Viel Neues ist nicht in ihnen zu finden.

Der christl. Volksschullehrer in seinem Amte und Hause, enthaltend allerlei Anweisungen, Wink, Rathschläge, Erfahrungen, Erzählungen und Vieder zur gesegneten Amtsföhrung. Herausgegeben v. Karl Heinrich. Halle, Waisenhaus 1868. 1 thlr. Der Verf. behandelt folgende Gegenstände: Wichtigkeit des Lehrerberufs, Bewerbung um eine Stelle, Amtsantritt des Lehrers, der Lehrer in der Schule, der Umgang des Lehrers mit der Gemeinde, Trennung der Schule von der Kirche, des Lehrers Stellung zu seinem Revisor, das Familienleben des L., Fortbildung des L., der L. als Küster, Cantor und Organist, die Erholungsstunden, bei Versetzung eines L., Klage über Mangel an Früchten im Amte, bei Schullehrer-Conferenzen, das fünfzig. Amtsjubiläum, die Sehnsucht nach der Heimath, Tod und Begräbniß. Die Art und Weise, wie diese Gegenstände besprochen werden, wird dem Verf. die Gunst der deutschen Lehrerverf. und deren Anhänger nicht erwerben. Es weht der Geist des Pietismus mitunter etwas zu stark in dem Schriftchen. Die mitgetheilten Vieder sind nicht der beste Theil desselben (L. A. IV 144).

Die höchste Aufgabe der Volksschule oder: welche unabwiesbare Forderungen sind an die Schule der Gegenwart zu stellen, hinsichtlich der Erweckung, Pflege und Nöhrung des jugendlichen Fortbildungstriebes? Eine Schrift für Lehrer und Schulfreunde v. Dr. Karl Pilz. Leipz. u. Heidelberg 1868. — Auf 30 Seiten läßt sich ein so wichtiger Gegenstand nicht mit Gründlichkeit behandeln, doch findet man anregende Gedanken, welche verdienen erwogen zu werden. Der Verf. will keine Verfröhung, keine Ueberfütterung, keine langen wissenschaftlichen Vorträge, keinen todten Kram, keine Peinigung des Schölers, sondern interessanten Lehrstoff, eine anziehende Unterrichtsweise, bildende Aufgaben, anregende Bücher u. Uebrigens ist das Gute, was der Verf. sagt, auch schon andernwärts gesagt worden.

Die Anforderungen der Gegenwart an den Volksschullehrer. Preisgekürnte Abhandlung von Karl Richter. Leipzig, Klinkhardt. 4 fgr. Der Verf. geht von dem richtigen Grundsatz aus, die Hauptsache beim ganzen Schulwesen bleibe der Lehrer, und bespricht die rechte Vorbildung, Amtsführung und Fortbildung desselben, wie solche zur gedeihlichen Amtsführung nothwendig sei.

Die Ueberbürdung der Volksschule. Päd. Vortrag auf der 13. allgemeinen sächsischen Lehrerversammlung gehalten von Dr. Paul Möbius, Director der 1. Bürgerschule zu Leipzig. Leipzig, 1867. Möchte das Gesagte allgemein beherzigt werden. Unstreitig verlangt und erwartet man in der Gegenwart von der Volksschule zuviel, in intellectueller und selbst in moralischer Beziehung. Diese Uebertreibung ist bedenklich und gefährlich. Der Verf. sucht sie auf das rechte Maß zurückzuführen.

Selwich S. Eine Volksschule wie sie sein soll. Erlebtes und Durchdachtes. Bremen, 1869. 8 fgr. Lag dem Ref. nicht vor.

Kriebitzsch, K. Th. Inter folia fructus. Päd. Blätter für Schullehrer und Schulfreunde. Halle, Waisenhaus, 1868. 1 $\frac{1}{3}$ thlr. — Verschiedene Aufsätze, z. B. über Temperament, über Mnemotechnik, über das Schweigen, über Langeweile, über den sentimentalen Lehrer, über die Poesie in den Volksschulen und Seminarien, über die Prosa in den Seminarien, über Lehrbücher, über Pestolozzi &c. Was der Verf. schreibt, zeugt von pädag. Einsicht und Erfahrung. Er huldigt den Grundsätzen Pestal., ist aber auf dieser Grundlage weiter vorwärts geschritten (L. N. IV, 144).

Reither, K. Aus der Schule. Pädag. Distichen. Ansbach. Junge. 12 fgr. Praktische Winke und Erfahrungen aus dem Gebiete der Erziehungskunst (L. N. IV, 141).

Pädag. Winke für ein naturgemäßes System des Unterrichts in der Volksschule. Von W. Rueß, Rector der Central-Realsch. in St. Gallen. St. Gallen, 1866. Ohne große Bedeutung, gegen Emancipation. — Das Bild eines Lehrers, wie er sein sollte, wird geschildert in: Lehrer Manhart von Großdorf. Ein Lebensbild zum Beschauen für Lehrer und Freunde der Schule von Robert Niedergesäß. Wien, 1868. 10 fgr. Man erkennt, daß auch in Oesterreich die Grundsätze der neueren Pädagogik eingedrungen sind. Wären daselbst recht viele Lehrer, wie der geschilderte, so würde es mit dem Schulwesen besser stehen. Nur möge man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten.

Pädag. Bausteine für Leiter, Lehrer und Freunde der Schule. Von Gustav Fröhlich, Rector zu Rastenberg, Großh. Sachsen. 2. verb. u. verm. Aufl. Jena, 1867. Daselbst: die Volksschule der Zukunft, ein Ideal für die Gegenwart. Weimar, 1866. $\frac{3}{4}$ thlr. und daselbst: die Schulorganisation nach den Forderungen des Staats- und Kirchenrechts, der Cultur und des Zeitgeistes. Gekrönte Preisschrift. Jena, 1868. 20 fgr. Der Verf. huldigt dem Fortschritt, gehört aber nicht zu den radicalen Schulreformern der Zeit; ja er hat bei diesen, wiewohl sie in den andern Punkten seine Ansichten billigen müssen, dadurch Anstoß erregt, daß er das Aufsichtsrecht der Kirche nicht ganz beseitigen will. In der zuerst genannten Schrift will er hinwirken auf Emporhebung der Volksschule zu einer wahren Volkserziehungsanstalt, auf die Hervanbildung des Lehrerstandes zu innerer und äußerer Selbstständigkeit, auf eine würdevolle Stellung der Volksschule andern Factoren der Civilisation gegenüber, auf eine der menschlichen Würde entsprechende humane Behandlung der Zöglinge. Er behandelt deshalb folgende Gegenstände: „Die bleibenden Früchte der Volksschule. Das Veränderliche und Bleibende oder das Zeitliche und Ewige in der Pädagogik. Der Lehrer und sein Ideal. Unsere Schulstrafen vor dem Richterstuhl der Pädagogik. Das Aufsichtsrecht der Kirche über die Schule. Beachtenswerthe neuere Gesetze und Verordnungen auf dem Gebiete der Volksschule.“

Die 2. Schrift entwirft ein Bild der Volksschule nach ihrer inneren und äußeren Einrichtung, wie sie in Zukunft zu erstreben möglich und zur Hebung der allgemeinen Nationalbildung wünschenswerth ist, und zeigt die Wege zur Förderung des Volksschulw.; unter Anderem gibt sie auch die neueren Schulgesetze.

Die 3. Schrift erhielt in der allg. deutschen Lehrerversammlung zu Hildesheim, Pfingsten 1867, den ersten Preis von 25 thln., was umsomehr anzuerkennen ist, da der Verf. gehalten

hat, was er in der Vorrede versprochen: „Bestehenden Verhältnissen schuldet man Schonung und Milde, weil dieselben nicht böswillige oder willkürliche Machwerke Einzelner, sondern notwendige Stufen historischer Entwicklung sind. Diese Schrift will darum nicht einreißen, sondern aufbauen und erweitern, indem sie von dem geschichtlich Gegebenen ausgeht; sie will nicht Verwandtes trennen, sondern zum wahren Heil der Civilisation friedlich vermählen; sie will die Rechte der großen Faktoren menschlicher Kultur, welche vor einem höheren Tribunal nur scheinbar mit einander streiten, nur scheinbar sich einander verklagen, gegenseitig ausgleichen und versöhnen, und jene Faktoren selbst zu einem erhabenen Werke, dem der achten Ausbildung unseres Volkes zu vereinen streben. Kirche und Schule insbesondere, die segensreich wirkenden Mächte im Dienste der Religion, der Weisheit und Sittlichkeit, sollen sich nicht trennen, sondern zur Werke christlicher Liebe einander die Hand reichen, indem beide ihre Rechte gegenseitig anerkennen. Wer das leidige Wort „Trennung der Schule von der Kirche“ erfand, erzeigte der guten Sache gewiß einen übeln Dienst“ (L. N. III, 75).

Als reine Staatsanstalt will die Schule behandelt wissen: „Die evangel. Kirche und Schule in ihrem Verhältniß zum Staate.“ Leipzig, 1869. 15 Sgr. Zur Charakterisirung folgende Stelle: „Die Gemeinde hat überhaupt gar keine Berechtigung, Schulen zu unterhalten und zu gründen, Schullehrer anzustellen und zu beaufsichtigen. Das ergibt sich sehr einfach, wenn wir überlegen, wer Interesse hat, daß die Kinder Unterricht genießen. Dieses haben nur zwei Gesamtpersönlichkeiten, einmal die Familie, — und es kann deshalb keiner Familie geweht werden, ihre Kinder auf eigene Faust zu unterrichten, so lange der Unterricht leistet, was der öffentliche leistet; und der Staat, dessen Interesse sich auf den künftigen Staatsdiener erstreckt. Die Gemeinden dagegen, als die Gesamtheit zufällig an einem Orte zusammenlebender Bürger, als eine Vereinigung ohne alle politische Macht, hat nicht das geringste Interesse daran, daß die Kinder der Bürger Unterricht genießen.“

Ganz andere Ansicht entwickelt: „Organisation des Volksschulwesens mit Rücksicht auf gegebene Verhältnisse für Stadt und Land entworfen“ von Theodor Heckenhahn, Schuldirektor in Coburg, eingeleitet und motivirt von Prof. Dr. R. B. Stoy. Heidelberg, 1869. 7½ Sgr. — Der Verf. betrachtet die Schule zunächst als Angelegenheit der Familie. Auch der Staat habe Interesse an der Schule; aber das gebe ihm noch nicht das Recht der vollständigen und alleinigen Disposition über dieselbe; er könne nur daraus das Obergaufsichtsrecht ableiten. Auch die Kirche, als Trägerin sittlich religiöser Ideen habe eine pädag. Aufgabe; darum finde zwischen Kirche und Schule ein gewisses Verwandtschaftsverhältniß statt. Beide Anstalten ständen gleichberechtigt nebeneinander; sie müßten sich gewöhnen, friedlich neben einander herzugehen, sich gegenseitig unterstützend, fördernd, ergänzend. Die natürliche Vereinigung der Familien sei in der politischen Gemeinde gegeben; daher möge auch die Schulgemeinde in der Regel mit der politischen zusammenfallen; nur dürfe daraus nicht die Einheit der Behörden abgeleitet werden. Noch entschiedener spricht sich gegen die Omnipotenz des Staates in Bezug auf die Schulen aus: Dörpfeld, in: Die freie Schulgemeinde und ihre Anstalten auf dem Boden der freien Kirche im freien Staate. Gütersloh, 1863, und: Die drei Grundgebahren der hergebrachten Schulverfassungen nebst bestimmten Vorschlägen zu ihrer Reform. Beantwortet von Prof. Ziller in Leipzig. Elberfeld, 1869. Der Verf. befragt die Bildung besonderer Schulgemeinden auf Grund confessioneller Zusammengehörigkeit; diese Schulgemeinden können mit den bürgerlichen Localgemeinden zusammenfallen, müssen es aber nicht, weiter hinauf bilden sich Kreis- und Provinzialgemeinden. Der Staat führt nur das Obergaufsichtsrecht, schützt und unterstützt die ganze Schulorganisation. Schulsynoden sind notwendig.

Als die drei Grundgebahren betrachtet der Verf.: 1) die bureaukratische Form des Schulregiments, oder: den Mangel einer angemessenen Vertretung aller Schulinteressenten neben den wichtigsten Organen der Verwaltung; 2) den Mangel an Einheitlichkeit in der Schulverwaltung und in der Schularbeit; 3) den Mangel einer gebührenden Mitwirkung des Lehrerstandes bei der Schulverwaltung. Demgemäß verlangt der Verf. 1) Vervollständigung der Organisation der Lokal-Schulgemeinde: a) einen Schulvorstand (Verwaltungsausschuß; Geistliche und 1 Lehrer Mitglieder,) b) Schulrepräsentation — behufs der Wahl

der Lehrer und der Mitforge für die Unterhaltung der Schule. (Nach Art der rheinisch-westfäl. Kirchenrepräsentation.) 2) Dem Kreis Schulvorstand, nebst den Lehrer- und Schulvorstandsconferenzen (dem Kreis Schulinspector sollen zwei Lehrer oder ein Lehrer und ein Schulvorsteher beigeordnet werden). 3) Die landschaftliche Schulsynode, oder: Die Repräsentation aller theilhaftigen Corporationen — für einen Regierungsbezirk bez. für eine Provinz. — Lützen sagt S. B. XXII, 588: „Wir theilen nicht alle Ansichten des Verf., müssen es auch entschieden mißbilligen, daß er an verschiedenen Stellen seiner Schrift mit Geringschätzung von den Bestrebungen der freisinnigeren Lehrer und der allgem. deutsch. Lehrerverammlung spricht — aber wir empfehlen die Schrift dennoch der Beachtung, da sie viele Schäden aufdeckt und auch manchen guten Vorschlag enthält, namentlich den, daß die Familien und Gemeinden wohl für das Schulwesen zu interessiren und darum für dasselbe heranzuziehen sind.“

Von dem Standpunkte eines liberalen Staatsmannes aus behandelt die Stellung der Schule Rudolf Gneist: die confessionelle Schule. Ihre Unzulässigkeit nach preuß. Landesgesetzen und die Nothwendigkeit eines Verwaltungsgerichtshofes. Berlin, 1869. H. Springer, und: Die Selbstverwaltung der Volksschule. Vorschläge zur Lösung des Schulstreites durch die preuß. Kreisordnung. Ebendasselbst. 1869. $\frac{2}{3}$ Thlr. Der Verf. bemüht sich in der ersten Schrift nachzuweisen, daß durch den in Pr. gesetzlich ausgesprochenen allgem. Schulzwang und andere Bestimmungen des Allg. Landrechtes die confessionelle Sonderung der Schule umgesetzlich geworden sei. Er hat seine Sache als geschickter Advocat, aber nicht als unabhängiger Richter geführt. Ueber Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit confess. Sonderung läßt sich streiten; aber daß nach den bestehenden Gesetzen und auch nach dem Allg. Landrecht diese Sonderung rechtsgültig sei, ist dem Ref. unzweifelhaft gewiß. In der 2. Schrift sucht der Verf. die Grundsätze des self government, wie es in England besteht, zur Geltung zu bringen, aber nicht das der Einzelgemeinde, die für das Schulwesen wenig thun könne, großentheils auch nicht viel thun wolle; wenigstens gelte das von den Landgemeinden. Es müsse also ein größerer Complex vereinigt wirken. In der für diesen zu ernennenden Schulbehörde sollen auch die Geistlichen der verschiedenen theilhaftigen Confessionen Sitz und Stimme haben. Außerdem der Kreislandrath, ein Kreisamtmann (Unterpolizeibehörde), ein städtisches Magistratsmitglied, ein praktischer Schulmann, zwei Kreisverordnete und ein Kreisdeputirter. Diese Behörde hat die Befugniß, Lehrer anzustellen und zu entlassen, das Schulvermögen zu verwalten u. „Somit muß auch der Staatsmann die Erstlingsrechte der Eltern und die Nothwendigkeit der Berücksichtigung confessioneller Verhältnisse anerkennen“ (L. N. VI, 135). Gegen die erstgenannte Schrift erschien: Gneist, Dr. R. Die confessionelle Schule. Beleuchtet von S. B. Seegemund, Consistorial-, Regierungs- und Schulrath a. D. Berlin, 1869. 10 sgr. (mit Scharfsinn und Sachkenntniß: L. N. V, 287).

Für die Schule als Gemeindevorrichtung tritt in die Schranken ein Anonymus in: Reform-Skizzen, angehend das Gebiet der Pädagogik für Lehrer und alle Freunde des Schulwesens. Halle, 1870. Schwetschke. 12 sgr. Die Schlussthesen lauten: Die öffentliche Schule ist Gemeindevorrichtung; die Gemeinde errichtet, unterhält und verwaltet die Schule; der Staat übt bis auf Weiteres die oberste Leitung und Aufsicht aus. Die Gemeinde kennt keinen Glaubenszwang. Niemand ist gezwungen, seine Kinder an dem Unterricht in einer bestimmten Religion theilnehmen zu lassen, wohl aber ist der sittlich religiöse Unterricht obligatorisch. Der Unterricht in der öffentlichen Schule wird unentgeltlich ertheilt. Das Schulgeld ist aufzuheben. Jeder hat ohne Ansehung des Glaubens für seine Kinder das Recht der Benutzung der öffentl. Schule, eine allgemeine Schulschule wird eingeführt. Schulen, die nach den Vermögensklassen der Eltern gegliedert sind und besondere Armenschulen sind unzulässig; der confessionelle Religionsunterricht ist den Geistlichen zu überlassen, wie solcher von den Eltern und Kindern begehrt wird. Der gesammte Schulunterricht ist den Zeitverhältnissen gemäß extensiv und intensiv zu erhöhen. Die Lehrerbildung muß gesteigert werden im Geiste der pädagogischen Wissenschaft u.

Die Volksbildung als Grundlage des modernen Staats- und Culturlebens. Beitrag zu einer zeitgemäßen Organisation des gesammten Unterrichts- und Erziehungswesens v. Fr. Kerner. Jena, 1860. Zur Charakterisirung folgende Sätze: Die Schule

soll keine Anstalt im ministeriellen Sinne sein, sondern eine von wandelbaren Einflüssen möglichst unabhängige Bildungsanstalt. — — — Mithin kann die Schule von der Kirche keinen Rath, kein Lehrmaterial, keine Unterstützung erhalten, muß vielmehr sogar oft Bibelkunde, bibl. Gesch. und Catechismus sich selbst bearbeiten und brauchbar machen. Empfängt die Schule von der Kirche keine geistige Hilfe, wurzelt sie ihrem ganzen Wesen nach nicht in der Kirche, sondern in der Wissenschaft, erhebt sie selbst die Lehrmethode von der Pädagogik, nicht von der Theologie, so hat die Kirche das Recht verloren, die Schule zu leiten. — Die Schule geräth unter Einflüsse, die ihrem Wesen und ihrer Bestimmung fremd sind, wenn sie unter Aufsicht der Kirche bleibt. — „Man darf naturgemäß die Entscheidung über Schulfragen nur nach den Gesetzen der Pädagogik treffen. — Das Lehrseminar muß eine streng pädag. Anstalt sein, nicht Nebentapelle der Kirche. Ein bewährter Pädagoge soll es leiten, nicht ein einseitig urtheilender Geistlicher.“

Lange, Wichard, die Schule im Lichte des erziehlischen Princip's. Vortrag gehalten auf der allg. deutschen Lehrervers. zu Berlin. Berlin. Springer. 5 Sgr. Im Geiste Diesterwegs (R. A. VI, 137).

Ueber das Verhältniß des Staates zum Erziehungswesen. Von Joh. Claessen. (Verb. und erweiterter Abdruck aus dem Ev. Schulblatt.) Gütersloh, 1866. Bertelsmann. 10 Sgr. — Schon der Ort, wo diese Broschüre ans Licht getreten ist, läßt vermuthen, daß sie in christlichem Geiste abgefaßt ist. Der Staat als solcher sei nur berechtigt, Schulzwang auszuüben, damit die Kinder die Gebote Gottes, sowie das Lesen und Schreiben lernten. Ueber den gesammten übrigen Unterricht hätten eigentlich die Eltern Bestimmung zu treffen. Sofern dieselben nicht die rechte Würdigkeit besäßen; dürfe die Obrigkeit Obervormundschaftsrecht üben, den Schulzwang durchführen und bestimmen, was gelernt werden müsse. Auf mündige Eltern solle der Staat einwirken durch Gründung von Musterschulen im christlichen Geiste, Einrichtung höherer Lehrer- und Lehrerinnen-Seminarien, und Besetzung derselben mit erprobten christl. Lehrern, Creirung und Begabung von Docenturen für christliche Pädagogik an Universitäten.

(Fortsetzung folgt.)

II. Recensionen.

Theologie.

Wellhausen, Lic. Julius. Privatdoc. der Theol. in Göttingen. **Der Text der Bücher Samuelis.** gr. 8. XIV u. 224 p. Göttingen, 1872. Vandenhoeck u. Ruprecht. 1 thlr. 10 sgr.

Ein für die Textkritik des alten Testaments nicht unbedeutendes Buch, denn der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, nicht mit zufälligem Hineingreifen in die Masse der vorhandenen Uebersetzungen und der verschiedenen Lesarten derselben, sondern nach einem bestimmten Principe die Verbesserung des allerdings schadhafteu Textes dieser beiden Bücher vorzunehmen. Freilich sind die Vorbedingungen zu einer vollständigen Lösung dieser Aufgabe noch lange nicht gegeben, denn wir besitzen immer noch keinen kritisch durch und durch entsprechenden Text der Septuaginta, und ehe diese Vorarbeit nicht vollendet ist, kann wenigstens nicht mit absoluter Sicherheit von hier aus operirt werden. Den Beweis hiefür haben selbst tüchtige Gelehrte geliefert, die mit Sicherheit auf gewisse Lesarten der LXX bauten und rasch darnach zur Verbesserung des hebräischen Textes schritten, während sich nun hinterher zeigt, daß jene nur Corruptionen des ächten griechischen Textes waren. So hat sich der durch seine vielen Aenderungen des hebräischen Textes bekannte Dr. Thienius namentlich dadurch oft täuschen lassen, daß er bloße Dupletten einer Stelle für ächten Text ansah; es ist demnach vorläufig noch die äußerste Vorsicht im Gebrauche der Septuaginta geboten. Sodann aber kommt es auch auf ein eingehendes Verständniß der Uebersetzungsweise der alten Interpreten an, um nicht sofort zu glauben, daß das von ihnen Gebotene genau dem ihnen vorliegenden Texte entsprochen habe. Es sind daher zuerst gewisse Eigentümlichkeiten derselben durch eingehende Vergleichung mit unserm hebräischen Texte aufzufinden und dieselben stets im Auge zu behalten, damit man nicht vorschnell für einen ab-

weichenden Grundtext erkläre, was doch nur dem Uebersetzer selbst zuzuschreiben ist. Das wird nun freilich in vielen einzelnen Fällen unendlich schwer zu entscheiden sein, und deshalb ist auch mit aller Bestimmtheit zu behaupten, daß wir nie zu einer zweifellosen Sicherheit in allen Fällen kommen werden. Dieses erkennt auch der Verf. an, indem er ausspricht, es lasse sich oft nicht mit Sicherheit ermitteln, ob Abweichungen des griechischen Textes vom masorethischen bloß den Uebersetzern oder ihrem hebr. Exemplar zu vindiziren seien. Ja er giebt auch zu, daß der größte Theil den ersteren zur Last falle, daß sie oft Explicita statt der Implicita setzen, daß sie erklärende Zusätze jeder Art beifügen. Dennoch scheint es uns, hat sich der Verf. zu sehr in der praktischen Ausführung von einer gewissen Vorliebe für die Septuaginta leiten lassen, und da eine abweichende hebräische Grundlage gesucht, wo wir bloß eine Differenz des Uebersetzers erblicken können. Die rechte Grenzlinie hier einzuhalten, ist äußerst schwierig, ja oft unmöglich, darum werden hierüber immer Meinungsverschiedenheiten bestehen, aber im Ganzen ist es gewiß rathsam, den hebräischen Text festzuhalten, wo es nur immer möglich ist, denn hier sehen wir eine feste religiöse, ja fast scrupulöse Treue, die selbst, wie 1 Sam. 13, 1 Unverstandenes festhält und jede Aenderung scheut, während dort sich eine sehr große Freiheit der Bewegung findet. Wir sind übrigens darin vollkommen mit dem Hr. Verf. einverstanden, daß man bezüglich der Abschriften des Textes verschiedene Perioden unterscheiden muß, daß der Zeit der Masora eine Periode vorherging, in welcher man weit von der Aengstlichkeit jener entfernt war und von mechanischer Pedanterie nichts wußte, vielmehr in großartiger Freiheit der Form nur auf Beibehaltung des Sinnes sah. Dieser Fluß der Bewegung ist durch die Masora zum Stehen, ja man kann sagen, zum Erstarren gekommen, aber das muß man denn doch anerkennen, daß man in dieser Erstarrung das ächte Bild jenes Zustandes noch erkennt, in welchem damals der Text sich befand, während die LXX

dieses doch vielfach verwischt haben: und dieß ist es, was der Verf. wenigstens praktisch zu wenig anerkennt. Uebrigens sind wir mit seiner Methode der Rekonstruktion des Textes ganz einverstanden; es ist eine rückgängige Bewegung, wir haben den Weg rückwärts zu machen, den die Textgestalt fortschreitend zurückgelegt hat; und handelt es sich nun um eine Korrektur, so ist es eine Hauptfrage, das Motiv zu erforschen, das etwa zur Aenderung bewegen konnte, ohne sich jedoch hierbei durch Vorurtheile leiten zu lassen, wie dieß bei dem Verf. wenigstens in dem Punkte statzufinden scheint, daß er bei spätern Recensionen des hebräischen Textes gewisse priesterliche Einflüsse annimmt, welche manche unliebe Punkte ausfriden oder umändern und so gegen frühere Ueberlieferungen ankämpften. Man muß mit solchen Behauptungen äußerst vorsichtig sein, da dem Texte gerade dadurch schon manches Unrecht geschehen ist. Auch darin stimmen wir ihm vollkommen zu, daß es höchst gewagt ist, einen Buchstaben-Compromiß zwischen der Mafora und den LXX zu schließen, dessen Folge nichts Anderes ist, als zu den bezugten Texten noch einen unbezogenen hinzu zu erhalten; indessen möchte er selbst doch nicht ganz frei von diesem Fehler geblieben sein. Wenn er z. B. 2. S. 24, 13 wieder die Lesart des hebr. Textes, nach der LXX acceptirt, sondern aus der Chronik ändert, so hat er damit jenen Grundsatz nicht bewahrt. Wenn er v. 16 „den Engel“ als Explicitem später einsetzen läßt, so giebt ihm hiezu keiner der beiden Texte ein Recht, die Stellung der Worte aber bietet nichts Räthselhaftes. Ueberhaupt ist der Verf. in seinem Verfahren doch etwas gar zu fest, was er einmal p. 172 naiver Weise selbst zugesteht, wo er sagt: ich leugne nicht, daß ich unsern Vers streichen würde, wäre nicht 1 Reg. 5, 19. Ähnlich werden sich noch andre Bedenken gegen vielfache Streichungen desselben erheben lassen. Er ist auch allzu rasch in der Erklärung, daß Stellen in den Zusammenhang nicht paßten, wo nur einiger guter Wille dazu gehört, um diesen zu erfassen. Das ganze Werk hat indessen des Anregenden sehr viel, es finden sich scharfsinnige und geistreiche Correctionen des Textes. So hat er die im Grundtexte auffallende Satzverbindung 1. Sam. 30, 20 durch unbedeutende und auf nachgewiesenen Grundsätzen ruhende Aenderungen ganz glücklich umgestaltet, so daß jetzt die Stelle heißt: und sie nahmen alle Schafe und Kinder und trieben sie vor David her und sprachen: das ist Davids Beute. So hat sich seine Korrektur von 2. Sam. 24, 5. 6, durch die codd. Holmes. 19, 82 zc. als richtig erwiesen, ebenso hat er dort in v. 23 das räthselhafte

hamelech glücklich remebirt, indem er Arafna als Verschreibung von adoni erkennt und ebend ausgefallen sieht, so daß nun der treffende Ausdruck zum Vorschein kommt: dieß Alles will der Knecht meines Herrn des Königs dem Könige geben. Besonders die letzten Seiten des Buches sind interessant.

Doch die Hauptstärke des Buches besteht darin, daß es bestimmte Grundsätze aufzustellen sucht, nach denen bei solcher Vergleichung zu verfahren ist, u. daß d. Vf. nicht, wie Thénius, ohne bestimmte Normen nach dieser oder jener Lesart greift und nur dem subjektiven Gefühl nachgiebt, sondern daß er sich zuerst ein bestimmtes Urtheil über die Natur der kritischen Mittel bildet, die er gebrauchen will, und den Charakter der einzelnen Uebersetzungen untersucht, die seinem Zwecke dienen sollen. Dann erst ist es möglich, weiter zu erforschen, was von dem Gebotenen auf der Grundlage eines festen Textes ruhe. Wie weit nun das hierüber Aufgestellte auf richtige Beobachtung sich gründe, ist eine Frage, die hier nicht beantwortet werden kann. Nur so viel sei bemerkt, daß feste Resultate nicht mit einem Male gewonnen werden und daß auch hier nur ein allmähliges Fortschreiten zu sicherer Kenntniß denkbar ist. Aber einen guten Anfang hiezu hat jedenfalls der Hr. Verf. geboten und dafür verdient er Dank und Anerkennung. E.

Die biblischen Alterthümer. Mit Abbildungen. (Zugleich vierte Auflage des „Handbüchleins der biblischen Alterthümer.“) Herausgegeben von dem Calwer Verlagsverein. Stuttgart, 1871. J. F. Steinkopf. 10 sgr.

Das vorliegende Buch, eine völlig neue Bearbeitung der bibl. Alterthümer, die der inzwischen heimgegangene Verf. der bibl. Geographie und Naturgeschichte in dem 1851 erstmals und 1859 in 3. Auflage erschienenen „Handbüchlein der bibl. Alterthümer“ darzustellen unternommen hatte, sucht seine Leser unter den Theologen, Lehrern höherer und niederer Schulen und forschenden Bibellehern in der christl. Gemeinde. Die Nichttheologen dürfen nicht befürchten, daß ihnen durch eine unverständliche theolog. Schulprache der Weg da und dort verrammelt werde; die Theologen hinwiederum werden finden, daß die Gründlichkeit und wissenschaftliche Haltung über dem Streben nach einer gemeinverständlichen Bearbeitung des Gegenstandes keineswegs Noth gelitten hat. Von welchem Standpunkte aus die Aufgabe, eine übersichtliche Zusammenstellung und Erläuterung dessen, was die heil. Schrift über

die gottesdienstlichen, häuslichen, bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten des Volkes Israel enthält, zu geben, gelöst wird — besagt schon die Herausgabe durch den Calwer Verlagsverein: es ist der Standpunkt des entschiedenen Glaubens an die Wahrheit der heil. Schrift. Wenn bei den gläubigen Lesern der heil. Schrift die Philipppusfrage: „Verstehest du auch, was du liest,“ vor der Seele steht: dem wird ein solches gründliches, auf tüchtigem Studium der einschlägigen Literatur ruhendes Handbuch sehr werth sein. Selbstverständlich soll damit nicht ein unfehlbarer Führer geboten sein, und wird dem, der es bei seinem Bibelstudium benützt, immerhin die Aufgabe bleiben, den Inhalt und die Angaben des Buches an dem Buche aller Bücher zu prüfen, und zu untersuchen, ob es sich also verhalte, wie angegeben ist. Uns ist z. B. ganz ohne Zweifel, daß die Angabe S. 97, daß das Brennöl (מן) und das Salböl

(שמן) die gleiche symbolische Bedeutung habe, falsch ist. Ebenso können wir uns der Deutung der Urim und Thummim als innerer Einsprache Gottes, nicht anschließen, und dgl. mehr. Aber die nöthige Anleitung wird der Bibelleser hier finden, um sich in den göttlichen Geheimnissen der heil. Schrift zurechtzufinden, auch da, wo die bibl. Alterthümer nicht das Richtige gefunden haben. Darum möge das Buch, das reich an Inhalt und überaus billig im Preis ist, allen Liebhabern der göttlichen Wahrheit empfohlen sein.

F.

Holtzsch, R. G. (R. Seminar-director): **Uebersicht über die Geschichte des Prophetenwirkens Jesu.** Zunächst als Anhalt für Repetitionen im Seminar-unterricht. S. 28. Münsterberg in Schlesien, 1872. 8. Fest. 5 sgr.

Auf wenigen Blättern doch ein für seinen Zweck recht brauchbarer Leitfaden um das Prophetenwirken Jesu im Zusammenhange zu betrachten; auf guten Studien ruhend, im Anschluß an Geß, Gobet u. a. giebt der Verf. eine klar geordnete und anschaulich dargelegte Uebersicht. Er unterscheidet: 1. Die Anfangs-epoche (von Jesu Tausch bis zu seiner Verwerfung in Nazareth): der auftretende Prophet; der Werber. — 2. Die der prophetischen Kundreisen (von der Erwählung Capernaums zum Wohnort bis zur Klage Jesu über sein unempfindliches Volk), der bauende Prophet, der Hausvater. — 3. Die entscheidungsvolle Zeit der ruhelosen Kreuz- und Querzüge und der

Grenzreisen ohne festen Ausgangspunkt (von der Uferpredigt in Gleichnissen bis zu dem heftigen Kampf mit den Pharisäern — der verstoßene Prophet, der heimatlose Wanderer.) —

— 4. Die des stillen Verlebens Jesu mit seinen Jüngern: (von dem Bekenntniß der Jünger bis zum Abschied aus Galiläa), der im Stillen wirkende Prophet, der Pädagog. — 5. Die der großen Schlußreise durch Peräa zum Kreuzestode nach Jerusalem (von der Abweisung der Jünger in Samaria bis zur Salbung in Bethanien) der sterbensbereite und zuletzt noch im Volke reich wirksame Prophet: der vielbeschäftigte Missionar auf dem Gange zum Tode. — Jeder Periode geht eine kurze die Quellen und den Inhalt andeutende Bemerkung voraus, nach welcher der historische Grundzug derselben folgt; dann werden die Thatfachen im Einzelnen gruppiert und kurz angedeutet. Auf eine Besprechung im Einzelnen müssen wir verzichten, da das Schriftchen nur Andeutungen giebt und eine Erörterung der so schwierigen Fragen hier nicht am Orte wäre. Ob die Ueberschriften (der Werber, Hausvater etc.) glücklich gewählt sind, lassen wir dahingestellt. Das Schriftchen verdient die Beachtung aller derer, die einen tieferen Einblick in den Pragmatismus des heiligen Lebens Jesu thun wollen oder dazu andere zu führen berufen sind.

M.

L. S.

Koniedi, O. **Geschichte der Reformation in Polen, erster Theil, VIII u. 165 S.** Breslau, 1872. Dülfer. 18 sgr.

Der Verf. macht in der Einl. die Bemerkung, daß die polnische Reformationsgeschichte bisher noch sehr wenig Beachtung gefunden habe. „Die beiden einzigen Werke, welche ein Gesamtbild derselben darstellen, der Versuch einer Geschichte der Ref. in Polen von Fischer und die histor. Skizze von dem Entstehen, Wachsen und Untergang der Ref. in Polen von Kralinski sind eben nur, was sie sein wollen, ein Versuch und eine Skizze... Wenn ich darum den Versuch gemacht habe, eine vollständige Geschichte der Ref. in Polen zu liefern, so glaube ich, dafür sowohl in der Wichtigkeit wie in der Neuheit des Gegenstandes eine Rechtfertigung zu finden.“ Diese Bemerkung ist ganz begründet, kein von der Reformationsbewegung einst ergriffenes Land ist bis zur Stunde von der Literatur gleich stiefmütterlich behandelt worden; das tragische Schicksal des polnischen Volkes in politischer wie religiöser Beziehung scheint auf die Federn der Schriftsteller gleichsam eine lähmende Wirkung ausgeübt zu haben. Und doch ist

Polen einst von der Reformationsbewegung so mächtig ergriffen worden, daß es eine Vor-mauer des Protestantismus in der slavischen Welt gegen den russischen Katholicismus werden zu wollen schien; nicht geringe Länderstrecken jenes früher so ausgedehnten Reiches bilden jetzt integrierende Bestandtheile des preussischen König- und des deutschen Kaiserreichs, und nach Erdmann (in Herzog's Realencycl. XII, 18) sind noch 4—500,000 polnisch redende Protestanten vorhanden. Mit Freuden begrüßen wir darum jeden Versuch einer umfassenden Reformationsgeschichte Polens.

Ob der vorliegende jedoch den Anforderungen entspricht, welche an ein solches Werk zu stellen sind; darüber möchten wir nach der Anlage und Ausführung des ersten Theiles unsre Bedenken aussprechen, und dem Verf., dem wir im Interesse der Wissenschaft eine glückliche Ausführung seines (allerdings schwierigen) Unternehmens wünschen möchten, einige Andeutungen geben, wie ein solches Ziel nach unsrer Ansicht, besser als in dem ersten Theile geschehen ist, zu erreichen wäre.

In *mediam rem* zu gehen, ist sonst eine löbliche Tugend, lange Einleitungen und Vorgeschichten langweilen. Eine polnische Reformationsgeschichte jedoch ohne einen, wenn auch nur kurzgefaßten Rückblick auf die dem Nicht-polen meist unbekannten geographischen, ethnographischen und verwickelten historischen Verhältnisse des untergegangenen Polenreiches zu schreiben, läßt sich nicht rechtfertigen, war ein Versäumnis, welches der gesamten Geschichtsdarstellung des Verf. zum Schaden gereicht, und ihn zu hundertfältigen Verlegenheiten, Erläuterungen und Nachholungen geführt hat. Die Reformation hat in Polen einst in der dreifachen Form des lutherischen, calvinischen und Brüderunitätsbekenntnisses, man kann auch das socinianische dazu rechnen, Eingang gefunden; die Königsfamilie hat sie respiciert, doch bis auf Sigismund III. (1570—1632) ruhig gewähren lassen; der polnische Adel hat sich meist dem Calvinismus und der Bräuerkirche angeschlossen, die deutsche Stadt- und Landbevölkerung meist dem Luthertum, — wie kann man diese und noch viele andere eigenthümliche Verhältnisse, insbesondere den langen Haber der verschiedenen Reformationsparteien unter einander, verstehen, wenn man die Ausdehnung, die Bodenbeschaffenheit und Sprachmischung in dem alten polnischen Reiche, wenn man die Stellung des Königs, des Adels, der Geistlichkeit, des Kaufmanns, Handwerker- und Bauernstandes, wenn man den Nationalcharakter, den allgemeinen Bildungsstand, die Art und Weise der Einführung des Christenthums im X. Jahrh. nicht aufs Sorgfältigste berücksichtigt

hat? Wir wollen beispielsweise daran erinnern, daß, während in Deutschland die Fürsten durch die Einführung der Reformation meist einen ansehnlichen Zuwachs ihrer Machtvollkommenheit bekamen, in Polen dem Könige das Gegentheil widerfahren sein würde, weil er dem übermächtigen Adel gegenüber die ihm so vortheilhafte Unterstützung des Klerus verloren hätte. Eine Darstellung dieser Verhältnisse durfte aber für einen Kenner der polnischen Sprache, wie Koniecki ist, seit der Herausgabe der sehr gründlichen und gediegenen „Geschichte Polens“ von Dr. R. Koepell und Dr. J. Caro (Hamburg 1840 und Gotha 1863 und 1869) keine allzu schwere Aufgabe sein. Auch in den Geschichtswerken von Lengnich, Solignac, Wagner, Baruszewicz, Baudtkie, Selewel, Hammerdörfer, Feierabend und Brohm würde viel schätzbares Material dazu zu finden sein. Der Verf. würde hiebei freilich seinen ersten Theil gänzlich umarbeiten und sein ganzes Werk in einem größeren Maßstabe anlegen müssen, er durfte aber (auch ohne Pränumeration!) des Beifalls aller Geschichtsfreunde und seiner polnischen Nation insbesondere gewiß sein. —

Im ersten Abschnitt (S. 1—14) behandelt der Verf. den Einfluß des Hussitentums auf Polen und zeigt, daß derselbe, im Ganzen von tiefgreifender Wirkung gewesen ist. Er hätte hier auch daran erinnern können, daß Hus selbst mit König Wladislaw (1386—1434) in brieflichem Verkehr gestanden ist und daß Hieronymus nicht nur in Krakau an der im J. 1410 neu gegründeten Universität, sondern auch in Litthauen bei dem damaligen Großfürsten Witold für die Verbreitung der wycliffitisch-hussitischen Lehren thätig gewesen ist. (Palach, Geschichte von Böhmen III, 1, 304. Höfler, Geschichtschreiber der hussit. Bewegung II, 208. Krummel, Geschichte der böhm. Ref. 299). Unrichtig ist, was S. 2 bemerkt wird, daß die polnische Königin Hedwig schon im J. 1394 in Krakau Gottesdienst nach hussitischer Weise eingerichtet habe. Hus ist erst zu Anfang des XV. Jahrh. mit reformatorischen Lehren aufgetreten. Ungenau, was ebendas. von Sigmund Korybut, dem Neffen Witolds von Litthauen gesagt ist; derselbe war nicht nur in einer vorübergehenden politischen Mission in Böhmen, sondern die böhmischen Stände hatten ihn zur Zeit als Bzla die Kreuzzüge gegen die Hussiten zurück-schlug, zum böhmischen Reichsverweser erwählt. (Weber, Weltgesch. VIII, 258 u. 584 ff. Krummel, Utraquisten u. Tab. 47 ff.)

Abschnitt 2. 3 und 4 erzählen die Geschichte von der Ausbreitung des lutherischen, calvinischen und brüdergemeindlichen Bekennt-

nisses in Polen, Abschnitt 5 diejenige der katholischen Reaction dagegen. Wir glauben, daß sich hierüber an der Hand verschiedener von Erdmann (in Herzog's Realencycl. XII, 9 ff.) namhaft gemachter Monographien viel mehr sagen ließe, als der Verf. gethan hat. Insbesondere haben wir eine eingehendere Schilderung des Lebens und Wirkens Johann's von Laschy einer- und des vom Tridentiner Concil berühmten Kardinalbischof und Jesuitenfreundes Hosius anderseits ungern vermisst. Auch über das Eindringen des Socinianismus (Abschnitt 9) wäre mehr zu hören erwünscht gewesen. Was in Abschnitt 6—8 über den Bekenntnißstand, die Organisation, den Cultus, das innere Leben und die Unionsversuche der evang. Confessionsverwandten bis zur Zeit des Sendomirer Confesses von 1570 gesagt ist und den Schluß des vorliegenden ersten Theiles bildet, ist im Allgemeinen befriedigend.

Möchte sich der Verf., nachdem er nun einmal die schwierige Arbeit einer polnischen Reformationsgeschichte auf sich genommen und so viel brauchbares Material gesammelt hat, durch das in dieser Rec. Gesagte aufmuntern lassen, mit frischem Muth das Werk nochmals in Angriff zu nehmen. Es wird ihn per aspera ad astra führen und er wird der Wissenschaft einen Dienst von bleibendem Werthe leisten.

K.

Sixt, Christian Heinrich, evangelischer Pfarrer, der Zeit zu Nürnberg, **Petrus Paulus Bergerius**, päpstlicher Nuntius, katholischer Bischof und Vorkämpfer des Evangeliums. Eine reformationsgeschichtliche Monographie. Zweite Ausgabe. Mit Berger's Brustbild und XLIV Originalbriefen aus dem geheimen Archive zu Königsberg in Preußen. gr. 8 S. XVI u. 601. Braunschweig, 1871. L. A. Schwetschke u. Sohn. 2 Thlr.

Der Mann, dessen Andenken durch dieses Buch wieder aufgeführt werden soll, gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Erscheinungen des sechzehnten Jahrhunderts. Vor seinem Uebertritt zur Kirche der Reformation von zwei Päpsten mit den wichtigsten Missionen betraut, hat er, um der Gemeinschaft am Evangelium theilhaftig zu werden, die glänzende Stellung eines römischen Prälaten, die Ehren eines päpstlichen Nuntius, die Mitra eines katholischen Bischofs und vielleicht sogar die Anwartschaft auf den Purpur mit dem ungewissen Schicksal eines Exulanten vertauscht;

„Er wurde,“ wie Hase bemerkt (Kirchengeschichte S. 374) „aus einem Saulus, von Luthers Geist ergriffen, indem er ihn bekämpfen wollte, ein des feindlichen Lagers vollkundiger Vorkämpfer gegen Rom und Erlent, ein Welt- und Staatsmann Christi.“ Gleichwohl war der Lebensgang und die Geistesentwicklung dieses seltenen Mannes seither durchaus noch nicht so aufgehell't, als es im Interesse der evangelischen Wahrheit wünschenswerth ist. Jedermann wußte von ihm, wenige kannten ihn. Es war daher recht dankenswerth, daß im Jahre 1855 der evangelische Pfarrer zu Nürnberg, Sixt, die Arbeit einer Lebensbeschreibung unternahm, begünstigt durch gestattete reiche Hilfsmittel, namentlich Originalbriefe, welche ihn in den Stand gesetzt haben, aus zum Theil noch gar nicht, zum Theil nur spärlich ausgebeuteten Quellen zu schöpfen. Jetzt liegt die zweite Auflage des Werkes vor, dessen Verfasser mittlerweile gestorben ist. Der Verleger hat es als einen Act der Pietät betrachtet, die Hinterlassenschaft unbemäht und unverändert in die Öffentlichkeit wiederum zu bringen. Das Buch auch in seiner alten Form erscheint heute wirklich zeitgemäß, nachdem die kirchlichen Ereignisse wieder mehr in den Vordergrund getreten sind, nachdem ein Dogma, dessen Bedeutung jeder wahrheitsliebende Christ von vornherein als schlaue Verrechnung einer fanatischen Secte erkennt, gewissenhaften, bisher in der christlich katholischen Kirche als rechte Hirten derselben anerkannten Männern eine Protestation abgezwungen hat, um sie frei und makellos erscheinen zu lassen in ihren Verufe als Menschen. In einer solchen Sturmperiode der Kirche ist es allerdings gerechtfertigt, einen Blick zurückzuwerfen in die Zeit unserer großen Reformation, wo ein Luther, Melancthon und Calvin die Fesseln eines finsternen Orthodogmus abstreifen und manchen eine Leuchte wurden, um ebenfalls einzutreten in den Kampf wider den todtten Buchstaben für das lebendige Reich Gottes. Ein solches Bild echten Ringens bietet uns das Leben Petrus Paul Bergerius, der unter den größten Infectionen nicht müde wurde, zu kämpfen für die einmal errungene Wahrheit des Evangeliums.

Der Inhalt des Werkes zerfällt in sechs Capitel: Berger's Leben und Wirksamkeit in der römisch-katholischen Kirche bis zu seiner Rückkehr vom Wormser Colloquium, Glaubenskampf und Bruch mit dem Papstthum, Einfluß auf die Bändtner Reformation und Verurteilung nach Würtemberg, Streit- und Lehrschriften, Correspondenzen und Missionsreisen, Charakter und Le-

bensende. Die Beilagen enthalten Berger's Correspondenz mit Herzog Albrecht von Preußen (S. 533—594); den Schluß bildet ein Verzeichniß von Berger's Schriften, 89 an der Zahl.

Nach dem Verfasser (S. 172) sind es vier Factoren gewesen, welche die Sinnesänderung dieses merkwürdigen Mannes zum Theil eingeleitet, zum Theil beschleunigt haben: seine Berührungen mit den deutschen Protestanten, die siegende Macht der evangelischen Wahrheit, der Verfolgungsgeist seiner Feinde, und der grauenvolle Untergang des italienischen Rechtsgelehrten Francesco Spiera. (Dieser hatte zuerst die evangelische Lehre mit Ueberzeugung angenommen, dann aus Furcht sie verleugnet, darauf wiederum, durch Vorwürfe des Gewissens geängstigt, sich ihr zugewandt, endlich aber die erkannte Wahrheit in der Kirche seiner Vaterstadt Citabella feierlich abgeschworen, worauf er in der allerentsetzlichsten selbstbewußten Gewissensangst und ebenso hoffnungslosen als merkwürdig erleuchteten Seelenqual starb.) Als die eigentliche Verkörperung des Abfalls von Christo und seinem untrüglichen Worte betrachtete Bergerius das römische Papstthum. So lange dies noch existire, meinte er, sei kein Heil zu erwarten; hoffentlich werde es aber gar bald aus mit ihm sein (S. 235). Gegen diejenigen, welche sich nicht von der Idee des Papstthums und von der Einheit der römischen Kirche trennen zu dürfen glaubten, bemerkte er (S. 256): „nur ein doppelter Fall ist denkbar: wenn man das Papstthum halten will, so kann man die Lehre Jesu Christi, unsers Heilands, nicht halten, steigt aber diese, so muß nothwendig das ganze Papstthum mit der Wurzel ausgerottet und gestürzt werden. Denn das Licht hat keine Gemeinschaft mit der Finsterniß; Christus stimmt nicht mit Belial wie der Apostel bezeugt. Wir können keinen Finger breit von der Forderung abgehen: Die Lehre des Evangeliums muß wieder in ihr Recht eingesetzt und der Kirche zurückgegeben werden, und zwar rein und lauter, ganz und unverfälscht, so daß weder eine Spitze abgebrochen, noch ein Aetzelchen geändert wird, und zugleich muß Alles, was ihr widerstreitet, hinausgeworfen, ja ängstlich cassirt werden, fintemal ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert.“ — Berger war eine gesunde Natur, welche den durch und durch ethischen, auf eine Wiedergeburt des gesunden Volkslebens abzielenden Character der Reformation wohl begriffen hatte; aber freilich — Reinheit der Lehre galt ihm immer als die erste und nothwendigste Voraussetzung. Es blutete ihm das Herz, wenn er sehen mußte, daß die Getheiltheit der protestantischen Interessen und die sich gegenseitig durchkreuzen-

den Anstrengungen nur dem Papstthum in die Hände arbeiteten (S. 504). Selbst ein römischer Bischof und Nuntius kann der siegenden Macht des Evangeliums nicht widerstehen, wenn seine Stunde gekommen ist. In Tübingen, wo er, veranlaßt durch Herzog Christoph zu Württemberg — groß als Fürst und Gesetzgeber seines Herzogthums, noch größer um seiner deutschen Gesinnung willen und wegen seiner Hingebung an die Idee des Reichs, an die Gesamtinteressen des gemeinsamen Vaterlands — 1555 sich niederließ, hat er eine Thätigkeit entwickelt, die wirklich eine Große ging. Denn es ist nicht nur eine Masse von Schriften, die fast alle Länder Europas mit seinem Namen erfüllten, aus seiner Feder gefflossen, sondern er hat auch durch weit ausgedehnte Correspondenzen und kühne Missionsreisen der Sache des Evangeliums die wesentlichsten Dienste geleistet. (S. 220). Die ganze Fülle seiner sprudelnden Individualität ist in seinen Schriften ausgeschüttet; wahrhaft tödtlich ist die Waffe seines Witzes, denn dieser ist von unwiderstehlicher Wirkung. Ihm war unzweifelhaft, daß Johannes VIII., jenes räthselhafte Mannweib, welches die historische Kritik so lange in Spannung erhalten hat, die sogenannte Päpstin Johanna, eine historische Person sei, — ein Umstand, der zwar nicht schwer ins Gewicht fällt, der aber doch nicht ganz ohne Bedeutung ist, da Berger mit den geheimen Uebersieferungen des Vaticanus sehr vertraut war. Von apostolischer Succession, sagt er, solle man gar nicht mehr reden; wenn es überhaupt eine solche gegeben hätte, so würde die Continuität derselben schon durch diesen Zwischenfall gewaltsam und für immer durchbrochen worden sein. (S. 247).

Am 4. October d. J. 1565 beschloß Berger sein erfahrungsreiches und bewegtes Leben. Das Denkmal, welches ihm Herzog Christoph in der St. Georgskirche zu Tübingen nicht weit vom Altar hat setzen lassen, ist ein schönes Denkmal fürstlicher Gunst und Anerkennung und die demselben eingegrabenen vom Verfasser S. 526 mitgetheilten Verse gehören mit zu dem Sinnigsten, was uns in dieser Art aus dem Reformationszeitalter aufbehalten ist. Bergerius war ein Mann von gewaltigem Wuchs, ja von athletischer Gestalt, breitschulterig und von aufrechter, imponirender Haltung, einer von jenen Kraftmenschen, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie aus stärkerem Stoff, als andere Sterbliche gebildet sind. Ein Mensch von glänzendem Talent und von vielseitiger Bildung, Jurist und Staatsmann, aber auch zugleich Theolog und kirchlicher Agitator, eine feurige leicht auflobernde Natur, aber bei all seiner italienischen

Gluth auch klug und berechnend, wo die Vorsicht es gebot, heftig in seinem Haffe, wieder zu neuen Unternehmungen fortleidend und überall, wo es etwas für ihn zu thun gab, im Augenblick zur Stelle, dabei fröhlich und humoristisch, voll Geist und Mutterwitz: so zeigt er sich dem, der ihn aufmerksam beobachtet (S. 528). Dieser aufmerksamen Beobachtung hat sich der Verfasser redlich unterzogen; sein Buch enthält eine Menge interessanter Charakteristiken wie eine Fülle von sachlichem Material, dem freilich an manchen Stellen eine sorgfältigere Durcharbeitung und hervortretende Trennung der eigentlichen Quellen von der selbstständigen Darstellung zu wünschen gewesen wäre. Allein dieser Wunsch erreicht ja den Verfasser nicht mehr, dessen nachgelassenes Werk wir mit Dank für empfangene Lehre und Anregung gerade in unseren bekennnißlosen Tagen zu einer Rückschau auf das Bild eines muthigen Bekenners des Evangeliums angelegentlichst empfehlen; denn dieses Bild erscheint hier mit jener selbstverleugnenden Treue gezeichnet, welche die erste Pflicht des Historikers ist. Rolfß.

Tholud, Dr. A. Die Gebetserhörang.

Vortrag in dem Saale des Kultus-Ministeriums am Dienstag nach Graubi 1871 gehalten. Berlin, 1872. Wiegandt u. Grieben. 2 $\frac{1}{2}$ sgr.

In wenigen, aber aus der Erfahrung des christlichen Lebens geschöpften Sätzen, führt der treue greise Streiter Christi uns zur Beantwortung der Fragen: Darf der Mensch, der Christ beten? kann er beten? kann er erhörlich beten? wann geschieht letzteres? wie kommt man dazu, warme Gebete darbringen zu können? Wir denken, wir brauchen bei einem Vortrage Tholuds über diesen Gegenstand nicht Worte des Lobes, sondern nur des Dankes anzufügen. —

B.

F.

Steinmeyer, F. V., Ostern und Pfingsten.

Zwei Selbstbetrachtungen in dem Saale des Kultus-Ministeriums im Jahre 1871 ausgesprochen. Berlin, 1872. Wiegandt u. Grieben. 7 $\frac{1}{2}$ sgr.

Betrachtungen voll Geist und Leben; dazu, trotz der Fülle der Gedanken und des Schwungs der Rede doch nüchtern, und zum Nüchternsein und Wachen anregend. Können wir auch manchem Sage des Redners nicht zustimmen; müssen wir Einzelnes sogar auf Grund der

Schrift als unrichtig in Anspruch zu nehmen bezeichnen: so wird doch überall Anregung gegeben, der Sache weiter nachzugehen. Die erste Betrachtung behandelt die Frage: Was ist doch das Auserstehen von den Todten? Die Antwort lautet: eine Nothwendigkeit. Es muß eine Auserstehung der Todten sein; das erweist der Redner auf theologischem, physilogischem und ethischem Wege; immer ausgehend von der Auserstehung Christi und weiter schreitend zu unserer eigenen Auserstehung. Wenn der Redner übrigens einigen Werth darauf legt, daß weder Christi, noch unsre Auserstehung ein Wunder sei, sondern beidemale nur die Reaction der Natur gegen die Unnatur stattfindet: so glauben wir, daß letzteres eben der richtige Begriff von Wunder ist und damit für jene beiden Thatfachen der Wunderbegriff doch in seinem Rechte bleiben wird. Der zweite Vortrag ist ein herrliches, den Muth stärkendes Zeugniß, daß der heil. Geist noch auf Erden sein Werk habe. Das bezeugt der Redner, indem er den Blick nach Außen, Innen und Oben lenkt. Bedenklich will es uns aber doch — das können wir nicht verhehlen — erscheinen, daß der Redner den bleibenden Bestand der Charismen sehr zweifelhaft beläßt. Kann das auf Grund eingehender Betrachtung der betreffenden Schriftstellen wohl geschehen? — Trotz auch dieses Einwands, sagen wir aber mit vollem Herzen: Möchten diese Betrachtungen bei vielen Christen den Segen haben, sie vom Pessimismus zu der friedensbringenden Zuversicht zu bringen: „Christi Herrschaft währet für und für!“ —

B.

F.

Bilmar, Dr. A. F. C. Lehrbuch der Pastoraltheologie. Nach dessen academischen Vorlesungen herausgegeben von Dr. R. W. Piderit. — Mit einer Photographie. (VIII. u. 216 S.) Gütersloh, 1872. Bertelsmann. 28 sgr.

Es ist ein hochverdienstliches Unternehmen, die reichen Schätze des Bilmarschen Nachlasses durch Herausgabe flüssig und zugänglich zu machen. Schon ist eine Reihe von trefflichen Büchern auf diese Weise veröffentlicht worden; ihnen schließt sich jetzt die Pastoraltheologie an. Der verdiente Herausgeber, welcher neben den Aufzeichnungen Bilmars auch sorgfältig nachgeschriebene Collegienhefte benutzt hat, sagt mit Recht im Vorwort: „Es möchte sich nicht leicht ein zuverlässigerer Wegweiser in allen Funktionen des geistlichen Amtes finden lassen, als der sel. Bilmar. Bei ihm werden umfassendste und tiefste Erkenntniß

vom Wesen der Kirche und des geistlichen Amtes mit der reichsten pfarramtlichen Erfahrung in seltener Weise vereinigt. Vilmar hat als ein tüchtiger miles Christi von unten auf bis zur obersten Stelle gedient und das gesammte pastorale Gebiet nach allen Richtungen durchwandert.“ — Das vorliegende Buch ist mit Recht ein „Lehrbuch“ genannt. Es bietet in kurzen Paragraphen nur die Hauptgesichtspunkte dar. Wer Vilmar je gehört hat, weiß, wie sehr er es verstand, solche kurze Darstellungen zu beleben durch die Fülle der Erfahrung und die überwältigende Bedeutung seines Wesens. Er war ein Lehrer voll Kraft und Tiefe wie wenige, und seine geistvollen Worte gewannen ungemein durch die seltne Energie seiner bedeutenden Persönlichkeit.

Vilmar definiert die Pastoraltheologie als „die Lehre von der Führung oder Verwaltung des geistlichen Amtes. Sie begreift an sich alle Anweisungen zu dem Verfahren in sich, durch welches diejenigen, welche dem geistlichen Amt anvertraut sind, können zum Worte Gottes herangezogen, erleuchtet und befehrt, sodann in der Befehrung erhalten, zur Heiligung geführt und darin befestigt werden, theils im Allgemeinen, theils mit Beziehung auf besondere Zustände.“ Sie ist demnach „die Lehre von der Verwerthung der aus der Theologie geschöpften Schriftlehre für die Verufung, Erleuchtung, Befehrung und Heiligung der Glieder der Gemeinde.“

— Aus der Pastoraltheologie im weiteren Sinne haben sich abgezeigt: Homiletik, Katechetik, Liturgik und Hymnologie, auch die Lehre vom geistlichen Amte. Voraussetzung der Pastoraltheologie ist die rechte Lehre von der Kirche. Vilmar sieht die Kirche vorzugsweise als eine Heils-Anstalt an, vielleicht die andre Seite, wonach sie doch auch zugleich Heils-Gemeinschaft ist, zu sehr zurückstellend. Wer in der Kirche einen freien Verein sieht, für den ist Pastoraltheologie etwas wesentlich andres, als für den, der sie mit Vilmar wesentlich als Heils-Anstalt faßt. Für ihn ist nach Vilmar die Pastoraltheologie eine Anweisung, „das Mandat Christi zu vollziehen, also eine Anweisung, wie die unverbrüchlichen Ordnungen Christi kraft der dem geistlichen Amt von Christo ertheilten Potestät auf die einzelnen Verhältnisse des menschlichen Lebens anzuwenden seien.“ —

Tief und im eminenten Sinn erbaulich ist es, wie Vilmar in der Kirche die stete Gegenwart des Herrn schaut, entgegen tretend der mechanischen, um nicht zu sagen lebernen Auffassung des mit dem Rationalismus getränkten Bürokratismus. Er sagt dann weiter: „Für die Pastoraltheologie ist es

mithin unerläßlich, die stete persönliche Gegenwart des h. Geistes und Christi unter den Menschen vor Augen zu haben, zu wissen und unablässig zu lehren, daß sich die Thaten Christi durch den heil. Geist genau so fortsetzen bis zur *συντέλεια τοῦ αἰῶνος*, wie Er sie gethan hat, da Er im Fleisch wandelte und nach seiner Himmelfahrt durch seine Apostel hat thun lassen.“ Auch auf die pädagogische Aufgabe der Kirche weist B. sehr richtig hin als auf einen für die Pastoraltheologie bes. zu beachtenden Gesichtspunkt.

Wenn B. das geistliche Amt „eine göttliche Einsetzung“ nennt und lehrt, daß der Herr Christus, unmittelbar in demselben und durch dasselbe wirksam ist, „daß das geistliche Amt Christi Person darstellt.“ so scheint uns die Gefahr einer Ueberspannung, oder doch eines Mißverständnisses nahe zu liegen. Wir meinen, die Bedeutung von Wort und Sacrament als den Gnadenmitteln, durch welche allein das allerdings auf göttlichen Instituten ruhende Amt etwas wirken kann, hätte hier betont werden müssen. Die mehrfach in Anspruch genommene Amtslehre Vilmars tritt uns natürlich in seiner Pastoraltheologie ganz besonders entgegen, doch wird dadurch der Werth des Buches auch für den, der sie nicht theilt, keineswegs gemindert.

Als Quellen der Pastoraltheologie nennt Verf. die Schrift, die Kirchengeschichte, die Symbole als die Summe der kirchlichen Erfahrungen, und die Kirchenordnungen. Die heftigen werden hier besonders besprochen. Der erste, allg. Theil der Pastoraltheologie handelt von den persönlichen Vorbereitungen für das geistliche Amt, — von den Gaben, natürlichen wie geistlichen, — dann von der Vorbereitung zum Amt und von der Ordination. Bekannt und bestritten ist es, daß Vilmar annimmt, in der Ordination würden besondere Gaben mitgetheilt. Sehr beachtenswerth ist sodann die Besprechung der allgemeinen ethischen Eigenschaften des Pfarrers nach 1. Tim. 3, 2—7. 2. Tim. 2, 24—26. Tit. 1, 5—9 und das, was Vilmar über die geistliche Zucht des Pfarrers gegen sich selbst sagt, besonders von der oratio, meditatio und tentatio.

Im zweiten besonderen Theil werden hierauf die Functionen des Pfarrers näher besprochen, vor Allem die Predigt nach Inhalt und Form; dann die Schrifterklärung in Bibelstunden, die als Surrogat für die alten Wochengottesdienste anzusehen sind. Ferner wird die Liturgie mit besonderer Beziehung auf Hessen kurz besprochen; ebenso der Gemeindegesang, die Gottesdienstzeiten, wobei uns aufgefallen ist, daß

Bilmar das Kirchenjahr in 4 Theile theilt: Weihnachtskreis, Passionskreis, Osterfestkreis und Pfingstkreis, (Heiligungskreis incl. Trinitatiszeit). Die Festhaltung der drei Festkreise nach den drei hohen Festen ist unzweifelhaft richtiger. Die Sonntage, Bet- und Bußtage, Wochengottesdienste und Feststunden finden kurze Berücksichtigung; daß der Pfarrer alle Tage eine Stunde in der Kirche sein und beten soll, auch wenn Niemand zum Mitbeten kommt, ist eine Forderung, die mehr ideal als practisch genannt werden muß. Was Bilmar über das Begräbniß sagt, ist durchaus gesund und richtig; eine interessante Zugabe ist der Ritus der kath. Kirche. — Die Thätigkeit des Pfarrers in der Schule und Katechismuslehre wird auch nicht vergessen. — Hierauf wendet sich das überaus reichhaltige Buch zur Sacramentsverwaltung, die in umfassender Weise besprochen wird. Daß der Verf. Katholiken in der Diaspora zum Sacramente zulas sen will, hat seinen Grund in der durchaus realistischen Auffassung des Abendmahls, dürfte aber doch zu beanstanden sein. Daß B. sich entschieden gegen die Selbstdistribution beim Abendmahl erklärt, hat uns gewundert und scheint uns mit seiner Amtslehre nicht in Einklang zu stehen.

Einen besonderen Abschnitt widmet Bilmar den sacramentalen Handlungen und den Einsegnungen; er begreift darunter die Confirmation, die Ordinationen, die Copulation und einige andre Einsegnungen (Kirche, Gottesacker, Aussegnung der Wöchnerinnen). Es entspricht den sonstigen Anschauungen des Verf. daß er die Confirmation als eine sacramentale Handlung faßt, durch welche der Confirmand eine besondere Gabe empfängt, eine Lehre, die Ref. nicht zu theilen vermag. Dieser Auffassung entspricht die Behandlung des Confirmanden-Unterrichtes, die aber auch für Anderslehrende treffliche Winke enthält. — Der eine Abschnitt von der Seelsorge bietet viel Interessantes und Bedeutendes, namentlich in der Einleitung von der Signatur der Zeit und deren Kenntniß, die für den Pfarrer nothwendig ist. (Auflösung der Nationalitäten, Rechtsbrechung, Plutokratie und Pauperismus, Brechen aller Autorität, Herrschaft der Rhetorik und der Klüge, Zeit der Scheidung.) — Sehr beachtenswerth ist die Auseinandersetzung, wie bei der Seelsorge die verschiedenen Stufen des christl. Lebens beachtet werden müssen, die Berufenen, Erweckten, Erleuchteten, Befehrten. Die seelsorgerische Arbeit in den Familien, Ehen, an der erwachsenen Jugend, in Beziehung auf falsche Lehre, auf Sünden, an Kranken, Besessenen, Sterbenden, Gefangenen, Armen u. wird kurz besprochen;

— was über die Behandlung Sterbender gesagt ist, ist besonders hervorzuheben. Den Schluß macht ein Capitel über die Kirchenzucht. —

Dieser Ueberblick bezeugt den Reichthum des behandelten Stoffes; für den Geist der Behandlung bürgt der Name des Verf. Auch bei manchem Dissens in der Anschauung wird kein Pfarrer das Buch ohne manichfache Anregung lesen. Daß es in der Form eines Lesebuchs, mehr kurz andeutend, als ausführend gegeben ist, macht es um so anregender. — Wir dürfen unsre Anzeige nicht schließen, ohne auf eine besondere Zierde des sehr gut ausgestatteten Werkes hinzuweisen, auf eine ausnehmend ähnliche und charakteristische Photographie des unvergeßlichen Verfassers.

D.

Mohn, Wilhelm. Pfarrer zu Dierdorf bei Neuwied. **Ein Wort zur Vertheidigung der gegenwärtigen Confirmations-Ordnung** mit Bezug auf die Verhandlungen des letzten Kirchentages in Stuttgart, 8. 55 p. Gütersloh, 1872. C. Bertelsmann. 8 fgr.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Angriffe auf die gegenwärtige Confirmationsweise von Professoren oder wenigstens Männern, die nicht im geistlichen Amte stehen, ausgegangen sind, während sie von den im pastoralen Dienste Stehenden ihre Vertheidigung findet. Es ist das allerdings ein Zeichen, daß die Resultate der jetzt üblichen Verfahrungsweise den Wünschen und Gedanken derer, welche vorwiegend die Idee der Kirche ins Auge fassen, nicht entsprechen, daß aber anderseits eine praktische Umänderung der bei uns eingeführten Confirmationsweise sich nicht finden läßt, daß im Gegentheil aus den bis jetzt gebotenen Vorschlägen nur größeres Unheil für die Kirche zu erwarten wäre. Der Verf. theilt uns die verschiedenen Propositionen mit, welche bis jetzt zu größerer Oeffentlichkeit gekommen sind. Er gebent der Ideen Höslings, welcher die Abendmahlsberechtigung der in der Lehre Unterwiesenen nicht bestreitet, aber für das volle aktive Gemeindegliederrecht die Befähigung und den Willen des Einzelnen zum Dienste der Gemeinschaft verlangt. Dazu bedürfte es eines der klerikalischen Ordination analogen Aktes. Diesen Vorschlag hat bereits Harnack zurückgewiesen und Mohn stimmt diesem darin mit Recht bei. Dem practischen Standpunkte muß jede derartige Zweitheilung als höchst bedenklich erscheinen. v. Hofmann hat dann in der Erlanger Zeitschrift etwas Aehnliches proponirt. Er meint, der Taufe hätte die Handauslegung

mit der Bestimmung nachfolgen sollen, diejenigen, welche ihr wirklich und in ihrem Sinne angehören wollten, zur selbstthätigen Kirche, zum christlichen Gemeinwesen zu bestätigen. Mohr bekämpft insbesondere seine Parallele mit dem Hinaufgehen der 12jährigen Kinder nach Jerusalem. Doch müssen wir hinzufügen, daß v. Hofmann bei seinen Vorschlägen nicht sowohl die Kirche der Gegenwart, als der Zukunft vor Augen hat. Ihm folgte Harnack, der keine Scheidung innerhalb der Abendmahlsgemeinde treffen will, dagegen den Confirmationsakt und Abendmahlsgegniß zu einer Sache vollständiger Freiwilligkeit macht, so daß schließlich ebenfalls eine Zweitheilung herauskommt, solche, die in der passiven Stellung eines Katechumenen bleiben und solche, die in die aktive Gemeinde der Konfirmanden eintreten. Mohr meint, man brauche vor einer persönlichen Freiheit, die nicht die wahre Freiheit ist, keinen Respekt zu haben. Das ist nun freilich nicht richtig, denn ein Recht hat auch die Wahlfreiheit, allein wie kann man denn, wenn man unsre Confirmation in praxi kennt, dieselbe als einen Zwang bezeichnen? Es ist die Freude der Kinder, und wir wenigstens haben noch nicht einen Fall erlebt, da nach einem einigermaßen lebendigen christlichen Unterricht eines der Kinder einen unliebsamen Zwang in der Confirmation gesehen hätte. Es ist daher auch gar nicht unnatürlich, wie Mohr meint, die Kinder zu fragen, ob sie die Kirche als ihre Mutter anerkennen wollen; denn es ist ja hier ein Verhältniß der persönlichen Freiheit und nicht der Natur. Nein, man frage sie getrost und wird gewiß eine freudige Antwort erhalten.

Der Verf. hat nun hauptsächlich auch die Bedeutung der Confirmation erörtert und sich vielfach an die trefflichen Erörterungen von Heim angeschlossen, sein Urtheil zeigt sich hier fast durchgehend als ein reifes und geläutertes. Wenn er als biblische Basis der Confirmation die Geschichte vom 12jährigen Jesus ansieht, so hätte er die besser nur als Analogie bezeichnet. Seine Bemerkungen gegen Hofmann's Auslegung der Handauslegung scheinen uns unrichtig, auch das über die Taufe der Samaritaner (Act. 8, 16) Gesagte ist nicht richtig; es war wirklich eine Taufe auf den Namen Christi. Mit guten Gründen eifert der Verf. gegen die unrichtige Auffassung der Confirmation als Ergänzung des Taufbundes, doch geht er selbst auch fehl, wenn er sie eine Erneuerung desselben nennt. Einer solchen bedarf es nicht von Seiten Gottes, und von Seiten des Menschen soll dieselbe alle Tage geschehen, während die Confirmation ein einmaliger Akt ist. Auch darin stimmen wir ihm bei, daß

unsre Wassertaufe jetzt selten eine Geistes-Taufe sein möchte. Das Büchlein enthält viel Anregendes. E.

Fay, F. R. Pfr. in Grefeld. Welche Aufgaben erwachsen der evangelischen Kirche Deutschlands aus der altkatholischen Bewegung? Vortrag, gehalten auf der niederrheinischen Pastoralconferenz zu Düsseldorf am 25. April 1872. Auf den Wunsch der Konferenz dem Drucke übergeben. — 40 S. Barmen, Hugo Klein (Ev. Buchhdlg.). 5 sgr.

Das geschichtliche Referat über „die altkatholische Bewegung selbst“, womit der Verf. diesen seinen Vortrag, zurückgehend auf die verhängnißvollen Dekrete des Vatikanischen Concils, einleitet (S. 3—18), gehört neben dem auf der Veinziger luth. Pastoralconferenz in der Pfingstwoche d. J. gehaltenen Vortrage des Prof. G. L. Plitt zu den gegenwärtigen historischen Darstellungen der betr. Vorgänge, in Hinsicht sowohl auf lichtvolle Objectivität der Berichterstattung, wie auf scharfe und treffende Charakteristik der in Betracht kommenden geschichtlichen Factoren. In der sich daran schließenden „Beurtheilung“ der altkathol. Bewegung (S. 18—25) bezieht der Vortragende sich auf Dr. Fabri's in s. neuesten Schrift „Staat und Kirche“ abgegebenes Urtheil über dieselbe, und zwar indem er — einen Schritt weitergehend als Fabri, der den Ultrakatholicismus als „eine Reaction des deutschen wissenschaftlichen Geistes gegen die von Rom seit lange betriebene Fälschung der Geschichte“ bezeichnet hatte — in der betr. Bewegung vielmehr auch „einen Protest des deutschen wissenschaftlichen, patriotischen und christlichen Geistes gegen römische, von den Jesuiten ins Werk gesetzte Vergewaltigung“ erblickt, und gegen den, wenn nicht von Fabri, doch von andern Vertretern der positiv-evangelischen Richtung geäußerten Verdacht, es möchte aus dem Ultrakatholicismus schließlich doch nur eine neue Auflage des Deutschkatholicismus werden, entschiedene Verwahrung einlegt. — Dieser günstigen Beurtheilung der beleuchteten Erscheinung entspricht, was in Thl. III: „Unsere Aufgaben“, sowie in den angehängten (von der Konferenz einstimmig approbirten) 6 Thesen als der altkatholischen Bewegung gegenüber gebotene Gestimmung und Verhaltensweise der evangelischen Kirche und Geistlichkeit postuliert wird, nemlich warme Sympathie für diese Bewegung, Gestattung gastweiser Mitbenutzung

evangelischer Kirchen und eventuell evangelischen Religionsunterrichts, Erstrebung einer Verständigung mit den Altkatholiken, wenn auch eine Vereinigung vorerst noch nicht angezeigt erscheinen sollte; energische Bekämpfung des Jesuitismus, bis zur Erwirkung eines förmlichen gesetzlichen Verbotes der Gesellschaft Jesu seitens des Staates; endlich Ausbau der evang. Kirchenverfassung im Sinne der Union und auf Grund presbyterialsynodaler Einrichtungen.

Auch bei mangelnder durchgängiger Uebereinstimmung mit diesen Anschauungen und Vorschlägen dürfte man in dem gehaltvollen Vortrage gerne eine der beachtenswertheren Stimmen, welche neuerdings evangelischerseits über das Phänomen des Altkatholicismus und seine zeitgeschichtliche Bedeutung laut geworden sind, anerkennen. 3.

Erbauungsschriften. Predigten.

Vöhe, Wilh., luth. Pfarrer, Beichte und Communionbuch für evangel. Christen.
5. Aufl. XI. u. 391 S. Nürnberg, 1871. 22 Sgr.

Das Buch entwickelt in Betrachtungen und Gebeten, theils eigener Conception, theils aus luth. Agenden gesammelt, in seinem 1. Theile die Lehre von der Beichte (speciell der Privatbeichte), im 2. Theile vom heil. Abendmahl und umfaßt 3. einen Nieder-Anhang. Wie viel Werthvolles und wahrhaft Erbauliches dieses Buch enthalte, dafür bürgt der Name des Verf., der bis zu seinem Ende († 2. Jan. 1872) eine Säule des luth. Bekenntnisses und der Führer vielen Seelen in Deutschland und Amerika geworden ist. Streng lutherisch verschmägt L. die „Sacraments-Mengerei der Unionisten“, aber er läßt doch den erbaulichen Character seines Buches nicht durch die Polemik beeinträchtigt werden, und so dürfen wir es auch gelten lassen, wenn es „allen evangel. Christen“ angeboten wird. Doch können wir es nicht unbedingt, nicht ohne die Warnung empfehlen, zu der uns ein Aufsatz im „Katholik“ (Januarheft 1872) auffordert, worin ein Neophyt der röm. Kirche, Schwend, ausführt, wie ihm die Vöheschen Lehren und Gottesdienste Wegweiser zur Kirche Rom's geworden sind. Das Büchlein will mit „Unterscheidung der Geister“ gelesen sein.

Vöhe, Wilh., Geistlicher Tageslauf. 3. Aufl. 74 S. Nürnberg, G. Vöhe. 2 1/2 Sgr.

Eine kleine Sammlung von Sprüchen, Gebeten und Ermahnungen für das tägliche Christenleben, meist aus luth. Catechismen und Agenden.

Pfeiffer, Joh., Pfarrer in Bezenstein.
Die Ordnung und Form des Haupt-Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen in der evangel. luth. Kirche Bayerns.
85 S. Nürnberg, G. Vöhe. 3 Sgr.

Eine in Fragen und Antworten gestellte Erklärung der Hauptmomente des öffentlichen Gottesdienstes und der kirchlichen Handlungen nach luth. Ritus, faßlich geschrieben und für die Gemeinde wohl brauchbar.

Die Marterwerkzeuge Jesu Christi, eine Andacht zum bitteren Leiden unseres Herrn. Von einer armen Magd Gottes. Mit Vorwort von W. Vöhe. VIII. u. 32 S. Nürnberg, G. Vöhe. 4 Sgr.

Eine Kette von 7 Betrachtungen, mit Gebeten durchwoben, gedankenvoll und reich an inniger Erbauung, wohl werth, daß man seine Passions-Andacht darin halte.

Siegmund, Traugott, Des Herrn Jesu Geburt und heilige Kindheit für unsere lieben Kinder erzählt. Dresden, Nau-mann. 10 Sgr.

Ein gar herzerfreuliches köstliches Büchlein, von dem Referent nur bedauert erst nach Weihnachten den Lesern dieser Blätter Kunde zu geben. Er will es aber für später um so wärmer allen christlichen Herzen und Häusern empfehlen: Möge sich also Mancher, der für das liebe Fest nach etwas hübschem sucht, im Voraus dabei ein Notabene machen. Hier findet er in Wahrheit, wie der Titel besagt, „ein Weihnachtsbüchlein mit schönen Bildern.“ Die äußere Gewandung ist ansprechend, das Papier fest und gut, der Druck sauber und groß, die Holzschnitte kindlich naiv und künstlerisch vollendet. Alles, was auf Christi Geburt Bezug hat, von Johannes, seinem Vorläufer an, bis auf das Leben des Gotteskinds im Elternhause zu Nazareth, ist mit dem schlichten und doch so bedeutamen Bibelwort, zu dem hie und da passende Verse aus Kirchengliedern gefügt sind, im Zusammenhange erzählt, so daß Eltern und Kinder diese größte aller Geschichten zum Besprechen und Beschauen hübsch bei einander haben. Sollten wir nicht allseitiger Zustimmung begegnen, wenn wir sagen: eine bessere Gabe könne man der Jugend nicht unter den Christbaum legen? —

Schubert, M., Past. Kreis Schulinsp. in Gr.-Alslebach. **Die Ruhe,** die dem Volke Gottes noch vorhanden ist. Theologische Betrachtung nach Hebr. 4, 9 10. 8. 19 S. Leipzig, 1870. J. Klinkhardt. 3 Sgr.

Diese Tholud zu seinem 50jährigen Jubiläum in inniger Dankbarkeit gewidmete Schrift eines unter seinen älteren Schülern legt dar, daß die nach dem Bilde der Schöpfer-ruhe Gottes seinem Volke verheißene Ruhe zu der ursprünglichen Bestimmung des Menschen gehört, daß sie aber sich für die Juden nicht verwirklichen konnte, weil sie (besser so weit sie, Rec.) ihr Herz dem Glauben verschlossen, daß also die alttestamentliche Verheißung zu Christus hinüberführt. Bestehen aber werde diese Sabbatsruhe in der Freiheit von aller Noth, in der Erfüllung der Hoffnung, in der harmonischen Entfaltung unserer Umanlage. Wir haben Fleiß zu thun dahin zu gelangen, aber möglich wird das nur durch die Gnade in dem Blute Jesu Christi. Doch liegen auch denen, die das Heil nur in Christo suchen, schwere Gefahren nahe, vor denen der Verf. ernstlich warnt. Er nennt starren Orthodoxismus, weltflüchtigen Pietismus und trägen Mysticismus. Darum wachen und beten und frei in Christi von der Welt sich ablösen! Möge das ernste Wort nicht leer zurückkommen. Ko.

Bungener, Felix, **Drei Tage aus dem Leben eines Vaters.** Aus dem Französischen übersetzt von F. St. H. 8. 116 S. Chemnitz, 1871. Eb. Focke.

Wir danken dem Uebersetzer, daß er diese edle Perle, die in der Salzfluth des herbsten Schmerzes über den Verlust eines lieben Töchterleins geboren ist, auch unserm Christenvolke geschenkt hat. Es enthält durchaus nur wirkliche Geschichte, die Gedanken und Gefühle eines liebevollen Vaters in den drei Tagen vom Sterben des Kindes bis zu seinem Begräbniß. Drei Tage eines heißen Schmerzes sind eine lange Zeit, und eine bunte Mannichfaltigkeit der verschiedensten Gedanken und Gefühle durchwogen da das Herz. Sie machen sich hier alle in ihrer vollen, starken Wirklichkeit geltend; aber alle diese dunkeln Bewegungen des Gemüthes sind beleuchtet von den Strahlen jener ewigen, seligen Welt, die allein auch die tiefsten Dunkel zu erhellen vermag. Es ist also ein schönes Trostbüchlein für trauernde Elternherzen. Nicht ein besonders Unglück ist es, das hier etwa besondere Sympathie in Anspruch nimmt; der Verf. sagt: ich

habe nicht die Absicht gehabt, eine ausnehmende Sympathie für ein Unglück zu verlangen, das leider so gewöhnlich und so allgemein ist. Aber eben weil es so häufig wiederkehrt, möchten der Herzen gar viele sein, die solches Trostes bedürfen; und die tiefen und reichen Gedanken, die das Büchlein enthält, sowie die edle Form in die sie gefaßt sind, möchten dasselbe Vielen empfehlen. E.

Brandt, Geinr., **Trostbüchlein für bekümmerte Eltern.** Neue Ausgabe. Gotha, 1871. Gustav Schloßmann.

Das Büchlein zerfällt in drei Abschnitte. Der erste handelt von dem Trost für Aeltern, die über den Tod geliebter Kinder bekümmert sind, der zweite von dem Trost für solche, die über gebrechliche, und der dritte von dem Trost für solche, die über ungerathene Kinder bekümmert sind. Als Anhang reiht sich eine der Raumer'schen Piederammlung entnommene Anzahl von Trostliedern bei dem Tode geliebter Kinder an. Die einzelnen Abschnitte enthalten theils Abhandlungen und Briefe (von Scriber, Samuel Ulber, Luther, Samuel Rutherford), theils Erzählungen. Das Büchlein ist recht empfehlenswerth, es bietet den rechten Trost, nämlich den aus dem göttlichen Wort entnommenen, und darum keinen sentimental, sondern einen heiligen und heilenden. Es sollen nicht bloß die Thränen getrocknet, es soll auch das Herz zu neuem Leben erweckt werden, in die Wunde soll nicht bloß Lindern- des Oehl, sondern auch belebender Wein gegossen, die Wunde soll nicht bloß verbunden, sondern auch gründlich und wahrhaftig ausgeheilt werden. Daneben zeichnet sich auch Manches von dem Gebotenen, namentlich das in dem Capitel von den gebrechlichen und ungerathenen Kindern, durch vortreffliche pädagogische Weisheit aus. Am werthvollsten sind ohne Zweifel die Ausführungen von Scriber. Der theuere Gottesmann bewährt sich auch hier als den ungemein sorgfältigen, emsigen und unermüdblichen Schriftforscher, der auch die entlegensten Gänge des göttlichen Wortes durchspäht und die verborgensten Schätze hebt und verwerthet. Weniger ansprechend und gesund, freies Christenthum fördernd ist, wenigstens nach unserm Urtheil und Geschnack, das im ersten Abschnitt aus der Zinzendorf'schen Familiengeschichte Angeführte; es weht von hier aus dem Leser weniger eine freie, kräftige Kirchenluft, als vielmehr eine etwas pietistische Treibhausluft entgegen. P.

Chatelanat, Ch., Zeitliche Trübsal und himmlischer Trost. Worte der Aufmunterung für Leidende und Betrübte. Aus dem Französischen übersetzt von J. Gofweiler. Zweite Auflage. 47 S. Basel und Ludwigsburg, 1871. Druck und Verlag von Ferd. Niehm. 6 fgr.

Wir haben hier die Arbeit eines jungen Geistlichen der freien evangelischen Kirche des Kantons Waadt vor uns, den ein schmerzliches Leiden seit dem Jahre 1858 von der öffentlichen Amsthätigkeit entfernt hält. Er ist der Verfasser mehrerer kleiner Schriften, u. a. eines Bändchens von Gedichten unter dem Titel: „La vie chrétienne“. In dem Vorwort spricht er sich über sein Büchlein aus: „meine Worte sollen der Ausdruck sein von Selbsterlebtem und Selbstempfundem, erfahren in der Gegenwart des Herrn und in der Schule des heiligen Geistes. Es herrscht in diesen kurzen Betrachtungen weder Plan noch Methode; ich folgte nur dem Drange meiner durch Leiden geprüften Seele um dem Befehl nachzukommen: tröstet, tröstet mein Volk! spricht euer Gott.“ Das Werkchen besteht aus 24 ganz kurzen Betrachtungen, denen jedesmal ein Bibelwort, bei dem nur Capitel und Vers hätte genannt werden sollen, vorangestellt ist, und ein kurzes Gebet nachfolgt. Beispielsweise nennen wir folgende Ueberschriften: die Versuchungen in der Prüfung, die körperlichen Schmerzen, die Unmöglichkeit des Kranken, die Wege des Herrn, Lasset uns aufsehen auf Jesum, das Sterbebett. — Es wird uns hier eine ganz ausgezeichnete ascetische Speise gereicht. Die Betrachtungen haben eine marlige Haltung und eine heilige Schönheit, es weht uns aus ihnen der Geist eines Vinet und eines Adolph Monod an, sie sind namentlich tief ernst, tröstlich, erhebend, zum Sterben vorbereitend. — Die deutsche Uebersetzung läßt nichts zu wünschen übrig; man glaubt, man läse ein deutsches Original.
P.

John, Johann, theol. Dr. u. Archidiaconus zu St. Petri. Lehrpredigten. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. Georg Köpe. Zum Besten des St. Petri Thurmhauses. 279 S. Hamburg, 1872. Wilh. Mauke.

Mit großer Freude bringt Ref. diese neuen John'schen Predigten zur Anzeige. Die erste Predigtsammlung John's waren die im Jahre 1868 von Dr. Köpe herausgegebenen Festpredigten, er hat sich ein neues Verdienst um seine Vaterstadt durch die Heraus-

gabe vorliegenden Lehrpredigten erworben. Mit Recht hat er diese Sammlung so benannt, „der selige John hat sie als solche gehalten.“ Die Predigt, so äußert er sich einmal (S. 89), hat in unseren Tagen wieder, wie in der Reformationszeit, die Aufgabe zu lehren, die lange Zeit verschlossen gehaltenen Schätze der göttlichen Worte wieder aufzuschließen. Es ist unglaublich, in welcher Unbekanntheit mit den wesentlichsten christlichen Grundbegriffen Viele aufgewachsen sind; es wäre sonst unmöglich, daß man unsern Gemeinden die allerseichtesten von der Oberfläche abgeschöpften religiösen Begriffe für Christenthum verkaufen und Käufer dazu finden könnte. Wer aber schon die Erkenntniß hat, hört's gern noch einmal; Neues Hören bringt neues Licht.“ Und dieser Aufgabe entsprechen die John'schen Predigten auf ausgezeichnete Weise, freilich nicht sowohl für alle Kreise, als vornehmlich für die s. g. gebildeten, in denen sich jene Unbekanntheit neben vielen sonstigen Wissen und Können ja so oft findet. Und grade in diesen Kreisen Hamburgs sind die John'schen Predigten noch vielfach in gutem Gedächtniß, wie denn das das Eigenthümliche derselben war, daß sie, wie Ref. aus eigener Erfahrung weiß, bei ihrer Einfachheit und Klarheit auf Jahre hin der Erinnerung sich einprägten. Und dabei verstand der liebe John es in herzerwinnender Weise die ernstesten, das Gewissen der Hörenden treffenden Wahrheiten auszusprechen und in edler Sprache die tiefsten Lehren dem Verständniß und den Herzen der Hörenden nahezubringen. Er verstand es, wenn der Ausdruck hier erlaubt ist, das Semitische ins Apheritische umzusetzen ohne der Wahrheit etwas zu vergeben; daher denn der nachhaltige Eindruck seinen Predigten. Und dieser ihr apologetischer Character ist es, der sie gerade in unsren Tagen empfiehlt; dazu möchte auch diese Anzeige beitragen. Namentlich möchte Ref. auf die im Jahre 1848 in der Adventzeit gehaltenen vier Predigten über die Lehre von der Kirche hinweisen, die so ganz auch für unsre Zeit passen. Es sei gestattet, ein Paar Stellen auszuheben: — „Was aus ihnen kann geschehn, um hier zu helfen und zu retten? Die Antwort, die ich von allen Seiten vernehme, lautet: durch eine bessere Verfassung! Ja, durch Verfassungen soll jetzt Alles besser werden. Ich bezweifle das aber sehr aus dem einfachen Grunde, weil ein schlechtes Buch dadurch nicht besser wird, wenn es einen neuen Einband erhält. Denkt man sich eben, wie die Meisten thut, die bessere Verfassung in der Art der politischen Constitution, so nämlich, daß nun Alles, was getauft ist und einen Mund hat, in christlichen und himm-

lischen Dingen als gleich berechtigt mitsprechen darf, daß sich nun in der Kirche, wie auf den Bänken der Volksvertreter, eine Rechte bildet und eine Linke, welche sich einander bekämpfen, und steht darin die Rettung, dann, sage ich frei, wird die Rettung im Schiffsbruch gesucht; ja es braucht gar nicht einmal ein äußerer Sturm zu kommen, die Mannschaft sprengt sich selbst in die Luft. Was im Weltreiche anwendbar sein mag, ist es nicht im Reiche Gottes, denn der Herr sagt ausdrücklich: Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ (S. 233). Und ein andres Mal, wo von dem Verhältniß der Kirche zur Schule die Rede ist heißt es: — „Ach man will ja auch nicht allen Religionsunterricht in den Schulen aufhören lassen, es soll nur wie man sich ausdrückt, kein confessioneller sein, d. h. es soll nicht mehr die christliche, nicht die jüdische, nicht die katholische, nicht die lutherische, nicht die reformirte Religion, sondern es soll die Religion überhaupt gelehrt werden. Dies ist nun gar zu sinnlos! Zeigt mir erst eine Schule, worin keine einzelne Sprache gelehrt wird, nicht die deutsche, nicht die französische u., sondern die Sprache überhaupt; oder zeigt mir einen Menschen, der nicht Deutscher, nicht Italiener, nicht dieser und auch nicht jener ist, sondern nur ein Mensch im Allgemeinen. Dann will ich auch an eine Religion glauben ohne alle Bestimmungen, welche die Religion im Allgemeinen ist“ (S. 250). Auch Bild und Gleichniß, Geschichte und Lied weiß der Verf. gar geschickt zu verwerthen. In einer der Predigten über das Gewissen, wo darauf hingewiesen ist, wie leicht auch bei eigentlich Gebildeten die unbewußten Selbsttäuschungen möglich sind, heißt es: hier, meine Freunde, hier seid auf eurer Hut, die Gefahr ist groß! Einmal fuhr ein Dampfschiff von Halifax auf Liverpool, es war aber am Ende mehr als hundert Meilen zu weit nördlich von seinem Course abgewichen: das Wetter war günstig, der Schiffer hatte seine Berechnungen ganz genau angestellt; woher kam denn der Irrthum? Es war viel Eisenwerk auf dem Schiff, und der Steuermann hatte die dadurch verursachte Abweichung des Compasses in seinen Berechnungen nicht in Anschlag gebracht. Das Schiff ist unser Herz. Und hier frage ich bei dem besten an, ob er nicht auch solches Eisenwerk bei sich führt, heiße es nun Ehrgeiz oder Gewinnssucht oder Bequemlichkeitsliebe, wodurch der Zeiger seines Gewissens offenbar von der rechten Richtung abgelenkt wird (S. 71)? — In der schönen Predigt von der Kirche in ihrem Verhältniß zur Familie heißt es von der christlichen Sitte (S. 258): Wohl weiß ich, daß Gesittung noch keine Gesinnung ist, aber ich

weiß auch, daß keine Gesinnung sich bilden und sich halten kann ohne Sitte; der Mensch muß etwas Festes, durch Gewohnheit geheiligtes haben, woran er sich hält, was die gute Stimmung immer wieder in ihm weckt, und das ist die Sitte, sie ist das Glas in der Laterne, welches schirmend das brennende Licht umgiebt. Und bloße Sitte, bloße Form ist es nicht einmal, es kommt doch Jedem dann und wann dabei zum Bewußtsein, daß es mit Gott zusammenhängt, von Gott abhängt. O verderbet es nicht, es ist ein Segen darin. Die gute fromme Sitte ist der halbe Weg zur Tugend; gebt sie nicht auf, die ihr sie noch in euren Häusern habt, es möchte allzu vieles nachstürzen, wenn ihr den Grund wegzieht.“

Doch es sei genug, wir theilen nur noch den Inhalt dieser Sammlung mit, an welche sich eine dankenswerthe Mittheilung aus dem Leben des seligen John von dem Dr. und Hauptpastor Wolters zu St. Catharinen in Hamburg, einem Jugendfreunde anschließt, die er bezeugt, daß sein vollendeter Freund wie er gelehrt auch gelebt hat. Die Sammlung enthält 5 Predigten über die Lehre von Gott, 4 über die Lehre vom Gewissen, 6 über die Lehre von der Sünde, 3 über das christliche Familienleben, 1 über das Wunder, 1 über die Lehre des Apostels Jacobus vom Thun, 2 über die Geschichte des Eli, 1 vom Segen des geistlichen Liedes und 4 über die Lehre von der Kirche.

M.

A. M—t.

b. Holst, Valentin, † Pastor zu Telling und Köppe. a) **Predigten auf alle Sonne und Festtage des Kirchenjahrs.** 2. Aufl. 8. 540 S. 3 thlr. b) **Christus der Sünderheiland.** 8. 106 S. Neval, 1870. Franz Kluge.

Erquickliche Zeugnisse des ungefälschten lutherischen Glaubens aus dem fernen Livlande, die, wie die zweite Auflage zur Genüge lehrt, unter der deutschen Bevölkerung ihres nächsten Vereines Anklang gefunden haben, und wahrlich es werth sind auch im weitem großen Vaterlande gewürdigt zu werden.

Professor Harnack zu Dorpat, der das erstgenannte Werk befürwortet, sagt uns, daß der vereingte Pastor von Holst diese Predigten noch größtentheils für den Druck ausgewählt, daß ihn aber der Tod an der eignen Herausgabe verhindert habe. Aus seinem Lebensgange theilt er mit, daß der Prediger ein brennendes und scheinendes Licht seiner heimischen Kirche gewesen sei, der Treuesten einer, der Viele zur Gerechtigkeit gewiesen, viel Beifall gefunden,

viele Ehre in Bescheidenheit ausgeschlagen, viel und schwer als Kreuzträger gelitten habe; nach schwerem letzten Kampfe trägt er nun die Siegerkrone auf dem müden Haupte.

Und in der That: als einen ganzen Mann in Christo bildet ihn auch dieser Nachlaß ab, als eine in Christo gebundene und gefreite, ernste und fröhliche, gesammelte, durchsichtige Persönlichkeit. Als ein Zeuge Christi, im Bewußtsein des verantwortungsschweren Predigtamtes, betritt er die heilige Stätte. Jede seiner Reden ist eine tapfere Buß- und Glaubenspredigt, ganz frei von dem falschberühmten Redeschmuck, frisch und kräftig, wie flares Vergewasser, aber aus der Tiefe des Wortes geboren, dasselbe in die Tiefe des sündigen Menschenherzens hineinsenkend. Man kann sich ihrem Eindrucke nicht entziehen, wenn auch hie und da eine mehr volksthümliche Fassung denselben noch erhöhen würde. Wir wollen damit nicht gerade sagen, daß die Predigten nicht faßlich und verständlich wären, oder etwa praktische Gebiete außer Acht ließen. Keineswegs. Wie der Prediger sein Geistesleben in Christo hat, so weiß er auch mit der Fackel des Wortes in die dunkeln Winkel des Herzens zu leuchten, und das Eine, was Noth ist, sonder Schminke, gedrungen von der Liebe Christi, vorzuhalten. Man merkt den Predigten Gebet und Thränen ihres Verfassers an und den Ernst der Heiligung. Darum kann es nicht in unserer Absicht liegen, den gesalbten Mund des theuern Gottesknechtes nach dem gewöhnlichen Maße homiletischer Schulregeln zu messen. Manches Thema könnte prägnanter, manches Exordium kürzer, manche Partition ebenmäßiger sein, hie und da ließe sich das Satzgefüge durch Trennungen lichter machen. Alles das ist wahr, aber doch ist es ein untergeordneter Punkt, der um so weniger ins Gewicht fällt, da der Selige ja nicht im Stande war die letzte Feile an sein Werk zu legen.

Wir wiederholen deshalb: die Predigten predigen Christum aus der Fülle der Erfahrung eines gläubigen Herzens heraus und im vollen Einklang mit der schriftgemäßen Wahrheit des guten Bekenntnisses, mit Geist und Kraft; und wer sie liest oder verbreitet, dem darf man einen besondern Segen verheißten. —

Bd.

Schott, Th. Lic., th. (I. Pf. an St. Jakobi in Augsburg; jetzt Dr. th.) **Predigt bei der Sieges- und Friedensfeier.** Am 12. März 1871. 2. Aufl. 15 S. 8. Augsburg, Jenisch u. Stage. 3 fgr.

„Nach deinem Sieg wird dir dem Volk willig opfern im heiligen Schmucke.“ Dies Wort aus Psalm 110 legt der gelehrte Verf. bekannt durch seine Arbeit über den Brief an die Römer und durch seine Commentare über die Briefe Petri und Judä, in frischer Begeisterung, aber in heiligem Passionsernst seiner Gemeinde ans Herz, der er das christliche Verständniß deutscher Siegs- und Friedensfeier vermitteln möchte. Zu diesem Zweck ist das edle Zeugniß wohl geeignet und wir möchten ihm nicht lediglich deshalb viele Leser wünschen, weil es zum Besten eines deutschen Invaliden-Fonds gedruckt ist, sondern u. a. auch darum, weil besonders ein norddeutsches Gemüth sich aufrichtig freuen kann an so neidloser Anerkennung des ersten evangelischen Kaisers und seiner Helden auch im bairischen Lande.

Ko.

Carus, Gustav, Dr., (Königl. Conf.-Rath, Hof- u. Schloßpred. zu Stettin). **Friedensstimmen aus der Kriegeszeit.** 4 Predigten. 66 S. 8. Berlin, 1871. E. Beck. 7½ fgr

Schon eine in gleichem Verlage erschienene Sammlung von 12 Predigten desselben Verf. hat seinen Ruf als Kanzelredner verbreitet, so daß Mander gerne auch die vorliegenden Zeugnisse betrachten wird, zumal auch hier die schöne Gabe des Herrn Dr. Carus in anregender Weise zu sprechen und irdischen Patriotismus angemessen zu vereinen, unzweifelhaft hervortritt. So mögen diese Blätter, welche 1) die geistliche Kriegsbereitschaft eines christlichen Volkes nach Eph. 6, 13—18 kennen lehren, 2) Abels Blut und Christi Blut nach 1 Mof. 4, 9 und Hebr. 12, 24 gegenüberstellen und dabei die stille und doch so laute Predigt des auf den Schlachtfeldern vergossenen Blutes unserer Krieger betrachten, 3) den wahren National-Reichtum nach 1 Kor. 1, 4—9 aufzeigen und 4) Höhen und Tiefen im Adventslichte nach Jes. 40, 1—9 uns vor Augen führen, auch in weitem Kreise ein gutes Saatkorn werden für das ewige Leben!

Ko.

Philosophie.

Rant, J., **Von der Macht des Gemüths** durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von E. W. Hufeland, (R. Preuß.

Staatsrath und Leibarzt). 16. verb.
 Aufl. 78 S. Leipzig, 1872. 12 sgr.

Diese interessante und für einen größeren Leserkreis berechnete kleine Schrift des großen Philosophen ist bereits in 38000 Exemplaren abgesetzt; ein Beweis wie verbreitet sie ist; die trefflichen praktischen Anmerkungen des gleichfalls berühmten jetzt schon verstorbenen Arztes haben den Werth des Büchleins bedeutend erhöht. Der Herr Verleger, der die neueste Auflage in schöner Ausstattung veranstaltet hat, kann mit Recht in dem Vorwort sagen: „daß heute eine 16. Auflage nöthig geworden, zeugt für den dauernden Werth und Nutzen dieses Schriftchens.“ Einer besondern Besprechung oder weiteren Empfehlung bedarf es nicht.

Huber,*) Dr. Joh. Die Lehre Darwin's
 kritisch betrachtet kl. 8. München, 1871.
 Lentner. 1 fl. 48 fr.

Von allen zerstörenden Irrthümern aller Zeiten hat kaum einer jemals eine raschere Verbreitung und allgemeinere Anwendung gefunden, als die von Darwin entworfene und von seinen Anhängern weiter ausgebildete Theorie von der Entstehung der Arten. Es ist ein Irrthum, der nicht auf dem Gebiete bleibt auf dem er ursprünglich hervorgetreten, sondern sich zum universalen Princip einer neuen Welt- und Geschichtsanschauung macht. Hat man doch auch für den gegenwärtigen Kampf des deutschen Volkes gegen Frankreich, der, wie man denken sollte, auch für die erstorbenen Sinne den hohen sittlichen Geist, der durch die Weltgeschichte schreitet, vernehmbar macht, den obersten Schlüssel der Erklärung in der Darwin'schen Lehre vom Kampf um's Dasein finden zu müssen geglaubt. Natürlich. Und mit der Darwin'schen Theorie Ernst gemacht, so kann die ganze Weltgeschichte lediglich als ein Anhang zur Zoologie betrachtet werden. Schon hat man dasselbe Princip auch auf die Region übertragen, die das selbständige Dasein und das schöpferische Wirken des Geistes am unmittelbarsten bekundet. Alle Worte der Sprache sind nur die Differenzirung eines und desselben Urlauts, und dieser Urlaut ist einst dem Menschen, da er noch in einem Mittelzustand zwischen Thier und Mensch war, durch Zufall entfahren. So der jüngst verstorbene Lazarus Geiger, den man als einen der größten Sprachforscher glorificirt. Es ist dies der Darwinismus auf sprachwissenschaftlichem Gebiete.

*) Bgl. die Anzeige derselben Schrift: Bd. VII, S. 202 f. dieser Zeitschr.

Nicht nachdrücklich genug kann eine Anschauung bekämpft werden, die wie eine verheerende Fluth alle Gebiete der Wissenschaft zu verwüsten und alles Große und Bedeutende, alle Merkzeichen eines geistigen und göttlichen Lebens in Natur und Geschichte auszumergen und wegzuspülen droht, so daß an Stelle des göttlichen *vous*, der auch noch den Heiden das absolut Gewisse war, nichts anderes als der bloße Zufall, somit das bloß Gedankenlose und Unvernünftige als das oberste Princip aller Dinge zurückbleibt. Wobei man dann freilich unmöglich einzusehen vermag, wie ohne Vernunft doch etwa Vernünftiges zu Stande kommen soll, wie z. B. nach der Annahme von Laz. Geiger das vernünftige Denken erst aus der Sprache hervorgegangen sein soll, während doch auch die Sprache schon vernünftig und nichts anderes als die lebend gewordene Vernunft selber ist.

An Bekämpfungen der Darwin'schen Theorie ist denn glücklicher Weise auch kein Mangel. Die Literatur für und wider Darwin ist in einer Weise angewachsen und vermehrt sich fortwährend der Art, daß, wer sie vollständig verarbeiten wollte, die Arbeit seines Lebens darauf verwenden dürfte. Wenn freilich die einschlägigen Fragen gar manchmal mit sehr unzulänglichen Mitteln erörtert werden, so ist zu Arbeiten dieser Gattung die vorliegende Schrift nicht zu zählen. Wir haben hier eine Schrift vor uns, die nicht nur durchaus über den zur Lösung der gestellten Aufgabe notwendigen Apparat wissenschaftlicher Kenntnisse verfügt, sondern denselben auch mit Geist und Verständnis zu handhaben versteht.

Nicht selten stehen Theologen noch heutigen Tags auf dem antiquirten Standpunkt Jakobi's, wonach die Consequenz des Denkens zur Längnung des Uebersinnlichen führt, während der Glaube es fordert. Der Verfasser theilt diesen Standpunkt nicht. Die exakte Naturwissenschaft selber nimmt er vielmehr für das gegentheilige Resultat in Anspruch. Der Verf. zeigt, daß die heutige Physik selbst bei dem Geständniß anlangt, daß aus einer rein physikalischen Wirkungsweise der Kosmos nicht zu erklären sei. „Entweder, sagt A. Fick in Bezug auf die Schlüsse, welche die Mechanik der Wärme aufnöthigt, „entweder sind bei den höchsten, allgemeinsten und fundamentalsten Abstraktionen der Naturwissenschaft wesentliche Punkte übersehen oder — wenn diese Abstraktionen vollkommen streng und allgemein gültig sind — dann kann die Welt nicht von Ewigkeit her da sein, sondern sie muß in einem von heute nicht unendlich entfernten Zeitpunkt durch ein in der Kette des natürlichen Causalnexuses nicht begriffenes Ereigniß, d. h. durch

einen Schöpfungsaft entstanden sein.“ Zeitet sich nun aber die Entstehung des Weltbaues von einer übermateriellen, somit geistigen Kraft ab, so kann dieselbe nicht in der Weise des Aristoteles als Weltbildner, als der erste Beweger gedacht werden. Der Dualismus der Weltprincipien, auf den wir damit geführt würden, widerlegt sich schon an der durchgreifenden Einheit und Harmonie des Weltlebens, wodurch die Einzigkeit seines Grundes sich unserm Denken nothwendig aufdrängt. Aus der Zeitlichkeit der Welt folgt jedoch zugleich, daß sie nicht des Werk der Nothwendigkeit sei; denn was nothwendig besteht, das besteht immer. Sie muß folglich das Werk einer freien Ursache sein, welche wirken oder auch nicht wirken kann, somit nicht einer blind wirkenden, sondern einer bewußten Ursache. Dies ist die Consequenz, die sich aus dem gegenwärtigen Standpunkt der Physik ergibt. Die mechanische Physik selbst führt zur Längung einer rein physikalischen Weltanschauung. Nehmen wir aber einmal eine geistige Welt-Ursache an, so ist der Kosmos uranfänglich als Gedanke und Geist vorhanden. Demnach wäre die Weltgestaltung und Weltordnung ein Werk der Vorsehung.

Damit ist freilich die so sehr verpönte „Teleologie im großartigsten Umfang in die Naturbetrachtung wieder eingeführt. Die Schwäche der vulgären Teleologie besteht jedoch nur darin, daß sie den Zweck außer den natürlichen Ursachen liegend denkt, während er schon in ihnen ist und ihr Dasein, ihre Beschaffenheit und ihre Wirkungsweise bestimmt. Allein wie soll denn eine teleologische Weltbetrachtung überhaupt irgend welchen vernünftigen Sinn haben? Wo ist hier Vernunft und Zweck, ruft man aus, wo Millionen von Keimen und Wesen untergehen müssen, ohne daß sie das Ziel und die Aufgabe ihres Lebens erreichen! Es ist der von Darwin bekannte Kampf um's Dasein, den man als Instanz gegen eine teleologische Weltanschauung anruft. Dies Argument hält jedoch nicht Stand. Denn gerade die Oekonomie der Natur erweist, daß jedes Leben, auch wenn es seinen eigenen Zweck nicht erreicht, doch dem Zweck des Universallebens dient und insofern nicht zwecklos ist.

Wenn wir somit den Verf. für die Lehre von einer zeitlichen Schöpfung durch einen persönlichen Gott eintreten sehen, so huldigt derselbe jedoch nicht der Annahme einer unmittelbaren Schöpfung, wie wir sie bei Cuvier und Agassiz finden, wornach jede Art in ihren ersten Individuen durch einen übernatürlichen Act in's Dasein gerufen wurde, sondern der einer mittelbaren Schöpfung oder der Ent-

wicklungstheorie. Nach dieser ist die ganze Fülle des Naturlebens dem Keim nach schon in die erste Schöpfung, in das, was man Materie nennt, gelegt worden und hat von hier aus zu immer höherer Bildung sich entfaltet; jedoch nicht so, als wenn die Pflanze sich aus einer Kraft zum Thier erhebe; sondern die allgemeine schaffende Kraft steigt von der Pflanze zum Thier empor, setzt die erstere und steigert sich in der Zeugung des andern. Das Band dieses Zusammenhangs ist das eine Subjekt des Weltgedankens, welche in sich gleichsam wächst und die Grade dieses Wachstums in immer höheren Organisationsstufen darlegt. Dies ist die alte Lehre, welche schon Aristoteles vortrug und nach ihm Philosophen wie Schelling und Hegel bekannt haben.

Wir vermögen hierin dem Verf. nicht beizustimmen. Diese Theorie steht im Dienst der Lehre von dem nur immanenten Gott, wie wir sie z. B. bei Schelling in der Periode der Naturphilosophie finden. Beim Verf. fehlt die Nothwendigkeit einer solchen Theorie. Auch widerlegt sich dieselbe an den Thatfachen der Natur selbst. Denn welche Ausdehnung man auch dem Gedanken einer Continuität des Fortschritts in der gesammten Schöpfung geben mag, es kann damit unmöglich das Verhältniß des Sprungs, der neuen Schöpfung aufgehoben werden, das zwischen organisch und unorganisch, zwischen Thier und Pflanze besteht. Die Wahrheit liegt in der Verbindung beider Momente. Demnach müßte das Verhältniß der göttlichen Causalität und der Spontanität der Creatur in Hervorbringung einer höheren Daseinsstufe in einer Weise gefaßt werden, worin die Vorstellung einer mittelbaren und die einer unmittelbaren Schöpfung ihre Einheit fänden. Vollends kann es nur als eine einseitige Auffassung der in der Schöpfung bestehenden Continuität betrachtet werden was den Verf. verleitet, im Gegensatz zur biblischen Ueberlieferung die Menschen aus einem Keim entstehen zu lassen. Es ist ein rein vergebliches Bemühen, dem Wunder auf diese Weise aus dem Wege gehen zu wollen. Denn man würde damit nur ein anderes und zwar ein sehr complicirtes und widernatürliches ja ein geradezu scheussliches Wunder statuiren, da man ja dann doch nur annehmen könnte, daß aus einem thierischen Keim der Mensch hervorgegangen sei. Auf Umwegen und in modificirter Weise wären wir damit wieder bei der alten naturalistischen Lehre von der Abstammung des Menschen vom Affen angelangt, einer Lehre, die in der Fassung, welche sie hier erhalten müßte, noch widerspruchsvoller ist als ihr materialistisches Urbild.

Dagegen kann man sicherlich nur zustim-

men, wenn der Verf. dem berühmten Darwin'schen Princip von dem Kampf ums Dasein des Weiteren entgegenhält, daß die organische Schöpfung im Großen und Ganzen nicht bloß ein Kampf sei, in welchem die Formationen sich gegenseitig zu verdrängen und zu vernichten suchen, sondern vielmehr ein System, in welchem das Spätere auf dem Früheren, die reicher entwickelte Organisation auf der einfacher angelegten ruht und umgekehrt auch jene wieder mit ihrem Lebensproceß auf diese fördernd zurückwirkt, dadurch aber zugleich für sich selber sorgt.

Halten wir aber an dem Gedanken fest, daß die organische Natur ein System oder einen Organismus im Großen vorstelle, so sehen wir uns damit wie bei jedem zweckmäßigen Thun auf einen ursprünglichen Plan zurückgewiesen. Derselbe Schluß also, welchen uns die mechanische Physik auf dem Grund ihrer Behauptung von der Endlichkeit des Weltproceßes an die Hand gab, drängt sich uns hier von einem andern Gesichtspunkt auf, nämlich der Schluß auf einen geistigen Grund der Welt. Erweist sich nun aber der Grund der Welt als ein geistiger, und erscheint der Weltproceß demnach als die Verwirklichung eines absoluten Gedankens, so muß das Universum eine große Vernunftordnung darstellen.

Dies ist die Anschauung, die der Verf. gegen Darwin und seine Anhänger geltend macht. Es ist nicht eine ungewöhnliche Tiefe philosophischer Auffassung, die an dieser Schrift uns entgegentritt. Auch läßt dieselbe in Bezug auf methodische Strenge des Denkens zuweilen zu wünschen übrig. Aber der Reichthum des beherrschten Materials, die eingehende Art, wie hier die einschlägigen Probleme behandelt werden, die geistige Klarheit und Energie, womit der Verfasser von den verschiedensten Gesichtspunkten aus für eine teleologische Weltanschauung eintritt, sichern dieser Schrift ohne Zweifel eine rühmliche Stellung in der Literatur über die Darwin'sche Theorie. Die populär-anziehende Darstellung gereicht derselben zum besonderen Vorzug.

Werner, Dr. Karl, Die Religionen und Culte des vorchristlichen Heidenthums. Ein Beitrag zur Geschichte und Philosophie der Religionen. XII u. 744 S. Schaffhausen, 1871. Fr. Hurter. 3 Thlr.

Der verdiente Verf. der „Geschichte der apologetischen und polemischen Literatur“ und der „speculativen Anthropologie“ tritt in diesem Werke als Nachahmer und Concurrent Döllinger's auf, sofern er ein theilweises Seiten-

stück zu dessen trefflichem Werke über „Heidenthum und Judenthum“ liefert. Freilich gilt es ihm weniger um geschichtliche Darstellung oder archäologische Beschreibung, als um geschichtsphilosophische und religiös speculative Würdigung der in Betracht gezogenen vorchristlichen Religionen. Und wie sein Buch sich hierdurch sowie durch den Ausschuß des Judenthums von seinem Darstellungsbereiche, von dem Döllingers unterscheidet, so weicht dasselbe außerdem dadurch von einer größeren Zahl religionshistorischer und „philosophischer“ Schriften über das Heidenthum, namentlich auch von Wuttke's einschlägigem Werke, ab, daß es sich auf die vorchristlichen Erscheinungsformen des Heidenthums, insbesondere desjenigen der klassischen Nationen beschränkt, die späteren Formen und Gestaltungen desselben aber, als „von der Hauptströmung der universalen Menschheitsentwicklung abseits liegend“, übergeht und der allgemeinen Ethnographie oder Culturgeschichte der Menschheit zuweist.

Sein in dieser Weise eingegrenztes Gebiet hat der Verf. in den beiden großen Hauptabtheilungen so abgehandelt, daß er sich zuerst in ausführlicher literarhistorischer Darstellung mit seinen Vorgängern auseinandersetzt, dann aber seine eigne Auffassung und Würdigung der zu betrachtenden heidnischen Religionen folgen läßt. Jene literarhistorische Uebersicht, vom Verf. als „einleitender Theil“ überschrieben und mit einer Reihe allgemeinerer einleitender Bemerkungen über Begriff, Idee und Quellen der historischen Religionskunde eröffnet (S. 3—278), bildet unweifelhaft einen werthvollen Beitrag zur Gesamtgeschichte der Theologie, namentlich der den außerschristlichen Religionen zugewandten neueren theologischen Forschung. In der aus seinen früheren Werken, besonders der Geschichte der apolog. u. polem. Literatur, bekannten gründlich eingehenden Manier des Excerpirens und Referirens unterwirft er sämtliche namhaftere Werke über die heidnische Mythologie und Religionsgeschichte, von des Natalis Comes Mythologia und des Gerh. Joh. Vossius Theologia gentilis an bis auf E. Gerhard's, Wuttke's, Pfeiderers, Gobineaus und Lenormants Arbeiten, speciellen kritischen Analysen, mittelst deren uns die nach einander hervorgetretenen geschichts- und religionsphilosophischen Ansichten der Neueren über das Wesen der heidnischen Mythen, religiösen Ueberlieferungen und Gebräuche, sowie über das Verhältniß derselben zum Christenthum, sprechsaalartig mit anschaulicher Lebendigkeit vorgeführt werden. Der etwas künstliche Schematismus, vermöge dessen der Verf. 1) die den einzelnen Hauptkreisen der vorchristlichen Religionswelt zugewendete Forschung,

2) die Versuche einer allgemeinen Religionsgeschichte (und zwar a) der vom Standpunkte des empiristischen Nationalismus, b) der vom Standpunkte des christlichen Religionsglaubens, c) der vom Standpunkte der historisch-pragmatischen Forschung aus betriebenen Versuche) und 3) die religionsphilosophischen Erörterungen über Wesen und Entstehung des Heidenthums, Metaphysik und Gotteslehre desselben sowie über sein Verhältniß zum Inhalte des christlichen Religionsglaubens, unterscheiden zu müssen gemeint hat, ist leider Ursache einer mehrfachen unbequemen Auseinanderreißung zusammengehöriger Materien sowie theilweiser Repetitionen vorher schon dagewesener Erörterungen geworden. Es würde förderlicher gewesen sein, diesen literarhistorischen Abriss so einzurichten, daß jeder Schriftsteller nur Einmal, dann aber in zusammenhängender und ungetheilter Vorführung sämtlicher Hauptrichtungen seines Forschens und Strebens, zur Besprechung gelangte, statt, wie hier geschehen ist, von der Mehrzahl der in Betracht kommenden Autoren zu zweien, dreien oder noch öfteren Malen (z. B. von Dftr. Müller, Preller, F. Grimm u. A. zu 2 Malen, von Döllinger, v. Caßlein, Movers, Petersen u. zu 3—4 Malen u.) zu handeln. An und für sich betrachtet kommt aber den ebenso treu referirenden als mit treffender Schärfe urtheilenden Erörterungen des Verf. über diese literarhistorische Seite seines Problems ein um so höherer Werth zu, da es an einer guten Uebersicht über das betr. Literaturgebiet bisher so gut wie gänzlich mangelte.

Auch am zweiten oder „ausführenden Theile“ (S. 281—736) finden wir mehr das zur Darstellung gebrachte religionshistorische und philosophische Material an und für sich zu loben, als die vom Verf. vorgenommene Gliederung und Gruppierung desselben, die wieder verschiedene Unzuträglichkeiten, namentlich künstliche Theilungen mancher Ein Ganzes bildender und erst bei ungetheilter Vorführung sich vortheilhaft ausnehmender Partien, herbeigeführt hat. Gegen die Unterabtheilungen des ersten Buchs: „Die Religionen und Götter der vorchristlichen Heidenwelt“ (S. 281—535), welche in ethnographischer Sonderung den Religionsmythus a) der Hellenen und italischen Völker, b) der semitisch-hamitischen Culturwelt, c) der alten Aegypter vorführen, dürfte im Allgemeinen nichts Tristiges zu erinnern sein, obschon es einigermaßen befremdet, die Religionsmythen der nicht-classischen Nationen des Indogermanenthums, wie der Perser, Inder, Germanen, Slaven, Celten u. in 32—40 (S. 407 ff.) lediglich als Anhängsel der griechisch-italischen Mythenwelt

behandelt, also der ihnen gebührenden selbstständigen Stellung neben dieser beraubt zu sehen. Mißlicher erscheint es, daß dem descriptiven oder objectiv referirenden Inhalte dieses I. Buches in B. II und III eine Fülle religionsphilosophischer Erörterungen nachgebracht wird, die ein immer wiederholtes Zurückschreiten auf das in B. I enthaltene mythengeschichtliche Material, und zwar bald in der gleichen Reihenfolge der einzelnen Momente bald in ganz andrer Ordnung, bedingt und so die Gefahr des Ermüdens und des Verwirrtwerdens um so näher legt, da obendrein ein nicht geringer Theil des betr. Mythenstoffes auch schon im einleitenden Haupttheile, gelegentlich der detaillirten Referate über die Forschungen der älteren wie neueren Religionshistoriker, mehr oder minder eingehend behandelt worden war. Es handelt nemlich von diesen beiden letzten Büchern B. II über „Ursprung und Wesen des heidnischen Religionsmythus sowie über sein Verhältniß zum ursprünglichen Religionsbewußtsein und natürlichen Religionsglauben der Menschheit“ (S. 537—687), B. III aber über das „Verhältniß des heidnischen Religions- und Götterglaubens zum christlichen Religionsbewußtsein und Offenbarungsglauben“ oder über die „Selbstvermittlung des heidnischen Religionsbewußtseins im christlichen Religionsbewußtsein“ (S. 689—736), wobei wieder dreierlei besondere Betrachtungen gewidmet werden: a) den Beziehungen des vorchristlichen Heidenthums (als der Religion des Irrthums, aber auch der christlichen Wahrheitsahnung) zum Christenthum; b) dem Christenthum als „der restituirten religiösen Wahrheit und göttlichen Selbstsetzung der absoluten Wahrheit auf dem Boden der religiösen Erkenntniß“, und c) der „Umbildung des heidnischen Religions- und Weltbewußtseins ins Christliche und dem jüdischen Antheil an dieser Vermittlung“ (unter welcher Ueberschrift vom Synkretismus der Neupythagoräer und Neuplatoniker, Philo's sowie der Gnostiker gehandelt wird). Schwerfällig und scholastisirend, wie die Formulierung dieser Abtheilungs-Überschriften, ist der dem specielleren Fachwerke dieser beiden letzten Bücher zu Grunde liegende Gedankengang; eine Verschmelzung des gesamten darin niedergelegten religionsphilosophischen Materials, also sowohl der rückwärts auf die Urreligion schauenden, wie der vorwärts auf das Christenthum als die harmonische Vollendung des religiösen Entwicklungsprocesses hinweisenden Betrachtungen, in Einen Schluß von möglichst einfacher Gliederung und Gruppierung seiner Momente würde uns weit zweckmäßiger erschienen sein, als die künstliche Vertheilung des

Materials unter die vom Verf. hervorgehobenen Gesichtspunkte.

Doch ist es, wie schon bemerkt, nur die Anordnung und Eintheilung des Stoffes, nicht an und für sich der Inhalt des ausführenden Theils, wogegen sich diese unsre Ausstellungen richten. Einiges in den Ausführungen des Verf. ist vortrefflich; namentlich seine Darlegung von der Genesis des heidnischen Religionsmythus zu Eingang des II. Buches (S. 537 ff.) hat unsren vollen Beifall. Als die den Religionen der ältesten Völker voraussetzende primitive Religion denkt er „den Cult der himmlischen Mächte als oberer Lichtmächte, der im monotheistischen Sinne verstanden ward, aber die höchste und oberste Lichtmacht mit einer Hülle dienender Kräfte umgeben dachte, die alle wieder der sichtbaren und irdischen Wirklichkeit gegenüber als herrschende und gebietende Gewalten erschienen.“ Die kosmisch-naturalistische Trübung des religiösen Denkens führte dann zur Identificirung des sichtbaren Sternenhimmels mit jenen Lichtmächten, zur Vergötterung der Elemente und des der sichtbaren Natur einwohnenden Lebensgeistes, womit bereits alle Formen der hamitisch-heidnischen Culturreligionen und der poetisch-naiven Naturreligionen der indogermanischen Stämme im Keime gegeben waren, während die unter providentiellen Schutz gestellte Bewahrung der ursprünglichen reineren und geklärteren Religionsanschauungen die Anknüpfungspunkte für die Aufrichtung eines streng monotheistischen Cultus und die weitere Fortentwicklung des in der religiösen Menschheit von Anfang her vorhandenen Heilsglaubens darbot“ (S. 538; vgl. auch S. 689 ff.). — Weiteres in weiteren Verläufe der auf die Entwicklung der heidnischen Religionen und Culte bezüglichen Darlegungen des Verf. möchte man vielleicht zu beanstanden geneigt sein; namentlich dürfte sein allzu abschätziges Urtheil über den Euhemerismus, d. h. über diejenige mythogenetische Theorie, welche die Vergötterung menschlicher Weisen, Helden, Wohlthäter, Gesetzgeber zc. als einen bedeutungsvollen mitwirkenden Factor des mythenbildenden Processes in Anschlag bringt, wohl nicht bloß uns, sondern noch Andern als eine Einseitigkeit erscheinen, deren Vermeidung von Nutzen für seine Arbeit gewesen sein würde. Doch überwiegt das Reichthum und Gehaltvolle die weniger gut durchgearbeiteten Partien; und was den im Obigen gerügten compilatorischen Charakter und Mangel an Uebersichtlichkeit der Anordnung mehr oder weniger wieder gutzumachen dient, ist die dankenswerthe Zugabe eines doppelten Index (Sachregisters der mythologischen und religionsgeschichtlichen Materien und Namensregisters

der citirten Autoren), mittelst dessen die Benutzung des Buches bei religionshistorischen und sonstigen Studien sehr wesentlich erleichtert wird.

Der römisch-orthodoxe Standpunkt des Verf. macht sich fast nirgends in eine für evangelische Leser störenden oder die Unbefangenheit seines wissenschaftlichen Urtheils erheblich beeinträchtigenden Weise bemerklich. — Zur Fernhaltung sinnstörender Druckfehler vom Texte hätte mehr geschehen können, als geschehen oder durch das (bei weitem nicht vollständige) Druckfehlerverzeichnis am Schlusse angekündigt ist. —

Geschichte. Culturgeschichte.

Friedländer, Ludwig, Professor in Königsberg. **Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms** in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Dritter Theil. gr. 8. XVII u. 678 S. Leipzig, 1871. Hirzel. 3 thlr.

Dieses mit so ungetheiltem und wohlverdientem Beifall aufgenommene Werk über die bedeutenderen Erscheinungen der römischen Cultur in den beiden ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit findet in dem vorliegenden dritten Theile seinen Abschluß; die beiden ersten Theile sind im literarischen Anzeiger IV Band 1869 S. 120—124 und VI Band 1870 S. 358—359 eingehend beurtheilt. Das Buch hält eine glückliche Mitte zwischen streng wissenschaftlicher und gemeinverständlicher Darstellung, der Verf. hat das Geschick, in glücklicher Weise Gründlichkeit und Umfang der Forschung mit Lebendigkeit der Schilderung zu verbinden; er war sichtlich bestrebt, eine Zeit, über welche neuere Forschungen das frühere Dunkel gelichtet haben, in ihren staatlichen wie wirtschaftlichen Einrichtungen, wie im öffentlichen und Familienleben, in ihren Sitten und Gewohnheiten uns näher zu bringen. Auf der Grundlage ebenso umfassender als gelehrter Kenntnisse, unter Benützung der klassischen Literatur und der erhaltenen Monumente wird auch durch diesen Band das Gesamtbild der römischen Cultur in den beiden ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit wesentlich vervollständigt. Das Geistvolle, auf weit reichenden, vielseitigen Studien beruhende Werk eröffnet uns öfters ganz neue Gesichtspunkte. Der vorliegende Band ist nach der eigenen Bezeichnung des Verf. (S. V) mehr cultur- als sitten-geschichtlichen Inhalts; mit Ausnahme des ersten Abschnitts ist er vorwiegend der Betrachtung culturgeschichtlicher Zustände und geistiger Interessen gewidmet.

Der Inhalt zerfällt in sechs Abschnitte: I) der Luxus, S. 1—104; II) die Künste S. 105—270; III) die schöne Literatur, Poesie und Kunst der Prosa S. 271—429; IV) die religiösen Zustände S. 421—540; V) die Philosophie als Erzieherin zur Sittlichkeit S. 543—612; VI) der Unsterblichkeitsglaube S. 615—652. Den einzelnen Abschnitten sind noch Excurse über specielle Zustände beigefügt.

In der ersten Abhandlung über den Luxus des späteren römischen Alterthums gelangt der Verf. zu dem von der herrschenden Ansicht im allgemeinen abweichenden Resultate, daß die Thatfachen, auf die man sich wegen eines eben so beispiellosen und fabelhaften wie unsinnigen Luxus zu berufen pflegt, wenigstens zum Theil falsch aufgefaßt und falsch gruppiert sind, die herrschende Ansicht daher wesentliche Einschränkungen bedarf. Friedländer macht darauf aufmerksam, daß die meisten römischen Schriftsteller die Tendenz haben, die Vergangenheit zu preisen und zu rühmen, die Gegenwart auf deren Kosten herabzusetzen; durch die ganze spätere römische Literatur ziehe sich wie ein rother Faden die Klage über Verschlimmerung der Zeiten, wobei die Klage über das Ueberhandnehmen der Ueppigkeit und Schwelgerei, wie berechtigt auch in vieler Hinsicht, doch viel zu sehr verallgemeinert und übertrieben wird (S. 15). Der Tafelluxus im kaiserlichen Rom, so ausschweifend und unnatürlich er den Alten erschien, stand hinter dem der größeren Städte des jetzigen Europa's sehr zurück, ja es ist wohl die Frage, ob er auch nur dem des achtzehnten Jahrhunderts gleich kam. Dieser Luxus hat im römischen Alterthum aber auch zur Einführung fremder Culturgewächse und eßbarer Thiere in den Ländern des Occidents, somit zur Veredelung und Verfeinerung der Nahrungsmittel überhaupt geführt. Aber die Annahme, daß die antike Welt die moderne in dem Luxus der Tracht und des Schmuckes im allgemeinen überboten habe, werde durch die Nachrichten darüberhinaus nicht bestätigt, vielmehr lassen diese weit eher glauben, daß auch hier der Luxus der römischen Kaiserzeit den mancher Periode der neueren Zeit keineswegs erreicht hat (S. 58). Aus einer Beschreibung englischer Schlösser glaubt Friedländer schließen zu dürfen (S. 83), daß die römische Kaiserzeit (trotz aller Liebhabereien für Alterthümer) auch den Luxus der Durchführung bestimmter historischer Stile in der Zimmereinrichtung durch Vereinigung von gleichzeitigen Meubles und Geräthen oder künstlerischer Nachbildung derselben allem Anschein nach nicht gekannt hat. Der Slavenluxus, für den die jetzige Welt zum Glück

keine Analogie mehr bietet, wurde wesentlich durch die Massenhaftigkeit des Slaven-Imports und die Einträglichkeit des Slavenbesitzes gefördert; die einzelnen mit Sorgfalt gesammelten Nachrichten sind psychologisch interessant; „das Streben so wenig als möglich selbst zu thun, ja zu denken wurde bis zur Lächerlichkeit übertrieben. Man wälzte nicht bloß die Mühe des Behaltens der Namen von Klienten und Anhängern auf das Gedächtniß der Nomenclatoren ab; es gab auch Leute, die sich von Slaven erinnern ließen, um welche Zeit sie ins Bad, wann zur Tafel gehen sollten. Anstatt der Uhren hatte man Slaven, die stets die Tageszeit anzugeben wußten (S. 89). Der Verf. erneuert am Schlusse seinen Hauptgedanken, daß die Vergleichenungen des antiken und modernen Luxus selten ergeben, der erste überbiete den letzteren, weit öfter das Gegentheil; er will Roschers Ansicht eingeschränkt haben, daß Rom in der Kaiserzeit das großartigste Beispiel des unklugen und unsinnigen Luxus bietet, wie er bei versunkenen Nationen einzutreten pflegt. „Ohne Zweifel hat der Luxus, und die ganze Cultur der früheren Kaiserzeit große Schattenseiten; aber er war weder so thöricht und unsittlich wie ihn der einseitige Rigorismus damaliger Schriftsteller dargestellt hat, noch so fabelhaft und ungeheuerlich, wie er in der ungeschickten Kompilation von Meursius erscheint.“ S. 100. Uns will nur bedünken, als sei der Unterschied zwischen den früheren Zuständen Roms und der späteren auch vom Verf. eingeräumten Steigerung des Luxus nicht genügend geltend gemacht. Anerkennen wollen wir aber gern, daß die im Laufe der Abhandlung herbeigezogenen Beispiele des Luxus aus neuerer und neuester Zeit ebenso pikant als geschickt belehrend gewählt sind. Als Anhang sind zum ersten Abschnitt beigegeben drei Abhandlungen über das Auflösen der Perlen in Essig, Speisezetteln einer cena aditalis im Jahr 1721, und das Latrinewesen in Rom. Mit Bezug auf die neuesten Verhandlungen des Berliner Magistrates wollen wir bemerken, daß in Rom Abfuhr und Canalisation neben einander bestanden haben.

Der zweite Abschnitt, die Künste, giebt eine lebendige Schilderung der römischen Welt in Bezug auf Architektur, Sculptur, Malerei und Musik. Bei weiten die meisten und bedeutendsten erhaltenen römischen Bauten stammen aus der glänzenden Zeit des Kaiserthums, welche von August bis zum Ausgang der Antonine dauerte. Namentlich haben die aus Privatmitteln aufgeführten Bauten wahrscheinlich an sehr vielen Orten die städtischen an Umfang und Bedeutung weit übertroffen, deren

Einschränkung sie ja auch eben ermöglichten und veranlaßten (S. 118). Großartig sorgten die Kaiser für die bauliche Ausstattung der Städte in Italien und namentlich seit Trajan auch in den Provinzen. Eine angemessene Ausstattung der öffentlichen Plätze, vor allen der Foren mit Statuen, wurde zu den wünschenswertheften Zielen der Städte gerechnet und allgemein erstrebt; hier hatte der Ehrgeiz oder Bürgersinn Gelegenheit sich zu bethätigen, wenn die Mittel zur Ausführung öffentlicher Bauten nicht hinreichten. Aber vielleicht noch in höherem Grade als die Ausschmückung der Plätze und öffentlichen Gebäude nahmen die der Privatbauten die Thätigkeit der bildenden Künste in Anspruch: denn auch für Paläste, Landhäuser, Parks und Gärten galt eine reiche Ausstattung mit künstlerischem Schmuck jeder Art als unentbehrlich. Aber nicht bloß die Massenhaftigkeit der künstlerischen Productionen zu decorativen Zwecken unterscheidet den damaligen Kunstbetrieb von jedem späteren: ein viel wesentlicher Unterschied beruht auf der viel größeren Allgemeinheit ihrer Verwendung. Denn die Verbreitung des Kunstbedürfnisses, in der damaligen Welt, das die Produktion auf allen Gebieten der bildenden Künste zu befriedigen hatte, ist beispiellos; und beispiellos wie der kolossale Umfang ihres Schaffens ist auch die Universalität, mit der sie einer Unzahl der verschiedenartigsten Wünsche, Forderungen und Liebhabereien Genüge leistete, den höchsten und gemeinsten, den ausschweifendsten wie den bescheidensten, mit der sie den Sultanslaunen der Herren der Erde diente, während sie zugleich die arme Zelle des Sklaven freundlicher machte. Die Kunst aller neuern Zeiten ist mehr oder weniger aristokratisch gewesen, sie hat mehr oder weniger ausschließlich für eine kleine Minorität von Bevorzugten gearbeitet. Sie hat im Dienste der Kirche, der Macht des Reichthums gestanden, und nur unter besonders günstigen Umständen beigetragen, die Existenz der untersten, wie der untersten Schichten der Gesellschaft zu verschönern (S. 136). Den Römern war die Kunst nicht Zweck, sondern Mittel. Sie als Mittel zur Erhöhung, der Schönheit, Pracht und Behaglichkeit ihrer Wohnungen und Städte zu verwenden, haben sie erst durch die Eroberung griechischer Länder gelernt; sie als Mittel zur Fiktion des Erlebten und Geschehenen für Mit- und Nachwelt, zur Verewigung der Gesichtszüge und Gestalten geehrter und geliebten Personen zu benutzen, war ein national römisches Streben. Nach so vielen Zerstörungen besaß Rom noch im vierten Jahrhundert wohl mehr als zehntausend öffentlich ausgestellte plastische Werke.

Rechnet man dazu die in hunderterten von Tempeln, den Palästen und Privathäusern befindlichen, so begreift man, daß noch zwei Jahrhunderte später nach gar manchen neuen Vermuthungen Cassiodor sagen konnte: in Roms Mauern scheint noch ein zweites Volk von Statuen zu wohnen, (verdrückt ist offenbar S. 181 Cassiodor statt Cassiodor). Nach diesen Ausführungen ist allerdings die Schlußfolgerung des Verf. auffallend (S. 216): die bildende Kunst habe niemals einen Einfluß auf die römische Gesamtbildung gewonnen. Die beigebrachten Belege beweisen diese Behauptung doch nicht schlagend genug, obgleich wir allerdings zugeben müssen, daß die specifisch römische Kunst nur eine geringe Eigenthümlichkeit zeigt, deßhalb naturgemäß bald in Verfall gerieth. Der Anhang zum zweiten Abschnitt enthält zwei Aufsätze: Marmor und Bronze als Statuenmaterial, und: Preise von Statuen. — Eine römische Musik, insofern damit eine Kunst im höheren Sinne des Wortes gemeint ist, hat es nie gegeben, sondern nur eine auf römischen Boden verpflanzte griechische. (S. 233). Je länger je mehr büßte die Musik in Rom ihre sittliche Würde ein und wurde zu grobsinnigen Effecten, zu gemeinem Ohrenzettel gemißbraucht (S. 247). Wie alle übrigen Künste, haben die Römer auch die Musik in viel weiterem Umfange zur Erhöhung des Lebensgenusses, zur Verschönerung der Erfindung verwendet, als dies gegenwärtig geschieht und geschehen kann. (S. 249).

In dem dritten Abschnitt: die schöne Literatur, Poesie und Kunst der Prosa wird gezeigt, daß die Bedeutung der Poesie für die Gesamtbildung im spätern römischen Alterthum eine wesentlich andere und zwar umfassendere und tiefergreifende war, als gegenwärtig. Der Verf. findet Gelegenheit, interessante Gesichtspunkte über das damalige Verhältniß zwischen der Schulbildung und Literatur aufzustellen. Von den lateinischen Dichtern war im ersten Jahrhundert Vergil der erste, welcher der Jugend in die Hände gegeben wurde und seine Gedichte ebenso das Fundament und der Hauptgegenstand des lateinischen, wie die homerischen des griechischen Unterrichts. (S. 276). Bei der Seite 301 erwähnten Popularität Vergils hätte der Verf. nur noch den Ausdruck *Sortes Vergilianae* für das zufällige Aufschlagen über das Gelingen oder Nichtgelingen eines Planes anführen können, wie Karl I von England sein Schicksal in der Aen. IV. 615—20 gefunden haben wollte. Bei dieser Gelegenheit konnte auch an Vergils Leben und Fortleben als Dichter und Zauberer erinnert werden, worüber ein kleines interessant-

tes Buch von F. W. Genthe, Leipzig 1855 erschienen ist. Unser Verf. hebt die Wirkungen der klassischen Poesie der Augusteischen Zeit hervor. Wie Cicero der Begründer einer der fortgeschrittenen Bildung angemessenen Prosa war, so waren die Augusteischen Dichter die Schöpfer einer neuen Dichtersprache (S. 298). Mit den Einflüssen der Schule und der klassischen Poesie im Zeitalter Augustus wirkten die politischen Zustände der Monarchie, die Interessen und Neigungen der Regierungen, der Höfe und Hofreise zusammen, um die literarischen Neigungen, Liebhabereien und Beschäftigungen vorzugsweise der Poesie zuzuwenden. (S. 304). Mit der Wiebergeburt der antiken Cultur gewann die römische Poesie der Augusteischen und nachaugusteischen Zeit aufs neue eine so hohe Geltung, als sie nie im Alterthum besessen. Erst vor einem Jahrhundert vollzog sich jene große geistige Revolution, die der Poesie wie der Kunst überhaupt das hohe Ziel setzte, die Befreierin des menschlichen Gemüthes von den dunkeln Mächten der Leidenschaften zu werden. Diese gewaltige Bewegung, die aus Künstlichkeit, Convenienz und Formwesen so mächtig zur Natur zurückstrebte, die das Verstandniß der Griechen, Shakespeares und der Volkspoesie erschloß: sie hat, wie sie das ganze Verhältniß der gebildeten Welt zur Poesie völlig umgestaltete, auch die Schätzung der römischen Dichter sehr herabgedrückt, doch freilich weit mehr bei den romanischen, als bei den germanischen Völkern. (S. 369). Der Anhang zum dritten Abschnitt enthält: Benutzung der *Controversiae* des älteren Seneca in den *Gesta Romanorum*, Chronologie der Epigramme Martials, Chronologie der Silven des Statius, die Gönner und Freunde des Martial und Statius, über Juvenals siebente Satire, Chronologisches zu Gellius.

In dem vierten Abschnitt: die religiösen Zustände, wird zunächst eine nur theilweise Bestätigung der herrschenden Ansicht gegeben, daß das Heidenthum sich schon im tiefsten Verfall, in vollster Auflösung befunden habe, als das Christenthum entstand (S. 424). Die überwiegende Mehrzahl der Gebildeten stand dem Volksglauben mehr oder minder tolerant gegenüber, mochten sie selbst monotheistische oder pantheistische oder auch fatalistische Anschauungen hegen, oder einem geläuterten Polytheismus huldigen, oder endlich den überlieferten Glauben verloren haben, ohne einen neuen gewinnen zu können. Die Andeutungen des Verf. S. 426 zeigen aber doch nur, auf welchen schwachen Stützen der Volksglaube in den höheren Ständen ruhte. Tacitus äußerte bei Besprechung der jüdischen Religion

den entschiedensten Widerwillen gegen die Vernachlässigung des ererbten Gottesdienstes und die Verachtung der Götter. Quintilian gehörte zu der gewiß sehr zahlreichen Klasse derer, bei welchen die gewohnten und anerzogenen polytheistischen Anschauungen sich mit monotheistischen vermischten, ohne daß sie das Bedürfnis oder die Energie hatten, ihre Ueberzeugungen zu völliger Klarheit und Bestimmtheit durchzubilden. Allerdings suchte der Stoicismus in seiner Theologie Glauben und Philosophie zu versöhnen, die Verechtigung der Volksreligion wissenschaftlich darzuthun, indem er von dem höchsten Gott, dem Schöpfer und Weltbeherrscher Untergötter, von der durch das All verbreiteten göttlichen Kraft als Einheit ihre zahllosen Aeußerungen und Wirkungen unterschied, und überdies Dämonen als Mittelwesen zwischen Gottheit und Menschheit annahm. (S. 429). Allein Seneca's Aeußerung, der Götterdienst habe mehr mit der Sitte als mit der Religion zu schaffen, zeigt auf wie gebrechlichen Füßen die Verbindung stand. Wie die Fluth der antichristlichen Richtungen des vorigen Jahrhunderts, nachdem sie ihre höchste Höhe erreicht hatte, schnell sank und dann eine mächtige Rückströmung eintret, die auch einen großen Theil der gebildeten Kreise unwiderstehlich mit forttrieb: ebenso sehen wir in der römisch-griechischen Welt, nach den in der Literatur des ersten Jahrhunderts vorwiegenden Richtungen, eine Tendenz zum positiven Glauben die Oberhand gewinnen, auch hier die gebildeten Kreise ergreifen, und auch hier den Glauben vielfach zu tristem Aberglauben, Wundersucht, Frömmerei und Schwärmerei ansetzen (S. 430). Bezweifeln möchten wir aber doch die Richtigkeit der S. 443 ausgesprochenen Ansicht, daß die religionsfeindlichen Stimmungen und Richtungen selbst in der Zeit ihrer größten Stärke niemals außerhalb der engbegrenzten Kreise der Gebildeten sich verbreitet haben, und daß die antichristliche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts auf den christlichen Glauben der europäischen Bevölkerungen im Großen und Ganzen einen nachweisbaren Einfluß geübt habe. Hat der Nationalismus auch damals so wenig wie während der neueren Zeit vermocht, Glaubenslehresätze nach seinem Sinne in der Masse des Volkes zu verbreiten, so hat er doch sicherlich damals wie in der neueren Zeit mächtig dazu mitgewirkt, das Bewußtsein von der Richtigkeit der positiven Lehren des Christenthums in der Bevölkerung zu erschüttern und einen Indifferentismus bei dieser zu begründen, gegen welchen Stahl mit Recht eine Umkehr der Wissenschaft für nöthig erachtete. — Die Wirkung des Cultus auf unaufhörliche Kräftigung

und Neubelebung des Glaubens schlägt der Verf. für sehr hoch an und erachtet die Fortdauer aller angesehenen römischen und griechischen Gottesdienste bis in das späte Alterthum für eine unbestrittene Thatsache. (S. 492). Gegen die von dem Verf. S. 529 angenommene geringe Verbreitung des Evangeliums in den höheren Ständen vor der Mitte oder dem Ende des zweiten Jahrhunderts kann doch die von ihm selbst angeführte Thatsache der Ausschmückung christlicher Grabstätten auf den apostologischen Gottesäckern geltend gemacht werden. Allerdings war der ganze römische Adel zur Zeit des Julianus der alten Religion ergeben, zu der auch noch unter Theodosius die Hälfte des Senats sich bekannte (S. 537). — Heidenische Elemente haben den Untergang des Heidenthums überlebt, doch nicht immer sind heilige Personen des neuen Glaubens an die Stelle der alten Götter und Helden getreten, sondern diese haben sich geradezu in jene verwandelt, so wie ihre Mythen in christliche Legenden: den christlichen Märtyrer Hippolytus läßt z. B. die Legende von Pferden zerreißen, weil dies das Ende des attischen Königsjohanes war, dessen Namen er trug. Eine recht nahe liegende Aeußerung hat der Verf. aber darüber nicht gemacht, auf welche Weise es zugegangen, daß das Christenthum nach einer grausamen ja blutigen Verfolgung dennoch die Oberhand gewonnen hat, wo der Polytheismus noch ebenso zahlreiche als wichtige Anhänger hatte.

In dem folgenden Aufsatze: die Philosophie als Erzieherin zur Sittlichkeit, tritt der Verf. Eingang S. 543 der Ansicht entgegen: Anthropomorphismus der griechischen Religion, der sich dann auch beim römischen Volksglauben mitgetheilt hätte, habe ent sittlichend wirken können. Mißverständnis der Natur der Gottheit und ihres Willens sind in keiner Religion ausgeschlossen, und Benjamin Constant erinnert sehr richtig, daß der allgemeine Geist der Culte oft mit ihren sittlichen Geboten in Widerspruch stehe und daß die Leidenschaften, die jene anregt, diesen hemmend entgegen treten. Wenn nun auch der Glaube an das Walten göttlicher Mächte, die Ehrfurcht vor ihrem Willen, die Hoffnung auf ihre Gnade, die Furcht vor ihren Zorn im ganzen Alterthum zu den wesentlichsten Stützen der Sittlichkeit gehört, so war doch die Sittlichkeit nicht eigentlich darauf gegründet. Die Moralphilosophie des Alterthums stellte dem Menschen die Glückseligkeit (das höchste Gut) nicht in einem anderen, sondern schon in diesem Leben in Aussicht und zeigte sie ihm als ein für jeden und zwar durch eigene Kraft erreichbares Ziel. Der Wahlspruch Epiktets: Ertrage und entsage! faßt in gewissem

Sinne die Summe der Lebensweisheit, also auch die Glückseligkeitslehre aller philosophischen Systeme zusammen (S. 549). Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts hatte die Verbreitung griechischer Philosophie nach Rom und dem Westen begonnen und trotz aller Versuche, sie aufzuhalten, stetig zugenommen. Aber in den Kreisen, die ein lebhaftes Interesse an der Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung hatten, vor allen in den Regierungskreisen und an den Höfen, wurde die Philosophie nicht sowohl gering geachtet als gesüchtet. Der Cäsarismus erkannte in der „Ideologie“ für sich eine Gefahr und nicht ohne Grund. Die Verstimmungen und Angriffe gegen die Philosophie vermehrten sich, je größer die Zahl, folglich je gemischter die Gesellschaft der Philosophen wurde; und es ist ein Symptom für die fortschreitende Ausbreitung der Philosophie in Rom während der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts, daß Heuchler vielfach anfangen sie als Maske zu benutzen, hinter der sie am ungestraftesten sündigen zu können hofften. (S. 568). Aber offenbar war doch die große Mehrzahl der Gebildeten auch in Rom und den westlichen Ländern von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Philosophie die beste Führerin zur höchsten Sittlichkeit sei; als Vertreter der Anschauung, welche im späteren römischen Alterthum die meisten Anhänger zählte, dürfen wir Cicero ansehen. Die philosophischen Lehrjahre begannen für die meisten jungen Männer nach Beendigung des grammatisch-rhetorischen Unterrichts; der philosophische Unterricht bezog sich auf drei Abtheilungen der Philosophie, die alle Schulen anerkannten, Logik Physik und Ethik. In der Regel übten die Philosophen eine practische Thätigkeit und damit einen unmittelbaren Einfluß auf die sittliche Bildung ihrer Zeit, als Erzieher und stete Berather Einzelner, als Lehrer der Moral in öffentlichen Schulen, endlich als Missionare und Volksprediger; dies letztere Feld blieb ausschließlich den Chnikern, die sich es erwählt hatten, überlassen. War auch die letztere Klasse von Philosophen, diese „Vetelminche des Alterthums“, mit Recht verurtheilt, so waren doch die wahrhaft edlen Persönlichkeiten unter ihnen, welche um jener hohen Aufgabe willen jallen Gütern des Lebens entsagten, ebenso allgemein bewundert und verehrt. In der That galt also die Philosophie für die damalige gebildete Welt als die wahre und höchste Erzieherin der Menschheit zur Sittlichkeit und selbst die Opposition gegen sie bestärkt nur die Allgemeinheit dieser Ueberzeugung. Am Schlusse dieser Abhandlung erachtet der Verf. die Annahme eines allgemeinen Sittlichkeitsverfalls in dieser Zeit für un-

haltbar; „wenn es überhaupt keinen Gradmesser für die Sittlichkeit einer auch noch so genau gefassten Periode giebt, so am allerwenigsten für diese Jahrhunderte, aus denen uns nur vereinzelte, theils auf bestimmte Gebiete beschränkte, theils gefärbte oder einseitige Berichte vorliegen“ (S. 611).

Die letzte Abhandlung behandelt den Unsterblichkeitsglauben. Die materialistische Auffassung der Seele und die darauf beruhende Zeugnung der Unsterblichkeit war mindestens ebenso verbreitet als der Epikureismus; die Aussicht auf ein Ende des Daseins war für die überzeugten Befenner dieser Lehre keine traurige, denn es war eben die Aussicht auf eine ewige Ruhe. Aber eine Philosophie gab es doch, welche die Unsterblichkeit mit ebenso großem Nachdruck behauptete, als der Epikureismus sie läugnete: die Platonische, die einzige, die sie auch wissenschaftlich zu beweisen unternahmen, da für den Pythagoreismus die Lehre von der Unsterblichkeit und Seelenwanderung vielmehr ein Dogma als ein philosophischer Satz war. (S. 620). Fand auch Cicero nicht für überflüssig, die Todesfurcht auch für den Fall zu beschwichtigen, daß die Seele im Tode untergehe, so stand doch seine eigne Ueberzeugung so fest, als es ohne Offenbarungsglauben möglich ist; seine Gründe für die Unsterblichkeit dürfen wir gerade darum als die Gründe der Mehrzahl der Gläubigen unter den Gebildeten voraussetzen, weil sie nicht sowohl auf Dogmen oder wissenschaftlich bewiesenen Resultaten, als vielmehr auf den Instinkten, Bedürfnissen und Empfindungen beruhen, die theils der menschlichen Natur überhaupt eigen sind, theils sich durch die besonderen Einflüsse der römischen Kultur entwickelt hatten. (S. 623). Sind wir unabweislich zu der Annahme berechtigt, daß alle Formen des positiven Unsterblichkeitsglaubens unter den gebildeten Klassen der römischen Welt in den ersten Jahrhunderten eine große Zahl von Anhängern und Befennern erfüllte und befriedigte, so fehlt uns doch jede Möglichkeit, das Verhältniß dieser Gläubigen zu den Ungläubigen für irgend eine Periode dieses Zeitraums irgendwie zu bestimmen. Zahlreiche unweifelhafte Zeugnisse bestätigen, daß der Volksglaube im großen und ganzen, so weit die römisch-griechische Kultur reichte, noch immer durch die uralten römischen und griechischen Vorstellungen vom Jenseits bestimmt wurde, die sich im Laufe des Jahrhunderts vielfach verschmolzen hatten, und mit denen sich je länger desto mehr orientalische Anschauungen verbanden (S. 630). Ueber den Unterschied des antiken Unsterblichkeitsglaubens vom den christlichen bemerkt der

Verf. S. 650, daß den antiken Unsterblichkeitsgläubigen die Aussicht auf ein besseres Jenseits zwar ein hohes, doch nicht das höchste, nicht ein unentbehrliches Gut war. Ihnen hatte das der Menschenwürde gemäß vollbrachte Leben seiner eignen, das in den Dienst der Menschheit gestellte einen unvergänglichen Werth. Die Sehnsucht nach der Ewigkeit, die damit verbundene Verachtung dieses Lebens, entspringt einer Weltanschauung, die dem ächten antiken Geiste im großen und ganzen fremd ist (S. 650). Es ist eine verbreitete Ansicht, daß für die Menschen des Alterthums dies Leben deshalb einen höheren Werth gehabt habe, weil ihre Hoffnungen auf das Jenseits weder so felsenfeste noch so hellleuchtende sein konnten, als die der Christen. Aber der Gesamteindruck der griechischen und römischen Literatur bestätigt diese Annahme keineswegs. Die angeborene, an der ewig neuen Herrlichkeit der Welt wie an der Größe und Schönheit des Menschenlebens genährte Lust am Dasein ist allerdings echt antik. Aber sie ist nur der eine Pol der antiken Weltanschauung, dem als der andere ein aus tiefster Empfindung menschlichen Glends und menschlicher Hilflosigkeit entspringende Resignation gegenüber steht, deren bald schmerzliche bald ergebensvolle Aeußerungen sich wie ein rother Faden durch die ganze antike Literatur ziehen.

Ein sehr genaues Register erleichtert den Gebrauch auch dieses Theils. Das von dem Verleger in löblich hergebrachter Weise geschmackvoll ausgestattete Werk darf als eine Zierde deutscher Forschung angesehen werden. Weil Friedländer's Darstellungen ebenso willkommene als dankenswerthe Beiträge zum genauen Kenntniß der inneren Zustände des römischen Reichs, besonders seiner Hauptstadt (orbis et urbis), während der glanzvollsten Periode des Kaiserthums darboten, so seien die drei Bände zur fleißigen Benützung wiederholt angelegentlichst empfohlen.

Kdlff.

Cassian, Heinrich, Prof. Dr. Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Frankfurt a/M. **Die Weltgeschichte** für höhere Töcherschulen und des Privatunterricht mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Frauen bearbeitet. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage, von Dr. Ludwig Stacke, Oberlehrer am R. Gymnasium zu Kinteln. gr. 8. 250 S. Mainz, 1871. Kunze's Nachfolger. 16 sgr.

Den verschiedenen günstigen Beurtheilungen, welche die 2. Aufl. dieses weltgeschichtlichen Leitfadens, der sich rasch in vielen Mädchenschulen wie auch Familien unseres Vaterlands einbürgerte, in pädagogischen Zeitschriften erfahren hat, können wir auch in Bezug auf die vorliegende Ausgabe uns nur anschließen. Wir haben es hier in der That mit einem Lehrbuche zu thun, das unter vielen zu ähnlichem Zwecke bearbeiteten mit Auszeichnung genannt zu werden verdient. Den Faden der Geschichte streng festhaltend bietet dasselbe eine Auswahl aus dem reichen historischen Stoff des Alterthums, wie sie für das weibliche Geschlecht ganz besonders geeignet erscheint. In 3 Hauptabschnitten wird zuerst die Geschichte der ältesten Völker und Staaten, sodann die der Griechen mit angemessener Berücksichtigung der ältesten Sagen, zuletzt die der Römer bis zum Jahre 476 n. Chr. in den Hauptzügen vorgeführt. Anhangsweise ist in kurzer, übersichtlicher Ausführung eine Geschichte der Frauen in der orientalischen, griechischen und römischen Welt beigegeben, wobei wir übrigens eine noch eingehendere Berücksichtigung und Charakteristik christlicher Frauencharaktere aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung den heidnischen gegenüber für wünschenswerth halten müßten. Sind sie doch vielfach Vorbilder ächter christlicher Weiblichkeit für alle Zeiten. Daß die Verfassungsgeschichte der Staaten in einem Buche wie das vorliegende mehr zurücktritt, und auch bei hervorragenden Persönlichkeiten, wie z. B. Alexander dem Großen, das Thatfactische ihres Lebens weniger in vollständiger Ausführlichkeit geboten ist, als das sie Charakterisirende und sittlich Wirksame, können wir natürlich nur billigen. Dabei werden übrigens überall abgerundete Bilder gegeben, jedoch so gehalten, daß der mündlichen Erläuterung des Lehrers noch manches auszuführen überlassen bleibt. Plan des Ganzen, sowie Auswahl und Anordnung des Stoffs haben gegen die früheren Auflagen wenig Veränderung erfahren. Hier und da finden sich kleine Zusätze und Berichtigungen, und nur §. 4, der die Geschichte der Babylonier und Assyrier behandelt, ist den neuen Forschungen gemäß auffallender umgestaltet worden. S. 153 notiren wir den Druckfehler Askulium in Apulien statt Askulum, wo Pyrrhus 279 v. Chr. über die Römer siegte, wie wir andererseits die Schreibung Alphilas lieber mit der richtigern „Alfilas“ vertauscht fähen. Auch bei dieser Ausgabe verdient der leichtfließende klare, anmuthige Styl, dem der treffliche neue Herausgeber wieder besondere Sorgfalt widmete volle Anerkennung. Bei Schulbüchern dieser

Art für die Jugend sollte der gedruckt gebotene Lernstoff zugleich die mustergiltige Form für eigne schriftliche Darstellungen derselben bieten. Kurz — wir können das Buch, das auch, wie S. 54 und 55 beweist, eine erfreuliche Zielung und Haltung zum Christenthum einnimmt für die Heranbildung des weiblichen Geschlechts aufs wärmste empfehlen. Möchten die beiden folgenden Theile in neuer Auflage nicht zu lange auf sich warten lassen.

D. Bd.

Müller, Prof. Dr. David. Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter übersichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höhern Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung. Dritte verbesserte und bis 1871 vervollständigte Auflage. XXVII u. 440 S. gr. 8. Berlin, 1871. Wahlen. 1 thlr. 6 sgr.

Dieses Buch, welches den besten populären Geschichtswerken beizuzählen ist, und das nach Geist, Form und Inhalt wohl geeignet ist, eine Geschichte des deutschen Volkes für unsere deutsche Jugend zu werden, ist in erster Auflage i. J. 1864 erschienen. Die vorliegende dritte Auflage enthält namentlich eine eingehendere Umgestaltung der Geschichte des 30jährigen und des 7jährigen Krieges — beides Felder, auf denen vorwaltend die neuere Forschung gearbeitet hat. Außerdem ist in kurzen Umrissen (S. 421—433) eine Geschichte der Begebenheiten von 1867 bis 1871 hinzugefügt. „Dem Buche, so durfte der Verf. mit Recht sagen, ist das selbste Glück zu Theil geworden, in seinen drei einander folgenden Auflagen jedesmal mit einem ruhmvollen Abschnitt auf der Bahn unserer vaterländischen Entwicklung zusammenzufallen: bei seinem Erscheinen mit der Befreiung Schleswig-Holsteins, jener That, in der Preußen und ihm angeschlossen das übrige Deutschland, seiner Kraft wie seiner hohen Aufgabe sich bewußt wurde; bei der zweiten Auflage 1867, nachdem die schmerzvolle aber unvermeidliche Abrechnung mit Oestreich geschehen, mit der Gründung des norddeutschen Bundes; diesmal, bei der dritten, mit dem herrlichen Wiederaufbau des deutschen Kaiserreiches unter einem Helben und Herrscher, den an Würde und Größe keiner der früheren Kaiser überragt, nicht Karl der Große, nicht Otto, nicht Barbarossa. Solche Zeiten unseres Volkes erlebt zu haben, ist Gnade von Gott; noch Größeres zu wünschen wäre Vermessenheit.“ Darum gilt es aber auch jetzt, an dem Bestehenden nicht schon

wieder zu rütteln, sondern — *parta tueri*. — Wir können es nur billigen, daß der Verf. nicht, wie Büß in seinem vielverbreiteten „Grundriß der deutschen Geschichte“ gethan, die brandenburgisch-preussische Geschichte in einen besondern Anhang verwies, sondern dieselbe in die deutsche Geschichte hinein verwebt und verarbeitet hat. Mit Recht bemerkt er in dieser Hinsicht, daß nur die deutsche Geschichte die „vaterländische“ sein kann in allen deutschen Staaten, zumal in Preußen. „Preußen hat fast aus allen deutschen Stämmen schöne und stolze Zweige in sich verwachsen lassen. Wie soll man diesen eine enge alt-brandenburgische Geschichte aufdrängen, von der doch Friedrich d. Gr. selbst bekennet: „L’histoire de la maison de Brandenbourg n’intéresse que depuis Jean Sigismond.“ Für unsere Schüler bleibt (vorausgesetzt, daß die ersten Hohenzollern, Friedrich I. und II. und Albrecht Achilles, bereits in der deutschen Geschichte ihr Recht gefunden haben) das Wort des großen Königs noch immer zutreffend. So lange die brandenburgische Geschichte selbst noch Provinzialgeschichte ist, hat sie keinen Vorzug vor der andrer Landschaften. In diesem Sinne hat sie der Verf. bei der 3. Periode (1254—1517) unter der Ueberschrift „Deutsche Fürsten- und Ländergeschichte“ neben andern Territorialgeschichten behandelt. Wesentlich anders gestaltet sich die Sache von der Zeit des großen Kurfürsten an. „Aber von hier aus ist die preussische Geschichte auch die deutsche, und umgekehrt; eine Trennung beider ist unmöglich. Preußen wird für so viele ruhmreiche Mühen, die es in älteren wie neuesten Tagen für das gesammte deutsche Vaterland getragen hat, immerhin wohl den Anspruch erheben dürfen, daß die deutsche Geschichte auch die seine sei.“ In solchem Sinne hat der Verfasser die vorliegende „Geschichte des deutschen Volkes“ geschrieben, die eben darum auch jenseit der Grenzen des preussischen Staates einer beifälligen Aufnahme gewiß sein darf. Dabei wollte er dem Schüler, beziehungsweise dem Leser, „nicht bloß einen trockenen Leitfaden, sondern eine Reihe mehr oder weniger ausgeführter Detail-Schilderungen in die Hand geben, wodurch freilich das ziemlich umfangreiche und etwas theure Buch sich weniger als Lehrmittel zum Gebrauch in Schulklassen denn als Privatlectüre empfehlen dürfte. Was dem Buche aber noch einen besondern Werth und eine eigenthümliche Frische verleiht, das sind die nach dem Vorbilde von Freitag’s „Bildern aus dem deutschen Vergangenheit“ ausgeführten kulturhistorischen Parteen, wozu noch geschickt eingewobene Sprach- und Gedichtproben kommen, von Muspilli und Heliand

an bis zu Körner und May von Schenkenbüchl. Ueberhaupt ist das Buch so geschrieben, daß es die Fassungskraft der Jugend nicht übersteigt und doch auch von Männern, die nach allgemeiner Bildung streben, mit Interesse gelesen werden wird. Wir wünschen daher dem Buch eine weite Verbreitung und empfehlen es namentlich auch zur Anschaffung für Schülerbibliotheken. M.

Zur Geschichte des deutsch-französischen Kriegs.

Blume, Wilhelm, königl. preuß. Major im großen Generalstabe. **Feldzug 1870—71.** Die Operationen der deutschen Heere von der Schlacht bei Sedan bis zum Ende des Krieges. Nach den Operations-Akten des großen Hauptquartiers dargestellt. Zweiter unveränderter Abdruck. Mit einer Uebersichtskarte und Beilagen. gr. 8. 268 S. Berlin, 1872. Mittler und Sohn. 1 $\frac{2}{3}$ thlr.

Je massenhafter die Literatur über den jüngstvergangnen Krieg anwächst, um so dankbarer muß man für Publicationen sein, welche, wie die obige, in Folge der Stellung ihrer Verfasser in jeder Hinsicht als autheutisch betrachtet werden können. Gewiß ist es ja dankenswerth, daß auch Schilderungen persönlicher Erlebnisse uns von kriegerischen und friedlichen Theilnehmern des großen Kampfes in reicher Menge dargeboten werden. Nicht wenige derselben haben, neben der Unterhaltung die sie bieten, sogar einen wirklich bleibenden historischen Werth, indem sie unser geistiges Bild von den Ereignissen nicht selten durch eine Reihe zwar individueller, aber gerade dadurch je nach der Stellung der Verfasser meist wichtiger und interessanter Züge bereichern. Allein doch nicht allen solchen Memoiren kommt diese Bedeutung zu und für die Forschung würde diese Art Quellen auch nicht genügen. Die Geschichtsforschung und die künftige Geschichtsschreibung fragt, bevor sie von subjectiven Erlebnissen zum Zwecke der Schilderung Gebrauch machen kann, in erster Linie nach dem sichergestellten Gerippe der objectiven Thatfachen, nach dem historisch beglaubigten Verlauf der großen Begebenheiten im Ganzen und im Einzelnen; sie forscht dann nach ihrem innern Zusammenhang, nach den leitenden Motiven derer, die die Geschichte

in ihrer Hand hatten. Dazu bedarf sie aber authentischer Quellen, Aufzeichnungen solcher, die den Ereignissen nicht bloß nahe gestanden, sondern wo möglich berufen waren, auf deren Gang, deren innere Entwicklung selbstthätig einzuwirken.

Eine solche Aufzeichnung ist uns nun in dem Werke des Majors Blume geboten. Dasselbe behandelt in 26 Kapiteln von mäßigem Umfange die Kriegereignisse von der Schlacht bei Sedan bis zum Ende des großen Krieges in ebenso übersichtlicher als klarer Weise. Der Verf. gehört dem großen Generalstabe an und hat somit selbstverständlich von Allem die beste Kunde: er benutzte die Operations-Akten des großen Hauptquartiers und gibt so in seinem Werke gewissermaßen einen orientirenden Vorläufer des großen Generalstabswerkes, das wir noch zu erwarten haben. Bis dieses einmal vollständig erschienen sein wird, hat man sich an Werke wie das obige zu halten, wenn man sich wirklich ein klares Bild der Operationen verschaffen und den letzten Grund einer jeden derselben kennen lernen will.

Und dieß wird hier in der erwünschtesten Weise nicht nur für Militärs und Historiker, für welche ja das Buch zunächst Bedeutung hat, sondern für jeden Gebildeten ermöglicht. Wer die Kriegereignisse nach Sedan in ihrem Zusammenhang, wie namentlich das Zusammenwirken der verschiedenen deutschen Armeen im Süden, Norden und Osten von Paris mit der Cernirungsarmee in seinen einzelnen Phasen verstehen will, der kann seiner nicht entzathen, wird es aber auch mit größter Befriedigung aus der Hand legen. Denn er findet in den ebenso schlichten als klaren Auseinandersetzungen des Verfassers, der auch eine ganz vortreffliche Karte und sämtliche ordres de bataille beigelegt hat, über Alles Auskunft. Nicht nur die großen Hauptmomente, vielmehr Alles was irgend von Bedeutung ist, kommt zur Erörterung an der Hand der meist wörtlich mitgetheilten Directiven des großen Hauptquartiers. Und da fällt denn auf so Manches, was während des Krieges dunkel blieb, im Interesse der Operationen selbst oft dunkel bleiben mußte, das erwünschteste Licht. Ueberall sehen wir die innern Fäden bloßgelegt, erfahren wir die vernünftigen Gründe für Manches, was uns seinerzeit unverständlich schien, weil uns die Kenntniß des innern Zusammenhanges, der leitenden Beweggründe, der Intentionen der eignen Heeresleitung und der feindlichen Gegenabsichten abging. Hieher gehören vor Allem die Operationen des Generals von Werder

vom October bis Dezember 1870, dann diejenigen der zweiten Armee nach der Wiedereinnahme von Orleans und die Frage des Vorgehens gegen Paris, insbesondere bezüglich des Bombardements. Auch die Kapitel über die rückwärtigen Verbindungen der Armeen sind von höchstem Interesse.

Neben seiner wissenschaftlichen Bedeutung hat nun aber das Buch noch eine andere, so zu sagen patriotische. Wir ersehen auch aus ihm wiederum, wie viel Dank wir unserm Heere schuldig sind, der Ausdauer und Opferwilligkeit der Truppen, der Tüchtigkeit der niederen Führer, vor Allem aber der Intelligenz der obersten Heeresleitung und der einzelnen obern Heerführer, deren Verdienst allerdings keiner Lobpreisungen bedurfte, aber doch, wenn auch unbeabsichtigt, schon aus der bloßen schlichten Aufzeichnung des Geleisteten, wie sie hier geboten wird, aufs Neue herrlich hervorgeht. Und so sei denn das schöne Buch, wie wir nur noch für die Ereignisse vor Sedan ein ähnliches zu besitzen wünschten, allen Lesern angelegentlich empfohlen. J. E.

La grande nation in ihren Reden und Thaten von Anfang bis Ende des Krieges verglichen mit den Thaten und Reden des deutschen Volkes. Eine chronologische Zusammenstellung mit einem Vorwort von Professor Dr. Adam Pfaff. Dritte Abtheilung. (Vom Waffenstillstand bis zur jüngsten Phrasen-Leistung Victor Hugos im „Rappel,“ im November 1871) gr. 8. XI u. 501—906 S. Cassel, Kay. 1½ thlr.

So ist nun das verdienstvolle Werk, dessen beide erste Theile wir im Novemberheft des vorigen Jahrgangs des Allg. Anzeigers S. 372—374 besprochen haben, vollendet. Das Ganze bildet eine überaus schätzbare Urkundensammlung von drastischer Wirkung; und daß noch späte Geschlechter an diesen „redenden Thatfachen“ sich spiegeln können, dafür hat die Verlagshandlung bestens gesorgt durch Drucklegung des Werkes auf ungewöhnlich starkem und dauerhaftem Papier. Besonders hervorheben müssen wir wiederum das kräftvolle, mit staatsmännischem Blick geschriebene Vorwort . . . „Die Reden und Thaten der beiden Nationen während und unmittelbar nach dem Friedensschlusse sind nicht minder merkwürdig, als es die unmittelbar vor und während des Krieges waren. Der maßlosen Selbst-

überhebung und Leichtfertigkeit, womit die Franzosen unter Napoleon III. den Krieg begannen und unter Gambetta fortsetzten, entsprach die maßlose Wuth und Verzweiflung, womit ihre Wortführer die Friedensbedingungen über sich ergehen lassen mußten. In allen andern Dingen tödlich verfeindet, zeigen sich die französischen Parteimänner nur in dem Einen Gefühl der Rache einig und erwarten die sittliche und politische Wiedergeburt ihres Vaterlandes von dem „heiligen Hasse gegen Deutschland!“ Und doch hat Deutschland im Grunde nichts weiter verbrochen, als daß es sich unterstanden hat, in einem ihm ruchlos ausgebrungenen Kriege zu siegen — allerdings so vollständig zu siegen, wie es noch selten vorgekommen ist.“ Und zwar hat es nach diesem ungeheuren Siege „dem überwundenen Feinde dieselbe Ruhe und Mäßigung gezeigt, wie vor dem Kriege dem übermüthigen Herausforderer“ „Noch sind in Frankreich kaum die Anfänge eines neuen Kriegsheeres vorhanden, noch hat sich das Land nicht aus dem Elend des Bürgerkriegs erhoben, noch stehen die Sieger im Lande — und schon unterhält man sich auf den zerschossenen Boulevards von Paris von dem bevorstehenden Rachezuge nach Berlin“ und predigt einstweilen „als Vorbereitung künftiger Heldenthaten den Meuchelmord“ . . . „Solange die Welt steht, ist solcher Wahnsinn — oder sollte es wirklich sittliche Fäulniß sein? — nicht erlosch worden. Aber andererseits ist auch die Erscheinung wohl noch niemals dagewesen, daß das kriegsgewaltigste siegreichste Volk der Erde mitten in seinen Siegesfesten sich von jedem Siegesrausche frei zeigt und keiner andern Empfindung Raum gibt, als der Sehnsucht nach dauerndem Frieden.“ Das genüge, um dem Leser diesen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Krieges ohne Gleichen zu empfehlen. Für eine neue Auflage wünschen wir bei dem bedeutenden Umfang und Stoffreichtum des Buches als Zugabe ein gedrängtes Register zum Zwecke rascher Orientirung.

Dörr, Dr. Friedr. Der deutsche Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870—71. Auf Grund amtlicher und anderer zuverlässiger Quellen bearbeitet. Mit Proträts, Specialplänen, Uebersichtskarten und Ordre de Bataille. Erster Band. Zweite Auflage. — Berlin, 1871. Gebr. Pachtel. In Heften zu 5 sgr.

Es ist dieß ein unveränderter Abdruck der in Bd. VII, S. 283 dieser Ztschr. besprochenen Dörr'schen Darstellung der Geschichte des jüngsten Krieges. Was dort zur Hervorhebung der mancherlei Vorzüge des Werkes, insbesondere der anschaulichen Lebendigkeit und Reichhaltigkeit seiner Darstellung, (als einer der vollständigsten und genauesten Berichterstattungen über die neulichen großen Kriegereignisse) gesagt worden, bedarf hier keiner Wiederholung. Es war übrigens die Absicht des Verfassers gewesen, bei einer wiederholten Publikation des mit Beifall aufgenommenen Werkes „den ganzen Text einer gründlichen Revision zu unterziehen, um die Mängel, welche einer unmittelbar nach den Ereignissen erscheinenden Darstellung natürlich anhaften, möglichst zu beseitigen und so dem Buche einiges Anrecht auf den Namen einer kritischen Geschichte zu erwerben.“ Nur die Raschheit des Abzuges der 1. Auflage nöthigte ihn, fürs erste noch einen unveränderten Abdruck derselben ausgehen zu lassen. Diesem verspricht er jedoch, vorausgesetzt, daß das Bedürfniß danach eintreten sollte, eine eigentliche Neubearbeitung auf Grund sorgfältiger Benutzung des inzwischen zugänglich gewordenen Materials zu einer derartigen Revision folgen zu lassen. Die Ausführung dieses seines Vorsatzes wird natürlich dadurch bedingt sein, ob die jetzt in zweiter Ausgabe vorliegende Urgestalt des Werkes zum siegreichen Bestehen des Wettkampfes mit den unzählbaren rivalisirenden Darstellungen befähigt sein wird. Ihrem inneren Gehalte und ihrer, wenn nicht ganz von allen Mängeln freien, doch jedenfalls sehr reichen und prächtigen äußeren Ausstattung nach kann Ref. in der That nicht umhin, ihr diese Fähigkeit zuzutrauen.

Taien-Vorträge, zur Zeit des Krieges in einem preussischen Landhause gehalten. Bevormortet von Dr. Wichern, Ober-Cons.-Rath. Berlin, 1872. Wiegandt und Grieben. 10 sgr.

„Bei der ungeheuren Spannung, in welcher uns diese Zeit erhält, und der rastlosen Geistes- und Herzensarbeit, die sie erfordert, treten Augenblicke der Ermüdung ein, wo die fleißige Hand noch fortarbeitet, dem einmal gegebenen Impulse folgend, wohl aber Geist und Herz des Ausruhens bedürfen. Man sehnt sich dann, bei ruhigen oder friedvollen Bildern zu verweilen, die dennoch in irgend einem Sinne zusammengehören mit dem, was Alle erfüllt.“ Eine Reihe solcher Bilder,

welche der Redner einem Kreis edler Frauen vorführte, der für die fernern Krieger das Linnen verarbeitete, bietet uns das vorliegende Schriftchen, das der Empfehlung des für die Tiefen des Volkslebens und ihre Verklärung durch das Christenthum so erschlossenen Wahren kaum bedürfte, um sich werth zu machen. In das deutsche Haus und seine auch mit dem Aeußerlichen verbundene Gemüthlichkeit führt uns der erste Vortrag: (Ueber die Bedeutung des Leinens für das deutsche Volks- und Familienleben); zur deutschen Natur in ihrer Perle, dem Rheine, wie ihn das deutsche Herz aufsaugt — führt die zweite Betrachtung. Aber Haus und Natur will beschützt sein, denn äußere und innere Feinde drohen. Wo sind die Schirmherrn? das beantwortet uns der 3. Vortrag: (Ueber die Bedeutung der Persönlichkeiten in der Gegenwart). Allein auch im Streite vergiftet der Deutsche, der Christ nicht des Gemeinsamen, das ihn auch noch mit dem Gegner verbindet. Daran gemahnt uns: „Schillers Jungfrau von Orleans als ein Eigenthum beider kämpfenden Nationen.“ Damit aber kosmopolitische Bestrebungen uns nicht verwirren: Halte fest ein jeder deutsche Stamm an der Schätzung, an dem Ausbau seiner guten Charaktereigenthümlichkeit; — das ruft uns der letzte Vortrag zu: „Kleists Prinz von Homburg im Lichte der Gegenwart; (in welchem übrigens Kleists Prinz von Homburg überschätzt ist). Ein glühender Patriotismus strömt durch die Worte des Laienpredigers; und um dieses willen wollen wir es auch verzeihen, wenn das Lob der Schützer deutschen Rechtes, die ja doch noch unter den Lebenden weilen, ein wenig unfeilsch, dem Partgefühl widersirebend ist. Es bleibt das Ganze darum doch eine tüchtige Frucht deutsch-christlichen Wesens.

B.

F.

Schlöffer, G., evang. luth. Pfarrer zu Reichenbach. **Ueber nationale Erziehung.** 36 S. Frankfurt a/M. Zimmer'sche Buchh.

Ein herzerquickender, frischer Vortrag, gehalten auf der hessischen Konferenz des deutschen evangel. Schulvereins in Frankfurt a. M. den 4. April 1872. „Unser politisches Leben ist im Wachsen; unser nationales im Abnehmen.“ Mit diesem Satze beginnt der Verf. die seinen Vortrag zusammenfassenden Thesen. Dieß führt er dann weiter aus, um die Heilmittel anzudeuten. Er zeigt, wie leider im Abnehmen ist die

dem deutschen Gemüth ureigene persönliche Liebe zur Heimath — zu deutscher Sitte und Art, — zu den sein Volksthum und Gemeinwesen repräsentirenden Persönlichkeiten — (Pietät). Mit lebenswürdigem Humor und unter Einflechtung drastischer Beispiele führt der Verf. diese nur zu berechtigten Klagen weiter aus und deutet an, wie es Aufgabe aller, die ein Herz für unser Volk haben, insbesondere aber der Lehrer und Pfarrer ist, die Heimathliebe zu wecken und zu pflegen, insbesondere auch durch Erzählungen aus der Heimath u. Weiter gilt es das deutsche Volksthum, deutsche Sitte und Art zu pflegen. Sage und Volkslied dienen hiezu besonders; gegen die Schädigung deutschen Wesens durch fremde Ordnungen u. wendet der Verf. sich hierbei entschieden. Auch die Pietät gegen die Fürsten als Repräsentanten des Gemeinwesens muß genährt werden, wie die Liebe zu den Führern des ganzen deutschen Volkes. Darum gilt es, vaterländische Geschichte zu treiben. Das Alles soll geschehen auf evangelisch-christlichem Grunde. Ohne dieß, so schließt der Verf. seine Thesen: *Finis Germaniae!* Mit diesem: Deutschland über Alles! — Dieß ungefähr das dürre Gerippe des überaus lebensfrischen, anziehenden Vortrags, den Niemand ohne Erquickung und Anregung lesen wird. Wir empfehlen ihn namentlich allen Erziehern unsers Volks zu treuester Beherzigung.

D.

Biographie.

Köhler, Karl Friedrich, Pfarrer zu Stedtfeld bei Eisenach. **Johann Hus,** der Reformator des 15. Jahrhunderts. Ein Geschichtsbild. H. 8. 152 S. Eisenach. J. Bacmeister. 15 sgr.

Der Verfasser beabsichtigt in der geschichtlichen Darstellung von Johann Hüssens Leben ein Exempel aufzustellen, das in der Betrachtung eines frommen und edlen Mannes, eines kräftigen Streikers Christi, zur Nachahmung ermuntern, in des Geistes Forschen und Ringen nach Wahrheit in der heiligen Schrift das Feuer besserer Erkenntniß in gleichem Suchen und Streben entzünden, in der Liebe zu dem Herrn, in dem er allezeit Kraft, Trost und Stärke suchte, uns befestigen und stärken, in der Demuth, die er bewies, vor Hochmuth und Selbstgerechtigkeit uns warnen und zur Treue in unserem Bekenntnisse uns auffordern und im Vertrauen auf den, der ein Schirmer

und Schützer der ewigen Wahrheit ist, unter Kampf und Gefahr uns stark machen soll.

Diese Absicht finden wir in dem Buche aufs beste verwirklicht. Ueberall hat der Verfasser mit Treue aus den neuerdings so reichlich fließenden Quellen geschöpft, und den Stoff übersichtlich und verständnißvoll zu gruppieren verstanden. Licht und Schatten ist gleichmäßig vertheilt, und also bei aller Wärme für den Wärtyrer doch kein Heiliger aus demselben gemacht. Die ganze Erzählung ist ruhig und schmucklos gehalten und nicht zu sehr ausgebeht. Sie eignet sich deshalb sehr gut zu einer Lectüre für die reifere Jugend, wie auch für Volksbibliotheken, und könnte in letzteren namentlich viel Segen stiften.

Das Einzige, womit wir uns nicht einverstanden erklären können, ist der für eine solche Volksschrift rein unbegreifliche, ganz feine Druck, der bei einer spätern Auflage zu beseitigen wäre. Bd.

Müller, Joh., ref. Religionslehrer am Lehrerseminar Wettingen. **Hebel**, als Theolog für Theologen. X u. 38 S. Aarau, 1870. Christen. 7½ sgr.

Wenn auf der dünnen Haide der theologischen Zäntereien (?) hie und da auch eine gesunde, lebensfrische Himmelsblume entgegenduftet, so begrüßen wir dieselbe mit Dank und Freude. Eine solche Blume ist vorliegendes Schriftchen. Es stellt uns in blühender ansprechender Sprache die religiöse Anschauungsweise eines Mannes in's Licht, der als alemannischer Dichter und Volksschriftsteller bei der gesammten deutschen Nation in hohem Ansehen steht (s. Hebels Werke, 8 Bde., Karlsruhe, 1838).

Johann Peter Hebel, geb. 1760 zu Hausen im Badischen, gestorben als Prälat in Karlsruhe 1826, war nicht ein Schultheolog im speciellen Sinne, sondern weit mehr; er war ein Mann der Bibel und warmer Freund des Volkes, der über den Parteien stehend, bei Gestaltung der Lehre und des religiösen Bekenntnisses die Anschauungsweise und geistigen Bedürfnisse des Volkes stets berücksichtigte. „Er folgt der stillsinrigen Richtung des achten biblischen Realismus, der vom reinsten Idealismus und einer gesunden Mystik innig durchdrungen ist.“ Die Grundrichtung seines Lebens und Wirkens ist die Bezeugung des lebendigen persönlichen Gottes, dessen Allmacht, Weisheit und fürsorgende Vaterliebe, in der Bibel, im Geiste des Menschen, in der Geschichte, in allen seinen

Schöpfungswerken uns begegnet. Jesus Christus ist ihm der eingeborne Sohn Gottes, der die Menschen mit Gott versöhnt. Er ist das Centrum unsers Lebens und hat seine göttliche Sendung durch seine Auferstehung und seine Wirksamkeit unwidersprechlich bewährt. Das Gewisseste von allem Gewissen ist für Hebel die Auferstehung Christi und die reale Auferstehung aller Menschen. Die Wiederkunft Christi wird ein ernstes Gericht mit sich bringen, dem aber die vollste Seligkeit der Begnadigten folgen wird. Der Mensch ist von Gott, seinem Schöpfer und Erhalter unbedingt abhängig, doch so, daß er die Aufgabe hat, mit dem Pfunde, das ihm Gott anvertraut hat, nach Gottes Willen zu wirken.

Hebel steht treu und fest zu seiner Landeskirche, widerstrebt aber allem geistlosen Formalismus. Frei und entschieden kämpft er sowohl gegen den verflachenden Rationalismus, als gegen die starre Orthodoxie seiner Zeit. In den Kammern der letztern war es ihm zu dumpf; auf der Dreschternne der Neologen war es ihm zu windig.

Müller kennzeichnet Hebel sehr richtig als einen Gemüths- und Pectoralthologen im besten Sinne. „Lehre und Leben durchdringen sich bei ihm so innig, daß eins die Darstellung des andern ist. Der ganze Mensch ist ein Christ und der ganze Christ ein Mensch. Theologie und Poesie ist in seinem Denken und Leben innig vereint.“ —

Das Schriftchen hat uns sehr befriedigt. Möge der Herr Verfasser die „Zusammenstellung von Hebels philosophischem System“, die er in Aussicht stellt, bald folgen lassen.

Dr. Böhner.

1) **Stolz, Alban.** **Witterungen der Seele.** 8. IV. 563 S. Freiburg im Breisgau 1867. 1⅓ thlr.

2) ——— **Wilber, Honig.** Fortsetzung der **Witterungen der Seele.** 8. IV. u. 569 S. Dasselbst 1870. 1⅓ thlr.

Der Verfasser setzt an die Spitze des ersten Theiles seiner tagebuchartigen Aufzeichnungen eine „Entschuldigung, daß er das Innerste seiner Seele auf dem Jahrmarkt der Öffentlichkeit preisgibt. Den Muth zur Veröffentlichung findet er in dem Gedanken, daß es tempi passati sind, welche an dem Leser vorübergehen. Das von dem Verf. anfänglich sich selbst gegenüber und später von Anderen in öffentlichen Beurtheilungen des

ersten Theiles ausgesprochene Bedenken, daß es sich nicht zieme, sein innerstes Wesen aller Welt zur Schau zu stellen, sucht er mit dem Hinweis auf das jüngste Gericht zu beseitigen. Es wird aber sowohl jener Einwand als auch diese Widerlegung als unbegründet zu bezeichnen sein. Der Verf. legt durchaus keine Jahrzehntelang andauernde Generalbeichte ab; er spricht auch zum guten Glück fast nie von einzelnen Sünden, sondern nur von allgemeinen Stimmungen und Gefühlen, seine Confessionen sind wesentlich anderer Natur, als die des heiligen Augustinus und sein Schuldbekennniß am jüngsten Tage wird nur eine schwache Aehnlichkeit mit dem Inhalte seines Tagebuchs haben, eben darum ist aber auch der Hinweis auf den jüngsten Tag und damit auf das Endgericht, welches der Richter der Welt sich vorbehalten hat, nicht ausreichend zur Rechtfertigung von Mittheilungen, welche ein bekannter Schriftsteller am Abend seines Lebens aus seinem Lebenstage gibt. Der Inhalt der beiden Bücher ist tagebuchartig genannt worden, das legt dem Ref. die Pflicht auf, ausdrücklich anzuerkennen, daß die Person des Verf. in seinen Tagebüchern weder augenscheinlich noch insgeheim in das Licht der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit gestellt wird. In keinem anderen Buche erscheint A. Stolz so lebenswürdig, durch kein anderes Buch erhält man eine solche Hochachtung vor ihm.

Der Verf. bezeichnet den Inhalt der beiden Bände treffend als „Wellengekräusel von Geblüt und Gemüth“, als „wechselnde — bald Sonnenschein bald Sturm und Regen bringende Stimmungen“, als „Witterungen der Seele“. Einen diplomatisch genauen Abdruck seiner Aufzeichnungen hat er gewiß nicht veranstaltet, aber wenn dieß auch der Fall wäre, die Aufzeichnungen sind nicht und können nicht sein ein genauer Bericht über ein reiches, überreiches Leben. Es läßt sich das meiste aus unserm Leben nicht zu Papier bringen. Die beiden Bücher sind Tropfen aus dem Lebensstrom. „Meine Tagebücher, heißt es II, 349, sind gleich einem Bistensimmer oder dem Sonntagsstat eines Menschen; es sind die besten und schönsten Gedanken darin enthalten. Hingegen aller Unrath und Lumperei schlechter Gedanken, selbstüchtiger Gesinnung, niederträchtiger Anwandlungen sind bei Seite geschafft, obgleich sie im innern Haushalt viel mehr Platz einnehmen, als jener Glitzer, Glitter und Lurus des Geistes.“ — „Ich fühle manchmal, wie dieses Spielen, Zerfasern, Schauen und Durchfühlen des eigenen Seelengepinkses eigentlich nur eine Zeit- und Kraftvergeudung ist. Ein ernster eifriger Christ

in den geringsten Verhältnissen lebt besser und gewinnt mehr, als ich mit meinem Dichten und Träumen.“ Es ist ein oft wiederkehrender Gedanke, daß sein Literatenthum, seine Schriftstellerei in Gottes Augen, also in Wahrheit „ein Spektakel von Glitzer und Goldpapier“ gegen das Thun einer frommen Magd oder einer rechten barmherzigen Schwester ist. Das Schriftstellern sieht er als einen eigentlichen Lebensberuf nicht an. „Die Schriftstellerei soll nur das mehr zufällige Ergebnis, gleichsam das Ueberfließen eines reichen Lebens sein, reich an Geist und Erfahrung.“ Leider ist das Schriftstellern bei vielen ein Ueberfließen von Wasser, das den armen, dürrn Garten des Lebens negen soll. Der innere Beruf, welchem ein Autor wie A. Stolz jedesmal folgt, kommt bei den handwerksmäßigen Literaten sehr oft zu kurz.

Die „Witterungen“ umfassen die Jahre 1842 bis August 1848, also nicht ganz 7 Jahre, nach dem Lebensalter des Verf. berechnet, die Zeit vom 34.—40. Jahre. — Der „wilde Jüngling“ geht von Februar 1849 bis August 1864, erstreckt sich also über einen Zeitraum von fast 16 Jahren. — Der erste Band, obschon durchaus nicht frei von spezifisch Römischen ist überwiegend katholisch gehalten, während im zweiten Band mehr das Sonderkirchliche, Römische hervortritt. A. Stolz hat sich eben als guter römischer Katholik allmählich auch in solche Dinge eingewöhnt, vor welchen er in jüngeren Jahren bei allem Ernste seines Glaubens eine gewisse Scheu hatte. Es ist nicht leicht, die vorliegenden Bücher so zu charakterisieren, daß ihr Inhalt in einigen Andeutungen verkürzt zur Darstellung käme. Am sichersten wird es sein, wenn das Tagebuch durch Mittheilung charakteristischer Aeußerungen und Erörterungen empfohlen oder seinem Inhalte nach gekennzeichnet wird.

Die Natur, Gottes herrliche Schöpfung führt A. Stolz, der eine Naturperiode durchlebt hat, ehe er in das ewige Reich der Gnade sich mit Bewußtsein einlebte, überall zu dem Schöpfer und gibt ihm Eindrücke, welche in einem tiefen Verständniß des in Bildern redenden Buches Gottes ihren Ursprung haben. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob ein Mann wie A. Stolz, der seinem Berufe nach theologischer Professor ist, nebenher die Welterklärung der Natur, insofern er sie vernimmt, auslegt, oder ob ein naturwissenschaftlicher Professor von Profession vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, vor Zerstückelung der Geschöpfe den Schöpfer nicht wahrnimmt. „Auf dem Wege — heißt es unterm 21. September 1843 — der durch eine sehr trostlose stunden-

weite Ebene führt, fiel mir ein, daß die Natur zur Offenbarung stehe wie der Traum zum Wachen. Wie im Traum alle Gedanken sich als Bilder gestalten, so sind auch in der Natur alle höheren Wahrheiten als sinnliche Erscheinungen vorhanden und bedürfen der Auslegung. — Man könnte somit die hl. Schrift das Dictionär zu dem Buch der Natur nennen; und es wäre ein interessantes Werk, ein Traumbuch der Natur, eine Auslegung ihrer verborgenen göttlichen Wahrheiten zu schreiben. Es wäre dadurch auch für die Offenbarung gewonnen — sie wäre reicher und anschaulicher gleichsam attompagnirt durch die erschlossene Hieroglyphik der Natur.“ — Beim Anblick des Meeres in Ostende kommt der Gedanke: — Wenn David sagt: „lobet ihn, ihr Meereswellen“, so möchte ihm jeder, der das Meer sieht, zur Antwort geben: „sie loben ihn ja über alle Maßen“. Und doch auch würde jeder Religiöse wiederum selber anfangen zu rufen: „lobet ihn, ihr Meereswellen“, wenn es David auch nicht gesagt hätte. Ja es liegt in diesem ewigen Wallen und Tosen des Meeres etwas so spezifisch Göttenanbetendes, daß der erste Gedanke ist beim Anblick des Meeres: „es lobt Gott“. — Der Verf. ist bekanntlich im Süden Europas und im Orient gereist; er kennt darum die Vorzüge der verschiedenen Zonen. „Ich habe im ganzen Süden keine Gegend gesehen, welche so schön ist, wie eine deutsche Sommergegend; die besten südlichen Landschaften kommen mir immerhin vor, wie ein schäbiger Pelz, wo zwischen den Haaren wieder einzelne nackte kahle Flecke hervorlugen. Selbst das herbliche absterbende Grün unserer Landschaften ist etwas sehr Wohlthätiges und Anmuthiges für das Auge gegen die Todtenknochen griechischer Inseln. — Anderseits aber ist wieder die sonnige Meerluft ein Trank, der bis in die Seele geht, und mogegen unser Land mir geschmolzenes Eis zu athmen gibt.“ Jeder Leser hat das unmittelbare Gefühl der Wahrheit solcher Naturbeobachtung. Begegnet eine Beobachtung einer gleichartigen Erfahrung des Lesers, so ist der frische Eindruck, welchen der Verf. stets zu machen weiß, um so nachdrücklicher. Dieß ist beispielsweise für den Ref. bei folgendem der Fall. „Es weckt eine ganz eigne Ahnung und Stimmung in mir, eine leise wunderbare Wehmuth und Trost mit einander, eine Weichheit des Gemüthes, daß ich weinen möchte — wenn ich aus der Ferne läuten höre, während die Erde mit Schnee bedeckt ist. — Wie wenn die Erde durch den Schnee auch für das Seelenleben verdeckt wäre, und der Himmel näher gekommen, so daß vernehmbar ist,

was dort droben vorgeht, so vermag auch die religiöse Stimme der Glocke tiefer in die Seele um diese Zeit zu dringen und überirdisches Vernehmen aufzuwecken.“ Die Natur ist ein Buch mit Bildern. „Bei manchen ist das Gewissen selten merkbar, es blüht zuweilen auf wie ein Wetterleuchten in der moralischen Nacht des Innern; bei andern leuchtet es ruhig und ständig wie Mondlicht.“ — „Die Liebe Gottes beschreiben heißt so viel als mit einer Kohle das Abendroth an die Wand malen.“ — „Ein Gedanke aus Gott ist gegen einen Gedanken, der aus Menschenintelligenz gewonnen ist, ungefähr was eine frische blühende Pflanze gegen eine getrocknete oder gemalte, oder ist, was ein lebendiger Mensch gegen ein Todtengeripp.“ — „Jeder religiös erweckte Mensch muß sich für den größten Sünder ansehen, wie jeder den Himmel in seinem Zenith am höchsten meint. Dieses kommt daher, weil niemand von einem andern Menschen so viele erlangte Gnaden und begangene Fehler kennt als von sich selbst.“

Beim ersten Eindruck mag evangelischen Lesern auffallen, daß St. immerfort zwischen dem gläubigen Vertrauen und Sichverlassen auf das Verdienst unseres Herrn und der Aufsehung, ob er je selig werden könne, hin- und herschwankt, ja daß er in der Ausrede des zweiten Theiles in dieser Hinsicht geradezu erklärt: „Ich will lieber katholisch oft Bang haben wegen meiner Seligkeit, dieß kann nichts schaden, als mir wohl sein lassen in der lutherischen Einbildung, ich sei meiner Seligkeit gewiß.“ Könnte A. Stolz seines Glaubens gewiß sein wie Luther und alle rechten Lutheraner, könnte er mit einem Worte glauben, d. h. eine gewisse Zuversicht, ein festes Vertrauen auf die ihm aus Gnaden geschenkte Gerechtigkeit in Christo haben, könnte er seiner Seligkeit gewiß sein in diesem Glauben, so würde er aufhören römisch-katholisch zu sein. Daß mit dem evang. Glauben und der Gewißheit der Seligkeit das fortwährende Schaffen der Seligkeit verbunden ist, ist ebenso gewiß als daß zum Leben nicht der erstmalige Athemzug in der Geburt des Menschen gehört, sondern ein fortwährendes Athmen. A. St. will aber der römischen Kirche unter allen Umständen angehören, die äußere Institution, die äußere (erbärmlich verklebte) Einheit, die in der römischen Kirche die Wahrheit eo ipso in sich birgt, gilt ihm wie allen Römern mehr als alles andere. Bei solchem Standpunkt kann man eben par ordre glauben. Die Parole wird ausgegeben und der Soldat der ecclesia militans, deren Generalstab der Jesuitenorden ist, marschirt.

Die Römer sind eben in erster Linie römisch, kirchlich, und erst in zweiter Linie christlich. Einmal meint St., wenn er Trappist oder Mitglied eines anderen Ordens würde, könnte er in Bezug auf sein Leben nach dem Tode sicher gehen, er kennt also nicht die Gewissheit und Sicherheit des Glaubens und der Seligkeit, wohl aber eine Art kirchlicher Affektuierung der Seligkeit im Ordensleben. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht das Geständniß vom 23. December 1845: „Es ist mir seit einiger Zeit ganz seltsam zu Muthe, als stände ich ganz gut mit Gott, und hätte weder Schicksal noch den Tod zu fürchten, ich bewege mich in der Atmosphäre seiner Gnade. Leicht zieht es mich an, Gott und Jesus Christus zu denken, größer als je ist mein Vertrauen auf Erhörung, auf Schutz und auf Seligkeit. Und doch kann ich mir selbst in dieser Stimmung nicht glauben, denn ich mühe mich viel weniger als in früheren Zeiten, Gott zu gefallen, und bin in jeder Beziehung viel träger und bequemer geworden.“ Dann ist St. wieder ganz erfüllt, scheint wenigstens ganz erfüllt zu sein von dem *sola fide*. „Mehr und heller wird es mir einsichtig — heißt es am 11. Juli 1847 — daß eben doch alle Gnade und Seligkeit nur freies, unaufhörliches Segnen Gottes ist, und was wir hiebei thun in guten Werken, in dringendem Beten, in gottgegebenem Leiden, in herzhaftem Vertrauen, weiter nichts ist, als ein Wegräumen der Hindernisse des Erb- und Sündenschuttes, damit die Gnade voller und allseitiger einstrahlen und einströmen könne.“ November 1852: „Nur Einer ist gut, deshalb ist auch nur das Werk gut, welches Gott selbst in einem Menschen wirkt, und alles, was der Mensch aus sich thut, in natürlicher Weise, hat keinen höheren Werth. Deshalb kann man sich nie eines guten Werkes rühmen, sondern muß Gott die Ehre geben, sonst schmückt man sich vor der Welt mit fremden Federn.“ Im schärfsten Gegensatz hierzu stehen wiederum Aeußerungen wie die folgenden: (18. Mai 1847) „Selbst mein Sehnen, Hoffen und Beten zu Gott, wie es in diesem Frühling so frisch und lebendig erwacht ist, selbst das ist vielleicht eine ungeheure Lüge, vielleicht ist das Gott und Jesus Christus gar nicht, wonach ich bete und mich sehne; es ist vielleicht ein Idol, eine Fata morgana von einem Gott, der gar nicht existirt. Vielleicht ist es die Naturseele, ein eigner, tiefer, in mir, in meinem Ich verborgener Geist, ein *δαίμων*, was ich anbeete als meinen Gott, und der wahre Gott ist abgewendet und weit weg von mir und ich von ihm. Und mein Sehnen und Lieben zu

Jesus Christus ist vielleicht ein Sehnen und Lieben von süßen Gefühlen, wozu sein Name und seine Vorstellung mir verhelfen müssen, und ich habe nur mir wohlgethan, nur meine Lust geliebt, nur mein Gefühl angebetet, nur mich falsch beruhigt, da ich in dieser Weise in Andacht mich vernünftige.“ — (August 1856:) „Es ist etwas Schweres, und Luther und die Seinigen wollen es abstreifen durch ihre forcirte Seligkeitsüberzeugung, daß der Mensch nicht weiß, lebenslänglich nicht weiß, ob er selig oder verdammt werden wird. Aber diese Ungewissheit macht den Menschen reger und thätiger, zugleich vor Gott aber auch liebenswürdiger und erbauungswirkender — so in der Ungewissheit umher gehen müssen, ob man zuletzt ein herrlicher Sohn Gottes werde oder in die Hölle verstoßen werde.“ Uebrigens existirt ein Mensch, welcher Gewissheit darüber hat, ob Menschen als Heilige sofort in den Himmel kommen, das ist der Papst, der ist eben auch in diesem Stück Gott.

Es ist augenscheinlich für uns Evangelische belehrend, den Gebanckengängen und Gedankenirrgängen eines geistvollen römischen Priesters etwas nachzugehen. Solches Nachgehen kann die Evangelischen in ihrem Glauben nur befestigen.

Die Heiligenverehrung ist für St. nur ein Umgang mit heiligen Personen (I, 416), der unmöglich die Liebe zu Gott hindern kann. Als ob bei dem einseitigen Anrufen der Heiligen überhaupt von einem Umgang, der doch stets auf Gegenseitigkeit beruht, die Rede sein könnte. Praktischer so zu sagen steht der Verf. die Sache ein paar Wochen später an (I, 426): „Man sagt, die Mutter Gottes anzurufen, wage man eher, als Gott; allein das ist unverständlich, indem in der Mutter Gottes keine größere Barmherzigkeit sein kann als in Gott, sonst wäre das Geschöpf besser als der Schöpfer. Aber es gibt Dinge, um welche Gott selber zu bitten nicht wohl sich schickt, wenn man von der Majestät Gottes im Glauben erfüllt ist; und doch ist auch wieder dem Menschenherzen in seiner Erdhaftigkeit manches so tief eingewurzelt, daß ihm unendlich daran liegt, es zu erreichen. Hier mag es nun natürlich und auch vor Gott recht sein, zu der zu flehen, welche nur Mensch und doch ganz heilig war.“ Hier hört eben das christliche Denken auf. Das Wort der Schrift, daß wir in allem Anliegen beten sollen, scheint für die Römer nur die Mahnung zu enthalten: in Hauptsachen. Damit würde denn die Meinung einer den deutsch-katholischen Gottesdienst frequentirenden, sehr beschränkten Beamtengattin übereinstimmen, welche dafür hielt, daß es un-

anständig sei, den lieben Gott mit Kleinigkeiten zu belästigen, er könne sich um solche Dinge nicht bekümmern. Der Unterschied ist nun der, daß diese Frau ebenso wie alle Väter, welche vor Lebzeiten der Jungfrau Maria gelebt haben, diese angebliche Vermittlerin „erdhaftiger“ Gebete nicht gehabt hat. II, 457 führt St. noch einen übermäßig schwachen Grund für die Zuhilfenahme der Heiligen an: „Gott hat auf Erden es schon so geordnet, daß nicht wohl die Hülfe Anderer entbehrt werden kann, wenn man irgend etwas Weltliches durchführen will, solches wird nun wohl auch die Ordnung Gottes in Bezug auf höhere Angelegenheiten sein. — Gott kann freilich, wie die Protestanten sagen, ohne Mittelpersonen geben und thun, um was man ihn anruft; vielleicht will er aber nicht; denn er will, daß in liebevoller Thätigkeit alle Glieder seines Reiches zusammengeflochten seien zu einer großen Familie — u.“ Also vielleicht will der liebe Gott nur dann ein Gebet erhören, wenn die Commexion eines Heiligen in Anspruch genommen wird! Hier hört eben alles christliche Denken auf! —

Auf den Eölibat kommt der Eölibatär sehr häufig zurück. I, 521 wagt er den mit der Einsetzung der Ehe im Paradies und mit der römischen Lehre, daß die Ehe ein Sacrament sei, stark contrastirenden Satz: „Der Eölibat ist auffallend ein Bedürfnis aller Menschen, in welchen Geist und Thatkraft ungewöhnlich stark ist. Kein wahres Genie oder großer Name der That wird sich in der Ehe behaglich fühlen; sie ist ihm eine widerwärtige, störende Verstrickung, welche seinen Geist und Wirkungstrieb entweder niederdrückt, oder welche von ihm selbst zum Unglück seiner Familie verlegt und gewaltsam zerrissen wird; entweder wird er unglücklich oder seine Familie, noch öfters theilen sich beide in die Plage.“ Für A. St. steht fest, daß solche Männer, welche sich trotz ihrer Familie für allgemeine Zwecke mit Eifer interessieren, bewundernswürth sind (II, 534); damit nun solche Bewunderung bezüglich der römischen Priester nicht möglich sei, damit diese nicht in die Lage kommen, dem Willen des Herrn gemäß im Ehestand so zu leben, als hätten sie nicht geherrscht, wird ihnen die Ehelosigkeit aufgenöthigt, in diesem Zwang sollen sie ihre Freiheit finden. Eölibatäre Ueberpanntheit kommt zu dem Gedanken: „Mir kommt es vor, daß jungfräuliche Personen, wenn sie in die Ehe treten, sich degradiren“ (II, 148). (Hat sich auch die heilige Elisabeth degradirt?) „Der religiöse Mensch verliert durch die Ehe“ (II, 264). (Was hat die heilige Elisabeth durch

die Ehe verloren?). — Christliche Nüchternheit kommt dagegen zu dem Resultat: „In letzter Zeit kam mir das Leben in der Ehe, wesentlich das geschlechtliche Zusammenleben, höchst entwürdigend und degradirend vor. Ich sehe nun ein, daß das was Gott geordnet hat, nicht mit Stolz und Verachtung angesehen werden soll u.“ (II, 193).

Der Rosenkranz ist in den Augen des Verf. nicht bloß nützlich und zweckmäßig, sondern „ein himmlisches Gnadengeschenk“, „ein Erzeugniß des christlichen Genies, welches der hl. Geist selbst ist“ (II, 211); er hat „selbst für das Gemüth etwas geheimnißvolles“ und es sind „übernatürliche Kräfte“ in ihm fühlbar. Die Seele wiegt sich darin und ruht aus. Darum gibt es wohl kein Gebet, welches nach Aufregung und in Unruhen so sänftigt, lindert, tröstet, als der Rosenkranz. Auch in schlaflosen Nächten, wenn man von allen möglichen Gedanken gepeinigt und aufgestört wird, gibt es keine bessere Hülfe, gleichsam ein ruhiger Hafen vom Meeressturm, als lautlos im Geiste den Rosenkranz beten“ (II, 339). Der Rosenkranz ist und wirkt auf die christliche Seele wie Glockengeläute (— also wohlklingen der Mechanismus?); er ist durch die Wiederholung derselben Worte gleichsam (quasi? nein, wirklich!) auch eintönig, dringt aber dadurch mit einer gewissen gleichmäßigen Ausdauer auf das Gemüth ein und gibt ihm Stimmung zu bestimmendem Gedankenpiel. Wenn man Nachts nicht schlafen kann und von einem Insektenschwarm widriger Gedanken geplagt ist, beruhigt nichts mehr, als den Rosenkranz bloß in Gedanken beten. Die Einförmigkeit des längst bekannten Inhaltes hebt jede Anstrengung auf, die altbekannte, der Seele längst eingefurchte Formel bindet und beschwichtigt das regellose Phantasiespiel, die Frömmigkeit des Gebetes tröstet die Seele — und so mag der Mensch, wie wenn er ein eintöniges Lied hört, in bester Weise in den Schlaf sinken“ (II, 376). Daß der Rosenkranz ein Einschläferungsmittel sei, kann kein Mensch bezweifeln, mag er Heide oder Christ sein, daß aber dieses Einschläferungsmittel eine Schöpfung des heiligen Geistes sein soll, müssen alle bezweifeln, welche nicht im Gehorsam gegen Rom christlichem Denken den Abschied gegeben haben.

Diesen römischen, ultramontanen, römischen Dingen reihen wir noch einige andere Bemerkungen dieser Gattung an. „Wenn man beleidigt wird, so soll man als Christ verzeihen; man könnte mehr thun, nehmlich das Verdienstliche dieses Verzeihens zugleich dem Feind schenken, daß Gott es ihm anrechnen

möge" (II, 282). „Wenn der eifrige Pfarrer gepredigt, beichtgeessen, Kranke getröstet hat, so theilt sich seine That in die Wirksamkeit für die Pfarrkinder, denen er das Wort Gottes und die Segnungen austheilt, und in die Verdienstlichkeit der Berufstreue für ihn selbst; will er ganz den Heiland nachahmen, so mag er auch letzteres der Gemeinde schenken, daß es ihr angerechnet werde und er selbst nur durch die freie Barmherzigkeit Gottes selig werden will" (II, 354). „Fromme junge Priester machen für mich ihr Memento in der hl. Messe, manche täglich, und sieben barmherzige Schwestern opfern für mich ihre Kommunion auf" (II, 435). Das klingt gerade so, als ob der liebe Gott in seinem Buche das Guthaben des Einen dem Folio des andern einschräbe. — In anderen Stellen regt sich die christliche Vernunft des Verf. gegen kirchliche Auswüchse, z. B. bei Besprechung des Trierer Rocks. „Zuerst meinte ich, wenn der Glaube an die Gegenwart Christi in der Eucharistie wahrhaft lebendig im Menschen wäre, so würde man so wenig diesem Rock nachgehen, als man weit reiste, um das Kleid seiner Eltern irgendwo zu sehen, wenn man sie im Haus bei sich hat. Je sinnlicher aber der Mensch ist, desto mehr zieht ihn das Sinnliche an. Der Katholicismus gibt nun zwar der Sinnlichkeit auch ihren Antheil an der Religion, wie recht ist, aber die Geistlichen sollten sich hüten, das Sinnliche was unsere Religion bietet, noch zu vermehren und steigern; denn auf diese Weise wird das Spirituelle mehr abforbirt und erstickt, wenn das rechte Verhältniß nicht beobachtet wird und der Leib unserer Religion, die sinnlichen Religionsübungen, zu dick und fett wird" (I, 196). I, 234 heißt es zwar von dem Volk und der Rock-Verehrung: „Es klettert gleichsam die Seele an diesem Rock zum Leib und zur Person Christi. Im Anschauen seines Kleides weckt sich das Andenken und die Liebe zu Ihm selber" —, aber dann wird doch hinzugesetzt: „Allerdings ist es auch ein Zeichen, daß das Volk noch nicht ganz geistig ist, sonst würde ihm Christus in der Messe mehr sein als sein Kleid. Allein es hat Alles seinen Stufengang." Dem Verf. ist solche leibliche, äußere Religion seiner natürlichen Anlage nach fremd. „Mein ganzes Wesen ist so nach innen gekehrt und mein inneres Leben dem Leibe fern und fremd, daß mir alle Ceremonien und äußere Geberden als Ausdruck lebhafter religiöser Vorgänge in der Seele lästig sind, während sich sonst fast alle Menschen dazu gedrängt fühlen. Das innigste, ja glühendste Gebet kann ich beten, auf meinem Stuhl nachlässig angelehnt, den

Kopf auf eine Hand gestützt, oder im Bett liegend. Ich bete fast niemals zu Haus knieend, und wenn ich ein wenig die Hände zusammenlege, so geschieht es mehr aus Angewöhnung als aus einem Bedürfnis" (I, 519). Die Werthschätzung aller römischen äußerlichen Herrlichkeiten ist demnach bei St. eine ledigliche andisciplinirte Sache. Im Gehorsam gegen die römische Kirche, im Abglanz der Unfehlbarkeit — die ja nicht von 1870 stammt — kann es darum einem Manne wie St. begegnen, daß er zum Nieberschreiben vollstündig absurder Sachen kommt. Wer staunt nicht über so eminent schiefe Urtheile wie die folgenden über die evang. Kirche und die hl. Schrift: „Wenn man Katholicismus und Protestantismus in ihrer wirklichen Erscheinung gegenüber stellt, so erscheint Gott in der katholischen Kirche viel gütiger und väterlicher als bei den Protestanten. Hätten nun die Protestanten Recht, z. B. darin, daß es nur ein oder zwei Sakramente gibt: so würde die kath. Kirche Gott für besser halten, als er in Wirklichkeit ist" (II, 166). Konsequenter Weise müssen dann diejenigen Heiden den Vorzug vor den Römern haben, welche beispielsweise die Gutherzigkeit ihres Gottes von ein paar armseligen Opfern abhängig machen. Das heißt man menschliche Vorstellungen von der Wahrheit zum Maßstab der Wahrheit selbst machen, das heißt man den Nationalismus im Kirchentkleid Roms auf den Thron setzen. — „Die hl. Schrift wurde geschrieben nicht für Heiden und nicht für Juden, sondern für fertige Christen. Darum taugt sie nicht als ein Lehrbuch, um Christen zu machen, wie es die Protestanten meinen. Insbesondere kann man auch ihrem Bibeleser die Frage entgegenhalten: Woher haben denn die ihr Christenthum bekommen, an welche die einzelnen Theile der hl. Schrift geschrieben wurden?" (II, 386). Diese Frage läßt sich am einfachsten mit der Gegenfrage erledigen: Warum haben denn die Apostel ihre Briefe an solche geschrieben, welche bereits fertige Christen waren? Für diese waren ja solche Briefe nicht mehr nothwendig. Weil es aber fertige Christen nicht gibt, weil vielmehr, mit Luther zu reden, ein Christ stets im Werden, wie im Gewordensein ist und weil die Protestanten nicht in der Bibel lesen: Gehet hin in alle Welt und theilet allen Völkern Bibeln aus, vielmehr dem Befehle folgen: „lehret alle Völker" und „suchet in der Schrift", aus diesen Gründen halten die Protestanten dafür, daß das gepredigte und gedruckte Wort Gottes am besten einander die Hand reichen, um das Netz für das Himmelreich zu ziehen.

Zum Schlusse noch ein lehrreiches Exempel für die Thatfache, daß ein arger Baum auch gute Früchte bringen kann: „Der Abfall von ihr (der römischen Kirche) in der Reformation ist eine Unfittlichkeit, insofern man jede Pietät gegen das majestätische Alterthum zerstörte.“ — „Die Reformation hatte — für ihren Abfall von dem großen Herkommen der kath. Kirche nur die unsaubere Autorität des Luther und seines gleichen“ (II, 260). Damit ist der „Protestantismus“ gewiß in ausreichender Weise als arger Baum gekennzeichnet. Nun die Früchte: „In Spanien tragen sich alle Frauen schwarz, wenn sie eine religiöse Function vornehmen, z. B. das hl. Abendmahl empfangen, mit der Prozession gehen. Desgleichen hat der ernste strenge Geist der Reformation in Deutschland bei den Seinigen schwarze Kleidung eingeführt, und wird jetzt noch auf den Dörfern wenigstens von dem Weibervolk eingehalten. Auf diese Weise trifft der strengste Katholicismus mit dem religiösen Geist des Protestantismus zusammen und reicht sich im schwarzen Kleid die Hand“ (II, 382). Sollten dem Verf. diese Zeilen zu Gesicht kommen, so mag er hören, daß in lutherischen Landstrichen Deutschlands die Bauerfrauen zu ihrem schwarzen Nachmahlskleid besondere feine und reichgezierte weiße Hauben und weiße Halstücher tragen, die nur zum Empfang des Sakraments angethan werden. Mir ist eine ähnlicher Weise streng beobachtete Sitte in dem stöckatholischen Landstrich, in welchem ich wohne, noch nicht bekannt geworden.

Wie es dem Ref. mit Stolzens Tagebüchern gegangen ist, so wird es wohl den meisten Lesern evang. Glaubens gehen. Solche Bücher befestigen mit ihrem rücksichtslosen Farbekennen und mit ihrer rücksichtslosen Polemik die Gegner in ihrem Glauben. Durch zwei andere Bücher von A. Stolz, das unsäglich schwache Unfehlbarkeitschriften und das völlig verunglückte, geschmacklose Buch über die heilige Elisabeth läßt sich eine ähnliche Befestigung gewinnen. Daß übrigens die Tagebücher höher, viel höher stehen als die eben erwähnten Schriften, bedarf keiner weiteren Bemerkungen. Ein ungünstigerer Eindruck als durch diese Anzeige ermöglicht wird, ist gewiß nicht die Folge des Bekanntwerdens mit dem Lebendigen und reichen Inhalt der Tagebücher.

O. K.

Pädagogik. Geschichte der Pädagogik.

Partels, Petrus, ref. Generalsuperint., Consistorialrath und Pastor zu Aarich. Abriß einer Geschichte des Schulwesens in Ostfriesland. (Der Ertrag ist für die ostfriesische Schullehrer- Wittwen- u. Waisenkasse.) Aarich, 1870. Duntmann. 5 sgr.

In dem einleitenden Worte heißt es: „Die vorliegenden Blätter erscheinen im Wesentlichen so, wie sie niedergeschrieben wurden, um einem dem Schulwesen großentheils nicht nahe stehenden Kreise von Zuhörern im hiesigen wissenschaftlichen Verein einen Ueberblick über den Entwicklungsgang des Schulwesens in Ostfriesland geben zu können. Das in einem mündlichen Vortrag billig inne zu haltende Zeitmaß machte manche Abfürzung nöthig, hier habe ich von dem Geschriebenen umso weniger etwas gestrichen, als mehreren Zuhörern der Druck grade zu dem Zwecke erwünscht schien, von den mitgetheilten Daten etwas Vollständiges festhalten zu können. Daß es auf eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes nicht abgesehen sein konnte, ist eben so unnöthig erst noch ausdrücklich zu sagen, als die Veröffentlichung einer Rechtfertigung bedürfen wird. Ist doch der Gegenstand fast völlig unbekannt.“ Das war er auch bisher, wo man überhaupt der Geschichte des Schulwesens, besonders des Volksschulwesens weniger Aufmerksamkeit gewidmet hat. Soll aber eine solche in immer größerer Gebiegenheit geliefert werden, so muß das Schulwesen einzelner Länder vorher eine sorgfältigere Behandlung erfahren. Der Verf. hat einen beachtenswerthen Beitrag dazu geliefert, und aus Quellen gezeigt, wie schon frühe im Reformationszeitalter das Schulwesen in Ostfriesland einen erfreulichen Anfang und theilweise einen namhaften Fortgang gewonnen hat. Es begann schon damals der Schulzwang, wenn man auch noch weit davon entfernt war, die Idee der Volksschule richtig aufzufassen. Auch in diesem eigenthümlichen deutschen Landstrich stand bis zur jüngsten Zeit die Schule in innigster Verbindung mit der Kirche und es fand eine strenge confessionelle Sonderung bei jener wie bei dieser statt. Es sollte den Rec. freuen, wenn der Wunsch des Verf. in Erfüllung ginge, daß nämlich dieser Ueberblick Anlaß gebe zu weiteren Nachforschungen, durch welche die noch übrigen Lücken ergänzt würden.

Sollte der Verf. nicht selbst die geeignete Persönlichkeit sein, diesen Wunsch zu realisiren?
Str.

Pappenheim, Dr. Eugen. Amos Comenius, der Begründer der neuen Pädagogik. 8. 60 S. Berlin, 1871. Henschel. 10 fgr.

Anlaß des Schriftchens ist das Gedächtniß an den Tod des Mannes, der vor 200 Jahren nach einem seltenen reichen Schaffen seine Augen für diese Welt schloß, und die Ueberzeugung, daß von ihm eine Fülle der Gedanken herrührt, auf denen zum Theil das heutige Culturleben ruht, während er dem größern Publikum noch unbekannt ist. Wir freuen uns, daß dieses Jubiläum mehrere treffliche Arbeiten über das Leben und Wirken dieses wirklich genialen und außerordentlich fruchtbaren Mannes hervorrief, wozu wir denn auch das vorliegende Werkchen rechnen können, sowie einen Aufsatz von G. Wirth in Lüber's Buch „der praktische Schulmann“. Allerdings hätten wir gewünscht, daß der Verf. auch das geschichtliche Material in reicherm Maße geboten und das Gebotene richtiger gegeben hätte. Dieß ist die schwache Seite des Buches. Es trägt aber die Kenntniß der Lebensumstände eines Mannes sehr viel zum Verständniß seines ganzen Wirkens und Sinnens bei, und gewiß war dieß bei Comenius ganz besonders der Fall, der, wie er außerordentliche Gedanken hatte, die mehreren Jahrhunderten vorausgelebt sind, so auch ganz außerordentliche Lebensumstände hatte, die ihn so recht eigentlich zum Manne der Sehnsucht — wie man ihn wohl am besten bezeichnen kann — gemacht haben. Die zweite Schwäche des Buches besteht darin, daß der Verfasser dem Centrum der pädagogischen Wirksamkeit des edeln Mannes, dem gläubigen Christenthum, fern steht und daher auch diesen eigentlichen Lebenspuls seines ganzen pädagogischen Arbeitens nicht zu fühlen und zu fassen vermag. Das ist aber gerade das Großartigste in der ganzen Wirksamkeit des Comenius, daß er von heißer Liebe zu dem Herrn und darum auch zu den zarten Lämmern des guten Hirten brannte; und es ist ein tief bedeutsames Wort der letzten Schrift des 77jährigen Greises, wenn er schreibt: Ich habe gesagt, daß ich alle meine Arbeiten um des Herrn und seiner Jünger willen aus Liebe übernommen habe. Ein Anderes ist mir nicht bewußt, und verflucht sei jede Stunde und jeder Augenblick, der in irgend einer Thätigkeit anders angewandt

wurde. Hätte dieß der Verf. besser zu würdigen verstanden, so wäre er nicht auf die kuriose Idee gekommen, Com. habe nicht bloß in seiner Lehrkunst, sondern auch in seinen Aphorismen eine pantheistische Weltanschauung ausgesprochen. Wer wird einem verständigen Manne so diametral sich gegenüberstehende Ansichten zutrauen? Allein abgesehen von diesen Gebrechen müssen wir den Werth dieser Schrift lobend anerkennen. Ist es auch nicht möglich, alle Seiten der Wirksamkeit eines so universal angelegten Geistes, alle Schriften eines so fruchtbaren Literaten, wie dieser Slave war, dessen Werke, zumeist ursprünglich böhmisch geschrieben, der Stolz und die Zierde der Böhmen sind, mit gleicher Gründlichkeit zu würdigen, so hat doch der Verf. die hauptsächlichsten Werke des Mannes erwähnt, die Grundgedanken richtig herausgehoben, die Anschauungen desselben treffend dargestellt und für die Vorzüge wie Schwächen des Mannes ein offenes Auge gehabt. Namentlich aber danken wir ihm für die schönen Auszüge, die er in Abschn. 6. aus den Lehren der Mutterschule gegeben hat. Das ist das Herrlichste und Gesundeste, was man über die Erziehung der Mutter sagen kann und es ist deßhalb sehr erfreulich, daß dieses goldene Büchlein des alten Meisters der Pädagogik in neuester Zeit in deutscher Bearbeitung erschienen ist. Das sollten alle gebildeten Mütter lesen und es sich nicht zur Schande vom Verf. sagen lassen, es helfe nichts, den Müttern solche Bücher in die Hand zu geben, solches Mittel, mit den Frauen durch ein Buch zu reden, sei verfehlt, man müsse es ihnen vormachen, und darum habe erst Fröbel den rechten Weg gefunden. Ja der Mann ist es werth, daß sein Gedächtniß erneuert wird, er ist ein Riese unter tausend Zwergen von Pädagogen. E.

Wiese, Dr. L. Die Bildung des Willens. Dritte Auflage. 79 S. Berlin. Wiegandt u. Grieben. 10 fgr.

Es war eigentlich eine „historische Betrachtung“, ein „Beitrag zur Geschichte der deutschen Pädagogik“, was der Verf. in diesem vor 15 Jahren im evangelischen Vereinshause zu Berlin gehaltenen und bereits damals mit verdientem Beifall aufgenommenen Vortrage bieten wollte. Aber es wurde aus der nach bescheidenem Plane angelegten und fragmentarisch gehaltenen historischen Skizze eine fast vollständige Pädagogik in nuce, oder wenigstens eine anschauliche und eingehende Dar-

legung des Princip's einer wahrhaft zeitgemäßen, den großen und ersten Aufgaben der Gegenwart entsprechenden evangelisch-christlichen Pädagogik. Unter geistvoller geschichtlicher Beleuchtung und speculativer Gestaltung eines der Schopenhauerschen Philosophie entlehnten, aber ins christlich-Ethische übersehten Gedankens, führt der Verf. aus, „daß ein Hauptstück der Erziehung zu Lebenstüchtigkeit und zu sittlicher Kraft und Gesundheit die Bildung des Willens, und daß nur in einem sich selbst klaren und entschlossenen Willen Rath ist gegen die bedrohlichen Verirrungen der Zeit.“ Daß die Zeitgemäßheit dieses Sages und der in ihm enthaltenen Mahnung an alle christlichen Eltern und Erzieher unsres Volkes durch die jüngsten gleich glorreichen wie schreckensvollen Ereignisse nicht im Mindesten verringert oder fraglich gemacht, vielmehr nur gesteigert und noch dringlicher als früher dargethan worden ist, bedarf keiner näheren Darlegung. Ebendarum bedarf die vorl. neue, bis auf ihr Vorwort unveränderte Ausgabe des trefflichen Schriftchens keiner anderen Empfehlung, als dieser Erinnerung an die wohlverdiente Anerkennung, welche ihm schon bei seinem ersten Erscheinen in allen christlichen und acht-deutschen Kreisen zu Theil geworden.

3.

Rothenbücher, Dr. Adolf, Oberlehrer am Gymnasium mit Realklassen zu Cottbus. **Die Realschule** eine allgemein menschliche Bildungsstätte. Berlin. Nicolai. 10 Sgr.

„Als allgemein menschliche Bildungsstätte hat die Realschule dieselbe Aufgabe wie das Gymnasium. Sie soll den ganzen Menschen erheben, die Geisteskräfte üben und vertiefen, und zwar bis zu jener Vollendung, welche eine selbstständige, freudige, selbstbewußte Herrschaft über wenigstens Einen Stoff einschließt. Abweichend vom Gymnasium fällt ihr außerdem die Aufgabe zu, diejenigen positiven Kenntnisse zu vermitteln, welche die jetzige Welt, das jetzige Völlerleben tragen und es verstehen lernen“ — sagt der Verf. S. 26. In dem Gymnasium ist jener Eine Stoff, die lateinische Sprache. Gibt es unter den Trägern des jetzigen Völlerlebens einen gleichen? Der Verf. nennt die englische Sprache; und sucht den Nachweis zu liefern, daß sie nach formaler und materialer Seite Alles biete, wozu das Latein dem Gymnasium diene. Wir glauben nicht, daß dem Verf. dieser Nachweis gelungen ist, denn gerade, was Grimm zur Begründung seines Ausspruchs: „das

Englische ist vorzugsweise berechtigt und berufen die Rolle der Weltsprache zu übernehmen“ (S. 25) anführt, und was der Verf. in seiner Begeisterung für das Englische dazu anmerkt, scheint uns dagegen zu sprechen. Das aber ist zweifelsohne anzuerkennen, das die englische Sprache und Literatur für die Realschule die für den angegebenen Zweck entprechendste neuere Sprache ist. Indem nun der Verf. diese seine Aufstellungen nach allen Seiten beleuchtet, und zeigt, wie sich die übrigen Stoffe um den regierenden Hauptstoff zu gruppieren haben, bekämpft er in trefflicher Weise die, leider landläufig gewordene Anschauung, welche die Realschule zu einer bloßen Abrichtungsanstalt für nützliche Kenntnisse herabsetzt. Die Realschule, so fordert er S. 56 gewiß mit Recht, soll eine ideale Bildungsanstalt sein. „Wer nur den Nutzen will, soll seinen Söhnen eine Cigarrenfabrik oder eine Branerei einrichten; da wird viel verdient, und Rauchen und Trinken wird dem Nutzen suchenden Manne doch ein handgreiflicher Genuß scheinen. Um solcher Leute Ansicht kümmert sich eine einsichtsvolle Regierung, Gott sei Dank, nicht. Sie denkt wie Kant: Nicht was Alle wollen, ist der allgemeine Willen, sondern was alle Vernünftige wollen sollen. Der natürliche Mensch lebt nur für sich; er ist ein Egoist. Der geistige (? geistliche) Mensch aber, wie ihn das Christenthum verlangt, und zu Christen wollen wir ja unsere Jugend erziehen, soll in der Liebe zu Gott und dem Nächsten seine sittliche Vollendung suchen: das ist der rechte und praktische Idealismus.“ Es sind aber durchaus keine in der Luft schwebende Vorschläge, welche der Verf. macht, sondern wie sie eines sichtbar tüchtigen Pädagogen Erfahrungen geboren haben: so würden sie, wollte man des Verf. Bitte, sie an einer Realschule II. Ordnung zu realisieren, befolgen, gewiß auch sich praktisch bewähren; wenn auch natürlich mancher Vorschlag sich verbesserungsbedürftig erweisen würde. Wir rechnen z. B. dahin, daß das Ziel des deutschen Unterrichts die Fähigkeit der freien Rede sein soll. Das ist für eine Realschule, wie für ein Gymnasium zu viel. Es schweben dem Verf. offenbar Englands Parlamentsredner vor! Zu wenig erscheint uns, was in der Religion verlangt wird. — Doch das Alles muß die Erfahrung ändern. Wir empfehlen das Schriftchen allen denen, welche der materiellen Richtung unsres Volkes entgegenarbeiten, zur Beachtung, weil wir die Grundgedanken durchaus theilen. Wie beachtenswerth aber die Sache für uns ist, das geht daraus hervor, daß in Preußen bereits

241 Real- und höhere Bürgerschulen existiren, und die Zahl sich jährlich mehrt. Wollen wir ruhig zulassen, daß dieselben der Richtung auf eine ideale Bildung mit Durchbildung des ganzen Menschen entgegenarbeiten? —

B.

F.

Grube, A. W. Studien und Kritiken für Pädagogen und Theologen. Neue Reihe. Leipzig, 1871. Brandstetter. 20 fgr.

Verschiedene kleinere Abhandlungen des besonders auf dem pädag. Gebiete wohlbekannten Verf.; sie sind theils neu, theils zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Zeitschriften erschienen, hier aber aufs neue sorgfältig durchgesehen und umgearbeitet. Der Verf. behauptet, in einer unabhängigen, durch keine Partei gebundenen und durch keine Rücksichten beengten Stellung zu stehen und glaubt darum Manches unbefangener anschauen und ruhiger erörtern zu können, als es Denen möglich sei, die in der Hitze des Parteikampfes viel Staubwolken aufwirbeln müßten. Den Standpunkt des Verf. bezeichnen am besten die S. 225 ausgesprochenen Sätze: „Also keine Erkenntnißentwicklung ohne das Christenthum, aber auch kein Christenthum ohne das Denken und den lebendigen Trieb der Forschung! Der gewaltige Fortschritt des Wissens hat die Vorurtheile gebrochen, hat mit seiner Kritik selbst das Heiligste nicht verschont, und was seinem Wesen und Werthe nach keine innere Berechtigung hat, kann sich auch nicht mehr halten. Aber derselbe Fortschritt der Erkenntniß bringt uns jetzt immer mehr zum Bewußtsein, daß unser Wissen, wenn wir es loslösen vom Mittelpunkt alles Lebens und aller Wahrheit, nämlich von Gott, selber haltungslos wird und zusammenbricht, wenn wir meinen, eine sittliche Stütze an ihm zu haben. Wir müssen wieder den Schwerpunkt im Gemüthe finden, der in unserer Zeit wandend geworden ist, ein lebendiger Glaube und ein lebendiges Gottesgefühl muß wieder in unsere Herzen kommen; aber diesen Fortschritt wollen und können wir nicht machen durch einen Rückschritt auf der andern Seite, durch ein Zurückschrauben der Erkenntnißentwicklung zur Finsterniß vergangener Zeiten, zu theol. und kirchl. Standpunkten, welche die fortschreitende Wissenschaft unserer Zeit gerichtet hat.“

Nach diesen Grundsätzen sind auch die vorliegenden Abhandlungen geschrieben. Einige derselben haben allgemeines Interesse, nicht bloß für Theol. und Pädag. Z. B. gleich die

erste: Ueber das Verhältniß der Religion zur Moral. Es heißt S. 22: „Ein bloßer Verstandesbegriff treibt nicht zum Guten: die Erkenntniß stellt zwar das Gute als Object hin, aber das Gefühl muß die Triebfeder bilden, um das Subject an das Object heranzubringen. Darum nimmt die sog. moral. Erziehung, welche ohne die Religion fertig zu werden meint, den Götzen der Ehre zu Hülfe, geräth aber damit gar leicht in den Egoismus und Stolz, der die Hauptsache der christl. Sitte, die aufopfernde Selbstverleugnung verschmäht.“ Der Verf. will Religion und Moral nicht geschieden wissen; beide sollen sich innigst durchdringen. 2) Ueber R. Gerol's Blumen und Sterne. Wohlwollende und ausführliche Kritik dieser Sammlung von Gedichten. 3) Ueber den Unterschied von Gemüth und Gemüthlichkeit. (Populäre und doch wissenschaftliche Darstellung.) 4) Pestalozzi's Anfang. (Mit Beziehung auf Verf's. Leben Pestalozzi's.) 5) Die Söhne Pestalozzi's. (Ausführliche Darstellung des gleichnamigen Romans von R. Gutzkow. 3 Bde. Berlin, 1870. Otto Janke. Zugleich ein Wort über die Bedeutung pädag. Romane. — Beachtenswerth ist übrigens folgende Stelle (S. 116): Mögen es immerhin die zeitweiligen und darum vorübergehenden Zeitverhältnisse erklären machen, daß Schule und Kirche sich vielfach nicht bloß fremd, sondern sogar feindlich geworden sind, so liegt es dennoch im Interesse beider, das innere Band, das sie verknüpft, nicht zu zerreißen.“ Der Roman wird zu dem Frischesten und Besten gerechnet, was die fleißige Feder des hochbetagten Schriftstellers geboten habe.) 6) Ueber Lehrerinnen und Lehrerinnen-Seminare. Sehr beachtenswerthe Bemerkungen, theilweise auch gegen Diejenigen gerichtet, welche das weibliche Geschlecht für das Schulleben nicht für geeignet halten. 7) Christian v. Bomhards Nachlaß. 8) Hartmanns Philosophie des Unbewußten. Scharfe Polemik gegen diesen Jünger Schopenhauers, wobei nachgewiesen wird, daß die ausgesprochene Theorie des Unbewußten unvermerkt zum wahren Gottesbegriff führe. 9) Ueber die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechts. Nicht der orthodogen Lehre gemäß, aber beachtenswerth.

R. Str.

Geographie. Reisen.

Sepp, Dr. Prof. d. Gesch. an der Hochschule München, Ritter des hl. Grabes 2c. Jerusalem und das heilige Land. Pilgerbuch nach Palästina, Syrien und Aegypten. Mit 500 Illustrationen und einer Karte von Palästina. Zweite gesichtete, verbesserte und vermehrte Auflage. Erste Lieferung. Schaffhausen, Fr. Hurter'sche Buchhdlg. 12 Sgr.

Den im Junih. d. Jahrg. S. 441 f. besprochenen Beiträgen zur Palästina-Literatur hat in dieser neuen Aufl. des Sepp'schen „Pilgerbuches“ eine in jeder Hinsicht ebenbürtige, ja in mehreren Beziehungen ihnen überlegene Erscheinung zur Seite zu treten begonnen. Mag es auch triftige Einwendungen zulassen, wenn der auf dem Umschlage dieser 1. Liefer. gedruckte buchhändlerische Prospect den Verfasser einem Robinson und Tobler als dritten großen Palästinaforscher unsres Jahrhunderts anreihet: ein tüchtiges Quantum wirklicher neuer Forschungen betreffs der Situation vieler Details sowie namentlich bezüglich ihrer Geschichte in der älteren, mittleren und neueren Zeit erscheint auf jeden Fall in seinem Werke niedergelegt, und bezüglich der Reichhaltigkeit und Gediegenheit seiner Illustrationen (seiner, in den Text eingedruckter Holzschnitte) läßt dasselbe in der That die Mehrzahl der neueren Palästina-Werke hinter sich. Was den Schilderungen des Verf. besonderes Interesse verleiht, ist die geistreiche, hie und da freilich von phantastischen Sonderbarkeiten und Paradoxien nicht ganz freie Art, wie er das unmittelbar descriptive und topographisch-antiquarische Element seiner Darstellung überall durch passende Mittheilungen aus dem ungemein reichen Schätze seiner Forschungen im Bereiche der alten Sagenwelt, beides der heidnisch-mythologischen wie der jüdisch- und christlich-legendarischen, zu beleben und zu würzen verstanden hat. Er hat so seinem Buche zwar einen ziemlich starken Umfang, zugleich aber auch einen ungemein vielseitig belehrenden Inhalt zu ertheilen gewußt. Die unter Führung seines Pilgerbuches im Geiste unternommene Reise durch das gelobte Land gewinnt in der That die Bedeutung eines „höheren theologischen Lehrurses“, in welchem jener bekannte Vorzug Palästina's, wonach jeder Fleck Erde dieses „geistreichen Centrallands“ uns „ein Stück Weltgeschichte“ zeigt, Schritt für Schritt auf anschauliche Weise hervortritt (vgl. S. 28).

Eine eingehendere Beurtheilung des Werks, insbesondere dessen, was diese 2. Auflage an Vorzügen und Bereicherungen vor der 1862 erschienenen ersten voraushat (wohin u. a. auch die aus einer anderen inzwischen erschienenen Sepp'schen Schrift: „Architektonische Studien und historisch-diplomatische Forschungen in Palästina“ herübergenommenen Partien gehören), ist natürlich nach vollständigem Erscheinen der gegenwärtig erst in wenigen Lieferungen vorliegenden neuen Aufl. möglich. Wie denn auch die als Zugabe zur artistischen Ausstattung dieser neuen Ausg. angekündigte neue Kiepert'sche Karte von Palästina wohl erst mit der letzten dieser Lieferungen ans Licht treten dürfte. Der Preis jeder der angekündigten Lieferungen (von c. 5 Bogen hoch 8^o) ist auf 40 Kr. oder 12 Sgr. (1 fr. 40 c.) festgesetzt.

Nohlfs, Gerhard: Von Tripolis nach Alexandria. Beschreibung der im Auftrage Sr. Maj. des Königs v. Preußen in den Jahren 1868 u. 1869 ausgeführten Reise. Mit 1 Photogr. 2 Karten, 4 Lithographien u. 4 Tabellen. Zwei Bände, 1871, Bremen, Rüstmann. 3 thlr.*).

Der Verf. erzählt seine Reise, die er von Tunis aus zur See, dann von Bengasi aus durch Tripolitaniem und über die Dase von Audjila und die Jupiter-Ammon-Dase nach Alexandria zu Lande gemacht hat, in anschaulicher, belehrender Weise, aber trocken, ohne jeden Anflug jenes Humors, der in Vater's Reisebeschreibungen so wohlthut. Das Buch ist überhaupt mehr zur Belehrung, als zur Unterhaltung geschrieben. Physikalische Geographie, Naturgeschichtliches, Statistik, Geschichte u. Politik u. Ethnographisches werden mit gleicher Genauigkeit und Vollständigkeit dem Leser dargeboten. Die Sprache ist kalt und klar, eine stilistische Unart abgerechnet, die uns fast auf jeder Seite in abstoßender Weise begegnet und oft geradezu sinnverwirrend wirkt. Man kann bekanntlich dem Subjekt des Sages eine Apposition voranschieben, die sich auf dasselbe bezieht (z. B. „Nach Hause gekommen, fragte ich“). Nohlfs aber schiebt Appositionen voran, die sich nicht auf das Subjekt des Sages, sondern auf irgend ein Wort im vorangehenden Satze beziehen, wodurch denn oft

*) Vgl. die vorläufige kürzere Besprechung dieses Werks: *Allg. l. Anz.*, Bd. VIII, S. 290.

wahrer Konsens entsteht. Nur wenige Beispielspiele mögen zum Beleg dienen. Theil I, S. 118: „Von Tella, Beechen u. Barth beschrieben, konnte man nur dann hoffen, auf diesem Wege neues zu bringen, falls man“ 2c. S. 128: „Ohne Mauern, hat man zum Schutze der Stadt ein Kastell gebaut“ (Statt: da die Stadt ohne Mauern war, hat man zu ihrem Schutze 2c.). S. 137: „Frühzeitig mit den Eihyern im Kriege, theilte Thuchbides mit, daß sie 2c.“ S. 191: „Aus einem sent-rechten Fels hervorsprudelnd, bemerkt man oberhalb der Front einen Giebeleinschnitt“ (sprudelt hier der Bemerkende oder der Giebeleinschnitt aus dem Felsen hervor?) Theil II, 46: „Obgleich spät angekommen, hatte sich die ganze Einwohnerschaft um unsre Zelle versammelt“ (Statt: obgleich wir spät angekommenen). — Den Standpunkt des Verf. in Beziehung auf Religion kennzeichnen folgende Stellen: I, 104 f. „Glücklicherweise für uns ist das Christenthum heute aber auch nicht mehr das Christenthum der ersten Jahrhunderte; wer dieses will, gehe nach Abyssinien oder besuche die Copten (!) oder andre Völker, die streng an den Sagungen der Kirche festgehalten haben.“ II, 82: „Wunder, wie man sie zur Zeit Christi erzählte, passiren hier (in Sarabub) denn auch noch alle Tage, und werden mit derselben Leichtgläubigkeit . . . colportirt.“ S. 83 (und ähnlich noch einmal S. 143): „Von den drei semitischen Religionen, die durch ihre Unbuddsamkeit soviel Unheil und Blutvergießen über die Menschheit gebracht haben, ich meine das Judenthum, Christenthum und der (sic!) Mohamedanismus, hat sich gerade das Christenthum am meisten durch Fanatismus ausgezeichnet.“ Das geht noch über Nathan den Weisen. Warum aber der Verf. im ersten Theil constant Pronaos statt Pronaos schreibt, wenn er von antikeidnischen Tempeln schreibt, steht man nicht recht ein. Sollte er in der Archäologie nicht besser bewandert sein, als in der Kirchengeschichte?

A. E.

Beauvoir, Comte de, Pekin, Yeddo, San Francisco. — Voyage autour du monde, 3. volume. Paris, 1872.

Das Unglück Frankreichs hatte den Verfasser bis jetzt verhindert, diesen dritten Theil des Tagebuches seiner Reise um die Welt zu veröffentlichen. Es ist bekannt, daß er der Reisebegleiter des Duc de Penthièvre, des Sohnes des Prinzen von Joinville war. Der erste Theil, der Australien behandelt, erschien

1869, der zweite Theil, der uns nach Java, Siam und Kanton führt, 1870. Beide sind in diesen Blättern angezeigt worden. Die jugendliche Frische, Anmuth und Ursprünglichkeit der Behandlung, der Duft edler und hochherziger Gesinnung und ein besonderes Geschick in der Schilderung machen auch diesen Theil des Tagebuches zu einer anziehenden und lehrreichen Lektüre. Keine Spur von Schwerfälligkeit ermüdet, und der Ton der gebildetsten Gesellschaft fesselt mit weltmännischer Eleganz. — Chang-Hai nimmt zunächst die Reisenden auf. Der Anblick der Bevölkerung ist hier verschieden von der des Südens. Im Süden waren die Chinesen gelb, kupferfarbig, mager und mit leichter Naturleimwand bekleidet, hier erscheinen sie rosig wie die Puppen und fett wie die Buddhas; auch sind sie in vier bis fünf Pelze eingehüllt, die mit Schaffellen gefüttert sind, so daß ein einziger Mensch den Duft einer ganzen Heerde ausströmt. Bei einer Wanderung durch den Stadttheil der Restaureure lernt der Verfasser die Bettlerbevölkerung kennen, die in Lumpen gehüllt auf der Jagd nach allen möglichen Insekten sich befindet, die verschlungen werden. Der Anblick ist so schauerlich, daß der Verfasser ausrufen muß: „Ist nicht eine chinesische Stadt ein Vorhof der Hölle?“ Bei der Schilderung des Besuchs der einige Meilen von der Stadt entfernten Jesuitenmission Zita-Wai werden einige Mittheilungen über die berühmten chinesischen Rebellen gemacht. Auch Chang-Hai wurde von mehr als hunderttausend Räubern eingeschlossen, welche vorgaben den Hof von Peking zu bekriegen und daß sie die Dynastie der Tjing durch die der Wang ersetzen wollten, deren Insurrektion indeß nur der Vorwand für die größte Raubunternehmung war die seit Attila's Zeiten organisiert worden ist. Zu Schiffe eilt die Reisegesellschaft nach Tien-Tsing einer Stadt von 400,000 Einwohnern, darunter 112 Fremde, worauf zu Lande der Weg nach Peking eingeschlagen wird, in welcher Stadt man am 21. März 1867 ankommt; nachdem man die Unannehmlichkeiten des Reisens auf chinesischen Karren und des Verweilens in chinesischen Hotels reichlich empfunden hat. Ein guter Plan von Peking orientirt nun den Leser. Die chinesische Stadt, die tartarische Stadt und in ihr die kaiserliche Stadt mit den Palästen der Mandarinen, und in dieser wieder die abgeschlossene Stadt mit dem kaiserlichen Palais sind übersichtlich gezeichnet und verschieden colorirt. Der erste Eindruck, den Peking auf den Verfasser macht, ist aus folgenden Worten ersichtlich: „Wenn man Peking nicht gesehen hat, weiß man nicht was

Verfall ist. Theben, Memphis, Carthago, Rom haben Ruinen, welche an Erschütterungen erinnern, Peking zerfrisst sich selbst. Es ist ein Leichnam, welcher jeden Tag in Staub zerfällt“ (S. 56). Von Peking aus unternimmt die Reisegesellschaft einen Ausflug nach der drei Tagereisen entfernten großen Mauer (S. 94 u. f.) und nach den Kaisergräbern. Unbewaffnet wird sie trotz der feindlichen Blicke der Monologen beschützt durch die Gejehe der Gastfreundschaft, bis am 29. Mai zu Bang-Kao sie vollständig ausgeplündert wird, nachdem ein Fluchtversuch mißlingt (S. 110—116). Es wird erschrocken, wie gefährlich es auch für Prinzen und hervorragende Fremde ist, im Innern China's zu reisen. Statt der geraubten 650 Francs mußte übrigens die Umgegend von Bang-Kao der chinesischen Regierung 75000 Francs Strafgeelder zahlen, nachdem der englische Gesandte Sir Rutherford Alcock bei derselben reklamiert hatte. (S. 120). — In einem folgenden Kapitel werden die zu Neuerungen hinneigenden Ideen des Prinzen Kung geschildert (S. 121—146). Was die Politik anbetrifft, so hat man in Peking von Seiten der Chinesen die Verstellungskunst zur äußersten Vollkommenheit gebracht, man läßt zwanzigmal einen Aufschub nach dem andern entstehen, beutet die geringsten Fehler der Europäer aus und überschüttet sie mit den ausgefeiltesten Höflichkeiten, um die entschiedenste Weigerung zu verdecken. Aus der chinesischen Regierungszeitung theilt der Verfasser ein Memorandum mit, welches das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten über das Passende und Nothwendige des Unterrichts in den Wissenschaften für die gelehrten Chinesen, dem Kaiser überreicht hat. Aus ihm ersieht man die Anstrengungen der europäischen Partei, welche Prinz Kung inspirirt, und den Widerstand des Nationalinstinkts. — Am 21. April gelangten die Reisenden nach Yokohama. Der Aufenthalt daselbst wird S. 147—189 geschildert. Ostern besuchte man die katholische Kirche. In der Umgegend der Stadt kennt man keinen einzigen bekehrten Japanesen, während es zu Nangasaki tausende eingeborne Christen giebt, welche ihre Religion heldenmüthig auf Bergen und in Klüften unter gräulicher Verfolgung ausüben (S. 149). Beim Besuch der japanesischen Stadt fällt die Feinheit des Geschmacks in den Holzbauten und das Geschick, durchsichtige Papier-Verschläge anzubringen auf. Der Kontrast zwischen China und Japan in Bezug auf Reinlichkeit läßt sich beim Besuch der Pagode von Bentem zu Gunsten des letzteren erkennen. Wie Reichenfelder zu einem ewigen Grün verhalten sich China und Japan (S. 161).

Beim Ausflug in das Innre tritt die Liebenswürdigkeit und Höflichkeit der Landbevölkerung besonders anmuthig auf. Man muß nach Japan kommen, um zu sehen, wie der Fremde empfangen und geehrt wird. Es ist das höflichste Volk der Erde (S. 168). Die japanesische Küche ist nicht schlecht, sie hat Ueberfluß an kleinen sehr saubern Gerichten, aber das Huhn ist das einzige Fleisch, welches man aus großer Gunst erhalten kann. Das Volk hat eine so unschuldige Seele, daß es niemals das Blut eines Stieres oder eines Hammels vergossen hat. (S. 169). Die Reisenden erleben eine Feuersbrunst in der Stadt, welche wegen der vielen Laternen und Kohlenbecken in den lustigen Holzhäusern sehr leicht ausbrechen (S. 178). — Am 29. April erreichte man Jeddo. Die Reise dahin glich weniger einer Vergnügungstour, mehr einer militärischen Reconnoissance in Feindesland. Auch in Jeddo selbst war es gefährlich einen Schritt zu thun ohne Eskorte (S. 197). Jeddo bestand damals aus drei Städten, nemlich „Siro“ Palast des Taifun, „Soto-Siro“ Paläste der Daimios, und „Midzi“ die Handelsstadt. Der „Soto-Siro“ enthält mehr als 3000 Palläste. Sie sind festungsartig aus weißen und schwarzen Steinen errichtet. (S. 198). Durch besondere Gunst durfte der Garten des Taifun bewundert werden. (S. 207). Auch der berühmte Tempel von Asaga wurde besucht, welcher ein Tempel von 33333 Gottheiten ist. Zwei unter ihnen sind besonders geehrt, zu der einen Gottheit kommen die jungen Frauen die einen Sohn und nicht eine Tochter haben wollen, und opfern einen Hahn; vor der andern Gottheit, welche durch 50 Bilder dargestellt wurde, befanden sich damals 3 bis 4000 Verehrer. Es ist der Gott der Zahnschmerzen. (S. 209). Bei einem Besuch in den Stadttheilen, da man selten Europäer gesehen hatte, gelang es nur mit Mühe, sich den drohenden Volksmassen zu entziehen. Hier wurde das höflichste Volk der Erde zur feindseligsten Menge (S. 220). — Zurückgekehrt nach Yokohama unternehmen die Reisenden eine Fuxtour nach Yokoska durch eine Frühlingslandschaft, in welcher die Kamelias im ersten Glanz ihrer Blüthe strahlten und aus den Reisfeldern rosig blühende Schotten wie Inseln herausragten (S. 229). Den Rückweg legten sie zu Wasser auf dem französischen Kriegsschiff Kien-Chan zurück (S. 235). Unter Begleitung einer Offiziers-Eskorte unternahm man darauf zu Pferde eine Excursion ins Innre. In der Stadt Ondawara, die erst zum drittenmal Abendländer sah, drängten sich 3 bis 4000 Personen auf die Straße zusammen, um morgens die

Fremden zu sehen (S. 252). Endlich erreicht man die heilige Stadt Hakoni am Fuß des heiligen Berges Fuzzi-Yama und dann durch eine vulkanische Region reisend den Badeort Mionosca, das Baden-Baden der japanesischen Aristokratie mit schwefelhaltigen Quellen (S. 257). Das Leben in den japanesischen Bädern wird hier und an andern Stellen geschildert, desgleichen werden die Theehäuser (toha-jia) mit ihren herrlichen Gärten, Raststätten, Teichen etc., deren Eigenthümlichkeiten den Eindruck einer Feen-Oper machen, annuthig beschrieben. (S. 262). — Es folgt noch ein Ueberblick über die politische Geschichte Japans in der Neuzeit, dem natürlich der Abschluß durch die neuesten Ereignisse fehlt (S. 269—284). — Am 25. Mai schiffte man sich auf dem Colorado von Yokohama aus ein. Es war ein prächtiges Schiff, welches Passagiere aus allen Theilen der Welt hatte (S. 289). Das Zwischendeck hätte 1200 Chinesen fassen können, die bekanntlich in großer Anzahl nach Kalifornien auswandern. Der erste Eindruck, den San Francisco machte, war kein angenehmer. Alles schien von derselben Farbe zu sein, Himmel, Erde, Häuser. Gelb und schmutzig erschien alles und die Hügel der Umgegend schienen die Stadt unter Sandwolken begraben zu wollen (S. 298). San Francisco gleicht Melbourne, letzteres ist aber schöner. Mit Ausnahme von Montgomery-Street sind alle Straßen traurig und öde. Die Männer kleiden sich vulgär. Das Leben ist nicht theurer als in Paris (S. 303 u. 304). Auf einer Reise ins Innere wird auch der Riesenbaum Wellingtonia Gigantea bewundert, der würdig der Epoche der Titanen ist (S. 313). Man gelangt nach der Hauptstadt Kaliforniens Sacramento, welches eine häßliche, monotone und schmutzige Stadt ist (S. 324). Später besuchten die Reisenden die Quecksilber-Minen von New-Almaden (S. 330 ff.) — Von San Francisco begab man sich nach Panama auf dem Schiff Sacramento und von dort nach Hause. — Die 15 Zeichnungen und 4 Karten geben diesem Theile einen besondern Schmuck zu seinen sonstigen vielen Vorzügen.

P.

— η —

Naturwissenschaften.

Dammer, Dr. Otto. Kurzes chemisches Handwörterbuch zum Gebrauche für Chemiker, Techniker, Aerzte, Pharmaceuten, Landwirthe, Lehrer u. für Freunde der Naturwissenschaft überhaupt. I. Viefig. Berlin, Oppenheim. 12 Sgr.

Der Verf. beabsichtigt mit diesem Handwörterbuch ein handliches, das außerordentlich reichhaltige Material in alphabetischer Ordnung umfassendes Nachschlagebuch zu bieten, das vorzugsweise dem praktischen Bedürfnisse dienen soll. Ref. glaubt, daß ein solches Handwörterbuch allerdings den meisten, welche mit Chemie zu thun haben, sehr willkommen sein dürfte, denn bei der wahrhaft massenhaften Production auf dem Gebiete der chemischen Wissenschaft in allen ihren Zweigen ist ein Buch, welches rasch eine Orientirung ermöglicht und auf jede bestimmte Frage sofort Antwort giebt, gewiß eine sehr willkommene Erscheinung, wenn es, wie das vorliegende zugleich ermöglicht, das Nachschlagen und jedenfalls auch viel mehr Zeit in Anspruch nehmende Nachsuchen in den verschiedensten Handbüchern umgehen zu können.

Das vorliegende Heft zeichnet sich durch den großen Reichthum an Artikeln aus, deren Fassung eine wohl gelungene ist. In gedrängter Kürze ist das Nöthige leicht verständlich zusammengestellt. Bei den chemischen Formeln sind durchgängig die aus der neueren chemischen Anschauung hervorgehenden angewendet; bei den Mineralien wäre ein Hinzufügen der alten Formeln wohl zu wünschen, da wenige Mineralogen sich mit diesen neuen Formeln befreunden möchten. Auch das spez. Gewicht der Mineralien dürfte, um allen Anforderungen an ein Nachschlagebuch zu genügen, noch beigelegt werden. Ref. glaubt das Unternehmen bestens empfehlen zu können.

P.

Meibauer, H. O. Die physische Beschaffenheit des Sonnensystems. Nebst 1 Tafel in Farbendruck II. Aufl. VI. 98 S. Berlin, 1872. Lüderitz. 28 Sgr.

Der Verf. bietet uns hier eine zweite nach den neuesten Forschungen umgearbeitete Auflage zweier früher gesonderter Schriften („Ueber die physische Beschaffenheit der Sonne“ und „der Novemberschwarm der Sternschnuppen“). Derselbe zerfällt in 4 Abschnitte. Der erste giebt eine geschichtliche Uebersicht der wichtigsten Ansichten und Entdeckungen im Gebiete unseres Sonnensystems und eine Klassifikation der verschiedenen in demselben sich zeigenden Himmelskörper, die in die 2 Gruppen „die Eingeborenen unseres Sonnensystems“ und „fremde Gäste“ (zu welchen die Kometen und Sternschnuppen gehören), untergebracht werden.

Der 2. Abschnitt behandelt nun „die Sonne.“ Das rein Topographische, GröÙe

u. dgl. wird als bekannt vorausgesetzt und nur die physische Beschaffenheit derselben näher besprochen. Auch hier werden zunächst die älteren Theorien erwähnt und dann in lobenswerther, nichts Wesentliches übergehenden Kürze die neuesten Ansichten, wie sie von den verschiedenen Autoritäten auf dem Gebiete der gegenwärtig so eifrig betriebenen Sonnenuntersuchungen, zum Theil von einander abweichend, aufgestellt wurden, klar und faßlich mitgetheilt. Dieser Theil ist ganz besonders denen zu empfehlen, welche sich einen Ueberblick und eine Einsicht in den gegenwärtigen Stand unseres Wissens und Vermuthens über die Beschaffenheit unserer Sonne verschaffen wollen, ohne sich dabei zu sehr mit den massenhaft angewachsenen Detailuntersuchungen, auf denen dieses beruht, abmühen zu wollen. Der dritte Abschnitt ist den „Gästen“ unseres Sonnensystems, den Sternschnuppen und Kometen gewidmet. Auch in diesem wird mit großer Klarheit Sicheres und Hypothetisches geschieden.

Der vierte Abschnitt ist dazu bestimmt, eine Ansicht des Verf. über den Weltraum und das ihn erfüllende Medium aus einanderzusetzen und zu beweisen. Seine Ueberschrift giebt dieselbe mit kurzen Worten: „der Weltraum ist mit permanenten Gasen erfüllt.“

Zunächst wird gezeigt, daß wir nicht berechtigt seien, eine Grenze der Atmosphäre anzunehmen, daß im Gegentheil sehr gewichtige Gründe gegen die Annahme einer Grenze der Atmosphäre sprächen, (die theils auf die Beschaffenheit der Gase, theils auch auf astronomische Beobachtungen z. B. an den Jupitersmonden sich stützen). Der Verf. untersucht nun näher die dem Aether zugeschriebenen Eigenschaften, der als ein den luftleeren Raum erfüllendes, die Fortpflanzung des Lichtes ermöglichendes Medium allgemein angenommen wird, verwirft dieses gespenstige Nichts und Etwas, und setzt an seine Stelle höchst verdünnte Luft, wie die unsrer Atmosphäre, aus Stickstoff und Sauerstoff bestehend.

Er erwähnt, daß schon Wollaston dieselbe Vermuthung geäußert, aber widerrufen oder richtiger als unzulässig bezeichnet habe, weil sich damit der Umstand nicht wohl vereinigen ließe, daß weder an den Rändern der größeren Planeten noch an der Sonne derartige lichtbrechende Eigenschaften wahrgenommen würden, wie es der Fall sein müßte, wenn eine und dieselbe Luft den ganzen Weltraum erfüllte und die einzelnen Himmelskörper nach dem Verhältniß ihrer Masse dieselbe um sich verdichteten. Meibauer glaubt, diese Schwierigkeit beseitigen zu können, indem er bei den größeren Himmelskörpern, wie Jupiter, eine noch sehr

hohe Temperatur ihrer Oberfläche annimmt, welche eine sehr beträchtliche Verdünnung der Luft erzeuge und dadurch ihr Lichtbrechungsvermögen bedeutend schwäche. Ob damit alle Schwierigkeiten überwunden werden können, muß vorläufig dahin gestellt bleiben, jedenfalls müßte auch noch, ehe der Aether als beseitigt angesehen werden könnte, manche optische Erscheinung nach der neuen Theorie erklärt werden können, wie z. B. die, daß auch durch einen absolut luftleeren Raum, wie z. B. die Toricellische Leere, sich das Licht fortpflanzt.

Zum Schlusse werden noch in aller Kürze die Fragen erörtert, „welche Zeit war für die Entwicklung des Sonnensystems erforderlich“ und welches wird die weitere Entwicklung derselben sein? Hier giebt der Verf. die gewöhnlichen Ansichten, hergenommen aus der modernen Wärmelehre, nach der auch die Sonne schließlich erkalten wird. Dann wird auch noch die Frage nach der Entstehung des organischen Lebens besprochen, wobei der Verf. seine Ansicht dahin ausspricht: „die ersten Keime sind auf der den Weltraum erfüllenden dünnen Luft zu uns herangeflogen.“ Mit dieser etwas absonderlichen Meinung wäre freilich die Frage nur im buchstäblichen Sinne etwas weiter hinausgeschoben, aber nicht beantwortet. Ref. glaubt, daß Jedem, der sich über die physische Beschaffenheit des Sonnensystems genau orientiren will, diese Schrift bestens empfohlen werden kann. P.

Birtel, Dr. Ferdinand. Die Umwandlungsprocesse im Mineralreich. Sammlung von R. Birchow u. Fr. v. Holzendorff. Nr. 136. 5 fgr.

In dem vorliegenden Vortrage, einer akademischen Rede, giebt der Verf. eine Uebersicht über den Stand einer der wichtigsten Fragen der Geologie, der Frage, welche Rolle die Veränderungen der Mineralien bei der Entstehung oder richtiger Bildung der Gesteine spielen. Er führt zunächst die wichtigsten Thatfachen an, welche uns die Umwandlung von Mineralien erkennen lassen, schildert die Art und Weise wie dieses geschieht und geht näher auf einige der Umwandlungsprocesse, die ganze Gesteine, wie Kalksteine und Thonschiefer erleiden können und zuweilen nachweisbar erlitten haben, ein. Zum Schlusse bespricht er die Hoffnungen, welche man auf das Mikroskop für die Aufhellung der vielen noch räthselhaften Punkte bei den Umwandlungsprocessen gesetzt hat, dessen Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiete allerdings Niemand besser, als der Verf. zu beurtheilen im Stande

ist, da er sich eifriger als irgend ein anderer Geologe mit mikroskopischen Gesteinsstudien seit Jahren abgegeben hat. P.

Verendt, Dr. G. Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit. Heft 142 der Sammlung wiss. Vorträge von R. v. Virchow u. Fr. v. Holzkendorff. 39 S. 5 fgr.

Der Verf. erwähnt im Eingange seines Vortrages, wie stiefmütterlich bisher die Niederungen Deutschlands und Preußens besonders auch von Geognosten behandelt worden seien und wie erst nach und nach das Vorurtheil schwinde, daß ausschließlich die Gebirge für geologische Studien und Untersuchungen über die großen Veränderungen der Erdoberfläche geeignet seien. Er giebt in dem vorliegenden Schriftchen eine sehr anziehende Schilderung der Umänderungen, welche in der quaternären Periode Ost-Preußen erfahren, die Jedem den Beweis liefern kann, welches große geologische Interesse gerade die so wenig beachteten jüngsten und obersten Bildungen der Erdrinde haben. Freilich gehört dazu eine anhaltende Beobachtung und genaue Untersuchung und ein genaues Auge, ein Forschertalent in diesem Fache, wie es der Verf. der geognostischen Blicke in hohem Grade zu besitzen scheint. Wie viel würde die Geologie gewinnen, wenn durch derartige Schriften recht Viele veranlaßt würden, den Boden, auf den sie wandeln, näher zu beachten! P.

Hoppe-Seyler, Fr. Ueber die Quellen der Lebenskräfte. Nr. 138 aus R. Virchow's u. Fr. v. Holzkendorff's Sammlung. 5 fgr.

Es dürfte kaum irgend ein andres Fach der Naturwissenschaften geben, in welchem die Anwendung von Chemie und Physik eine größere Umwandlung erzeugt hätte, als in der Physiologie, die mit Fug und Recht, wie sie jetzt betrieben wird, als reine angewandte Physik und Chemie des Organismus bezeichnet werden kann. Die letztere Seite, die chemische, ist es, welche der Verf. hier spezieller in ihren wesentlichsten Leistungen, Aufgaben und Bestrebungen dem Leser vorführt, indem er zeigt, wie unter dem Einflusse der Sonne die Pflanze, die letzte Nahrungsquelle aller Thiere, organische Stoffe und Sauerstoff erzeugt, durch deren mannichfache Umwandlungen im thierischen Körper allmählich die Kräfte frei werden, welche wir als Lebensäußerungen wahr-

nehmen. Klar und faßlich geschrieben, ohne das so häufig bei Behandlung dieses Themas gefundene materialistische Geklunne, eignet sich das Schriftchen vortrefflich dazu, einen guten Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der physiologischen Chemie und die Richtung, welche dieselbe verfolgt, zu gewinnen. P.

Virchow, R. Ueber das Rückenmark. Sammlung gemeinverständlicher wiss. Vorträge, herausgegeben von R. Virchow u. Fr. v. Holzkendorff. V. Serie. Heft 120. Mit 8 Holzschn. 40 S. Berlin, 1871. Rüderitz. 5 fgr.

Mit gewohnter Anschaulichkeit, Klarheit u. Kürze spricht sich der Verf. in diesem im Börsensaal zu Stettin am 20. Febr. 1870 gehaltenen Vortrag über die Einrichtung, das Wesen und Wirken des Nervensystems des höheren thierischen und menschlichen Organismus aus. Er führt die verschiedenen geschichtlichen Momente in der allmählichen wiss. Erkenntniß der Nerven vor und bespricht ihre Einteilung in Ganglien, Gehirn- und Rückenmarks-Nerven, die körperl. Bildung der letzteren und ihre Spaltung in Bewegungs- und Empfindungs-nerven nach der Entdeckung von Bell (1811) und von Magendie (1822), die stoffliche Verschiedenheit der weißen und der grauen Substanz, endlich die ganz telegraphenartige Wirkung der Nerven von der Peripherie nach dem Sitz des Bewußtseins (dem Hirn) und umgekehrt von da in die Muskeln der Leibesorgane — alles in höchst verständlicher und überzeugender Weise. S. 14 sagt er: „Wir wissen, zunächst durch die Untersuchungen von du Bois Reymond, daß in der That der Nervenstrom ein elektrischer ist, und wir können daher ohne Umstände sagen, daß die gesammte Einrichtung und Thätigkeit des menschlichen Bewegungsapparats mit der Anordnung und Wirkung des Telegraphen parallel gesetzt werden kann. Es erhellt daraus zugleich, daß der Bewegungs-nerv nur dadurch bewegendes Eigenschaft besitzt, daß er mit einem Muskel, also einem sich selbst und dadurch auch andre Theile bewegendes Organ in Verbindung steht. Für sich selbst hat er keine andre Eigenschaft, als die, Träger eines Nervenstroms zu sein, welcher sich in der Richtung vom Rückenmark zu den Muskeln, also centrifugal fortbewegt, und welcher, wenn er den Muskel erreicht, diesen zur Selbstbewegung veranlaßt. Der Strom als solcher ist in keiner Weise sichtbar, so wenig als der Strom im Telegraphen-Draht. Der thätige Nerv sieht aus, wie der ruhende, er verändert

weber seinen Ort, noch seine Gestalt." Aehnlich führt er die Wirkung des centripetalen Stroms in den Empfindungs-Nervensträngen aus, und endlich kommt er auf die ununterbrochene Leitung des Stroms innerhalb der Nerven, auf die Empfindungs-Lähmung (Anästhesie), und indem beide Stromleiter mit dem Rückenmark zusammenhängen, so wird dieses der eigentliche Mittelpunkt der Nerventhätigkeit. "Erfahren wir nun weiterhin," heißt es S. 18, "daß die weißen Stränge des Rückenmarks sich bis zum Gehirn fortsetzen, ja in das Gehirn übergehen, so liegt es auf der Hand, daß wir auch hier wieder eine Leitungseinrichtung vor uns haben. Da nun das Gehirn der Sitz des Willens und Bewußtseins ist, so bildet das Rückenmark das Vermittlungsglied zwischen dem Gehirn und fast allen übrigen Körperteilen in Beziehung sowohl auf willkürliche Bewegung, als auf bewußte Empfindung. Schneidet man bei einem Thier das Rückenmark durch, so reicht Wille und bewußte Empfindung nicht über die Schnittfläche hinaus. Je höher hinauf die Verletzung des Rückenmarks geschieht, um so kleiner ist das Gebiet, welches dem Geist bleibt. In der Schreckenszeit der französischen Revolution hat man darauf hin die Köpfe der Enthaupteten betrachtet, und man erzählte, daß die Wange der Charlotte Corday erröthet sei, als der rohe Henker ihr nach der Enthauptung einen Backenstreich versetzte. Doch ist dies Fabel, und abgeschlagne Köpfe haben deshalb keine willkürliche Bewegung und bewußte Empfindung, weil das Gehirn des steten Zustroms von frischem Blute bedarf, um der geistigen Thätigkeit mächtig zu bleiben. Sobald der Blutzustrom aufhört, tritt Gehirnschlag ein" (S. 20).

Hintere Theile zucken nach der Trennung der Wirbelsäule in bloßen Krämpfen, wenn auch mitunter anscheinend freiwillig. Athembewegungen sind auch unabhängig von dem Willen. Das Gehirn ist dabei so wenig theilhaft, daß man dem Frosch dasselbe entfernen kann, ohne daß er aufhört zu leben, und zwar Wochen und Monate lang (S. 24). Beim Menschen und höheren Wirbelthiere ist es der feineren und inniger zusammenhängenden Einrichtung ihres Nervensystems wegen (!) etwas anderes.

Prochaska's Benennung der Reflex-Vorgänge im Nervensystem beruht darauf, daß eine äußere Erregung nach innen auf das Hirn wirkt und es zu einer Erregung der Bewegungsnerven veranlaßt (eine Empfindung demnach in eine Bewegung aufgelöst wird). Doch sind solche Reflex-Vorgänge oft bloße unbewußte Empfindungen. Die Reflexion oder

Uebertragung solcher unbewußten Empfindungen geschieht innerhalb des Rückenmarks. (S. 26). In dessen Ganglienzellen, den eigentlich thätigen Mittelpunkten des Nervenlebens, nach Millionen zählend, in welche sowohl die vorderen, als die hinteren Nervenwurzeln (die Bewegungs- und Empfindungsnerven) innerhalb der grauen Substanz einbringen, wird mithin Leben (Empfindung wie Bewegung) bewirkt (S. 31).

Wir sprechen von Instinkt, wenn wir gewisse, nach einem beständigen Muster, in sich gleich bleibender Ausführung wiederkehrende, zweckmäßige, aber doch nicht klar beabsichtigte und im engeren Sinn gewollte Handlungen bezeichnen wollen. Die Grenze zwischen instinktiven und Reflexvorgängen ist aber schwer oder gar nicht zu ziehen. Daher hat schon Prochaska die Reflexthätigkeit als abhängig von dem Instinkt der Selbsterhaltung dargestellt. Der Instinkt ist nach der gewöhnlichen Auffassung gar nichts anderes, als ein unbewußter Wille oder gewissermaßen ein unbewußter Geist. Man nahm den auch im Menschen thätigen Instinkt als besonderes Gemeingefühl an, gewissermaßen einen sechsten, an kein besonderes Organ gebundenen Sinn, der sich mehr auf die Empfindung des Ganzen bezog. Endlich stellte Pflüger (1853) geradezu eine besondere Rückenmarkseele auf, die sich namentlich an den richtigen Bewegungen eines geköpften Frosches, um ein beißendes Gefühl durch Säure loszuwerden, kund gibt. Ebenso zeigt sie sich im Somnambulismus und im ganzen Verhalten eines Säuglings, wo noch kein bewußtes Wollen und Handeln anzunehmen ist (S. 36). Wir sagen von dem saugenden Kind, "es will," "es sucht," "es ärgert sich;" aber in Wahrheit weiß es nichts von demjenigen Wollen, Suchen und Ärgern, das wir an uns kennen. Das soll es Alles erst lernen auf dem Wege vielfachen Leids in dem Maße, als sich "sein Geist entwickelt." Das neugeborene Kind ist ein prächtiges Beispiel eines fast reinen Rückenmarks- Wesens. Selbst seine Gehirnthätigkeit hat noch den spinalen (Rückenmarks-) Typus. Was es aber vollständig hat, das ist das Gemüth, das Vermögen der Schätzung seiner Empfindungen, der Untercheidung des Angenehmen und Unangenehmen. Dasselbe besitzt auch der geköppte Frosch, wenn er sich mit dem Fuß einen Tropfen Säure vom Rücken zu streifen sucht u. s. f. Sollen wir nun daraus schließen, daß das Rückenmark des Frosches Gemüth hat? Oder sind die Gefühle von Lust und Unlust, die erwachenden Triebe und Affekte und daraus hervorgehenden Handlungen einer besonderen Seele zuzuschreiben?

Oder sind es nur die anatomischen Elemente des Rückenmarks, die einzelnen lebenden Theile desselben, in deren eigenthümlicher Thätigkeit und Aufeinanderwirken sowohl Wahrnehmung als Schätzung und daraus folgendes Handeln ihren Grund haben? Pflüger bekämpft die Annahme eines solchen „Mechanismus“. Aber „es ist unmöglich, neben der Struktur des Rückenmarks noch ein besonderes, unanatomisches, immaterielles Agens anzunehmen, welches empfindet, denkt, will und handelt.“ — Mit diesen Worten bezeichnet Virchow seinen materialistischen Standpunkt. Es handelt sich darum, daß es ohne das materielle Organ keine Seele gibt, wie auch keine Elektrizität möglich ist ohne die Träger derselben. Aber das Pneuma „Seele“ ist doch in dem Aether als dem Substrat der Elektrizität, des Lichts u. dem Naturforscher vorgebildet. Warum weigert er sich, den Seelenäther für die unbegreiflichen Aeußerungen des Lebens in den Organen anzunehmen? Es liegt darin Unconsequenz. — Ueber das eigentliche Wesen des Seelenlebens darf der Leser darum auch in Virchow's Vortrag keinen Aufschluß suchen.

B.

G.

Medicin.

Coccins, Dr. G. A. u. Wilhelmi, Dr. Theob. Die Heilanstalt für arme Augenranke zu Leipzig zur Zeit ihres fünfzigjährigen Bestehens. Eine Erinnerungsschrift. 197 S. Leipzig, 1870. Vogel. 1 Thlr.

Während ärztliche Schriften der Gegenwart sich möglichst auf den speciellen Fachgegenstand zu beschränken, außerdem sich wenigstens möglichst an einzelne Zweige der Naturwissenschaft, am häufigsten an Physik und Chemie, anzuschließen, gegen Anderes aber sich überhaupt eher antipathisch als sympathisch zu verhalten pflegen — ist die vorliegende Schrift das gemeinsame Werk eines Arztes, sowie Lehrers der Medicin, und eines Juristen von gleich hochachtbarer Stellung jeder von ihnen in seiner Sphäre. Es gilt dieselbe dem 50jährigen Jubiläum einer höchst verdienstvollen Heilanstalt, welche ihren Ursprung wesentlich in christlicher Liebe und Barmherzigkeit hat, und sie ist pietätvoll der noch lebenden Wittve des Gründers und vieljährigen Directors der Anstalt, des Dr. Fr. Phil. Ritterich, geb. Eggert, gewidmet, welche ihren 1866 verstorbenen Gatten von den ersten Anfängen derselben (1810) an unermüdlich helfend zur Seite stand.

Die Anstalt, deren ärztlicher Vorstand unmittelbar nach Ritterich in würdigster Weise Ruete und nach dessen Tode Coccins wurde, ist wesentlich eine fromme Stiftung für arme Augenranke, zugleich aber auch klinisches Lehrinstitut für die Augenheilkunde, diesen so interessanten und wichtigen Zweig ärztlicher Wissenschaft und Kunst. Und die eigenen Anstaltsgebäude ermöglichen namentlich auch eine regelmäßige eigene gottesdienstliche Sonntag- und Festtags-Feier für alle ihre Bewohner.

Obige, dieser fortwährend trefflich gehenden Anstalt gewidmete, Schrift gewährt nun S. 1—154 vor Allem die legendreiche Geschichte derselben in ärztlicher Hinsicht aus der Feder des Hrn. Prof. Coccins und liefert damit zugleich einen höchst werthvollen Beitrag zur Geschichte der Ophthalmiatrie überhaupt und des klinischen Unterrichts in derselben insbesondere. Umfang und Bedeutung der Anstalt in beiderlei Beziehung mag namentlich auch daraus erhellen, daß allein zum Schlusse ihres 50jährigen Bestandes vom ersten Jan. 1868 bis letzten December 1869 nicht weniger als 7898 Augenranke in derselben behandelt wurden. Welche einzelne Augenkrankheiten und in welcher Anzahl jede derselben dabei in Betracht und Behandlung kamen, macht eine Reihe von tabellarischen Uebersichten anschaulich. Ebenso welche Operationen dabei in Anwendung kamen. Auch die Schilderung sowohl der örtlichen als der allgemeinen Behandlung der Augenkrankheiten in der Anstalt ist durch zahlreiche Uebersichten und Tabellen illustriert. Zum Schluß dieser Abtheilung der manichfach instructiven Schrift folgt auch noch eine Uebersicht der literarischen Thätigkeit theils rücksichtlich der selbstständigen Schriften der an der Anstalt angestellten Aerzte seit ihrer Gründung, theils rücksichtlich der Dissertationen von Schülern derselben.

Die zweite Hauptabtheilung des Buches von S. 155—197 hat zum Gegenstande die Geschichte der Anstalt in administrativer Hinsicht, aus der Feder des Hrn. Appellationsrathes Wilhelmi, des bereits vieljährigen würdigen Vorsitzenden des eigens, ihrer Erhaltung gewidmeten Vereines, rücksichtlich der Mitglieder dieses Vereines, seiner Wirksamkeit, der der Anstalt gewidmeten Geschenke und Vermächtnisse, besonderer Uebersichten des ärztlichen, sowie des Haus- und Dienst-Personals, der Zahl der in der Anstalt behandelten und verpflegten Augenkranken, der Beköstigung, des Aufwandes für Medicamente und Instrumente u.

Die in beiderlei Hinsicht so interessante und lehrreiche Schrift wird sicherlich nicht verfehlen, der trefflichen Anstalt zu Gunsten ihrer

ferneren segensreichen Wirksamkeit auch weitere Freunde und Gönner zu gewinnen. L.

Karsch, Prof. Dr. Grundzüge der praktischen Pastoralmedizin. Ein Handbuch für Seelsorger. — VI u. 167 S. Paderborn, Ferd. Schöningh. 12½ sgr.

Es ist der verdienstvolle Herausgeber der in katholischen Kreisen ziemlich verbreiteten Zeitschrift *Hygea*, einer „populären medizinischen Zeitung zur Belehrung und Unterhaltung für Gebildete beiderlei Geschlechts, insbesondere den Geistlichen, Lehrern und Erziehern gewidmet“ (redig. von Dr. Karsch, Prof. in Münster, und von Medicinalrath Dr. Schwarz, in Sigmaringen), der in diesem Büchlein die Quintessenz seiner praktischen Erfahrungen und wissenschaftlichen Studien zum Besten des geistlichen Standes zusammengebrängt und zu einer Reihe beachtenswerther Winke und Rathschläge für einen nicht unwichtigen Nebenzweig der Seelsorge gestaltet hat. Er hat dieß im Sinne und auf dem Standpunkte der jetzt weit und breit herrschenden rationalen physiologischen Medicin gethan, deren Alleinberechtigung sein einleitender Abschnitt: „Die Heilkunst der Gegenwart“ (S. 4—30) gegenüber sowohl der Homöopathie als jedweder Charlatanerie und Kryptiatrik (Geheimmittel-Lehre und -Praxis) auf sichtvolle Weise darthut. In umsichtiger und bescheidener Beschränkung auf das für die seelsorgerliche Praxis Wissenswürdige und Dienliche behandelt er sodann in Abschnitt II die „erste Hälfte in plötzlichen Unglücksfällen und Lebensgefahren“, nemlich bei Blutungen, Verletzungen, Krämpfen, beim Eindringen fremder Körper von außen her, bei Ohnmacht, Stich- und Schlagfluß, bei Scheintod, Vergiftungen und epidemischen Krankheiten. Eine anhangsweise beigegebene kurze Aufzählung der wichtigsten ein pastoral-medizinischen Interesse vorrätig zu haltenden Arzneimittel und sonstigen Rettungsapparate (S. 94 f.) beschließt diesen vorzugsweise interessanten und gehaltvollen Haupttheil des Büchleins. Abschnitt III (S. 96—152) erörtert dann die „Verhütungspunkte der pastoralen und ärztlichen Praxis“; die hierauf bezüglichen Regeln werden unter die drei Gesichtspunkte des seelsorgerlich-medicalen Wirkens a) am Krankenbette, b) in der Schule, und c) in der beichtväterlichen Praxis vertheilt; die letztere Rubrik begreift u. a. auch die auf die Behandlung der Laster der Trunksucht und der Onanie bezüglichen Vorschriften und Rathschläge in sich. Zum Schluß wird in Abschnitt IV (S. 153—165) noch kurz von der „Sorge

des Geistlichen für seine eigne Gesundheit“ (und zwar sowohl im Allgemeinen, wie mit specieller Beziehung auf den Krankendienst, das Beichtsitzen und Predigen) gehandelt. — Das anziehend geschriebene und praktisch ungemein brauchbare Büchlein übertrifft, sowohl wegen seiner gehaltvollen Kürze und klaren Uebersichtlichkeit, als auch wegen seiner Conformität mit dem neuesten Stande der medizinischen Wissenschaft, alles was früher von römisch-katholischen Autoren über denselben Gegenstand veröffentlicht worden, auch die vorzugsweise verbreiteten Handbücher von Bering, Machar und Brigger. Aber auch vor den einschlägigen Arbeiten evangelischer Autoren (wie Schreger, de Valenti, Posner etc.) behauptet es unleugbar manche Vorzüge. Wie denn der evangelische Seelsorger von den meisten der darin mitgetheilten Regeln und Rathschläge mit aller Unbefangenheit ganz ebenso gut wie der römische wird Gebrauch machen dürfen.

Hufeland's Macrobiothik oder die Kunst das menschliche Leben zu verlängern. Auf's Neue durchgesehen und mit Anmerkungen vermehrt von Dr. M. Steinthal, 1. pr. Sanitätsrath etc. 4. unveränderter Abdruck. 8. 325 S. Berlin, 1872. Staudt. 25 sgr.

Die bekannte Hufeland'sche, schon im Jahr 1796 erschienene Schrift wird immer noch mit Begierde gelesen. Es liegt darin nicht nur der Beweis, daß das Interesse für diese Sache noch immer fortbesteht, sondern auch daß die Art des Verf.'s diese Frage zu behandeln, trotz aller Fortschritte der Naturwissenschaft in Physik, Chemie und Physiologie, immer noch befriedigt. Und das kann nicht Wunder nehmen; denn über das Leben selbst geben alle wiss. Fortschritte jetzt noch so wenig Aufschluß, wie zu Hufeland's Zeit. Und wenn auch die moderne, materialistische Lehre den Begriff der von den Aelteren angenommenen eigenthümlichen Lebenskraft zu verflüchtigen und in Nichts aufzulösen versucht hat, indem sie in der Lebenskraft nur die Resultante aller im Körperthätigen sonstigen Naturkräfte erblicken will, so ist man dadurch um nichts klüger geworden und wurde an Stelle der bekämpften „Lebenskraft“ nichts Besseres gesetzt, so daß denn immer noch Haller's Ausspruch gilt: „Iris Inn're der Natur bringt kein erschaffener Geist.“ — Wenn man H.'s Betrachtung der Lebenskraft liest, so wird man auch jetzt, nach inzwischen erlangter Kenntniß der chemischen Thatsachen und nach den auf dem elektro-mag-

netischen Gebiet erfolgten Entdeckungen immer noch befriedigt, da das noch unbekannte eigentliche Prinzip alles Lebens, das allen Erscheinungen oder Wundern des täglichen Naturlebens eigentlich zugrundliegende jetzt noch wie damals Voraussetzung bei aller Erklärung bleibt und immerhin mit dem Wort „Lebens-

kraft“ noch bezeichnet werden kann. Was aber das Nützlich = Diätetische der Inseland'schen Theorie betrifft, so kann diese, weil naturgemäß, auch jetzt noch als mustergültig gelten und wird nur im Einzelnen, nicht im Ganzen noch ein medizinischer Umschwung möglich sein. B. G.

III. Referate aus Zeitschriften.

Preussische Jahrbücher herausgegeben von S. v. Treitschke und W. Mehrenpennig. Januar u. Februar 1872.

Das Januarheft eröffnet ein Aufsatz Wilhelm Scherer's in Wien über „die deutsche Sprach-einheit.“ Seine Art zu skizzieren, wie zur Vorträge zu reizen, wird die meist wörtliche Aushebung der Hauptsätze dienen: Die Sprache ist nicht nur das theuerste Abbild des Volkstums, sondern auch eine bildende Kraft des Staatslebens; sie einigt Kraft und zwar als Schriftsprache. Diese ist das Merkmal des Volkes. Unsere Schriftsprache ist ein Erzeugniß des altdutschen Kaiserthums und das neudutsche Kaiserthum ist ein Erzeugniß der deutschen Schriftsprache und ihrer Literatur. Die Hofsprache Karls des Großen der Anfang einer Gemeinsprache — seine Monarchie veranlaßt eine deutsche Schriftsprache — auch unter Ottonen, Salern, Staufern gibt die Hofsprache allen Mundarten einen einheitlichen Stempel — doch hat diese süddeutsche Sprache nicht Einfluß auf die mitteldeutsche und niederländische. Nach dem Fall der Staufern riß mit dem politischen Particularismus auch sprachlicher ein: An dem Hof der Luxemburger, auf den Reichstagen, in der kaiserlichen Kanzlei der Habsburger — unter der Einwirkung der Buchdruckerkunst — macht sich wieder ausgeglichenes Streben geltend: doch erst „Luthers Bibel war die entscheidende That zur Begründung einer einheitlichen deutschen Cultur und Sprache“; — er zuerst hat — was 7 Jahrhunderte vergeblich erstrebt wurde, — die spröden Nordachsen für gemeinschaftliches geistiges Interesse gewonnen. Nach ihm bleibt der stetige Fortschritt eines einheitlichen Volks ungehindert — mitten unter den politischen und religiösen Kämpfen. Die Grammatiker (Schottelius und Gottsched) welche es fixieren, überliefern das Organ, mit dem Lessing, Goethe u. unter Anregung des gleich stetig fortschreitenden Preußens die Cultur, die Sprache

schaffen, welche Voraussetzung für das neue Kaiserthum ist.

Wir müssen uns versagen, weiter zu referieren, in wiefern diese heutige Sprache nun die Einheit und Mannigfaltigkeit unsers Volkes, seine religiöse Eigenthümlichkeit, seine historische Bildung, sein Verhältniß zu fremder Bildung u. A. wieder spiegelt.

S. Baumgarten versucht in dem Aufsatz über Herder an Georg Müller (diese Nummer enthält nur die erste Hälfte) einen Beitrag zu der streng historischen Betrachtung zu geben, die diesem Heroen des 18. Jahrh. noch am wenigsten geworden sei und zwar durch Beleuchtung seines Verhältnisses zu Georg Müller, dem Bruder des berühmten Historikers. Aus Briefen Herders und seiner Frau an diesen begeisterten Verehrer, der nach Absolvierung der Universitätsstudien sich Herders persönliche Leitung erbat und in Weimar empfang, geht hervor, wie Herder nicht (so. Gettner) „als Geistlicher, als Prediger sich unglücklich fühlte“, vielmehr dies Predigen noch lieber als die literarische Production übte, sondern nur unter der Last äußerlicher Amtsgeschäfte litt — ferner, daß die außerordentliche Anspannung, mit der er sich erst zu dem ihm entsprechenden Beruf hindurchringen mußte, mit der er producirt, eine nervöse Ueberreizung herbeiführte. Seine ihm ganz congeniale Frau steigerte, gerade weil sie auf jede seiner Meinungen mit ganzer Lebhaftigkeit einging, auch seine Depression, seinen Unmuth, der allerdings durch seine Umgebung genährt wurde; — auch sie, wie Herder, war die letzten Jahre seines Lebens von körperlicher und geistiger Uebermüdung heimgegriffen.

„Ein Ausflug nach Kleinasien und Griechenland,“ ein Stück aus einer in der archäologischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Rede von E. Curtius, berichtet übersichtlich und vorläufig über den Gewinn einer Herbstferienreise, die er in Be-

gleitung eines von Kaiser Wilhelm beigegebenen Generalsstab-Officiers und anderer Kunstfreunde oder Gelehrten 1871 unternommen hat.

D. Hartwig gibt die erste Hälfte eines historischen Rückblicks auf das Verhältniß von „Italien und Rom“ in den Jahren 1856–70. Das Verhältniß zu Rom war für den italienischen Einheitsstaat das größte Hinderniß. Das Memorandum der Wiener Congressmächte, welche 1831 die Curie zu Reformen im Kirchenstaat aufforderte, blieb erfolglos — auf Pius IX. kurze Annäherung an die gemäßigte Partei italienischer Patrioten folgte unter Oesterreichs Unterstützung eine alle Verbesserung abweisende Reaction ohne jeden positiven neuen Gedanken. Gr. Cavour's Denkschriften von 1855 an Napoleon, seine Verhandlungen 1856 u. 57 mit den Regierungen von London und Paris versuchten nun vom patriotischen Standpunkt Lösung der römischen Frage; — die österreichischen Hemmungen, deren Ueberwindung im Krieg von 1859, die provisorischen Zustände, die der Friede von Villafranca schuf und der Anschluß der Romagnaten September 1859 werden auf Grund zuverlässiger Quellen besprochen.

In dem Aufsatz „zur Kriegsgeschichte 1870–1871“ wird auf das rühmendste besprochen: „Die Operationen der deutschen Heere von der Schlacht bei Sedan bis zum Ende des Krieges — nach den Operationsakten des Großen Hauptquartiers dargestellt von Wilhelm Blume, Königlich Preussischem Major im Großen Generalstabe.“ Die große Bedeutung der Schrift liegt darin, daß hier ein Eingeweihter objectiv auf Grund der Acten der Operationskanzlei des deutschen Hauptquartiers eine Uebersicht des Krieges giebt, wie er sich dem Hauptquartier vom Vormarsch nach Paris an bis zur Entwaffnung der Armee Bourbaki's dargestellt hat; die einheitliche Leitung verschiedener Armeen auf verschiedenen Schauplätzen von Einem Centralpunkt aus tritt deutlich entgegen.

H. v. Treitschke theilt den Wortlaut mehrerer Briefe mit, die Napoleon 1804 aus Deutschland als Glückwunschschreiben erhielt. Ein Kurfürst Karl Friedrich von Baden und ein Bremer Bürgermeister Lampe, sowie ein Augsburger Senat weitestern in Schmeichelei gegen den neuen Imperator.

Die „politische Correspondenz“ bespricht die Vorlagen der einzelnen preussischen Ministerien von liberalem Standpunkt, doch vielfach abweichend von den gewöhnlichen liberalen Anschauungen. Dr. Leonhardt's Vorlage über die Grundbuchordnung wird empfohlen, gegen die liberale Fiskalpolitik allein Einkommensteuer zu erheben werden vielfache gewichtige Bedenken ausgesprochen — die Abneigung des Grafen Ikenflitz gegen Kanalbauten bekämpft — Ueberhäufung der Beamten mit Arbeiten (s. Th. aus Knauferei hervorgegangen) wird als Hauptgrund der vielen Eisenbahnunfälle hingestellt.

Die „Notizen“ enthalten eine warme Empfehlung von Prof. Friedrich's Tagebuche, während des Concils geführt.

Februar. — Die zweite Hälfte von Baumgartens Aufsatz über Herder und G. Müller bringt gleich wichtige Berichtigungen des bisherigen

Urtheils über Herder wie die erste. Als weiteren Grund zu der mißrathigen deprimirten Stimmung Herders in späterer Zeit weist B. seine Abneigung gegen das Weimarer Hofleben, finanzielle Verlegenheit, seinen Gegensatz gegen Schillers ästhetische und die Jenerser philosophische Richtung nach. Gegen Schiller vertrat H. die Gesundheit des sittlichen Strebens, die Wärme des patriotischen Sinnes. Die Meinung, daß gerade H. am meisten unpatriotischen Humanismus vertrat, dürfte B. für immer aus H. Humanitätsbriefen, Gedichten und Briefen an Müller widerlegt haben — rieth er letzterem doch unter den widrigsten Verhältnissen seiner Vaterstadt Schaffhausen auszuharren, weil es seine Bürgerpflicht sei. Ergötzlich ist der Nachweis, wie die Hauptstelle, aus der 'Gervinus' jenen unpatriotischen Kosmopolitismus Herders herausliest, gerade das Gegentheil beweist. B. rühmt an H. mit Recht, daß er die Seiten damaliger Zeit erkannt habe, „die durch dieselbe in besonderes Licht gesetzt wurden“.

Hartwig legt in der zweiten Hälfte (Italien und Rom 1850–70) die wechselvollen Beziehungen zwischen dem Reiche Victor Emmanuel's u. Rom seit dem Abfall der Romagna vom Kirchenstaat bis zur Einverleibung des Patrimonium Petri und der Hauptstadt in jenes dar. Die mitgetheilten Aeußerungen der handelnden Personen (unter denen Hartwig Cavour und Ricaforti am wärmsten behandelt) veranschaulichen, wie sehr der Starrsinn der römischen Curie, die immer eifersüchtigere Freundschaft Napoleons, das Ungeheuer der Revolutionspartei die Einigung Italiens erschwerte und allein der Tag von Sedan die italienische Regierung ermunterte Rom zu nehmen, was sonst ohne und gegen sie die Revolutionäre gethan haben würden. Zuletzt motivirt Hartwig die Intentionen des italienischen Ministeriums und Parlamentes mit dem Befehl, welches dem Papste Souveränität und der Kirche in Italien Unabhängigkeit garantierte. Gewiß wird gegenüber der Unversöhnlichkeit der Curie und den nur vertagten französischen Gelisten in Italien eingzugreifen „der deutsche Staat das letzte Wort über die weltliche Herrschaft der Curie mitzusprechen haben.“

Abiches beleuchtet: „Das Rechtsstudium und die deutschen Universitäten“. Er fordert neuen Studienplan, da nach dem gegenwärtigen der anfangende Student sich in eine ganz fremde Welt versetzt sehe, — die Verbindung des freien Vortrags mit Frage und Antwort — Unterbrechung 2jähriger Studienzeit durch practischen Dienst und Fortsetzung in einer auf die wissenschaftliche Methode abzielenden Richtung, sowie endlich theilweise Besetzung der academischen Stellen durch Practiker. Zunächst wünscht Abiches von der deutschen Regierung in Straßburg neuen Studienplan eingeführt, ein Seminar gegründet und Practiker zu Universitätslehrern herangezogen zu sehen.

Trübchums am 9. November 1871 in der Tübinger Aula gehaltene academische Antrittsrede führt klar und einischtschallend aus, wie das neue deutsche Reich nicht nur die größte Macht besitz, sondern auch die größte Freiheit gewährt. Er betont, wie viele liberale Vorurtheile jetzt überwunden seien — so gleich der seit 200 J. im

liberalen Kathedismus der Engländer und Amerikaner stehende Satz, ein stehendes Heer in Friedenszeiten sei Grab der politischen Freiheit. Die Doppelbedingung, die er für gute Gesetze aufstellt, daß die herrschende Partei als gut anerkenne, wenn sie die regierte wäre und der regierten als notwendig erschienen, wenn ihr die Regierung in die Hand fiele, weist er im deutschen Reich als am meisten unter allen Reichen erfüllt nach. Ähnlich zeigt er, daß Polizei, Ueberwachung der berechtigten communalen Selbstverwaltung durch den Staat nicht zur Einschränkung, sondern Sicherung der politischen Freiheit führe. Er rühmt mit Recht die sittliche, intellektuelle Thätigkeit des deutschen Volkes als große Gewähr, daß es seine Freiheit nicht werde antasten lassen; — doch von der höchsten Gewähr dafür, der lebendigen Durchbringung unsers Volkes mit christlicher Wahrheit und Gesinnung weiß er nichts — vermißt nur noch eifrigeres Studium der Staatskunde.

Zuletzt steht Treitschke's fesselnder Aufsatz über die Aufgaben des neuen Cultusministers. Er verschmäht dem gestürzten v. Mähler einen Fußtritt zu geben, begrüßt aber seinen Rücktritt als hoch erfreulich, wenn er auch die daran geknüpften Hoffnungen der Liberalen nicht zu hoch zu spannen mahnt. Er findet die kirchliche Strömung noch zu übermächtig und bezeichnet in der Störung des Friedens zwischen Kirche und Staat zunächst als genügend, wenn rechtlich das Verhältniß zwischen beiden geregelt, in der Schule die „friedliche Eröberung des Staates“ unter Friedrich dem Großen gesetzlich wiederhergestellt und für Kunst und Wissenschaft umfänglich und freigeig geordert werde.

Den Aufsätzen folgt eine Correspondenz aus Wien, die „politische Correspondenz“, welche sonderlich das „liberale“ Vorgehn Bismarck's in der Schulinspektion doch mit sehr wenig liberalem Urtheil über das Verhalten der Konservativen, bespricht — dieser als einer berechtigten Partei so gar nicht gerecht zu werden vermag. Trendelenburgs vermischte Schriften und 2 neue elsfässige Bücher: „Straßburger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter“ und Rathgebers: „Straßburg im sechzehnten Jahrhundert“ werden empfohlen.

Historische Zeitschrift, von H. v. Sybel.

Das erste Heft des 14. Jahrganges der historischen Zeitschrift von Sybel bringt zunächst einen Aufsatz von A. Beer: „Analecten zur Geschichte der Revolutionszeit.“ Er glaubt die mannigfachen Wandelungen der österreichischen Politik von 1791 u. 92 aus der Kreuzung der kaiserlichen Bestrebungen durch die des Fürsten Kaunitz erklären zu können. Während dieser allein aus der auswärtigen Politik seine Gesichtspunkte nahm, verlässigste Leopold auch die innere Lage seiner Staaten, war frei von den Vorurtheilen des Fürsten. Gegen dessen Rath vollzog er die Ausöhnung mit Preußen (Reichenbach). Indem dann Beer aus den Briefen beider Männer Leopolds Verhalten in der polnischen Angelegenheit beleuchtet, kehrt er die Controverse zwischen Hermann und Sybel über dieselbe und vergift darüber den Widerstreit oder das Zusammengehn des Kaisers und Staatskanzlers hier zu präcisieren. Deutlich

erweist er den Unwillen des Letzteren über den Gang der Zuli-Conferenzen in Mainz 1792, der ihnen vorausgehenden Vorverhandlungen zwischen dem österreichischen und preussischen Cabinet und die folgende Wiener Minister-Conferenz vom 5. Sept. Beer benutzt den Briefwechsel von Reuß und Spielmann, welche an jenen Vorverhandlungen mitwirkten, Protokolle jener Zuli-Conferenzen und der Minister Sitzung. Die Beilagen geben die bezüglichen wichtigen Briefe zwischen Fürst Kaunitz und Leopold, wie Franz.

H. Hirsch bespricht zwei Jahre des siebenjährigen Krieges (eigentlich noch mehr: von der Schlacht bei Reuthen bis zur Ryswyker Contre-Declaration (April 1760) auf Grund des epochemachenden Werkes von Schäfer, dessen Vorzüge: treue Forschung, solide Verarbeitung, Begründung eines objectiven Urtheiles er nicht besser erhärten zu können glaubt, als durch Bericht über neue Anschauungen, die Schäfer gibt. Er zeigt, wie bei ihm das durch Pitt vermittelte Bündniß zwischen England und Preußen, die Leistungen beider Mächte und der Gegenmächte in diesen Jahren des hier erst recht in seiner universalen Bedeutung gewürdigten Krieges klar hervortreten. Dies Referat zeichnet sehr lichtvoll die treibenden Mächte jener Zeit.

A. Brückner gibt einen Beitrag zur Geschichte der orientalischen Frage, indem er Russlands Politik am Mittelmeer auf Grund des Tagebuchs Thrapowitzkys, des Geheimsehreibers Catharinens, bezüglicher Instructionen derselben, gleichzeitiger Petersburger Zeitungen, Biographien von Potemkin und Ushakow beleuchtet. Man sieht, mit welcher Leidenschaft jene Kaiserin stets, sonderlich 1788. 89 danach strebte die Türken aus Europa zu verjagen, einem russischen Großfürsten im Bosphorus ein Reich zu schaffen. Mit Oesterreich, wie allen italienischen Staaten wurden Bündnisse abgeschlossen, eine weitverzweigte russische Propaganda war unter allen christlichen Unterthanen der Pforte geschäftig, der Krieg gegen diese als ein Kreuzzug zur Befreiung jener darzustellen, russische Agenten und Offiziere schürten und warben in Triest und Syracus; aber da die russische Flotte, die schon in Konstantinopel fertig lag und durch die Straße von Gibraltar in das mittelländische Meer fahren sollte, durch die von Catharina nicht genug beachteten schwedischen Feindseligkeiten zurückgehalten wurde, versanken alle jene Vorbereitungen ohne bedeutenden Erfolg.

B. Maurenbrecher bespricht „neuere Erscheinungen der Lutherliteratur“. Eine wissenschaftliche Biographie Luthers — schärft er ein — ist noch nicht geschrieben, auch noch nicht zu schreiben, bevor kritisch die Ueberslieferung gesichtet (Zürgens z. B. hält gar nicht gleichzeitige und spätere Angaben auseinander), der historische Zusammenhang der Theologie Luthers noch umfassender als von Köstlin und Ritschl (Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung) erfordert, durch noch eingehendere Benutzung der gleichzeitigen römischen Literatur ein weit größeres „Niedestal“ für Luthers Standbild gewonnen ist. M. bezeichnet die Monographien von Leidemann, Säger, Kampfschulte, Vorreiter als gute Beiträge — unter den Charakteri-

siften nennt er die von Häuser „viel gelesen und bewundert“, empfiehlt weiteren Kreisen die von Freitag und Thiersch, lobt an Vilmar „daß er die unmittelbar religiöse Natur des Kirchenreformators mit unübertroffener Energie zum Ausdruck gebracht hat.“ Am ausführlichsten weist M. an Lang und Schenkel neuften Lutherforschern nach, wie wenig sie den historischen Forderungen genügen. Jener tadelt den Reformator, daß er 1522 anders aufgetreten, als er 1520 sich ausgesprochen, ohne zu erwägen, wie wenig die Verhältnisse das von Lang geforderte Auftreten gestatteten; und ebenso unhistorisch legt Schenkel Luthers Worten Gedanken des heutigen Protestantenvereins unter, die ihm fern lagen — hierin nicht besser als die orthodexe Auffassung, die nach anderer Richtung hinein-interpretirt. Wir vermissen die Erwähnung von Harnack Theologie Luthers I, und Blitt Einleitung in die Augustana I, welche eine aus den Quellen geschöpfte Darstellung der Geschichte der evang. K. bis 1530 enthält. Lämmer's vortribentische Theologie berücksichtigt eingehend die gleichzeitigen römischen Theologen.

Auf Mantes überaus interessante Rede über Gervinus weisen wir nur hin — kein Referat kann den Reiz sie zu lesen, den jeder verspüren wird, verstärken.

Es folgt der Literaturbericht — Nachträge zu einem früheren Aufsatz der Zeitschrift über „die politische Poesie Englands zur Zeit von 1640—60 von Stern“ — der Secretariats-Bericht über die 12. Plenarsitzung der historischen Commission in München — endlich die Bibliotheca Historica von Müllener.

„Im neuen Reich“ von Dove.

Nr. 9. W. Lang rühmt in dem Aufsatz über „Danteliteratur in Deutschland“, die jüngste Arbeit über Dante von Rotter („Dantes Comödie übersetzt und erläutert. Die Hölle. Stuttgart, 1872), welcher eine gereimte Uebersetzung in Terzinen erstrebt, als ein Meisterwerk, tritt aber zugleich den Klagen der Deutschen Dante-Forscher und Uebersetzer, daß die Deutschen dem großen Dichter nicht hinreichend Theilnahme bewiesen, entgegen, weil Dante trotz aller Versuche politischer Deutung seitens der Italiener und Deutschen doch als Römer fern stehe, nicht auf, sondern unter und über der Erde Gestalten entwerfe zc. Durchbricht er freilich vielfach den mittelalterlichen Kreis, zeigt er Talent für realistischste Beobachtung und Darstellung, so erscheint Lang doch in Deutschland Fleiß und Gedankenarbeit genug, wenn nicht zu viel verwandt, um ihn dem deutschen Volk näher zu bringen. Als Pfeisiderers Arbeit von 71 über die Comödie sei Beweis, daß sich das große Publikum zunächst nichts Neues zu sagen sei.

Der „Ursprung der Schwurgerichte“ wird nach dem durch Methode wie Resultate gleich bedeutenden Werke des Lemberger Dr. Brunner „Die Entstehung der Schwurgerichte“ Berlin, 1871 beleuchtet. Keime im fränkischen Recht zur karolingischen Zeit — die sogenannte Inquisition — wurden von den Normannen in ihrem Herzogthum und später in England zur Jury entwickelt.

Nr. 10. Die Skizze „deutscher Geschichte-

schreiber im Reformationszeitalter“ beginnt Sorawitz mit dem Nachweis der Aehnlichkeit dieser und unserer Zeit. Wie jetzt, suchten auch damals die Historiker als Pioniere des Patriotismus die Deutschen über ihren Werth und ihre Geschichte aufzuklären, so der Elßäßer Wimpfeling, die Schwaben Bebel und Peutingger, der Badenser Franz Friedlieb (Zrenicus) und vor allen Beatus Rhenanus, der mit dem patriotischen Streben jener — philologische Schulung und strenge Unparteilichkeit verband. Ihre Einwirkung auf das Volk hinderte, daß sie lateinisch schrieben.

In dem Aufsatz: „Herr von Reineck“ gibt Strider einen anschaulichen Beleg für die „beklagenswerthe Zustandsverfassung des deutschen Reiches“ um die Mitte des 18. Jahrh. Der Proceß betrifft die Entföhrung der Tochter des aus Göthe's „Wahrheit und Dichtung“ bekannten Frankfurters Friedrich Ludwig von Reineck.

Nr. 11. Der „deutschen Naturforscherverammlung“, die im September d. J. in Leipzig, wo sie vor 50 Jahren auf Olen's Anregung gegründet wurde, zusammengetreten wird, rath Dove sich die Frage vorzulegen, ob und unter welchen Bedingungen ihr Dasein noch ferner Bedürfnis sein werde. Stellte sie einst, wie A. v. Humboldt 1828 in der Eröffnungsrede der Berliner Versammlung sagt, das Bild des gemeinsamen Vaterlandes dar, so ist dies Symbol gegenüber der neu hergestellten politischen Einigung unnöthig und die wissenschaftliche Förderung, an sich nicht Sache großer Versammlungen, tritt hinter der sich immer breiter machenden geselligen Seite zurück.

Auf „das Mosaik von Pesarò“, welches schon 1866 aufgedeckt ist, aber in Deutschland noch nicht recht beachtet sei, weist Engelmann aus Rom durch genaue Beschreibung desselben mit seinen Pfauen, Fischen, Hirschen, Schiffen, Centauren zc. hin. Hauptächlich der Inschriften wegen, in denen er leoninische Verse erkennt, glaubt er, daß es im 9. oder 10. Jahrhundert entstanden sei.

„Deutschlands besondere Mission in der Kirchenfrage“ sieht Rümelin in der vollkommenen Durchführung des paritätischen Staates, und für diesen fordert er Trennung von der Kirche. Er hält für nöthig, daß der Staat Ehe, Schule, Civilstandsregister ganz an sich ziehe (nur kirchliche Schulen als private dulde), den landeskirchlichen Summeepiscopat, Ernennung der Geistlichen und Kirchenbehörden aufhebe, das kirchliche Vermögen den Kirchengemeinden übergebe — Ausbildung der Geistlichen, die ganze innere Verfassung, Lehre zc. der Kirche selbst überlasse — sonderlich geeignet die Bedingungen feststelle, unter denen er Religionsgenossenschaften dulden kann. — Rümelin irrt, wenn er andeutet, die evangelischen Confessionellen widerstrebten solcher Trennung — sie ersehnen selbständige Bewegung, und andererseits ist zu deren heilsamer Durchführung noch anderes als Staatsflüchtigkeit nöthig, für welche er diese Aufgabe nicht zu schwer hält.

E. v. L. bespricht die „Betrachtungen über die Befestigungen großer Städte“ von dem vor Straßburg gefallenen Ingenieur-Hauptmann Herzberg, welche die Nothwendigkeit derselben ganz evident erwiesen, aber doch nicht selten zu allgemein

gehalten und nicht von Uebertreibungen frei seien. E. v. P. fordert nur einige große Festungen an den Hauptverbindungsweegen an der feindlichen Grenze.

„Ein neues Leben Jesu.“ Von Reim rühmt Hansrath, daß er Heß und Herder ähnlich, welche hinter den ästhetischen Anforderungen der Zeit nicht zurückbleiben wollten, strenge Geschichte — „und zwar im großen Style“ schreibe. Doch die Gläubigen werden nicht, wie H. meint „das Selbstbewußtsein Jesu und die dasselbe erfüllenden Vorstellungen „congenial“ gezeichnet finden.

Der Artikel über „Reichs-Preßgesetz“ warnt auf Grund dessen, was über eine Vorlage beim Bundesrath verlautet, zu viel von demselben zu hoffen.

Löwenberg findet das deutsche Interesse an der Moscauer, Juni d. J. stattfindenden Industrie-Ausstellung darin, daß die deutschen Industriellen, wenn sie auch bei den geringen Leistungen russischer Industrie weniger Nachahmungswerthes als in London und Paris, so desto größeren Markt als irgendwo für Absatz ihrer Fabricate finden würden.

Die „Berichte aus dem Reich“ betreffen in allen 4 Nummern die Debatten des preussischen Landtages über das Schulaufsichtsgesetz — über den Entwurf für ein heftiges Conkistorium — die Reformberichte der württembergischen Kammer (9) das Gesandtschaftsrecht in derselben (10) — die preussischen Preßverhältnisse (10) — Stübe, Land-

schaftlich-Confessionelles aus Donabrück — gute Ausichten im Reichsland (12). — Berichte über das Ausland — die Alabamafrage — Lord Mayo — zur niederländischen Culturgeschichte (10) — James Gist ein Muster des Newyorker Schoddythums (11) — von der Wiener Hochschule — anticlericale Wuth daselbst — die problematische Situation in Frankreich (12).

Quarterly German Magazine, a Series of Popular Essays on Science, History and Art. 1872. Nr. 1. Berlin, C. G. Lüderitz (Carl Habel). Pr. 3 sh. (1 thlr.).

Mit diesem ersten Quartalhefte des 1. Jahrgangs dieser Vortrags-Sammlung (vgl. Allg. lit. Anzeiger, Febr. 1872, S. 148) setzt die betriebame Lüderitz'sche Verlagshandlung ihr beachtenswerthes und in mehrfacher Hinsicht verdienstliches Unternehmen, der britischen Lesewelt eine Auswahl des Besten aus der Virchow-Holzkendorff'schen Sammlung in eleganter englischer Uebersetzung zu bieten, mit gesundem Tacte fort. Das Heft enthält, gleich dem im Nov. v. J. erschienenen ersten, drei Vorträge, nemlich Alb. Dürer von H. Grimm, Ludw. van Beethoven von E. Raumann und „Eroberungen und Eroberungsrecht“ („The Right of Conquest“) von Fr. v. Holzkendorff. Weber die sprachlichen Leistungen der Uebersetzer, noch die äußere Ausstattung lassen irgendetwas Wesentliches zu wünschen übrig.

IV. Kurze Literaturberichte.

Theologie. *)

Kirchengeschichte.

Sauer, Dial. Dr. Theod., Geschichte der christl. Kirche für Schule und Haus. 2. verm. und verb. Aufl. Dresden, R. Kuntze. 1 thlr. 15 sgr.
+ Kraus, Dr. F. K., Lehrbuch der KGesch. für Studierende. 1. Heft: Altkristl. Kirchengeschichte. Trier, Pütz. 20 sgr.

+ Patrum, Sanctorum, Opuscula selecta ad usum praesertim studiosor. theol. Ed. et commentariis auit Prof. Dr. H. Hurter.

*) Die Werke römisch-katholischer Autoren sind mit +, diejenigen jüdischer mit * bezeichnet.

vol. 16. (S. Aur. Augustini. Enchirid. ad Laurentium; S. Fulgentii Ruspensis de fide s. de regula verae fidei ad Petr. lib.). Innsbr., Wagner. 9 sgr. (vol. I—XVI. 3 thlr. 5 sgr.).

Reifferscheid, Aug., Bibliotheca patrum latinorum italica. 2. Bd. 2. H.: IV. Die Bibliotheken Piemonts. Wien, Gerold's Sohn in Comm. 26 sgr.

Menzel, Karl Adf., Religion und Staatsidee in der vorchristl. Zeit und die Frage von der Unfehlbarkeit der bibl. Bücher in der christl. Zeit. Aus des Verf. Nachlasse hersg. in einer Lebensbeschr. v. A. Menzels von G. Wuttke. Leipz., C. Fleischer. 1 thlr. 20 sgr.

Philaret, Erz., Geschichte der Kirche Rußlands.

- 2 Thle. Deutsch von Blumenthal. Frankfurt a. M., J. Bär. 3 thlr. 20 sgr.
- Demetracopulos, A. C.**, Graecia orthodoxa, s. de Graecis, qui contra Latinos scripserunt et de eorum scriptis (in neugriech. Sprache). Leipzig, Vist und Franke. 1 thlr.
- Frommann, Theod.**, Krit. Beiträge zur Geschichte der florentinischen Kirchenreinigung. Halle, Waisensbuchhdlg. 1 thlr. 10 sgr.
- Baur, A.**, Deutschland in den J. 1517—1525. Betrachtet im Lichte gleichzeitiger anonymen u. pseudonymer deutscher Volks- und Flugschriften. Ulm, Stettin. 2 thlr.
- Schober, H. E.**, Geschichte der ev.-ref. Gemeinde in Schmelm. — Schmelm, Scherz. 7½ sgr.
- Koniedel, D.**, Geschichte der Reformation in Polen. Bresl., Dülfer. 18 sgr.
- Schmidt, Lic. Pfr. Clem. Gottl.**, Geschichte der Predigt der evangl. Kirche Deutschlands von Luther bis Spener, mit einer Reihe v. Biographien und Charakteristiken. Gotha, F. A. Perthes. 1 thlr. 10 sgr.
- Dehio, Dr. Geo.**, Hartwich v. Stade, Erzbischof v. Hamburg-Bremen. Göttingen, Vandenhoeck u. Rupr. 20 sgr.
- Krabbe, Conf.-R. Prof. Dr. D.**, Kaiser Karl V. und das Augsb. Interim. Vortrag. Rostock, Stiller. 7½ sgr.
- +Küh, Bish. Dr. Andr.**, Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargef. 10. (Schluß-) Bd. Von 1746—1798. Freib. i. Br., Herder. 2 thlr. 12 sgr.
- +Kosenthal, Dav. Aug.**, Convertitenbilder aus dem 19. Jahrh. 1. Bd. 2. Abthlg. Deutschland I. — 2. verb. u. verm. Aufl. Schaffhsn., Hurter. 2 thlr. 3 sgr.
- Baur, Wils.**, Geschichte- und Lebensbilder aus der Erneuerung des relig. Lebens in den deutschen Befreiungskriegen. 3. Aufl. 2. Bd. Hamburg, Raubes Haus. à 1 thlr. 15 sgr.
- Theobald Kittel, E. evang.**, Lebensbild aus der letzten Hälfte des 18. Jhds. Von L. E. Weisenburg 1871 (Straßbg., Schmidt). 12 sgr.
- Börschenstein, Pfr. J.**, Johannes Biel, Diaconus, Schulinspector, Hofrath († 1830). E. Lebensbild, nach Briefen entworfen. Schaffhsn., Hurter. 8 sgr.
- Wilkens, E. A.**, Friedrich Mallet, Past. prim. zu S. Stephan in Bremen. E. Biographie zur Stärkung des Glaubens. Bremen, Müller. 1 thlr. 20 sgr.
- Knapp, weil. Stadtpfr. Alb.**, Leben von Ludw. Hofacker, weil. Pfr. zu Melingshsn., mit einer Auswahl aus seinen Briefen. 4. durchgesehene Aufl. Seidelb., Winter. 24 sgr.
- +Bauerle, Der hl. Alphonsus Maria v. Liguori**, als Lehrer der Kirche in seinen Werken. Systemat. Darstellg. seiner Werke als Fingerzeig für kathol. Priester und Studierende der Theol., u. Beitrag zu seiner Ernennung zum Dr. Ecclesiae. Regensburg, Manz, 12 sgr.
- Missionsbilder.** 10. Heft: Madagaskar. Stuttgart, F. F. Steinlopf. 7½ sgr.
- Missionsgeschichte in Fests. (von Past. Schwartzlopf).** 6. Heft: Allen Gardiner, oder: im kalten Süden. Berl., Wiegandt und Grieben in Comm. 1½ sgr.
- +Werner, Prof. Dr. Karl**, Die Religionen und Culte des vorchristl. Heidenthums. E. Beitr. zur Geschichte und Philosophie der Religionen. Schaffhsn., Hurter. 1871. 3 thlr. 10 sgr.

Naturwissenschaften.

Astronomie u. math.-phys. Geographie.

Cotta, geologische Bilder, 5. Aufl. Leipzig, Weber. 1½ thlr.

Falb, Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulcanausbrüche (Schluß). 8. Lief. Graz, Leskam Josefsthall. ½ thlr.

Klein, popul. astron. Encyclopädie. Astr. Handwörterbuch für Freunde der Himmelskunde. Berlin, Grieben. 2½ thlr.

Masch, Grundzüge der Witterungskunde. Wien, Jaesch u. Fridt. 26 ngr.

Meyer, das Alter der Erde. Berlin, Calvary u. Co. ¼ thlr.

Nordpolarfahrt, die zweite deutsche, 1869, 70. Vorträge u. Mittheilungen, herausg. v. d. Verein f. d. deutsche Nordpolarfahrt zu Bremen. Berlin, Reimer. 15 ngr.

Pfaff, die vulkan. Erscheinungen. München, Oldenbourg. 24 ngr.

Schiaparelli, astron. Theorie der Sternschnuppen. Uebers. v. G. v. Boguslawsky. Stettin, v. d. Nahmer. 2½ thlr.

Studer, über Eis und Schnee. Die höchsten Gipfel der Schweiz und die Geschichte ihrer Besteigg. 3. Abth. Bernina. Bern, Dalp. 1 thlr.

Waters, klimatolog. Notizen über d. Winter im Hochgebirge. Basel, Richter. 17½ ngr.

Weiß, Discuss. der während der totalen Sonnenfinsterniß am 16. Aug. 68 angestellten Beobachtungen zc. Wien, Gerold's Sohn. 1 thlr.

Davies, the meteoric theory of Saturn's Rings, considered with reference to the Solar Motion in Space. Berlin, Asher & Co. 3 thlr. 4½ ngr.

Tyndall, hours of exercise on the Alps, a Collection of scattered essays. Leipzig, Löwe. 3 thlr. 22½ ngr.

Whymper, Serambles among the Alps, 1860—69. Including the first ascent of the Matterhorn, and the attempts which preceded. Berlin, Asher. 25 s.

Favre, Etudes sur la géologie des Alpes. Vol. I, le Massif du Meleson et des Montagnes environantes dans le Canton de Fribourg. Basel, Georg. 15 ngr.

Secchi, le soleil. Berlin, Asher & Co.

Wädler, der Himmel. Gemeinfaßl. Darstellg. des Wichtigsten aus d. Sternkunde. Hamburg, 1871. Verensohn.

Chavonne, die Temperatur-Verhältnisse von Oesterreich-Ungarn, dargef. durch Isothermen. Wien, Gerold's Sohn. 1 thlr.

Desor, die Sahara. Basel, Schweighauser. 16 ngr.

Dressel, geognost.-geolog. Skizze der Laacher Vulkan- gegend. Münster, Aschendorff. 16 ngr.

- Förster**, popul. Mittheilgen. zum astron. Theil des 1. pr. Normalkalenders für 1872. Berlin, Berl. des k. stat. Bureau's. 10 ngr.
- Meyer**, Untersuch. über d. physik. Verhältnisse des westl. Theils der Ostsee. Ein Beitrag zur Physik des Meeres. Kiel, Schwes. 8 ngr.
- Pfessl**, die Temperaturverhältn. in d. untersten, die Erdoberfl. unmittelbar berührenden Schicht des Luftmeers. Emden, Hahnel. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Simony**, die Gletscher des Dachsteingebirgs. Wien, Gerold's Sohn. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Weiß**, das Schöpfungssystem od. d. Ursprung u. der indiv. Character der Erde, des Himmels, der Sonne und des Mondes. Berlin, Wiegandt u. Hempel. $\frac{1}{3}$ thlr.
- Crodded**, Abriß der Geognosie des Harzes, Clausthal, Grosse. $\frac{2}{3}$ thlr.
- Herschel**, Sir John, Outlines of Astronomy. 11. edit. Berlin, Asher & Co. 12 s.
- Ansted**, Le monde où nous vivons ou Eléments de Geogr. physique. Lüttich, Juhr-Henne. 10 ngr.
- Grand**, Essais sur le climat de l'Alsace et des Vosges. Mülhausen, Perred. 1 thlr.
- Bessel**, die Beweise für d. Umdrehung der Erde. Berlin, Lüderitz. 6 ngr.
- Hartwig**, das Leben des Luftmeeres. Popul. Streifzüge in d. atmosph. Reich. Wiesbaden, Bistkopff.
- Reppel**, der große Astronom Deutschlands, in seinem Leben, Wirken und Leiden. 2. Aufl. Wien, Hartleben. 5 ngr.
- Quenstedt**, klar und wahr. Neue Reihe popul. Vorträge über Geologie. Tübingen, Laupp. $1\frac{1}{2}$ thlr.
- Reuschler**, Kepler und die Astronomie. Frankfurt a/M. Seyder u. Zimmer.
- Physik, Chemie, Technologie, Industrie.
- Blochmann**, Beiträge zur Geschichte der Gasbeleuchtung. Dresden, Schönfeldt. 1 thlr.
- Cotta**, der Altai. Sein geol. Bau und seine Erzlagerstätten. Leipzig, Weber. 5 thlr.
- Fleischer**, die Titrimethode als selbst. quant. Analyse. Leipzig, Barth. $1\frac{1}{2}$ thlr.
- Kolbe**, erprobte Laboratoriums-Einrichtungen. Leipzig, Winter. 24 ngr.
- Kopp**, die Entwickl. der Chemie vor und durch Laboifizier. München, Oldenburg. 26 ngr.
- Tunner**, üb. d. Eisenindustrie Rußlands. Petersburg, Münz. 12 ngr.
- Vincent**, üb. d. Nutzen der Ent- u. Bewässerung mit Bez. auf d. bremische Gebiet. Bremen, Campe. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Burgh**, a practical treatise on Condensation of steam. Berlin, Asher & Co. 25 s.
- Morfit**, a pract. treatise on the manufacture of Soaps. London, Trübner & Co. 2 st. 12 $\frac{1}{2}$ s.
- Robin**, Traité du microscope. Berlin, Asher.
- Würz**, Leçons élémentaires de chimie moderne. 2. Ed. Berlin, Asher & Co.
- Reinwarth**, üb. d. Steinsalzablagerung bei Staßfurt und die dortige Kali-Industrie etc. Dresden, 1871, Schönfeldt. 10 sgr.
- Zinden**, Ergänzungen zur Phytographie der Braunkohle. Mit 6 lith. Taf. Halle, 1871. Buchh. d. Waisenhauses. $2\frac{1}{2}$ thlr.
- Jahresberichte** üb. d. Fortschritte auf d. Gesamtgebiet der Agricultur-Chemie, begründ. von Dr. Rob. Hoffmann, fortg. von Dr. E. Peters etc. 1868 n. 69. Berlin, 1871. Springer. 5 thlr. 25 sgr.
- Reicheneder**, Aufbereitg. der geschwefelten Goldzerge in den Rocky-Mountains im Colorado-Territorium. 2 lith. Taf. Prag, 1871. Reicheneder in Comm. 20 sgr.
- Stammer**, Jahresber. üb. d. Untersuchungen und Fortschritte auf d. Gesamtgebiet der Zuckerraffination. 10. Jahrg. 1870. Breslau, 1871. Treves.
- Büllner**, Lehrb. d. Experimentalphysik. 3. Bd. Die Lehre von d. Wärme. A. u. d. L.: Die Lehre von der Wärme vom Standp. der mechan. Wärmetheorie. 3. Ausg. 2. umgearb. u. verb. Aufl. 2 thlr. 20 sgr.
- Carl**, die elektr. Naturkräfte, der Magnetismus die Electr. u. d. galv. Strom, mit ihren hauptl. Anwendungen. München, Oldenburg. 24 ngr.
- Cohn**, die Synthese in d. org. Chemie. Breslau, Marcusse u. Berendt. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Frey**, das Mikroskop [u. d. mikrosk. Technit. 4. Aufl. Leipzig, Engelmann. $2\frac{1}{2}$ thlr.
- Hofmann**, Einleitg. in d. moderne Chemie. 5. Aufl. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. $1\frac{1}{2}$ thlr.
- Gruber u. Brunner**, Canalisation oder Abfuhr? Berlin, Wiegand u. Hempel. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Gscheidlen**, Embien üb. d. Ursprung des Harnstoffs im Thierkörper. Leipzig, Engelmann. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Hirsch**, die Fabrication der künstl. Mineralwässer und andrer mouss. Getränke. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. $1\frac{1}{2}$ thlr.
- Hofmann**, die org. Chemie u. die Heilmittellehre. Berlin, Hirschwald. 8 ngr.
- Karsten**, Maß und Gewicht. Berlin, Lüderitz. 6 ngr.
- Laurence**, die optischen Fehler des Auges mit ihren Folgen. Kreuznach, Voigtländer. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Reitenkofer**, Verbreitungsart der Cholera in Indien mit Atlas. Braunschweig, Vieweg. $2\frac{1}{2}$ thlr.
- Reichardt**, d. chem. Untersuchungen der Brunnen und Quellsasser in Bez. auf die Gesundheitspflege. Darmstadt, Fernin. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Reinigung u. Entwässerung Berlins**. 5. Fests. Berlin, Hirschwald. $1\frac{1}{2}$ thlr.
- Dasselbe. Anhang 2. Berlin, Hirschwald. 12 ngr.
- Schlichting**, chem. Versuche einfacher Art. 3. Aufl. Altona. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Versuche** über Desinfection der Spülwaſche von dem Paradenlazareth auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin. Hirschwald, 4 ngr.
- Aureolus Ambica**, Versus memoriales analytico-chemici, oder Anweisung wie die trockne Substanz auf Platin od. vor d. Röhrohr zu behandeln sei. In artige Reimlein gebracht. München, Gummi. 5 sgr.
- Borchardt**, Internationale Sehproben zur Bestimmung der Sehschärfe u. Sehweite. 2. verm. Aufl. Cassel, Freyschmidt. $1\frac{1}{2}$ thlr.
- Burgemeister**, das Glycerin, seine Geschichte,

- Eigenschaften u. Darstellung. Berlin, Nicolai. 12 ngr.
- Dentschrift** üb. d. Wasserversorgung von Stuttgart. Darmstadt, Jonghaus. 28 ngr.
- Franz**, Uebersicht der Eisen-Industrie und des Eisenverkehrs Deutschlands in den Jahren 1860/69. Leipzig, Baumgärtner. 5 ngr.
- Gahn**, die wichtigsten der bis jetzt bekannten Geheimmittel und Specialitäten mit Angabe ihrer Zusammensetzung und ihres Werthes. Berlin, Springer. $\frac{1}{4}$ thlr.
- Karmarsch**, gewerbl. Fragenbuch. 2. Heft. Fragen für Metallverarbeitg. Berlin, Simion. 12 ngr.
- Liebreich**, das Chloralhydrat, ein neues Hypnoticum u. Anästheticum u. dessen Anwendung in der Medizin. 3. Aufl. Berlin, Müllle. 1 thlr.
- Mierzinsty**, die Fabrication der ätherischen Oele und Riechstoffe. Berlin, Springer. $1\frac{2}{3}$ thlr.
- Brown**, the coal-fields and coal trade of the island of Cape Breton. with maps and illustr. London, Sampson Low. 7 s. 6 d.
- Béchampe**, La France et la Prusse. Lavoisier et M. Liebig. Montpellier.
- Borain**, le commerce de coton depuis la pose du cable. Bruxelles, Muquart. $7\frac{1}{2}$ sgr.
- Coppi**, Monografia ad Iconografia della Terra cimitrale o Terramora di Gorzano ossia monumenti di pura archeologia. Con Atlante. Turin, Loescher. 6 $\frac{1}{2}$ thlr.
- Claus**, die Grundzüge der modernen Theorie in d. org. Chemie. Freiburg, Schmid. 20 ngr.
- Erlenmayer**, die Aufgabe des chem. Unterrichts gegenüber den Anforderungen der Wissenschaft und Technik. München, Franz. 12 ngr.
- Hagenbach**, die Zielpunkte der physikal. Wissenschaften. Leipzig, Vogel. 8 ngr.
- Kolbe**, Moden der modernen Chemie. Leipzig, Barth. 5 ngr.
- Krigger**, die Pyrophotographie. Berlin, Liebheit und Ehlfen. $\frac{3}{4}$ thlr.
- Neubauer**, über d. Chemie des Weines. Drei Vorträge. Wiesbaden, Kreidel. 16 ngr.
- Nowak**, der Stickstoffgehalt des Fleisches. Wien, Gerold's Sohn. 4 ngr.
- Orth**, zur Kenntniß des Bodens und seines Gewerbes. Berlin, Wiegandt u. Hempel. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Posieux**, die alkoholische Gährung. Deutsch von Grisebeyer. Augsburg, Lampert u. Co. 15 ngr.
- Reibenschuh**, die neueren chem. Theorien. Graz, Ludwig u. Wolsfarth. 18 ngr.
- Render**, die Bedeutung der Verwerthung der Atomlehre in d. Chemie. Nordlingen, Beck. $\frac{1}{3}$ thlr.
- Rietz**, die Volumetrie od. chem. Maßanalyse. Bonn, Cohen u. Sohn. 1 thlr.
- Naturgeschichte, Medizin und Naturphilosophie.
- Barth**, prakt. Bemerkungen üb. d. Wesen, die Ursachen, die Präventionsmaßregeln, resp. üb. die Desinfectionsmittel und über d. Behandl. der Cholera asiatica. Aachen, Vernuth u. Vogel-sang. 8 ngr.
- Credner**, das Leben in der todtten Natur. Vortrag. Leipzig, Hinrichs. 4 ngr.
- Germat**, Abh. d. Herz u. d. Einfluß des Nervensystems auf dasselbe. Vortrag. Leipzig, Hinrichs. $\frac{1}{4}$ thlr.
- Ghrenberg**, Uebersicht der seit 1847 fortges. Untersuchungen üb. das von d. Atmosphäre unsichtbar getragene reiche org. Leben. Berlin, Dümmler. $2\frac{1}{2}$ thlr.
- Fromm**, Pflanzenbau u. Pflanzenleben. Berlin, Langmann u. Co. $\frac{1}{3}$ thlr.
- Fischer**, die Freiheit des menschl. Willens u. die Einheit der Naturgesetze. 2. Aufl. Leipzig, Wigand. $1\frac{1}{3}$ thlr.
- Haberland**, der Seidenspinner des Maulbeerbaums, seine Anzucht und seine Krankheiten. Wien, Gerold's Sohn. 2 thlr.
- Hahn**, die naturgem. Diät, d. Diät der Zukunft. Nach Erfahrg. u. Wiss. aller Zeiten u. Völker zusammenge stellt. 2. Aufl. Cöthen, Schettler. 1 thlr.
- Hente**, das Auge und der Blick. Kopenhagen, Kühn. 12 ngr.
- Heyden**, entomol. Reise nach dem südl. Spanien etc. Leipzig, Fleischer. $2\frac{1}{3}$ thlr.
- Jensen**, die Furchen und Windungen der menschl. Großhirn-Hemisphäre. Berl., G. Reimer. $\frac{1}{4}$ thlr.
- Laube**, Reise der Gans in's nördl. Eismeer. Reisebriefe und Erinnerungsblätter. Prag, Calve. 15 ngr.
- Möbius**, das Thierleben am Boden der Ost- u. Nordsee. Berlin, Lüderich. 6 ngr.
- Müller**, Sängervögel der besten einheimischen Singvögel. Leipzig, Winter. 24 ngr.
- Nördlinger**, die Kenntniß der wichtigsten kleinen Feinde der Landwirthsch. Stuttgart, Costa. 12 ngr.
- Reichenbach**, der Vegetarianismus *in Christl. Mönchthum. Braunschw., Häring u. Co. 3 ngr.
- Schaufuß**, nunquam otiosus. Zoologische Mittheilungen. 6. Heft. Dresden, Adler. 12 ngr.
- Menzel**, die Marschfieber in ihren ursächl. Beziehungen während des Hafenbaus im Jahdgebiet 1857—69. Prag, Reicheneder. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Werber**, die Entstehung der menschl. Sprache u. ihre Fortbildung. Leipzig, Weber. 12 ngr.
- Wildens**, Beiträge zur landwirthsch. Thierzucht. Gesammelte Aufsätze und Vorträge. Leipzig, Quandt u. Gündel. $1\frac{1}{2}$ thlr.
- Zehnter**, Bericht Abh. d. Cholera-Epidemie des J. 1867 im Canton Zürich. Zürich, Verlags-Magazin. 18 ngr.
- Johnson**, wie die Feldfrüchte wachsen. Ein Lehrb. für landw. Schulen und zum Selbstunterricht. Uebers. von Herm. v. Liebig. Braunsch. 1871. Vieweg u. Sohn. $2\frac{1}{2}$ thlr.
- Hamm**, Dr. W. Landwirthschaft in Bildern. Mit 240 Abbild. Wien, Gerold u. Sohn. 25 sgr.
- Nathusius**, Vorträge Abh. Viehzucht und Racenkennniß. Berlin, Wiegandt u. Hempel. 1 thlr.
- Pilg**, Wilh. die landw. Fohlenzucht. 46 Holzschn. Wien 1871, Faesch u. Frid. 28 sgr.
- v. Löfede u. Bösemann**, Deutschlands verbreitetste Pilze. I. Bd. Die Hautpilze. Berlin, Th. Grieben (Commentar zu Prof. Böhmer's Pilznachbildungen).
- Thomé**, Lehrb. d. Botanik für Gymnasien, Realschulen etc. 390 Textfiguren. 2. Aufl. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1872. 1 thlr.

- Basian**, ethnologische Studien. 1. Bd. Jena, Costenoble. 3 $\frac{3}{4}$ thlr.
- Bernhardt**, üb. d. histor. Entwickl. der Wald- und Forstwirtschaft in Deutschland. Berlin, Springer. $\frac{1}{4}$ thlr.
- Böhm**, Studien üb. Herzgift. Würzburg, Stuber, 1 thlr.
- Bösgen**, der Einfluß u. d. Bedeutg. der diätetischen Hauptpflege auf die Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Friedensarmee. Leipzig, Meyer. 16 ngr.
- Geiger**, zur Entwicklungsgech. der Menschheit. Stuttgart, Cotta. 24 ngr.
- Golz**, Licht- u. Schattenseiten der gegenw. Cultur-entwicl. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses.
- Gutberlet**, die Pfahlbauten. Münster, Rüssel. 8 ngr.
- Girt**, üb. d. Bedeutg. u. d. Studium der öffentl. Gesundheitspflege. Breslau, Hirt. $\frac{1}{4}$ thlr.
- Migeli**, fünfzehn der hauptl. Mängel im Betrieb der heutigen Landwirtschaft. Prag, Mercy. 24 ngr.
- Moleschott**, Rath und Trost für Cholerazeiten. Gießen, Roth. 4 ngr.
- Pfizmayer**, alte Nachrichten u. Denkwürdigkeiten von einigen Lebensmitteln Chinas. Wien, Gerold's Sohn. 8 ngr.
- Quinet**, die Schöpfung. 2 Bde. Leipzig, Weber. 3 thlr.
- Ranke**, die Blutvertheilg. der Thätigkeitswechsel der Organe. Leipzig, Engelmann. $\frac{1}{4}$ thlr.
- Rittershain**, Geistesleben. Betrachtungen üb. d. geistige Thätigkeit des menschl. Gehirns u. Wien, Braumüller.
- Sabell**, die Cholera. Berlin, Geelhaar. $\frac{1}{6}$ thlr.
- Salsfeld**, die Cultur der Haidesläche in Nord-Westdeutschland. Hildesheim, Gerstenberg. $\frac{3}{4}$ thlr.
- Schmidt**, War Goethe ein Darwinianer? Mit einem Vorwort von E. Hädel in Jena. Graz, Leuschner u. Lubensky.
- Stark**, der Mensch stammt vom Thier ab. Unumstößl. Beweisführungen der Darwin'schen Abstammungstheorie. Humoristisch-satyr. Vortrag. Königsberg, Meyer u. Co. 2 $\frac{1}{2}$ ngr.
- Börn**, die Schmaroger auf und in dem Körper unsrer Hausjügethiere. Weimar, Voigt, 1872.
- Wstenafy**, Beiträge zur Kritik der Darwinslehre (vom botanischen Standpunkt). Leipzig, Engelmann. 1872.
- van Bemmen**, Jaarbericht van de Rotterdam'sche Diergaarde over 1869—71. 2. Th. Rotterdam, Benedictus.
- Agassiz**, L. A letter concerning Deep-Sea Dredgings. Cambridge, 1871.
- Ruß**, die gefiederte Welt. Zeitschrift u. Nr. 2 u. 3.
- Stiebeling**, Naturwiss. gegen Philosophie. Eine Widerlegg. der Hartmann'schen Lehre vom Unbewußten in der Leiblichkeit, nebst einer kurzen Beleuchtung der Darwin'schen Ansicht üb. d. Instinkt. New-York, Schmidt. 1 thlr.
- Thoma**, Schulgesundheitspflege. 2. Aufl. Leipzig, Meyer. 12 ngr.
- Trenlich**, Wie soll unsre Nahrung beschaffen sein? Prag, Hunger. 4 ngr.
- Birchow**, die Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiol. und patholog. Gewebelehre. 4. Aufl. Berlin, Hirschwald. 4 $\frac{3}{4}$ thlr.
- Wirth**, Bilder aus der Pflanzenwelt. 1. Bd. Langensalza, Großer.
- Woldrich**, Ueberblick der Urgeschichte der Menschen. Wien, Beck. 12 ngr.
- Berg**, Gech. der deutschen Wälder bis zum Schluß des Mittelalters. Dresden, Schönfeld. 2 thlr. 12 ngr.
- Curique**, prophet. Stimmen od. Abriß der berühmtesten Erscheinungen und Voraussagungen vom 12. Jahrh. bis zu unsern Tagen. Luremburg, Brück. 12 ngr.
- Fromm**, Pflanzenbau u. Pflanzenleben. Berlin, Langmann u. Co. $\frac{1}{3}$ thlr.
- Gümbel**, die f. g. Nulliporen u. ihre Bethetig. an d. Zusammenfügung der Kalksteine. 1 Th. München, Franz. 18 ngr.
- Guthrie**, Untersuchungen üb. d. Vorgänge beim Zahnwechsel. Gießen, Roth. 1 thlr.
- Geer**, Hans Conr. Escher v. d. Linth als Gebirgsforscher. Zürich, Schultheß. 9 ngr.
- Geß**, Bilder aus d. Leben schäd. u. nützl. Insecten. Die Käfer. Leipzig, Willserodt. $\frac{2}{3}$ thlr.
- Högg**, die altdeutschen Götter im Pflanzenreich. Stuttgart, Metzler. 10 ngr.
- Jürgenfen**, vier Fälle von Transfusion des Blutes. Berlin, Hirschwald. 16 ngr.
- Krämer**, d. landw. Schule des eidgenöss. Polytechnikums in Zürich. Zürich, Schabelitz. $\frac{1}{6}$ thlr.
- Krafft-Ebing**, Beobachtungen u. Erfahrungen üb. Typhus abdominalis während des deutsch-franz. Krieges 1870/71 in d. Lazarethen von Rastatt. Erlangen, Erle. 12 ngr.
- Landau**, Versuche einer Theorie üb. d. Bestandtheile der Materie u. d. Ableitg. der Naturkräfte aus einer einzigen Quelle. Pest, Aigner. 12 ngr.
- Lander**, der Stikstoff und die Arzneikörper der Luft. Würzburg, Stuber. 4 ngr.
- Magnus**, üb. die Gestalt des Gefäßganges bei Thieren u. Menschen. Berlin, Lüderitz. 6 ngr.
- Mayer**, Stimmen- und Sprachbildung. Berlin, Lüderitz. 6 ngr.
- Laing**, Darwinism refuted. An Essay, Berlin, Asher & Co. 2 s.
- Mivert**, the genesis of the species. 2 edit.
- Durand**, Les origines animales de l'homme éclairées par la physiologie et l'anatomie comparative. Paris.
- Levittoz**, Philosophie de la nature. Bruxelles, Marquard. 3 $\frac{1}{4}$ thlr.
- Rambasson**, les lois de la vie et l'art de prolonger ses jours. Paris.
- Schiff**, Leçons sur l. physiologie de la digestion. Turin, Löschner. 4 thlr.
- Gieß**, Impfung und Pocken in Württemberg. Stuttgart, Schweizerbarth. 16 ngr.
- Deilingshausen**, Grundz. einer Vibrationstheorie der Natur. Reval, Kluge. 2 thlr.
- Hagen**, das Ohr im gefunden u. frankten Zustand. Leipzig, Weber. $\frac{1}{3}$ thlr.
- Germann**, Miniaturbilder aus dem Gebiet der Wirthschaft. Halle, Nebert. 1 thlr. 12 $\frac{1}{2}$ ngr.
- Goppe**, Hallucinationen u. Illusionen. Auf Grund von Untersuchungen. Basel, Amberger. 1 frc.
- Jensen**, Träumen und Denken. Berlin, Lüderitz. 6 ngr.

- Kleinhaus**, Haut, Haare und Nägel, ihre Pflege und Erhaltung, ihre Krankheiten und Heilung. Leipzig, Weber. $\frac{2}{3}$ thlr.
- Raing**, widerlegter Darwinismus. Leipzig, Schlicke. $\frac{2}{3}$ thlr.
- Marcard**, üb. die Canalisirung der Hochmoore im mittleren Oberrhein. Denabrück, Nachorst. $1\frac{1}{3}$ thlr.
- Meyer**, die wichtigsten Lehren der Landwirthschaft und Agriculturchemie. Quedlinb., Basse. $\frac{1}{3}$ thlr.
- Rey**, üb. die Bedeutung des Waldes im Haushalt der Natur. Dürkheim, Lang. $\frac{1}{4}$ thlr.
- Riemeyer**, die Lunge. Ihre Pflege im gesunden u. kranken Zustand. Leipzig, Weber. $\frac{2}{3}$ thlr.
- Pfeiffer**, die Cholera in Thüringen und Sachsen während der 3. Invasion 1865/67. Jena, Mauke. $1\frac{1}{2}$ thlr.
- Rougemont**, das Uebernatürliche u. die natürl. Wissenschaften. Gütersloh, Bertelsmann. 9 ngr.
- Sartorius**, der Weinbau in Nassau. Wiesbaden, Feller u. Beck. $\frac{1}{3}$ thlr.
- Kaltenbach**, die Pflanzenseinde aus der Klasse der Insekten. 1. Abth. Stuttg. Thienemann's Verl. 1872. $2\frac{1}{3}$ thlr.
- Weißmann**, über den Einfluß der Isolirung auf die Artbildung. Leipzig, Engelmann, 1872.
- Stöcker**, Nachtrag zur Vogelfauna der Kantone St. Gallen und Appenzell. St. Gallen, Zolliker. 1872.
- Altum**, Forstzoologie. I. Säugethiere. Berlin, Springer. 1872.
- Der Waidmann**, Blätter für Jagd u. Jagdfreunde. Herausg. von M. Meyer. 3 Bb.
- Semper**, über Generationswechsel bei Steintorallen u. üb. das M. Edward'sche Wachstumsgezet der Polypen. Leipzig, Engelmann. 1872.
- Pagenstecher**, Zur Kenntniß der Schwämme. I. Geologisch. Einleitung. Heidelberg, Mohr. 1872.

I. Aufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar-historischen Inhalts.

Zur Erinnerung an Friedrich Hölderlin.

Von Dr. A. Kolbe, Gymn.-Oberlehrer in Stettin.

Wenn es als eine der schönsten Sitten in unseren Häusern gelten muß, daß man heimgegangener Lieben auch lange nach ihrem Hinscheiden oft und gerne gedenkt und wohl namentlich an ihren Geburtstagen ihr Andenken erneuert, womöglich auch den Hügel, der ihre sterblichen Reste birgt, mit frischen Kränzen in alter Liebe schmückt: nun so darf doch wohl für das Volk überhaupt im Verhältniß zu den Männern, welche sich in Staat oder Kirche, in Kunst oder Wissenschaft um seine Entwicklung hervorragende Verdienste erworben haben, mit Recht etwas Aehnliches verlangt werden. Oder sollten wir nur jeder für sich seiner Freunde pflegen, der Führer zu der mannigfachen Größe unseres theuren Vaterlandes aber leicht vergessen? In diesem Sinne mögen wir heute eines Mannes gedenken, dessen wir unlängst, da wir uns seines 5 Monate jüngeren Freundes Hegel erinnerten (s. den Aufsatz: Zur Erinnerung an G. W. F. Hegel, Lit. Anz. 1871. Bd. 8. S. 247 ff. 341 ff.), ebenso wie des tief-sinnigen Beethoven nur im Vorbeigehen Erwähnung thaten. Mag aber immerhin der Philosoph, wie er vom Glück mehr getragen ist, auch einen ungleich größeren Einfluß gewonnen haben: soll darum der großartige, schwer heingefuchte Musiker und der noch viel unglücklichere, aber wahrhaft bedeutende, ja in seiner Art einzige Lyriker die verdiente Beachtung nicht finden? Ueberlassen wir die Ehrenschuld gegen jenen berufenen Händen abzutragen und beschränken wir uns auf den uns näher liegenden Dichter, auf welchen in neuester Zeit namentlich Arnold Wellmer in dem lehrreichen, wenn auch theilweis manierten Buche „Bruder Studia“ und Geibel's Kesse, Heinrich Lindenberg, Schulvorsteher in Lübeck, in einem sehr fein empfundenen, warm und lebendig durchgeführten Schriftchen (Friedrich Hölderlin. Lübeck, Druck v. Nahtgens 1872. 34 S. 8.) aufmerksam gemacht haben, nachdem früher zuerst Philipp Wackernagel weitere Kreise auf ihn hingewiesen und nach seinem Vorgange u. A. der um den deutschen Unterricht auf Gymnasien so hochverdiente Fiecke in der von ihm wiederholt besorgten Schtermeyerschen Gedichtsammlung Hölderlin eine besondere Rücksicht gewidmet.

Gleichwohl ist der Dichter ziemlich unbekannt*) geblieben, selbst in Vilmar's Literaturgeschichte nur ganz kurz erwähnt, wiewohl er „bei aller seiner Einseitigkeit einer unserer größten Lyriker, in antiken Maßen geradezu der größte ist“ (Fiecke). Denn „wie ein schwer zu ersteigender Schneegipfel in einem abgelegenen, wenig bekannten Seitenthal ragt er einsam in ernster Majestät empor; er gehört zu den Dichtern, bei denen man sich nicht scheuen darf, einen Genuß mit etwas Anstrengung zu erkaufen“ (Lindenberg).

„Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder ins schwellende Gras, regnet im Herbst das Obst;

*) Beachtenswerth ist es z. B., daß die Directoren Schauenburg und Hoche in ihrem Lesebuch für die Oberklassen höherer Schulen (1868) keine Proben von Hölderlin bieten, Kern und Lübben in ihrer gleichzeitigen Sammlung (im II. Theile) nur 3 Gedichte von Hölderlin neben 8 Stücken von Geibel, 9 von Platen.

Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt!

Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt, und den Zaun wilder Hollunder umblißt,
Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich liebend mein Vater erzog."

In diesen charakteristischen Versen führt uns der Dichter selbst in das freundliche Neckarthal, wo seine Wiege stand. In Lauffen geboren und von der Mutter und Großmutter in zarter Sorge liebend geleitet, vertauschte er bald den goldenen Morgen kindlichen Glücks und Spiels mit den seinen Sinn beengenden Seminarien zu Denkendorf und Maulbronn, wo er sich zum Studium der Theologie vorbereitete, das er 1788 in Tübingen begann. Nachdem er hier in idealem Freundschaftsbunde nach Art des Hainbundes mit Hegel und Schelling sowie mit zwei württembergischen Dichtern geringeren Rufs unvergänglichen Samen für seine weitere Entwicklung ausgestreuet, sah er sich genöthigt, zunächst als Hauslehrer zu wirken und, da ihm der Plan, sich in Jena als Docent der Aesthetik niederzulassen mißlang, blieb er in jener den jugendlichen Geist so oft lähnenden Laufbahn, auf der er so verhängnißvoll zu Fall kommen sollte. 1796 trat er nämlich zu Frankfurt am Main, wo er bald nachher auch seinem Freunde Hegel eine ähnliche Stelle verschaffte, in das Haus eines angesehenen, aber den höheren Interessen des Lebens wenig zugänglichen Banquiers als Hofmeister ein, und hier fand der begeisterte Anhänger Schillers und Fichtes in der feingebildeten, edlen Frau ein entgegenkommendes Verständniß, das ihn zu einem lebhaften Ideenaustausch und Geistesverkehr mit der lebenswürdigen Dame veranlaßte, während der Principal Abends gern außerhalb des Hauses gewöhnlichen Vergnügungen nachging. So erwachte nur zu natürlich in dem glühenden Jünglingsherzen für die Frau des Hauses „eine Verehrung, die, wenn sie auch äußerlich nie die Grenzen überschritt, innerlich doch zur Leidenschaft sich steigerte“ (Vdbg.). Niedrige Ränke, aufgereizte Eifersucht des Hausherrn, ein ärgerlicher Antritt mit der Frage: „Sitzt denn der Mensch beständig bei meiner Frau?“ und die Flucht Hölderlins nach Homburg zu Sinclair, der sich durch philosophische Schriften und romantische Dichtungen einigen Ruf erworben hat — das verstehen wir nun ohne viele Worte. Von da an nagte der Tiefstimm an des Dichters Seele. Die Ideale, die er in dem alten Griechenland gefunden, sah er rings um sich nicht verwirklichen, und seine „Diotima“*) fehlte ihn, ja bald raffte sie ein frühzeitiger Tod hin; so versiel der reichbegabte Mann unheilbarer Geisteskrankheit, an der er etwa 40 Jahre gelitten hat, bis er in jenem runden thurmartigen Gebäude, das man denen zu zeigen pflegt, welche die alte Neckarbrücke in Tübingen überschreiten, die müden Augen 1843 für immer schloß.

Die furchtbaren Gährungen und Umwälzungen seiner Alles erschütternden Zeit preßten dem hochstrebenden Genius schwere Klagen über die Jämmerlichkeit der damaligen Zustände des Vaterlandes aus, die uns an die Stimmungen eines Karl Moor oder Werther erinnern: nur sind bei Hölderlin die Farben noch greller. So hat auch er uns einen Werther hinterlassen in dem eigenthümlichen, in Briefform verfaßten, mehr Empfindung als Handlung enthaltenden Roman Hyperion. Aber während Goethe sich dessen entledigte, was sein Herz bedrückte, und sich gesund schrieb, lag für den armen Hölderlin in der Kunst kein besänftigendes Heilmittel: die Leidenschaft trat, indem sie sich ungehemmt ausströmte, erst recht hervor, um sich selbst zu verzehren. Der kühnstrebende griechische Jüngling, welcher der Held des Romans ist, findet nach langem vergeblichen Suchen einen edlen Meister, der sich seiner liebevoll annimmt und ihn in eine ideale Welt einführt — eine offenbare Anspielung auf des Dichters anregenden Umgang mit dem vielfach verwandten Schiller, welcher einen mächtigen Einfluß auf ihn ausübte. Aber das Geschick trennt den Meister von dem Jünger, der nun inmitten einer großartigen, begeisternden Natur, aber eines schalen, geistlosen Treibens zufällig einen gleichgestimmten Geist findet, mit dem er einen idealen Freundschaftsbund knüpft, ähnlich wie der Dichter selbst mit den Tübinger Fremden. Aber wieberum gilt es Verzicht, da

*) So nennt er sie im Hyperion; sie hieß Eufette.

der Freund für den gemeinsamen Gedanken, Griechenland zu befreien, unedle Mittel nicht verschmäht. Aus dumpfem Hinbrüten erweckt den Hyperion nun die Liebe zu Diotima, die ihn zur Theilnahme an dem griechischen Aufstande von 1770 aufmuntert. Aber derselbe scheitert kläglich, und gegen die hohen Ideale des Führers bleiben die eigenen Leute unempfindlich. „Amügst angefochten, unerhört gekränkt“ entsagt der Jüngling nun seiner Liebe, und gebrochenen Herzens stirbt Diotima. Er aber entzieht sich dem störenden Treiben der Welt, um als Eremit zu enden. — Das ist in Kürze der Inhalt des psychologisch ergreifenden, in der Sprache unwillkürlich bezaubernden Hauptwerkes unseres Dichters, in dem die innersten Lebenserfahrungen des Menschen sich spiegeln, wobei freilich die ruhige Klarheit der vollendeten Kunst und die Abrundung der Form ohne Frage fehlt.

Ein Seitenstück, welches sein dichterisches Wirken und Ergehen symbolisch darstellt, ist die Tragödie „Der Tod des Empedokles“, von der aber nur einzelne Stücke ausgeführt sind. Von ganzem Herzen ein Dichter und jedes feste Amt fliehend, um seinem Dichterberufe voll zu genügen, hatte Hölderlin den tiefen Schmerz, vielfach unverstanden zu bleiben und geringe Theilnahme zu finden. So sieht auch Empedokles von der rohen Menge sich mißverstanden und seine Ideale, die er ihr mittheilen möchte, schrecklich verzerrt und hört das Verbannungsurtheil wider sich aussprechen.

Wenn so die Ideale des Dichters zerrammen, ja laute Klagen über das Vaterland ihm entströmen: so hat er doch eine rührende Liebe ihm stets bewahrt, wie er denn z. B. bekennet, falls ihn noch einst sein Schutzgott nach den schönen Inseln Griechenlands führe,

„doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Neckar nicht mit seinen
Lieblichen Wiesen und Uferweiden.“

Noch mehr. Welche Zuversicht zu seinem Volke spricht das kleine Lied

„An die Deutschen“,

das ich gleich hersehe, so lieblich aus!

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch' und Sporn
Auf dem Kosse von Holz muthig und groß sich dünkt.
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid
Thatenarm und gedankenvoll.

Oder kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die That? Leben die Völker bald?
O, ihr Lieben, so nehmt mich,
Daß ich büße die Lüsternung. —

Hätte der Dichter die Siege von 1864, 1866, 1870 und 1871 erlebt, sollte er da nicht etwas empfunden haben von der Erfüllung seines Sehns nach einem „blühenden Vaterlande, das dem Manne das Herz erfreut und stärkt“? Hat ihn aber das Leben nur wenig gewährt, so mag die Nachwelt seinen Liebern ganz geben, was ihnen gebührt, und darum vor allem anerkennen, wie er, der kalten Verstandesaufklärung abhold, in einer natürlich priesterlichen Stimmung die Offenbarung der Gottheit in der Natur fühlt und in der für seine Phantasie durch und durch belebten Natur Trost und Rath suchen heißt und selber sucht, wodurch ein eigenthümlich ergreifendes Moment in seine Lieber hineinkommt, denen freilich Klopstocks christliche Hohenheit und biblischer Schwung und die selige Nähe der Versöhnung ganz abgeht. Uebertroffen aber hat er diesen Meister, dem ihn Hede (in der Vorrede zu Eichermeyers Gedichtsammlung Aufl. 4. 1845) so schön gegenüberstellt, in der unvergleichlichen Kunst der Behandlung antiker griechischer Metra, die wesentlich dazu beiträgt, ihn als Lyriker, zumal im elegischen Gebiet, so hoch emporzuheben. Haben darum seine „lyrischen Gedichte“ auch nicht geringere Herausgeber gefunden als Schwab und Uhland (1826). Woher aber dieses Einleben in die classischen Versmaße? Aus einer wahrhaft schwärmerischen, ja übertriebenen Verehrung des antiken Griechenthums, dem Hölderlin ebenso seine Ideale entnimmt wie Klopstock dem alten Germanenthum, wie er denn, dem „Ideal jetzt ist, was einst Natur war“ (ein öfters im Hyperion wiederkehrendes Wort), seine Wehmuth ausstößt in der Strophe:

„Mich verlangt ins bess're Land hinüber,
Nach Mäons und Anatreon,

Und ich schlief im engen Hause lieber
Bei den Heiligen von Marathon.
Ach, es sei die letzte meiner Thränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann;
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an."

In solchen Idealen, die er mit deutscher Gemüthstiefe auffaßte, ist Hölderlin, nachdem er anfangs sich wesentlich an den ihm auch persönlich nahe stehenden Landsmann Schiller angelehnt, zu der abgeschlossenen Eigenart gelangt, welche seine Oden auszeichnet.

Einen solchen Mann in eine bestimmte Kategorie von Dichtern einzuweisen, hat stets etwas Mißliches, und doch will man gerne, um dem ferner Stehenden die Einsicht in den Gegenstand zu erleichtern, eine Einordnung in eine bekannte Klasse nicht ablehnen. In so fern mag es erlaubt sein, Hölderlin mit Vilmor den Romantikern zuzurechnen, wenn man ihn auch hinwieder wegen seiner antiken Form und seiner Begeisterung für das classische Griechenland zu den Gegnern der Romantik gestellt hat, wie Werner Hahn in der bei ihrer Knappheit doch reichhaltig und deshalb empfehlenswerthen, wesentlich objectiv gehaltenen Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen (4. Aufl. 1868. Berlin, W. Herz. 1¹/₂ Thlr). In Hegelscher Weise Satz und Gegensatz vermittelnd, nennt ihn der geistreiche Hegelianer Rosenfranz vielmehr einen classischen Romantiker, und diese nur scheinbar anstößige Bezeichnung können wir für eine kurze Charakteristik mit Lindenberg füglich festhalten, sofern wir in der Romantik mit Deinhardt nach Goethes Vorgange ein Schweifen der Phantasie in entlegene Ferne sehen (weil Leben und Ziele der Gegenwart nicht befriedigen vdbg.), unseres Schwaben Ideal aber in dem classischen Alterthum verwirklicht war, so daß dieses ihn ganz ebenso hinnahm, wie die Wunderwelt des Mittelalters die eigentlichen Romantiker überwältigte. Man denke dabei nur an einen Novalis, dessen 100jähriges Geburtsgedächtniß das laufende Jahr uns gebracht hat.

Halten wir diesen gleichfalls so tief empfindenden und für eine ferne Vergangenheit ohne rechte Klarheit schwärmenden, auch in der lyrischen Form so vollendeten Dichterjüngling neben Hölderlin, so springt uns leicht vor Allem der Unterschied in die Augen, daß, unserem freilich nur in Naturreligion aufgehenden Dichter gegenüber, Novalis, wenn auch in einer den Protestantismus nicht erfassenden, für mittelalterliche Ideale seltsam begeisterten Weise, doch mit lebendiger Hingabe seinen Erlöser erfaßte,*) durch den er sich „neugeboren“ bekennet:

„Die Welt ist mir verklärt durch Dich:
Das Paradies, das ich verloren,
Blüht herrlich wieder auf durch Dich.“

Wenn aber derselbe Dichter ein ander Mal klagt:

„Oft muß ich bitter weinen,
Daß Du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast Du so viel gethan,
Und doch bist Du verklungen,
Und keiner denkt daran“ —

so begegnen wir ganz unerwartet bei unserm Griechenfreunde einer ganz ähnlichen Aeußerung in dem nach Inhalt und Form gleich ausgezeichneten Gedichte an seine Großmutter zum zweieundsiebenzigsten Geburtstage (1799), in welchem er die sanfte Seele und die zuversichtliche Hoffnung der Greisin feiert.

„Denn zufrieden bist du und fromm wie die Mutter, die einst den
Besten der Menschen, den Freund unserer Erde, gebär.
Ach! sie wissen es nicht, wie der Hohe wandelt' im Wolke,
Und vergessen ist fast, was der Lebendige war.
Wenige kennen ihn doch, und oft erscheint erheiternd
Mitten in stürmischer Zeit ihnen das himmlische Bild.“

*) Man vergleiche etwa den schönen Artikel über diesen Dichter in der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung 1872, Nr. 17, zu seinem 100jährigen Geburtstage, 2. Mai 1872.

Allversöhnend und still, mit armen Sterblichen ging er,
 Dieser einzige Mann, göttlich im Geiste, dahin.
 Keins der Lebenden war aus seiner Seele geschlossen,
 Und die Leiden der Welt trug er an liebender Brust.
 Mit dem Tode befreundet' er sich, im Namen der Andern
 Ging er aus Schmerzen und Müh'n fliegend zum Vater zurück.
 Und du kennst ihn auch, du theure Mutter, und wandelst
 Glaubend und duldend und still, ihm, dem Erhabenen, nach.“

Wohl fügt der Dichter hinzu, ihn selbst hätten die kindlichen Worte verjüngt, und nach so vielen schmerzlichen Erfahrungen wolle er im Kreise der frommen Verwandten frischen Lebensmuth lernen: leider, wissen wir, hat eine solche Stimmung nicht Stand gehalten; sie hätte ja ein Ideal ihm in die Gegenwart hineingewirkt, das mächtig ist durch seine ewige und unvergängliche Herrlichkeit mitten im Leiden dieser Zeit zu ergeßen*) mit süßem Troste und alle Schmerzen vor der Himmelsfreude weichen zu lassen. Um so mehr ist den Nachlebenden dies niemaleige Finden des vergeblich Suchenden und im Suchen sich Verlierenden ein Fingerzeig in jene Welt der Herrlichkeit, die doch für den Glauben schon auf Erden vorhanden ist und hier die Stille des ewigen Sabbaths in allem Geräusche der Zeit anbahnt. Und je mehr uns jene einfache, praktische Schilderung evangelischen Wesens, wie sie der stillen schwäbischen Frömmigkeit entspricht, lieblich anmuthet, um so mehr mögen wir uns fragen: Hast du einen lebendigen Christus?

So sind wir, ohne es etwa von vornherein irgend beabsichtigt zu haben, auch durch das Anschauen dieses classischen Romantikers auf die Frage aller Fragen geführt, deren rechte Beantwortung den Frieden des Herzens und die Kraft zum Handeln darreicht — ein schlagender Beweis, wie wenig die wahre Beschäftigung mit der Kunst von dem Heile abführt, wie Recht vielmehr der öfters erwähnte Dieck, hatte seinen Primanern zuzurufen: Lesen Sie immerhin Ihren Homer und Sophokles, Ihren Shakespeare, Ihren Schiller und Goethe, und dann kehren Sie zurück zur Bibel; Sie werden dieselbe nun erst recht schätzen lernen.

Mission und Cultur.

Vortrag von Militär-Oberpfarrer Hilbrandt in Stettin.

Die Mission hat zu allen Zeiten, in denen sie sich thätig erwies, auch ihre Gegner gehabt. Das kann nicht anders sein. Ist sie doch eine Angelegenheit des Reiches Gottes, und das muß Widerspruch erleiden! In unsern Tagen hat sich diese Gegnerschaft in zweifacher Weise geäußert, die größere und besondere Aufmerksamkeit gefunden. Einmal nämlich auf dem Gebiete der Belletristik. Gerstaeker, der gewandte und viel gelesene Schriftsteller, hat unter der Gestalt eines Romans „Die Missionäre“ seiner eignen Feindschaft Lust gemacht und viele Leser gefunden. Anderswo ist das geflügelte Wort gesprochen worden: ein Kasser à 500 Thlr. ist ein zu theurer Erwerb. — Wo die Abneigung gegen alle Angelegenheiten des Gottesreichs einen Vorwand sucht, da ist jener Roman und dieses geflügelte Wort zugleich willkommen geheißen worden. Da ist auch die Vertheidigung ein vergebliches Unternehmen. Unsonst kann man hinweisen darauf, daß Gerstaeker, soviel er auch gereizt sein mag, in die Missionsgebiete nirgend eingedrungen ist, sondern nur Klatschereien gesammelt hat, die man näher auch finden kann. Nicht einmal die Redeweise christlicher Kreise hat er wirklich gehört, wiewohl er sie carrikirend nachzuahmen sucht. Unter Gegnern des Gottesreichs selbst ein Gegner hat er deren feindselige Aeußerungen über das Aergerniß gesammelt, welches sie empfinden, wo ihnen auch in der Fremde christliche Zucht begegnet, der sie aus dem Wege zu

*) Hier im eigentlichen Sinne gemeint „(v)ergeßen machen“.

kommen trachteten. In einer Gegenschrift „Verstaeder und die Mission“ ist ihm das klärlieh nachgewiesen. Dem gestügelten Worte von dem Raffer à 500 Thlr. könnten wir mit Recht entgegenhalten die Frage über den eignen Tarwerth, ja noch mehr den ganzen Ernst des andern Wortes, daß der Mensch nicht nach vergänglichem Gold oder Silber geschätzt ist, sondern werth geachtet eines unvergleichlich höheren Preises.

Jedoch dem feindlichen Lager gegenüber hilft das Alles Nichts. Man kann sich nur zurückziehen auf das Dichter-Wort: die schlechten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen, — wenn die Könige baum, haben die Kärrner zu thun. Ist's doch ein Königsbau — die Missionsthätigkeit, ist sie doch eine Frucht regeren Glaubenslebens. So muß sie sich auch das Zutreffen jener Kennzeichen gefallen lassen.

Es ist daher nicht um der Gegner willen, daß ich es unternehme, über Mission und ihren Zusammenhang mit der Cultur hier zu reden. Aber der Störung bei ihren Freunden möchte ich wehren, die doch immer aus solchen Angriffen herkommt, und Unparteiische, die der Sache nicht feind aber doch fremd sind, möchte ich zum unbefangenen Urtheil aufrufen, ja ihr regeres Interesse erwecken.

Ich erlaube mir, Sie anzusehn als Geschworne. Ich plädiere zu Gunsten der Angeklagten, ich plädiere nicht bloß für mildernde Umstände, auch nicht bloß für Freisprechung, sondern für vollständige Ehrenerklärung. Darum lasse ich auch die bloße Vertheidigung bei Seite, hebe vielmehr unter den positiven Leistungen, die überall, wo ein gerechtes Urtheil gehofft werden darf, auf Anerkennung rechnen können, das Verdienst hervor, daß die Mission ihrem Wesen nach die vornehmste Culturträgerin ist, und daß die Mission der evangelischen Kirche sich als solche factisch kräftigt erwiesen hat.

Die Mission ist ihrem Wesen nach die vornehmste Culturträgerin. Was als Merkmal der Cultur in ihren geschichtlichen Gestaltungen uns entgegentritt, das findet an der Mission seine wesentlichste Förderin. Ich nenne diese Merkmale vorläufig nur mit Namen: Religion — Ansässigkeit — Familienleben — Staatsleben. Es drängt sich dabei die Frage auf, ob diese Merkmale sollen als treibende Kräfte oder als Früchte der Cultur gelten. Wohl vindicire ich allen die Eigenschaft, daß sie beides zugleich sind, wie die äußere Geberde beim Gebet Ihnen neulich bezeichnet wurde zugleich als Ausdruck der Andacht, und auch als Mittel zur Andacht. Also doch auch die Eigenschaft, Mittel zur Cultur zu sein; — und diese Seite habe ich im Folgenden besonders vor Augen.

Als erstes Merkmal also tritt uns dies entgegen, daß jede Cultur auf Religion ruht, daß letztere das Lebensmark der Cultur ist. Es kam ja wohl außen noch viel glänzender Schein von Leben vorhanden sein, wenn das Mark doch schon angefressen ist, ja es kam eine besondere Erregtheit des Lebens sich zeigen, wo die Todeskrankheit doch schon da ist. Sie wird trotzdem ihre unheimliche Macht erweisen, entweder indem der Proceß des Verfallens rasch vor sich geht, oder indem ein Zustand gelähmten Repetirens eintritt, der viele Jahre oder — von Völkern zu reden — Jahrhunderte andauert. Fehlt also die Religion scheinbar einem Culturvolke, so wird eben eins von diesen beiden bereits im Werke sein. Von den classischen Völkern des Alterthums ist dies bekannt. Die Höhenzeiten ihres Cultus sind das nachperitische Zeitalter Griechenlands und das römische Zeitalter der Cäsaren. Aber neben der einen Wahrnehmung, daß die Symptome der sittlichen Fäulniß da zugleich am stärksten hervorbrachen, steht die andre, daß die Religionen aufgelöst und die Nationalgottheiten entwerthet waren. Es kam also das Drama der alten Welt mit seinem letzten Acte, der noch einmal die Höhe der antiken Cultur uns zeigt, nicht als Beweis gegen, sondern muß als Beweis für den Satz gelten: das erste Merkmal und Mittel des kräftigen Culturlebens ist nach geschichtlicher Erfahrung Religion.

Auch die nicht christlichen Culturvölker unserer Zeit beweisen dies. Ich nenne nur die für jetzt der Religion am meisten entbehrenden Völker, die von China und Japan. Die Anschauung, daß China das Reich der Mitte sei und der Chinese allein nicht Barbar, ist jetzt dem Chinesen selbst als Arroganz klar geworden. Aber Jahrtausende hindurch ist sie eine ihm feststehende Wahrheit gewesen und der praktische Inhalt der chinesischen Religion; und so lange dieser Inhalt feststand, blühte auch Chinas eigenthümliche Cultur, freilich im

nothwendigen Zusammenhange mit jener Religion eine Cultur nach ihrer Weise — *carriert* — conservativ. Seit jene religiöse Anschauung ihrer Kraft verlustig geworden oder erloschen ist, ist aus dem Culturvolke eine Masse geworden, die als Ganzes einem in gelähmtem Zustande vegetirenden Körper gleicht.

Von Japan sagt ein gelehrter Forscher: Japan hat nicht eine Religion, sondern drei, also eigentlich gar keine, denn die Religion eines Volkes kann wie die eines Menschen nur eine sein, und wenn dasselbe mehrere in gleicher Weise in sich trägt, so erklärt es damit, daß es als Volk keine Religion habe. Damit ist aber auch sofort erklärt, daß Japan keine weltgeschichtliche Entwicklung bildet, daß es keine wirkliche Lebensgestaltung der Geschichte ist. Japan verhält sich zu den Völkern von geschichtlicher Bedeutung, wie die mythologischen Thiergestalten zu den wirklichen Thieren, Japans Cultur zu der anderer Völker wie ein Kaleidostop zum lebensvollen Bilde.

Es bleibt uns an dieser Stelle noch übrig, einen Blick auf die mohamedanischen Völker zu werfen. Daß auch ihre Religion, so lange sie in der Kraft steht, culturtragend sein kann, beweist die Blüthe Spaniens zur Zeit der Maurenherrschaft. Daß jetzt uns die Cultur mohamedanischer Völker nur als flech und todeskrank vor Augen steht, ist die Folge von der Hinfälligkeit der mohamedanischen Religion. Das Jungtürkenthum ist bekanntlich von blästem Unglauben. Ueberall also die Bestätigung, daß die Religion das hervorragendste Culturmittel ist. Aber setzen wir hier nun auch sogleich ein mit der Wahrheit: die Mission ist ihrem Wesen nach die vornehmste Culturträgerin. Sie bringt ja diese Kraft der Cultur, und nun nicht mehr so, daß sie ein Religionsystem bringt, das neben andern für etliche Völker in Concurrnz treten wollte auf eine Zeit lang, um dann dem Gesetz der Vergänglichkeit zu erliegen, sondern so, daß sie auf dem Befehl stehend, das Evangelium allen Völkern zu bringen, die Religion selbst, die ewige Wahrheit, die gottgewollte Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch darbietet. Darum ist die geistige Superiorität der christlichen Völker über alle andern ein unleugbares Factum, das liegt nicht etwa in der natürlichen Begabung dieser Völker, sondern in der Priorität des Christenthums selbst. Nicht einzelne Glaubenssätze bewirken das durch ihre größere Vorzüglichkeit den Glaubenssätzen anderer Religionen gegenüber, sondern die Grundanschauung von der Versöhnung, von der Gotteskindschaft, von dem gemeinschaftlichen Kindesstande vor Gott, von der Bruderliebe, die über die Schranken der Nationalitäten, der Geschlechter, der Stände, der Bildung hinweg das Herz schlagen läßt. Ein französischer Redner hat das kürzlich im Hinblick auf die Gefahren, die unserer modernen Cultur drohen, weiter ausgeführt mit den beredten Worten, die ich hier citire: Wie heilig ist die Vereinigung der Menschen, wenn sie im Ausblick zum gemeinsamen Vater die Ungleichheiten des Lebens mit Geduld tragen und mit Liebe verklären, — wenn der Arme und Reiche, wo sie sich immer begegnen, eingedenk sind, daß sie beide der Ewige schuf; wenn Eine unsterbliche Hoffnung die Uebel der Gegenwart mildert und das Gefühl Einer gemeinsamen Würde die vorübergehenden Unterschiede der Erde auf ihren richtigen Werth zurückführt. Was bleibt Ihnen dagegen, fährt der Redner fort, wenn Sie die vermittelnde Gottesidee der Gesellschaft entziehen und dieselbe der tröstenden Hoffnungen, die sich auf Gott stützen, berauben? Es bleibt der Kampf des Armen gegen den Reichen, der Neid, welchen der Unwissende auf den Gebildeten, der Einfältige auf den Begabten wirft, es bleibt die Feindschaft gegen jede Ueberlegenheit und durch einen fast unausweichlichen Mißschlag das eigensinnige Festhalten an alten Mißbräuchen, Krieg mit Einem Wort, unauslöschlicher fortwährender Krieg. Dies ist das Unheil, welches die Gesellschaft augenscheinlich bedroht. Beobachten Sie, prüfen Sie sorgfältig, was um Sie vorgeht und Sie werden kaum zu behaupten wagen, daß unsere Cultur dauerhaft genug sei, um von nun an der Grundfesten entbehren zu können, auf welchen sie bis heute ruht. — Nehmen Sie Gott hinweg, so sehen Sie die Wirkungen und Gegenwirkungen der menschlichen Leidenschaft sich häufen, wie entgegengesetzte elektrische Ströme vor dem Ausbruch des flammenden Gewitters und des wüthenden Sturms. Dann erscheinen jene zerfetzten Gesellschaften, welche vor ihrer eignen Auflösung erschrecken, bis ein Starker auftritt und begünstigt von diesem allgemeinen Zustande sogar die Gesellschaft ergreift und sie züchtigt, wie ein unfolgsames Kind. Diese Geschichte ist alt und ist neu, denn in demselben Maße, als Gott sich

von der menschlichen Gesellschaft zurückzieht, tritt die Gewalt der Waffen an die Stelle der Herrschaft des Gewissens. Das Volk braucht eine Religion! Ja, aber wir alle gehören zu diesem Volk, denn es ist die Menschheit! So der französische Redner, und wir fügen hinzu: Ja die Menschheit bedarf der Religion schon um der Cultur willen und das Evangelium von Christo ist die Religion und die Mission ist dessen Verbreiterin unter den Völkern, darum ist sie die vornehmste Culturträgerin. Aber wir machen hier sogleich auch die Anwendung noch, daß wir hervorheben, die Mission ist bei uns selbst eine Form wenigstens des thatkräftigen Bekenntnisses zum Evangelium und darum auch Cultur-Trägerin und Erhalterin bei uns.

Wir kommen zu dem zweiten oben angeführten Merkmal der Cultur, der Anfässigkeit. Jedes Culturvolk ist angefaßt, beginnt damit, Ackerbau zu treiben und in festen Häusern zu wohnen. Handel reißt sich der Eekhaftigkeit an und Industrie folgt weiter. Der Einzelne arbeitet für seinen Vortheil, es prägt sich die Einzelpersönlichkeit aus durch Arbeit, Erwerb und Besitz. Die Beziehungen des Einzelnen zu einander und des einen Volks zum andern werden reichhaltiger. So wird die Anfässigkeit ein Merkmal und ein Mittel des Culturlebens. Anders, wo die Anfässigkeit fehlt: Jagd, Fischerei und Viehzucht liefern den Lebensunterhalt; letztere mit dem Hirtenleben verschmolzen, führt bis an die Grenzen der Cultur, aber das nomadenhafte Umherschweifen baut doch eine Schranke auf, die den Fortschritt hindert. Daher sind die Hirtenvölker von mildem friedlichem Charakter, freundlich und gastfrei. Aber so wie sie vor Jahrtausenden gewesen sind, so sind sie noch heute, wo sie eben nur Hirtenvölker geblieben sind, primitiv ihre Kleidung, ihre Ansätze zum Familienleben, ihre gesammten Anschauungen. Alle diese Völker führen in Stämmen oder Gesellschaften mit einander ein gemeinsames, über das Bedürfniß hinaus nicht denkendes und schaffendes Leben. Sie sind daher größtentheils das, was wir Wilde nennen. Auf den ersten Blick scheint es, als gehöre es nicht zum Wesen der Mission, die Anfässigkeit diesen Völkern zu bringen. Kann doch das Evangelium auch umherschweifende Völker begleiten, haftet ihm selbst doch die Anschauung an, daß der Mensch ein Gast und Pilger auf der Erde sei, der hier keine bleibende Stätte habe. Ist's doch nicht ein christlicher Canon, daß auf seiner Scholle der Mensch festsitzen müsse. Aber schon die Erfahrung lehrt, daß die Sache anders ist. Unsehfaste Völker sind der Mission noch nicht eher zugänglich geworden, als sie sesshaft wurden. Missionsversuche unter den Tatarenhorden haben dauernde Früchte nicht getragen. Die Mission unter den umherschweifenden Jägerstämmen Nordamerica's weiß wohl von Einzelbekehrung, aber nicht von größeren Erfolgen. Und anderseits muß das Evangelium die Anfässigkeit bringen. Es ist eine von allen reisenden Forschern genachte Wahrnehmung, daß unter den wilden Völkern die einzelne Persönlichkeit schon äußerlich sich kaum unterscheidet von der Masse. Wie der Eine, so sehn sie Alle aus. Vielfach führt der Einzelne nicht einmal einen ständigen Namen, er wechselt ihn, er tauscht ihn aus. Der Einzelne hat als solcher keinen Werth. Der kleinere oder größere Stamm ist gewissermaßen erst die Person. Das Evangelium steht mit diesem Verhältniß in directem Widerspruch. Gerade der Werth jeder einzelnen Menschenseele, der unendlich hohe Kaufpreis, der für jede menschliche Persönlichkeit von Gott eingesetzt ist, die Liebe Gottes, die nicht dulden will, daß auch nur Einer verloren gehe, die Hirten-treue, die dem Einen Verlorenen nachgeht, um es zu retten und auf den Armen aus der Wüste heimzutragen, — das ist's doch, woraus die Mission ihren Auftrag und ihre Vollmacht empfangen hat. Daher kann es vor ihrer Thätigkeit nicht bei jener Unpersönlichkeit des Einzelnen bleiben, sie brüzt ihn zum Bewußtsein seiner selbst, und so kommt's zur Einzeleristenz, und die wiederum treibt nach dem Naturgesetz zur Eekhaftigkeit des Einzelnen. Es liegt hierin zugleich die große Schwierigkeit der Mission an solchen Völkern, weil der Einzelne sich äußerlich lösen muß von seinem Stamm, sofern nicht die große Zahl der Einzelnen den ganzen Stamm sesshaft werden läßt. Unre Mission in Africa hat gegen diese Schwierigkeit ihren harten Stand, es würde sonst nicht der Kaffer auf 500 Thlr. kommen. Aber desto ehrenvoller sind ihre Arbeiten und ihre Erfolge. Doch davon später. Für jetzt halten wir fest: die Mission ist ihrem Wesen nach die vornehmste Culturträgerin, weil sie den wilden Völkern Eekhaftigkeit bringt ohne äußeren Zwang, vielmehr das Bedürfniß derselben durch das Bewußtsein der menschlichen Würde den Einzelnen einpflanzend.

Es reiht sich hieran sogleich das dritte, was als Merkmal der Cultur anzuführen ist, das Familienleben. Freilich wird es eben je nach seiner Beschaffenheit auch einen wichtigen Maßstab abgeben für den Werth der Cultur. Aber mit jedem Anfang der Cultur ist doch ein Ansatz gegeben auch zum Familienleben. Ganz ohne dasselbe sind nur völlig culturlose Völkerschaften. Sehen wir uns aber um nach dem factischen Bestande des Familienlebens außerhalb der christlichen Völker, so treffen wir doch nur auf eine niedere Stufe auch bei scheinbar blühender Cultur, es fehlt an Einem: an der Achtung der Frau als vollberechtigter Persönlichkeit. Ich unterlasse das Specialisiren der einzelnen Abstufungen, in denen dies Fehlen sich darstellt. Auch die Kinder sind Gegenstand des Besizes, bei den einen Völkern des hochgeschätzten, bei den andern des gering geachteten Besizes. Wenn es nun die Anschauung des Christenthums ist, die diesem allein völlig eignet: Hier ist nicht Mann noch Weib, nicht Knecht noch Freier, sie sind allzumal Einer in Christo, so ist ja klar, daß die Mission, die Verbreiterin des Evangeliums, die Gründung und Heiligung des Familienlebens recht eigentlich ihrem Wesen nach fördern und so die vornehmste Trägerin der Cultur sein muß. Aber erwähnt mag auch hier werden, welche Schwierigkeiten sich der Mission gerade auf diesem Gebiete entgegenstellen, wo gegen die unheimlichsten Mächte ihr Angriff sich richtet, wo diese darum den kräftigsten Widerstand aufbieten. Es sind andre Missionen auf diesem Gebiete lager gewesen und der Getaufte ist ihnen nicht so theuer zu stehen gekommen, als unseren Missionsgesellschaften ihre Bekennten, aber ein Vorwurf kann daraus nicht erwachsen, wenn sich nachweisen läßt, wie es in der That der Fall ist, daß ein eheliches Familienleben in den Gebieten ihrer Wirksamkeit erblüht ist.

An das Familienleben reiht sich als Merkmal der Cultur an das Staatsleben. Uncultivirte Völker entbehren der staatlichen Ordnungen ganz, das Recht ist Privatsache des Einzelnen. Gemeinsame Rechtsordnungen erwachsen erst aus den reichhaltigeren Beziehungen, welche die Cultur mit sich bringt. Je besser solche Ordnungen, desto mehr Klarheit gewinnen jene Beziehungen, desto mehr gedeiht die Cultur. Nun werden sie sich doch immer bilden aus den religiösen Anschauungen der Völker. Viele heidnische Völker kennen nur das Recht des Stärkeren. Daher Sklaverei, Rechtslosigkeit der Unterdrückten. Wir werden hernach im Einzelnen von den Zuständen hören, wie sie nach dieser Seite hin auf den Südeinseln der Mission entgegentraten. Anderswo consumirt der Staat den Einzelnen. Dieser ist nur Etwas, sofern er Staatsbürger ist. Darüber hinaus ist gar kein Lebensgebiet mehr. Es ist hier nicht die Aufgabe, eine Charakteristik der einzelnen Staaten aufzustellen, mit denen die Mission in Berührung gekommen ist. Aber ich hebe wieder hervor, daß diejenige religiöse Anschauung dem geordneten, den Einzelnen sichernden, das Gute nirgend beengenden, überall aber für edles Leben Raum schaffenden Staatswesen am förderlichsten sein muß, welche auf der einen Seite gleiches Recht für Alle beansprucht, weil sie die wahre Gleichheit Aller erkennt, und die auf der andern Seite der unsterblichen Persönlichkeit ein durch vergängliche äußerliche Ordnungen nicht zu umspannendes Gebiet zugesteht und darum ihrer freien Entfaltung nicht hindernd entgegentritt, sondern Raum für sie fordert. Es ist darum die Eigenthümlichkeit des Christenthums, daß es nicht eine Staatsform als die allein gültige unfehlbare bringt, sondern daß es seine mildernde, die Gegensätze versöhnende Kraft in den mannichfaltigsten Staatsformen geltend gemacht hat. „Wir werden deine Treusten sein und für dich zu sterben wissen“, sagten die Getauften dem Betshuanen-Häuptling Malco, als er mißtrauisch sie fragte, ob sie auch zum Feinde sich schlagen würden. Und sie haben ihr Wort eingelöst. Aus der jenem Volke eigenthümlichen naiven Anhänglichkeit an den Häuptling und aus der Verwegenheit zum heuterheißenden Siegesstreit war durch den Einfluß der Mission die Pflichttreue und die Sterbensfreudigkeit aus Gehorsam gegen Gottes Ordnungen geworden. Die Mission, die Trägerin des Evangeliums, das ergiebt sich aus diesen allgemeinen Betrachtungen, die Mission ist ihrem Wesen nach vornehmste Kulturträgerin, weil sie auch dem Staatsleben aufbauende und fördernde Kräfte zuführt.

(Schluß folgt.)

Moral-Statistik und menschliche Willensfreiheit.*)

Von Dr. W. Schmidt, Pfarrer in Henschleben.

IV. Selbstmord-Statistik und menschliche Willensfreiheit.

Es erübrigt, das Urtheil auch der Selbstmordstatistik gegenüber zu erhärten.

Wie das 5. Gebot sein Verbot nicht bloß auf den Mord beschränkt, welcher die Wirkung einer einmaligen gewalthätigen Handlung ist, sondern es auch auf den ausdehnt, der die Folge eines die Gesundheit allmählig bis zur Zerstörung untergrabenden Verfahren's ist; so hat man auch beim Selbstmord nicht ohne Grund den sogenannten chronischen von dem acuten unterschieden; und den ersteren da angenommen, wo die Gesundheit durch die Lebensweise, sei es durch Alkohol-Genuß, sei es durch Ausschweifung, ruiniert worden ist.

A. Am fürchterlichsten scheint die Trunksucht in England und dem englischen Amerika verbreitet zu sein und in widerlich hohem Grade auch die weibliche Bevölkerung zu beherrschen. Die New-Yorker Abendzeitung theilt die wahrhaft erschreckende Thatsache mit, daß im Jahre 1868 nach Ausweis des officiellen Berichtes 2153 Personen aus den bemittelteren Ständen in das „Hosp für Trunkenbolde“ aufgenommen wurden und daß unter denselben nicht weniger als 1300 Töchter aus „reichen Häusern“ waren.

Besonders viele Opfer dieser Gattung fordert die Branntweinpest, wie Ischoffe den übermäßigen Branntweingenuß bezeichnet hat. Wein und Bier hoben ihre begrenzte Heimath, aber Branntwein ist ein Kosmopolit. Der Ruin ganzer Völker wird auf ihn zurückgeführt, die Verführung der Lebensdauer ganzer Generationen aus ihm hergeleitet.

In Preußen erreicht der Branntweingenuß den höchsten Grad in den Provinzen Brandenburg und Pommern, wo 13,3 und 9,6 Kannen auf den Kopf kommen, während in Westphalen und der Rheinprovinz nur 4—5 Quart und im Durchschnitt in Preußen überhaupt 7—8 Quart per Kopf verbraucht werden.

Engel**) bringt damit in Zusammenhang, daß, während der Choleraepidemie in den Jahren 1831—1867, besonders 1868 die östlichen Provinzen Preußen's eine bedeutend geringere Widerstandskraft gegen den Tod aufweisen.

Daß Säuer für ihre eigne Person, wie für ihre Nachkommen, das Leben verkürzen, wird allgemein angenommen. Nach dem Medicinal-Invalid- und General-life-office ist es aber auch statistisch nachgewiesen, daß der Beitrag, den die Trinker von 21—40 Jahren zu der Sterbeziffer ihres Alters liefern, verhältnißmäßig 10mal, der, den sie im Alter von 41—60 stellen, 4mal, der endlich, den sie im Alter von über 60 Jahren gewähren, doppelt so groß ist als der der übrigen Bevölkerung.

An wirklicher Alkohol-Vergiftung, so daß die Trunksucht als Todesursache registriert werden konnte, starben in England in den Jahren 1850—59 etwa 8000: wobei freilich die Unsicherheit dieser Ziffer bei der Schwierigkeit, diese Ursache bei der Diagnose auszusondern, nicht entgehen kann. Wenn man gleichwohl, ungeachtet dieses Eingeständnisses, in dieser Zahl einige Regelmäßigkeit der jährlichen Antheile nachzuweisen sich bemüht, so kann man sich der Frage nicht erwehren: „cui bono?“ was hilft's zu wissen, daß im Durchschnitt der Jahre 1849, 50—53: 676 Männer, 7,2 v. 1000000, 145 Weiber, 1,5 v. 1000000, 821, 4,4

1858	566	"	5,8	146	"	1,4	zusammen
1859	696	"	7,1	194	"	1,9	712, 3,6
							890, 4,5

an Alkoholvergiftung gestorben sind, wenn zugestanden werden muß, daß diese Zahlen nicht als genau, als sicher, als erschöpfend für die in Wirklichkeit erfolgten Todesfälle an eigentlicher Trunksucht bezeichnet werden können? Die Wahrnehmung hat nur Bedeutung, wenn man annimmt, daß auch die Fälle, welche der Controle sich entziehen, alljährlich eine constante oder doch annähernd gleiche Ziffer haben; aber man setzt da Etwas voraus, was vielmehr ein Theil der Behauptung ist und eben erst bewiesen werden soll.

*) Bgl. Bd. VIII, S. 249 ff., 329 ff.

**) Zeitsch. des preuß. Bureau 1. Sept 1869.

Für unsren Zweck genügt es, was, von dem Medicinal-Invalide und General-life-office bestätigt, die Tabellen, welche Reison über die Sterblichkeit der Säufer überhaupt, verglichen mit der allgemeinen Absterbeordnung angefertigt hat, erweisen, denen zufolge eine genaue Untersuchung von 6111 Fällen ergab, daß von 1000 Trinkern 58,4, hingegen von 1000 Einwohnern desselben Alters nur 19 starben; die Trunksucht wird hiedurch zur Genüge als chronischer Selbstmord erhärtet.

Nach diesem Erweise würde es sich für die Frage, die uns beschäftigt, nur noch darum handeln, ob die Trunksucht in einigermaßen regelmäßig wiederkehrenden Prozenten der Bevölkerung als herrschend nachgewiesen werden könne.

In England und Wales wurden wegen äußerster Unordnung und Trunk polizeilich eingezogen von 100000 Einwohnern

1857 :	403	in Liverpool allein von derselben Zahl:
1858 :	439	2320
1859 :	457	2565
1860 :	444	2508
1861 :	408	2215
1862 :	467	2679
1863 :	460	3041
1864 :	482	3014
1865 :	503	

Also ergibt sich eine unverkennbare Zunahme, wenn auch die Steigerung in allmählichem Prozesse vor sich geht. Die Schwankungen bewegen sich in eben nicht sehr weiten Grenzen, aber es wird diese Thatsache Nichts beweisen, als die längst anderweit bekannte Stetigkeit gerade dieses Ganges und die Macht der Ansteckung, der bösen Gesellschaft, wie sie in ihren Kreisen wirkt auf Kinder und Genossen. Die ungeheure Höhe der Prozente in Liverpool wird durch die fast der männlichen Bethheiligung gleich starke weibliche erreicht und diese wieder in der Fabrik-Arbeit der dortigen Frauen eine Erklärung finden*).

Wir begnügen uns bei dieser Form des chronischen Selbstmords; wir übergehen die wahrhaft grauerregenden Berichte über die sexuelle Extravaganz in ihren entsetzlich letalen Folgen, da es uns nicht auf Schilderung der Sittenzustände der heutigen Welt, auf Aufdeckung der Blößen unseres Geschlecht's ankommt, sondern ausschließlich auf das Problem, welches uns beschäftigt. Wir schreiten demgemäß zu der Beleuchtung des acuten Selbstmord's in diesem Interesse fort.

B. Wir sind nicht im Stande, in den Ton, wie ihn Buttkle in seiner Sittenlehre Bd. II p. 113 ff. anschlägt und von Dettingen**) übernimmt, einzustimmen. Gewiß ist der Selbstmord, wo er wie bei einem Judas das Ende der sündlichen Verfehrung ist, die Sünde als Strafe der Sünde***), die „grellste und schneidendste Offenbarung der durch die Sünde gewirkten Zerrüttung des Lebens, des unauslöschlichen Widerspruchs, in welchen der Mensch durch die Sünde gestürzt ist; und die furchtbare Regelmäßigkeit seiner periodischen Progression in allen Ländern europäischer Civilisation erscheint wie der grüne Hohn eines Gerippes, das seinen Finger drohend gegen die leichtfertige genussüchtige Menge erhebt. Aber daß es der „Leichstimm der Menge“ sei, der auch diese grauenvollen Schädelstätten mit „Blumen der Entschuldigung und Bewunderung“ zudecket), dieß Urtheil vermögen wir uns nicht anzueignen.

Von Dettingen hat Recht, wenn er behauptet, daß der sittliche Muth der Freiheit selbst bei einem Cato, einem Brutus, einer Lucretia, wie bei den sich besonders häufig mordenden religiös fanatisirten Brahmanen, Japanesen und Chinesen in Zweifel gezogen werden müsse.

Es ist ein irriger Standpunkt, von welchem aus sie handeln; eine sittlich oder religiös unberechtigte Eigenmächtigkeit. Gleichwohl wird ihnen dieser Irrthum in verhältnißmäßig ge-

*) von Dettingen: p. 871.

**) p. 907.

****) cf. Röm. 1, 24: *deò* und Röm. 1, 27: *deò taùra*.

f) Buttkle a. a. D.

ringem Grade zur Last fallen. Die „*ἀγνοια*“ des Heidenthums wird ihnen zur Entschuldigung gereichen. Aber auch abgesehen davon, es ist ein Zumal, eine Coincidenz von so durchaus eigenthümlichen Momenten, durch die sie sich zur That bestimmen lassen, daß auch der Christ hier nicht verdammen kann.

Das heidnisch classische Zeitalter mag sie bewundern; das christliche Bewußtsein wird sie beklagen, aber entschuldigen. Ganz anders würde dagegen sein Urtheil lauten, wenn es einem unter übrigens denselben Verhältnissen in den Tagen der christlichen Zeitrechnung verübten Selbstmord gälte. Bei alledem ist nicht zu leugnen, daß auch in Fällen, wo die Collision, die mit dem Selbstmord endet, eine weniger unverschuldete ist, wie bei einer Lucretia, doch dem Selbstmord überhaupt in den bei Weitem meisten seiner Formen das Bewußtsein unsrer Zeit mit einem Mangel an Verdammungsseifer gegenübersteht. Selbst in der Kirche scheint eine mildere Praxis in der Beurtheilung sich durch die mildere Strenge in der Handhabung der darauf bezüglichen Kirchenzucht allmählich Bahn zu brechen.

In einer Gemeinde-Kirchen-Raths-Sitzung einer städtischen Pfarodie im Jahre 1870 wurde der Antrag auf Wiedereinführung der früheren Sitte, den Selbstmörder isolirt zu beerdigen, von allen Stimmen abgewiesen. Es ist die Stimmung, die sich auch sonst heute vertreten finden dürfte. Wo die betreffende Kirchenzucht noch besteht, wird sie im Allgemeinen mit Widerstreben gelibt und mit Widerstreben geduldet; und wo sie bereits eingegangen ist, ist man froh, ihrer überhoben zu sein, und wehrt sich viribus unitis gegen ihre Rehabilitation. Und wenn das schon im Kirchen-Rath geschieht, um wie viel mehr in der Gemeinde!

Ist diese Stimmung unsrer Zeit eine Relaxation ihres sittlichen Bewußtseins? Ist es der Leichtsinns der Menge, der so denkt? Es scheint der Mühe werth, sich einen Augenblick bei dieser Frage aufzuhalten.

Wir werden uns des Inhalts jener Zeitrachtung bewußt. Die Stimmung, wie sie sich in jener Sitzung des Gemeinde-Kirchen-Raths kund gab, ist weit entfernt davon, den Selbstmord als solchen und in irgendeiner seiner concreten Formen irgendwie in Schutz zu nehmen. Dafür bürgen seine Mitglieder. Das ergab auf das Unwidersprechlichste die Debatte. Wogegen sich ihr sittliches Gefühl sträubte, war lediglich das Nichten über Einen, der bereits einem anderen Forum angehört. Man scheut sich über einen Selbstmörder zu Gericht zu sitzen. Man hält sich nicht mehr für berechtigt, nachdem der Delinquent dem anderen Lande angehört, man hält sich nicht mehr für competent, da die Motive, die den Selbstmord zur Reife fördern, in den bei Weitem meisten Fällen nicht zur Genüge eingesehen werden. Man will endlich die schon durch die That selbst schmerzlich genug getroffenen Hinterbliebenen nicht noch mehr durch diesen Akt der Kirchenzucht betrüben. Man würde die relativ Unschuldigen statt des Schuldigen mit der Strafe treffen: Alles Beweggründe, die mit dem Leichtsinns der Menge eben Nichts gemein haben. Aber wenn wir recht sehn, liegt der eigentliche Grund der vorerwähnten Zeitrachtung noch tiefer.

Die Sünde ist der Sünde Strafe. Das ist die Gottesordnung auf dem sittlichen Gebiete. Durch neue Sünde straft die Sünde sich. Es ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzuehend Böses muß gebären. Es ist ihr Fluch, die Strafe, die ihr auf dem Fuße folgt; die sie sich selbst verhängt.

Es ist das ungeheure Gewicht, welches der Sünde centnerschwer anhängt. Sie straft sich durch die Sünde. Sie leitet eine sündliche Bewegung ein, die, wenn sie nicht in ihren Anfängen gehindert wird, an einem Punkt anlangen kann, wo Umkehr nicht mehr möglich ist; wo auch der Helfer und Erretter Aller nur noch Thränen hat; wo auch er die Vergeltung nicht mehr wenden kann. Es giebt im Völker- und im Einzelleben Höhepunkte der Verstockung, wo dieser Fall, wie bei der heiligen Stadt eintritt. Und so verstehen wir das Wort der Schrift: „Wen der Herr verderben will, dem verwirrt er zuvor die Sinne“.

Nicht als ob er durch einen besondern Akt verwirrend eingriffe, sondern es ist das seine unverrückbare Ordnung, daß, wenn sündliche Entwicklung schon so weit gediehen ist, daß sein Verderben nicht mehr abgewendet werden kann, derselbe so im Sündenwahn befangen ist, daß ihm der Blick für sein wirkliches Heil abgeht; und diese gottgesetzte Ordnung, von deren Vorhandensein in ihrer eisernen Consequenz das Heidenthum schon die dunkle Ahnung durchgeht,

die sich in jener Nemesis, der gegenüber selbst Jupiter ohnmächtig ist, Ausdruck verschafft; und diese Ordnung auf dem sittlichen Gebiete ist es, die uns den Schlüssel für so manche in ihrer Verkehrttheit räthselhafte Vorgänge im Völker- und im Einzelleben giebt. Die Sünde folgt der Sünde, bis sie sich selber richtend gerichtet wird; und wenn wir die letzte nicht begreifen können als einzelne, sie wird begreiflich als Ende einer ganzen sündlichen Entwicklung, die nun das Gericht trifft durch ihre eigne Hand, als Ende und als Strafe und als Fluch.

Die Geschichte Israels, aber auch die Geschichte unsrer Tage erläutern und bestätigen in nachdrücklichstem, warnendstem Tone diese Ordnung im Völkerleben.

Im Einzelleben ist's der Selbstmord, der sie illustriert. Er ist die Sünde die der Fluch der früheren ist, das Ende und die Strafe, das Gericht einer ganzen sündlichen Entwicklung. So kann es kaum ein unverkennbareres Symptom fortschreitender Depravation geben, als ein notorischer Fortschritt in der Selbstmordziffer, und es kann keine sittlich grauerregendere Erscheinung geben, als diese Thatfache. Gleichwohl, wenn immer durch diese Auffassung bestimmt, wird unser Urtheil dem concreten Einzelfalle gegenüber ein möglichst reservirtes sein.

Indem der Selbstmörder mit diesem seinen Ende, mit dieser seiner Sünde, das Gericht an sich selbst vollzieht, indem er das verwirkte Blut vergießt, indem er gleichsam selbst das Schwert der Vergeltung gegen sich zückt, entwindet er es unsren Händen; und unser richtender, verurtheilender Mund verstummt mit dieser That. Dem menschlichen Gerichtshof hat sich der Selbstmörder damit entzogen, er hat die letzte Strafe, die der menschliche Gerichtshof hat, schon selbst an sich vollstreckt. Nur ein höheres, jenseitiges Tribunal hat nun noch Forderungen an ihn; Forderungen, unter denen die Rechenschaft über die That, durch die er aus dem Leben ging, nicht die geringste sein mag. Genug, das menschliche Forum hat seine Ansprüche an ihn verloren; und eben dieses Gefühl ist es, was sich in der Zeitrichtung ausprägt, wenn wir sie recht verstehen; es ist der Grund der nachlassenden Kirchenzucht in dieser Hinsicht. Man ist also sehr weit davon entfernt, dem Selbstmorde an sich irgendwie milder gegenüberzustehn, ihn entschuldigen zu wollen, aber im Einzelfalle hält man sich nicht für berufen, zu richten, wo nur der höchste Richter noch zu richten hat.

Von Bewunderung und Entschuldigung des Selbstmords ist also bei der besprochenen Richtung nicht die Rede. Erstere kann nur der heidnisch classische Standort gewähren; und wo dieselbe heute noch gefordert wird, wo man selbst noch um ihre Palme wirbt; da ist's die abstoßendste Form carirtirten Heldenthums, die uns begegnen kann.

Von einer der gefeiertsten Gelehrtenschulen wird erzählt, daß unlängst ein junger Philologe, lange bevor sein Plan, die Hand an sich zu legen, zur That wurde, mit der ihm anvertrauten Obersecunda Stellen der bekanntesten lat. Schriftsteller nacheinander las, welche den Selbstmord als Heroismus feiern. Ist die Erzählung wahr, so fand er gewiß in dieser Lectüre nicht nur die glänzendste Apologie seines Vorhabens, sondern ohne Frage die Bestärkung in demselben, indem er sich zugleich ein von diesen heidnisch-classischen Gesichtspunkten aus urtheilendes Publicum zu seiner Vertheidigung erzog.

Von diesem antiquirten Schauffement ist jene Richtung frei; auch liegt ihr die Entschuldigung des Selbstmords fern. Aber wenn unter jenen Blumen der Entschuldigung und der Bewunderung auch ihr Mangel an Verdammungseifer dem einzelnen Selbstmörder gegenüber begriffen und gezeißelt werden soll; so können wir denselben nach dem Gesagten aus dem „Leichsinn der Menge“ nicht herleiten.

Der Selbstmordstatistik stellen sich erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Wo, wie in England, die menschliche Gerichtsbarkeit den Selbstmörder noch ihrem Forum unterstellt; wo besondere Gesetze den Vermögensversall bei Selbstmördern bestimmen, wo, wie in andren Staaten, das ehrliche Begräbniß verweigert oder die Verwendung der Selbstmörderleichen in Anatomieen vorgeschrieben ist, begreift sich leicht, wie sehr man der Feststellung der Thatfache hinderlich sein wird. Und wo, wie überall, die Familien sich scheuen, den Selbstmord der Ihrigen bekannt werden zu lassen, oder selbst zuzugeben; wo der Selbstmord auf eine Art erfolgt, welche die Diagnose, ob hier ein freiwilliger oder unfreiwilliger Tod vorliegt, schlechterdings unmöglich

macht oder doch wesentlich erschwert, wird es unschwer eingesehn, wie mancher Fall dem Statistiker verborgen bleiben mag.

Zwar beobachtet man auch diese s. g. *morts accidentelles*, Fälle, in denen es nicht festgestellt werden kann, ob der Tod gesucht worden oder ein Unglück ihn herbeigeführt, als solche; und die nachweisbaren Selbstmordfälle sind neuerdings weniger durch das Wasser (ein Fall, in dem die Diagnose besonders schwierig ist), als durch den Strick bewirkt, dem gegenüber ein Zweifel an der Selbstthat meist kaum aufsteigen kann. Gleichwohl wird die Selbstmordstatistik weniger als ein anderes statistisches Beobachtungsgebiet den Anspruch erheben dürfen, eine genaue Controle des Wirklichen zu gewähren.

Die Minimalzahlen, die bei einer einigermaßen gleichen Methode der Beobachtung, wie sie seit 1848 gehandhabt wird, dennoch statistischen Werth haben, wie immer auch die beobachtenden Beamten bald mehr bald weniger persönliche Energie und Umsicht dabei entwickeln mögen, und der Personenwechsel, wie in allen Branchen, auch hier nicht ohne Einfluß ist, ergeben eine stetige Progression in der Betheiligung am Selbstmord, wie in den s. g. Unglücksfällen, die ein Leben enden.

Diese Thatsache wird nicht dadurch als illusorische erwiesen, wie man gemeint hat, daß gegen früher die Beobachtung genauer geworden wäre, daß, da auf 100 Stadtbewohner viel mehr Selbstmorde fielen als auf ebensoviele Landbewohner, die scheinbare Steigerung vielmehr in der Zunahme der städtischen Bevölkerung begründet sei; denn die Beobachtungsmethode ist, wie gesagt, sich gleichgeblieben seit 1848 und die Progression der Selbstmordziffer tritt auch auf dem Lande hervor. In Sachsen übertrifft sie sogar auf dem Lande die in der Stadt. Das Land wies eine Steigerung von 40%, die Stadt von 34% auf die in dem Zeitraum von 1847—56.

Die stetige Zunahme ist allgemein; in allen Staaten zeigt sie sich und geht im jährlichen Durchschnitt weit über die mittlere jährliche Bevölkerungszunahme hinaus. Diese übersteigt nirgends 1,64 %, eine Höhe, die sie in Preußen erreicht; jene ist am verhältnißmäßig Geringssten, wo sie 3% beträgt, kommt aber auch über 5% hinaus. In Sachsen 5,3 %.

Die Betheiligung überhaupt am Selbstmord ist bei den verschiedenen Bevölkerungsgruppen eine prozental überaus verschiedene.

Es kamen auf 1 Million Einwohner in den Jahren

1840—50	in Schweden	67	Selbstmörder
1841—50	in Belgien	56	"
1841—45	in England und Wales	62	"
1850—60	" "	65	"
1847—51	in Sachsen	202	"
1845—56	in Dänemark	256	"
1861—65	in Leipzig	397,7	oder in Wirklichkeit auf die 85000 Einwohner 33,8.

Also weder in den Grenzen eines und desselben Beobachtungsgebietes, noch auch bei der Vergleichung der verschiedenen europäischen Staaten tritt hier eine Constanz der jährlichen Prozentsätze hervor. So gleich civilisirte Länder, wie Belgien und Sachsen, differiren um nicht weniger als 146%, und wollte man das Plus auf Seiten Sachsens im Vergleich mit Belgien dem Protestantismus zur Last legen, so würden die Nachbarstaaten Schweden und Dänemark diese Behauptung zur Genüge widerlegen, die ob zwar beide protestantisch eine noch erheblichere Verschiedenheit in Hinsicht, des Selbstmordes, eine Abweichung um 189 % aufweisen. Aber zunächst abgesehn von der event. Erklärung dieser Verschiedenheit, — genug daß sie Thatsache ist; und diese Thatsache ist eben nicht geeignet, der Hypothese das Wort zu reden, daß „der Haushalt der Natur jährlich ebenso eine feste Zahl von Selbstmorden bestimme, wie von Todesfällen überhaupt“.

Diese von Buckle und Wagner vertretene Ansicht sieht die Gehirnorganisation als die letzte entscheidende Ursache des Selbstmordes an. Die Disposition zum Protestantismus ist nach letzterem zugleich die größere Disposition zum Selbstmord; und die Disposition zum Katholicismus die geringere zum Selbstmord. Die Disposition zum Protestantismus und

Katholicismus und vermöge derselben, mittelbar die größere oder geringere Disposition zum Selbstmord führt er auf „wesentliche, wenn auch noch so geringfügige Verschiedenheiten der Hirnbildung und Hirnsubstanz“ und dadurch auf „Stammeseigenthümlichkeiten“ zurück, obgleich über die Art und das Maas, nach welchem das Gehirn sich am geistigen Leben theiligen dürfte, durchaus nichts zuverlässiges zur Zeit noch auszusagen ist.

Daß es gewisse psychische Prädispositionen giebt, einerseits zur Prävalenz der Phantasie und des unmittelbaren Gefühls, andererseits zur nüchternen Verstandesthätigkeit, wird Niemand leugnen wollen. Aber ob und wie diese von Haus aus gegebenen Anlagen zur Ausbildung gelangen, ist doch gewiß nicht lediglich die Sache der Natur, sondern der erzieherischen und anderen Einflüsse, unter denen das Individuum sich entwickelt. Solche Prädispositionen bei ganzen Völkern oder gar Volkstämmen anzunehmen, wird einem Protestanten eben nicht gerade leicht. Aber mit Indignation wird ers abweisen, daß der Protestantismus die Religion des nüchternen Verstandes mit Ausschließung und im Gegensatz des unmittelbaren Gefühls sei. Der Unterschied ist ein stark äußerlicher und beide Kirchen, die katholische nicht weniger als die evangelische, werden sich gegen eine so flüchtige und ungeeignete Charakterisirung verwahren.

Zumal wenn man den Protestantismus in seiner evangelisch-lutherischen Form ins Auge faßt, tritt das Verkehrte und Unzutreffende der Vergleichung besonders deutlich in das Licht. Der deutsche Geist mit seinem Zumal von Innigkeit des unmittelbaren Gefühls und nüchterner Ruhe der Ueberlegung ist vor Anderen berufen, Träger des Protestantismus zu sein.

Der Protestantismus ist nicht die Sache einer einseitigen psychischen Anlage, sondern die Religion der höheren Verklärung und Vereinigung der temperamentlichen Anlagen. Wie sein Vorkommen, Deutschland, das Land der Mitte ist hinsichtlich seiner geographischen Lage; so ist er die Kirche, in der die einzelnen Extreme zu einer heilsamen Einheit sich verklärt haben.

a. Wenn man aber im besondern die Hypothese, daß der Selbstmord die Folge und Ausgeburt einer natürlichen Beanlage und natürlicher Einflüsse sei, daher ableiten will, daß die Statistik es als allgemeinen Erfahrungssatz bestätigt, daß die Selbstmordfrequenz in den einzelnen Monaten mit der Sonne steigt und sinkt, daß also im Juni und Juli überall am Meisten, im November, December, Januar am Wenigsten Selbstmorde vorkommen, eine Thatsache, die nicht bloß in 6 verschiedenen Ländern: Frankreich, Belgien, Dänemark, Sachsen, Oestreich und Baiern, sondern auch in Frankfurt, London, Berlin, Paris und andern einzelnen Städten beobachtet worden ist; so muß man doch wiederum den Schluß als einen durchaus unzulässigen in Anspruch nehmen.

Der planetarische Einfluß auf unser leibliches Wohl- oder Uebelbefinden und vermöge desselben mittelbar auf unsre Willensspontaneität wird zuzugeben sein. Wo Selbstmorde durch physische Leiden oder Gehirnkrankheit entstehen, kann dieser Einfluß die letzte bewegende Ursache sein. Er ist in diesem Fall doppelt begreiflich. Denn auf den leidenden Organismus als den am Wenigsten widerstandsfähigen, leicht empfindlichen wird er in seiner ganzen Stärke wirken können. Sodann ist es hier nur der leibliche Organismus, der den Selbstmord vollzieht und bedarf also nur dieser der Einwirkung, welche ihn demgemäß unmittelbar trifft und bewegt. Es wird aber kaum der Erwähnung bedürfen, daß diese Gattung der Selbstmorde für unsere besondere Frage so gut wie nicht in Betracht kommen.

Denn daß bei ihnen von freiem Willen nicht die Rede ist, bedarf nicht erst der statistischen Begründung und Beweisführung, sondern daran zweifelt auch ohnehin Niemand.

Für unsere Erwägung kann es sich nur um die Selbstmorde handeln, wo nachweisbar Krankheit sie nicht hervorgerufen. Sollte nun durch diesen durch die Frage gebotenen Unterschied die statistische Thatsache an ihrer überraschenden Regelmäßigkeit nicht wesentliche Einbuße erleiden, so würde der Schluß, daß Juni und Juli bei gesunden Menschen den Selbstmord erzeugen, genau so berechtigt sein, als der daß die Juni- oder Julisonne eine Prädisposition in der Gehirnorganisation zum Selbstmord, deren Existenz eine unerwiesene und unerweisbare Hypothese ist, zur Reife bringe.

Aber statistisch steht es vielmehr fest, daß bei den Selbstmorden, wo notorisch geistig-sittliche Motive dazu drängten, die Jahreszeit einen minder starken Einfluß ausübt, als bei denjenigen Fällen, die durch physische Leiden oder Gehirnkrankheit hervorgerufen werden.

Daß immerhin auch bei den ersteren in den heißen Monaten eine Prävalenz gegen die kälteren wahrgenommen wird, erscheint nicht eben schwierig zu erklären. Es ist nichts Neues, daß die Höhe der Temperatur auf unsren Willen erschlassend wirkt und um so mehr, je schlaffer er schon an und für sich ist. Eine ohnehin gebrochene Widerstandskraft des Willens also wird unter dem Einflusse der Julisonne leichter erliegen, als in kühlerer Jahreszeit; diese höchst einfache Thatsache bestätigt die Statistik — und daraus leitet man die Naturnothwendigkeit des Selbstmords ab!!

Was ist es denn, welches den Willen erst so derangirt hat, daß ihm der Widerstand unter dem Einflusse der heißen Zeit höchst schwierig wird? Ist nicht die Sünde, die ihn nach und nach so sehr in Fesseln schlug, gemäß der alten Weise: „Beim ersten Schritte seid ihr frei, beim zweiten seid ihr Knechte.“ Die Entwicklung der Julisonne ist ein beförderndes Moment, aber nicht einmal unter die Rubrik mildernder Umstände kann sie aufgenommen werden. Ein Einfluß, welcher erst durch meine eigne sittliche Schwachheit die Kraft erfolgreicher Einwirkung gewinnt, kann unmöglich eine mildere Beurtheilung begründen wollen.

Man zieht es vor, nach den Beobachtungen Guerry's die Zeit der Morgen- und der Abenddämmerung, die Vormittagsstunden von 6—8 und die Nachmittagsstunden von 4—6 Uhr zum Selbstmorde zu wählen, während die Mittagszeit selten dazu benutzt wird. Wird man auf Grund dessen auch das deckende Halbdunkel des Morgens und Abends und den geringeren Grad des Verkehrs zu den Verursachungen des Selbstmords rechnen wollen?

Montag und Dienstag weisen bei Weitem häufigere Selbstmorde auf, als die anderen Wochentage und zumal der Sonnabend. An diesem werden die Löhne ausgezahlt und der Ruhetag steht in Aussicht; während an jenen die Arbeit wieder anhebt. Diese Erscheinung gilt von den Männern.

Bei den Frauen dagegen ist der Sonntag derjenige Tag, welcher die meisten Opfer stiehlt; der Montag und Sonnabend dagegen die wenigsten. Möglich daß bei der arbeitenden Bevölkerung der Sonntag die Frau, welche der seinem Vergnügen nachgehende Mann ihrer Noth und Sorge überläßt, in dem Gefühl des Verlassenseins zu der verhängnißvollen That besonders gestimmt findet; der Sonnabend dagegen mit seiner Fülle von Arbeit für die Frau, der Montag mit seiner neuen Thätigkeit ihr zu so trübem einsamen Nachdenken, das mit dem Entschlusse des Selbstmords endet, keine Ruße läßt. Möglich daß diese Erklärung in vielen Fällen zutrifft und die Wahl begreifen läßt.

Gleichwohl kann bei den Frauen ein Selbstmord am Sonnabend nicht schwerer als am Sonntag wiegen und bei den Männern der Sonnabend nicht eine strengere Beurtheilung begründen als der Montag oder Dienstag.

Man könnte eher gewiß sein, die That am Sonntag, als dem Tag des Herrn, wo Trost und Aufrichtung Jedem zugänglich ist, der ihrer bedarf, als eine unverantwortlichere als an jedem andren Tage anzusehn. Im Allgemeinen ist die Wahl des Tages von untergeordneter Bedeutung. Die Stimmung, welche den Entschlus zur That bringt, durch die besonderen Verhältnisse des betreffenden Tages dabei begünstigt worden sein mag, wird kaum je eine andre Rolle spielen, als der mehr oder weniger heftige, bisweilen auch nur leise Windstoß, welcher die reife Frucht vom Baum wirft.

b. Für die natürliche Disposition zum Selbstmord führt man weiter das statistische Ergebniss an, daß jedes Land, jeder Volksstamm, jede Völkerrfamilie ihre besondere, ihre eigenthümliche Selbstmordziffer hat. Die Tendence au suicide erweist sich als eine andere bei den österreichischen Slaven: 47 per Million, als bei den Scandinaven: 126 per Million und bei den Romanen: 80 per Million; anders bei den Deutschen: 112 per Million, als bei den Franzosen: 105 per Million.

Damit begründet man den Einfluß des Stammes oder der nationalen Verwandtschaft. Dieser Einfluß tritt aber nicht in gleicher oder annähernd gleicher Stärke in allen Theilen einer Völkerrfamilie hervor, sondern variiert wesentlich innerhalb der Grenzen einer Nation, eines Landes, eines Staates.

Unter den germanischen Ländern, die ihrerseits die Spitze der Selbstmordbetheiligung

bilden, steht Dänemark nach Legoyt mit 288 per Million in dem Zeitraum 1856—65 obenan. Ihm folgt Königreich Sachsen mit 251,

Mecklenburg " 159,

Hannover " 128,

Preußen " 123,

Baiern " 73.

Nach A. Franz kamen im Königreich Preußen in den Jahren 1859—60 in der Provinz Sachsen 217 Selbstmörder auf 1 Million Einwohner.

" " Brandenburg 172

" " Schlesien 150

" " Pommern 133

" " Preußen 97

" " Posen 66

" " Westphalen 61

" " Rheinland 51,8

Wenn uns dabei die hohe Ziffer unserer Provinz auffällt, so werden wir nicht übersehen dürfen, daß sie dem selbstmordreichen Königreich Sachsen ethno- und geographisch am Nächsten steht. Auch das an Königreich Sachsen nach der Ostseite hin sich anschließende Schlesien, besonders Liegnitz mit 235 pro Million; bewahrt einigermassen die Tendenz des Nachbarstaates; und selbst in Böhmen noch ist die Frequenz eine stärkere als im ganzen übrigen Oestreich. Andererseits erweisen auch die sächsischen Herzogthümer eine dem Königreiche analoge Neigung zum Selbstmord. In selbst in Baiern hat das den sächsischen Gebieten benachbarte Oberfranken als Selbstmordziffer 126, während, wie wir sahen, Baiern im Allgemeinen nur 73 zählte. In Mittelfranken beträgt sie noch 107, in Unterfranken 61, in der Pfalz 50 und Oberbaiern 44,6, die Oberpfalz 29,7 und Niederbaiern sogar nur 25.

Ebenso sind in Hannover die an Sachsen angrenzenden Distrikte:

Clausthal in den Jahren 1856—58 mit 204 per Million

Lauenburg 168

Hildesheim 158

Stade 149

selbstmordreicher als selbst der Stadtdistrikt Hannover mit 144,

als Aurich mit 79,3

und Osnabrück mit 65,6.

Ueberhaupt wird es uns nicht entgangen sein, daß die Abnahme in den verschiedenen geographischen Richtungen eine allmähliche und nicht unvermittelte ist. Daß aber gleichwohl aus dieser Erscheinung kein Gesetz abgeleitet werden kann; m. a. W., daß es nicht ohne Ausnahme wahr ist, was Wagner p. 171 ff. sagt, „wir begegnen keiner einzigen Zahl, welche durch ihre Höhe oder Niedrigkeit besonders auffiele und mit den Zahlen der benachbarten Stämme und Landestheile dadurch in unvereinbarer Weise contrastirte“; beweist schon Schlesien und Posen: Provinzen desselben Landes, unmittelbar in voller Ausdehnung an einander grenzend und doch jenes mit 150, dieses mit 66 Selbstmorden pro Million.

Dieser Abstand von mehr als noch ein Mal so viel dürfte doch der Art sein, daß mit ihm die f. g. „wunderbare Uebergangsschattirung“, „die Folge regelmäßig wirkender Einflüsse“*), „die regelmäßige Verbreitung des Selbstmords nach Stämmen“ in unvereinbarer Weise contrariert.

Ähnliches zeigt sich in Frankreich.

Isle de Fr. Orleans hat 298 und die Normandie nur 119 pro Million;

die Normandie nur 119 und die Bretagne nur 57,4 " "

Lothringen-Elßaß: 97,3 und die Champagne 177; " "

da kann doch von Uebergang im Ernste nicht geredet werden.

Die letztgenannte Differenz zwischen Elßaß-Lothringen und der Champagne ist noch nach

*) von Dettingen: p. 926.

andrer Seite hin interessant. Nicht bloß der Einfluß der geographischen Nachbarschaft wird hier widerlegt, sondern auch die bereits erwähnte auf anderweitige statistische Beobachtungen gegründete Behauptung der größeren Neigung des protestantisch-germanischen Elementes zum Selbstmord erleidet in diesem Falle gründlichen Schiffbruch, denn Lothringen-Elsaß mit seinen protestantisch-germanischen Elementen hat eine bei Weitem geringere Selbstmordbetheiligung als die benachbarte ausschließlich französisch-katholische Champagne.

Man sieht, wie stichhaltig die s. g. statistischen Beweise sind und was es mit den s. g. statistischen Gesetzen auf sich hat. Es läßt sich daher allerdings nicht bloß leugnen, daß von einer irgendwie zwangsweisen oder fatalistischen Nothwendigkeit des Selbstmords für die einzelnen Stammes-Angehörigen gesprochen werden kann, sondern auch, was von Dettingen p. 927 concedirt, daß eine „regelmäßige Verbreitung des Selbstmords nach Stämmen“ erwiesen, daß er der vorhandne „Hang“ sei, der sich in den socialen oder nationalen Gruppen mehr oder weniger constant ausdrücke. „Der Selbsterhaltungstrieb und die Liebe zum Leben ist dem Menschen so tief eingepflanzt, daß der Selbstmord immer als eine widernatürliche Handlung erscheint“ und also ein Hang im Sinne eines allgemeinen dem Menschen ursprünglich, wenn auch nur in der Anlage eigenen Triebes dazu a priori als äußerst unwahrscheinlich angesehen werden muß, zu dessen Annahme aber auch in den gegebenen statistischen Daten keinerlei Nöthigung vorliegt.

c. Einen Unterschied in der Selbstmordbetheiligung bedingen vielfach Stadt und Land. Im Paris beträgt die Selbstmordziffer nach Legoyt: 646 pro Million, im übrigen Frankreich kaum mehr als den 6. Theil, nämlich 110 pro Million; in Kopenhagen 477, im übrigen Dänemark 288; in Berlin nach Legoyt 212, im übrigen Preußen 123. Marseille und Lyon u. a. bieten analoge Erscheinungen dar. Liegnitz zählt in den Jahren 1856—60: 235 pro Million, Provinz Schlesien im Uebrigen nur 150, Königreich Preußen überhaupt in den Jahren 1850—63 nur 122. Königsberg 145, Provinz Preußen übrigens nur 97, Königreich Preußen 122. Düsseldorf 74,₇, die Rheinlande nur 51,₈, Arnberg 87,₇, Westphalen nur 61, Posen 76,₆, Provinz Posen nur 66, Straßund 186, Provinz Pommern nur 133, Potsdam 208, Brandenburg nur 172, Magdeburg 232, Provinz Sachsen nur 217*).

Aber auf Grund dieser Daten nun die Stadt für die größere Anzahl verantwortlich zu machen, oder etwa ein Gesetz, daß die Stadt mehr zum Selbstmord disponire als das Land, oder gar daß sie auf ihre Einwohner einen necessitirenden Einfluß zum Selbstmord übe, ableiten zu wollen, wäre völlig verkehrt. Denn diese Erscheinung ist weder zu allen Zeiten nachweisbar, noch auch tritt sie in allen Fällen hervor. In Berlin, wo wie wir sahen, in der neuesten Zeit nach Legoyt 212 Selbstmörder auf 1 Million Einwohner kamen, waren in den Jahren 1856—60 nach W. Wagner nur 171 gegen den Provinzialdurchschnitt von 172, also weniger als auf dem Lande. In Frankfurt a/D 160, also auch weniger als in der Provinz Brandenburg überhaupt (172). In Merseburg 209 und Erfurt 170, wogegen in der Provinz Sachsen überhaupt 217 gezählt wurden. In Opperu 53,₆, in der Provinz Schlesien 150; in Köslin 101, in der Provinz Pommern 133; in Gumbinnen 82,₃, in der Provinz Preußen 97. In Bromberg 59,₇, in Provinz Posen 66; in Minden 49,₂, in der Provinz Westphalen 61. In Münster 44,₄, in Westphalen 61. In Trier sogar nur 27,₈ und in Aachen 27,₂, in den Rheinlanden dagegen 51,₈.

Demgemäß kann man nicht behaupten, daß die Städte als solche Selbstmordherde seien. Es fehlt nicht, wie diese Daten in Ziffern erweisen, an solchen, am allerwenigsten an Provinzial-Hauptstädten, welche ein geringeres Contingent zum Selbstmord stellen, als das Land im Allgemeinen, und Nichts ist also ungereimter und ungegründeter, als den Stadtbewohnern eine größere Disposition zu der verhängnißvollen That zu vindiciren, als den Landbewohnern.

Von einem localen Einfluß zeigt sich hier Nichts erweisliches. Ueber die Erklärung der Thatsache, daß größere Städte, nicht immer höhere Selbstmordziffern haben, als das Land, die für uns in Ansehung der individuellen Freiheit des Selbstmörders einer Erklärung nicht

*) cf. von Dettingen: Tab. 66 p. 157.

bedarf, daß sich manche zum Selbstmord hinneigende Personen in die umliegenden Ortschaften begeben sollen, um dort die That unbemerkt vollziehen zu können, gehn wir mit Stillschweigen hinweg. Eingeleuchtet hat sie uns nicht, auch abgesehen von ihrer völligen Entbehrlichkeit, da man bekanntlich nirgends unbemerkt ist und handelt, als in der möglichst größten Stadt.

d. Endlich macht sich der Unterschied der Geschlechter und Lebensarten in bemerkenswerthem Grade geltend. a. Beide Geschlechter nehmen an der steigenden Tendenz der Selbstmordziffer Theil: das männliche liefert aber einen wesentlich höheren Beitrag zu ihr, als das weibliche. Befremdlich ist das nicht. Geboren für den Kampf des Lebens und mit dem Leben hat der Mann Sorgen und Gefahren, vor denen die Frau, mit ihrem Wirken auf den engen, stillen Kreis des Hauses und der Familie gewiesen, durch die gottgeordneten Schranken der Weiblichkeit naturgemäß behütet bleibt.

Ernährer der Familie, Vertreter des Herdes, Beistand und Anwalt der Seinen in Sitte und Recht, in Sachen des Herzens und des Gewissens, vor Gott und den Menschen, ist er für sie verantwortlich nach Außen und Innen; von seiner Hand werden sie gefordert.

Zum entschlossenen Handeln geneigt und natürlich gewiesen, hat er eine geringere Befähigung, zu tragen und dulden, als das zur duldbenden Liebe gleichsam organisirte Weib. Er unterliegt den Schmerzen, die die Frau noch erträgt, er verzweifelt, wo sie erliegend noch hofft.

Daraus ist es erklärlich und begreiflich, ohne eben eine sittliche Prærogative des schwächeren Geschlechts zu involviren, daß im Durchschnitt auf eine Selbstmörderin 3—4 Selbstmörder kommen. Auf 1 Verbrecherin kamen gegen 5 Verbrecher, also theilhaftig sich das Weib immerhin noch relativ stärker am Selbstmord als an der Criminalität.

Die angegebene Verhältnißzahl der männlichen und weiblichen Theiligung am Selbstmord ist die Durchschnittszahl. Genauer wurden gezählt

			28430 Selbstmörder
			9179 Selbstmörderinnen,
in Belgien	"	1840—49	1618 Selbstmörder
			410 Selbstmörderinnen,
in Dänemark	"	1845—56	2770 Selbstmörder
			922 Selbstmörderinnen,
in Schweden	"	1847—55	1140 Selbstmörder
			260 Selbstmörderinnen,
in Oestreich	"	1851—54	2095 Selbstmörder
			468 Selbstmörderinnen,
in Baiern	"	1857—62	1341 Selbstmörder
			343 Selbstmörderinnen,
in Württemberg	"	1856—60	2138 Selbstmörder
			488 Selbstmörderinnen,
in Sachsen	"	1847—50	4211 Selbstmörder
			1151 Selbstmörderinnen.

Wir sehn, wie wenig besagtes Verhältniß 1: 3—4 ein Gesetz ist. Während von Frankreich, Belgien, Dänemark, Baiern und Sachsen seine Grenzen in den genannten Jahren eingehalten werden; gehen Schweden, Oestreich, Württemberg über sie hinaus, und Frankreich in den Jahren 1835—44 und Dänemark in derselben Zeit erreichen sie noch nicht. Während in Schweden, Oestreich, Württemberg auf 1 Selbstmörderin mehr als 4 Selbstmörder kommen; kamen in Frankreich in der Periode 1835—44

19276 selbstmörderische Männer auf
6505 Frauen, also

weniger als 3 Selbstmörder auf 1 Selbstmörderin, und in Dänemark in dem nämlichen Zeitraum 2088 Männer auf 721 Selbstmörderinnen, also ebenfalls noch nicht 3 Selbstmörder auf 1 Selbstmörderin.

Allerdings sind jene Zahlen, die diesem Ergebnisse zu Grunde lagen, die absoluten und nicht die Verhältnißzahlen der einzelnen Geschlechter. Die Berechnung hat nicht darauf Rücksicht genommen, wie das jeweilige Verhältniß der beiden Geschlechter in dem einzelnen Falle, also

3. B. ob in Dänemark in den J. 1835—44, wo 2088 Selbstmörder und 721 Selbstmörderinnen gezählt wurden auch die weibliche und männliche Einwohnerzahl dieselben Höhe hatten. Allein zu dieser Ignorirung in dem einzelnen Falle sind wir auch berechtigt, da, trotz aller geringfügigen Schwankungen im Einzelnen, doch im Großen und Ganzen sich die Geschlechter vollkommen die Wage halten.“*)

β. Man hat als Gesetz aufgestellt: „der Gang zum Selbstmord, der schon von der Kindheit an mehr oder weniger entwickelt ist, wächst merklich bis gegen die Altersreife und dauert stetig zunehmend fort bis ins höchste Greisenalter.“**)

Und allerdings bestätigt die Statistik eine Zunahme von der zarten Jugend bis zu dem höchsten Alter in der Selbstmorbetheiligung.

In Frankreich kamen in den Jahren

1835—44 auf 1 Million männl. Einwohner.

1848—57 auf 1 Million weibl. Einw.

unter 16 Jahren:	2,2	1,8
16—21	56,5	38,5
21—30	130,5	54,1
31—40	155,6	52,9
41—50	204,7	73,0
51—60	217,9	87,4
61—70	274,2	106,2
71—80	317,3	115,6
über 80 Jahre:	345,1	120,7 ***)

So rund man nun danach für Frankreich in den bezeichneten Perioden im Allgemeinen die beregte Zunahme mit dem Alter zugeben mag: zur Annahme eines Gesetzes in diesem Sinne nöthigen oder berechtigen auch diese Zahlen nicht. Es wird uns nicht entgangen sein, daß unter der weiblichen Bevölkerung 1848—57 die Altersstufe 21—30 eine höhere Ziffer aufweist als die 31—40 und also die Regel schon hier eine Ausnahme erleidet; aber auch unter der weiblichen Bevölkerung im Zeitraum 1835/44 finden sich solche.

Auf je 1 Million weiblicher Einwohner jeder Altersklasse kamen in den Jahren

1835—44 weibliche Selbstmörder:†)

unter 16 Jahren:	1,2
16—21	31,7
21—30	44,5
31—40	44,0
41—50	64,7
51—60	74,8
61—70	83,7
71—80	91,8
über 80 Jahre:	81,4

Danach weist die Altersstufe 21—30 verhältnismäßig mehr Selbstmorde auf als die 31—40. In noch höherem Grade tritt die nämliche Erscheinung bei der Vergleichung der Altersstufe von 70—80 und der über 80 hervor. Da ist die Selbstmordziffer pro Million gegen das frühere Altersjahrzehnt um mehr als 10 gesunken; während jenes Gesetz eine Steigerung hätte bewirken müssen.

Desgleichen kommen in den Jahren 1848/57 in der männlichen Bevölkerung Frankreichs von der Altersstufe 71—80 mehr Selbstmorde vor, als von Greisen über 80 Jahren; von diesen 339,3 pro Million, von jener 377,7, also ein merklicher Abstand im Widerspruch mit dem angeblichen Gesetz.

Wir begnügen uns bei diesen Thatfachen. Drobisch und von Dettingen führen gerade diese beiden Zeitperioden 1835/44 und 1848/57 in Frankreich zum Beleg der Zunahme der

*) von Dettingen: p. 331.

**) Quetelet. Fische p. 191.

***) Tab. 169 Beil. p. 160: von Dettingen. Nr. 7 und Nr. 10.

†) von Dettingen Tab. 169 Beil. p. 100 Nr. 9.

Selbstmordbetheiligung mit dem Alter an; also wird ein Erweis aus ihnen, daß diese steigende Tendenz doch kein Gesetz sei, wie es von anderer Seite behauptet wurde, auch von besonderem Interesse und Gewicht sein.

e. Ueber das Verhältniß des Civilstandes und des Berufs zur Betheiligung am Selbstmord sind die Beobachtungen nicht so weit gediehen, daß man darüber Endgültiges aussagen könnte; für unsere Frage würde es auch nicht von Belang sein, wenn ein Zusammenhang, ein Einfluß sich durchgehend erweisen ließe. Der Civilstand sowohl wie der Beruf sind selbst schon sittlich gesetzte, auf Willensthätigkeit beruhende, und nicht gegebene, natürlich vorhandene Zustände, deren Einfluß also immer ein sittlich vermittelter, also nicht unfreier oder naturnothwendiger sein würde.

α. Die vereinigten Beobachtungen*) über den Civilstand haben ergeben, daß in Sachsen, Württemberg und Baden die Ledigen, in noch höherem Grade aber die Verwitweten und Geschiedenen die Verheiratheten in der Selbstmordbetheiligung übertreffen. In Sachsen**) mrgen 1847/58 von den 4825 Selbstmördern verheirathet 481

verwitwet 1242

geschieden 3102

und von den 672 Selbstmörderinnen verheirathet 120

verwitwet 240

geschieden 312

In Württemberg 1846/60 von 2054 Selbstmördern verheirathet 226

verwitwet 530

geschieden 1298

und von 430 Selbstmörderinnen verheirathet 52

verwitwet 97

geschieden 281.

In Dänemark wird von Legoyt das überwiegende Contingent der Geschiedenen zur Selbstmordziffer gleichfalls beobachtet.***) In Frankreich dagegen fanden sich unter den Selbstmörderinnen mehr Verheirathete als Ehelose. 1865 kamen auf 1 Million Ehelose 51 und auf 1 Million Verheirathete 59 Selbstmorde. Will man daraus einen Rückschuß auf das eheliche Glück oder vielmehr Unglück in Frankreich machen und mit Zahlen belegen, daß das Familienleben in Frankreich im Argen liegt, oder aber die Thatsache aus der größeren Schwierigkeit der öffentlichen Scheidung erklären: uns lag es nur daran, sie im Vorübergehen nicht unerwähnt zu lassen. Die hohe Ziffer der geschiedenen Selbstmörder ist eine Stimme eines Predigers, die wir nicht unbeachtet wünschten.

β. Ueber den Einfluß des Berufs und der Bildung haben die neuesten Untersuchungen Legoyts in Betreff Frankreichs annähernd herausgestellt, daß im Jahre 1865

unter 1 Million Ackerbauer 90

" Industrieller 128

" prof. liber. 218

" declassés et misérables 596

(Berufslose)

sich das Leben nahmen; also unter den Berufen die höher Gebildeten die meisten Selbstmörder unter sich bergen.

f. Wenn man schließlich die Thatsache des Selbstmords in ihrer angeblichen Gesetzmäßigkeit nicht bloß, sondern sogar die Mittel zu seiner Vollziehung herangezogen hat, die menschliche Willensfreiheit als Scheinfreiheit zu signalisiren; so werden wir nicht umhin können, uns auch noch dabei einen Augenblick zu verweilen.

„Nicht nur ist die Zahl der Selbstmordfälle,“ heißt es bei J. E. Fischer,†) „jährlich

*) Wagners (cf. von Dettingen p. 937).

**) a. a. O.

***) Legoyt le suicide en Europe p. 279.

†) „Ueber die Freiheit des menschl. Willens“ p. 191.

beinahe dieselbe, sondern man findet auch dieselbe Beständigkeit, wenn man sie nach Gruppen und nach den Werkzeugen, womit sie vollführt werden, abtheilt.“

„Wenn man sich die zahllosen denkbaren Störungen vergegenwärtigt, welche nicht nur der Ausführung des Selbstmords,“ läßt Wagner*) sich vernehmen, „sondern vollends der Ausführung mit einem bestimmten Mittel entgegentreten können, so wird man über das hier waltende regelmäßige Zahlengefüge erstaunen müssen. Die betreffenden Tabellen enthalten die arithmetischen Verhältnisse eines der moralischen Weltordnung angehörigen Mechanismus, welcher unsere staunende Bewunderung in noch höherem Maße auf sich ziehen muß, wie der Mechanismus der Himmelskörper.“

Auch von Dettingen**) kann nicht bloß, was den periodischen Prozeß, „sondern auch was die spezifische Eigenthümlichkeit jedes Landes betrifft, an einer innern Gesetzmäßigkeit hier nicht zweifeln“. —

Was zunächst J. C. Fischer an jenes Citat anschließt,***) daß er auch seine eignen Beobachtungen bezüglich desselben beifügen könne, daß, wo immer ein Fluß oder sonst geeignetes Wasser in der Nähe einer Stadt sich befinde, die Selbstmordfälle durch Ertrinken jene überwiegen, die, aus Mangel an so günstiger Gelegenheit, mit andren Werkzeugen vollbracht würden; ist eben nicht geeignet, für diese seine eignen Beobachtungen nach Umfang und Genauigkeit irgendwie einzunehmen; denn die Statistik bestätigt diese Regel nicht nur im Allgemeinen nicht, sondern auch nicht einmal in einem Fall, so weit wir die zuverlässigen Tabellen darauf hin angesehen haben.

Es ist bekannt, daß das Stückchen Seine bei Paris mehr Opfer der Verzweiflung in sich schließt, als dieser Fluß in seinem ganzen übrigen Laufe! Gleichwohl wählten dieses Mittel 1817—25 doch nur 36,7 %₀, und also 62,3 %₀ Andere. In Berlin 1852—63 ertränkten sich nur 24,7 %₀ von allen Selbstmördern, in Genf: 1838—47 u. 53—55: 22,9; in London 1846—50: 14,3; in Frankfurt a/M. 1853—60: 9,8! Alles Städte an Flüssen oder sonst geeignetem Wasser, Fälle also, in denen man nach der Aussage des J. C. Fischer hätte mehr als 509₀ Ertränkungstode unter den Selbstmord en erwarten müssen! Wo bleibt da diese s. g. „Thatfache“?

Vergleicht man in 4 aufeinanderfolgenden Pentaden den Zeitraum 1855—57 in Frankreich behufs der Mittel, die man zum Selbstmord nicht wählte) und verzeichnet in den Jahren:

	1835/39	1848/44	1848/52	1853/58
die Anwendung des Wassers in	4112	4902	5655	6021,
des Stricks in	3713	4708	6248	7158,
der Schußwaffe in	2273	2227	2606	2217,
des Kohlendunstes in	882	1004	1379	1752,
des Stichts oder Schnitts in	497	598	694	774,
des Herabstürzens in	539	589	722	664,
der Vergiftung in	321	344	311	373,
anderer Mittel in	84	53	137	122 Fällen:
so kann man doch weder den Eindruck einer Beständigkeit gewinnen, wie beinahe dieselben Zahlen ihn gewähren, noch von einem regelmäßigen Zahlengefüge sich überrascht finden, am Allerwenigsten aber einen Mechanismus entdecken, der an Genauigkeit einen Vergleich mit dem der Himmelskörper aushielte. Selbst eine innere Gesetzmäßigkeit anzunehmen, scheint uns keine Veranlassung. Dazu sind doch die Differenzen noch zu groß, und selbst wenn wir die relativen Zahlen, das Prozentverhältniß ins Auge fassen und in Erfahrung bringen, daß sich tödteten				

	1835/39	1840/44	1848/52	1853/58
durch Ertränken	33,1	34,0	31,9	31,6

*) p. 918.

**) p. 918.

***) p. 191.

†) cf. von Dettingen, Tab. 162 p. 153.

Erhängen	29,9	32,6	35,2	37,5
Erschießen	18,3	15,4	14,7	11,6
Kohlendunst	7,1	7,0	7,8	9,2
Stich oder Schnitt	4,0	4,1	3,9	4,1
Herabstürzen	4,3	4,1	4,1	3,5
Vergiftung	2,6	2,4	1,7	1,9
Andere Mittel	0,7	0,1	0,7	0,6

so nöthigen sie uns doch nicht zu irgend einer jener Concessionen. Nur in der einen Columne, der Selbstmordart des Erhängens, ist eine constante Steigerung der Betheiligung erkennbar. Die anderen schwanken alle, mit Ausnahme des Erschießens und des Herabstürzens bald höher bald niedriger, wenn sie sich auch mehr oder weniger auf einem gewissen mittleren Durchschnitt halten. Die Benutzung des Wassers steigt in der 2. Pentade, fällt dagegen in der 3. und weiter in der 4. Die Schusswaffe wird constant weniger gebraucht. Der Gebrauch des Kohlendunstes fällt in der 2. steigt in der 3. und wesentlich in der 4. Pentade. Die Anwendung von Stich oder Schnitt steigt in der 2. fällt in der 3. wieder unter das Niveau der ersten und steigt in der 4. wieder auf die Höhe der 2. Pentade. Das Herabstürzen ist constant in Abnahme; ebenso die Vergiftung in den 3 ersten Pentaden, wogegen sie in der 4. wieder eine steigende Bewegung macht. Andere Mittel werden in der 2. Pentade weniger als in der ersten, in der 3. mehr als in der 2. und in der 4. wieder weniger als in der 3. angewendet. Am meisten sehen wir Erhängen und Ertränken an der Tagesordnung, gewiß weil es die bequemsten Mittel, d. h. den Meisten zugänglichsten seid. Irgendwelche andere Schlüsse aus der Wahl der Mittel auf die Selbstmörder selbst zu machen, erscheint mir nicht blos müßig, sondern die Frucht statistischer Interpretirkunst, ohne realen Grund und objective Wahrheit, mindestens äußerst gewagt. Demnächst wird die Schusswaffe am meisten benutzt, vermuthlich weil sie als die ritterlichste Weise gilt. Kohlendunst, ein Mittel der Neuzeit, bereitet einen schmerzlosen Tod. Viel weniger ist Stich oder Schnitt angewendet, wozu entweder schon eine sichere und geschickte Hand und ein geeignetes, nicht immer und nicht Jedem gleich zugängliches Werkzeug gehört oder eine gewisse Spontaneität der Courage im Unterschied vom persönlichen Muth, da der Erfolg nicht immer sogleich gelingt. Auch bei dem Herabstürzen ist derselbe zweifelhaft, welches in nahezu derselben Ziffer im Gebrauche ist, und läßt sich diese Selbstmordart besonders nicht ohne Aufsehn leicht vollziehen. Noch seltner vergiften sich die Selbstmörder, begreiflich, weil einerseits die bestehenden Geseze den unbeschränkten Verkauf der Gifte verbieten und andererseits ihre Anwendung ihre genaue Kenntniß voraussetzt, welche nichts weniger als eine allgemeine ist. Am wenigsten werden „andere Mittel“ als die genannten gebraucht, welche zur Zeit die üblichen sind, einmal weil diese als die relativ zweckmäßigsten angesehen werden dürften, sodann aber auch, weil die Macht des Beispiels und der Gewohnheit sich auch hier geltend macht. Von Fatalismus ist bei alledem so wenig die Rede, daß diese beiden Principien der Zweckmäßigkeit und der Gewohnheit vielmehr genügen, die Wahl der Mittel zu erklären oder zu begreifen. Das tritt so klar hervor, daß neue Zeiten neue Mittel zu registriren haben. Die Zeit der Eisenbahnen bringt zu den angeführten bis dahin üblichen das Ueberfahrenlassen als ein unter Umständen zweckmäßiges hinzu und die Gewohnheit behielt es bei, obwohl es an Zweckmäßigkeit durch die größere Wachsamkeit der Beamten der Bahnen verlor.

In der Preussischen Statistik der Eisenbahnunglücksfälle kamen 1855/56: 28, 1857/58: 26, 1859/60: 31mal Selbstmordversuche durch Ueberfahrenlassen vor. *)

Aber daß auch diese Principien keinen zwingenden Einfluß ausüben, ja daß in der Wahl dieser Mittel die menschliche Willensfreiheit sich sogar zur Willkür steigern kann: das ist der Eindruck, welchen man erhält, wenn man von Selbstmordarten hört, die ebenso aller Zweckmäßigkeit Hohn zu sprechen scheinen, als zur gangbaren Gewohnheit im Gegensatz stehen. Wer sollte es für möglich halten, daß man das Selbstverfrieren wie in Württemberg 1846, das absichtliche Selbsttauschungern, wie in Mecklenburg 1852, das Selbstbegraben, wie in Mecklenburg

*) A. Franz p. 133 bei von Dettingen p. 921 Anm. —

1844, ja das Selbstverbrennen,*) wie in Oestreich, wählt? Es liegt auf der Hand, wie schwer der Hungertod als Selbstmord zu erkennen ist, weil eben keine einfache Thathandlung vorliegt; aber die medicinischen Statistiken registriren ihn.

Wir schließen hiermit unsere statistische Beobachtung des Selbstmords ab und fügen den besprochenen Daten und Thatfachen nichts hinzu. Es war der Eindruck, den wir überall bei der Prüfung des Materials im Einzelnen erhielten und den wir nun am Schluß im Allgemeinen zu bestätigen nicht umhinkönnen, daß in den Zahlen eine Nöthigung, an der menschlichen Willensfreiheit in Bezug auf den Selbstmord zu zweifeln, für das unbefangene Auge im Mindesten nicht liegt.

II. Recensionen.

Theologie.

Grätz, Dr. H., Prof. an der Universität zu Breslau. **Schir Ha-Schirim** (שיר השירים) oder das Salomonische Hohelied. VI u. 219 S. Wien, 1871. Braumüller. 1 $\frac{1}{3}$ thlr.

Es ist ein interessantes Buch und eine nicht unwesentliche Bereicherung der exegetischen Literatur, die vor uns liegt. Der Verf., durch seine Geschichte der Juden, seinen Commentar zum Prediger Salomonis und

sonstige Schriften bereits bekannt, verwirft grundsätzlich die supranaturalistische Auffassung, rückt auch mit besonderer Vorliebe viele alttestamentliche Schriften in die nachexilische Zeit hinab, will aber dennoch den Beweis antreten, daß auch diese Periode keineswegs des heiligen Geistes baar sei.

Mit besonderer Ausführlichkeit ist die Einleitung bearbeitet. Nach einem Abriss der Auffassungsgeschichte des Hohenliedes, welches allerdings die mannigfaltigste und widersprechendste Behandlung erfahren hat, indem man bald die tiefste und zarteste Mystik darin fand, bald es als durchaus unsittlich verwarf, sucht

*) Das Nonplusultra von Eigensinn in dieser Beziehung erzählt Süßmilch aus dem Munde seines Schwagers Dr. Lieberkühn, welcher den Fall persönlich in London erlebt hatte. Eine Frau, die bis an ihr 50. Jahr „in allen Wollüsten“ gelebt und sich dadurch ihren Unterhalt verschafft hat, entschließt sich „aus Verdruss“ zum Selbstmorde. Sie macht also in ihrer Küche einen Kreis von brennenden Steinkohlen um sich herum, tritt entkleidet hinein und verbrennt sich lebendig. Endlich aus Entkräftung in das Feuer niederfallend wird sie vollends geröstet. Der Geruch zieht Leute herzu, die sie, noch am Leben, in das nächste Hospital bringen. Etwas erholt nach der Ursache und dem Thäter gefragt giebt sie zur Antwort, daß sie es selbst gethan. Lebensüberdrüssig habe sie bei Ueberlegung über die Art des Selbstmordes gefunden, daß das Erhängen, Ersäufen, Vergiften und Erschießen nichts besonderes sei, daher habe sie diese Art des Todes gewählt und das Feuer um sich herum gemacht, in welchem sie so lange aufrecht gestanden, als es ihre Kräfte zugelassen. Bald nachher soll sie gestorben sein. „Welch eine Standhaftigkeit,“ ruft Süßmilch zum Schluß des Berichtes aus, — „welch' rasende Ehrsucht, da nicht einmal jemand die Ursache des Todes gewußt hätte, wenn sie in der Gluth verschieden wäre! Was will dagegen die Willenskraft eines Mucius Scævola sagen!“

„Was will dagegen“ — so rufen wir aus — „alles Material, welches man zu Ungunsten der Einzelfreiheit in der Wahl der Mittel interpretirt hat, sagen?“ gegen diesen einen Akt — nennen man es immer — vollendeten Eigensinns? Oder erweist nicht dieser eine historischverbürgte Fall alle jene Hypothesen von einer inneren Gesetzmäßigkeit, von einer Verkettung von Umständen und Motiven, die innerhalb einer und derselben socialen Gruppe von durchschlagendem Einfluß sein soll, als völlig illusorisch? Wir können alle weiteren Worte sparen. Die Logik der Thatfachen im eigentlichen Sinne ist hier eingetreten. Die Selbstmordart der Frau, so schauer erregend sie sein mag, ist ein unwidersprechlicher Beweis der menschlichen Freiheit in der Wahl der Mittel.

der Verf. mit aller Energie die Einheit des Gedichtes zu beweisen und den dramatischen Charakter in Abrede zu stellen. Das ganze Lied ist nach ihm an die Töchter Jerusalems gerichtet, und wird von Anfang bis zu Ende von Sulamith im Kreise dieser ihrer Zuhörerinnen erzählt. Es zerfällt ihm in drei Partien, oder drei zusammenhängende Lieder, die durch ihren sprachlichen und sachlichen Zusammenhang ein wohlabgerundetes Ganze bilden. Nur einen einzigen Dialog findet er in dem Gedichte und auch dieser ist nicht als wirklich gehalten vorzustellen, sondern wird von der Erzählerin aus lebendigster Erinnerung heraus so wiedergegeben, wie sie ihn geführt hat. Um dieser seiner Auffassung gehörigen Nachdruck zu geben, scheut sich der Verf. auch nicht, ein „antwortet er“, „sagte ich“, in den Text hineinzutragen. Die dramatische Auffassung scheitert nach ihm an dem Verse: „Es fuhr fort mein Freund und sprach zu mir“ Kap. 2 B. 10. Es läßt sich allerdings nicht verkennen, daß dieser Vers der Gesamtauffassung bedeutende Schwierigkeiten bereitet, indessen kann man doch nur mit der größten Geschraubtheit und Willkür den dramatischen Charakter wenigstens mehrerer Partien leugnen. Mag immerhin der Verf. Recht haben, daß die Hebräer überhaupt kein Drama geschaffen haben und daß sie nach der ganzen Art ihres Geisteslebens auch keins schaffen konnten, so wird doch Niemand in Abrede stellen können, daß ihre Poesie auch dramatischen und zwar oft großartig dramatischen Charakter hat; man denke nur an den zweiten Psalm! Die Tendenz des Liedes ist bekanntlich ein vielumstrittener Punkt. Der Verf. verwirft zunächst die mystisch-typische Auffassung aufs entschiedenste, aber nicht minder die rein realistische. Weil das Lied auf dem Boden heiliger Literatur erwachsen ist, so vindicirt er ihm auch heiligen Charakter, nämlich durch den ethischen Hintergrund. Es ist also nicht ein einfaches Liebeslied, sondern stellt ein Keuschkeitsideal dar; der unreinen, sinnlichen Liebe soll die reine und keusche, der Schwelgerei die Genügsamkeit, der Verweichlichung der kräftige Naturgenuß gegenübergestellt werden. Zu diesem Resultat kommt der Verf. auf Grund seiner Ansichten über die Abfassungszeit des Buches. Es ist ihm nachgerade und zwar später abgefaßt als selbst der am weitesten gehende Hartmann annimmt. Beweis dieser späten Abfassungszeit sind ihm die neu-hebräischen und aramäischen Formen, ferner persische und griechische Sprachelemente, endlich der ganze Geist, den das Buch athmet. Gestützt auf Josephus glaubt er es in die griechisch-macedonische Zeit und zwar speciell

in die Zeit, von 230—218 v. Chr. verlegen zu müssen, wo durch die Bekanntschaft der Hellenisten mit ausländischer, namentlich griechischer Kultur und Entartung auch der israelitische Geist der sittlichen Fäulniß preis gegeben wurde. Dagegen einen Damm zu bilden, soll nach dem Verf. die Absicht des Dichters gewesen sein.

Das Alles klingt ganz scheinbar, wenn man aber das Lied unbefangen ansieht, so springt doch wieder die Geschraubtheit und Willkür in die Augen und namentlich ist es zuweilen staunenswerth, wie der Verf. die hebr. Worte zu drehen und zu wenden weiß, um die griechische Abstammung herauszubringen. Was soll man endlich sagen, wenn mit ziemlicher Sicherheit behauptet wird, der Dichter habe Theokrit gekannt und in geistvoller Weise nachgeahmt!

Wie gekünstelt die Gesamtauffassung des Verf. ist, geht auch daraus hervor, daß er den Text an mehreren Stellen als defect ansieht und sich sogar die Freiheit nimmt, ihn willkürlich umzustellen.

Der eigentliche Commentar ist ausführlich, hat aber viel mehr den Zweck, die Gesamtauffassung des Verf. zu stützen, als in das grammatische und sachliche Verständniß des Liedes einzuführen. Die deutsche Uebersetzung ist poetisch auch im Ganzen schön und klar zu nennen, nur dürfte man doch an einzelnen Ausdrücken wie „gepicht“, wo auch die sprachliche Ableitung keineswegs gesichert ist, gegründeten Anstoß nehmen. Dabei muß man die Willkürlichkeiten der Exegese auch hier oft mit in den Kauf nehmen. W. G.

Bibliothek der Kirchenväter. Auswahl der vorzüglichsten patristischen Werke in deutscher Uebersetzung, herausgegeben unter der Oberleitung von Dr. Fr. X. Reithmayer, o. ö. Prof. der Theol. an der Univ. München etc. Bd. 25 bis 42. Rempten, Jos. Kösel. (Pr. jedes Bdgens's. 4 sgr.).

An die Stelle des Begründers und bisherigen Redactors dieser Sammlung, des am 26. Jan. d. J. verstorbenen Professors Reithmayer, ist vom 36. Bändchen an dessen Münchener Colleague D. Valent. Thalhofer als oberster Leiter des Unternehmens getreten. Irgendwelche Aenderung ist in Folge dieses Personalwechsels weder in der inneren Haltung, noch in der äußeren Anlage und Ausstattung des Sammelwerkes eingetreten, weshalb wir unsre früher (Allg. lit. Anzeiger Bd. VII, S. 421 ff.) ausgesprochene bedingte Empfehlung desselben hier einfach aufrechtzuerhalten

und zu wiederholen in der Lage sind. — Die jetzt nahe bei ihrem Abschlusse angelangte II. Serie des Werkes (anhebend mit Bd. 25) hat bisher gebracht: 3 Hefte Uebersetzungen von „ausgewählten Werken des hl. Augustinus“ (Bd. 25. 28. 34, enthaltend der „Bekenntnisse“ Buch I—IX, deutsch von Pfr. Molzberger zu Frauenstein); 2 Hefte „ausgewählter Schriften des hl. Ambrosius“ (Bd. 26 u. 32, enth. die Schriften über die Jungfrauen, die Wittwen, die Jungfräulichkeit, die Geheimnisse, deutsch von Prof. F. K. Schulte zu Paderborn); 4 Hefte Fortsetzung der „ausgewählten Schriften des Eusebius“ (Bd. 30. 35. 37. 40, der Kirchengeschichte Bd. IV—X, sowie den Anfang der „Märtyrer Palästinas“ enth.); 2 Hefte Fortsetzung der Schriften Ephraim's (Bd. 31. 36, die „Reden über verschiedene Stoffe“ zu Ende führend); 1 Hefte „ausgewählter Gedichte syrischer Kirchenväter“ (Bd. 41, Gesänge von Chryllonas und Valäus enthaltend, überf. von Prof. G. Viedell in Münster); 2 Hefte Uebers. der Katechesen Cyrills v. Jerusalem (Bd. 27. 29, den Abschluß der sämtlichen Katechesen [einschließl. der 5 mytagogischen] bringend); endlich 4 weitere Hefte ausgewählter Schriften Tertullians (Bd. 33. 38. 39. 42, die zweite Abtheilung Tertullianischer Schriften, oder die Schr. über die Seele, das Fleisch Christi, die Auferstehung des Fl. und die Taufe enthaltend).

Hermiae Philosophi Irrisio Philosophorum. Apologetarum Quadrati, Aristidis, Aristonis, Miltiadis, Melitonis, Apollinaris Reliquiae. Illam ad optimos libros MSS. nunc primum aut denuo collatos recensuit, prolegomenis, adnotatione, versione instruxit, has undique collegit, praemissis dissertationibus edidit, commentariis illustravit Jo. Car. Th. Eques de Otto, Dr. Prof. etc. Insunt et Marani prolegomena in Justinum, Tatianum, Athenagoram, Theophilum, Hermiam. Cum specimine lithogr. codicis Hermiae Vindobonensis. Jenae, in libr. Maukii. 1872. (8. Li et 535 pp.)

Dieses Werk bildet den Schlußband (IX.) des in den gelehrten Kreisen rühmlichst bekannten von Professor Dr. Otto herausgegebenen Werkes: „Corpus Apologetarum Christianorum Saeculi secundi.“ Bekanntlich enthalten die ersten fünf Bände die Werke Justin's, Band VI den Tatianus, VII den Athenagoras, und VIII den Theophilus. Schon bezüglich der früher erschienenen Bände mußte

anerkannt werden, daß der Werth des Mitgetheilten in dem zuverlässigen Texte der einzelnen Schriften und in dem beigefügten kritischen und exegetischen Commentar, in der Anführung der verschiedenen Lesarten der Handschriften und früherer Ausgaben der erwähnten Apologeten, sowie in ausführlichen Einleitungen besteht, die kaum eine Frage über Handschriften, Ausgaben, Citate u. unbeantwortet lassen. Ganz dasselbe gilt von dem vorliegenden Band, dessen Titel den Inhalt genau erkennen läßt.

Die Prolegomena (XI—LI) gewähren einen tiefen Einblick in die rastlosen Bemühungen des Herausgebers, diesen Schlußband hinsichtlich seines inneren Werthes auf gleicher Höhe mit den vorangegangenen Bänden zu halten. Hierbei wurde mit gewissenhaftester Sorgfalt vorgegangen. Es werden alle Codices angeführt und beschrieben, welche Prof. Otto zur Herstellung eines zuverlässigen Textes des Hermias entweder selbst gelesen hat oder sie durch andere Gelehrte vergleichen ließ. Es sind zwölf Codices, von denen der zu Wien in der Hofbibliothek befindliche bisher noch nicht verglichen worden war. Weiter werden die bereits gedruckten Codices beschrieben und die verschiedenen Uebersetzungen derselben angeführt; endlich wird der Inhalt des Hermias kurz dargelegt und das Zeitalter, aus welchem die Irrisio stammt, kritisch festgestellt und das Resultat gewonnen, daß die Irrisio Hermiae nach ihrer Entstehung in die letzten zwei Decennien des zweiten Jahrhunderts fällt. — Die Einleitung zu den Fragmenten der im Titel erwähnten Apologeten findet sich an der Spitze jedes einzelnen Bruchstückes; der oft sehr geringe Umfang dieser Ueberreste uralter christlicher Apologetik hat den Herausgeber nicht abgehalten, ihnen die gleiche Sorgfalt zuzuwenden, welche er dem Hermias widmete.

Die Irrisio Hermiae (*Ἐκτίσις φιλοσόφων διασπορὰς τῶν ἑκκλ. φιλοσόφων*) ist im griechischen Urtext mitgetheilt; ihm ist die lateinische Uebersetzung des Raphael Seiler gegenüber gestellt und von Prof. Otto vielfach verbessert. Unter dem Texte sind die Noten des Commentars, welche sich bei prägnanter Kürze durch Reichthum des Mitgetheilten auszeichnen.

Den größten Theil des Bandes (S. 35—330) füllen die Prolegomena des berühmten Jansenisten und Mauriners Prudentius Maranus (1683—1762) aus; sie sind der 1742 erschienenen und von Maranus besorgten Ausgabe der Schriften Justin's, Tatian's, Athenagoras, Theophilus und Hermias entlehnt. Die Mittheilung dieser trefflichen Arbeit ist höchst dankenswerth; als Anhang ist beigegeben eine Reihe von kürzeren Aufsätzen des Maranus: admonitio in Hermiae oratio-

nem, admonitio in tractatum de resurrectione, admonitio in expositionem rectae confessionis, admonitio in epistolam ad Zenam et Serenum, admonitio in confutationem quorundam Aristotelis dogmatum, admonitio in quaestiones et responsiones ad orthodoxos, admonitio in quaestiones Christianorum ad Graecos et Graecorum ad Christianos.

Nun folgen die Fragmente der apologetischen Schriften des Quadratus (S. 333—341), Aristides (S. 342—348), Aristo (S. 349—363), Miltiades (S. 364—373), Melito (S. 374—478) und Apollinaris (S. 479—495). Die Fragmente des Melito: de anima et corpore, de cruce, de fide und de passione, desgleichen die Apologie Melito's (oratio ad Antoninum Caesarem) sind auch in syrischer Uebersetzung mitgetheilt. — Den Schluß bildet ein vierfaches Register. Als eine besondere Zugabe ist ein Facsimile zu erwähnen, welches die ersten acht Zeilen jener Handschrift des Hermias wiedergibt, die in dem schon oben genannten Wiener Codex und zwar am Schluß desselben (fol. 246a—249b) sich findet. Die Handschrift ist sehr schön, gehört der neueren Zeit an und ist darum bemerkenswerth, weil sie das Jota subscriptum nicht hat.

Auf den Inhalt des Werkes hier näher einzugehen, scheint nicht angezeigt; einmal handelt es sich um bekannte Apologeten und dann ist die Umsicht und die wissenschaftliche Tiefe und Gründlichkeit des Herausgebers bewährt, so daß auch dort, wo er hinsichtlich der Bestimmung des Zeitalters des Hermias gegen frühere Schriftsteller, wie Heumann, Bigneus, Menzel u. A. polemisiert, es schwer halten dürfte, ihm mit Grund entgegen zu treten. Der evangelisch-theologischen Wissenschaft, und ihr nicht allein, hat Prof. Dr. Otto wie mit diesem Band, so auch mit seinem ganzen Corpus Apologetarum einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Auch hat es die Verlagshandlung an einer würdigen Ausstattung nicht fehlen lassen.

Dr. C.

Mejer, Dr. Otto. Zur Geschichte der römisch deutschen Frage. Zweiter Theil. Erste Abtheilung: Die bayrische Concordatsverhandlung. gr. 8. 213 S. Rostock, 1872. Stiller'sche Hofbuchhandlung. 1 Thlr.

Die Herausgabe des zweiten Theils dieses Werkes, dessen ersten Theil wir im neunten Bande des allgemeinen literarischen Anzeigers 1872 S. 189—192 mit dem gebührenden Lobe erwähnt haben, fällt glücklich in

die Lage der kirchlichen Bewegung, um deren Verständniß und folgerecht deren Würdigung zu erleichtern. Der auf dem Gebiete des Kirchenrechts als Autorität anerkannte Verfasser bereichert unsere Kenntniß durch eine Fülle von theilweis bis jetzt unbekanntem Material über die bayrischen Concordatsverhandlungen. Da das von der Krone Bayern im Jahre 1817 mit der päpstlichen Curie geschlossene Concordat im Januar d. J. durch die Münchener Kammer-Debatten einen Gegenstand erhöhten Interesses darbot, so hat dieser Umstand den Verfasser veranlaßt den Versuch einer Geschichte seines Entstehens schon jetzt herauszugeben in der Hoffnung, „daß er zur Klärung der Sache, die ganz Deutschland angeht, in Etwas beizutragen vermöge“. Ist eine richtige Beurtheilung der Verhältnisse zunächst durch eine gründliche Kenntniß derselben bedingt, so kann letztere aus Mejer's Schrift über das erwähnte Uebereinkommen vollständig gewonnen werden. Ein ungemein reicher und vielseitiger Apparat wird uns dargeboten, nicht nur durch treuen Bericht über die damaligen diplomatischen Verhandlungen, sondern auch durch Mittheilung des wesentlichsten Inhalts der zur Sache erschienenen Schriften. Eine bis ins Einzelne gehende, aber nur auf dem kurzen Zeitraum von 1816—1821 beschränkte Geschichte der kirchenpolitischen Verhandlungen mit der römischen Curie ist gegeben mit juristischer Schärfe und theologischer Klarheit, aber auch mit der Gründlichkeit eines bewährten Canonisten und der Umsicht eines vielseitigen Geschichtsdreibers.

Der Inhalt zerfällt in fünf Abschnitte. Zuerst werden aus „Rom“ die gegenseitigen Wünsche und Bestrebungen zur Lösung der Reorganisations-Aufgabe, welche die 1803 zerstörte Verfassung der deutschen katholischen Kirche betrafen, durch ein deutsches Concordat mit Rom, namentlich in den hier maßgebenden Persönlichkeiten gekennzeichnet. Das Staatssecretariat, eine verhältnißmäßig neue Einrichtung, bekleidete Cardinal Consalvi; obgleich an seiner hingebenden Treue kein Makel war, waltete dennoch zwischen ihm und den meisten seiner Collegen ein Gegensatz ob. Die Mehrzahl der Eifrigen „Zelanti“ hielt jedes Abgehen von dem, was sie streng-kirchliche Principien nannten, für Unrecht und Consalvi für bedenklich liberal. Sie nahmen an, daß das in den Decretalensammlungen für normal erklärte Verhältniß der Staatsgewalten zur Kirchengewalt das rechtlich ein für alle Mal gültige sei, auf welches die Kirche auch als auf das dogmatisch-richtige Anspruch habe, und zwar einen allen factischen Abweichungen

gegenüber von Gewissenswegen rechtlich festzuhalten den Anspruch; denn man dürfe der Kirche nichts vergeben (S. 12). Cardinal Consalvi hielt nicht minder als seine Gegner das streng-curialistisch katholische System für richtig; daß es nirgends auch nur in einem Worte positiv aufgegeben wurde, dafür hat er bei allen seinen Unterhandlungen gesorgt. Aber seiner persönlichen Gesinnung wie seiner Politik nach war er geneigt, sich innerhalb dieses Systems mit möglichst größter Freiheit zu bewegen: er vertraute so sicher der geistigen Macht des katholischen Glaubens, daß er in Bezug auf Diejenigen, welche nicht Katholiken waren, keinen Unwillen, sondern freundliche Geduld fühlte; er war gebildet genug, sich in fremde Gedanken finden zu können; er besaß endlich Verständnis für die Entwicklung des modernen Staates, und hier befand sich ein Hauptpunkt, wo er von jener Freiheit Gebrauch zu machen disponirt war (S. 19). Papst Pius VI machte in Savona und später in Fontainebleau Erfahrungen, die ihm das Nachgeben in principiellen Fragen noch unmöglicher erscheinen ließen als früher. Durch Cardinal Baccia war er überzeugt worden, daß es seine Pflicht sei, die Jesuiten wieder herzustellen, was am 7. August 1812 geschah. Der Orden war gestiftet worden, theils um den Protestantismus, und zwar im Sinne der katholischen Kirche als innerhalb ihrer entwickelten Häresie, zu bekämpfen, theils um Bischöfen wie Staatsgewalten gegenüber die absolute Papstmacht des Decretalrechts geltend zu machen. Seine Wiederherstellung konnte nicht wohl ohne die Intention, daß der wiederauflebende Orden aufs Neue für seine alten Aufgaben arbeiten solle, und nicht anders als in dem Sinne geschehen, daß auch vom päpstlichen Hofe diese Ziele noch festgehalten wurden (S. 22).

Im zweiten Abschnitt werden deutsche Einrichtungen und Entwürfe von 1814 bis 16 besprochen. Die Mehrzahl der deutschen Regierungen war in den Lehrsätzen ihrer episcopalistischen Helfer so befangen, daß, indem sie sich anschickten mit der römischen Curie zu unterhandeln, sie den Inhalt und Zusammenhang der zu Rom angenommenen Meinungen, den Gedankengang, durch welchen die Unterhandlung von curialer Seite wirklich bedingt ward, so gut wie außer Acht ließen (S. 29). Die Besonnenen waren weder so historisch noch so objectiv gerichtet, wie wir es sind, sondern groß geworden unter der Herrschaft der Aufklärung und, so weit sie an der geistigen Arbeit der Nation selbständig theilnahmen, unter Einfluß der Philosophie Kants, lebten und webten sie in dem durch jene, wie durch diese

bedingten subjectiv gerichteten Selbstbewußtsein ihrer Ueberzeugungen (S. 30). Die von den einzelnen Schriftstellern Frey, Kopp, Wessenberg, Wertheimer, Koch, Kläben gemachten privaten Verfassungsentwürfe sind im Auszuge angegeben, Wessenberg und seine Gegner (1816—1818) aber außerdem im dritten Kapitel besprochen. Wessenberg hatte noch von Wien aus (wo er am Congresse als Dalbergs Abgeordneter für dessen kirchliche Verfassungspläne gewirkt hatte) an alle deutschen Höfe ein Promemoria gerichtet, in welchem er seine am Congresse nicht angenommenen Anträge wiederholte, und in Uebereinstimmung mit dem vorher in seiner Schrift über die deutsche Kirche Auseinandergesetzten vorschlug, „bald möglichst eine Conferenz von sachkundigen Bevollmächtigten in Frankfurt als dem Orte des „künftigen Bundestages“ zu veranstalten, um die Grundzüge des wichtigen Werkes, das für Deutschlands Wohlfahrt, Ruhe und Ordnung großen Einfluß üben wird, zu berathen, und zu verabreden; welche Grundzüge sodann auch den Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle zu gemeinsamer Richtschnur und zum Leitfaden dienen sollen.“ In einer zweiten Eingabe an die deutschen Regierungen vom 22. December 1815 rief er, „die Verhandlungen mit dem römischen Hofe“ auf solche Gegenstände zu beschränken, „bei denen nach der wohlverstandenen Verfassung der katholischen Kirche die Mitwirkung des päpstlichen Stuhles unumgänglich nothwendig erforderlich sei“, und zweitens, „in Hinsicht der über diese Gegenstände und die Grundlagen der kirchlichen Einrichtungen überhaupt zu beobachtenden Grundsätze zwischen den betreffenden deutschen Regierungen eine gemeinsame und bindende Verabredung zu treffen“ (S. 56). Der Verfasser bespricht Wessenberg's bekannte Reise nach Rom; dieser erbat und erhielt vom Cardinal-Staatssecretaire Consalvi Mittheilung der gegen ihn erhobenen Anklagen, suchte sich über jeden Anklagepunkt mündlich und schriftlich zu rechtfertigen, erlangte daß der Papst durch eine eigens dazu ernannte Commission die einge-reichte Rechtfertigung prüfen ließ, erhielt aber hierauf die Antwort: sie sei nicht genügend, er werde aufgefordert zum Zweck öffentlicher Bekanntmachung zu erklären: „er habe in Rom zwar seine vergangenen Handlungen durch Erläuterungen zu rechtfertigen gesucht, da diese aber vom hl. Vater als nicht befriedigend erkannt worden wären, so nehme er keinen Anstand dasjenige was S. Heiligkeit gemißbilligt haben, gleichfalls zu mißbilligen.“

Wessenberg lehnte das nicht ohne Weiteres ab, ging aber, um sich mit Ruhe die Sache

zu überlegen, nach Deutschland zurück. Er hatte überdies den Zweck, sich für das Constanzer Capitular-Vicariat und demnächst für ein deutsches Bisthum möglich zu machen und von dort aus dem Kirchenwesen in Deutschland einen Geist und eine Richtung zu geben, welche den Bedürfnissen und der Wohlfahrt gleich sehr entsprechend wäre. Seine Absicht wurde nicht erreicht. Rom antwortete nicht, der Bundestag that nichts und dabei blieb es. Man hätte sich entschließen müssen, mit Rom zu brechen: da man das nicht wollte, da Wessenberg selbst, indem er die öffentliche Meinung aufregte, nur Rom zu schrecken, nicht von Rom abzutreten beabsichtigte, so mußte man nachgeben. Wessenberg wollte römisch-katholisch bleiben, und hätte nicht übersehen dürfen, daß, wenn er das bleiben wollte, er Rom gehorchen mußte: denn man kann nicht zugleich römischer Priester und von Rom unabhängig sein (S. 78). Dies letzte vom Verfasser ausgesprochene Princip dient gleichzeitig zur richtigen Beurtheilung über die kirchliche Bedeutung und Tragweite der neueren i. g. altkatholischen Tendenzen.

Im vierten Abschnitt wendet sich der Verfasser zu den bayrischen Verhandlungen bis zum Abschluß des Concordats, unter sorgfältiger Benutzung der neueren Literatur, welche erst in unseren Tagen die Geschichte dieser Verhandlung näher erörtert hat. Bayern ist seit Anfang des Jahrhunderts gehegten Sonderconcordatsgedanken stets treu geblieben; der Vorstand der Section für die öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten, Geheimrath von Zentner, schrieb an Wessenberg: „Bayern ist groß genug, seine eigene geschlossene Kirche zu befeigen“. Im Juni 1816 wandten sich der Fürstbischof von Eichstätt und die Vicariats-Vorstände von Bamberg, Würzburg, Augsburg und Passau mit einer Denkschrift an den König, in welcher ihm der kirchliche Nothstand ans Herz gelegt und Abhülfe erbeten ward. Die Landshuter theologische Facultät erklärte in einem eingeforderten Berichte die Abnahme des Studiums der Theologie aus der beklagenswerthen Lage, in welcher der Clerus und die ganze katholische Kirche sich in Bayern befinde. Kurze Zeit nach Eingang dieses Berichtes fertigt das Ministerium im August 1816 Instructionen zur Unterhandlung an den zu Rom accreditirten bayrischen Gesandten Weihbischof Hassellin aus — ein Mann im 80sten Jahre, voll Herz und Freundschaft, jedoch sehr altersschwach. Katholischer Priester und Spartibus Priester befand er sich zuletzt auf Seiten der Kirche, wo es gegen den Staat galt. Mitte December sandte er bereits einen Concordatsentwurf

„Das römische Project“ nach München; hier wollte man anfangs nicht ratificiren. Auch Rom zeigte sich zur Wiedereröffnung der Verhandlungen erst geneigt, als der neugewählte Unterhändler Graf Kaver Reichberg, Kanonicus zu Augsburg, erklärte: der König wünsche eine Erweiterung seiner Rechte, wodurch ja das Interesse der Kirche als das seiner Völker gewinne. Jetzt eröffnete Consalvi die Unterhandlungen wieder. Am 22. October 1817 ratificirte der König den Vertrag, am 15. November desselben Jahres publicirte der Papst das Uebereinkommen im Consistorium und erhob es dadurch zum Kirchengesetz. Den Inhalt des Concordats hat der Verfasser S. 128—144 mitgetheilt.

Im fünften und letzten Abschnitt wird die bayrische Verhandlung 1818—1821 besprochen, zunächst der vorhergehenden französischen Concordatsverhandlung und der Urtheile über das französische und bayrische Concordat wie der reichen Literatur über das Letztere gedacht. Vom 26. Mai 1818 datirt das Edict über die äußeren Rechtsverhältnisse des Königreichs Bayern in Bezug auf Religion und kirchliche Gesellschaften. Das Concordat selbst war kein Friedensschluß, nicht einmal ein Waffenstillstand. Es war bloß ein Abkommen über die beiderseitigen Positionen, von denen aus der Kampf mit den gewohnten Waffen fortgesetzt wurde — und fortgesetzt wird (S. 213).

Die Fortsetzung des tüchtigen Werkes wird hoffentlich bald erscheinen, und so wiederum durch den rühmlichen Fleiß des Verf. eine Menge von interessantem Material voraussichtlich über die Verhandlungen der Ober-rheinischen Kirchenprovinz und die Bulle ad dominici gregis custodiam zu Tage gefördert werden. Für einen solchen Beitrag zur Aufklärung unserer kirchenpolitischen Zustände müssen wir gerade in jetziger Zeit besonders dankbar sein. Rdff.

v. Schulte, Dr. Joh. Friedr., Prof. des canon. und deutsch. Rechts in Prag. Die neueren katholischen Orden und Congregationen besonders in Deutschland, statistisch, canonistisch, publicistisch beleuchtet. 8. 59 S. Berlin, 1872. Rüdiger's Verlag. (Heft 5 der „Zeit- und Streit-Fragen.“) 10 sgr.

Die vorliegende Broschüre zeichnet sich durch einen hohen Grad von Unbefangenheit und Gerechtigkeit aus; sie könnte von Anfang bis zu Ende von einem vorurtheilsfreien Protestanten geschrieben sein. Ihr Thema ist: Darstellung des Gegensatzes, in

welchem die neuern Orden zu den alten stehen. „Das Princip des Jesuitenordens ist mit Modificationen in der Neuzeit in ziemlich allen geistlichen Gesellschaftsregeln copirt worden“ (S. 8). Das Wesen des Jesuitenordens aber wird mit den Worten angedeutet: „Wollte man der Reformation mit Erfolg entgegenwirken und in der Kirche den päpstlichen Willen als den alleinigen zur Anerkennung bringen, so mußte man eine militärisch organisirte Schaar haben, deren tausende einen Gedanken auf dem Wink eines Einzigen auszuführen bereit seien, weil sie dieses Einzigen Gebot als höchstes ansehen. Zu diesem Ziele konnte lediglich eine Organisation führen, deren Glieder den Willen Einer Person als Gottes Gebot und „unter einer schweren Sünde“ auszuführen als ihre höchsten Pflichten ansehen, und die zugleich die Möglichkeit der Abweichung durch ein vollkommenes Ueberwachungssystem ausschloß“ (S. 7). „Die Mitglieder der alten Orden gehören einem Orte oder Lande an; der Jesuit, Ignorantiner, die Mitglieder der neueren Congregationen haben kein Vaterland, sie können gesendet werden überallhin, wo der Orden Institute hat, heute in Preußen sein, morgen in überseeische Länder reisen müssen, ob sie wollen oder nicht“ (S. 33). Dieser Kosmopolitismus erstreckt sich bis auf den Namen *directrice*, welchen das *de la misericorde* angehörende Bauernmädchen auf dem Eichsfelde als Leiterin einer Elementarschule führt. Die Resultate seiner mit vielen Bildern aus dem Leben illustrierten Untersuchungen faßt Schulte dahin zusammen: Die Errichtung einer so großen Anzahl von Orden und Congregationen seit 1848 ($\frac{9}{10}$ der sämtlichen Institute) ist begründet im Aufschwung des kirchlichen Lebens, in der gestiegenen Macht des Klerus und in der praktischeren freieren Gesellschaftsform der einzelnen Anstalten. Diese Institute sind Versorgungsanstalten in nationalökonomischer Hinsicht und deshalb sowie wegen der verfolgten Zwecke (Krankenpflege, Waisenpflege, Unterricht) nicht zu beanstanden. Ein Bedürfnis liegt aber nur vor für weibliche Congregationen. „Kein Bedürfnis existirt in Deutschland für die Errichtung von Mannsorden, gleichviel welche Zwecke sie verfolgen.“ Die Orden und Congregationen sind wegen ihres großen Einflusses auf das Volk das beste Mittel zur Durchführung hierarchischer Zwecke. Der Staat hat keinen Verus, sich principiell in das Ordenswesen einzumischen, er kann aber nicht zugeben, daß ein Mitglied eines Ordens u. um dieser Eigenschaft willen seine Rechte als Staatsbürger verliert. Um der kosmopolitischen Tendenz dieser Institute willen hat

der Staat eine sorgfältige Aufsicht zu führen. Zu diesem Zwecke muß stets bekannt sein, welche Mitglieder ein einzelnes Haus birgt; Fremde dürfen nur unter Beobachtung der polizeilichen Vorschriften aufgenommen werden. Persönliche Züchtigung und Einsperung, Aufnahme Minderjähriger ohne elterlichen Consens, Abschluß der Kinder von den Eltern bei Communication in Gegenwart Dritter und durch das Gitter ist unstatthaft. Kranken- und Waisenhäuser unterliegen der Staatsaufsicht in sanitätlicher, Schulanstalten in dieser und in pädagogischer Hinsicht. Das Ablegen eines feierlichen Gelübdes macht unfähig Eigenthum zu erwerben und zu besitzen, ein Staats- oder Gemeindeamt zu bekleiden, ein Wahlrecht auszuüben. Gleiche Wirkung hat das Ablegen eines s. g. einfachen Gelübdes für die Dauer desselben. Alle Rechtsgeschäfte sind ungültig, welche den Zweck haben, nicht-erkannten Gesellschaften Vermögen zuzuwenden. Unter Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften ist Schulen, Kranken- und Waisenhäusern die Rechtspersönlichkeit zu verleihen. Nur mit staatlicher Genehmigung darf ein rechtlich anerkanntes Institut einer geistlichen Genossenschaft anvertraut werden. — Schulte räumt dem Staat das Recht ein, den Jesuitenorden zu verbieten. Der Verf. schließt mit den Worten: „Wer die thatsächlichen Verhältnisse ins Auge faßte, wer die Macht der Orden kennt, wer erwägt, was ein blindgehorchendes Armee-Korps vermag, dem ein Unsehbarer befiehlt, der wird sicherlich zur baldigen Gesetzgebung dem Staate das *Videant Consules* zurufen, bevor die Verschwörer ihr Werk vollenden.“ Bezüglich der Jesuiten ist der Wunsch des Verf. bereits erfüllt. Es sei daher aus seinen statistischen Mittheilungen hier angefügt: 1) die Jesuiten haben a) in Preußen 11 Klöster mit 160 Insassen (resp. Reisenden) — Köln, Trier, Paderborn, Münster, Breslau, Hohenzollern — b) in Hessen 1 Kloster mit 8 Insassen. 2) Die Redemptoristen haben in Preußen 5 Klöster mit 69 Insassen (Köln, Trier, Münster, Paderborn und Limburg). 3) Die Ignorantiner (Redemptoristen) haben in Baiern 5 Klöster mit 97 Insassen. In Summa 334 Mann. Möchte es von jedem Einzelnen möglichst bald heißen: abiit, excessit, evasit, erupit.

O. K.

Erbauungsschriften. Predigten.

Liebetrut, Dr. Fr., ev. Pfarrer. **Tägliche Hausandacht** auf Grund des göttlichen Worts. Ein Führer durch die ganze

hl. Schrift für Familienväter, Lehrer und Anstalts-Vorsteher, ingleichen für die Privat-Andacht. Erster Theil, das Alte Testament. Zweiter Theil. Das Neue Testament. 772 u. 656 S. Berlin. Heinersdorff. 5 thlr.

„Der nächste Zweck des vorliegenden Buches ist, dem mehrbeschäftigten Familienvater, der sich und die Seinen auf Grund des göttlichen Wortes erbauen möchte, ein möglichst brauchbares Hülfsbuch für die tägliche Hausandacht zu geben, welches ihm die Mühe der Vorbereitung und Auswahl der Texte ersparen oder doch wesentlich erleichtern könnte. Diesen Zweck erstrebt es, indem es sich als Führer durch die gesammte hl. Schrift erbietet, die Hausandacht zu den Licht- und Segensquellen des göttlichen Wortes leitet und zu dessen wirklichem Verständniß und zur täglichen Erbauung des christlichen Lebens auf diesem Grunde zu verhelfen sucht.“

„Es umfaßt das kanonische Schriftganze und giebt über die Schrift im Ganzen und über deren einzelne Bücher kurze, klare und volksthümliche Uebersichten, die jedem Buche vor- ausgehen.“

„Es gliedert demnach jedes Buch nach seinem Inhalt, begränzt die Abschnitte möglichst zum Behufe der einzelnen Tageslectionen.“

„Es schickt den letztern eine kurze an das Vorausgehende, an das Ganze des Buches anknüpfende, geographisch und historisch orientirende, das für sich dunklere und schwerer Verständliche möglichst aufhellende Einleitung und Uebersicht voraus, welche für die lebendige Auffassung des Abschnitts im Geiste und Gemüth anzuregen sucht, und giebt dem Hausvater oder dem sonst Vortragenden anheim, dieselbe entweder wörtlich der Lesung des Textes voraus zu schicken oder für seinen Vortrag frei zu benutzen.“

„Es übergeht diejenigen Abschnitte, welche für die Auffassung des Schriftganzen und für die unmittelbare Erbauung und Andacht weniger geeignet sind; doch in der Weise, daß die Uebersicht des Ueberschlagenen mit der folgenden Section verbunden und der Zusammenhang des Ganzen überall festgehalten wird.“

„So will es die Ausdehnung der Lesung des Schriftganzen über einen zu großen Abschnitt vermeiden, und so ermöglichen, daß die Hausgemeinde durch den gewonnenen Blick auf das Ganze der Schrift und ihre wesentlichen Bestandtheile mehr und mehr Licht zum Verständniß und zur andächtigen Aneignung des Einzelnen gewinne, und sich ihr in Wahr-

heit die Schrift durch die Schrift erkläre, das Wort Gottes sich ihr als Wort des Lebens erweise, so verständlich wie erbaulich zu ihrem Geist und Herzen rede.“

„So ist demnach der nächste Zweck des vorliegenden Werkes, der unmittelbaren Erbauung, der Anregung und Stärkung des sittlich-religiösen Lebens der Hausgemeinde im vollen Sinne zu dienen, wie dieser Zweck auch sonst durch andere Andachtsbücher verfolgt wird. Doch sucht es diesen Zweck nur auf Grund des Wortes Gottes und des in ihm gegebenen erbaulichen Inhalts zu erreichen, und vermeidet deshalb ebenso alles abstract Gelehrte, wie alles blos menschlich und willkürlich Erbauliche.“

„Doch ist zugleich sein weiterer und sein Hauptzweck, das evang. Volk zur Hebung der unerschöpflichen Schätze des göttlichen Wortes zu leiten, ihm die Quellen selbstständiger Erbauung zu öffnen, die heil. Lust an der göttlichen Offenbarung zu wecken und zu stärken, und so dazu zu helfen, daß das evangelische Volk mehr als bisher im vollen Lichte des göttlichen Wortes wandele, und des Namens würdig werde, ein Bibelvolk zu sein, welches inmitten der Stürme des Mißglaubens und des Unglaubens sich klar und göttlich gewiß sei, was des Herrn Wort und Wille ist.“

Also spricht sich der Verf. selbst über Inhalt und Tendenz seines Buches aus und Rec. hat nur hinzuzufügen, daß nach seinem Urtheil der betagte, für Christum und sein Wort noch jugendlich begeisterte Verf. die von ihm sich selbst gestellte Aufgabe mit Geschick und Einsicht gelöst hat. Wir gehen noch etwas näher auf den Inhalt ein. In der Einleitung werden recht zweckmäßige Andeutungen über die Einrichtung und Anordnung der Hausandacht gegeben. Weiter folgen Vorbemerkungen über das Wesen des göttlichen Wortes und der hl. Schrift überhaupt und über ihre Bedeutung für das innere Leben und die Andacht insonderheit. Zur Charakterisirung der Ansichten des Verf. diene folgende Stelle (S. 21): „Und so dürfen wir, aller Einreden der Oberflächlichkeit und des Unglaubens ungeachtet, mit voller Freudigkeit und Vertrauen an die Lesung der Bibel als des göttlichen Wortes gehen, welches sich als solches dem Herzen jedes heißbegierigen Lesers bezeugt und bezeugen wird.“ „Es bleibt dabei nicht ausgeschlossen, die menschliche und natürliche Seite der hl. Schriften, als der Gefäße der göttlichen Offenbarung anzuerkennen und ihr das ihr zukommende volle Recht widerfahren zu lassen. Gleichwie selbst der eingeborene Sohn des Vaters als in das

Fleisch gekommenen Sohn einer Tochter Israels, sich des Menschen Sohn“ nennt und in Wahrheit Gestalt, Sprache und Besonderheit eines Sohnes Davids, eines wahren Menschen an sich trug, wenn gleich persönlich unberührt von jeglicher Sünde, so trägt vielmehr noch das Schrift gewordene Wort in seiner mehr als dreitausendjährigen Geschichte und in seinem Werden von Mose und den Propheten an bis auf Johannes, den Schreiber der Offenbarung, alle Merkmale seines zeitlichen und menschlichen Werdens. Nicht unvermittelt und vom Himmel herab ist uns das Wort gegeben und geschrieben mit dem Finger Gottes, wie etwa die zehn Gebote auf steinerne Tafeln (2 Mos. 31, 18) sondern in Geist und Gedächtniß von Menschen ward es empfangen und durch menschliche Anschauung und Thätigkeit vermittelt ist es geschrieben und überliefert worden. Es ist darum die hl. Schrift nicht weniger Gottes Wort, denn es gefiel Gott also, sein Wort in Geist und Herz der auserwählten Männer zu schreiben, seine heil. Gottesgedanken, sein Licht und Recht ihnen einzugeben und einzusenten, daß es ihr Wort und ihre Schrift nun durch Jahrtausende durchleuchtet und gleich Christo, dem persönlichen Wort, und unter seinem Regiment, der Welt zum Licht wird, daß, wer diesem Zeugniß von Christo folgt, das Licht des Lebens habe.“

Weiter wird über die Eintheilung der Bücher der heil. Schrift gesprochen und es werden einige Worte zur Einleitung im Allgemeinen hinzugefügt. Es wird bemerkt, daß das A. T. überall auf das Neue hinweise, auf das Kommen des Heils durch den rettenden Erlöser, die Geschichte des Falls und seiner, die ganze Menschheit durchbringenden Folgen; die furchtbare Herrschaft der Sünde und der Abgötterei, welche den völligen Untergang der Menschheit verkünde, oder den verheißenen Erlöser fordere; das heil. Gesetz Gottes und die vorbildlichen Ordnungen des A. Bundes, welche die Sünde aufdecken, aber nicht heilen, und doch die Absicht der göttlichen Barmherzigkeit kund geben; alles dieses und vor allem die Weissagung selbst, welche die Hoffnung der Frommen inmitten des Sündendenelendes stärkt und den kommenden Erlöser verkündet.“ Darum verlangt der Verf. wiederholt, daß man vorerst das A. T. durchnehme, ehe man zu dem Neuen übergehe, weil jenes der Schlüssel zum Verständniß von diesem sei.

Das Erkennen dieses lebendigen Zusammenhanges der beiden Hälften der Einen Gottes- und Christusoffenbarung habe zu den traurigsten Verirrungen der Kirche ge-

führt, von denen schwer zu sagen, welche die größere und verderblichere sei. Daß der Verf. fast durchgängig die Authenticität der einzelnen bibl. Bücher vertheidigt, läßt sich nach dem Bemerkten erwarten. Die Christen Mosais werden dem Gottesmanne zugeschrieben, dessen Namen sie tragen. Alle Zweifel und Bedenken an der Wahrheit dieser Behauptung entbehrten bei gründlich eingehender Untersuchung des zureichenden Grundes und fänden auch auf dem Wege der Wissenschaft ihre zureichende Widerlegung; sie hätten meistens ihren Grund in der unseligen Zweifelsucht und Oberflächlichkeit und seien überdies für den ernstesten Christen, der mit Verlangen nach göttlicher Weisheit und nach göttlicher Lehre über den Weg zur Seligkeit an die heil. Schrift gehe, nicht von großer Bedeutung.

Der Verf. geht nicht näher auf den Gegenstand ein und hat sich jedenfalls die Widerlegung der Gegengründe zu leicht gemacht. Dasselbe möchten wir behaupten in Betreff des Passus über die scheinbaren Widersprüche zwischen der Naturwissenschaft und der menschlichen Wissenschaft überhaupt auf der einen Seite, und den Lehren und Erzählungen der hl. Schrift auf der andern. Es heißt darüber S. 34: „Die ewige Wahrheit Gottes kann sich in der Natur, in der Geschichte — und in den Zeugnissen seines Wortes nimmer widersprechen. Aber auch die menschliche Wissenschaft und Erkenntniß des Wortes Gottes ist noch nicht abgeschlossen und vollendet und noch viel weniger ist die Natur- und Alterthumswissenschaft zu ihrem Ziele gelangt. Was also noch heut in unauf löslichem Widerspruch zu stehen scheint, kann gar leicht in schöner Harmonie erscheinen, wenn die Tiefen und Dunkelheiten des göttlichen Wortes sich noch mehr der heiligen Forschung gelichtet haben werden, und die stolze Sicherheit so mancher menschlichen Natur- und Geschichtsforscher zur demüthigen Erkenntniß ihrer Fehlerbarkeit gelangt sein wird.“

In ähnlicher Weise wird das Buch Daniel vertheidigt. S. 693 heißt es: „Wird aber das Buch Daniel um der Wunderwirkungen des Glaubens Daniels und seiner heil. Genossen von den Kindern des Unglaubens vielfach angezweifelt; so sind diese Zweifel ebenso naturgemäß, als im Grunde auch die Thaten und Weissagungen jener Knechte Gottes sind. Es ist ja nirgends gesagt, daß ohne Glauben es möglich sei, Gott zu gefallen; sondern: „Ein Zweifler ist wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und bewegt wird — er gedenkt nicht, daß er etwas von dem Herrn empfangen werde. Jak. 1. Sie empfangen und vermögen nichts

weil sie nicht glauben, und sie glauben nicht einmal, was andere empfangen haben, weil ihr Herz ungeweiht und ferne ist von dem lebendigen Gotte.“

Wir können natürlich nicht verlangen, daß in einem Andachtsbuche eine Antikritik zur Widerlegung der wissenschaftlichen Kritiker geliefert werde. Der erbauliche Gesichtspunkt mag vormalten; geht man aber einmal auf die Sache ein, so kann sie nicht so leicht abgethan werden.

Vortreffliche Bemerkungen finden sich in der Einleitung zum N. T. über die Einheit und den Zusammenhang desselben mit dem A. T., über die Lage der Welt und des Volkes Gottes insonderheit zur Zeit der Sendung Jesu Christi.

In diesem Abschnitte wird vielfach auf die Weissagungen des Proph. Daniel hingewiesen und wie diese durch die Ereignisse der Zeit erfüllt worden seien. Der folgende Abschnitt bietet Näheres über die Schriften des N. T. im allgemeinen. Im Ganzen stimmen wir dem Verf. bei, namentlich auch in dem, was er S. 23 über die Inspiration bemerkt. Wir hätten unter derselben nicht die Einwirkung eines ihnen fremden und fernem Geistes auf die hl. Schriftsteller zu denken, der sie ohne ihren Willen gedrungen hätte, gewissermaßen in unfreier Weise von Christo zu reden und zu zeugen. „Bielmehr war es der Geist ihres Gottes und Heilandes, dessen Kinder sie geworden, in welchem sie lebten und webten, der sie durch die Anschauung des Lebens und Wirkens des Sohnes Gottes über sich selbst erhoben und der alle ihre natürlichen Kräfte heiligte und stärkte, sie von allem irdischen Wesen frei machte, Ihm mit voller Hingebung zu dienen. Soweit sie aber immer noch schwache irrthumsfähige Menschen blieben, war es die besondere Obhut und Einwirkung des Herrn, sie in ihrer mündlichen und noch mehr in ihrer bleibenden schriftlichen Predigt und Zeugniß von Ihm vor Irthum zu bewahren. Darum sehen wir, wenn wir die verschiedenen Evg., oder auch die apost. Briefe mit einander vergleichen, daß die natürliche und menschliche Eigenthümlichkeit der heiligen Schriftsteller ebenso bestimmt hervortritt, und sie in ihren Schriften sich dadurch von einander unterscheiden, als doch eine wunderbare Harmonie derselben sich zeigt, so daß sie wesentlich Einen Christus, Einen Weg des Heils und Eine Hoffnung der Seligkeit verkündigen.“

Was über die Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit der neutestamentlichen Schriften bemerkt wird, glauben wir im Ganzen unterschreiben zu können. Auch die angezweifelte Briefe: den an die Hebräer, 2 Br. Petri,

Judä und Jakobi vindicirt der Verf. den Autoren, deren Namen sie tragen; wenigstens seien die dagegen vorgebrachten Gründe nicht unzugewisselt. Ueber den Brief Jakobi lesen wir S. 443: „Unter solchen Umständen fand sich nun der theure Apostel bewogen, diesen Brief voll der köstlichsten Ermahnungen zur Stärkung des Glaubens der Bedrängten und zugleich zur Abwehr gefährlicher Irthümer, in welche unbefestigte Gemüther leicht gerathen konnten, an diese Gemeinden zu richten.“

Ueber die Apokalypse bemerkt der Verf.: „Eitlen und vorwizigen Forschern, die, ohne „Knechte des Herrn“ zu sein, nach seinen Geheimnissen forschen, werden sie allezeit verbor-gen bleiben; ja selbst mit ernstler Wissenschaft gerüstete Forscher, die den Geist des Herrn nicht haben, weil er ihnen noch nicht zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung, ja nicht zur einigen Quelle des Heils und Lebens geworden ist, mögen zwar in Hinsicht der äußeren Form und Sprache des Buches manches Nützliche erforschen, nimmermehr aber werden sie durch dessen äußere Schale zu seinem Kern und Licht hindurchbringen. Daß darum die Offenbarung von der Menge unbereiteter Leser und Forscher leichter mißzu-verstehen ist, als recht zu verstehen, ja daß sie auch von gläubigen und wohlgerüsteten Forschern nicht überall glücklich ausgelegt worden, darf uns demnach nicht wundern.“

Der 1. Theil bietet 316 Sectionen aus dem A. T., der zweite 267 aus dem N. T. Eine Ordnung der Sectionen nach dem Kirchenjahr hielt der Verf. seinem Zwecke nicht entsprechend. Die alttestamentlichen Schriften folgen in der Reihenfolge, wie sie die Bibel liefert, die neutestamentlichen Briefe in folgender Ordnung: 1. Galater; 2. Epheser; 3. Philipper; 4. Kolosser; 5. Tessaionicher; 6. Timotheus; 7. Titus; 8. Philemon; 9. Briefe Petri; 10. Briefe Jakobi; 11. Judä; 12. Römer; 13. Korinther; 14. Hebräer. Wir können uns mit dieser Reihenfolge nicht befremden.

Jede einzelne Section liefert zuerst einige Niederverse, dann einen sententiösen Spruch, dann eine 2—3 Seiten lange Ansprache, welche den hierauf zu lesenden Bibelabschnitt erklärt und zum Schlusse noch einige Niederverse. Wir würden die Vorlesung des biblischen Textes der Ansprache in den meisten Fällen vorausgehen lassen. Uebrigens gibt diese Ansprache den Inhalt desselben meistens klar und verständlich und in erbaulicher Weise, so daß man sich oft wundern muß, wie in dem engen Raum so viel gesagt sein kann.

Der Auslassungen sind verhältnißmäßig nicht sehr viele, doch hat der Verf. alle irgend-

wie anstößigen Stellen weggelassen; vielleicht ist er in diesem Punkte weiter gegangen, als nöthig gewesen wäre. Von den Propheten Obadja, Nahum und Habakuk hat der Verf. Nichts geliefert.

Wir glauben das Buch nicht bloß zur häuslichen Andacht, sondern auch für Lehrer zur Vorbereitung auf das Bibellehen und für Geistliche zum Gebrauch bei Bibelfunden empfehlen zu können. Die Ausstattung macht der Verlags-handlung Ehre. Str.

Weiigel, J. J. Für Kanzel und Haus.

Sprüche, Gedanken und Geschichten zu den Sonn- und Festtags-Evangelien. 8. 258 S. Erlangen, 1872. Deichert.

Es ist gewiß eine fruchtbare Idee, die der Verfasser in diesem Werke zu verfolgen unternommen hat. Wie Kaspari einst zu einer lebendigen Auslegung des kleinen Katechismus „Volksthümliches“ in Sprüchen, Gedanken und Geschichten zusammengetragen und damit die Behandlung dieses Gegenstandes unzweifelhaft fördern geholfen hat, so sucht der Verfasser hier in ähnlicher Weise den Evangelien des Kirchenjahres gerecht zu werden.

Zu dem Ende hat er, den Textesverlehen folgend, die betreffenden Excerpte aus der älteren Predigtliteratur in eine gewisse Ordnung gebracht, und zur Vorbereitung und Vertiefung für Kanzel und Haus nicht wenig Gehaltvolles zusammengebracht. Es ist Alles gesunde Seelenspeise, in der unübertrefflich innigen und sinnigen Fassung der guten alten Zeit, und zur volksthümlichen Erläuterung der Evangelien vorzüglich geeignet. Wir wollen wünschen, daß es dem Verfasser gefallen möge, auch die ungleich schwierigeren Episteln mit gleichem Geschick zu behandeln.

Uebrigens hätte er seine Auswahl nicht bloß auf die alte Zeit erstrecken sollen. Auch die hervorragenden Prediger unserer Tage, ein Ahlfeld, Löhe, Kliefoth, Harns u. A. bieten eine Fülle feiner Bemerkungen und volksthümlicher Anwendung des Wortes, oft noch viel schlagender, wie bei den Alten. Diese Nichtberücksichtigung ist ein fühlbarer Mangel. Auch dürfte das eigentliche Kirchenlied und das Volksspruchwort etwas mehr in die Darstellung verwoben worden sein. Ebenso ist uns aufgefallen, daß einzelne Citate zwei-, drei- und mehrmals vorkommen; hier hätte eine Verweisung auf Früheres mit Angabe der Seitenzahl genügt. Endlich finden wir für den Umstand auch nicht die mindeste Erklärung, weshalb unter den Sonn- und Festtagen der VI p. Epiph. und der grüne Donnerstag ganz bei Seite gelassen sind. Die

Vollständigkeit der Behandlung ist durch diese Auslassung also nicht erzielt. Bd.

Emend, J., evangelischer Pfarrer. Uebersichtliche Darstellung der Geschichte des Reiches Gottes, zunächst für den Katechumenen- und Confirmanden-Unterricht. kl. 8. 68 S. Münster, 1871. Bruun. 3³/₄ sgr.

Unter obigem Titel ist die Geschichte des Reiches Gottes, und zwar 1) als biblische Geschichte A. u. N. T., 2) als Kirchengeschichte, kurz, übersichtlich und treu nach ihren Hauptthatfachen zusammengestellt, so daß sich das weiter erklärende Wort des Lehrers zwanglos des Büchleins als Leitfadens bedienen kann. Zudem ist der Parthiepreis für Schulen so überaus mäßig, daß gewiß der Einführung desselben kein erhebliches Hinderniß, selbst in armen Gemeinden, im Wege stehen dürfte. Bd.

Wendel, Heinrich. Evangelisches Communion-Büchlein. 16. 144 S. Breslau, 1872. 3¹/₂ sgr.

In angenehmem Format, auf festem weißem Papier, mit deutlichem Druck findet sich in diesem empfehlenswerthen Andachtsbuch Alles, einem evangelischen Christen bei der Feier der Communion zu wissen nöthige, nach Maßgabe der gesunden lutherischen Lehre sachgemäß vereinigt. Von der Confirmation ausgehend bildet den ersten Theil die evangelische Unterweisung vom heiligen Abendmahl, Beichte und Absolution, der zweite behandelt die Einladung zum heiligen Mahle, der dritte enthält Buß- und Beichtgebete, der vierte Abendmahlsgebete. Als Anhang sind noch beigefügt Morgen- und Abendgebete, Festgebete und Berufsgebete. Wir müßten kaum ein anderes, so einsichtsvoll geordnetes und doch dabei so reichhaltig den Gegenstand erschöpfendes Buch, das für die Hand der Jugend und des Volkes sich paßt, und zur würdigen Begehung des Sakramentes anleitete, wie das besprochene. Bd.

1. **Confessionale Beati Thomae de Aquino, cuiuslibet tum confessionio, tum confitenti accessarium. Denno in lucem pro tuortum. 32. 96 S. Nürnberg. Löhe.**
2. **Einfältiger Beichtunterricht für Christen evang.-luth. Bekenntnisses von W. Löhe. 2. Aufl. 32. 22 S. Nürnberg. Löhe. 4 sgr.**

3. Weber, Dr., Pfarrer in Diebach. **Beichtspiegel** für Confirmanden und Confirmirte. Eine Anleitung zur Selbstprüfung nach den heil. zehn Geboten. 2. Aufl. 32. 63 S. Nürnberg. Löhe. 2 fgr.

Drei Büchlein von der Beichte.

Nr. 1. Das alte Confessionale Thomae de Aquino begleitet der ungenannten Herausgeber mit einem kurzen Vorwort, indem er die Hoffnung ausspricht, daß es Pastoren nützlich sein könne „si sapienter eo uti sciunt.“ — und Unevangelisches auszuscheiden wissen. — Das ist in der That nöthig. Der specifisch katholische Geist klingt überall durch. Die ersten Paragraphen sind allgemeiner und handeln davon, daß die confessio pura, vena, integra sein soll. Dann aber geräth das Confessionale in die Casuistik hinein und wird dadurch recht äußerlich. Der tiefe Grund der Sünde und das wahre Wesen der Buße und Beichte geht darüber verloren. Doch ist das Büchlein sehr interessant, kann manche Anregung bieten und empfiehlt sich sehr durch seine niedliche, freundliche Ausstattung.

Nr. 2. bildet einen sehr wohlthuenden Gegensatz zu Nr. 1. Der berühmte Meister lehrt hier in der ihm eignenden Einfachheit, Tiefe und Lauterkeit, was die Beichte sei, warum und wie man beichten soll, welchen großen Segen das bringe u. s. f. Besonders war uns sehr erquicklich, was Löhe über die Vortheile der Privatbeichte sagt. Natürlich wird auch die Absolution und Schlüsselgewalt besprochen, — alles in der lehrhaften, tief erbaulichen, schlichten Weise des edlen und theuren Lehrers unsrer Kirche, welche die rechte Beichtlehre und Beichtpraxis je und je hochgehalten hat. Wir empfehlen das Büchlein angelegentlichst.

Nr. 3. ist aus Löhes Kreisen hervorgegangen, von dem Manne, der jetzt sein Nachfolger im Pfarramt wird. Das kleine Büchlein des auch durch andre Schriften schon wohl bekannten Mannes, gibt Zeugniß davon, daß er im Geiste Löhes weiter arbeitet wird. In herzlicher, eindringender und kindlicher Weise geht er die heil. zehn Gebote durch, fragend, warnend, mahnend, die Summa jedes Gebotes am Schlusse in einige Beichtfragen oder in ein Bußgebet zusammenfassend. Es empfiehlt sich sehr, das Büchlein den Confirmanden in die Hand zu geben und es bei der Vorbereitung zur Beichte zu benutzen, denn nicht Jedem ist es gegeben, so eingehend und verständlich mit der Jugend zu reden.

D.

Rothe, Richard. Predigten. Eine Nachlese zu den bisher gedruckten, nach handschriftlichen Aufzeichnungen. Herausgegeben von Walter Hübbe. XVI. u. 234 S. Hamburg, 1872. Grüning. 1 thlr. 10 fgr.

Der Herausgeber bietet 27 Predigten Rothes nach Ab- und Nachschriften einer jetzt verstorbenen Dame, welche eine der treuesten und verständnißreichsten Zuhörerinnen Rothes war. Angehängt sind noch einige bereits früher gedruckte Predigten und Leichenreden, sowie drei Trauerreden Rothes. Jene 27 Predigten stammen aus Rothes Heidelberger Jahren vor und nach dem Bonner Aufenthalt; also aus einem Zeitraum, aus welchem die früheren 3 Bände Rothescher Predigten keine Predigten bieten; sie gehören demnach der eigentlichen Productionszeit der Ethik an, dem Höhepunkt von Rothes geistigem Schaffen. Voran geht diesen, theilweise ausgearbeiteten, theilweise nur skizzenhaften, ja sogar blos fragmentarischen Predigten ein Vorwort des Herausgebers, welches neben Angaben über die Externa der Sammlung eine Charakteristik der beiden Hauptzüge, welche die Rotheschen Predigten beherrschen, giebt. Der eine, „die Sonne, um deren leuchtenden Mittelpunkt alles Denken und Thun Rothes mit planetarischer Nothwendigkeit sich dreht, ist seine „fast glühende Christolatrie;“ — der andere: „sein entschiedenes Streben nach einem unfirchlichen Christenthum.“ Letzterer Zug macht Rothe natürlich wie allen Freunden des Protestantenvereins so auch dem Herausgeber dieser Nachlese werth; steigert derselbe doch seine Lobprüche bis zu folgenden, uns theilweise freilich nicht ganz verständlich gewordenen Sätzen: „das nun als Christenthum zu proclamiren, daß die christliche Frömmigkeit als einziges positives Mittel ihrer eigenen Realisirung nur die materielle Welt, also genau das Object des Materialismus in seinem ganzen Umfange anerkenne, und diesen Gedanken in allen seinen Konsequenzen mit einer seltenen Klarheit und Geschlossenheit durchgedacht zu haben, ist geradezu der Triumph einer neuen Entdeckung des Christenthums, deren Anfang von Rothe selbst in die Reformation verlegt wird, auf deren abermals von Wittenberg ausgegangene Vollenbung aber das neunzehnte Jahrhundert stolz sein sollte. Was Rothe bei seinem Auftreten „Auflösung der Kirche in den Staat“ nannte, ist eben die wirkliche Constatirung des „weltgeschichtlichen Christenthums“, die er also selbst in einem kühnen und weiten Ausblick unternommen, ein Prophet, „unverstanden von seinem Geschlechte,“

aber dem kommenden, „beides, Vater und Freund“. (Letztere Phrase läßt übrigens, das sei nebenbei bemerkt, einen bedenklichen Rückschluß auf den, doch jedenfalls „dem gegenwärtigen Geschlechte“ angehörenden Herausgeber machen.) Allein trotz aller dieser hohen Reden: gerade der Protestantenverein hat sehr wenig Grund, auf das Bestreben Nothes als auf Fleiß von seinem Fleische hinzublicken. Was Nothe als weltgeschichtliches Christenthum bezeichnet, ist ja, wie der Herausgeber selbst angibt, die Weltherrschaft Christi, und zwar nicht eines ideellen, unhistorischen Christus, sondern als eines geschichtlichen Individuums, zu dessen historischem Leben ihm gerade das Johanneusevangelium den eigentlichen Schlüssel bot. Dieser persönlichen Christus, dessen einzigartige Göttlichkeit ihm so feststeht, daß er in einer Predigt (S. 143) ausruft: „Sieh ab von dem Niedrigen, Sinnlichen und blicke hinein in die Ewigkeit. — Und frägt du, wie du das könnest? Wohlan, so glaube an ihn, den Unsichtbaren, wie er dir sichtbar handgreiflich geworden ist in Jesu, seinem eingebornen Sohn. Ihn laß dir nicht nehmen, diese Richterscheinung in der Geschichte, den nur die Thoren für eine menschliche Fabel haben ausgeben wollen!“ — von dem er wiederholt bekennt: „ja wir werden inne, daß er unser Heiland ist, daß er auch jetzt noch für uns lebt, wie er einstmals für uns gelitten, gestorben und auferstanden.“ (S. 36. 150) — ihn will Nothe als Quell des Lebens in der ganzen Welt anerkennen. Was er von denen urtheilt, welche sich in eine solche übernatürliche Gestalt nicht finden können, das spricht S. 48 mit folgenben, für viele derer, die sich seine Freunde nennen, gerade nicht schmeichelhaften Worten aus: „Es wäre eine schlechte Ehre, wenn wir meinen wollten, das Christenthum reime sich nicht zum Verstande. Daß es in diesem Sinne Religion der Unmündigen sei, wie man es vom Christenthume behaupten möchte, gestehen wir den Gegnern nicht zu. Das lassen wir dem Herrn nicht nachsagen, daß einer nur in dem Maas glauben könne, als er schwach am Verstande, oder sein Verstand doch noch nicht recht erweckt sei. Zur Ehre des Herrn thun wir das nicht, aber auch nicht zur Ehre des Verstandes selber. Wenn wir behaupten wollten, er könne sich nicht finden in die Erscheinung, die wir Jesus Christus nennen, die, wie wir auch sonst über sie urtheilen mögen, wenigstens als sittliche Erscheinung betrachtet, einzig dasteht, die unter allen geschichtlichen Erscheinungen die folgereichste in der Weltgeschichte ist, durch die die ganze Welt, in der wir jetzt leben, gestaltet ist: das wäre keine Ehre für den mensch-

lichen Verstand, und wir sind fern davon, ihm diese Schmach anzuthun.“ So giebt denn auch Nothe durchaus nicht zu, daß unserer Zeit ein anderes Heil, ein anderer Heiland, eine andere Weltanschauung gebühre, als uns Christus bietet. „Ungeachtet achtzehn Jahrhunderte verflossen sind, so ist doch das natürliche menschliche Herz immer das nämliche; und es muß noch dasselbe (nämlich daß mit Christo das Licht in die Finsterniß scheine) erleben, wenn es aus seiner Finsterniß den Ausgang finden soll“ (S. 158). „Wer noch so geizt ist mit aller Geistesherrlichkeit — wenn er Christum noch nicht kennt: die Frage wozu? und woher? bleibt ihm ungelöst; und er lebt in Dämmerung“ (S. 36). „Die neue christliche Weltansicht ist unbefritten die würdigere befriedigendere (nicht bloß für das Herz, sondern auch für den Verstand) beseligendere. Wo soll bei der natürlichen Weltanschauung ein sicherer Halt herkommen, ein Gefühl der Menschenwürde, eine sichere Richtung und Entscheidung, Muth und Freudigkeit, sich nach obenhin aufzurichten, sich an Gott zu halten? — Wo ist ein Zweck und Ziel aufzufinden für die menschliche Thätigkeit, zumal die gemeinsame? Ist nun diese neue christliche Weltansicht die unsrige? Vielen Zeitgenossen ist sie abhanden gekommen. Haben sie eine bessere an ihrer Stelle gefunden? Gewiß nicht, sondern sie sind wieder zur vorchristlichen zurückgekehrt, sei es nun die heidnische oder die alttestamentliche. Das kann kein Heil bringen. O trachten wir der christlichen Weltanschauung wieder Eingang zu verschaffen durch das Leben in ihr! Nehmen wir sie in ihrer ungekünstelten Einfachheit auf ohne viele dogmatische Verbrämungen!“ (S. 152). Wir sehen, Nothe ist weit entfernt in dem, was er dogmatische Verbrämung nennt, die hl. Schrift selbst zu bekämpfen. Ihm stehen die Heilthaten und Heilslehren der Schrift im Großen fest; und nur um Form und Weg der Einführung, um die kirchliche Ordnung, in welcher sie an und in die Welt eingeführt werden sollen, handelt es sich ihm.

Es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, an dieser Stelle seine, in der vorliegenden Predigtsammlung besonders auch in einer Reformationsfestpredigt vertretene falsche Anschauung von der Kirche und ihrem Verufe zu bekämpfen; nur so viel wollen wir bemerken, daß, wenn der Herausgeber der vorliegenden Nachlese in der Vorrede von Nothes „einzig klarem Begriffe der Kirche“ redet, das uns etwa anmuthet, wie wenn zwei Blinde sich in heftigen Exclamationen über die Dunkelheit des Sonnenlichtes ergehen, und wenn der eine die Klimax der beßfallsigen Ausdrücke

erstiegen hat, der andere begeistert ausruft: in deinem Kopfe ist der einzig klare Begriff von der Sonne! Doch sehen wir von dem dogmatischen Standpunkte Rothes ab und betrachten wir die Predigten als bloße Erzeugnisse christlicher Rhetorik: so haben wir vor allem zwei großer Vorzüge zu gedenken. Der eine ist — wir können es nicht anders ausdrücken — die gravitas, in welcher Rothes Beredsamkeit dahertritt. Es ist hier nichts Gefünsteltes, nichts Brumfendes. Wie die Gedanken sich ergeben: so werden sie ausgesprochen. Wenn es um die Distelköpfe der Phrasen und blumenreichen Bilder zu thun ist: der muß seine Nahrung bei *dis minoribus* des Protestantens-Vereins suchen. Gerade was der liberal-protestantischen Beredsamkeit sonst so sehr fehlt, was leider auch die gläubigen „Kanzelredner“ so selten bieten, das in *rebus dicere* ist hier geleistet. Das andere, was man an Rothes Predigten lernen kann, ist, daß er in den Seelen der Zuhörer möglichst an einem Punkte anzuknüpfen sucht, für welchen auch ein dem Christenthum ferne stehendes, sonst aber aufrichtiges Gemüth Interesse hat. Mag das manchmal auch bei Rothe in übertriebenem Maaße stattfinden, kann es einem vielmals vorkommen als vergäße er um der unbewußten Christen willen, die bewußten: so ist doch kein Zweifel, daß auch die kirchliche Prediger alle Ursache haben, in maßvoller Weise dem Beispiele Rothes zu folgen. Es wird sonst das Ueber-die-Köpfe-weg-predigen immer mehr zunehmen. Der gewöhnlich sehr kurze Text bildet zumeist nur eine Aufgabe der in der Predigt zu behandelnden Gedanken; manchmal wird jedoch auch eine gründliche Auslegung vorgenommen. Ganz vortrefflich und mit zum Schönsten gehörig, was wir auf diesem Gebiete kennen, sind die drei Traureden, welche auch dadurch interessant sind, daß sie aus der letzten Zeit Rothes stammen. (Die letzte ist im Jahre 1865 gehalten.) Sie werden gewiß auch jeden gebildeten Christen aus dem Laienstande erquickend. Ob die ganze Predigtsammlung Leser unter den Laien finden wird, wagt Schreiber dieses zu bezweifeln; er möchte hier auch nicht leicht Jemandem zu dieser Lectüre rathen. Nicht als ob er dadurch Schaden für den Glauben fürchtete. Wir glauben, daß das Lesen dieser Predigten ein aufrichtiges Gemüthe weit eher zur strengen Orthodorie, als zum Protestantensverein führen wird. Allen die Predigten, die wohl schwerlich so gehalten wurden, wie sie dastehen, sind auch abgesehen von der formalen Nachlässigkeit ihrer Ausarbeitung (um nur eine Kleinigkeit anzuführen, so sangen manchmal Seiten lang alle Sätze mit der Inter-

jection O! an); auch abgesehen von manchen an den Rathgeber des Professoren erinnernden Sätze und Wörter (man vergl. S. 95: „Ein Glauben an seine Einheit mit Gott, der die ungeheure Aufgabe bestand, welche in der Lebensführung Jesu lag, der kann kein bloßer Glaube sein, der ist nothwendig ein in absolut reales Sein umschlagender Glaube“), macht schon die ganze Gedankenfülle und Gedankenfolge die Predigten zu schwer genießbaren Früchten. Wir möchten daher schon deshalb bezweifeln, ob Rothe, wie der Herausgeber meint, dem kommenden Geschlechte, „beides, Vater und Freund“ sein werde; mehr jedoch noch aus einem andern Grunde. Das kommende unchristliche Geschlecht, dem seine Bildner: Büchners „Kraft und Stoff“, Häckels „natürliche Schöpfungsgeschichte“, Strauß und Renans Leben Jesu, Heines Romanzero u. als „dasjenige Ideal geistiger und sittlicher Cultur vor Augen stellen, welches die besten Männer unserer und aller Zeiten erfüllt hat“ (man vergleiche den trefflichen Artikel über einen Musterkatalog für Volksbibliotheken, welchen die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung vorgelegt hat, in der Zeitg. *Concordia* Nr. 25), dieses Geschlecht wird nicht einmal die vorgeschrittensten Führer des Protestantensvereins Freunde nennen wollen; geschweige denn einen Rothe mit seiner erst-religiösen Richtung. Das kommende christliche Geschlecht aber wird wider die infernalischen Ströme, welche die entchristlichten Massen durchströmen, und welche ihren Ausbruch sicher suchen und finden werden, den Schutz des kirchlichen Bekenntnisses, dieses Damms, an dessen Durchbruch sich heute zu Tage so viele freuen, wieder aufsuchen.

B.

F.

Ruger, Fr., Archidiaconus an der Domkirche zu Lübeck. **Christus unser Leben.** Predigten. Erste und zweite Sammlung. 2. revidirte Auflage. 8. VI u. 302 S. Göttingen, 1870. Vandenhoeck u. Ruprecht. 1 thlr.

Es ist ein erfreuliches Zeugniß für den innern Werth dieser Predigtsammlungen, daß von derselben eine zweite Auflage nöthig wurde. Denn in unserer Zeit häufen sich die neuen Erscheinungen der Predigtliteratur in einem Maße, wie es wohl dem wirklichen Bedürfnisse kaum entspricht. Immer Neues verdrängt das Alte und es muß letzteres schon eine tüchtige Gebiegenheit besitzen, wenn es sich in diesem mächtigen Strom immer neuer Wellen aufrecht erhält. Es gilt dieß von unserer Sammlung um so mehr, als sie in

äußerer Beziehung wenig den gewöhnlichen Wünschen entspricht, da sie kein fortlaufendes Ganze bildet, sondern nur Predigten je über 20 meist evangelische Abschnitte enthält. Würde sich der Verf. zu einer Sammlung von Predigten über das ganze Kirchenjahr entschließen, so wäre sicher eine noch größere Verbreitung seines Predigtbuches zu erwarten. Und solche verdient es allerdings, da der Verfasser auf dem festen Grunde evangelischen Glaubens steht und von da aus die reiche Gedankenwelt der Schrift in einfacher und doch sinniger und die Herzen ansprechender Weise erschließt. Seine Sprache ist eine durchaus gebildete, gleichweit entfernt von einer niedrigen Alltäglichkeit, wie von einem künstlichen Schauffement. Man fühlt es jeder Predigt an, der Verf. sucht nicht die eigene Ehre und will nicht in affectirter Geistreichheit glänzen, sondern er will die Seelen zu Christo dem guten Hirten führen und sie in die Weisheit des göttlichen Wortes blicken lassen. Er beleuchtet das Leben und seine verschlungenen Gebiete, er zeigt die tiefsten Bedürfnisse des menschlichen Herzens und offenbart dann die Erfüllung, die sie in Christo gefunden haben.

Wenn der Verf. seine Predigten bis auf wenige unumfängliche Aenderungen in ihrer früheren Gestalt belassen hat, so stimmen wir ihm in diesem Verfahren durchaus bei. Eine rechte Predigt muß der Ausdruck einer bestimmten Stimmung und Herzensverfassung sein, wie sie eben damals bestand, da sie als ein sprechendes Zeugniß des innern Seelenlebens hervorquoll, und sie ist zugleich ein einheitliches Ganzes, aus dem sich nicht beliebig hinterher einzelne Steine entfernen lassen. Solche spätere Ueberarbeitungen verderben in der Regel mehr, als sie nützen. So möge denn auch diese neue Auflage, wie die frühere, sich einen weiten Leserkreis verschaffen.

C.

Antikirchliches u. Antichristliches.

Weber S., evangelischer Pfarrer in Béla. Statuten und zwei während der constituirenden Generalversammlung des „Ungarischen Protestantenvereins“ am 3. u. 4. Oct. 1871 in Pest abgehaltene Reden. Aus dem Ungarischen übersezt. 62 S. Pest, 1872. Géza Petrik.

Kann man auch Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln? — Die Zustände des magyarischen Protestantis-

mus und der bekannte Charakter der ihn beherrschenden theologischen Richtung lassen im Allgemeinen nicht viel des Erfreulichen erwarten. Aber eine solche Seichtigkeit und Selbstgenügsamkeit rationalistischer Wahnes und Dünkels, wie in diesem Büchlein, ist uns doch kaum in irgendetwelchem Laborate aus dem entsprechenden Feldlager des heutigen Deutschlands entgegengetreten. Daß der erste der beiden Redner, mit deren Leistungen Hr. Pfr. Weber uns bekannt zu machen für nöthig gehalten, Dr. Moriz Vallagi, den Unitariern Ungarns und Siebenbürgens als einer unter jahrhundertelangen Verfolgungen „mit unerschütterlicher Begeisterung an den heiligen Grundsätzen der Humanität festhaltenden“ Genossenschaft guter Patrioten und „ehrenwerther Menschen von reiner Lebensweise und hervorragender allgemeiner Bildung“, feierlich die Rechte der Gemeinschaft reicht, könnten wir abgesehen von dem hohlen Pathos des betreffenden Ergusses — unbeanstandet passiren lassen, so eigenthümlich immerhin eine derartige Erklärung im Munde eines A. C. oder auch H. C.-Verwandten (— und Eins von Beiden ist doch der Sprecher ohne Zweifel —) sich ausnimmt. Aber den ganzen Vortrag durchweht ein Geist naturalistischer Fortschritts-trunkenheit und Zeitgeistvergötterung, der den Helden unsrer deutschen Protestantenvereine in mehr als einer Hinsicht zum Muster dienen könnte; denn neben der ehrliehen Entschiedenheit dieses radicalen Reformers erscheinen sie großentheils noch als Heuchler oder doch als halbherzige Inconsequente. Was ganze und entschiedene Durchführung des protestantischen Princips in ihrem Sinne ist, das können sie, wenigstens die Gemäßigteren unter ihnen, bei diesem ihrem magyarischen Bundesgenossen lernen, der es (S. 37) geradezu für Heuchelei und Unwahrheit erklärt, „daß wir Protestanten die freie Forschung auf unsere Fahnen schreiben und dabei gleichzeitig unsere Lehrer schwören lassen, daß sie ihr Leben lang so lehren werden, wie es vor vierthhalb Jahrhunderten festgestellt wurde“, und es eine Lüge nennt, „wenn wir zum heiligen Abendmahle gehend sagen: „Bekennen wir unseren Glauben!“ und in feierlicher Weise dann solche Dinge bekennen, von denen wir einen Theil nicht bloß nicht glauben, sondern auch beim besten Willen nicht glauben können, weil sie nach unseren vorgeschrittenen Kenntnissen ebenso undenkbar sind, wie ein viereckiger Kreis oder ein hölzerner Eisenreif“ u.

Noch Stärkeres leistet der zweite Redner, ein Hr. Samuel Szereimley, der das Thema von der „Rolle der Glaubensartikel in der kirchlichen Reform“ behandelt. Ihn

sind die Glaubensartikel, die positiven Lehren der evangelischen Kirche, nichts als ein unerträgliches Geistesjoch, ein unter sehr menschlichen Einwirkungen zu Stande gekommenes Dogmengebäude, das ebenso langweilig und überflüssig, als „mit Recht anstößig“ sei, ein „Joch der faulen Dogmen“, aus welchem man sich um jeden Preis flüchten, ja dem man rasch entschlossen den Garauß machen müsse. „Wenn es einmal etwas Faules gibt in Gottes Kirche, ist es nicht genug, unsere Nase zuzuhalten, zu räuchern, den Altar und die Wände von Neuem zu verzieren; sondern man muß den Stoff entfernen, der das Miasma verbreitet, man muß der Luft und dem Lichte in das Innere der Kirche freien Zutritt gestatten!“ — Vgl. S. 56: „Ja wohl, einst sprach jeder Prophet, der jüdische, heidnische, mohamedanische und christliche (!) mit Gott, jeder wurde in den Himmel entrückt und empfing von dem Allerheiligsten seine Offenbarungen. Der heilige Geist war es, der bis zum letzten Buchstaben das Quellenbuch der Religion in die Feder dictirte, der durch so viele Jahrhunderte hindurch den Concilsvätern Eingebungen gewährte, und vom Anfang bis heute die Kirche und ihre Oberhäupter unfehlbar machte. Heute aber wissen wir es schon, welcher Geist dies sein kann, der manchmal mit sich selbst in Widerspruch geräth, manchmal Unwahrheiten behauptet, manchmal wieder den Samen des Hasses und der Unduldsamkeit streut und manchmal zum Ruhme des Allerbarmers die größten Entsetzlichkeiten vollführen läßt, und demgemäß sagen wir, daß dieser Geist nicht heilig war. Wenn Ihr Euch auf eine göttliche Offenbarung beruft, thun wir es auch! Gott unserer Brust sagt Anderes, als der Curige. Lasset uns in Frieden mit unserem Gott leben!“

Wir empfehlen den deutschen Vereinsgenossen dieser beiden Vorkämpfer des transleithanischen Neuprotestantismus die Expectationen derselben als ein rechtes Muster dessen, was der deutsche Protestantenverein allenthalben lehren und treiben müßte, wenn er seiner zeitgemäßen volkstlichengründenden Mission mit wahrem Erfolge nachkommen und die „Gebildeten“ unsrer Tage in hellen Haufen, wenn auch nicht in seine Kirchen, doch vielleicht in seine Bierstuben, Restaurationslocale oder sonstigen Hörsäle hereinziehen wollte.

1. **Schwalb, Moriz, Dr. theol., reformirter Pred. an der St. Martini-Kirche zu Bremen. Christus und die Evan-**

gelien. Zehn Vorträge. 259 S. Bremen, 1872. Tannen.

2. **Mooß, Dr. Friedr. Das Leben Jesu. Für das Volk bearbeitet. I. Theil. A. Die Jugendgeschichte. 84 S. Zürich, 1872. Verlags-Magazin. 12 Sgr.**

Daß Einzelne unsrer deutschen Protestantenvereiner derjenigen Ungarn's an radicaler Entschiedenheit nicht nachstehen, zeigt der Verfasser der ersten dieser beiden Schriften hinreichend deutlich. Zur Charakteristik dieser Schwalb'schen evangelienkritischen und christologischen Vorträge, die denn doch sogar einem Theile der deutschen Parteigenossen ihres Autors als eine für den Magen der Zeitgenossenschaft zu starke Speise erschienen sind, mögen hier nur die Worte aus dem letzten Vortrage stehen, womit er den Jünger, der angeblich Jesu Leichnam aus dem Grabe gestohlen und so die leere Auffindung dieses Grabes bewirkt habe, apostrophirt. „Ich halte ihn für einen edlen Christen“, sagt er von ihm; „was er gethan hat, ach, ich beneide ihn darum! . . . Er freute sich über den glücklichen Erfolg seines heiligen Diebstahls, durch welchen er den Erlöser zum zweiten Male und für immer der Welt geschenkt hat!“ (S. 251).

— Daß man es hier mit einem immerhin noch relativ harmlosen Gegner des positiven Christenglaubens zu thun hat, erhellt nicht bloß aus der jedem ersten Denker gewiß schlecht genug zuzugenden Abjurbität dieser das Ziel und die Spitze seiner Darlegung bildenden Diebstahlshypothese, sondern auch aus dem Umstände, daß derselbe Verfasser in manchen anderen Arbeiten wenigstens einen gewissen sittlichen Ernst und eine, wenn auch unklare, doch warme Begeisterung für einzelne Lehrsätze und Interessen der evangelischen Kirche an den Tag legt. Es zeigen dieß seine soeben bei F. Henschel in Berlin erschienenen Vorträge über „das Büchlein von der Nachfolge Christi“, und über „Luthers Lehre während seiner Sturm- und Drangperiode 1517—25“ — beides natürlich in historischer Hinsicht gänzlich werthlose Arbeiten, sofern er lediglich Zerrbilder ihrer jeweiligen Betrachtungsgegenstände (dort ein Zerrbild Thomas v. Kempens als eines angeblichen Vorläufers des modernen sentimentalen Unionismus, hier ein Zerrbild der Lutherischen Rechtfertigungslehre als einer Inauguration des religiösen Subjectivismus und der gemeindeprincipiellen Bestrebungen unsrer Zeit) liefern, immerhin aber doch um ihrer ziemlich maßvollen Geltendmachung des aufgeklärten Standpunktes ihres Autors willen bemerkenswerthe Kundgebungen, die ein nach-

sichtigeres Urtheil als so manches sonstige schriftstellerische Product dieser Richtung verdienen.

Um so rasender geberdet sich der Verf. der an 2. Stelle genannten Schrift, wohl des antichristlichen unter den antichristlichen und antikirchlichen Machwerken, welche unsere Zeitschrift bisher unter dieser Rubrik abgehandelt hat. Zu dem Schwalb'schen Christus verhält sich der dieses Superlativ's in der Reihe der negativen Bibelkritiker etwa so wie Feuerbach's Nihilismus zum Strauß'schen Mythicismus, oder wie die Blasphemien der 1799 zu London erschienenen Schandschrift *Ecco Homo* zu F. Bahrt's oder Venturini's Versuchen einer „natürlichen Geschichte des Propheten von Nazareth.“ Es ist nicht bloß der Christus der Bibel, den dieser heillose Fanatiker des Atheismus (gewesener Pfarrvicar in Bergzabern, jetzt freireligiöser „Prediger“ zu Nürnberg) bekämpft, sondern das Christenthum überhaupt, mag es in kirchlicher oder in außer- oder unkirchlicher Gestalt auftreten. Seit lange hat das Voltaire'sche *Ecrasez l'infame* keinen begeistrteren Widerhall gefunden, als in dem blasphemischen Gesudel dieses in Wahrheit „verlaufenen Theologen“, der sein Leben Jesu nicht sowohl für „das Volk“, als vielmehr für die Commune geschrieben zu haben scheint, und der das, wie es scheint, mit Bewußtsein erstrebte Ziel polizeilicher Verschlagnahme seines Pamphlets denn auch glücklich erreicht hat. — Die Mittheilung von Proben aus den Unflätheerien des Verfassers, soweit sie die „Kritik“ der Geburts- und Jugendgeschichte des Herrn betreffen, erläßt man uns hoffentlich, wenn wir versichern, daß z. B. das von ihm über die Jungfräulichkeit Marias als Mutter Jesu Bemerkte an frivoler Schandbarkeit selbst einen Wigenius noch überbietet. Für den giftigen zornentbrannten Aerger, womit der Verf. sich gegen die Vertreter der kirchlichen Theologie und Geistlichkeit lehrt, ist charakteristisch seine mehrmals in verschiedenen Wendungen wiederholte Lieblingsentenz, wonach es „nur eine unheilbare Krankheit gibt, die Dummheit, und wonach diese Krankheit, in ein System gebracht, Theologie heißt (S. 57). Vergl. das apologetische Schlusswort, S. 84: „Wenn der zornstampfende Fuß einen Wurm trifft, krümmt sich der Wurm. Wie sollte die heilige Schlange des schändlichsten Aberglaubens, welche Bornirtheit und Politik mit den raffinirtesten Blumen menschlichen Scharfsinns bekränzt und verhüllt hat, nicht all ihr Gift ausgießen über die Hand, die das blenbende Gewebe des Truges wegreißt und sie in ihrer erbärmlichen Nacktheit hinstellt? Wie sollte die Legion der himmlischen

Heerscharler nicht zu ihrem geistlichen Rüstzeug greifen, zum Krebs und zum Schild, zum Helm und zum Schwert der Verläumdung, des Fluchs und der Phrasen, um mich, wenn nicht physisch, so doch moralisch todt zu schlagen? Nur immer zu, meine Herren, aber nur keine Verwechslung! Es handelt sich nicht um mich, sondern um das Christenthum. Ich citire nur die Aeußerungen eurer Gottesmänner, nicht weil sie mir gefallen, sondern weil ich sie und euch verachte. Verachte? selbst dazu seid ihr mir zu schlecht. Es thut mir leid, daß man sich die Hände besudelt, wenn man euren religiösen Glaubensinhalt anfaßt, aber ändern kann ich es nicht.

An euch, ihr talentvollen Schwäger auf Kanzel und Katheder, richte ich nur die Frage: Kämpfen denn auch gegen das Christenthum die Götter selbst vergebens?“

Lang, Heinrich, Pfarrer in Zürich. Das Leben Jesu und die Kirche der Zukunft. 8. 58 S. Berlin, 1872. C. Habel. 10 Sgr.

Diese Broschüre ist die erste Flugschrift einer von Fr. Holzendorff und W. Anden herausgegebenen Sammlung „Deutscher Zeit- und Streit-Fragen.“ Eine allseitige Erörterung dieser Fragen scheint nicht in Aussicht genommen zu sein. Die Zeitfragen sollen, wie es scheint, nur im Sinne des Zeitgeistes beantwortet werden. Andernfalls müßte auf die vorliegende erste, höchst bezeichnender Weise die erste aller Fragen aller Zeiten: „Wie dünket euch um Christo? Welches Sohn ist Er?“ erörternde Flug- und Fluch-Schrift eine andere Broschüre als Flug- und Segenschrift folgen.

Was die genialsten Lehrer der Christenheit in 1800 Jahren nicht gesehen und entdeckt haben, was für Athanasius, Augustinus, Bernhard, Luther, Pascal ein unbekanntes Land mit viel Nebel und Dünsten war, das ist endlich von der „Wissenschaft“ des 19. Jahrhunderts in großer Geschwindigkeit entdeckt und in helles Licht gesetzt worden. Dr. Strauß, Baur und die ihnen folgenden Minenbohrer, zu welchen auch der Verf. zählt, haben den festen Bau der christlichen Kirche nach allen Regeln der Kunst zu unterminiren gesucht und nachdem sie mit ihrem Gebohr zu Ende gekommen sind, stellen sie sich hin und reben, ohne daß irgend eine Explosion erfolgt ist, mit echt wissenschaftlicher „Voraussetzungslosigkeit“ von den grandiosen Wirkungen eines Knalles, den nur ihre feinen, durch die Jahrhunderte hindurch lauschenden und ragenden

Ohren gehört haben. Die ungenirten Leute haben sich in ihrer Unbefangenheit nur damit ihre Arbeit sehr erschwert, daß sie nicht mit radikalster Voraussetzungslosigkeit alle Bücher des N. T. ohne eine Ausnahme für gefälscht und unecht erklärt haben; es wäre das ja in einem hingegangen. Sogut die „Wissenschaft“ festgestellt hat, daß die Briefe St. Petri unecht und die Apostelgeschichte sammt dem Johannes-Evangelium Tendenzschriften in romanhafter Darstellung sind, ebenfogut hätte die „Wissenschaft“ jener Zerstörer feststellen können, daß auch die von den edeln Professoren verschonten und mit dem Stempel der Echtheit begnadigten vier Briefe Pauli unecht seien. Hoffentlich erlebt es noch der „dem denkenden und fortgeschrittenen Theil unserer Zeitgenossen“ angehörende Heinrich Lang, Inhaber einer geistlichen Pründe in Zürich, daß man bis zur totalen Verwerfung des ganzen N. T. fortgeschritten ist und mit Beschämung auf seine superstitiöse Broschüre von 1872 zurücksteht.

„Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu thun.“ Das gilt auch vom Ablegen der Bauwerke durch die Könige; ohne staubbedeckte, karrenschiebende Handlanger — und zum Handlangen ist der Verf. schon um seines Familiennamens willen prädestinirt — kommt der Schutt nicht weg. Was die Könige Strauß, Baur u. an altem Bauwerke abtragen, das fährt Lang in kleinem Karren auf die dünnen Aecker des gebildeten Publikums. Mit dem Abtragen der Mauern haben wir es hier nicht zu thun, sondern nur mit dem lustig unter Peitschenknall vor sich gehenden Karrenfahren. Die Apostelgeschichte wird ganz munter ein „Legendenbuch“ eines Späteren genannt. Ihr Verfasser ist, im Gegensatz zu Philipp von Hessen, der „geschickteste Vermittler, der je bei kirchlichen Streitigkeiten aufgetreten ist“ (S. 11). Petrus und Paulus werden von ihm versöhnt. Aus der Maske des Zauberes Simon macht er „eine wirkliche, geschichtliche Figur“. Offenbar eine enorme Leistung! Andere Autoren begnügen sich, wenn sie einer Maske ein geschichtliches Colorit geben, aber der „Pauliner“, welcher die Apostelgeschichte geschrieben hat, macht eine reelle, geschichtliche Figur, Fleisch und Bein aus einer bloßen Frage. Wer kann bei dieser wissenschaftlichen Darstellung leugnen, daß der „Pauliner“ ein Vorläufer der Madame Mühlbach ist, die bekanntlich auch aus einem thatfächlichen Nichts ein historisches Etwas machen, Geschichte fabriciren kann.

Auch die Apokalypse ist von der „Wissenschaft“ bis jetzt mit gnädigen Augen angesehen. Ihre frühere Unechtheit ist von der

„Wissenschaft“ in gegenwärtige Echtheit, jedoch ohne Garantien für die Zukunft, umgewandelt worden. Sie ist im Jahre 68 geschrieben und dieß Jahr „liegt nicht so weit ab vom Jahre 150, in dessen Nähe das Evangelium (Johs.) geschrieben wurde, als der Geist der einen Schrift von dem der andern abliegt.“ Ref. gibt diese Notiz nur um zu zeigen, wie schön es mit dem Denken unserer „denkenden“ und fortgeschrittenen Zeitgenossen bestellt ist. Welchen Gedanken und Maßstab hat wohl Herr Lang in Zürich angelegt, um zwei Zeitpunkte, zwischen welchen 82 Jahre liegen, mit zwei vermeintlich grundverschiedenen Geistern in Proportion zu bringen. Was würde Herr Lang zu der Proportion sagen: der Kopf eines Pavians ist nicht so weit von seinem Schwanz entfernt als der Geist des Dr. Strauß von dem Geiste des K. Vogt? Im Vergleich scheint Herr Lang nicht eben stark zu sein. S. 45 redet er von der rationalistischen Auslegung des N. T. und sagt davon: „man weiß nicht, wessen Dual dabei größer war, der armen Geschichte, die diese Torturen ausstand oder des Geschichtschreibers, der diese Unnatur sich bei jedem Stück von Neuem auferlegte. Welche Willkür!“ Torturen hat ja weder das Wort Gottes noch der rationalistische Geschichtschreiber ausgestanden. Was dieser schrieb war ihm keine Unnatur und Dual, sondern eitel natürliche Auffassung, eitel wissenschaftliche Freude und Lust. Oder was würde Herr Lang zu dem Bedenken sagen: „man weiß nicht, wessen Vergnügen größer war, der armen für unecht erklärten Briefe Petri, die sich auf einmal aller albernsten Erörterungen ammaßerender Kathederhelden überhoben sahen, oder der gewaltigen Kritiker, welche jene Briefe mit wissenschaftlicher Freude auf ihren Index setzten.“ Besonders scharf und klar ist das Denken des Herrn Lang nicht.

Auf die vier verschiednen Briefe Pauli gründen die neumodischen Kirchenväter ihre Meinungen über Christenthum und Kirche. Fatal war in dieser Beziehung für sie, daß gerade Paulus, „ihr großer Genährsmann“ auf „das große Hauptwunder des N. T.“, die Auferstehung unseres Herrn, so nachdrücklich hinweist (1. Cor. 15). Wie helfen sich da die Generalpäpster der „Wissenschaft“? Statt voraussetzungslos kurzer Hand dieses Kapitel für eine nachträgliche Fälschung zu erklären, erörtern sie voraussetzungslos: der Apostel Paulus war ein Visionär. Und die fünfihundert Brüder auf einmal? Waren Visionäre auf einmal. Daß dieß eine sehr unwissenschaftliche Maskeirung der in der nüchternsten Weise berichteten Thatfache

des leiblichen Schauens des Auferstandenen ist, liegt für alle nicht auf Straußsches oder Baurisches Denken eingetübte Menschen auf der Hand.

Die Zukunftskirchenväter haben wie die Zukunftsmusikanten ihre schönen Sachen schon in der Gegenwart fertig. Nicht was die über allen Zeitwechsel erhabne objective Wahrheit ist, nein, ein Christenthum, wie es die Gegenwart für die Pflege ihres religiösen Lebens bedarf, ist Gegenstand der modernen Wissenschaft. Die heutige Zeit will nichts von Wundern wissen, folglich gibt es keine Wunder und „die Wissenschaft hat der christlichen Welt ein-Christenthum ohne Wunder gegeben.“ Eine nette „Wissenschaft“! Diese „Wissenschaft“ ist nicht eine Königin, der gehuldigt wird, sondern eine abgenutzte Bettel des Zeitgeistes. Und nun will diese „Wissenschaft“ nicht etwa ein Christenthum ohne Christus, nein ein Christenthum mit dem geschichtlichen Christus zu Stande bringen. Die Bedürfnisse der Zeit sollen sich mit der über aller Zeit stehenden Wahrheit decken! Hier fängt das Gebiet des wissenschaftlichen Blödsinns an. Aber die Herrn Professoren und Genossen mögen nur einmal anfangen Gemeinden zu sammeln aus dem wissenschaftlich wohl zubereiteten Material der Bauern, der Fabrikarbeiter, der Handwerker, der Tagelöhner. Und diesen Gemeinden sollen sie vorschwätzen von Visionen und von wissenschaftlicher Voraussetzungslosigkeit. Zukunftskirchen werden sie nicht bilden, aber Atheisten werden sie groß ziehen, die ihren Lehrern auf die Köpfe schlagen. Die Broschüre des Alterweisen H. Lang, welcher wie die Spinne lebendig aus sich selbst sein bischen Aterkunst entwickelt, kann nur arme Mücken in den dünnen Fäden ihres Reges fangen, wird aber nicht einen einzigen, der eine christliche Erfahrung hinter sich hat, vom rechten Wege ablenken. O. K.

Philosophie.

Zur neuesten Schopenhauer-Literatur.

1. **Asher, Dr. Dav. Arthur Schopenhauer.** Neues von ihm und über ihn. Berlin, 1871.
2. **Meyer, Prof. Dr. Jürgen Bona. Arth. Schopenhauer als Mensch und Denker.** Berlin, 1872. Lüderitz. 5 Sgr.
3. ——— **Weltelend und Weltkummer;** eine Rede gegen Schopenhauers und Hartmanns Pessimismus. Bonn, 1872. Marcus. 5 Sgr.

4. **v. Seibitz, Dr. Carl. Arthur Schopenhauer vom medicinischen Standpunkte aus betrachtet.** Dorpat, 1872. Gläser. 8 Sgr.

5. **Geertzbusch, Hrn. Friedr. Das neue philosophische System** (in Bd. I der „Theologischen Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftlichen Predigerverein“). Elberfeld, 1872. Friederichs.

Es ist nicht die erste Seite der Schopenhauer'schen Philosophie, nicht ihr Ascetismus und Pessimismus, sondern vielmehr ihr weltförmiges, dem theoretischen wie praktischen Materialismus unsrer Zeit angepasstes Wesen, was ihr neuerdings eine zunehmende Zahl von Bewunderern und Lobrednern in den Kreisen unsrer Gebildeten, besonders der naturwissenschaftlich Gebildeten verschafft. Eine reiche Literatur pro und contra bezeugt dies. Die überlebenden Jünger und Verehrer des im J. 1860 zu Frankfurt a. M. verstorbenen misanthropischen und hypochondrischen Sonderlings wetteifern in ihren Bemühungen, denselben noch nachträglich zu einem Heiligen auszustaffiren; und so wenig lebenswürdig das von ihnen gezeichnete Charakter-Bild ihres Meisters sich ausnimmt: sie enthalten der Nachwelt auch nicht Einen der für sein schwarzgalliges Temperament und seine kindische Eitelkeit und Selbstsucht bezeichnenden kleinen Züge vor, deren sie sich entsinnen, wohl wissend, daß sie um der gegenwärtigen Beliebtheit seiner früher kaum gekannten Ideen und Grundsätze willen auf ein dankbares Publikum rechnen dürfen. Vor uns liegt ein derartiger, im vorigen Jahre erschienener Beitrag zur Auffrischung seines Gedächtnisses, der sich als „Neues von ihm und über ihn“ ankündigt, obschon das Neue, was er bietet, kaum in etwas Anderem als in einer Reihe von Proben seiner eiteln Selbstbespiegelung, der Correspondenz seines höheren Alters entnommen, besteht.*) Es sind Briefe aus seinen fünf letzten Lebensjahren, gerichtet an den zu seinen eifrigsten und fähigsten Schülern gehörigen Herausgeber, Dr. David Asher in Leipzig, die uns hier mitgetheilt werden. Sie drehen sich fast ausnahmslos um das Eine große Problem, das den greisen Frankfurter Philosophen während seiner letzten Jahre ausschließlich beschäftigte, um die Frage nach den Mitteln, ihm selbst einen möglichst ausgebreiteten Ruhm und seinem System eine möglichst allgemeine Anerkennung zu sichern. Daß in diesem oder jenem Blatte günstige Kritiken

*) Arthur Schopenhauer. Neues von ihm und über ihn. Von Dr. David Asher. Berlin, 1871. Carl Duncker's Verlag (E. Seymons). 111 S.

über seine Lehre erschienen, daß illustrierte Blätter nicht bloß ähnliche sondern auch vortheilhafte Abbildungen von ihm bringen, daß die Angriffe dieser oder jener Gegner energisch abgewehrt und mit derben Züchtigungen heimgezahlt werden möchten — dies und derartige sind die Anliegen, die er immer und immer wieder seinem zur Vermittlung aller dieser Dinge bereiten Jünger vorträgt. Die Neuigkeiten aber, die er demselben mittheilt, beziehen sich auf die Besuche berühmter Personen oder weitherkommender Reisender, die ihm in Frankfurt zu Theil geworden, auf ehrende Zuschriften, Widmungen, Sendungen u. dgl., die an ihm gelangt seien, auf buchhändlerische Bestellungen auf seine Werke aus den fernsten Gegenden, z. B. aus Batavia, u. dgl. m. Kurz der im Entstehen begriffene Schopenhauer-Eultus, von dem alternenden Schopenhauer selbst eifrig gepflegt und großgezogen ist das wenig erquickliche Schauspiel, das diese 24, zum Theil über den Werth beschriebener Papierschnitzeln sich nicht erhebenden Briefe uns vorführen. Und so wenig wie diese Brieffammlung, bieten die daran gereichten, an Umfang sie um ein Ansehnliches übertreffenden Beilagen (bestehend aus zwei auf Schopenhauer's Ansicht über Musik und auf sein Verhältniß zu dem mittelalterlich-jüdischen Philosophen Gebirol oder Avicbron bezüglichen Journal-Artikeln des Verfassers, aus einem Vortrage desselben über den „individuellen Charakter“, sowie endlich aus einer Anzahl neuerer belobender Zeugnisse über Schopenhauer, aus französischen, englischen und deutschen Schriften oder Zeitschriften-Artikeln entnommen) irgendetwas, wirklich Neues oder besonders Merkwürdiges dar. Das Schriftchen verdient im Grunde nur darum Beachtung, weil es den Totaleindruck, welchen die Beschäftigung mit Schopenhauer'scher Philosophie überhaupt auf den unbefangenen Beobachter hervorzubringen pflegt, mittheilt seiner Zusammenstellung eigner Aussprüche des Urhebers derselben und auf ihn bezüglicher Urtheile Anderer aufs Neue zu bestätigen dient. Dieser Eindruck ist wesentlich der einer geschickten, aber wenig erbaulichen Combination eines düntelvollen blasirten Subjectivismus oder Idealismus mit plumpem naturalistischem Realismus, ja eines durch den affectirten Ernst pessimistischen Weltanschauungs schlecht genug verdeckten gemeinen Materialismus, der, je schmerzvollere Klagen er theoretisch über das Elend der gegenwärtigen Welt führt, desto rücksichtsloser sich praktisch ihren Genüssen und der Verehrung ihrer Götzen, u. a. auch einem ausschweifenden optimistischen Zeitgeistcultus und einer taumelnden Culturtrunkenheit hingibt.

Es fehlt nicht an tüchtigen Kritiken und Gegenschritten, die der philosophirenden wie der nicht philosophirenden Mitwelt die Blößen und Klippen dieses „Systems der Zukunft“ mit Geschick aufzudecken wissen. Prof. Färgen Bona Meher zu Bonn hat kurz hintereinander zwei gebiegne Kritiken dieser Art in Gestalt von populär-wissenschaftlichen Vorträgen veröffentlicht, die wir zu den besten Leistungen der neueren Anti-Schopenhauer-Literatur zählen müssen. In dem einem gibt er eine biographische und geschichtsphilosophische Skizze von „Arthur Schopenhauer als Mensch und Denker“,*) mit treffender Beurtheilung oder vielmehr Verurtheilung der Grundzüge des betreffenden Systems, insbesondere seiner Ideenlehre, bezüglich deren er (S. 41) zeigt, wie Schopenhauer's Ideen sich „nur als Dualität an der Materie“, als „Eigenschaften des Gehirns“ darstellen können, auch wenn sie als Kräfte des höchsten menschlichen Geisteslebens auftreten; wie „mit dieser Wendung der Philosophie alle Sätze des Materialismus übernimmt“ und „mit seinem idealistischen Ausgang das materialistische Ende deckt“. Der Wille schafft sich durch die Ideen das Gehirn, nun denkt das Gehirn, wird der Intellect zum Product des Gehirns. Das ist der eigenthümliche Wischmasch von Platonismus, Kantianismus, Naturphilosophie und Materialismus, in den uns die Ideenlehre Schopenhauer's versetzt. Neu ist daran nur die bunte Mischung, alles Einzelne ist bekannt und in seiner Unzulänglichkeit auch längst schon erkannt.“ — Ein zweiter Vortrag, betitelt „Weltelend und Welt Schmerz“, unterwirft außer dem Meister auch den jetzt vorzugsweise gefeierten und einflussreichen Jünger einer scharfen Kritik, der es unternommen hat, in seiner „Philosophie des Unbewußten“ die beiden Antipoden Hegel und Schopenhauer zu versöhnen und ihre polar entgegengesetzten Philosophien zu einem eigenthümlichen Ganzen, bei welchem übrigens die schopenhauer'sche materialistisch-pessimistische Färbung stark über den Hegel'schen Idealismus vorwiegt, zu verschmelzen.**)

Sehr scharf beurtheilt auch Dr. R. v. Seidlitz vom medicinischen Stand-

*) Der Birchow-Holzenborff'schen Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge S. 145. Berlin, C. G. Pöcheritz (C. Sabel).

**) Weltelend und Welt Schmerz. Eine Rede gegen Schopenhauer's und Hartmann's Pessimismus, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Bonn. A. Marcus, 8 Jgr.

punkte aus Schopenhauers Persönlichkeit und System,*) indem er ihn, anknüpfend an seine eigne Aeußerung, wonach Genie und Wahnsinn einander aufs Nächste verwandt sind, als eine in Folge krankhaften Ehrgeizes und Größenwahns partiell wahnsinnigen Philosophen darstellt und hiefür einerseits diejenigen theils mündlichen theils gedruckten Aussprüche geltend macht, worin er seine Lehrthätigkeit mit derjenigen Jesu, seine Anhänger mit den Aposteln vergleicht und seine Philosophie als die „wirkliche Lösung des Räthfels der Welt“, ja als „vom Geist der Wahrheit inspirirte Offenbarung“ anpreist, andererseits die auf seine körperliche und geistige Misere bezüglichen Aeußerungen hervorhebt, wonach er in einem wahrhaft lächerlichen Grade an beständiger f. g. „Bauchangst“ litt, sich bald vor der Cholera, bald vor den Blattern, bald vor Dieben u. fürchtete, kurz sich als einen ganz und gar kranken Menschen darstellte und gebetete.

Die auf E. v. Hartmann, den „Philosophen des Unbewußten“ (oder den großen „monistischen Philosophen“, wie ihn seine Verehrer nennen) bezügliche kritische Literatur mehrt sich im gleichen Verhältnisse mit den zu seiner Vertheidigung und Verherrlichung erscheinenden Schriften. Den schon früher in diesen Bl. erwähnten Angriffen auf sein System vom Standpunkte eines unphilosophischen Naturalismus aus (unter welchen insbesondere der durch logische Schärfe und Folgerichtigkeit ausgezeichnete „Schmerzenschrei des gesunden Menschenverstandes“ v. J. C. Fißcher Hervorhebung verdient**) hat sich jüngst ein tüchtiger theologischer Kritiker hinzugesellt, der rheinländische Pfarrer Fr. Evertsbusch, der in Bd. I der unter seiner Redaction veröffentlichten „Theologischen Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftlichen Predigerverein“ das Hartmann'sche Werk unter der Ueberschrift: „Das neueste philosophische System“ einer eingehenden Würdigung unterzogen hat.***) Die Impotenz dieser Philoso-

phie gegenüber nicht nur den religiös-sittlichen Problemen, welche das Christenthum löst, sondern auch gegenüber den praktisch-socialen Fragen der Gegenwart und näheren Zukunft, erscheint hier mit überzeugender Kraft der Rede dargethan. „Wer in die eine Bagchale allen Weltjammer legt und für die andere nach Abzug aller Illusionen nichts Reelles findet, als etwa die Genüsse des Gaumens, der Wissenschaft und Kunst; wer dann dort noch etliche Umstände zulegt, welche dem Schmerz einen Ueberfluß verschaffen, als: Nervenermüdung, Macht der Gewohnheit, kurze Dauer der Befriedigung; wer aber nichts weiß von einer alles Leid überwiegenden Freude, von einer aus der uns immanent gewordenen ewigen Liebe beständig quillenden Seligkeit, nichts von einer welterneuenden, alles Elend schließlich mit der Wurzel ausreisenden Gotteskraft: der ist nicht der Mann, um die Geschicke der Menschen richtig zu wägen“ u. — Von philosophischer Seite verdient unter den neuesten Kritikern Hartmann's Hervorhebung der Katholik Harten, der in einer ausführlichen Recension der neuesten Auflage seines Werkes (im Bonner Theol. Literaturblatte) gegen das Schöne und theilweise Wahre seiner Darstellung sich durchaus anerkennend verhält, auch seinen Beweis davon, „wie sehr die Welt des Unbewußten die Grundlage des Bewußtseins ist“, einen vortrefflichen nennt, aber gerade das für seinen Grundfehler erklärt, daß er es unbewiesen lasse, „daß die Welt des Unbewußten selbst nicht das Werk eines höheren Bewußtseins sein könne.“**) Wir glauben zuweilen auch auf solche in verschiedenen periodischen Schriften zerstreute Urtheile über das in Rede stehende Phänomen aufmerksam machen zu sollen, und zwar deshalb, weil Hr. v. Hartmann, auch hierin ein treuer Schüler seines selbstgefälligen Meisters, es zwar trefflich versteht, durch auszugswise Mittheilung aller möglichen über sein System laut gewordener Stimmen ein reiches Repertoire günstiger ja glänzender „Urtheile der Presse“ über sein Werk herzustellen und mit Hilfe seines unermüdlich thätigen Verlegers durch die ganze Welt zu verbreiten, es aber wohlweislich unterläßt, neben dem Günstigen auch das Ungünstige und ihm zum Nachtheile Gerechende zur Kenntniß seiner Leser zu bringen.

*) Dr. Arthur Schopenhauer vom medicinischen Standpunkte aus betrachtet, von Dr. Carl v. Seidlitz. Dorpat, 1872. Gläser. 8 Sgr.

**) Leipzig, D. Wigand. 1872. Vgl. Bd. IX dieser Zeitschr. S. 432.

***) Theologische Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftlichen Predigerverein. In Gemeinschaft mit den übrigen Vorstandsmitgliedern: Dr. Fabri, Sup. Seymer, Prof. Gundeshagen, Prof. Ramphausen, Prof. Krafft, Präses Nieben, herausgegeben von Fr. Evertsbusch, ev. Pfarrer und Mitglied der rhein. theol. Prüfungs-Commission. Erster Band. Elberfeld, 1872. R. L. Friedrichs. VI u. 173 Seiten (S. 148 ff.).

*) Theolog. Literaturblatt, [von F. S. Reusch, Jahrg. 1872. S. 175. 179 f.]

Naturwissenschaften.

Klein, H. J. Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung, vom Standpunkte der kosmischen Weltanschauung dargestellt. Zweiter Theil. Der Fixsternhimmel nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft. Braunschweig. Bieweg u. Sohn. 2 $\frac{1}{3}$ thlr.

Wir haben früher schon den ersten Band dieses Werkes, das Planetensystem beschreibend, den Lesern des Anzeigers als dasjenige empfohlen, welches eine vollständige und leicht faßliche Uebersicht über alle Erscheinungen unseres Planetensystems gibt und dabei durch seine Gründlichkeit und Klarheit in der Darstellung ausgezeichnet ist. Dieselben Vorzüge finden wir auch in diesem zweiten Bande, den wir jedem Liebhaber der Astronomie, auch dem, der sich schon mit derselben etwas mehr vertraut gemacht hat, auf das Wärmste empfehlen möchten. Längere Zeit hat die Astronomie, namentlich die den Fixsternhimmel betreffende, neben den anderen Zweigen der Naturwissenschaften, wenigstens, was die Theilnahme des größeren Publicums betrifft, etwas im Hintergrunde gestanden; nicht zum Schaden dieser Wissenschaft, die in dieser Stille ungestört fortarbeitend glänzende Entdeckungen gemacht hat. Mehr in den Vordergrund getreten ist sie erst wieder, als durch die Anwendung des Spectroscops bei der telescopischen Betrachtung der Himmelskörper über die Natur der Fixsterne, vor Allem unserer Sonne die überraschendsten Ergebnisse gewonnen wurden.

Klein hat sich nun der höchst mühsamen aber um so dankenswertheren Aufgabe unterzogen, nicht nur den gegenwärtigen Zustand unserer Kenntnisse von der Fixsternwelt in umfassender Weise darzustellen, sondern auch bei allen wichtigen Fragen eine kurze Geschichte der betreffenden Untersuchungen zu geben, so daß man die Entwicklung der Astronomie der Fixsterne, soweit dieselbe von Bedeutung ist, bei jeder derselben verfolgen kann. Wir nennen diese Arbeit eine mühsame; in welchem Grade sie dies sei, das kann nur der ermessen, der erstens die Reichhaltigkeit, ja wir dürfen wohl sagen, die Vollständigkeit des Klein'schen Buches beurtheilen kann, und zweitens weiß, wie zerstreut alle die Arbeiten der Fachmänner, die er benutzte, in den verschiedensten Journalen der verschiedensten Länder, wie in einzelnen Monographien enthalten sind. Wir glauben es unseren Lesern sowie Klein schuldig zu sein, wenn wir auch nur das Inhaltsverzeichnis

nitz der einzelnen Kapitel hier anführen. Das erste gibt unter dem Titel Astrognosie eine Geschichte über die Entstehung resp. Zusammenfassung einzelner Sterne zu den s. g. Sternbildern. 2) Der Weltraum und was ihn erfüllt, worin die Aethertheorie und die Bestrebungen, die Temperaturverhältnisse des Weltraumes zu bestimmen, eingehend besprochen werden, so wie die neuesten mit Erfolg gekrönten Versuche, die Wärmemenge zu bestimmen, welche einzelne Fixsterne zu uns gelangen lassen. 3) Photometrische Reihung der Fixsterne. 4) Die Farben der Fixsterne. 5) Anzahl der Fixsterne, mit einer Geschichte der Versuche, ihre gegenseitige Lage zu bestimmen, Geschichte der Himmelschartirung. 6) Die veränderlichen Sterne. Bei der Besprechung der Ursachen derselben bezeichnet Klein die Zöllner'sche Erklärung, daß dieselbe in physikalischen Veränderungen der Oberfläche der Sterne, ähnlich der Fleckenbildung der Sonne, begründet sein möge, als die wahrscheinlichste. 7) Neue Sterne. 8) Die Eigenbewegungen der Fixsterne. Hier werden außer den älteren Arbeiten diejenigen von Herschel, Mädler und Proctor besprochen, sowie die aus den Spectralbeobachtungen sich ergebenden neuen Hülfsmittel, selbst die Schnelligkeit der Bewegung eines Sternes zu bestimmen, sogar, wenn die Entfernung desselben nicht bekannt sei. Es beruht diese Methode auf dem physikalischen Gesetze, daß die Brechbarkeit der verschiedenen Lichtstrahlen, die wir aus der Lage der farbigen Streifen im Spectrum bestimmen können, modificirt werde, wenn das Auge, oder der leuchtende Körper sich in Bewegung befinden. 9) Parallaxen der Fixsterne. 10) Doppelsterne. 11) Die Nebelflecke. Von besonderem Interesse ist in diesem Kapitel die Begründung der Annahme, daß die Nebelflecke nicht außerhalb, sondern innerhalb unseres Sternhaufens liegen, womit natürlich ihre Größe gegen die früher angenommene eine verschwindend kleine wird. Für eine große Zahl von Nebeln ist diese Annahme als im höchsten Grade wahrscheinlich zu bezeichnen. 12) Der Bau der Milchstraße und des Himmels. Hier sind es vorzugsweise die von Herschel und Struve vorliegenden Untersuchungen, welche eingehend erläutert werden. Hinsichtlich der Arbeiten des Ersteren bemerkt Klein mit Recht, daß ganz verschiedene Ansichten über die Milchstraße und den Bau unseres Sternensystems als die Herschels bezeichnet würden. Es rühre dies aber nur davon her, daß Herschel selbst im Laufe seiner vieljährigen Untersuchungen über die Milchstraße seine Ansichten verändert habe. Unter den Arbeiten von Struve werden dann auch die wichtigen Untersuchungen desselben

über die Absorption des Sternenlichtes in den Himmelsräumen mitgetheilt, aus denen wir das als besonders wichtig hervorheben, daß wenn wir dieselbe mit in Rechnung ziehen, die Berechnung der Entfernung der verschiedenen nur nach ihrer Lichtabnahme ganz andere Resultate liefert, als sie Herschel fand, daß die Entfernung der lichtschwachen Himmelskörper eine außerordentlich viel kleinere sei, als Herschel glaubte, so daß z. B. die raumdurchdringende Kraft des 40füßigen Telescop's nicht zu 2500 — wie Herschel berechnete — sondern nur bis zu $368\frac{1}{2}$ Sternweiten reicht. 13) Die Resultate der spektralanalytischen Untersuchungen am Fixsternhimmel. Hier findet man alle die zahlreichen Beobachtungen über diesen wichtigen Gegenstand bis auf die neueste Zeit mit großer Genauigkeit zusammengestellt.

Fügen wir hinzu, daß nirgends eine bemerkliche Lücke in der Ausführung der Ergebnisse der Bemühungen der Astronomen in irgend einem Kapitel des ganzen Buches sich findet, so wird man vollkommen den in der Anknüpfung des Werkes gemachten Anspruch gerechtfertigt finden, daß der erste und der zweite Band von Kleins Himmelsbeschreibung „das vollständigste bis jetzt vorhandene Werk über die Resultate der astronomischen Beobachtungen bis zur Gegenwart bilden.“

P.

Grefler, F. G. C. Die Erde, ihr Kleid, ihre Rinde und ihr Inneres durch Karten und Zeichnungen zur Anschauung gebracht. 9. Aufl. Langensalza. Grefler. $1\frac{1}{2}$ thlr.

Das vorliegende Werk ist als eine populäre physikalische Physik mit einem dazu gehörigen Atlas zu bezeichnen. Der letztere giebt auf 24 Tafeln in Quart so ziemlich Alles, was in den größeren physikalischen Atlassen natürlich ausführlicher enthalten ist; er veranschaulicht 1) die wichtigsten Verhältnisse der allgemeinen Geographie, Vertheilung von Land und Wasser, mittlere Höhe der Kontinente, und Tiefe des Meeres, eine Höhenkarte, die bekanntesten Berge enthaltend, graphische Darstellung der Länge der Hauptströme, der Größe der Seen u. dgl., 2) aus der Geologie ideale Erddurchschnitte zur Veranschaulichung der Lagerungsverhältnisse und Aufeinanderfolge der verschiedenen Formationen und Abbildungen der wichtigsten Thierformen aus denselben, 3) aus der (im engeren Sinne) physikalischen Geographie oder wie sie auch häufig genannt wird, Physik der Erde, die Darstellung der Meeres- und Luftströmun-

gen, Ebbe und Fluth, der Verbreitung der atmosphärischen Niederschläge und der Temperaturverhältnisse, sowie der magnetischen Erscheinungen, 4) zeigen dann einige Tafeln die wichtigsten Verhältnisse der Pflanzen- und Thiergeographie, und die Verbreitung der Menschenrassen.

Der in demselben Formate vorstehende Text giebt auf 74 Seiten eine Erklärung der Tafeln und eine Darstellung des Wichtigsten aus den angegebenen Fächern.

Was die Ausführung der Tafeln und Karten betrifft, so wird man nach dem mitgetheilten nicht einmal vollständigen Inhaltsverzeichnis die Anforderungen an dieselben nicht allzuhoch stellen dürfen. Es ist der Zweck derselben offenbar der, die besprochenen Verhältnisse nur in ihren wichtigsten Zügen zur Anschauung zu bringen. Hält man diesen Standpunkt bei der Beurtheilung fest, so kann man wohl sagen, daß sie ihrem Zwecke vollkommen entsprechen. Es ist ein gut ausgewähltes und sehr reichhaltiges Material in denselben niedergelegt. Was den vorhergehenden Text betrifft, so giebt derselbe die wichtigsten Resultate der physischen Geographie und Geologie in leicht verständlicher Form; auch hier ist wie bei den Karten die Auswahl im Ganzen gut getroffen. Bei der Uebersicht der Geologie wäre zu wünschen, daß dieselbe etwas weniger in der Art von Zimmermanns „Wunder der Urwelt“ u. dgl. abenteuerlichen Schilderungen verfaßt wäre. Ueberhaupt wäre hinsichtlich des Textes zu erinnern, daß derselbe von einem Fachmanne revidirt würde, es würde das dem Ganzen sehr zum Vortheil gereichen, indem offenbar manches Mißverstandene von dem Verf. des Textes in denselben aufgenommen wurde. Wir führen als Beispiele an: das was über Ebbe und Fluth gesagt ist, über die spezifische Wärme S. 58, den Polarstrom der Luft S. 54. Ebenso finden sich in den Zahlenangaben nicht selten Druckfehler, die ein Nicht-Sachverständiger sich nicht corrigiren kann, wie z. B. S. 30, wo die spezifische Schwere der Erde 15mal größer als die des Uranus bezeichnet ist (statt nicht ganz 6) oder S. 46, wo der Mond als 70mal leichter, als die Erde bezeichnet ist, während es 97 mal heißen soll, oder S. 33 wo der erste bekannte Ausbruch des Vesuv auf das Jahr 63 n. E. statt auf 69 verlegt ist u. s. f. Wir heben dieses hervor, weil wir dem Buche, das sich vortrefflich zum Schulbuche eignet, eine weite Verbreitung wünschen, es aber dann auch in einer solchen Vollkommenheit sehen möchten, wie sie vor Allem jedem Schulbuche oder überhaupt jedem

zum Unterrichte bestimmten Erzeugnisse zu kommen sollte.

P.

Scholl, G. G. F. Grundriß der Naturlehre, neu von Prof. Dr. Böhlen. 7. verm. Aufl. Ulm, 1871. Wohlersche Buchh. 18 Sgr.

Dieser Grundriß der Naturlehre, ursprünglich für eine höhere Töchterschule geschrieben, liegt jetzt in einer Bearbeitung und Form vor, die ihn überhaupt für höhere Schulanstalten als Leitfaden und Lehrbuch beim Unterricht befähigen, so daß er nicht nur Seminarien, sondern auch höheren Bürger- und Realschulen, selbst Gymnasien zu empfehlen ist. Er bringt von allen Hauptgegenständen das Wesentlichste und Wissenswürdigste anderschaulich und verständlich zur Sprache unüberlässig auch genügend die neuesten Fortschritte in der Naturlehre und im gewerblichen Leben. Gute Holzschnitte veranschaulichen überall an Ort und Stelle die Erklärungen des Textes. In der neuen Bearbeitung wird auch die Chemie, selbst die organische, so genügend gelehrt, daß man damit jedenfalls für den Bedarf der Schule und zur Anbahnung weiterer chemischen Studien ausreicht. Ein empfehlendes Vorwort von Oberstudienrath Dr. Nagel führt die neue Auflage dieses verdienstlichen Lehrbuchs in das Publikum ein, und Prof. Dr. Böhlen, Vorstand der Realschule in Halle, hat als gewiegter, mit dem eigentlichen Unterrichtsbedürfnis der Schule in diesem Fach wohl bekannter Schulmann diejenigen Verbesserungen, Zusätze und Darstellungsformen angebracht, welche dazu gehören, für die Bedürfnisse seines Leserkreises den geeigneten Ton zu treffen und das richtige Maß zu halten.

W.

G.

v. Koch, Gottlieb. Synopsis der Vögel Deutschlands, kurze Beschreibung aller in Deutschland vorkommenden Arten. Mit 296 Abbildungen auf 8 Tafeln. 137 S. Duodez. Heidelberg, 1871. C. Winter's Universitäts-Buchhandlung. 1 thlr.

Zweck des Büchleins ist, sowohl Anfängern, als geübten Ornithologen ein Hilfsmittel zum leichten und sicheren Bestimmen jedes in Deutschland erbeuteten Vogels zu geben; es soll durch seine Kürze und Handlichkeit das Studium der deutschen Vogelwelt erleichtern. Es sind darin alle in Deutschland und an dessen Küsten wild vorkommenden Arten aufgenommen und die bisweilen zu

uns verirren durch Sternchen bezeichnet. Die Beschreibung ist überall kurz und bündig, die Tafeln geben zur Erleichterung des Bestimmens Abbildungen der Köpfe und Schnäbel, der Füße, der Schwingen und Schwänze. Es ist eben ein ornithologisches Bademeum für Vogelsammler und Anleger von Museen. Ueber Lebensart, das Nisten, die Eier u. s. f. werden keine Bemerkungen beigegeben, so daß z. B. Eier Sammler darin nichts über das Aussehen der Eier der verschiedenen Vogelarten finden; es beschränkt sich nur auf die Anleitung zum Bestimmen der in die Hand kommenden Vögel, und setzt höchstens über Seltenheit oder Häufigkeit des Vorkommens in Kenntniß. Seiner Aufgabe entspricht es durch sehr deutliche, verständliche Sprache.

W.

G.

Bünsche, Otto, Oberlehrer am Gymnasium zu Zwickau. Schulfloren von Deutschland, nach der analytischen Methode bearbeitet. Die Phanerogamen. 326 S. Leipzig, 1871. Teubner. 1 thlr.

Ueber den Vorzug der analytischen Zusammenstellung sagt der Verfasser: „Wie das Gefühl für Sicherheit und Schärfe leidet, wenn sich der Lernende durch eine Menge nahezu gleichlautender Beschreibungen durcharbeiten muß, um endlich auf diejenige Diagnose zu kommen, die auf die von ihm gefundene Pflanze paßt, so wird nach jener Methode, welche den Lernenden fortwährend zur genauen Beobachtung bestimmter Pflanzentheile nöthigt, ihn von einem Gegensatz zum andern und zuletzt mit Nothwendigkeit zum gewissen Ziel führt, das Auge für scharfe Auffassung des Sichtbaren, der Verstand für strenges, logisches Denken, klare Unterscheidung der Dinge und Sicherheit des Unterscheidens auch auf andern Gebieten des Lebens und Wissens herangebildet. Der Zweck des vorliegenden Werkes ist: Die richtige Kenntniß der Pflanzenarten zu erleichtern und den Anfänger auf möglichst schnelle, sichere und zugleich angenehme Weise in das Reich der deutschen Pflanzen einzuführen. Möglichste Kürze und Genauigkeit, Auswahl augenfälliger, leicht wahrnehmbarer Merkmale zur Begrenzung der einzelnen Familien, Gattungen und Arten, übersichtliche Darstellung dieser Unterscheidungs-Merkmale waren die Hauptgesichtspunkte bei Ausarbeitung des Buchs.“

Wir begrüßen dasselbe als eine endlich den rechten Weg betretende, bahnbrechende und die ganze deutsche höhere Schulljugend in das Reich der Gewächse bequem einführende

Arbeit, die sich von den schwerverständlichen Ausdrücken und Merkmalen der früheren wissenschaftlichen anatomischen Methode möglichst freigemacht und einfachere, leichtere, faßlichere und mithin sichrere Merkmale der Unterscheidung eingeführt hat. Wir wünschten weiter nichts, als daß die überall bei uns eingeführten Garten-, Park- und Stubenpflanzen, für die sich das lernende Publikum mindestens eben so viel interessirt, als für die bei uns wildwachsenden, mehr berücksichtigt werden und hoffen auf desfallsige Erweiterung der folgenden Auflagen.

W.

G.

Giebel, Dr. C. G., Prof. an der Universität Halle. **Thesaurus Ornithologiae**, Repertorium der gesammten ornithologischen Literatur und Nomenklator sämtlicher Gattungen und Arten der Vögel nebst Synonymen und geographischer Verbreitung. 1. Halbband. (Bogen 1—25). gr. 8. 400 Seiten (In 2 Bänden oder 4 Halbbänden). Leipzig, 1872. Brockhaus. 2 thlr. 15 sgr.

Der Thesaurus bringt im 1. Theile ein Repertorium der gesammten ornithologischen Literatur, sowohl der selbständigen Werke, als der in Zeitschriften zerstreuten Mittheilungen. Der 2. Theil oder der ornith. Nomenklator zählt sämtliche Gattungen mit ihren Diagnosen und Synonymen, ebenso alle Arten und die Vulgarnamen aller Sprachen auf — Alles alphabetisch geordnet, also zum Nachschlagen über alles Vorsehige. Gestügt auf seine Benutzung der reichen Bibliotheken in Amsterdam, Berlin und Leipzig hofft der Verf. den Anforderungen aller seiner Fachgenossen zu genügen.

W.

G.

Geographie. Reisen.

Grundemann, Dr. R., Pfarrer zu Mörz bei Belg. **Allgemeiner Missionsatlas** nach Originalquellen bearbeitet. Lieferung VIII (III. Abth.): Polynesien. Lieferung IX (IV. Abth.): Amerika. Gotha, Justus Perthes. (Preis jeder Lief.: 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.)

Mit diesen zwei Lieferungen ist ein Werk zum Abschluß gekommen, das nicht nur in der Missionsliteratur, sondern auch in der

Kartographie einen hervorragenden Platz einnimmt, das ebenso unentbehrlich für die Freunde der Mission, als für die Männer der Wissenschaft ist. Zum ersten Male ist darin ein geographisch übersichtliches Bild der gewaltigen Missionsarbeit unserer Zeit, wie sie durch zahlreiche Kirchen und Gesellschaften getrieben wird, vor uns ausgefollt, und wenn auch schon die Missionsweltkarte des Verfassers uns einen Gesamtüberblick dieses Riesenwerkes verschafft, so gewähren uns doch diese Detailbilder erst den vollen erschöpfenden Einblick in dasselbe.

Die 8. Lieferung führt in zwölf Blättern die Missionen in Polynesien vor. Außer dem Continente von Australien sind es die Inseln des großen Oceans, die unter dem Gesamtnamen Melanesien zusammengefaßten Inselgruppen, die Fidjisch-Inseln, die Tonga-, die Samoa-, die Gesellschafts-, die Tuamotu-, die Marquesas-, die Hawaii-Inseln und endlich Mikronesien. In dem Geleitworte zu jeder Karte versteht es der Verfasser, in kurzen Zügen Land und Leute zu schildern und die Missionsarbeit, wie ihre Erfolge darzustellen.

Solche Erläuterungsartikel fehlen auch der 9. Lieferung nicht. Dieselbe umfaßt Amerika in elf Karten. Die erste: Nordamerika bietet eine höchst interessante Uebersicht der noch vorhandenen Indianerstämme, besonders in den Vereinigten Staaten; dann folgt eine besondere Karte, welche die hauptsächlichsten Gebiete der Indianermission in den Verein. Staaten veranschaulicht. Die übrigen Blätter enthalten Britisch Nordamerika, insbesondere die Missionen am Red River, Canada, Labrador, Grönland, Westindien und Centralamerika, Jamaika, Guiana, endlich Südamerika.

Der Verfasser stellt eine Missionsstatistik, wie eine jährliche Missionschronik in Aussicht; dennoch hätten wir schon gerne eine Zusammenstellung der Namen aller Stationen zum Schluß dieses schönen Atlas gesehen. Ebenso vermüßten wir ungern eine inhaltliche Uebersicht der sämtlichen Karten, die sich nur auf den Umschlägen der einzelnen Hefte befindet, die man doch nicht mitbinden läßt und die auch nur immer den Hefteinhalt enthalten. Bei einer zweiten Auflage empfehlen wir dem Verfasser, dieses Inhaltsverzeichnis nicht zu vergessen, wenn es sich nicht noch für die erste nachliefern läßt. Dem um dieses vortreffliche Werk ja auch hochverdienten Herrn Verleger möchten wir aber noch eine Bitte nahelegen, nämlich die um die Herstellung einer billigen Ausgabe dieses Atlas, dessen jetziger Preis (10 Thaler) ihn für die Börsen zahlreicher Missionsfreunde

vollständig unerschwinglich macht. Dadurch erst würde dieses Werk im vollen Umfange leisten, was es nach der Absicht des Verfassers leisten soll: eine allseitige Vertiefung des Missionsstudiums und eine neue Anregung und Erweckung des Missions sinnes zu Ehren des großen Herren der Mission, der Seinen Befehl zur Predigt unter allen Völkern aufrecht erhält, bis daß die Fülle der Heiden eingegangen sein wird in Sein Reich! R. R.

Heine, R., Pastor zu Erdborn. **Ein Wandertag an den beiden Mansfelder Seen.** 8. 55 S. Halle, 1872. Otto Hendel, 7 $\frac{1}{2}$ sgr.

Es sind nicht satyrische Reisebilder wie sie der berühmte Namensvetter Heinrich Heine i. Z. geliefert, aber doch recht frische und dankenswerthe Heimathstudien, die in Bezug auf Naturkunde, Geschichte und Topographie das Wissenswerthe aus diesem Theile der Grafschaft Mansfeld geben, und das ohnehin mit einem orientirenden Rärtchen versehene handliche Büchlein als einen vertrauten, weckenden Führer für Reisende erscheinen lassen. Als einen Mangel haben wir empfunden, daß von den Leuten geschwiegen worden ist, während man das Land schildert, — und Land und Leute geben doch erst ein lebendiges Bild, vornämlich, wenn der Boden ein historisch so alter ist, und so mancherlei Interessantes auf sich vorgehen sah. Schon die Beziehungen auf das Germanische Alterthum, die sich bei dem Lesen von selbst aufdrängen (Vertlichkeiten, wie Erdborn [Hertha's Brunnen], Osterberg, Aseleben, Teufelsbrücke, Himmels- höhe u. a. führen darauf) hätte der Verf. mehr würdigen sollen. Er würde sicherlich die Erfahrung gemacht haben, daß die Gegend der Volksagen mehr enthält, als er mit- zutheilen wußte, und daß der größte Reiz für fremde Besucher gerade diese Belebung der Gegend an der Hand der genau erforschten Orts- geschichte ist. Möge er auf diesen Punkt bei einer spätern Auflage Bedacht nehmen; es könnte dies dem sonst so hübschen Büchlein nur zur weitem Empfehlung dienen.

Bd.

Geschichte. Culturgeschichte. Politif.

Gegenbaur, J., Gymn.-Oberlehrer. **Das Kloster Fulda im Karolinger Zeitalter.** Erstes Buch: Die Urkunden. 8. 105 S. Fulda, 1871. Maier, 10 sgr.

Gering an Umfang, aber vermöge seiner selbständigen Haltung und umfangreichen Quellenforschung ein durch und durch tüchtiges Werk. Es ist richtig: „Die Anfänge des Klosters Fulda haben wesentlich dazu beigetragen, die Kirche in Deutschland zu befestigen“; und darum ist es ein verdienstvolles Unter- nehmen, die Geschichte dieses Klosters jetzt, nachdem besonders das Karolingische Zeitalter durch die Urkunden sammlungen und großen Arbeiten Wattenbachs, Sickels, Böhmers und Anderer neu erschlossen ist, zu bearbeiten.

Der Verfasser sieht in dem Wirken des Bonifacius ebenso ein einheitliches Zusammen- fassen der verschiedenen Stämme des deutschen Volkes nach der kirchlichen, wie in den Er- folgen der ersten Karolinger nach der politischen Seite. Was Winfried im Verein mit den Karolingischen Herrschern aufbaute, das erhielt in der Gründung des Klosters Fulda seinen Schlussstein.

Ehe Gegenbaur an die Darstellung der Geschichte des Klosters Fulda geht, will er zuerst eine „genaue Uebersicht und eine kritische Sichtung des historischen Beweismaterials“ gewinnen, „um sodann urkundlich bemessen zu können, inwiefern und seit welcher Zeit die bevorzugte Stellung der Abtei Fulda anzu- nehmen ist, welches der Umfang ist, den die Rechte derselben beschreiben, und nachzuweisen, welche der frühesten Zeit angehörten und wie sich dieselben im Laufe der Zeit erweiterten.“ Dieses Problem sucht der Verf. zunächst zu lösen; aus dem gewonnenen Resultat wird sich die rechtliche Stellung der Abtei zum Reiche und das Verhältniß zur Kirche und in ihr zur bischöflichen Gewalt leicht und sicher herauslösen. Der Verfasser ist naturgemäß gezwungen, vor- züglich auf die Diplome, weniger auf die Capitularien und Briefe (insofern alle diese drei Formen von Urkunden sich auf Staats- akte beziehen) das Augenmerk zu richten und gibt einen kurzen Ueberblick über die Kenn- zeichen der Echtheit der Diplome oder deren Abschriften. Nun werden die in den Ur- kundenverzeichnissen enthaltenen und auf die Geschichte des Klosters Fulda sich beziehenden Urkunden mügetheilt, und zwar nur solche, welche während des Karolingischen Zeitalters erlassen wurden. Es sind Originale, be- treffend allgemeine Rechtsverhältnisse (13) und Schenkungs- Urkunden (20); sodann folgen Copien (24), endlich Fälschungen (18). Alle diese nehmen Bezug auf die Stellung Fuldas zum Reich; die weiter mitgetheilten Privi- legien behandeln die Beziehungen des Klosters zur Kirche. Hierbei handelt es sich um die Frage, „ob schon zu den Zeiten Pippins und Bonifacius die Päpste bestimmend in der Art,

wie es die Fuldaer Privilegien angeben, in die Verhältnisse innerhalb der fränkischen Kirche eingegriffen haben“. Die Untersuchung ergibt, „daß das Kloster Fulda der Jurisdiction jeder andern geistlichen Autorität entzogen und ausschließlich der Jurisdiction des päpstlichen Stuhles unterstellt war“. Zum Schluß werden noch die Gaurkunden (Urtheilssprüche in den Gaugerichten, Schenkungsurkunden Privater und Tauschverträge) in den Kreis der Betrachtung gezogen. Dümmler weist in seinen „Forschungen zur deutschen Geschichte“ (V. Band, 371) auf eine Sammlung von Briefen hin, die verloren gegangen sind, jedoch von Flacius in den Magdeburger Centurien auszugeweise mitgetheilt wurden. Flacius hatte den Mönchen von Fulda im J. 1561 „zum Nutzen der Kirchengeschichte mit ungemainer Mühe einige bisher nicht herausgegebene Codices abgerungen“, wie er selbst im October 1561 an Gallus schrieb. Was Dümmler aus den Centurien mittheilt, läßt es schmerzlich beklagen, daß jene Briefe für die Geschichte Fuldas und Deutschlands verloren gegangen sind, also auch von Gegenbaur nicht ihrem vollen Inhalte nach verwertet werden konnten.

Dies möge genügen, um alle Freunde deutscher Geschichte auf Gegenbaurs Schrift aufmerksam zu machen, auf deren Fortsetzung (2. Buch) man mit Recht gespannt sein darf.

Dr. C.

Fiedler, Jos. Todtenbuch der Geistlichkeit der böhmischen Brüder, (herausgegeben in böhmischer Sprache). Aus dem Böhmischen überfetzt. 8. 103 S. Alt-Tschan bei Neusalz a. D. Selbstverlag von Fr. A. Ruhmer. In Commiß. bei H. G. Lange in Neusalz a. D. und Pemsel in Gnadau. 1872. 10 Sgr.

Im Jahre 1863 veröffentlichte die k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien in ihren „Fontes rerum austriacarum“ I. Abth. V. Bd. neben einem Abdruck des Codex Strahoviensis, enthaltend den Bericht des sogenannten Ansbart über den Kreuzzug K. Friedrichs I., sodann die Chroniken des Domherrn Vincens von Prag und des Abtes Gerlach von Mühlshausen — auf Seite 215—302 ein in czechischer Sprache verfaßtes Nekrologium der Geistlichkeit der böhmischen Brüder. Das Manuscript war von Fiedler in dem k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archiv in einem Papiercodex (Sign. Boh. 52) auf fol. 50—232 aufgefunden worden. Schon im Jahre 1843 hatte der Slavist Celabosty in der Zeitschrift des kgl. böhmischen Museums Bruchstücke jenes Nekrologiums abdrucken lassen,

kannte aber die Handschrift in Wien nicht, sie waren ihm in einigen Klein-Octav-Blättchen in die Hand gekommen. Jungmann sprach in seiner Literaturgeschichte die Vermuthung aus, daß diese Blättchen die Fragmente einer verloren gegangenen und von Regenwolschius im Systema hist.-chronolog. erwähnten Schrift des berühmten Seniors der Brüderunität Joh. Blahoslav „Vitae praecipuorum in unitate fratrum ministrorum“ seien. Diese Vermuthung bestätigte sich nicht; jene Blättchen gehören einer Abschrift des von Fiedler aufgefundenen Codex an, welcher neben anderen Schriften der Unität die kurzen Lebensbeschreibungen der Senioren, Priester und Diaconen, sowie weltlicher Mitglieder der böhmischen Bräderschaft enthält, die zwischen 1467 und 1606 verstorben waren. Auch andere Bemerkungen zur Zeitgeschichte gehörig sind eingefreut. Der Verfasser des Codex ist Bruder Laurenz Drlik († 1589); er benutzte Aufzeichnungen, die von Blahoslav, Czernwenka und Kales herrührten, doch gab er auch Eigenes. Die Handschrift stammt bis 1586 (fol. 206) von einer und derselben Hand, bis 1605 (fol. 230) wurde sie von einer zweiten, und der Rest von einer dritten Hand fortgeführt. Mit besonderen Zeichen deutet Drlik an den betreffenden Orten an, aus welcher Quelle er schöpfte. Der Titel ist im J. 1576 geschrieben, also wohl die ganze Schrift in diesem Jahre begonnen worden.

Dieses Nekrologium nun liegt uns hier in deutscher Uebersetzung vor, und da es heißt: „Selbstverlag“, so ist wohl der Schluß erlaubt, daß Fr. A. Ruhmer der Uebersetzer sei. So wichtig für die Geschichte der Unität das Nekrologium ist, ebenso unbrauchbar ist die vorliegende Uebersetzung. Die Schrift setzt eine genaue Kenntniß aller Vorgänge innerhalb der Unität voraus; wollte daher der Uebersetzer mit seiner Arbeit irgend einen Nutzen schaffen, so hätte er vor Allem das Nöthige über die Herkunft des Todtenbuches sagen und an vielen Stellen des Textes die für den deutschen, und mit der Geschichte der Unität wenig oder gar nicht vertrauten Leser Erläuterungen beibringen müssen. Demnach hat diese deutsche Bearbeitung in wissenschaftlicher Beziehung keinen Werth.

Dazu kommt aber auch noch, daß die Uebersetzung nicht leicht schülerhafter sein könnte. Man höre! Seite 71 heißt es: „Bald wuchs er heran zu einem großen Menschen bei sich und einigen andern, so daß er auch einen großen Namen bekam von den hohen Kärnthner Bergen und Br. Jan Korytansky (Johann von Kärnthner?) hieß.“ — „Dann wandte er sich dem zu, daß er Arzt wurde.“ — S. 27: „Er

ist elendiglich verreckt.“ (1) — S. 17: „... so daß er im Lande bleiben durfte, aber niemals predigen, und so that er auch.“ Derartige Stellen könnten wir hunderte anführen. Sinnlos ist es, wenn der Uebersetzer die czechischen Namen nicht verdeutscht; er schreibt regelmäßig: Jan statt Johann, Matej statt Mathias, Tuma statt Thomas, Kzebor statt Gregor, Girzil statt Georg, Wawrzinec statt Laurenz zc. S. 62 vergißt er plötzlich, daß er ins Deutsche übersetzt und behält durch drei Zeilen die czechischen Worte bei — vergebens haben wir uns nach einer Ursache umgesehen. S. 12 macht er aus Michael Weis — Michael Wegs; er scheint es nicht zu wissen, daß das g alt-böhmische Schreibart für i oder j ist.

Wenn wir unser Urtheil dahin zusammenfassen, daß das Büchlein zwar recht gut gemeint ist, aber besser ungedruckt geblieben wäre, so bitten wir zugleich um Entschuldigung, daß wir uns bei demselben so lange aufhielten.

Dr. C.

Laboulaye, Eduard, Mitglied des Instituts von Frankreich, Professor der vergleichenden Gesezeskunde am Collège de France in Paris. **Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika.** Deutsche Uebersetzung mit einem Vorwort von J. E. Bluntschli, Geh. Rath und Prof. des Staatsrechts an der Univ. zu Heidelberg. Dritter Band. Die Verfassung der Vereinigten Staaten. Heidelberg, 1870. Winter, 1 $\frac{1}{3}$ thlr.

Was der Leser in der vorliegenden Schrift zu erwarten hat, mag uns der Verf. selbst andeuten. Er sagt in der Vorrede: „Dieser Band enthält die Vorlesungen, welche ich, im Laufe des Jahres 1864 am Collège de France gehalten habe; es wird daher Niemand Wunder nehmen, darin Anspielungen auf die Ereignisse zu finden, welche damals Amerika zum Schauplatz hatten. Mehr als ein Leser würde wohl diesen Plaudereien über die Verfassung der Verein. Staaten eine systematische Behandlung des Gegenstandes vorgezogen haben, es ist aber immer ein schwieriges Ding, seine Gedanken in eine neue Form zu bringen, und würde namentlich mir es zur Unternehmung eines so langwierigen Werkes an Múße wie an Talent gefehlt haben. Ich muß daher dies Buch der Nachsicht des Lesers empfehlen und glaube dies thun zu dürfen, da die Wichtigkeit der darin behandelten Gegenstände schon eher über die Fehler in der Form hinweghelfen kann.“ — „Was an vorliegendem Bande interessiren dürfte ist die Zahl und die Wich-

tigkeit der darin — wenn nicht gelösten — so doch besprochenen politischen Probleme. Seit 1789 haben sich unsere sämmtlichen Gesetzgeber in einem und demselben Zirkel bewegt, und ist dies ein sehr enger Zirkel gewesen. Die, von denen unsere Verfassungen herrühren, sind gar weit davon entfernt gewesen, den Dingen auf den Grund zu gehen, ja nur die Tragweite der Fragen selbst zu fassen, in denen sie entschieden; ihre Lösungen sind oberflächlich und oft falsch. Glücklicher als wir, weil von vornherein an die Freiheit gewöhnt, sind die Amerikaner in der Wissenschaft der Politik viel weiter gekommen, und werden wir sehr eilig daran thun, bei ihnen in die Schule zu gehen, wenn wir uns von jenen Vorurtheilen frei machen wollen, die uns unnöthiger Weise so viel Thränen, Blut und Elend gekostet haben. Bei ihnen werden wir vor Allem lernen, von einer Verfassung nur das zu erwarten, was sie geben kann, — was das richtige Mittel ist, von ihr Alles zu erhalten, was sie geben kann und geben soll.“

Der Verf. will also, daß sich seine Landsleute an den Amerikanern ein belehrendes Beispiel nehmen sollen. Nachdem er im ersten Kapitel einen kritisirenden historischen Blick auf die französischen Verfassungen geworfen hat, erzählt er in den folgenden, wie unter mancherlei Kämpfen die amerikanische Verfassung zu Stande gekommen ist. Er zeigt die Mängel der ersten Conföderation und die Gefahren, in welchen die Union durch dieselben gebracht wurde; er schildert die Personen welche auf die politische Gestaltung der Ver. Staaten entscheidenden Einfluß geübt haben: Alexander Hamilton, Madison, Franklin, Rufus King, Edmund Randolph, James Wilson, Gouverneur Morris. Er bespricht nun die Verfassung selbst, das Zweikammersystem, das Wahlrecht, die Bedeutung des Abgeordnetenhauses und des Senats, die Befugnisse des Congresses, die ausübende und die richterliche Gewalt; er zeigt, wie theilweise mit edelmüthiger Selbstverleugnung die Verfassung von den einzelnen Staaten angenommen wurde, wohl auch in der Hoffnung, daß die Mängel derselben auf verfassungsmäßigem Wege könnten beseitigt werden und wie dieses wirklich durch die sogenannten Zusatzartikel geschehen ist.

Der Verf. will nicht die amerikanische Verfassung als für alle Völker und alle Verhältnisse passend empfehlen, er billigt den Ausspruch von de Maistre, daß eine Verfassung, die für alle Welt angepaßt sei, für Niemanden passe; sie sei ein Lustgebilde, nichts mehr und nichts weniger. Er ruft aber seinen Landsleuten zu (S. 5): „Es wird hinreichen uns zu zeigen, wie viele Dinge wir von den Ameri-

kanern lernen können. Unsere politische Erziehung muß von Neuem und ganz anders vorgenommen werden. Seit fünfundsiebenzig Jahren ist die Welt vorangeschritten, wir aber stehen immer noch an unbrauchbar gewordenen Theorien. Unsere Väter mochten dafür Entschuldigung haben: sie wußten nicht, welches Unheil jene Irrthümer in ihrem Schooße trugen, wir aber, denen die Erfahrung so vieler Revolutionen zu Gebote steht, sollten wir dadurch nicht klüger geworden sein? Werden wir immer auf demselben Wege demselben Verderben entgegengehen müssen?"

Der Verf. ist ein Freund der wahren Freiheit, die er allezeit verteidigen will, weil sie für alle ein Gewinn sei, für die Regierung, die ihr nicht traue, denn sie allein bringe Stärke, Reichthum und Sicherheit; sie sei ein Gewinn für die Kirche, welche sie fürchte — denn sie allein gestatte das Evangelium in Wort und That zu verkünden, ohne sich erst noch mit einem Herrn verständigen und eine Abfindung über unveräußerliche Rechte eingehen zu müssen; sie sei ein Gewinn für den Handel und die Industrie — die sich nur zu lange ferne von ihr gehalten hätten, denn sie allein bringe Frieden und Wohlstand; sie sei ein Gewinn für den Bürger, denn sie allein sichere dem Kleinsten, wie dem Größten, dem Ärmsten, wie dem Reichsten, die Frucht seiner Arbeit, seine Würde und seine Ehre; sie sei endlich die Mutter aller großen und edelen Dinge, denn sie flöße Allen die Achtung vor dem Gesetze und die Liebe zum Vaterland ein.

In diesem Geiste ist das Ganze gehalten. Freiheit und Gerechtigkeit ist der Grundzug, der durch alle Betrachtungen durchzieht. Das Zweikammersystem wird an verschiedenen Stellen besprochen und empfohlen und insbesondere wird die Vorliebe Frankreichs und der Ultrademokraten für das Einkammersystem durch Thatfachen als verwerflich dargestellt. Auch wir Deutsche können bei der politischen Neugestaltung unseres Vaterlandes Manches aus dem Buche lernen. Dasselbe liest sich leicht, so daß Gebildete jeglichen Standes dasselbe zur Unterhaltung und Belehrung benutzen können.

R. Str.

Göder, Oskar, und Otto, Franz. Neues Vaterländisches Ehrenbuch. Gedenkbuch an das große Jahr der deutschen Einigung. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen, vielen Tonbildern 2c. [Erster Band der III. Serie von D. Spamer's Jugend- und Hausbibliothek]. X u. 464 S. Leipzig, 1871. D. Spamer, 1½ thlr. (eleg. cartonnirt.

Die erste größere Hälfte dieses nunmehr vollständig vorliegenden Werkes, welche den deutsch-französischen Krieg bis zur Einnahme von Metz behandelte (S. 1—172), wurde schon im vor. Jahrgange dieser Ztschr. von uns besprochen (Bd. VII, S. 122 f.). Die damals erreichte Bogenzahl von 17 hat, damit die Belagerungsgeschichten von Paris, Belfort 2c. sammt den übrigen Kriegsereignissen vom Decbr. 1870 bis zur Heimkehr des Kaisers Wilhelm nach Paris im Maasstabe des Früheren zur Darstellung gelangen könnten, bis auf 29 vermehrt werden müssen. Mit der Eröffnung des Reichstags durch den heimgekehrten Kaiser und den in den Fürstenstand erhobenen Reichskanzler am 21. März 1871 haben die HH. Verfasser ihre Schilderung abgeschlossen, so daß also die blutigen Greuel der Commune und die Friedensverhandlungen zu Versailles und Frankfurt nicht mehr mit in die Darstellung hineingezogen worden sind, das Ganze also wesentlich Geschichte des Kriegs und der „deutschen Einigung“ geblieben ist. — Beides, der Text und die illustrative Ausstattung, haben ihren gebiegenen Werth bis zum Schluß beibehalten; ja in der letzteren Hinsicht bietet das seit vor. Jahre zum Werke Hinzugekommene noch Gelungeneres und Fehlerfreieres dar, als die erste Hälfte, an deren Illustrationen wir hier und da Einzelnes aussetzen fanden und bezüglich deren der Herausgeber selbst gegenwärtig einen kleinen Fehler (bestehend in einer Verzeichnung des Situationsplans zur Schlacht von Sedan auf S. 184) als der Berichtigung bedürftig notirt. — Das Ganze ist kraft seiner zahlreichen Vorzüge ein wirkliches „vaterländisches Ehrenbuch“, und kraft der durchaus zweckmäßigen Auswahl aus dem reichen Stoffe, die es zu treffen gewußt, eine in jedem Betrachte empfehlenswerthe Gabe für die reifere Jugend, eine der trefflichsten Lieferungen der Spamer'schen „Jugend- und Hausbibliothek“.

Schramm, Hugo, und Otto, Franz. Illustrierte Chronik des deutschen Nationalkrieges im Jahre der deutschen Einigung 1870—71. Mit 350 Text-Abbildungen und dreizehn Tonbildern, Karten 2c. Nationalbank-Ausgabe. Leipzig, 1872. Otto Spamer, Subscriptionspr. 3²/₃ thlr.; eleg. geb. 4 thlr. 10 sgr.

Von den zahlreichen illustrierten Darstellungen der Geschichte des jüngsten Krieges gebührt dem vorliegenden Werke die Palme, weil kein anderes bei gleicher oder ähnlicher Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Gebotenen

durch gleiche Billigkeit seines Preises ausgezeichnet ist. Das stattliche Werk, ein über 100 Bogen starker Band in Hochquart, ist aus den unter dem Titel „Die Wacht am Rhein“ schon seit Ende Juli 1870 von der Spanner'schen Verlagshandlung lieferungsweise veröffentlichten „illustrierten Berichten vom Kriegsschauplatz“ hervorgegangen. Diese Berichte sind in ihren einzelnen Abtheilungen bis gegen Ende 1871 fortgeführt und durch namhafte Erweiterungen (darunter auch mehreren ganz neuen Abtheilungen, wie: „Aus dem Dichterhain“, „Die Zusammensetzung und Formation der deutschen Heere“, „Die französ. Armee zu verschiedenen Perioden des Krieges“, „Archiv der Kriegsschronik“ u.) ergänzt worden, scheinen übrigens sovielmöglich in ihrem ursprünglichen Sage belassen worden zu sein, woraus sich das Fehlen der Paginirung erklärt. — Um eine Vorstellung von dem ungemein reichen und mannichfaltigen Inhalte des Werkes zu gewähren, legen wir die eigne Inhaltsangabe der H. H. Herausgeber über die 8 Abtheilungen und den Anhang hieher.

„Die I. Abtheilung bringt in ihrem ersten Abschnitte unter dem Titel „Aus Deutschlands Dichterhain“ in möglichst chronologischer Reihenfolge poetische Ergüsse, durch die bedeutendsten Momente und Begebenheiten der neuesten Zeit hervorgerufen. Der zweite Abschnitt: „Aus dem Poetenwinkel“, läßt erkennen, wie der Humor sich mit dem Ernst und der Größe des Augenblickes abzufinden suchte.

Die II. Abtheilung: „Männer der Zeit“, führt die während der letzten Monate hervorgetretenen Persönlichkeiten im Felde oder in den Kabinetten auf deutscher und französischer Seite im Zusammenhange mit den Ereignissen vor.

Die III. Abtheilung liefert eine eingehende Uebersicht über die Streitkräfte und Streitmittel (Bewaffnung u.) der Kriegführenden, deren Heereseinrichtungen, Heeresformationen (Ordre de bataille) u.

Die IV. Abtheilung enthält ein Sündenregister zur Verfolgung der „glorreichen Spuren“ unseres Erbfeindes gelegentlich seiner vielfachen Invasionen unserer vaterländischen Erde, und in dem Abschnitte „Politische Wochenchronik“ fortlaufende Berichte über die Ereignisse innerhalb eines gewissen Zeitraums, unter Wiedergabe der jeweiligen Ansichten und Meinungen, Hoffnungen und Wünsche, sowie im Stimmungsausdrucke der betreffenden Tage.

Die V. Abtheilung „Der deutsche Nationalkrieg“, gibt in einer Einleitung eine Uebersicht aller militärischen Operationen

auf dem weit ausgedehnten Kriegstheater, beschreibt weiterhin im 1. Abschnitt den Kriegsschauplatz und ergänzt denselben durch ein orientirendes Ortsverzeichnis, führt im 2. Abschnitt „Kriegsbilder“, die Zeit der großen Schlachten und Erfolge vor, welche unsere Heere errungen, wendet sich dann 3. der Organisation des Krieges zum Schutze unserer deutschen Küsten zu, im 4., dem Festungskrieg („Vor den Wällen“), und stellt in einem 5. Abschn. „Vom Schlachtfelde und von den Feldlagern“, in mannichfachen Bildern, Episoden und Scenen Erlebnisse einzelner Kämpfer oder Kriegsthaten einzelner Corps zusammen, in der Absicht, den Krieg in seinen wechselnden Erscheinungen als ein Ganzes aufzufassen. Der 6. Abschnitt ist dem Transportwesen, der Feldpost, dem ärztlichen Dienst, der Feldmusik u. gewidmet.

Die VI. Abtheilung, „In und vor Paris“, behandelt die denkwürdige Periode der Belagerung der französischen Metropole.

Die VII. Abtheilung enthält 1. König Wilhelm im Felde, — 2. Opfer des Krieges, — 3. Ehrentafel, — 4. Elsaß und Lothringen, — 5. Der Frieden.

Die VIII. Abtheilung, die „Kleine Chronik“, zerfällt in 1. Fränkische Augenchronik, 2. Fränkische Civilisationskraftstücke, und liefert hier eine Zusammenstellung der Tugenkünste sowie der Ausbrüche des Größenwahns unserer Nachbarn, sammt den vorzüglichsten Civilisationsleistungen der großen Nation, welche sich bislang einbildete, an der Spitze der gebildeten Welt zu marschiren.

Im 3. Abschnitte: „Miscellen“, werden charakteristische Züge und Anekdoten aus der Kriegszeit gesammelt, die ein helles Schlaglicht auf die gemüthvolle Tiefe des deutschen Charakters, wie auf das haltlose, prahlerische, nicht selten maßlos-lächerliche Gebaren, endlich auf die Unwissenheit unserer französischen Nachbarn werfen.

Der Anhang liefert im 1. Abschnitte, einem „Archiv der Kriegsschronik“, alle wichtigen Erlasse, Proklamationen, Aufrufe, Armee- und Tagesbefehle, Telegramme, diplomatischen Schriften und sonstige auf die Zeitgeschichte bezüglichen Urkunden und Aktenstücke; im 2. Abschnitte, dem „Tageskalender“, von Monat zu Monat fortgeführt, eine Uebersicht aller denkwürdigen Ereignisse während des deutsch-französischen Krieges.

Eine Inhaltsübersicht sowie ein vollständiges Sachregister erleichtern den Gebrauch und das Nachschlagen in diesem reichhaltigen Zeitbuche.

Als Quellen für ihre Mittheilungen

benutzten die H. Chronisten theils die officiellen Depeschen und sonstigen amtlichen Veröffentlichungen, auch Proclamationen, Briefe hervorragender Persönlichkeiten, theils die Berichte und Schilderungen angelegener deutscher Zeitungen, — diese letzteren bald in wörtlicher Wiedergabe, bald in sachgemäßer Verarbeitung —, theils endlich Original-Mittheilungen seitens verschiedener mittelbar oder unmittelbar am Kriege theilhabender Correspondenten, für deren Glaubwürdigkeit die Herausgeber unter Verweisung auf ihren persönlichen Charakter im Allgemeinen garantiren. Die Mehrzahl der mit verschwenderischer Fülle über den gesamten Inhalt des Bandes, auch über die poetische Abtheilung I ausgestreuten Illustrationen sind aus der „Wacht am Rhein“ in die Chronik übergegangen. Sie entstammen theils den großen illustrierten Zeitungen des In- und Auslands, theils auch originalen Einzeichnungen vom Kriegstheater her. Die Aufnahme solcher Illustrationen, deren Darstellung mehr oder weniger „nur auf Phantasiestücke hinausläuft“, erklären die Herausgeber grundsätzlich vermeiden zu haben. — Unter den an der Herstellung des Textes wie der Illustrationen theilhabenden Mitarbeitern werden speciell hervorgehoben: Dr. M. Lange, Bearbeiter der Abtheilung III: „Streitkräfte und Streitmittel“, Major v. Köppen, Urheber der meisten Schlachtenschilderungen und Kriegsbilder, Dr. S. Ruge und Dr. Otto Delitzsch, Verfasser der geographischen Uebersichten und Corrector ebender selben.

Ein als Fortsetzung des Werkes in Aussicht gestellter und bereits in Bearbeitung befindlicher Ergänzungsband verspricht hauptsächlich zu den Abtheilungen I, III, V u. VIII Nachträge und Berichtigungen zu geben, sowie außerdem eine ansehnliche Erweiterung der Rubrik „Ehrentafel“ (Abth. VIII, Nr. 3) zu bringen. In dieser neuen erweiterten Ehrentafel, für welche die Herausgeber sich Beiträge und Zusendungen von Angehörigen der gefallenen Helden, Ortsgeistlichen, Militärbehörden u. erbittet, „sollen einzelne anerkannte und verbürgte heroische Tugenden von Tapferkeit, Gelutmuth und Selbstverleugnung verzeichnet, bezw. der Vergessenheit entzogen werden.“

Nicht als kriegswissenschaftliche Leistung zwar, auch nicht als Product kunstreicher und aus Einem Gusse gearbeiteter historisch-pragmatischer Darstellung, wohl aber als ungewöhnlich reichhaltige Sammlung der auf den glorreichen Krieg des Vorjahres bezüglichen zeitgenössischen Nachrichten, sowie als elegant ausgestattetes Bilderwerk, beansprucht das vorl. Werk das Interesse weitester Kreise. Der Ertrag der gegenwärtigen Ausgabe (National-

bank-Ausgabe) soll mit 1000 Thalern der deutschen (Wilhelms-) und der königl. sächsischen Invalidenlistung zu gleichen Theilen zugeführt werden.

Weisert, G., Pastor zu Siegersdorf, während des Krieges Lazareth-Oberpfarrer. **Erinnerungen aus dem Kriege 1870 bis 71.** H. 8. 96 S. Görlitz, 1872. 5 sgr.

Auf die ebenso düstere, wie wiederum christlich erhebende Rehrseite des großen deutschen Krieges wider Frankreich nehmen diese ansprechend geschriebenen Erinnerungsblätter eines evangelischen Militärggeistlichen Bezug. Bei der Aufzeichnung hatte er insbesondere seine engere Heimath, Schlesien und die Oberlausitz, im Auge. Was er in seiner dienstlichen Stellung erlebte, hat er unter die Ueberschriften vertheilt: „Bis Saarbrücken, Saarbrücken, Remilly, Courcelles und andere Lazarethstationen östlich von Metz, Corny, die Schlachtfelder westlich von Metz, Straßburg und Mühlhausen, Dijon, Orleans, Le Mans, Versailles.“ Der Leser erhält mithin einen Ueberblick über den ganzen Kriegsschauplatz und die Vorgänge nach den Hauptactionen, wobei dann manche interessante Beobachtung und seine Bemerkung in die Erzählung verflochten wird, die bei dem Gesamtbilde des unbergesslichen Jahres wahrlich nicht übersehen werden sollte. Bd.

Rogge, B., Kgl. Hofprediger und Garnisonspfarrer von Potsdam, Div.-Pfr. d. 1. G. Inf.-Div. **Die evangelischen Feld- und Lazareth-Geistlichen der Königlich Preussischen Armee im Feldzuge von 1870—71.** Nach eigenen Erlebnissen und amtlichen Berichten bearbeitet. 248 S. Berlin, 1872. L. Rauh.

Ist es allgemein anerkannt und selbst von den Feinden zugegeben worden, daß der Geist der Gottesfurcht und Frömmigkeit, der in unserm Volke und darum auch in unserm Heere noch lebendig ist, einen wesentlichen Antheil gehabt hat an den Siegen und Erfolgen des letzten Krieges, so wird auch die stille Arbeit derer, die diesen Geist zu erhalten und zu pflegen, zu wecken und zu stärken berufen waren in der Geschichte dieses Krieges ihre Würdigung finden; und Mancher, der im Schlachten Donner und in den Stunden entscheidungsvollen Kampfes die Stimme Gottes vernommen und seine wunderbare Hülfe erfahren hat, wird sich auch gern noch in späten Tagen der Stätten und Stunden erinnern,

in denen er vor dem Angesichte Gottes in frommer Andacht ausruhen oder zu neuer Arbeit sich stärken und rüsten durfte." So der Verf. in seinem Vorwort. Von ähnlichen Gedanken ausgehend haben seit der Beendigung des Krieges schon eine Anzahl Feldgeistliche ihre Erinnerungen veröffentlicht und ihren Feldgemeinden Erinnerungsgaben und Gedenkblätter dargeboten. Sie alle (?) hatten zunächst aber nur für die betreffende Feldgemeinde, Division, Brigade u. ihr besonderes Interesse. Hier begrüßen wir mit Freuden ein zusammenfassendes Werk von allgemeinstem Interesse. Wie im Jahre 1866, hat der Verf. auch diesmal sich der Arbeit unterzogen, aus den zahlreichen officiellen Berichten der Feldgeistlichen an den Feldpropst der Armee, so wie ihren sonstigen Veröffentlichungen in Verbindung mit seinen eigenen Erfahrungen ein Gesamtbild der Arbeit der Feldgeistlichen in diesem großen Kriege zu entwerfen und vor uns aufzurollen. Nicht aber in derselben Weise, wie im Jahre 1866. Damals war das Buch durch seine Vertheilung des Stoffes unter die Rubriken: die Rüstung, der Gottesdienst im Felde, auf dem Schlachtfelde, in den Lazarethen, an den Gräbern u. zu einer Art „Vademecum pasturale“ für zukünftige Feldgeistliche geworden, und hat diesmal gewiß vielen sowohl derjenigen Divisionspfarrer, die den Feldzug 1866 noch nicht mitgemacht, wie der freiwilligen Feld- und Lazarethgeistlichen gute Dienste gethan, wie denn das Buch nach 1871 fast gänzlich vergriffen ist. Eine ähnliche Stoffvertheilung hätte diesmal fast nur eine bereicherte Wiederholung gegeben; in seiner jetzigen Form aber ist es seine treffliche Ergänzung geworden. Es sind frische, lebensvolle Bilder aus der Arbeit der Feldgeistlichen, die der Verf. diesmal in geschicklicher Reihenfolge vor uns aufrollt. Bald ist das Bild aus den verschiedenen Berichten zusammengestellt, bald läßt er einen der Feldgeistlichen besonders wichtige Ereignisse seiner Division und seiner Amtsthätigkeit mit seinen eigenen Worten berichten, bald endlich greift er hinein in die Fülle seiner eigenen Erlebnisse und Erfahrungen. So führt er uns zuerst zurück in die Tage der Rüstung, des Ausmarsches, des Vormarsches und der ersten Tage in Feindesland, dann nach Wörth und Spichern, hinein dann in die drei blutigen Tage vor Metz mit all ihren tief ergreifenden und erschütternden, wie erhebenden Szenen; auf Sedan's Fluren, in die Tage des Vormarsches endlich nach Paris. Ein trefflicher Artikel des Garnisonspfarrers Frommel „Vor und in Straßburg“ schildert dann die schweren Tage vor und in der alten „Burg, die an der Straße des falschen Frankreichs liegt“,

und die Tage der Belagerung von Metz bilden den Schluß der ersten Abtheilung. Die zweite Abtheilung behandelt sodann die Arbeit der evang. Feldgeistlichen während der Belagerung von Paris, und auf Märschen und Schlachtfeldern in Winterszeit, (Orleans, Chateaudun, Le Mans u.); sodann in einem zusammenfassenden Artikel die Lazareththätigkeit und die Tage von der Waffenruhe bis zur Heimkehr. Ein sehr eingehender Artikel über die Organisation der Militärseelsorge im Felde überhaupt mit sehr beherzigenswerthen Vorschlägen bildet nebst einem Verzeichniß der sämtlichen Feldgeistlichen den Schluß des trefflichen Buches. Es bedarf nur dieser Andeutungen, um zu zeigen, welche Fülle des interessantesten Stoffes in dem Buche beschlossen ist und es bedarf dasselbe fürwahr darum seiner besonderen Empfehlung, zumal nicht für die, denen die Arbeit des Reiches Gottes lieb und werth. Empfehlen möchten wir es aber noch besonders denen, die theils überhaupt keine rechte Vorstellung von der Arbeit der Feldgeistlichen haben, theils durch hier und da laut gewordene einseitige Klagen, Vorwürfe, Angriffe sich auch zu ungerechten Beschuldigungen haben hinreißen lassen. Die Lectüre des Buches wird sie in mehr als ausreichender Weise widerlegen. — Daß das Buch nicht überall einen gleichartigen Charakter trägt, einzelne Partien ausführlicher andere knapper behandelt sind, lag in der Beschaffenheit des vorliegenden Materials; daß dasselbe hier und da etwas bunt erscheinen will, hat seinen Grund darin, daß der Verf. die einzelnen Feldgeistlichen direct mit ihren Berichten einführt; aber gerade dadurch bekommt das Buch eine Mannigfaltigkeit und Frische, die ihm einen besonderen Reiz giebt. — So möge denn dieses Stück „innerer Kriegsgeschichte“ auch mit dazu dienen in recht vielen Herzen jene unvergeßlichen Tage in lebendiger Erinnerung zu halten mit dem Bekenntniß: Gott war mit uns; Ihm sei die Ehre!

3.

Rußland am 1. Januar 1871. Von einem Russen. 124 S. Leipzig, 1871. Duncker und Humblot, 24 gr.

Eine ebenso interessante, aufklärende als unparteiische mit großer Einsicht objectiv gehaltene Schrift von einem wirklichen Russen, wie zuverlässig versichert werden kann, welche statistische Nachrichten über die Grund- und Boden-Verhältnisse, die staatswirtschaftlichen Zustände des großen Reichs giebt und einige beachtenswerthe Ansichten über die Beziehungen der deutschen Ostseeprovinzen zum Kaiser-Reich entwickelt. Aus dem statistischen Material

heben wir hervor, daß nach der Meinung des kundigen Anonymus die Regierung dem Bedürfniß nach Eisenbahnen in den letzten Jahren in der freisinnigsten Weise entgegengekommen ist, einzelne Bahnen bisher treffliche Resultate geliefert haben, im Allgemeinen aber bei der Gleichmäßigkeit der Beschäftigung der Bevölkerung, bei dem Vorwiegen des Ackerbaues und der Einförmigkeit seiner Erzeugnisse, bei der geringen Entwicklung von Industrie und Handel die Waaren-Beförderung im Inneren des Landes beschränkt ist (S. 14). Die vor zehn Jahren erfolgte Aufhebung der Leibeigenschaft hat unter andern die Wirkung gehabt, daß die großen Grundbesitzer in der Nordhälfte des Reiches, da ihnen keine Frohndienste mehr geleistet wurden, in Folge davon weniger Land umbauen (S. 24). Die Nothwendigkeit, den Waldverwüstungen eine Grenze zu setzen, ist allgemein anerkannt, aber weber die Regierung noch die Provinzialstände besitzen die hinreichende Energie, um die Ausübung des Eigenthumsrechts in dieser Hinsicht aus allgemeinen Nützlichkeits-Gründen zu beschränken (S. 32). Im Jahre 1867 waren in Folge der Missernten im westlichen Europa und in Nordamerika die Preise aller russischen Ausfuhrgegenstände dermaßen gestiegen, daß der Werth des Exports gegen das Jahr 1858 sich mehr als verdoppelt hatte. So lange aber die Industrie in Rußland der westeuropäischen nicht um Vieles näher gerückt ist, kann das gegenwärtige Schutzollsystem nicht wohl aufgegeben werden. Daraus folgt aber keineswegs, daß man nicht auf dem Wege ihrer allmählichen Herabsetzung schneller als bisher fortschreiten könnte (S. 41). Die Steuerlast, welche gegenwärtig vor Allem auf dem früher leibeigenen Bauer in Rußland ruht, ist im Verhältniß zu dessen Erwerbsmitteln drückender als irgendwo in Europa. Es fällt, wenn man die Naturalsteuern in Geld anschlügt, auf jedes Glied der männlichen Bevölkerung, ohne Unterschied des Alters, eine Steuer von 12 Rubeln (S. 46). Trotz mancher für die Entwicklung des industriellen Lebens in Rußland ungünstigen Umstände ist doch nicht zu leugnen, daß der innere Verkehr sich merklich hebe (S. 56). — Ausführlich behandelt der Verf. die Finanzen, deren Verwaltung vor wenigen Jahren noch in tiefstes Geheimniß gehüllt war — seit dem Jahre 1866 ist ihre Thätigkeit ein offenes Buch. Nach dem Verf. S. 87 hat die Finanzverwaltung vor Allem dafür zu sorgen, daß die unproductiven Ausgaben des Staats zu Gunsten der productiven vermindert werden, daß die Steuerlast, welche die Arbeit des gemeinen Mannes vertheuert, erleichtert werde, damit die russischen Produkte zu niedrigeren Preisen

auf den ausländischen Markt gelangen (S. 87). Seit dem Jahre 1869 ist die geistliche Kaste aufgehoben und Jedermann gestattet, in den geistlichen Stand zu treten. Zugleich ist beschlossen, die Zahl der Kirchspiele und in ihnen die der Kirchendiener zu vermindern, um die Mittel zu reichlicherer Besoldung der Uebrigen herbeizuschaffen. Die Präpste sollen künftig von den Geistlichen jedes Sprengels selbst gewählt werden, auch ist diesen gestattet, öfter zusammenzutreten, um die Angelegenheiten ihres Sprengels zu berathen (S. 94). Die Erziehung der niederen Classen liegt sehr im Argen; man behauptet, daß im Durchschnitt kaum 15% aller Knaben und 6% aller Mädchen, die im Alter des Schulbesuchs stehen, Unterricht genießen. Von den neu ausgehobenen Rekruten verstanden im Jahre 1868 bloß 9,020%, im Jahre 1869 9,76% zu lesen. Besser steht es in dieser Hinsicht, Dank den neuerrichteten Militärschulen, mit den Soldaten, von denen gegenwärtig schon 25% lesen können (S. 94). Der Verf. vertheidigt die Körperstrafen und erachtet deren Wiedereinführung für höchst wünschenswerth: sie haben große Vorzüge vor andern, sie können der That auf dem Fuße folgen, sie legen der Gesellschaft die geringsten Opfer auf, sie treffen nicht zugleich mit dem Schuldigen seine Angehörigen, sie schrecken ab und bessern oft (S. 101). Auch in Rußland ist seit 1864 die Selbstverwaltung im weitesten Sinne eingeführt (S. 104). In der Moskauer Zeitung ist Paß gegen alles fremdländische die Parole, — alles Russische wird dagegen in den Himmel erhoben (S. 108).

Je seltener ein Russe frei ist von nationalen Vorurtheilen über die deutschen Ostseeprovinzen, um so freudiger muß geltend gemacht werden, daß unser Verf. den Nutzen anerkennt, welchen die Ostseeprovinzen dem Reiche durch ihre Eigenthümlichkeit und Sonderstellung gewähren. Seine ein größeres Publikum interessirenden Aeußerungen lauten: „Seit dem polnischen Aufstande hat die Regierung im Einklange mit der öffentlichen Meinung in Rußland auch auf die baltischen Provinzen den Grundsatz der Russificirung anwenden wollen, in der Ueberzeugung, daß nur Einheit der Sprache und womöglich der Religion im Stande sei, diese Provinzen an das übrige Reich zu ketten. Uns scheint aber sowohl die Nichtigkeit als die Ausführbarkeit dieser Idee und selbst die Berechtigung zu ihrer Verwirklichung zweifelhaft. Es ist nicht zu leugnen, daß im Allgemeinen eine Bevölkerung von einheitlicher Abstammung, Sprache und Religion fester als eine zusammengewürfelte aneinander hält. Wie aber läßt sich künstlich und am wenigsten durch Gewalt eine Einheit schaffen,

welche die Natur nicht gegeben, und der die Geschichte nicht ihren Stempel ausdrückt. Aus deutschen Letten und Esten, den Bewohnern des baltischen Ritorals Russen machen zu wollen ist daher vollkommen widersinnig. Angenommen, daß durch die im Werke begriffene Russificirung der Zweck einer äußeren Annäherung der Ostseeprovinzen an das übrige Rußland erreicht würde, so ließen sich die zu diesem Behufe angewandten Zwangsmaßregeln doch nur aus dem Gesichtspunkte der Selbstvertheidigung rechtfertigen. Ist dieser Gesichtspunkt aber das Motiv jener Maßregel, so stellt sich die Russificirung damit ein Zeugniß kläglichster Armuth aus. Sie mißtraut der Anziehungskraft des mächtigen Rußlands auf seine Grenzprovinzen, selbst wo, wie dies bei dem Ostseestrande der Fall ist, die materiellen Interessen derselben innigst mit dem russischen Zustande verknüpft sind. — Auf eine Russificirung der 200,000 Deutschen in den Ostseeprovinzen hofft in Wahrheit Niemand, nur die auf einer verhältnißmäßig niedrigen Stufe der Civilisation stehenden Letten und Esten glaubt man für die russische Cultur, die für sie noch immer einen Fortschritt enthielte, gewinnen zu können. Daß dadurch eine Bevölkerung von 1½ Millionen systematisch der Verdrümmung geweiht wird, daß der russische Priester den lutherischen Pfarrer nicht zu ersetzen im Stande ist, der geistig lähmende Einfluß der griechischen Kirche sich überall geltend macht und die russische Schule nur auf dem Papier bestehen bleibt, während die lutherisch-deutsche die befriedigendsten Resultate aufweist — das alles kümmert natürlich die russische Propaganda sehr wenig" (S. 110). Der Verf. macht ausdrücklich geltend, „daß die Ostseeprovinzler am Monarchen und an dessen Dynastie hängen, stets bereit ihr Blut für die hergebrachte Ordnung der Dinge einzusetzen, in einem constitutionellen Rußland würden sie ihre Besonderheit verlieren. Sehr begreiflich ist daher, daß die Feinde der Autokratie, die in den Deutschen der baltischen Provinzen eine feste Stütze derselben sehen, ihnen den Untergang geschworen haben. Unbegreiflich ist nur die Kurzsichtigkeit der Regierung, welche ihre treuesten Freunde preis giebt" (S. 120). Am Schlusse wird die Innehaltung einer friedlichen Politik mit den Worten vertheidigt: Es giebt gegenwärtig wohl kaum ein Land, dem eine Fortsetzung der friedlichen Politik mehr Noth thäte als Rußland, darum ist eine künstliche Herausforderung des Racenkampfes zwischen Germanen und Slaven, wie man ihn jetzt in Rußland predigt, so überaus verderblich! Nur ein dauernder Friede kann dem Staate Ersparnisse ermöglichen, und der Bevölkerung die Mittel darbieten, einen

Theil der auswärtigen Schuld desselben anzukaufen (S. 124).

Vom deutschen Standpunkt können wir nur wünschen, daß diese gewiß wohlgemeinten Urtheile an maßgebender Stelle wenigstens eine Beachtung, wenn auch nicht gleich Berücksichtigung finden mögen. Regierungen reifen nun einmal langsamer als einzelne Menschen. Rdlff.

Roscher, Wilh. Betrachtungen über die Währungsfrage der deutschen Münzreform. 8. 44 S. Berlin, 1872. R. Habel. 10 sgr. (Das 2. Heft der „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen“).

Der Verf. behandelt in klarer, nüchternen Darstellung die Fragen: ob Silberwährung, ob Goldwährung, ob gemischte Währung. Nur einen durch die dormaligen Umstände gerechtfertigten Vorzug der Goldwährung räumt der Verf. ein, nicht aber einen absoluten Vorzug. „In der That sind die Gründe, welche man für den Vorzug der Goldwährung im allgemeinen geltend macht, eine Bethätigung des Sazes, daß eine sehr große Menge namentlich von politischen Irthümern nicht auf absoluter Unwahrheit beruhen, sondern nur auf der Uebertragung von Regeln, die unter gewissen Umständen richtig und nothwendig sind, auf andere Umstände, wofür sie eben gar nicht passen.“ Die leichtere Aufbewahrung und Verbrennung des Goldes hat nur Werth bei großen Zahlungen und weiten Entfernungen. Kleine Goldmünzen, welche im gewöhnlichen Verkehr an Stelle der großen Silbermünzen treten, sind, wie bei einer französischen Enquete 1868 bemerkt worden ist, trop perdables. Die wohlfeilere Prägung der Goldmünzen basiert auf der größeren Kostbarkeit des Metalls. „Die Münze, einen Friedrichsdor zu prägen, wird ziemlich dieselbe sein, wie bei der Prägung des Zehngroschenstücks; sie vertheilt sich aber dort über eine Summe von 17mal so großen Beträge. Wollte man Goldmünzen = $\frac{1}{17}$ Friedrichsdor prägen, so ist sehr zweifelhaft, ob sie an Prägungskosten dem Silbergelde nachstünden. Auch hier darf man nicht vergessen, daß Gold- und Silbermünzen durchaus nicht völlig denselben Zwecke dienen. Wie Hermann treffend bemerkt, so wird doch niemand einen besondern Vorzug der Vorlege-löffel vor den Eßlöffeln darin erblicken, daß sie bei gleichem Silbergehalt weniger Wacherlohn kosten, und darum rathen, sich ausschließlich jener zu bedienen. Ähnlich ist es mit der Abnutzung: das Goldgelt circulirt langsamer, wird also minder schnell abgenutzt als

das Silbergeld; es wird aber niemand behaupten, daß die Abnutzung „bei goldenen Taschenuhren geringer wäre als bei silbernen.“

Was endlich die geringeren Preisschwankungen des Goldes anlangt, so erklärt Roscher: „hier ist das einzig Sichere, unsere völlige Unsicherheit über die Zukunft zu bekennen, d. h. also diesen Punkt bei der Wahl zwischen Gold- und Silberwährung ganz bei Seite zu lassen“ (S. 16). „Nach diesem Allen ist es ein Aberglaube, wenn man so ganz im Allgemeinen der Goldwährung eine Ueberlegenheit vor der Silberwährung zuschreiben wollte. Vielmehr hängt die Entscheidung, welcher von beiden man jeweilig den Vorzug geben soll, wie schon F. A. W. Hermann vortrefflich zeigte, durchaus von den besonderen Umständen ab“ (S. 18). Diese Umstände sind die Entwicklungsstufe der Volkswirtschaft, die Größe des Verkehrsbereiches und der Preis der Edelmetalle überhaupt. „In allen drei Punkten bewährt sich das von Lord Liverpool entdeckte Gesetz, wonach die Menschen bei fortschreitender Kultur immer mehr solche Waaren als Geld benutzen, welche kostbar und nur zu feineren Bedürfnissen zu brauchen sind. Wenn die Kupferwährung, mit der so viele Nationen angefangen haben, lästig wird, so geht man zur Silberwährung über; wenn diese wieder lästig wird, zur Goldwährung.“ — „Auf eine besonders normale Weise läßt sich das eben Erörterte in der Münzgeschichte des alten Roms verfolgen, das Kupferwährung hatte, so lange seine Politik sich nur auf Italien beschränkte, das unmittelbar vor den ersten punischen Kriege Silberwährung einführte, und das nachher, wie durch Pompejus und Cäsars Eroberungen das Weltreich gebildet war, zur vorherrschenden Goldcirculation überging. Dem kupfernen Zeitalter des römischen Münzwesens entspricht das altnationale Civilrecht, dem silbernen das prätorische Recht mit seinen freieren Formen, dem goldenen das Weltrecht des *jus gentium*“ (S. 19). Das Metall des socialen Zeitalters steht also im umgekehrten Verhältnis zu dem Metall der Währung.

Es ist angenehm, gegenüber den einseitigen, nur auf den ephemeren Beifall der Zeitungsleser berechneten oberflächlichen, im Marktschreierton gehaltenen, Aufsätzen und Auslassungen der Journale, welche eben von Menschen geschrieben werden, die Alles, verstehen müssen und noch einiges darüber hinaus, das wohlerrungene, vorsichtige Urtheil eines Mannes zu lesen, der seiner Sache insoweit sicher ist, als man derselben überhaupt sicher werden kann. Die vorliegende Sache

berührt aber schließlich jeden, der nicht Einsiedler ist. O. K.

Perrot, F. (Rostock.) Deutsche Eisenbahnpolitik. 8. 79 S. Berlin, 1872. C. Habel. 18 Sgr. (Heft 3 u. 4 der „Zeit- und Streitfragen“.)

„Deutsche Eisenbahnpolitik! — Die beiden Worte umschließen eine Frage von der ungeheuersten Tragweite, man darf sagen, eine der größten Culturfragen unserer Zeit. Eine bewußte, auf anerkannte, sichere Grundlagen ruhende Eisenbahnpolitik haben wir bis jetzt, einige Anfänge ausgenommen, eigentlich nirgendwo gehabt.“ Mit diesen Sätzen beginnt die vorliegende sehr gut geschriebene Broschüre. Die politische Presse, „welche sonst das geheimste diplomatische Gras wachsen“ hört und, fügen wir hinzu, über Dinge urtheilt, von welchen sie rein nichts versteht, befaßt sich so gut wie gar nicht mit den von dem Verf. in rücksichtsloser Offenheit und, wo diese nicht angebracht wäre, mit bitterer Ironie dargelegten Uebelständen des deutschen Eisenbahnwesens, Uebelständen, welche mit mancherlei Geheimnissen verbunden und verwachsen, nur von denjenigen nicht gesehen werden, welche nicht sehen wollen oder nicht sehen dürfen. Der Verf. hat seiner Schrift die Verse von Th. Storm vorgelegt: „Blüthe edelsten Gemüthes Ist die Rücksicht, doch zu Zeiten Sind erfrischend, wie Gewitter, Goldne Rücksichtslosigkeiten.“ Für die zweite Auflage empfehlen wir ihm als Motto sein eigenes Wort: „Was wir nicht ohne „Schwindel“ haben können, das wollen wir überhaupt nicht, welcherlei andere Ansichten auch heute in den entscheidenden Kreisen obwalten mögen.“ Da das Ziel des Verf. mit von ethischen Gesichtspunkten aus bestimmt wird, so haben wir alle Ursache, seinen Ausführungen mit Vertrauen entgegenzukommen. Ref. thut dieß um so lieber, als die vorliegende Flugschrift ihn an eine so zu sagen instinktmäßige Unbehaglichkeit erinnert, welche er als Student in der „Nationalökonomie“ empfand, als der Professor darzuthun sich bestrehte, daß der Staat die Pflicht habe, ohne Rücksicht auf ein lucratives Geschäft Eisenbahnen zu bauen, daß er aber die Erbauung lucrativer Eisenbahnen jedesmal an Private überlassen müsse. Perrot sieht umgekehrt das Zukunftsheil allein in dem Uebergange aller Bahnen in das Eigenthum und den Betrieb des Staates. Zur Rechtfertigung der extravaganteften Gewerbefreiheiten beruft man sich im theoretischen Eifer stets auf die „Concurrenz“ und „es ist immer wieder die Concur-

renz, dieses so bequeme Stichwort, welches die ganze Eisenbahn-Weisheit der Herrn Zeitungs-schreiber ausmacht" (S. 15). Der Reichstagsabgeordnete und vielgewandte Literat R. Braun hat zwar die Frage und Antwort gegeben: „Wobei fährt denn das Publikum am schlechtesten? Bei dem Monopol. Ein jeder Monopolist bedient schlecht. Und wobei fährt es am besten? Bei der Concurrenz.“ Perrot weist aber nach, daß die Frage eigentlich nicht lautet: „Concurrenz oder Monopol“, sondern „Staats- oder Privat-Monopol“; und wenn Herr R. Braun am 5. Febr. im preussischen Abgeordnetenhaus sein Plaidoyer zu Gunsten des Privatbahn-Systems und des Gründungs-Comites Harburg-Cuxhaven mit dem Ausrufe würzt: „Wobei fährt das Publikum am besten? Bei der Concurrenz!“ — so schlägt er, wie uns scheint, allen Thatsachen bezüglich der Eisenbahnen mit einer leeren Phrase ins Gesicht.“ Der belgische Finanzminister Rogier hat schon 1834 gesagt: „Wer immer eine Eisenbahn besitzt, besitzt ein Monopol, und ein solches sollte nur in der Hand des Staates sein.“ In England, Belgien, Amerika und in der Schweiz hat man bereits die Wahrheit dieses Satzes erlebt und „sich ganz überwiegend zu Gunsten des Staatsbahn-Systems ausgesprochen“ (S. 10). „Die anfängliche Concurrenz (der Privatbahnen), von der man mindestens zweifelhaft sein mußte, ob sie dem Verkehre mehr schadet oder nützt, weicht bald der Fusion und Coalition, unter völliger Beseitigung aller Concurrenz, und das Publikum ist in diesem Stadium der Entwicklung nur in so fern vor rücksichtsloser Ausbeutung geschützt, als der Staat, resp. die Regierung jener Ausbeutung eine bestimmte Grenze zieht“ (S. 65). Dazu kommt, daß die Actiengesellschaften die Privatbahnen bauen. „Man scheut sich angeblich, dem Staate jenen Zuwachs an Gewalt in die Hände zu geben, welcher aus dem Staatsbahnsystem resultirt. Dabei bedenkt man jedoch nicht, daß diese Gewalt ungleich gefährlicher ist in der Hand der geeinigten und coalirten Eisenbahn-Actiengesellschaften. Unser Staat hat noch eine Religion, er hat noch eine Moral, aber die Actiengesellschaften haben keine Moral oder Religion gehabt und sie sind stets und überall in der Unehrlichkeit und der Ausbeutungssucht so weit gegangen, als die öffentlichen Zustände dies erlaubten, wobei die angeblich in der Actiengesellschaftsform liegenden Controlen niemals ein wesentliches Hinderniß gebildet haben“ (S. 65). Die Actiengesellschaften vertreten in ihren Vereinigungen ihre „Eigenthums-Interessen“ und betreiben in dem Lande ihrer

größten Blüthe d. i. in dem Lande des größten moralischen und staatlichen Verfalls: in Frankreich ihre „Eisenbahn-Gezatterchafts-Politik zwischen Staat und Bankokratie.“ „Dieselbe Eisenbahnpolitik wird gegenwärtig von den größten preussischen Privatbahn-Direktionen angestrebt, und die Mittel, welche sie anwenden, sind um so bedenklicher, als sie sich dem Auge des Publikums entziehen und unsere Zeitungen sich nicht berufen zu fühlen scheinen, in diesen Angelegenheiten das Interesse des Publikums wahrzunehmen“ (S. 12). Der Verf. deutet auch an, welchen Einfluß die Plutokratie bis in die höchsten Behörden hinein übt. Auch scheint nach des Verf. Andeutungen diesem Einfluß die Gehaltlosigkeit und Principlosigkeit des das Eisenbahnwesen betreffenden Abschnittes VII der deutschen Reichsverfassung zugeschrieben werden zu müssen. „In seiner ganzen Wesenheit ist der Abschnitt VII — nichts weiter, als eine sehr unbestimmte, sehr unklare, sehr allgemeine und sehr oberflächliche Umschreibung bestehender Zustände, so wie sie sich historisch entwickelt haben.“

Von Schriften wie die vorl. muß ja wohl gewünscht werden, daß sie einen möglichst weiten Leserkreis finden und daß sie damit den Bann brechen helfen, welcher mit dem Actien-Gesellschafts-Schwindel (Tantiemen der Directoren, Comödie der Generalversammlungen, enorme Gehälter für *Sinecuren* zc.) verbunden ist; noch mehr ist aber zu wünschen, daß die ethischen Gesichtspunkte des Verf. von den maßgebenden Persönlichkeiten beherzigt werden. O. K.

Die Arbeiterfrage im Lichte des Evangeliums. Mit besonderer Rücksicht auf die Schriften:

F. W. Otto: Arbeit und Christenthum.

Eine zeitgeschichtl. Studie. IV u. 147

S. 8. Gütersloh, 1871. Bertelsmann.

12 Sgr.]

Quistorp, Joh. Commerzienrath in Stettin: Der Kern der Arbeiterfrage.

23 S. gr. 8. Stettin, 1872. D.

Brandner. 1 Sgr.

Rathsel auf Rathsel löst unsere hoch-cultivirte Zeit, und ungeahntes Licht verbreitet sich durch die Forschungen der gegenwärtigen Wissenschaft über so manches Gebiet. Und doch keine Ruhe. Denn, hat auch die Menschheit eine Aufgabe einmal gelöst, so stellt sich ihr, wie Mommsen irgenwo sagt, dieselbe Aufgabe in neuem Sinne wiederum vor Augen. So thürmt sich gerade jetzt eine

Frage über die andere, und sehnachtsbang harren wir so oft der thatsächlichen Antwort, herzlich zufrieden, wenn einmal ohne Blut und Eisen eine Schlichtung möglich ist. Unter diesen Fragen tritt nunmehr besonders brennend die sogenannte sociale Frage, namentlich die Arbeiterfrage hervor, Grund genug, mit Rücksicht auf unlängst veröffentlichte Schriften von gebiegenem Inhalt ihr einmal nahe zu treten. Möge der freundliche Leser uns dazu gütigst folgen.

Von furchtbaren Nothständen der unteren Volksklassen meldet schon die alte Geschichte, und die entsetzliche Kluft zwischen der Ueppigkeit eines überreichen Adels und den Entbehrungen eines neidischen Pöbelhaufens hat wesentlich dazu beigetragen, den Sturz der weltbeherrschenden Siebenhügelstadt herbeizuführen. Inzwischen trat Christus der Herr in diese Welt, brachte den Armen das Freundwort vom ewigen Heil und verkündete zuerst eine wirkliche Gleichheit der Menschen, der wahre Volksfreund und Demokrat im besten Sinne des Worts gegenüber der durchgreifend falsch aristokratischen Richtung des classischen Alterthums und einem doch nur scheinbar allgemein beglückenden Radicalismus, wie man ihn jetzt nur zu oft wahrnehmen kann. Der Geist seiner Liebe hat die Welt ergriffen und gewandelt, und an reichen segensvollen Früchten fehlt es nicht. Aber aufgehört hat die Noth darum keineswegs; denn die Sünde ist auch durch seinen fühnenden Gehorsam nicht aus der Welt geschafft, und nur allgemach dem Sauerteig gleich, durchdringt das Evangelium die widerstrebenden Massen, um wahre Humanität zu pflanzen, wie sie kein römischer Staatsmann gewollt, kein Weiser Griechenlands geträumt hat. Ja zu Zeiten war auch nach der Einführung christlicher Religion der Nothstand der niederen Volkschichten ein entsetzlicher, der zu furchtbaren Folgen führte. Man denke nur an die Bauernbewegung zur Zeit der Reformation. Und welch Elend noch vor 100 Jahren herrschte, davon haben wir heutzutage oft keine Ahnung, da die Massenarmuth jener Zeit unendlich größer war als die jetzige, wie Quistorp treffend darlegt. Die Gelegenheit zur Arbeit oder auch die Lust mochte häufig fehlen, der Tagelohn war nicht bloß an sich, sondern verhältnißmäßig äußerst dürftig, da in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Handarbeiter nur $2\frac{1}{2}$ — $5\frac{1}{2}$ Sgr. täglich, eine „perfecte“ Köchin nur 8 (acht) Thaler jährlich an Lohn empfang. Dazu kamen Hungersnöthe, die uns nicht bloß an die Theuerung in Ostpreußen, sondern geradezu an die heutigen Zustände Persiens erinnern, wie denn 1771/72 in Sachsen bei

solcher Gelegenheit ein Zwölftel der Bewohner, 150000 Menschen, umkam. Und vieler Orten setzten die Lohntaxen zu Ungunsten der Arbeiter ein Minimum fest, das der Arbeitgeber wohl gar bei Geldstrafe nicht überschreiten durfte. Besser ist es geworden, obgleich immer noch die Noth eine herzbrechende ist, man denke an die Kellernwohnungen der großen Städte oder sehe auch nur einmal in einer kleinen Stadt wie Erlangen die enge, dumpfe Wohnung eines heruntergekommenen, kranken Strumpfwirkers an. Ein Bild des Jammers vom Lande aus Mitteldeutschland, „getreu nach der Natur,“ giebt uns Otto S. 1—5 in anschaulicher Schilderung, denen er englische Berichte über das dortige Elend beifügt. „Und so ist es bald himmelschreiender, bald stummer, aber trotzdem ebenso pestilenzialisch in allen sogenannten civilisirten Ländern.“ Dazu heute viel mehr Empfindung der Mißstände als ehemals, viel mehr Unzufriedenheit, bei weitem größeres Verlangen nach Abhülfe. Die Industrie hat die Arbeiter in großen Mengen vereinigt, und so erwacht in ihnen das Gefühl gleicher Lage, gleicher Bedürfnisse, gleicher Vernachlässigung Seitens der nur zu oft lieblosen Arbeitgeber. Dabei fühlen sie ihre Macht, wenn sie nur zusammenstehen, und die Lehre des Liberalismus von den Menschenrechten verstehen sie anzuwenden. Ist doch der Dienstmann, dessen Stimme zur Reichstagswahl so viel gilt als die des Reichskanzlers, sicherlich ein Herr, der genießen will. Oder hat der Bürger, der Krämer allein das Recht zu schwelgen und von Genuß zu Genuß zu steigen? (Vgl. Quistorp S. 10 f.). Welch Umsturz alles Bestehenden aus solchen Zuständen sich leicht entwickeln kann, des ist die Pariser Commüne ein blutiges Zeugniß. Sind wir davor geschützt, weil wir Deutsche sind? Machen man sich doch los von der unbegründeten Vorstellung, als wären wir schlechthin das Gottesvolk des neuen Bundes; und wären wir es, so ist doch der Untergang Israels ein grausiges Vorspiel des Volks, das seinen Gott verläßt, wohl geeignet eindringlich zu warnen. Wie gährt es doch schon in so conservativ scheinenden Ländern wie Holstein (vgl. den von Quistorp mitgetheilten Brief S. 6 f.) „und selbst bei dem phlegmatischen Pommeren hier und da!“ „Es wird nicht besser,“ hören wir gar einen Berliner Arbeiter in gelegten Jahren sagen (Quistorp S. 13), „bis wir auch hier einmal gehörig sengen und brennen, wie in Paris, und wenn's auch nicht nützt, so lassen wir doch wenigstens unsere Wuth einmal aus.“ Das rothe „Gespenst“ ist mehr als Gespenst. Wer wird es bannen? Wer gedenkt seiner

Menschenpflicht,“ die wir doch gegen unsern Mitmenschen als Menschen, als Christen un- zweifelhaft haben?

Die Nationalökonomie, deren Ge- schichte Otto S. 24 ff. seiner Schrift in über- sichtlichlicher Darstellung mit Quellenbelegen recht gründlich vorträgt, hat mancherlei Versuche zu Gunsten der Arbeiter gemacht. Aber alle ohne Christum unternommenen Maßregeln über- spannter Köpfe in Frankreich haben seit dem vorigen Jahrhundert erfolglos, ja kläglich geendet. Will man sich eine Anschauung ver- schaffen von den wunderbar phantastischen Plänen, die dort ausgeheckt sind, von den Grundsätzen und Erfolgen eines St. Simon eines Bajard oder Enfantin, eines Proudhon, der das Eigenthum als Dieb- stahl bezeichnet hat, oder eines Louis Blanc, so lese man die Schilderungen Ottos, und einem wird das Wort einfallen: Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und graben sich selbst löcherige Brunnen, darinnen doch kein Wasser ist. Da sie sich selbst für weise hielten, sind sie zu Narren geworden. Aber auch England hat nichts Besseres vermocht, eben- sowenig in Deutschland ein Lassalle und seines gleichen. Die gemeinste Selbstsucht und Sinnlichkeit, freche Auflehnung wider menschliche und göttliche Ordnung kommen mit dazu, und dem geschäftigen, geschwägigen Versüßter lauschen gerne hunderte von Ohren.

Trotzdem ist Hülfe möglich, ja vor der Thüre! In Christo und seiner Liebe, wie es jedem wahren Christen der Geist der Heiligung bezeugt und wie demnach auch der volksthümliche Kaufmann, der Mann des frischen Lebens, ebenso wie der gelehrte Pfarrer antwortet (denn dafür müssen wir Herrn Otto wohl halten). Die Liebe Christi lehrt den Bedürftigen Geduld, Entsagung, Ergebung in die natürlichen Fügungen Gottes, und den Bessergestellten treibt sie zu entgegen- kommender Liebe in Einfachheit des eigenen Lebens wie in Hebung der niederen Stände in geistlicher, geistiger, leiblicher Hinsicht. Denn sie zeigt uns hinter diesem flüchtig verlaufenden Erdenleben eine Ewigkeit Gottes voll seligen Friedens für die, welche ihn hier liebten und suchten, sie offenbart uns in dem Herrn aller Welt unsern Vater, sie ist es, die uns auch in dem geringsten Mitmenschen einen Bruder erkennen läßt, der zu gleicher Seligkeit berufen und daher unserer lebendigen Theil- nahme, ja Aufopferung werth ist. Und wohl uns, daß es doch nicht an Leuten fehlt, die solcher Liebe Feuer durchglüht. Daß es nur heller brenne, daß der Brand nur weiter greifen möchte!

Doch denke man ja nicht, mit dieser Be-

rufung auf Christum schließe man sogenannte „reelle“ Hülfe aus. Die Nothwendigkeit guter Wohnungen und gesteigerter Bildung für den Arbeiter hebt Quistorp selbst kräftig her- vor, und die Selbsthülfe durch Genossen- schaften und Konsum-Vereine, wie sie Schulze- Delitzsch durch verdienstvolle Thätigkeit ins Leben gerufen, erkennen wir mit Otto dan- kend an, der auch das Bedürfnis der Fort- bildungsschulen uns dringend ans Herz legt. Kurz Fleiß in guten Werken, Salbung mit dem Geiste Gottes, Umkehr unseres selbst- süchtigen Sinnes, Zuversicht auf den Heiland, offene Augen, erleuchtete Herzen, rührige Hände — das thut noth: so muß die Arbeiterfrage sich lösen, wenn wir Mann für Mann aus- richtig anfangen. Das walle Gott!

Dr. A. Kolbe.

Biographie.

Hamann, Johann Georg. Schriften und Briefe. Zu leichterem Verständniß im Zusammenhange seines Lebens er- läutert und herausgegeben von Moriz Petri. Erster Theil. VIII u. 424 S. gr. 8. Hannover, 1872. Carl Meyer. 1 1/2 thlr.

Ein großes Publikum werden Hamanns Schriften nie haben, daß sie aber ein größeres Publikum als bisher haben werden, kann man hoffen und muß man wünschen. Die bisherige Zahl der Hamanns-Freunde war eine überaus geringe. Referent zählt im weitesten Kreise seiner Bekannten nur einen einzigen, der Hamanns gesammelte Schriften und Briefe kennt und besitzt. Für diese weisen Raben ist die von 1821 bis 1842 bei G. Reimer in Berlin erschienene Ausgabe der Hamannschen Werke, vom seligen Oberconsistorialpräsident Roth in München mit deutschen Fleiße veran- staltet, mit ihren 8 Bänden, insbesondere mit ihrer zweiten Abtheilung des achten Theiles, bestehend in einem ganz vorzüglichen, muster- giltigen Inhaltsverzeichnis, von Dr. G. A. Wiener, vollständig ausreichend. — Von dem umfangreichen Werke Gildemeisters über Hamann und von dem vortrefflichen Buche Disselhof's über den Magus des Nordens abgesehen, haben in dem letzten Jahre die Vorträge und Aufsätze von Kocholl (J. G. Hamann, Vortrag im Ev. Verein in Hannover. Dasselbst Carl Meyer 1869), Brömel (J. G. Hamann. Ein Literaturbild des vorigen Jahr- hundert's. Berlin. Gustav Schwab 1870) und: einem Unbekannten in Nr. 81 der Ev. R. Z. von 1871 wiederholt die Freunde

einer ersten, wahrhaft heilsamen Lektüre oder richtiger gesagt die Freunde eines ersten Studiums — denn mit dem bloßen Lesen ist es nicht gethan — auf Hamann aufmerksam gemacht. —

Der Herausgeber des vorliegenden Buches, des ersten von vier Bänden, bekannt durch seine geschichtlichen und culturgeschichtlichen „Lebensbilder“ und seine Schrift: „Zur Einführung Shakespeares in die christliche Familie“, möchte mit Wiederöfentlichung der „bedeutenderen“ Schriften und zahlreichen Briefe Hamanns diesen Autor einem größeren Leserkreis zugänglich machen. Um diesen Zweck sicherer zu erreichen, gibt der Herausgeber unter dem Text der Hamannschen Schriften, sowie in Einleitungen und sonstigen Mittheilungen, Erläuterungen der beachtungswerthesten und inhaltsreichsten Schriften. Von S. 1—22 wird eine gut orientirende Einleitung gegeben. Von S. 22—176 folgt in dem ersten Abschnitt Hamanns Leben und Schriften bis zu seiner Rückkehr von London. Außer einer Anzahl der frühesten Briefe sind in diesem Abschnitt abgedruckt die „Gedanken über meinen Lebenslauf“, „Biblische Betrachtungen eines Christen“ und „Broden“. Die Broden sind vom 19. März, der Lebenslauf vom 21 April und die Broden vom 16 Mai 1758 datirt. Das in London begonnene neue Leben hat sich sofort in Strömen ergossen, wenn man bedenkt, daß diese dreifache Frucht einiger Wochen den Schriften ganzer Jahre die Wage hält. Hamann läßt sich freilich nur mit sich selbst messen. In die gewöhnliche Definition eines „Classikers“ paßt er absolut nicht. Gegenüber anderen Autoren, die in jedem Jahre einen Band oder mehrere Bände liefern, und zwar gutgeschriebene, verständliche, leserliche Bücher, sind Hamanns Schriften arme Bücher, unansehnliche Kinnfaale, was die Menge des Wassers angeht; was freilich die Güte des Wassers betrifft, so fließt kein Quell aus dem lebendigen, ins ewige Leben quellenden Brunnen Gottes, während die gewöhnlichen Autoren mehr oder weniger Tagwasser und Eiskernenwasser mühsam in Kanälen zusammenfuhren, um damit schöne Gärten zu wässern oder auch um das Wasser sich im Sand verlaufen zu lassen.

Der zweite Abschnitt behandelt den Aufenthalt Hamanns in Riga, seine Ueberfiedelung nach Königsberg und insbesondere seine Spannung mit Christoph Berens. Es ist etwas herzerquickendes, den der sieghaften Kraft seines Glaubens froh und sicher gewordenen Hamann in den Briefen als einen unerschrockenen Streiter Christi kennen zu lernen, in welchen er die in den Nebeln bloß menschlicher Weisheit herumtappenden Freunde Berens und

Kant, die ihn aus der Höhe himmlischen Lichtglanzes in ihre niederen Regionen herunterziehen möchten, energisch ab- und zurückweist. Der große Kant erscheint neben dem gewaltigen Hamann wie ein kleiner Schüler.

Im dritten Abschnitt sind die „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ und ihr Nachspiel „Wolken“ abgedruckt. Der Bischof Sailer hat von jenen Denkwürdigkeiten geurtheilt, daß sie den Werth ganzer Bibliotheken haben! — In einem Nachtrag wird die Geschichte des Originalbildes des von Professor Bürtner in Dresden gestochenen und dem Buche beigegebenen (auf dem Titelblatt nicht erwähnten) Portraits Hamanns mitgetheilt.

Wer in unserer Zeit, da man aufs neue wie zur Zeit Hamanns mit leichter Aufklärung und mit ebenso anmaßender als oberflächlicher Wissenschaftlichkeit den schon oft unternommenen Kampf gegen das biblische Christenthum in verblendeter Weise wiederum aufnimmt, wer in dieser Zeit sich an dem siegreichen Streit und den wichtigen, nie fehl gehenden Schwerstreichen eines Helden wie Hamann erfreuen und stärken will, der schene nicht die Mühe und den ersten Eindruck der Bekanntschaft mit dem Manne, der den Heuschreckenssthl geschrieben hat und der Leser verlangt, die „schwimmen“ können, d. h. die sich von der Insel des einen Gedankens zu der Insel des folgenden in rüstiger Anstrengung fortarbeiten können.

Die Rückkehr zu dem seltsamen Autor, der seine köstlichen Früchte nur in rauher stacheliger, abschreckender Schale bietet, wird mit dem hoffentlich bald erscheinenden zweiten Band des vorliegenden Werkes die Freude des reichen Gewinnes; den man an Büchern wie das vorliegende hat, nur steigern.

O. K.

Göfner, Johannes. Die heilige Elisabeth, die barmherzige Krankenfreundin. Berlin, 1872. Wiegandt u. Grieben. 5 fgr.

Das Leben der heil. Elisabeth ist in neuerer Zeit Gegenstand vielfältiger Darstellung geworden. Schier möchte man sagen: es wird manchmal und auf mancherlei Weise von ihr geredet; denn Poesie, Malerei, Geschichtschreibung und erbauliche Erzählung haben sich ja diese Königsstochter, die Alles besaß, als besäße sie es nicht, zum Vorwurf gewählt. Der Erbauung will auch dieses in zweiter Auflage erscheinende, von dem seligen Göfner verfaßte Büchlein dienen. Göfners Namen und der Zweck, welchem der Ertrag dienen soll — er ist für das Elisabeth-Krankenhaus zu Berlin bestimmt, und soll dieser Anstalt unentgeltliche

Aufnahme mancher Kranken und unentgeltliche Privatkanenpflege ermöglichen helfen — werden den gläubigen Christen den Besitz dieses Büchleins gleich wünschenswerth machen. Einzelnen, das Romanisiren fürchtenden „Abers“ gegenüber, hat die Vorrede gewiß recht zu sagen: „Findet sich im Leben der heil. Elisabeth für ev. Gemüther auch manches Fremde, ja Zurückstosende — sie werden sich schon zurechtfinden, und den warmen Odem der überschwänglichen Liebe Christi auf sich wirken lassen, der das Leben der heil. Elisabeth in einem Maaße durchweht und trägt, daß billig aller derartige Anstoß verschwindet gegen ihre Verleugnung alles Selbstischen, und ihre energische, standhafte, evangelische, fröhliche Liebe zu Jesu.“ Möge das, auch äußerlich schon gezierte Büchlein eine willige Aufnahme bei vielen Christen finden!

B.

F.

Krieg, Dr. ph. G. B., Pastor zu Rade-
wisch i. B. M. **Christian Scriber.**
Ein Lebensbild aus dem siebzehnten
Jahrhundert. Dresden, G. A. Kauf-
mann. (E. am Ende's Buchh.)

„Wenn ich in die Lage gesetzt würde, eine theologische Professur zu gründen: ich würde einen Lehrstuhl aufstellen lassen für einen Professor der praktischen Theologie, welcher über Scrivers Seelenschatz lesen und dadurch den jungen Theologen Anleitung zur Seelsorge geben müßte“ — sagte Schreiber dieses einst ein origineller Pastor. Und gewiß, wer Scrivers Seelenschatz, Gottholds Andachten u. gründlichem Studium unterwirft: der wird eingestehen, daß wir hier auf evangel. Gebiete einen reichen Ersatz für die römisch-kath. Casuisten haben. Aber leider hat Scriber, der selber von sich sagen durfte, „daß nicht leicht ein Fall vorkommen könnte im geistlichen Amte, den er nicht schon erfahren“, bei vielen heutigen Theologen das Schicksal Klopstocks, welcher bekanntlich mehr gelobt als gelesen wird. Es ist darum ein hochverdienstliches Werk, wenn in vorliegendem Buche das Andenken und die Bedeutung Scrivers für die Kirche deutscher Reformation in einem allgemein verständlichen, aber auf tüchtigen Studien ruhenden Lebensbilde ins Licht gestellt wird. Das äußere und innere Leben dieses tüchtigsten Vertreters der kirchlich-mystischen ev. Theologie des 17. Jahrhunderts wird uns hier von sachkundiger Hand vorgeführt; und schließt sich daran eine eingehende Besprechung über die Entstehung, den Inhalt, Werth und die Form des Seelenschatzes, welcher ja — wie einer der tüchtigsten Theologen unsrer Zeit,

Thomastius, in seinen Vorlesungen über Geschichte der neueren Theologie treffend sagte — „das Evangelium in seiner ganzen poetischen Herrlichkeit aufschließt.“ Wir hätten gewünscht, daß neben dem Seelenschatz auch Gottholds geistreiche Naturbetrachtungen, diese Krone der gefunden ev. Mystik, eine eingehende Betrachtung gefunden hätten. Wir würden dafür gern die Beschreibung der Zerstörung Magdeburgs in dem kurzen Blick auf die Geschichte Magdeburgs (Theil I) entbehrt haben. Auch möchten wir dem Verf. zu bedenken geben, ob die Zustände der ev. Kirche Deutschlands im 17. Jahrhundert (nach Hofbach: Spener u.) nicht zu sehr schwarz in schwarz gemalt sind; und ob nicht zu einseitig der Theologie schuld gegeben wird, was doch eine Folge der allgemeinen Verrohung, die der dreißigjährige Krieg erzeugt hatte, gewesen ist. Doch wir wollen hiermit das Verdienst des Verfassers nicht antasten, und empfehlen das treffliche Schriftchen besonders auch den Pastoren zur Beachtung.

B.

F.

v. Buddenbrod, Mathilde. Margot's
Lebensbuch 151 S. in 8. Berlin,
1872. Wiegandt u. Grieben. 20 Sgr.

Ein Versuch, die Eindrücke, welche die Genfer Reformation in ihren Hauptphasen auf das Gemüth eines begabten Weibes machen, zu fixiren; und, dürfen wir sagen, ein recht wohlgelungener, anziehender Versuch. Das Lebensbuch ist das Tagebuch einer Genfer Professoren-Tochter, Verwandte Calvins, dessen eisenfeste Persönlichkeit den Mittelpunkt des ganzen hier geschilderten Kreises bildet, und welcher in seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten trefflich gezeichnet ist. Daneben treten uns in einzelnen Personen auch die übrigen Richtungen des damaligen Genfs, des Liberalismus, des gemäßigten Calvinismus u. entgegen. Das Ganze ist recht geschickt in die Rahmen einer anziehenden, novellenartigen Erzählung verwoben. Der Hauptfehler des Ganzen, mit letzterem formellen Vorzug eng verschwistert, ist die eingetragene, nicht allein moderne Form des Buches, sondern auch moderne Denkweise der auftretenden Personen. Das Buch, welches auch stilistisch sehr gut geschrieben ist, können wir Frauen zu einer angenehmen und belehrenden Lectüre empfehlen.

B.

F.

Philologie. Literaturgeschichte.

Clemm, Dr. Wilh., außerordentl. Prof.
der classischen Philologie. **Ueber die**
Aufgabe und Stellung der classischen

Philologie insbesondere ihr Verhältniß zur vergleichenden Sprachwissenschaft. Academische Antrittsrede gehalten in der großen Aula zu Gießen am 4. Novbr. 1871. S. 54. 8. Gießen, 1872. Ricker. 10 Sgr.

Zur Veröffentlichung vorliegender Rede entschloß sich der für seine Wissenschaft warm begeisterte Verf. in der Ueberzeugung, „daß selbst manche bekannte Dinge in heutiger Zeit nicht oft genug gesagt werden können und eben nur dann wieder von Neuem Berücksichtigung finden, wenn sie von Neuem ausgesprochen werden.“ Die wissenschaftliche Aufgabe der klassischen Philologie wird von ihm zuerst dahin bestimmt, daß sie eine Reproduction des gesammten antiken Lebens (der Griechen und Römer), wobei keine Seite der geistigen Thätigkeit dieser Völker vernachlässigt werden dürfe, durch Erkenntniß und Anschauung seiner wesentlichsten Aeußerungen zu bieten habe, während ihm die praktische Aufgabe derselben darin besteht, das, was aus dem klassischen Alterthum unvergänglichen Werth hat und längst in unser Fleisch und Blut übergegangen ist, immer wieder zu erwecken und jeder jungen Generation von neuem einzupflanzen. Nachdem er dann die Stellung, welche der klassischen Philologie im Gesamtgebiet der Wissenschaften zukommt, besprochen und sie wegen des lebendigen Wechselverkehrs mit den verschiedensten Wissensgebieten als diejenige Wissenschaft bezeichnet hat, welche an den deutschen Universitäten recht eigentlich die wahre universitas literarum zu vermitteln berufen sei, behandelt er auch ziemlich eingehend das Verhältniß derselben zur allgemeinen Sprachwissenschaft, die, seit ihrer Grundlegung durch Männer wie Bopp, Jakob Grimm, Wilh. v. Humboldt, zuerst tiefere Blicke in das Leben der menschlichen Rede thun und sie als einen Organismus bewundern lehrte, der auf bestimmten Lautgesetzen beruhend auch in besonderem Verhältniß zu den menschlichen Sprachorganen steht. Der allgemeine Sprachforscher hat nach Clemen mehr die Naturseite, der klassische Philologe mehr die Culturseite und zwar nur einzelner Sprachen zum Object seiner Forschung; aber indem die Sprachvergleichung bis zu den Wurzeln der Wörter urverwandter Sprachen vordringt, gelingt es ihr, den sprachschaffenden Geist in seinem geheimnißvollen Walten selbst zu belauschen (S. 19). — Der Anregung und Förderung und die ungeahnten Aufschlüsse aber, welche die griechische und lateinische Schulgrammatik aus solchen Studien schon gezogen hat, sind nach ihm hoch anzuschlagen und nur

geeignet, immer noch tiefere Einsicht in den Organismus der klassischen Sprachen zu gewähren und die Freude des Lehrens und Lernens zu erhöhen. Daß es darum zu immer friedlicherem und gedeichlicherem Zusammenwirken der Vertreter der historisch-kritischen und der historisch-comparativen Grammatik kommen möge, wie solches in Männern, wie Friedrich Ritschl und Georg Curtius aufs schönste verkörpert erscheint, spricht schließlich der Verf. als seinen Wunsch und das Ziel seines eignen, mit aller Entschiedenheit zu verfolgenden Strebens aus. — Die gedankenreiche Rede ist auch um ihrer schönen und frischen Diction willen recht lezenswerth. Besonders aber sind die auf S. 26—54 hinzugefügten, von großer Gelehrsamkeit und Belesenheit zeugenden Anmerkungen mit Dank hinzunehmen, durch welche die einzelnen im Verlauf der Rede, wie es die weite Fassung des Themas mit sich brachte, nur kurz und rasch sich an einander drängenden Gedanken und Ausführungen näher gestützt und begründet werden. Namentlich geben sie auch zur Orientirung in dem die Gegenwart so heftig bewegenden Streit über den Werth der Gymnasial- oder Realschulbildung schätzbare Hinweise und Winke. Daß der Verf. ein berebeter Vertheidiger der humaniora als Mittel zur Gewinnung idealer Welt- und Lebensanschauung ist, bedarf dabei wohl kaum der Erinnerung. D. Bd.

Glaser, Dr. C., Großhzgl. Reallehrer in Gießen. **P. Vergilius Maro's Georgica** herausgegeben und erklärt. — Mit einer Einleitung enthaltend: Vorstudien zu Vergil's Georgica. — VIII u. 141 S. Halle, 1872. Buchhdlg. des Waisenhauses.

Der Verf. hat mit der Wahl seines Objects einen durchaus glücklichen Griff gethan. Eine für den Gebrauch von Gymnasien und Realschulen erster Ordnung berechnete exegetische Ausgabe der Georgica war unzweifelhaft bisher ein fühlbares Bedürfniß, da das von Delille und von J. H. Voß behufs Commentation dieses Gedichtes früher Geleistete nach Inhalt wie Form längst veraltet erscheint, aber auch Ladewig's Erklärung auf mehr als Einem Punkte Verbesserungen zuläßt und Ausgleichung mit dem neuesten Stande der wissenschaftlichen Forschung erfordert. Die neueste einschlägige Forschung aber, und zwar sowohl die auf Kritik des vergilianischen Textes bezügliche (Ph. Wagners *Lectiones Vergilianae*, 2c.), wie die direct oder indirect zur Erklärung gehörige, findet man in dem vorliegenden Com-

mentare sowie in der ihm vorausgeschickten ausführlichen Real-Einleitung auf das Gewissenhafteste verwerthet. In dieser Einleitung, betitelt „Vorstudien zu Vergil's Georgika“, behandelt der Verf. in drei Abschnitten oder besonderen „Studien“: 1. die römische Landwirtschaft vor Vergilius' Lebzeit — unter hauptsächlichster Berücksichtigung Cato's und Varro's als der beiden ältesten uns erhaltenen scriptores de re rustica (S. 1—30); 2. Vergil's Originalität in den Georgiken — unter Hervorhebung seiner Beziehungen zu den genannten prosaischen Vorgängern einerseits, und solcher poetischer Muster wie Hesiod, Lucretz u. andererseits, sowie unter gebührender Würdigung des dichterischen Genius Vergil's, als eines gerade auf dem Gebiete der georgischen Didactik und der sinnigen Natur Schilderung in hohem Grade selbständigen und originalen (S. 31—44); 3. den wissenschaftlichen Werth der Georgika — als welcher die seitens mancher neuerer naturwissenschaftlicher und landwirthschaftlicher Schriftsteller ihm zu Theil gewordene ungebührliche Herabsetzung keineswegs verdiene, sondern eine milde und billige Beurtheilung, entsprechend den Zeitverhältnissen, der Tendenz und dem Standpunkte des Dichters erheische, wie dieß in speciellerer Erörterung der hauptsächlichsten „Stellen, wo Vergil offenbar Ungenau'es oder Irriges vorträgt“, gezeigt wird (S. 45—52). — Gleich dieser Einleitung zeugt auch die in knapp aber klar und präcis gehaltenen erläuternden Anmerkungen unter dem Texte bestehende Exegese von solider Gelehrsamkeit und gesundem, dem pädagogischen Bedürfnisse überall gehörig Rechnung tragenden Tacte des Verfassers. Er hat, gleich Voss, aber in weit gedrängterer, stets nur das Wesentliche aushebender Fassung, die deutsche Sprache für diese seine Erläuterungen gewählt. Aber weber dieser Umstand, noch die durch die praktisch-pädagogische Tendenz des Büchleins bedingte Beiseitlassung jedweden kritischen Apparats schadet dem Gesamteindrucke der Schrift als einer auf gründlichen Studien ruhenden und in wissenschaftlichen Geiste gehaltenen Arbeit. — Die rühmlich bekannte Verlagshandlung hat nichts versäumt, was zur würdigen Ausstattung dieser in jeder Beziehung empfehlenswerthen Schulausgabe der Georgika dienen konnte.

Sebastian Brands Narrenschiff. Ein Hauschatz zur Ergehung und Erbauung erneuert von R. Simrock. Mit den Holzschnitten der ersten Ausgaben und dem Bildniß Brands aus Reusners Icones. gr. 8. S. 340. Berlin, 1872. Franz Vipperhaide, 4 thlr.

Wie geschätzt der biedere rechtsgelehrte Straßburger Dr. Sebastianus Brand (Titio), (geb. 1458, † 1521) einst als Schriftsteller war, welche weite Verbreitung sein „Narrenschiff“ durch Ausgaben, Uebersetzungen, Interpolationen und Nachahmungen der verschiedensten Art gefunden und welchen Einfluß er so auf deutsche Sprache und Literatur vielseitig geübt hat, ist aus unsern Literaturgeschichten zur Genüge bekannt. Trotzdem gibt es außerhalb des Kreises der germanistischen Fachgenossen in unsern Tagen gewiß nur Wenige, die sich rühmen könnten, aus eigner Lectüre mit ihm vertraut zu sein. Und doch ist sein Werk wegen des darin enthaltenen treuen und treffenden Gemäldes des wirklichen Lebens mit all seinen Schwächen und Verfehrtheiten und wegen der grundehrlichen offenen Vertheilung, mit der, wenn auch in satyrischer Form, doch vom Standpunkte einer lebensigen, ernsten biblischen Religiosität aus menschliche Thorheit und das Kaster jeder Art mit volksthümlicher Kraft des Ausdrucks bei mannigfachem Aufwand von Gelehrsamkeit gegeißelt wird, nicht nur in sprachlich literarischer, sondern vor allem in sitten- und culturhistorischer Hinsicht für alle Zeit eine anziehende und werthvolle Erscheinung, wenn auch über seine Bedeutung als poetisches Kunstwerk kaum ein anderes Urtheil gefällt werden kann, als es von den hervorragendsten Literaturhistorikern unserer Tage geschieht. Bei diesem bleibend werthvollen und wirksamen, das dem „Narrenschiff“ eignet, können wir es wohl begreifen, wie der um die ältere deutsche Literatur so hochverdiente R. Simrock in Bonn, der mit unläugbar großem Geschick schon so viele literarische Erzeugnisse der deutschen Vorzeit unsern Gebildeten wieder zugänglich gemacht hat (es sei hier nur an „die Nibelungen“ und „Walthar v. d. Vogelweide“ erinnert) den Entschluß fassen konnte, auch den alten juriconsultum et poetam Brand, der trotz Zarndes trefflicher Ausgabe seines Hauptwerks unserer Generation nicht eigentlich näher gebracht worden ist, in der Sprache unserer Zeit wieder zu uns reden zu lassen und in einem größern Publicum ihm wieder Beachtung und Wirksamkeit zu verschaffen. In dem vorliegenden, von der Verlagshandlung typographisch höchst sumtuös ausgestatteten Buche bietet nun der berühmte Kenner deutschen Alterthums, Dichter und Uebersetzer das einst so vielgelesene Werk in neuhochdeutscher Bearbeitung, wir dürfen nicht eigentlich sagen „Uebersetzung“, vor allem der deutschen Familie wieder, um ihr durch die lebenswahre humoristische Schilderung allezeit sich gleichbleibender menschlicher Zustände eine Freude zu bereiten, andererseits aber auch die aus der satyrischen Hülle hervorschimmernde

sittlich ernste Lebensauffassung aufbauend in ihr zu wirken. Lehrt ja doch, wie der Verf. S. XVII sagt, Brand „die Weisheit, die der Seele das ewige Heil erwirbt und tadelst diejenigen, die dasselbe für kurzen Gewinn und flüchtigen Genuß auf Spiel setzen“. Wir zweifeln nicht, daß Sinrock mit seiner keineswegs mühelosen Arbeit, die durch den großen sauberen Druck mit Randverzierungen und die in den Text eingebrachten Originalholzschnitte, die meist von Brands eigener Hand herrühren und zu den schönsten des 15. Jahrh. gehören, ferner durch das vorangestellte ansprechende Profilbildniß Brands selbst noch mehr anzuloden geeignet ist, in manchem deutschen Hause seinen Zweck erreichen und manchen Dank sich verdienen wird. Bewährt er sich doch auch hier als den gründlichen Kenner deutscher Art und Sitte und als den Mann, der den mittelalterlich volksthümlichen Ausdruck mit seinem Gefühl in den entsprechend neuhochdeutschen umzusetzen und selbst manches Veraltete uns wieder verständlich und genießbar zu machen versteht. So sehr wir daher wünschen, daß die in hohem Grade rühmtenwerthe Liberalität der Verlagshandlung hinsichtlich der Ausstattung durch recht reichliche Verbreitung des Buchs belohnt werde, so können wir doch andererseits nicht umhin, auf Einiges hinzuweisen, was uns nach einiger Vertiefung in die Lectüre desselben bedenklich auffiel und worauf auch schon in einer Besprechung in der „Augsburg. Allgem. Zeitung, Nr. 23, 1872, Beilage“ theilweise aufmerksam gemacht worden ist.

Wenn es feststeht, daß jede Uebersetzung, auch die gelungenste, gleichviel ob eng oder frei an das Original sich anschließend, dieses in keinem Falle ersetzen oder in jeder Beziehung befriedigend wieder geben kann, so gilt dies unseres Erachtens von Uebersetzungen und Bearbeitungen aus dem Altdeutschen noch mehr, als von solchen aus classischen oder andern modernen Sprachen. Von den den unsrigen so unähnlichen Culturverhältnissen der alten Zeit, die ohne Commentar meist einem größern Kreise gar nicht mehr verständlich sind, ganz abgesehen, geht die urwüchsigste Kraft des Ausdrucks und der oft unnachahmliche Zauber der Wendungen und des Klangs der ältern Sprache bei der besten Uebersetzung verloren, und die Gefahr liegt bei der Versuchdeuschung nahe, entweder vom Original in Form und Inhalt zu sehr Abweichendes, Modernisiertes, das die richtige Würdigung des Alten beeinträchtigt, zu geben oder das alterthümliche Colorit in dem Grade beizubehalten oder zu erstreben, daß es unserer Auffassungs- und Sprachweise fremdartig erscheint und den Leser zu einem wahren unbefangenen Genuß nicht recht kommen

läßt. Und selbst wo diese Extreme vermieden und so zu sagen, ein Mittelweg zwischen Umdichtung und Uebersetzung eingeschlagen wird, wie es in der vorliegenden Arbeit Sinrock's geschieht, da will sich, wenn man noch dazu das Original kennt, ein richtiges Gefühl der Befriedigung nicht einstellen. So ging es uns wenigstens bei der Lectüre gar mancher Stelle in diesem „erneuerten“ Narrenschiff. Das Deutsch darin ist nicht ganz das fließende, geglättete unserer Gegenwart, andererseits aber auch kein eigentlich alterthümliches und darum nicht recht anmuthend. Da bei der eigenthümlichen Stellung Brands zwischen der mhd. und nhd. Sprachperiode sein Werk, trotz mancher individuellen Eigenheit des Styls und der Darstellung, für einen Gebildeten unserer Zeit, besonders wenn er der erwähnten Ausgabe Zarndes sich bedient, im Urtext im ganzen leicht verständlich ist, so daß er also zu diesem gewiß lieber greifen dürfte, wenn er das Narrenschiff zu lesen sich entschließt, so würden wir es rathlicher gefunden haben, wenn Sinrock, statt den alten humoristischen Sittenrichter dem deutschen Hause in diesem modernen Gewande zu bieten, etwa mit ganz freier Zugrundelegung des Originals ein neues poetisch-satirisches Sittengemälde der Gegenwart hätte liefern wollen. Die Personification der einzelnen moralischen Gebrechen als Narren und so Vieles andre von Brands Einkleidung, was ja für unsre Zeit oft so paßt, als ob es in derselben geschrieben wäre (man denke an die capp. von muwen funden, von der ler der kind, von bettlern, von verführung am fyrtag, von abgang des glauben, von burschem uffgang) hätte ja fast vollständig beibehalten, so vieles andere Veraltete, Locale und Individuelle und uns jetzt nicht mehr Verständliche dagegen weg lassen und durch der Gegenwart Angehöriges und sie mehr Kennzeichnendes ersetzt werden können. Wir zweifeln nicht, daß der in dieser Weise im Schmucke der classischen Sprache des 19. Jahrhunderts aufgelebte und verjüngte Sebastian Brand noch tiefere, nachhaltigere und befriedigendere Wirkung im deutschen Hause der Gegenwart gethan haben würde als der wie vorliegend erneuerte. Und der Dichter Sinrock, der gründliche Kenner des Alterthums und des Jests, wäre wohl auch für eine solche Aufgabe der Mann gewesen.

Eine Vergleichung seiner Leistung mit dem Original, wie es in der mehrerwähnten Zarndes'schen Ausgabe sich findet, ergibt, daß Sinrock mit seiner Bearbeitung fast Zeile um Zeile dem Urtext folgt, jedoch auch hier und da eine solche ganz unbeachtet läßt (z. B. Vorrede, B. 105 (Zarnde), cap. 63, v. 75 u.), ohne daß man recht begreift warum.

Andererseits erscheint uns der ursprüngliche Ausdruck des Originals an nicht wenigen Stellen ohne Noth abgeändert und modernisirt, wo ohne Zweifel die ursprüngliche Form durchaus verständlich, ja deutlicher und drastischer gewesen wäre. Um eine Probe seiner Bearbeitung zu geben, erlauben wir uns den Urtext einiger Stellen und Simrocks Verdeutschung nebeneinander zu stellen.

Cap. 76, Von grossem ruemen, B. 6 ff. heist es:

Mancher wil edel syn und hoch
Des vatter doch macht bumble bum
Und mit dem küffer werck ging umb
Oder sich hat also begangen,
Das er vacht mit eyner stäheln stangen.

Simrock, S. 191:

„Mancher wär gern ein Edelmann
Des Vater machte Bumblebum,
Ging mit dem Schlegel ums Faß herum,
Oder erwehrte sich der Noth
Indem er auf alten Trödel bot,“
in welchen 2 letzten Versen uns doch mehr eine Anspielung auf Athleten und Seiltänzer, die durch ihre erstaunlichen Productionen ihr Brod verdienen, enthalten zu sein scheint, als die gegebne Auffassung.

Ferner Cap. 95 Von verfurung am fyrtag, B. 40, steht:

Manchem jm wyn do me zerrynt
Dann er eyn woch mit arbeit gwynnt,
Der müsz ein schmürtzler, humpeler sin
Wer nit will sitzen by dem wyn
Tag und nacht, bisz die katzen kreygt
Oder der morgen luft har weygt

Simrock, S. 247:

„Manchem beim Weine mehr zerrinnt
Als er die Woche lang gewinnt
Der müst ein geizger Stümper sein,
Der jetzt nicht sitzen will beim Wein
Tag und Nacht bis zu der Hahnen Krähn,
Oder der Morgenlüfte Wehn.“

Sehen wir aus diesen wenigen Anführungen, daß der Verf. sich nicht ängstlich ans Original hält, was wir übrigens auch gar nicht verlangen, so müssen wir doch noch auf eins aufmerksam machen, was bei diesem erneuerten Brand in reicherm Maße Bedürfnis gewesen wäre, als es geboten wird. Wir meinen: erklärende Anmerkungen und Erläuterungen zum Texte. So schätzbar und trefflich das ist, was in dieser Beziehung der Anhang bietet, so ist es für gar manche Stellen durchaus nicht hinreichend, wenn der einfache, mit früheren Verhältnissen nicht näher vertraute Leser ein ganzes und volles Verständnis derselben gewinnen soll. Wer wird z. B. wenn er liest:

Vorrede S. XXIX, B. 96:

Eyn teyl uff kalbsz füsz gingen sust
bei Simrock:

„Auf Kälberfüßen gingen Viele“
daran denken, daß hier von dem gezierten Gange der Stuger die Rede ist, oder wer kann wissen, daß in cap. 63, B. 11 und 12:

„Des glychen dunt die heiltum fürer,
Stürnenstösser, statzionyeren“

Simrock S. 148:

„Desgleichen thun die Heilthumführer
Waganten, Fechter, Stationierer“ —
die Namen „Heilthumführer“ und „Stationierer“ die früher übliche Bezeichnung für Reliquienträger und Betrüger mit angeblichen Knochen von Heiligen sind.

Wir glauben, daß in Bezug auf solche und ähnliche unerklärte Ausdrücke, deren sogar in dem zuletzt angezogenen Cap. noch mehrere vorkommen, den allerwenigsten Lesern mit Verweisung auf Zarncke's Commentar, von dessen allzumissenschaftlicher Haltung ganz abgesehen, gedient sein dürfte. Einige kurze erklärende Glossen unter dem Texte würden da vielleicht am besten dem Bedürfnisse genügt haben.

Billigen können wir es dagegen nur, wenn an einzelnen Stellen die ursprüngliche Derbheit des Ausdrucks durch eine etwas freiere Fassung gemildert und so des für uns Anstößigen beraubt worden ist.

Mit diesen unsern Bedenken und Ausstellungen wollen wir jedoch keineswegs von recht fleißigem Lesen des prächtigen Buchs abschrecken. Es wird uns vielmehr aufs höchste freuen, wenn durch Prof. Simrocks Bemühung das auch von uns hochgeschätzte, der „Form nach satyrische, seinem innersten Kerne nach religiöse Gedicht“ der deutschen Familie wieder wahrhaft zurückgegeben wird und zur Hebung unserer sittlichen Zustände mit beitragen hilft.
D. Bb.

Pädagogik.

Staat oder Geistlichkeit in der Schule.

Stenographische Berichte der Verhandlungen des Hauses der Abgeordneten über den Gesetz-Entwurf betreffend Beaufsichtigung des Erziehungs- und Unterrichtswesens. Berlin, 1872. Kortkamp. 24¹/₂ Sgr.

Das preuß. Schulaufsichtsgesetz hat von der Veröffentlichung seines Entwurfs an bis zu seiner Publizierung und bis heute viele Federn und viele Zungen pro und contra in Bewegung gesetzt, so daß aus dieser Thatsache

die unberechenbare Wichtigkeit desselben klar und deutlich zu erkennen ist. Wer die Zeichen der Zeit zu deuten verstand, konnte zwar mit Gewißheit voraussehen, daß ein Gesetz der Art kommen werde. Das katholische Dogma von der Unfehlbarkeit mußte, wie man bestimmt erwarten durfte, staatliche Maßregeln hervorrufen, welche im Stande wären, den Einfluß der Kirche besonders der katholischen Geistlichkeit zu schwächen, vornehmlich auf dem Gebiete der Jugendbildung. Um so mehr mußte sich die Regierung versucht fühlen, auf diesem Gebiete den kirchlichen Einfluß je nach den Umständen in die wünschenswerthen Schranken zu verweisen, resp. eventualiter unschädlich zu machen, da sie erwarten durfte die ganze mächtige liberale Partei auf ihrer Seite zu haben. Selbst der frühere Kultus-Minister von Mühler konnte diesem Drängen der Verhältnisse nicht widerstehen. Unter seiner Regide wurde noch der vielfach angesehene Gesetzentwurf ausgearbeitet, derselbe würde auch unter einem Ministerium von Mühlers Geist vielfach das bedenkliche verloren haben. Es folgt ja aus dem Gesetze nicht mit unabweisbarer Nothwendigkeit, daß den Geistlichen ihr Einfluß auf die Schule entzogen werde; man könnte selbst sagen das Gesetz bringe nichts Neues, sondern ordne nur, was schon längst in Geltung gewesen. Das ist ja nicht zu leugnen, daß gesetzlich und faktisch in Preußen und den meisten andern deutschen Staaten die Schule als Staatsanstalt angesehen und behandelt worden ist. Das Ministerium für Schulangelegenheiten war eine reine Staatsbehörde, ebenso die Provinzialschulcollegien, die Regierungen, zu deren Ressort insbesondere das Volksschulwesen gehörte. Daß in letzteren nicht zum geringen Theil gewesene Geistliche die bezüglichen Referenten waren und sind, ändert im Prinzip nicht das Geringste. Die Kreisinspectoren wurden, von der Regierung ernannt, wie es auch in Zukunft geschehen soll. Daß Geistliche fast ausnahmslos dazu genommen wurden, steht mit der Behauptung, die Schule sei als Staatsanstalt betrachtet und behandelt worden, nicht im Widerspruch. Es schien diese Anordnung die beste Lösung zu sein für die Frage: wie Staat und Kirche ihre gemeinschaftlichen und besonderen Ansprüche an die Schule geltend machten. Der Staat leitet das Ganze und ernennt die Schulaufsäher, die ihm tauglich erscheinen. Er nimmt aber Geistliche, so daß auch die Kirche eine gewisse Garantie hat, ihr Interesse werde gewahrt. Es ist aber keineswegs gesagt, daß dieser *modus vivendi* geändert werden müsse; doch die Möglichkeit, daß solches geschehen könne, ist gegeben, und wer

weiß, was für Ministerien in einem constitutionellen Staate an das Ruder kommen! Die Kirche hat gar keine Garantie, daß ihr Einfluß auf die Schule nicht heute oder morgen völlig brach gelegt werde. Und wenn auch Art. 24 der Verfassung, welcher verordnet: Bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen sind die confessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen und den religiösen Unterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesellschaften, nicht ausdrücklich aufgehoben worden ist, so ist es immer bedenklich, daß dieses Verhältnisses in dem neuen Gesetzentwurf gar nicht Erwähnung gethan worden war. Wie sollen die Religionsgesellschaften den religiösen Unterricht leiten und überwachen, wenn die Geistlichen aus der Schule zurückgedrängt werden? Ganz besonders bedenklich ist, daß auch der Geistliche möglicherweise seine Stellung im Ortschulvorstande verliert. In anderen neueren Schulgesetzen, im badiſchen und gothaischen ist der Geistliche wenigstens geborenes Mitglied des Ortschulvorstandes und in der Regel vorsitzendes. Nach dem neueren preuß. Gesetze kann er so gut wie beseitigt werden. Wir müssen es daher erklärlich finden, daß unzählige Petitionen gegen das Gesetz bei der Kammer eingelaufen sind. Wer die religiöse Jugendbildung in ihrem wahren Werthe zu würdigen weiß, konnte nicht gleichgültig einen Gesetzentwurf, der möglicherweise ein äußerst gefährlicher werden kann, dahinnehmen. Es bedurfte nicht pfäffischer Intriguen um das christliche Volk gegen denselben zu stimmen, und wir sind überzeugt, daß, wenn nach demokratischen Grundsätzen über das Gesetz hatte abgestimmt werden sollen, es wäre auf dem Lande durchgefallen. Nur in den Städten würde das Resultat ein anderes gewesen sein. Es liegt nun in den Händen der preuß. Regierung, das Gesetz zum Guten oder zum Bösen zu verwerten. Wir wollen hoffen, daß sie das Erstere thut.

Doch nun zur vorliegenden Schrift selbst. Wir wünschen sie in recht Vieler Hände, namentlich auch in die Hände der Lehrer, die mit ihren übertriebenen Emanzipationsgelüsten aus den gehaltenen Reden manches Wort beherzigen könnten. Es sind von den Gegnern des Gesetzes gewichtvolle Worte zu Gunsten der Kirche und der Geistlichkeit gesprochen worden und wir möchten wünschen, daß in allen deutschen Ständekammern bei den bevorstehenden Verhandlungen über das vielfach geforderte und zu erwartende Schulgesetz ähnliche Vertheidiger der Rechte der Kirche an die Schule auftreten möchten, wie hier in Berlin. Zu unserer Beschämung müssen wir gestehen, daß es hauptsächlich katholische Redner waren,

welche die Sache der Kirche vertheidigten. Wir nennen Reichensperger, Windthorst, von Mallinrodt, Wiczbinsky. Man machte geltend, es sei unrecht, dieses Gesetz vereinzelt zu geben, ohne das ganze Schulwesen durch ein neues Gesetz zu ordnen; man hätte erst vorher auch die kirchlichen Organe hören müssen. Mache man die Schulen zu reinen Staatsanstalten, so müsse man auch Unterrichtsfreiheit wie in Belgien gewähren. Windthorst sagt unter Anderem: „Diese Unterrichtsfreiheit weisen Sie heute noch höhnisch zurück, obwohl sie bereits in der Verf. steht; aber ein Postulat der wahren und ächten Freiheit werden Sie auf die Dauer nicht zurückweisen können. Wenn der Abg. Virchow glaubt, daß die Unterrichtsfreiheit die Freiheit der Ignoranz sei, dann irrt er sehr. In Belgien sind gerade die Schüler der Schulen, welche aus der Unterrichtsfreiheit hervorgegangen sind, diejenigen, welche bei den Staatsprüfungen die besten Zeugnisse davontragen. Das ist auch ganz natürlich, denn die auf der Unterrichtsfreiheit beharrenden Schulen, welche mit ungeheuren Opfern erhalten werden müssen, neben denjenigen Auslagen die für Staatsch. bezahlt werden, können sich nur dann halten, wenn sie vorzügliche Leistungen machen. Das ist die nothwendige Folge der Concurrenz. — Halten Sie fest an der gemeinsamen Arbeit von Staat und Kirche in den Schulen, wie sie bisher geordnet war! Schätzen Sie auch in den neuen Provinzen die dort gegebenen Verhältnisse! Die Schulen sind dort vortrefflich und Niemand wird Ihnen nachweisen, daß sie zurückstehen gegen die Altpreußens. Es ist uns, allen neuen Provinzen, wie zu anderer Zeit Westfalen und Rheinland, Schlesien versprochen worden, daß diese Berechtigungen in Kirche und Schule aufrecht erhalten werden sollen; das haben die Fürsten dieses Landes in den Besitzergreifungspatenten erklärt. Lösen Sie das Wort dieser Fürsten und lassen Sie uns die Schule, wie sie ist.“

Reichensperger sagt unter Anderem: „Ich meinerseits will nur sagen, daß heute wie immer bei mir die Ueberzeugung besteht, daß religiöse Erziehung die absolute Bedingung jeder Volksbildung ist, und daß diese auf dem Wege religiöser Erziehung allein zu erstrebender Volksbildung nur erreicht werden kann durch die Mitwirkung und den organischen Verband der Schule mit der Kirche. Wenn das nun wahr ist, dann verstehe ich in der That nicht, wie das heute nicht mehr seinen Ausdruck finden sollte und könnte in denjenigen gesetzlichen Bestimmungen die bisher maßgebend gewesen sind. Ich meine, daß das Interesse des Staats ebensosehr, wie das Interesse aller einzelnen Religionsgesellschaften die Aufrechterhaltung

des bestehenden Zustandes erfordert. Denn auch heute noch scheint mir wahr zu sein, was in alten Tagen Plutarch gesagt hat, daß es viel leichter sei, eine Stadt oder einen Staat in der Luft zu bauen, als ohne die Grundlage der Religion. Wenn aber die Religion nur durch Vermittelung der Kirche in dem Volke ausgebreitet werden kann, dann verstehe ich nicht, wie man ernstlich an eine Loslösung der Schule von der Kirche und deren organischem Verbande denken kann. Was nun den Staat Preußen betrifft, so hat auch der H. Vorredner darauf hingewiesen, daß die Früchte, welche er aus dem bestehenden Zustande geerntet hat, im großen Ganzen doch sehr segensreich gewesen sind, — segensreich nicht bloß in alten und neueren Zeiten, sondern segensreich bis auf diesen Augenblick heran. Es scheint aber in der That, daß man in Preußen die Quelle vergessen zu wollen scheint, aus der jener Segen erwachsen ist. Es scheint, daß man in der That sich eigene neue Cisternen graben und ausbauen will, ob diese denn aber immer so reines Wasser liefern werden, wie es in früheren Jahrhunderten der Fall gewesen ist, das bezweifle ich. Mir tritt bei dieser Erwähnung mit vollster Lebendigkeit vor die Seele, was im Jahre 1850 Se. Majestät der jetzt regierende König von Preußen, damals Prinz von Preußen zu einer Deputation des Preuß. Abgeordnetenhauses, deren Mitglied ich war, geäußert hat. Es war als er aus dem badischen Feldzuge zurückkehrte, und damals hat der Herr mit bewegten Worten ausgesprochen, daß er als letzten, tiefsten Grund der vollen, staatlichen und socialen Auflösung in Baden nichts Anderes erkannt habe, als die Entfremdung der Schule von der Kirche, als die Entchristlichung der Schule. M. H. ich bin überzeugt daß sich das auch fernerhin wie immerdar ausweisen werde. Wenn Preußen einmal so unglücklich sein sollte, von jenen alten und großen Traditionen abzuweichen, — wenn es auf jener neuen Bahn, wir mir scheint mit Nothwendigkeit, immer weiter geführt wird, dann sehe ich hierin nur noch die Thatsache vor mir, daß Preußen nicht mehr durch seine eigenen Erfahrungen belehrt sein will, sondern daß es durch eigenen Schaden erst klug werden will. — Von Seiten der Altconservativen wies Stroffer auf die Gefahr hin, welche aus diesem ersten Schritte für die weitere Entwicklung des Schulwesens entspringen werde. Mit dem Gesetzentwurf sei das Prinzip der Trennung der Kirche von der Schule in seinem wichtigsten und entscheidendsten Moment angebahnt und alle Prinzipien streben nach ihren Consequenzen. Auch hatten die Vertheidiger des Entwurfs, Richter und Virchow

offen erklärt, es handle sich hier nur um den ersten Schritt, dem andern nachfolgen würden. Die weitere Entwicklung könne nicht ausbleiben, selbst wenn die Regierung den entschiedenen Willen hätte, vorläufig ein paar Jahre Halt zu machen. Die Minister seien nicht unsterblich und jeder folgende Minister werde das einmal betretene Prinzip thatsächlich weiter zur Geltung bringen können, sobald er die Lust dazu habe. Sei das erste Loch in die Mauer hineingemacht, so erweitere und zerbröckele jene sehr bald nach beiden Seiten hin von selbst. Der Hannoveraner Dr. Brüel betrachtete die Sache mehr vom Standpunkte des Staatsrechtes, namentlich der Verfassung, und behauptete, daß das Gesetz letzterer widerspreche. Doch berührt er unter Andern auch den religiösen Standpunkt, indem er behauptet, daß durch das Gesetz die Gefahr des Abfalls zum Heidenthum nahe gelegt werde. Er bezweifelt nicht, daß die gegenwärtige Regierung in Betreff des Religionsunterrichtes die besten Absichten hege. Auch fürchtet er nicht einmal, daß man selbst nur den confessionellen Religionsunterricht in den Schulen in naher Zeit erheblich beschränken oder abschwächen wolle. Die Frage sei aber die, inwiefern die jetzige und inwiefern die künftigen Regierungen andrängenden Gewalten des Unglaubens im öffentlichen Leben Widerstand leisten könnten, wenn sie sich selbst jede Stütze und jede Schranke entzögen, und wenn sie sich selbst das bereite Mittel in dem Gesetz gewähre, die Stimme des Gewissens, die in der Stimme der Beamten der Kirche zu ihr spreche, sofort mundtobt zu machen, wenn sie ihr einmal unbequem werde. Es werde allerdings ein Heidenthum in dem groben und gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht zu erwarten sein, so weit menschliche Aussichten es vorausszusehen vermöchten, aber ein feineres und gefährlicheres Heidenthum sei schon mitten unter uns. — Unbedingten Gehorsam gegen den Staat, das sei es, was man wolle; dadurch aber eben stelle man den Staat als den obersten Gott hin. Der Entwurf selbst biete ebenfalls einen Beweis dafür, wie man die Nationalität, die Politik, den Staat so hoch über alles Andere stelle. Es handle sich doch im Grunde darum, daß zum Schutze der deutschen Nationalität in einzelnen kleinen Landestheilen ohne das mindeste Bedenken geopfert werde, was im ganzen Lande die Kirche an Rechten in Betreff der Schule habe.

Die Vertheidiger des Gesetzes hatten insofern eine leichtere Aufgabe als ihnen die Regierung und besonders die imposante Persönlichkeit Bismarcks mit wiederholten kräftigen Worten zur Seite stand, und als gewiß

mancher Abgeordnete, der sonst gegen das Gesetz gestimmt haben würde, schon um des allgemein verehrten und bewunderten Minister-Präsidenten willen sein Jawort ertheilte. Auch hatten sie den ganzen Liberalismus als unübersehbare Arriere-Garde hinter sich, antürlich nur in der Voraussetzung, daß dieses Gesetz nur eine Abschlagszahlung sei, und daß man bald mehr fordern und erlangen könne. Der Majorität in den deutschen Lehrerversammlungen ist durch ein Gesetz, von dem gesagt wurde, möglicherweise, ja wahrscheinlich werde es im Großen und Ganzen, wenigstens, soweit es die evangel. Geistlichkeit berühre, beim Alten bleiben, nicht Genüge geleistet. Sie begehrt völlige Unabhängigkeit von den Geistlichen, denen weder in der Localaufsicht, noch in der höheren eine Stelle gebühre. Selbst der Religionsunterricht soll der kirchlichen Inspection entzogen werden. Und wie viele Glieder der Fortschrittspartei stehen auf demselben Standpunkte? Aber die Herrn dachten: Besser Etwas, als Nichts; darum drückten sie der Regierung für deren Zugeständniß zu ihren Prinzipien dankbar die Hand, hoffend, das Weitere werde sich finden. Günstig war für die Lobredner des Gesetzes auch der Umstand, daß sie auf die schlechten Schulzustände in Spanien, Italien und andern kath. Ländern, in denen die Schule bisher noch ganz unter dem Einflusse der Kirche stand, verweisen konnten. Erfreulich ist aber der Umstand, daß selbst Männer, wie Birchow und Lasker, die Verdienste der Kirche resp. der Geistlichkeit und des Schulwesens anerkennen mußten. So sagt Ersterer: „Wir sind am wenigsten geneigt zu leugnen, daß es eine Zeit gegeben hat, wo die Kirche ganz wesentlich, ja man möchte sagen, fast ganz allein die öffentliche Bildung gemacht hat. Wir erkennen das dankbar an, wir gestehen gerne zu, daß sie die höchsten Verdienste um die Menschheit erworben hat, und daß es eine der ehrenvollsten Erinnerungen bleiben wird, nicht bloß für die Kirche an sich, sondern auch für einzelne Orden und Gesellschaften, die höchsten Anstrengungen gemacht zu haben im Dienste der wirklichen Cultur der Menschheit. Aber, m. H., Sie werden nicht behaupten können, daß die Kirche an dieser Arbeit regelmäßig fortgefahren ist; Sie werden nicht sagen können, daß da, wo die Kirche ungestört in ihrem alten Besitze geblieben ist, die Völker sich fortgebildet hätten, daß sie als Muster allgemeiner menschlicher Bildung daständen.“ Selbst Lasker mußte zugeben, es habe eine Zeit gegeben, in welcher die Kirche allein alle schönen Functionen der Gesellschaft an sich genommen und gepflegt habe, in welcher sie geschützt habe gegen den

Feudalismus und gegen die absolute Willkür, in der die Krankenpflege, der Unterricht und die Gastfreundschaft allein durch die Kirche gewahrt worden sei. Allein die Culturzustände änderten sich. — Die Ortsgeistlichen seien die natürlichen Schulinspectoren gewesen, so lange sie die Gebildetsten und allein in der Lage waren, den Volksunterricht vollständig zu leiten. Aber sei das auch heute noch der Fall, daß überall der Geistliche der Gebildetste und Geeignteste sei? An sehr vielen Orten werde hoffentlich die Schulinspection auch ferner bei den Geistlichen bleiben. Später sagt er: „Wir hoffen, daß, wenn dieses Gesetz angenommen wird, nach wie vor, die allermeisten Geistlichen, die nicht eben politische Agenten sein werden, die nicht eben die Weisung erhalten, von nun an ihr Aufsichtsamt niederzulegen, die Geistlichen von der frommen Gemüthsart, welche sagen, du verrichtest jeden Tag Dein Vir von Gotteswegen auferlegtes Amt, gleichviel durch welches Mandat es Dir zugetheilt ist, — solche Geistliche werden ihr Amt weiter verwalten, wenn die Regierung sie nicht ansieht.“

Das Gesetz wurde bei namentlicher Abstimmung mit 207 gegen 155 Stimmen angenommen; allerdings mit einigen nicht unwesentlichen Modificationen. Der Entwurf enthielt einen Passus, welcher diejenigen Personen, denen bisher die Inspection über die Volksschulen zugewiesen war, verpflichtete, dies Amt gegen die etwaigen bisherigen Dienstbezüge, im Auftrage des Staates weiter zu führen, oder auf Erfordern zu übernehmen. Dieser Passus wurde gestrichen. Dagegen nahm man folgenden Passus an: „Unberührt durch dieses Gesetz bleibt die den Gemeinden und ihren Organen zustehende Theilnahme an der Schul-Aufsicht, sowie der Art. 24 der Verf. Urkunde vom 31. Jan. 1850.“ Es ist dies eine nicht unwichtige Errungenschaft dem omnipotenten Staatsschulwesen gegenüber. Wir hoffen überhaupt, durch die Verhandlungen, sowie durch das Resultat der Abstimmung werde die Regierung die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es doch nicht ganz leicht ist, den Schulen den kirchlichen Charakter ganz zu nehmen, und daß sie Ursache hat, den Ultra-Fortschrittsmännern in dieser Beziehung nicht allzu willfährig zu sein. Sie wird bei Ausarbeitung des ganzen Schulgesetzes die Schranken befohener Reformen hoffentlich nicht überschreiten und auch bei Handhabung des besprochenen Gesetzes beweisen, wie sehr ihr die religiöse Erziehung der Jugend am Herzen liegt.

Ref. erkennt es an, daß unter den bestehenden Verhältnissen der Staat die Schule als eine Staatsanstalt ansehen muß; aber

ebenso wenig darf man die Kirche ihres Einflusses auf die Schule ganz berauben. Diese soll jener gläubige und würdige Glieder ziehen. Wir halten dafür, daß der Staat in seinem eigenen Interesse handelt, wenn er den Einfluß der Kirche resp. des Geistlichen, trotz mancher Extrabaganz nicht allzu sehr schmälert. Die Kirche sollte bei jeder Schulbehörde in angemessener Weise vertreten sein. Man wird doch wahrlich nicht behaupten wollen, daß wo ein evangelischer und ein katholischer Geistlicher Sitz und Stimme haben, diese beide Herrn, auch wenn sie einig wären, der gegenüberwiegenden Mehrzahl anderer Mitglieder der Behörde das Schulwesen schädigen könnten. Besonders muß der Geistliche oder vielmehr die Kirche im Ortschulvorstand für die religiöse Erziehung der Kinder mit Entschiedenheit eintreten können. Auch wird der Staat im Interesse der Schule handeln, wenn er der Regel nach den Geistlichen die Kreisschulaufsicht überläßt, oder eine Mittelbehörde bildet, in welcher er auch eine Stelle für die Geistlichen offen läßt.

Es kann kein Staatsmann, oder praktischer Schulmann, kein Geistlicher oder wer es sei, über die flagrante Schulfrage ein unbefangenes richtiges Urtheil fällen, wenn er nicht den Verhandlungen der Pr. Kammer seine Aufmerksamkeit gewidmet hat. Zu diesem Behufe kann ihm das vorliegende Büchlein als Führer dienen; es sei bestens dazu empfohlen.

R. Str.

Zischhäuser, Christian. Pfarrer und Vorsteher der Erziehungsanstalt St. Isabella in Brasilien. **Pädagogische Winke für Schule und Haus.** S. 116, kl. 8. Berlin, 1872. Schneider. 10 Sgr.

Ein anspruchloses Büchlein, von dem wir aber wünschten, daß es in recht vieler Hände, namentlich in die von Vätern und Müttern käme! Denn daß es in unserer Zeit, die von Erziehung und Bildung doch so viel redet und schreibt, trotz unserer vielgerühmten Culturfortschritte gerade um die häusliche Erziehung und Bildung nicht zum besten bestellt sei, das ist eine Erfahrung, die man überall leicht machen kann, auch wenn man nicht gerade vom Standpunkte christlicher Lebensauffassung aus die Dinge dieser Welt ansieht. Die zunehmende Abwendung vom Religiösen und Idealen und ihre Rehrseite, der sich steigende realistische und mammonistische Sinn und die mit ihm zusammenhängende Ungebundenheit und Gewissucht, kurz die ganze, dem Dießseits zugekehrte Richtung unserer Zeit, üben den unverkennbarsten Einfluß auch auf

die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts, bei dem trotz der Ueberfülle von Bildungsmitteln, die ihm geboten werden, doch vielfach eine Gleichgiltigkeit in religiös-sittlicher Hinsicht und eine Pietätslosigkeit in den verschiedensten Formen schon frühe angetroffen wird, die demjenigen, der es mit wahren Menschenwohl ernst nimmt, die gegründetsten Bedenken und Befürchtungen wegen der Zukunft erregen müssen. Daß diesen Uebelständen gegenüber vor allem die Häuser und Familien wieder mehr von christlichem Lebensgeiste und christlichen Erziehungsgrundsätzen durchdrungen werden müssen, ist ein Postulat, das vor allem Dingen erhoben werden muß, wenn von einer gründlichen Besserung unserer innern Verhältnisse die Rede sein soll. Diese Ueberzeugung hat auch unseren Verf. bei seinen pädagogischen Bemerkungen, Wünschen und Rathschlägen, mit denen er sich hauptsächlich an „Haus und Familie“ wendet, getrieben und geleitet. Wie wenig in den bürgerlichen Kreisen unserer städtischen und ländlichen Bevölkerung, die doch auf dem wichtigen Gebiet der Erziehung oft so rathlos ist und von der Zeitströmung so ganz beherrscht wird, auf Jugenderziehung bezügliche Schriften, so viel deren auch Jahr aus Jahr ein erscheinen, gelesen werden, ist ihm wohl bekannt. Er sucht den Grund davon, wie uns scheint, nicht mit Unrecht in dem Umstand, daß Pädagogisches unserem Volk in zu systematischer Form geboten wird. Bei seinen kurzen Erörterungen über 60 der wichtigsten Punkte und Fragen, die bei der Erziehung in Betracht kommen und denen sich noch einige Rathschläge zur leiblichen Pflege der Kinder anschließen, galt es ihm daher auch

nicht ein abgerundetes pädagogisches System in nuce zu geben und hochtrabende, auf der Höhe der Zeit stehende pädagogische Prosaen zu bieten, sondern eine „Sammlung mitten in einer Kinderschaar jeglichen Alters“, selbstgemachter Beobachtungen und Erfahrungen die in den „ärmsten Hütten“ wie in „den Bürgerhäusern“ mit Segen verwerthet werden können. Und solche Winke und Hinweisungen, dächten wir, müßten gar manchem ernstern Familienvater und mancher Mutter, die bei dem nach so manichfachen Richtungen auseinandergehenden Geist unserer Zeit über die bei ihren Kindern zu befolgenden Erziehungsgrundsätze in Schwanken oder Zweifel gerathen, ein erwünschter Führer und Leitstern werden können. Ueberall von gesundem, praktisch christlichen Grundanschauungen und Gesichtspunkten ausgehend ist unseres Verf. Büchlein, das so lebendig und begeistert für die Heranziehung eines besseren Geschlechts eintritt und so kernhafte, treffende und schlagende Fingerzeige und Beobachtungen enthält, gewiß geeignet, Eltern und Lehrer über die wichtigste und heiligste ihrer Pflichten und manches Problem der Erziehung zur Befinnung und erstem Nachdenken zu bringen und ihnen zu besserer Praxis ihren Kindern gegenüber Anleitung zu geben. Auf Einzelnes hier näher einzugehen, müssen wir uns verlagern; wir können uns aber der Ueberzeugung nicht verschließen, daß ein solches Werkchen, das uns längst als Bedürfniß erschien, nicht ohne Segen bleiben könne, wo es Eingang finden werde. Möchten namentlich Geistliche und Lehrer in den ihnen zugänglichen Kreisen die Empfehlung und Verbreitung desselben sich angelegen sein lassen!

III. Referate aus Zeitschriften.

Eco della Verità. Firenze 1871. September—Dec. Nr. 44—61.

September Nr. 44—48. — Sarà evangelica l'Italia? Der anscheinend geringe Erfolg aller Evangelisationsarbeit in Italien macht Viele müde und hoffnungslos. Daß nur die plebaglia sich zu den Evangelischen halte, ist der immer wiederholte Vorwurf der höheren Stände, die selbst nichts glauben; der Hinweis auf die Erfahrungen des 16. Jahrh. die vermeintliche unwiderlegliche Begründung der Hoffnungslosigkeit aller Evangelisationsbestrebungen. Mit Recht wird dem gegenüber behauptet, die Reformation des 16. Jahrh. sei in Italien gerade daran gescheitert, daß nur die höheren, sog. gebildeten Stände sie zu ihrer

Sache machten, während dagegen der breite und tiefe Untergrund der Volkskreise, im scharfen Unterschiede von Deutschland, in Italien der Bewegung fast gänzlich fern blieb. — „Aus einem Fischer ein König;“ was alles aus dem armen Simon Petrus und seinen „Nachfolgern“ geworden, und daß es hohe Zeit gewesen sei, wenigstens einige Machtbefugnisse dem „parvenu“ auf dem Throne wieder abzustreifen. — Ein Brief des Pater Hyacinthe, der unsres Wissens in Deutschland noch nicht veröffentlicht ist und die Kenntnissnahme wohl verdient. Der Abbé Perraud hatte bei Gelegenheit der von ihm auf den Erzbischof. Darbois in Paris gehaltenen Gedächtnißrede den Pater Hyacinthe apostrophirt, er solle auf seinen

Posten zurückkehren. Derselbe antwortet: „Nein, ehrwürdiger Vater, ich bin für den Erzbischof von Paris nie das gewesen, was Abisalom, dem Sie mich vergleichen, für den König Israels war: ein unbankbarer und empörender Sohn. Nie hat mir Mons. Darboy ein Wort gesagt, das nur von fern an die Anklagen und Vorwürfe erinnerte, welche Sie gegen mich in den Mund nehmen. Es ist leicht die Todten reden zu lassen. Ich für mein Theil werde indeß die Ruhe eines Grabes ehren, das erst so kürzlich und so schmerzlich sich geschlossen hat, und den vermeintlichen Reden, die Sie daraus hervorgehen lassen, die wirklichen Reden und Schriften nicht entgegenstellen. Zweifelsohne hat Mons. Darboy in keiner Weise die Stellung begünstigt, die ich seit nahezu zwei Jahren eingenommen; aber er wußte, daß dieselbe mir oder meinen Gewissen angenügt war, und aus diesen Gesichtspunkte, stehe ich nicht an zu sagen, hat er dieselbe allezeit respektirt. Wenn eines Tages die Briefe veröffentlicht sein werden, die ich von ihm besitze, so werden sie zeigen, in wie hohem Maße dieser große Bischof der flachen und schmähligen Begriffs-Verwirrung fern stand, die man heutzutage sich zu Schulden kommen läßt, indem man der militärischen Subordination, welche äußerlichen, ich möchte sagen materiellen Gehorsam von Soldaten fordert, die freie und auf Ueberzeugung beruhende Zustimmung gleich stellt, welche die Kirche von der Vernunft des erleuchteten Katholiken für ihre Glaubens-Dekrete in Anspruch nimmt. Die Isolirung, in der ich mich inmitten meiner alten Freunde befinde, zeugt keineswegs gegen mich, sondern rechtfertigt vielmehr in trauriger Weise den Anspruch eines anderen berühmten Todten, den wir beide bewundert und geliebt, und dessen Gedächtniß Sie, glücklicher als ich, berecht und muthig haben verteidigen dürfen. Die sog. liberalen Katholiken Frankreichs, schrieb mir wenige Wochen vor seinem Tode der Graf Montalembert, sind in meinen wie in Ihren Augen Abtrünnige. Der Abfall hat sich jetzt vollzogen, und leider Gottes nicht nur von Seiten einiger französischer Katholiken. Eben lese ich in der Semaine religieuse aus Paris, daß das dortige Metropolitanatcapitel es für seine Pflicht gehalten hat, noch über der Bahre seines Erzbischofs an den Papst zu schreiben, nicht nur um sich dem Vaticanum zu unterwerfen, sondern um es „als eine besondere Vergünstigung der Vorsehung und als eine rechtzeitige und dem Bedürfniß entsprechende Maßregel zu preisen, daß dies Dogma proclamirt ist, welches jener Erzbischof so kräftig besprochen hat.“ In Erwiderung dieser allerdings überraschenden Gefühle versprechen die Verfasser des Päpstlichen Breve, das die Semaine religieuse abdruckt, der Kirche von Paris von Seiten des Papstes eine noch zärtlichere Liebe und noch größeres Wohlwollen; sie ermahnen dieselbe, jede Spur von Trauer und Corruption (offenbar der lateinische Ausdruck absichtlich doppelsinnig gewählt) abzuweisen und unter einem neuen Hirten Tage des Glückes und des Rufes zu beginnen. So weit ist es mit der Kirche von Paris gekommen!“ — Das französ. Comité für Abschaffung der Sklaverei (Aboulaye, Cochin, Guizot, de Presensé, S. Martin) hat sich bei König Amadeus I.

von Spanien für die Sklaven Cubas und Portoricos in einer — mit abgedruckten — Adresse vermerkt. — Humoristisch bitter Aufsatz des „Famella“ über das Florentiner Fluchen. — In Florenz ist ein berühmter Pianoforte-Fabrikant, Ducci, gestorben, der eine gewaltige Summe testirt hat, damit für seine Seele nicht weniger als 10,000 Messen gelesen werden. So viele Messen auf den Geld-Markt von Florenz gebracht, werden die Florentiner Priester geradezu in Verlegenheit setzen. Ob nicht einige in die Provinz ausgeführt werden könnten? Das Eco della Verità könne einen Abnehmer vermitteln; ein Priester aus der Provinz habe kürzlich um einige evangel. Bücher gebeten: er wolle als Bezahlung ebenso viele Messen für das Eco lesen. Leider könne sich die Redaction auf einen solchen Handel nicht einlassen, aber sie verweise den Erzbischof auf dies Angebot. — Der hohe „Gefangene“ im Vatican. Wie viele römische und italienische Patrioten dankbar gewesen wären, wenn man ihnen seiner Zeit statt der Kerker und Banden eine solche Gefangenschaft in Rom gewährt hätte. Uebrigens sei das ganze Gerede von Gefangenschaft des Papstes bewußte Lüge. — In Rom ist wieder ein neues Local zur Predigt des Evangeliums eröffnet, im alten historisch berühmten Palazzo vecchio, Scala della Torre Nr. 39. — Ein Officier der italienischen Armee in Rom hat neulich ohne Absolution sterben müssen, weil der Beichte hörende Pater ihm dieselbe nur unter der Bedingung hat ertheilen wollen, daß er für den Fall seiner Genesung den Militärdienst verlasse und nie mehr unter den Fahnen des excommunicirten italienischen Königs zu dienen verspreche. — In Neapel ist ein Priester, Vincenzo Cerbelli, auf frischer That ergriffen, als er eben die Eltern des Mädchens, dem er nachstellte, und zwar den Vater sofort durch einen Dolchstoß in's Herz gemorbet, die Mutter lebensgefährlich in der Seite verwundet hatte. — L'unità cattolica hat folgende Auseinandersetzung geleistet. Dem Heiland ziemte es nicht, auf Erden altersschwach zu werden und die Lasten des Greisenalters an seinem eignen Körper zu tragen. Darum hat er bei seiner Himmelfahrt Stellvertreter seiner Person zurückgelassen, und in ihnen, den Päpsten, altert nun auch der Sohn Gottes; Christi Alter also wird an dem greisen Pius verehrt! — Ein durch mehrere Nummern gehender Aufsatz über die Klöster, ihre ursprüngliche Bestimmung (die größere Heiligung des Lebens im Kloster) und die Unmöglichkeit und Ueberflüssigkeit, sie jetzt noch zu erfüllen. — Am 5. Septbr. haben alle evangelischen Denominationen in Rom sich vereinigt zur Feier des 5. Sept. 1554, an welchen Tage der Franziskaner Giovanni Molito für seine evangelische Predigt auf dem Campo dei Fiori den Märtyrertod erlitt. — Der Mont-Cenis-Durchschnitt. Vergleich der Feste, Reden, Zeitungsartikel bei Gelegenheit dieses Riesenvortes mit dem einfach gewaltigen Telegramm, des 1. J. auf dem transatlantischen Kabel die Verbindung Europas mit Amerika begrüßte: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Hier haben zwei eminent protestantische Völker sich begrüßt, dort zwei erzkatholische mit einander gefeiert — ohne daß in letzterem Falle

der Name Gottes auch nur erwähnt wäre. — Specchietto cattolico. Als dieser Spiegel für Rom und den römischen Katholicismus wird Röm. 1. 22 und 25 betrachtet und beleuchtet: sie haben Gottes-Wahrheit verwandelt in Lügen und haben gehetzt und gedient dem Geschöpf mehr als dem Schöpfer, der da gelobet ist in Ewigkeit; da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden. — Fortschritte der Evangelisation in Spanien. — In Palermo läßt der frühere Jesuitenpater Vincenzo Caprera eine neue Zeitschrift unter dem Titel: *Patria e Vangelo* erscheinen; das Blatt wird im Sinne des liberalen Katholicismus redigirt werden, etwa nach Art des *Emanipatore cattolico*. — Lo scisma germanico. Vespregung der zwei wichtigsten Erdscheinungen auf diesem Gebiete: die Eröffnung der bairischen Regierung an den Erzbischof von München vom 27. August und die große Altkatholikenversammlung in München vom 22.—24. August. In Bezug auf die erstere komme es nur darauf an, den Worten Thaten folgen zu lassen, also z. B. bei der augenblicklichen bischöflichen Sedisvacanz in Speier einen Altkatholiken zu ernennen oder die Vacanz fortbauern zu lassen; in Bezug auf die Versammlung in München gelte es die ausgesprochenen Principien in ihre Consequenzen zu verfolgen, also auch mit dem Tridentinum zu brechen. Es erhelle, daß, um mit den Worten der alten waldensischen Chronik zu sprechen, „Gott neuerdings an der Wiederherstellung seiner Kirche in Deutschland und der Schweiz arbeiten läßt.“ Die Gebete der evangelischen Christen Italiens werden die Bewegung in Deutschland treulich geleiten. — La Messa. Die Ungeheuerlichkeit und Schriftwidrigkeit des unblutigen Opfers in der Messe. — Pensiero: Nach Glück begehren, ist etwas natürliches; nach Heiligkeit begehren, kommt von Gott. — Ausführl. Bericht über den Alt-Katholikencongreß in München. — Aus einem Briefe, den Dollinger vor zwei Jahren an Prof. Michaelis schrieb: „Ist die Kirche Gottes wirklich dazu bestimmt, diesen Mühlstein der neuen Dogmen an den Hals gehängt zu bekommen, die sowohl der Schrift als der Geschichte zuwider sind und jedes denkende Gemüth empören? Hefese, der neu erwählte Bischof von Rottenburg, theilt unsre Befürchtungen für die Zukunft. Er glaubt, daß dies der rechte Weg ist, um ganz Deutschland protestantisch — oder, setze ich hinzu, ungläubig zu machen. Der Erzbischof von München hat ihm gesagt, daß er die Aufstellung neuer Dogmen als das größte Unglück betrachten müsse. Inzwischen sind sie in Rom nach den glaubwürdigsten Berichten entschlossen, um jeden Preis vorwärts zu gehen, und haben schon das Dogma von der Infallibilität vorbereitet. Es ist von der Commission angenommen worden. Mein Freund, Sir John Acton, auf dessen Schloß ich mich gegenwärtig befinde, hofft nichts gutes von seinen englischen Bischöfen, und ich traue den unsren nicht, da ich die sichersten Beweise für ihre Schwäche, oder doch für die der meisten unter ihnen, in Händen habe. Wenn Sie einen Hoffnungsgrund haben, theilen Sie mir ihn mit.“ — Le due internazionali. Zwei Internationale! Daß Gott erbarm! Eine war schon genug. Es werden nun eingehend die

Società di Gesù und die Associazione internazionale in Ziel, Organisation und Wahl der Mittel verglichen. — Ist der Mensch von Natur gut oder böse? Untersuchung, wer Recht hat: die Bibel mit ihrem „der Mensch säuft Unrecht wie Wasser“ Hiob 15, 16, oder Mauro Macchi mit seinem „der Mensch ist von Natur gut?“ — Der schottische Pastor D. Miller in Genua hat in seinem unermüdblichen Eifer für das Reich Gottes sich ein ganzes neues Mittel der Wirksamkeit ausgedacht: er hat sich eine große Barke mit einer Kajüte bauen lassen, die etwa 60 Zuhörer faßt; da predigt er sonntäglich und nach Bedürfnis öfter seinen Randbenten und allen der englischen Sprache Mächtigen, die als Matrosen oft Wochenlang im Hafen liegen. Auch ist fortwährend ein Colporteur mit Bibeln und Traktaten an Bord. — Il malessere dello società moderna. Die Unità Cattolica beklagt in ihrer Nummer vom 3. Sept. den jämmerlichen Zustand der modernen Gesellschaft. Es giebt nur Ein Hilfsmittel gegen alle Schäden unsrer Zeit, ruft sie aus, das ist der Syllabus Pius des IX.! Hätte sie doch statt syllabo lieber sillabario gesagt! Das ABCbuch thut den katholischen Völkern Noth, die Rettung aus der schmachvollen Ignoranz, die Rom mit der äußersten Fähigkeit überall, wo es herrschte, festzuhalten gewußt hat. Oder noch besser, statt Syllabo wollen wir sagen l'Evangelo! Wo das gepredigt wird, da folgt wahre Bildung, des Herzens und des Kopfes von selbst. — Nach altem Herkommen ist der jedesmalige aus Francorum Canonicus von S. Giovanni im Laterano. So hat das Kapitel der römischen Laterankirche auch eben Monsieurs Thiers zum Canonicus ernannt, wie vor ihm Napoleon III. — Der bekannte evangelische Schriftsteller und Prediger Donaventura Mazzarella, der als Abgeordneter schon länger im italienischen Parlamente sitzt, ist von einer lebensgefährlichen Krankheit wieder genesen. — Der Bischof von Ely in England, desgleichen der von Lincoln im Namen seiner Diöcese, haben an Prof. Dollinger Zustimmungsschreiben in Bezug auf seine reformatorischen Tendenzen gerichtet. — Mehrere geharnischte Artikel gegen einen Aufsatz des in Rom erscheinenden Tempo vom 3. Oct. unter der Ueberschrift: Die Wissenschaft und die Moralität der Bibel. Dieses freche Nachwerk nennt Altes und Neues Testament „ein Sammel-surium von Lügen, Dummheiten und Immoralitäten.“ Die empörendste Unkenntnis in Bezug auf den Inhalt der heil. Schrift wird dem Verfasser nachgewiesen, oft unter dem Bedenten, daß seine Vorwürfe nur den in der Vulgata wiedergegebenen, nicht den authentischen Sinn treffen. — Historische Bemerkungen über die verschiedenen „Crede's der Kirche, das Apostolicum, Nicaeno-Constantinopolitanum, Athanasianum und das Credo Pius des IV. vom Jahre 1564, welches letztere nicht nur die Diener der römischen Kirche, sondern auch Alle diejenigen beschwören müssen, die ein Doctorat der Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Chirurgie erlangen wollen. Es besteht aus 17 Artikeln: 1. Ueber die apostolischen und kirchlichen Traditionen, 2. daß das Recht der Schriftauslegung allein der römischen Kirche gehöre, 3. die 7 Sacramente, 4. die dabei vorkommenden Riten, 5. die

Tridentinische Lehre von der Erbsünde, 6. die Messe, 7. die wahrhafte Gegenwart Christi beim Abendmahl, 8. die Transsubstantiation, 9. die Communion sub una, 10. Purgatorium, 11. Fürbitte, 12. Heiligencult, 13. Reliquiencultus, 14. Wibercultus, 15. die Indulgenzen und Ablässe, 16. der Primat und oberste Lehrautorität Roms, 17. der Primat des Papstes. Das Alles müssen die Doctoranden versprechen fermissimamente di abbracciare e ritenere. — Im Jahre 1870 sind in Italien 5,448 Bibeln und 14,389 N. Testamente verkauft worden, außerdem 11,420 Theile der Schrift (ein Evangelium, eine Epistel, Psalmen etc.). — In der dritten Octoberwoche haben 13 Studenten der ev. Theologie in Florenz ihre Examina absolvirt und treten in den Kirchengienst. — In Paris leben noch immer 67,000 Kinder, die keinerlei Unterricht empfangen; da 280,000 die Schule besuchende Kinder gezählt werden, so bleiben 25 Procent ohne Schule! — In der Nr. 52 zeigt das Eco an, daß es diesmal den Jahrg. bis zum 31. December fortsetzen wolle, während sonst der letzte October die Jahrgänge beschloß. Redactionelle Rücksichten sind für diese Aenderung maßgebend gewesen.

L'esercito del Papa. Dies Heer, das dem Papsi ad nutum ergeben ist, besteht in Italien aus nicht weniger als 240 Erzbischöfen und Bischöfen. In dem Consistorium vom 27. Oct. hat Pius zum ersten Male von dem seitens Italiens ihm gewährten Vorrechte Gebrauch gemacht und eine große Schaar kirchlicher Würdenträger ernannt, ohne auch nur die leiseste Rücksicht an den Staat zu thun, ob es personae gratae seien. Natürlich ist seine Wahl ausnahmslos auf die entschiedensten Infallibilisten gefallen. Dennoch braucht sich Italien vor den kampfbereiten Stetetruppen nicht zu fürchten. — „Den Jesuiten ist es nach ihrer Geschichte vorbehalten der Welt zu zeigen, daß sich auch mit der vollkommensten Organisation auf die Länge gegen die Wahrheit und die Gerechtigkeit nichts machen läßt. Sie sind bisher noch in keiner ihrer zahllosen Unternehmungen zum endlichen Ziele gekommen.“ — La quistione operaia. Die Arbeiterfrage klopft auch in Italien durch wiederholte scioperi (strikes) an. Das Verlangen der Arbeiter nach Hebung ihrer materiellen Lage ruht zum Theil auf gutem und berechtigten Fundament; aber ohne Beseitigung der miserie morale, intellectuali, spirituali e religiose sei eine Besserung absolut nicht zu erwarten. Verhängnißvoll für die italienischen Arbeiter sei vor allen Dingen das wöchentliche Spiel in der Staatslotterie. Kaufst auch ein salvadanaio (Sparkassenschein) und zahlt alle Sonntage das Spielgeld ein (10 Centesimi, kaum 1 Sgr. nimmt der Staat als Minimalatz bei der Lotterie an!) und am 31. Decbr. jedes Jahres werdet ihr eine Armbekanne gewinnen: eine gespaltene Summe und wiedererlangte Moralität.“ — Die evangelischen Conferenzen in Nîmes haben drei für den französischen Protestantismus wichtige Beschlüsse gefaßt: 1. Gründung einer Evangelischen Gesellschaft für die Innere Mission in Frankreich, 2. Antrag an die National-Verammlung auf völlige Trennung der Kirche vom Staat, 3. Dsgl. ein Antrag auf Einführung des obligatorischen und kostenfreien Schul-

unterrichts in ganz Frankreich. — Vom 31. Oct. bis 4. Novbr. hat die Conferenz der vereinigten freien Kirchen Italiens in Florenz getagt. 23 Kirchen waren mit 22 Deputirten vertreten. Es ward beschlossen, die Gründung von Schulen nicht mit in den Bereich des Evangelisationszieles zu ziehen (sehr im Unterschiede von der waldensischen Praxis, welche auf die Schulen die höchste Forderung für die Zukunft setzt). Ferner wurde ein Allgemeines Statut (Regolamento generale) für die freie Kirche Italiens angenommen. Titel I. Von der Kirche. Jede beitretende Gemeinde ist in Bezug auf ihre Interna völlig frei und unabhängig von anderen, die Eintigung bezieht sich ausschließlich auf la stessa fede, gli stessi regolamenti generalia e la stessa opera — also der ausgesprochene Independentsimus. Titel II. Vom Amt. Die „Gaben“ werden nach der Schrift in allen Einzelgemeinden anerkannt. Im ganzen Bereich der Union dürfen sie aber nur dann ausgeübt werden, wenn sie von der General-Verammlung anerkannt sind. Alljährlich wird ein Verzeichniß der also anerkannten ministri aufgestellt und den einzelnen Gemeinden notificirt. Tit. III. Von der General-Verammlung. Besteht aus je 1—5 Deputirten der einzelnen Gemeinden. Befugnisse: Aufstellung der Normen für die Evangelisation; Wahl des Comité's und Prüfung seiner Amtsführung; Modification der dichiarazione dei principii (Glaubensbekenntniß) ed il regolamento generale (Verfassung); Aufnahme neuer Gemeinden in die Union; Entscheidung von Streitfragen in letzter Instanz. Tit. IV. Die Sigmengen der Verammlung. Jährlich, an wechselnden Orten. Kein Redner mit Ausnahme der Referenten, darf öfter als dreimal über denselben Gegenstand das Wort nehmen (möchte sich auch sonst empfehlen!) In Glaubenssachen ist Einstimmigkeit, sonst Majorität erforderlich. Tit. V. Vom Comité. Aus 7—5 Gliedern bestehend; alljährlich zu wählen, Wiederwahl zulässig. Es übt die executive und administrative Gewalt aus und vertritt die Freie Kirche Italiens, in Abwesenheit der Generalversammlung, nach außen. Ferner wurde die Gründung einer Zeitschrift beschlossen, und zwar theilte Savazzi mit, daß eine solche bereits für den 1. Jan. 1872 für Rom in Aussicht genommen sei. Eine Sammlung heiliger Gesänge mit den Melodien wurde dem Comité aufgetragen. — Die Vulgata, Ihre Geschichte, ihr Werth. — Der Evangelist von Messina wurde kürzlich nach Rieti, einer Stadt von 10—12000 Einwohnern mitten auf der Insel Sicilien eingeladen; das Schreiben war unterzeichnet von 4 Advocaten, 4 Apothekern, 2 Notaren, 30 Eigenthümern etc. Eine von den 4 Kirchen der Stadt ward bewilligt, über 400 Zuhörer, sehr rege Theilnahme. — Vom Schwurgericht in Potenza sind am 27. Oct. nicht weniger als 62 Glieder einer weitverbreiteten Räuberbande verurtheilt, 41 zum Tode, 21 zu lebenslänglichem oder zeitweisem Zuchthaus. 2222 Fragen sind den Geschworenen vorgelegt worden; 24 Stunden brauchte die Jury, um das Urtheil mitzutheilen. — Die Predigten in der Kirche S. Giuseppe von Rieti, sind auf Sicilien 8 Tage lang hinter einander fortgesetzt worden, zuletzt war eine Zuhörerschaa von 650 Personen,

Syndicus und Stadträthe immer dabei. Eine von den Priestern geforderte Disputation ward von denselben sofort zurückgewiesen, als der Evangelist Malan die Desfentlichkeit der Verhandlungen und den Einsatz eines Neuengebels von 100 Frk. forderte. — Das römische clericale Blatt *Le Frusta* lobt einen Speckträger in Rom, der auf offener Straße einem Bibelcolporteur eine zum Verkauf angebotene Bibel in die Stille riß; das sei doch einmal eine tapfere und der Nachahmung werthe That. — „Schicken Sie mir, bitte, ein anderes Exemplar der letzten Eco-Nummer; das meinige wurde meinem Sohne auf der Straße aus der Hand gegriffen und zerfetzt,“ so schreibt ein Abonnent in Anacapri aus Capri. — Die Eröffnung des italienischen Parlaments in Rom eine Antwort Gottes auf die Anmaßung des Unfehlbarkeits trunken. — Padre Perrone in Rom, der berühmte Mariolog, hat eine Schrift veröffentlicht unter dem Titel: *J. Valdesi primitivi, mediani e contemporanei* (VII, 304 S.) Torino, in welcher er sich bemüht den frühesten Waldensern den Ruhm ihres hohen Alters und der protestantischen Orthodorie, den mittelalterlichen den Ruhm der Glaubensstreue und die Märtyrerpalmie, endlich den heutigen Waldensern den Ruhm der Lehrthätigkeit (*l' aureola dottorale*) zu rauben, den sie sich in der Halbinsel erworben. Das Buch wird eingehender kritisiert. — In Venedig trat eine evangelische Gemeinde zu Gebetsversammlungen für ihren erkrankten Pastor zusammen; nach dessen Genesung werden dieselben fortgesetzt und der Segen Gottes über alle Arbeiter im Weinberge ersielet. — Der neue Kaiser und der Papi. Vergleich der Stellung Kaiser Wilhelms zu Rom mit der des mittelalterlichen und napoleonischen Kaiserthums. Der einzig richtige Weg sei der von Kaiser eingeschlagene, auf die Klagen und Bitten der zu Fulda versammelten Bischöfe mit dem Hinweis zu antworten, daß durch gesetzgeberische Feststellungen das Verhältniß zu Rom geregelt werden müsse. „Diese weise Antwort des neuen deutschen Kaisers sollte, dünkt uns, endlich auch die Clericalen zu der Ueberzeugung führen, daß die definitive Emancipation der menschlichen Gewissen vom Einfluß der Sacristei nunmehr eine unwiderrückliche Thatsache ist.“ — Bericht des Evangelisten von Messina über den Fortschritt des dortigen Evangelisationswerkes. Besonders erfreulich ist, daß er von einer ganzen Reihe sicilischer Städte Einladungsschreiben erhalten hat, die alle die Predigt hören wollen, in welcher allein Jesus Christus als das Heil der Welt verkündet wird.“ Das Evangelisationscomité in Florenz hat beschloffen, dem Evangelisten Malan Hüskräfte zu schicken. — Ausführl. Uebersicht des Arbeitsfeldes und Werkes der Baseler Missionsgesellschaft. — In Turin hat ein Freund der Evangelisation dem Comité der Waldenerkirche 15000 frcs. geschenkt, um damit eine alte Schuld des dortigen evangelischen Hospitals zu decken. — Der Syndicus von Chicago hat den 29. October zum allgemeinen Buß- u. Bettag für die Stadt bestimmt; wir wollen uns beugen um unsrer Sünden willen, die den entsetzlichen Brand auf unsre Häupter herniebergezogen haben; wir wollen beten für die zahllosen Elenden, beten um neuen

Glauben und Gottesfurcht und zugleich danken, daß Gott den Flammen dennoch Einhalt gethan hat. — In Rom wird jetzt in 6 Localen das Evangelium in italienischer Sprache verkündigt. Glücklicherweise halten sich die dortigen Gemeinden vom Parteigeiste und innern Zwist noch völlig fern. — In Paris soll nun wirklich für den Monat März die reformirte Synode zusammentreten. 213 Jahre sind seit der letzten Synode (Loudun 1660) vergangen. Frankreich und Algier zählen zusammen 595 reformirte Pastoren. Die Zahl der Deputirten wird 108 sein, aus 103 Consistorien zu erwählen, zur Hälfte Geistliche und Laien. — In Rom wird vom 1. Jan. 1873 an eine religiöspolitische Zeitschrift unter dem Titel *l' Espérance* de Rome erscheinen. Der zukünftige Redakteur, Dr. Federico Rebi, macht bekannt, daß er auch Döllinger, Friedrich, Reinkens, Michelis und Pater Hyazinth zur Mitarbeit gewonnen hat. — In Rom ist ferner eine Gesellschaft der *preti liberali di Roma* zusammengetreten. Man beschloß zunächst, den Magistrat um Verleihung einer Kirche anzugehen, in welcher die Priester, sicher vor den Anathemen des Vatican's administrieren könnten. — In Würzburg ist eine Studentenverbindung unter dem Namen *Marcomannia* zusammengetreten, welche die Interessen der Altkatholiken auf studentischem Gebiete verfechten will. — II Censimento. Am 31. Decbr. findet in Italien eine allgemeine Volkszählung statt. Die Evangelischen werden ermahnt, muthig zu bekennen, sich auch nicht unter die Rubrik „Christen“ zu verbergen, wenn es gelte, den Religionsstand anzugeben, sondern dann wenigstens hinzusetzen: „evangelische Christen“. Es wäre nun endlich eine Gelegenheit geboten, dem Staate die Gesamtzahl der Protestanten vor die Augen zu führen, und ihm die Nothwendigkeit einer völligen Trennung von Staat und Kirche nahe zu legen. — Eine Abhandlung über die Concordate. Es habe sich bei ihnen eigentlich immer darum gehandelt, die Besitztümer der Kirche zwischen Papi und Staatsregierung zu vertheilen, und nur wenn ein Theil zu kurz gekommen sei, wäre neuer Streit entstanden. — Bibliographia. Das Leben Luthers ist in zweiter Auflage in der *Tipografia Claudiana* zu Florenz erschienen; da Luther in Italien eigentlich unverantwortlich wenig bekannt sei, so müsse man das Buch lesen und verbreiten. — *L' acqua Santa*. Aus einem noch antiken römischen Kirchthüren angehängenen oberbischöflich approbirten Proclama. Der geistliche Nutzen des Weihwassers: es vertreibt die Dämonen aus allen Orten und Creaturen; es schützt gegen teuflische Ansehtungen der Seele; es deckt die lässlichen Sünden zu; es gibt Kraft gegen die Versuchungen zur Sünde u. Der leibliche Nutzen: es heilt von körperlicher Unfruchtbarkeit bei Menschen und Thieren; es schützt gegen Krankheiten; es ist Arznei gegen Geistes- und Leibeskrankheit; es reinigt ansteckende Luft und vertreibt die Pest u. — In Rom ist von der Commune zum ersten Male die Verdrigung eines Altkatholiken (protestantischen) Todten statt auf dem protestantischen Kirchhofe am Monte Testaccio auf dem allgemeinen Kirchhofe Gottesader Campo Varano zugefallen worden und trotz clericaler Verhinderungsversuche

ausgeführt. — Die „Eglise libre“, das einzige französische evangelische Blatt, das zur Zeit des franz. deutschen Krieges die Hauptschuld auf Seiten Frankreichs suchte, ist wegen der Erkrankung seines bisherigen Redakteur Pilatte in Nizza auf drei Monate in die Hände des berühmten Rosseno Saint-Hilaire übergegangen (einst katholischer Professor der Geschichte an der Pariser Universität, jetzt feurriger Protestant). — Die zwei evangelischen Denominationen Spaniens, die Chiesa riformata Spagnuola, und die Chiesa evangelica Spagnuola haben sich zu einer Chiesa Christiana Spagnuola zusammengeschlossen. — Die Correspondenz Havas meldet, wenn der Papst nicht nach Frankreich fliehen könne, so sei ihm ein Asyl im katholischen Seminar zu Paderborn (sic) auf der Grenze des Großherzogthums Posen und Schlesiens angeboten worden. — Prospectus für den Jahrgang 1872 des *Eco della Verità*. Es soll fortan auch mehr die Erzählung ihre Stätte finden, sei es in Biographien oder Reisebeschreibungen oder Missionsberichten. Zunächst soll das Leben Francesco Spiera's und Giobachino Gregoris mitgetheilt werden, (letzterer evangelischer Geistlicher in Neapel von 1864 bis 1867).

Noova Antologia di scienze, lettere ed arti.

Oct. 1871. F. de Sanctis: Giuseppe Parini. Parini (1729–1799) steht in der Mitte zwischen der alten und neuen Societät. Wenn Metastasio der letzte der alten Dichter ist, so ist Parini der erste der neuen Zeit. Er zeichnet sich vor den andern Satyrikern seiner Zeit dadurch aus, daß er ein besserer Mensch als Künstler ist. Der Inhalt ist bei ihm aus einem warmen, edlen Herzen herausgeborn, dem es nicht bloß um oberflächliches Lächerlichmachen sondern um moralische Behebung zu thun ist. Seine Ruhe und sein Maashalten erinnern an Göthe. Die Fehler seiner Dichtungen (*Il Giorno*) liegen in einer gewissen Monotonie, wie sie der beschreibenden Dichtungsgattung naturgemäß anhaftet. Auch vermischt die Feile der Studierstube zu sehr die lebendige Ursprünglichkeit. Das jüngere Italien, das heute noch über dem glänzenden das werthvolle vergißt und großen Worten nachjagt, kann Parini in seinem Werth nicht schätzen und verstehen. Das leere Wortgelingen und das Vergessen des moralischen Werthes über dem Cultus der Macht und des Glanzes ist der Krebs der lat. Cultur, der nur durch moralische Erneuerung geheilt werden kann. Parini ist der erste Mann, in dem ein wahrhaft neues Italien erscheint. — R. Bonghi: Chiesa e Stato in Germania. II. I Motivi morali e nazionali. Der Anfang seiner Arbeit (Sept.) hat dem Verf. so viel Widerspruch und Kritik eingetragen, theils von ungläubiger Seite, die jede religiöse Besprechung für verlorne Mühe achtet, theils von katholischer Seite, die jede Kritik des Romanismus für einen Angriff auf das Christenthum hält, daß er zum Beginn seiner Fortsetzung sich erst das Recht wahr, als Laie über kirchliche Dinge mitzureden. Er hält es für ein großes Unglück, wenn es in Italien keine Leute mehr gebe, die das Besprechen religiöser und katholischer Fragen für eine ernste und erlaubte Sache hielten. Leider

schäme man sich nirgends mehr als dort, in Schrift und Wort den Namen Gottes und Christi zu erwähnen. Nirgends spräche man von dem römischen Pontifex mit mehr abgöttischer Verehrung und von dem Christenthum mit mehr gemeiner Leichtfertigkeit. — In diesem Art. führt der Verf. seinen Lesern den Geist der altkatholischen Bewegung, wie er sich in Schulte und Döllinger zeigt, vor Augen. Er erwartet von derselben Großes, weil einerseits der Papst auf einem Weg angelangt sei, wo eine Umkehr ohne innere Umwandlung unmöglich sei, weil andererseits der Altkatholismus in christlichem und nicht katholischem Geist aufgetreten sei und in bewundernswerthem Grade Maas halte. Der Zustand der Kirche sei noch schlimmer als im 16. Jahrh., weil nicht nur die Frömmigkeit ebenso veräußerlicht sei, sondern auch die Kirche zugleich eine politische Partei geworden sei. Deutschland glaubt der Verf. davor warnen zu sollen, auf seine religiöse Bewegung und Begabung eitel zu sein, da es der ersten dadurch bei den andern schade. Eine deutsch-katholische Nationalkirche sei heute, wo Trennung der Kirche vom Staate gefordert werde, ein Unding. Die rechte kirchliche Gestaltung müsse immer universal (transnational) und lokal zugleich sein. — G. B. Intra: Agnese Gonzaga, racconto storico. Schuß. Eine treffliche ausführliche Erzählung des unglücklichen Looses der Gattin von Francesco Gonzaga, auf Grund der historischen Dokumente. — E. d'Amico: La Marinaeria nazionale spricht gegen die vorgeschlagene Trennung der Marine vom Kriegsministerium. Italien müsse sich als Seemacht constituiren und dürfe sich nicht durch die bisherigen üblen Erfahrungen auf diesem Wege irre machen lassen. — Chi sa il gioco non lo insegna, proverbio von F. Martini. Ein Salonstück, wie sie in Italien beliebt sind, mit den hergebrachten Personen Conte, Marchesa, Baron, Cavaliere: Dufel, Nichts und zwei Freier. — *Rassegna drammatica*: Tragedie del Dr. Bernard Marrai, Firenze, tip. Bencini. Seien unter die wenigen Tragödien zu zählen, die non invita Minerva geschrieben sind. Zwei nehmen ihren Stoff aus dem Leben Constantius des Großen, die dritte, Adulso, deren Stoff erfunden ist, spielt in dem Reich der Longobarden. Letztere sei besonders zur Aufführung geeignet. — Notizie letterarie: Vocabulista in Arabico, pubblicato sopra un codice della Bibl. Riccardiana da C. Schlaparelli. Firenze, 1871. Wichtiges Denkmäl des in Spanien gesprochenen Arabisch, wahrscheinlich von einem Dominikaner verfaßt. Sehr exact publicirt.

Nov. 1871. Eugenio Camerini: I Precursori del Goldoni II. Stellt die verschiedenen Typen der ital. Comödie im 16. u. 17. Jahrh. dar. — A. Scialoja: Il congresso internazionale marittimo di Napoli. Ausführlicher Bericht; spricht sich über das Ergebnis befriedigt aus. — E. de Amici: Camilla. Eine anziehend ital. Dorgeschichte. — Ignazio Ciampi: Pa olo Mercuri incisore. Eingehende Lebensbeschreibung des berühmten Kupferstechers auf Grund von authentischen Quellen. — G. Buonazia: Il settimo Congresso pedagogico in Napoli agli Alunni delle

scuole elementari. Bericht. Zur Hebung der Elementarschulen hatte die Religion die Formulierung eines nationalen Schulkatechismus vorge schlagen, der eine ähnliche Stellung in der nationalen Schule einnehmen sollte, wie Cat. Lutheri in Deutschland und der von Vellarmin in den kathol. Schulen. Referent glaubt, daß mit einem Buch nichts gethan sei, wo die Lehrer fehlen es lebendig zu machen. Es komme nicht darauf an, einen guten Gedächtnißstoff zu schaffen, der doch wieder vergessen werde, wo er sich nicht in die ganze geistige Entwicklung harmonisch einfüge, und der auch einen schlechten Lehrer nicht gut zu machen vermöge, sondern vorerst gute Lehrer zu bilden und durch ihre Arbeit eine gesunde Schultradition herzustellen. — Cambray-Digny: La Imposta sulla Macinazione dei Cereali vertheilt die viel angegriffene Mählmehlfestein eingehend mit Zahlenbelegen und macht verschiedene Vorschläge, sie von ihren Mängeln zu befreien und den Betrug unmöglich zu machen. — A. Biaggi berichtet über die in der Pergola und Scala mit Erfolg gegebene Oper von Carlo Gomes: Je Guarany. — Notizie letterarie: Luigia Codemo Gerstenbrand: Scene e descrizioni illustrate. Venezia 1871. Einfache treffliche Erzählungen mit guter und genauer Schilderung des provincialen Lebens in Stadt und Land. —

Dec. 1871. Nic. Tommaséo: Samuele Biava e i Romantici. Biava war Prof. der Literatur in Bergamo, seine Gedichte waren von Alf. Manzoni geschätzt. Nach einem ruhigen unscheinbaren Lebenslauf starb er vor kurzem, wenige Tage vor seinem Tode zum Cavaliere ernannt. Der Art, athmet die wärmste Verehrung für den Gestorbenen. — E. D'Amico: La Marinaeria nazionale II macht Vorschläge über die anzustrebende Organisation der Marineangelegenheiten. — G. Guerzoni: Arnaldo da Brescia secondo gli ultimi studi. (Arnaldo da B. Ric. stor. di F. Oderici, Brescia 1861; Arnald da B. par V. Clavel, Paris 1868; A. d. B. par G. Guibal, Paris 1868; Gregorovius, Gesch. der St. Rom.) zeigt Arnold als Vorläufer und Propheten der jetzt sich verwirklichenden Ideen der Separation von Staat und Kirche. Sucht in den spärlichen Quellen nachzuweisen, daß Arnold, der übrigens die theologischen Meinungen seines Lehrers Abälard nicht getheilt habe, in Rom Vertreter einer Volkspartei gewesen sei, die der im Senat herrschenden ghibellinischen Adelpartei gegenübergestanden habe. Letztere sei im Jahre 1152 durch die Volkspartei gestürzt worden, eine Thatfache, die zum Verständnis der Gesch. Arnolds von der größten Bedeutung sei. Die Richtung dieser Partei ging nicht nur darauf hin, die weltliche Herrschaft des Papstes zu beseitigen, (worin sie mit der episcopischen Zwecke verfolgenden Adelpartei übereinstimmte), sondern das Kaiserthum, in seiner Gewalt beschränkt, zu einem rein römischen zu machen. Nur aus diesem bisher nicht erkannten Gegensatz der Parteien erkläre sich Arnolds Stellung, Wirksamkeit und Untergang. — F. Cerroti: Le Inondazioni di Roma ed i provvedimenti che possono ripararvi. Geschichte der Ueberschwemmungen und Vorschläge zur Abhilfe: Regulirung des Flußbettes in und

unterhalb Roms. Bewahrung des Apennins, Regulirung des Abflusses des Trasimenersees, Regulirung des Abflusses des Velino und Chiagio etc. — C. Donati: Nell' Etere. Fantasia. Traum eines Aetherberauschten. Unfinn. — P. Torrigiani erzählt die zehnjährige Geschichte des Eisenbahnprojekts von Spezia nach dem Pothal. — T. de Cambray-Digny: Altro è correre altro è arrivare, proverbio in due atti. Wieder ein Salonstück. — Notizie letterarie. A. Buccellati: Abolizione della pena di morte. Eine kleine aber sehr werthvolle Schrift, die nach allen bish. Schriften über denselben Gegenstand durchaus lesenswerth ist. — Raff. Lambruschini: Della Instructione, dialoghi. Sehr beherzigenswerth, sehr anziehend geschrieben, gegen die Uebertreibung der Verstandesbildung gerichtet.

Jan. 1872. G. A. Biaggi: Di Ricardo Wagner e dell' opera Lohengrin. In Bologna und Florenz ist Lohengrin mit großem Beifall gegeben worden. Ref. nimmt Wagner gegen seine Nachtreter in Schutz wie gegen seine Gegner; erkennt die poetische Kraft in ihm an und ebenso das musikalische Genie. Es sei nicht wahr, daß keine Melodie im Lohengrin sei. Die Kunstideen Wagner's seien übrigens gar nicht so original, wie sie dafür ausgegeben würden. — G. Carducci: Firenze e il triumvirato letterario del secolo XIV. Entwickelt, wie sich in der literarischen Geschichte des 14. Jahrh. die gleichzeitig politische Umwälzung spiegelt. Dante wird betrachtet als Repräsentant der alten Generation der Großen, die die Constitution von 1282 aufgestellt hatten; Petrarca hebt sich ab auf dem Hintergrund der Bourgeoisie, wie sie zur Zeit Giano della Bella's und nach ihm zur Herrschaft kam, besonders nach 1301. Boccaccio ist der Repräsentant der niederen Demokratie 1343—1378. — R. Bonghi: Le associazioni religiose e lo Stato. Stellt die verschiedenen Gesetze über das Klosterwesen in den verschiedenen Staaten zusammen und die Folgen derselben. Italiens Gesetzgebung faßt sich in dem Princip zusammen, daß jede religiöse Association mit gemeinsamem Zusammenleben völlig frei ist, daß jedoch das Recht der juristischen Person durchaus versagt bleibt. Der Verf. weist nach, daß diese Gesetzgebung nur geeignet sei, das Kloster- und Ordenswesen ungemein zu fördern und dem Staate jede Aussicht zu nehmen, wie dieß in den Staaten mit verwandter Gesetzgebung vielfach in den letzten Jahrzehnten geschehen sei (Frankreich, Preußen, Belgien), wogegen in Oesterreich, wo der Staat Corporationsrechte erteile, das Gegentheil der Fall sei. Die religiösen Genossenschaften dürften nicht unterdrückt werden, sondern müßten im staatlichen Leben ihre gesetzlich geordnete Stelle finden, um wohlthätig zu wirken. — E. de Amicis: Albato. Annuthige Erzählung. — G. Branchi: Il sistema coloniale inglese. Geschichte der englischen Colonialpolitik und Darstellung der verschiedenen gegenwärtigen Regierungssysteme der engl. Colonien. — Luigi Sunner: Chi ama teme. Proverbio. Fast jeder Band bringt solch ein Theaterstück. Dieses zeichnet sich aus durch den Versuch tiefer Charakterzeichnung, doch

kann er wohl nicht als gelungen bezeichnet werden. Die Gegensätze sind zu schroff. —

Febr. *La critica moderna nella storia antica di Roma*. Darstellung der Resultate der Geschichtsforschung über das Entstehen und die ersten Jahrzehnte der Consulargewalt. — Carlo Corsi: *Comunesi e Versagliesi*. Anspruchsreiche militärische Geschichte des französischen Bürgerkrieges, von dem vorurtheilsfreien und unterrichteten Geschichtschreiber des deutschen Krieges in der N. A., offenbar nach besten Quellen. — Domenico Gnoli: *Violante Caraffa*. (Febr., März u. Aprilheft). Kein Roman, sondern eine quellenmäßige Geschichte, die aber gut erzählt durch ihren ergreifenden Inhalt ungemein fesselt. Enthält eine furchtbare Lehre des göttlichen Gerichtes über Paul IV. und seine Nepoten. — *L' Avere e l' Imposta* ist der Titel eines neuen Buchs von E. Baer, der unter den Heilskünstlern der ital. Finanz- und Verwaltungspolitik eine hervorragende Stelle einnimmt. Es kommt darauf hinaus, daß die gerechteste Steuer in Ausgabensteuer und Capitalsteuer bestehen müsse (entsprechend den unproduktiven und produktiven Gütern, aus denen das haben bestehe), nicht aber in einer Einkommensteuer. Der Ref. Magliani meint, daß gerade Baers Principien schließlich doch wieder zur Einkommensteuer führen würden, der eine Wohnungssteuer als Correctiv an die Seite zu setzen sei. — Raffaele Mariano bespricht ausführlich die Aesthetik von Max Schasler. Voll Bewunderung für die großartige Anlage und den Fleiß des Werks, dergleichen in Italien nicht möglich sei, glaubt er doch, daß der Verf. sich täusche, wenn er meine, einen ganz neuen Weg eingeschlagen zu haben und in der Geschichte der Aesthetik vom Realen ausgegangen zu sein. Was er an den Hegelianern verwerfe, finde sich gerade bei ihm, daß die vorgesezte Idee seine Geschichtsforschung leite, und bestimme. Dieß wird im einzelnen nachgewiesen in einer Skizzirung des bisherigen Inhalts. — *I codici e le arti a Monte Cassino*, per D. Andrea Caravita, prefetto del Archivio Cassinese, 3 vol., Monte Cassino, dei tipi della Baddia 1869—1871. Eine genaue und mit Liebe entworfene Schilderung der literarischen und Kunstschätze des berühmten Klosters. —

März. D. Berti: *La volontà ed il sentimento religioso di Vittorio Alfieri*. Alfieri's Poesie ist darum für Italiens Erhebung besonders werthvoll gewesen, weil er in seinen tragischen Charakteren dem schwachen unerfahrenen Vaterlande die Bilder energischer Willenskraft vors Auge hielt und durch die Schilderung des *civis Romanus* den Begriff der Bürgertugend in Italien wieder belebte. Seine Charaktere sind übrigens nur das Spiegelbild seiner eigenen willenskräftigen Persönlichkeit. Mit solchen Vorzügen hängen die Mängel seiner Poesie zusammen; es fehlt ihm der Natursinn; die Darstellung häuslicher Tugend und die tieferen Regungen des Gemüths überhaupt sind spärlich und mangelhaft. Ueber seine entfreundete Stellung zum Christenthum macht der Verf. auf Grund einer Correspondenz seiner Angehörigen kurz nach seinem Tode nähere

Mittheilungen. — Donati: *Le aurore boreali*. Abhandlung über den Ursprung des Nordlichts, auf Anlaß des vom 4. Febr. d. J., die auf die Annahme eines kosmischen Magnetismus hinauskommt und dafür die gleiche Periodicität der bedeutenden Nordlichter mit den Sonnenflecken und Constellationen von Jupiter und Saturn anführt. — *Violante Caraffa*. Forts. — P. Zecchini: *I Laghi di Bagnarola*. Bericht über eine eigenthümliche Naturerscheinung im Distrikt von San Vito am Tagliamento, bestehend in feststehenden Anschwellungen und Sprudlungen einiger kleiner dort befindlichen Seen. — E. Giglioli: *L' aristocrazia nella Cina*. Eine Darstellung der Verwaltungs- und Gerichtsorganisation Chinas mit eingehender Schilderung des Mandarinenthums. — Giuseppe Giacosa: *Una partita a scacchi*. Eine Romanze des dreizehnten Jahrh. dramatisirt. — P. Mantegazza berichtet über den anthropologischen Congress in Bologna. R. Vogts Vortrag über mystische Menschenfresserei hat ihm schlecht gefallen, die Sache sei verkehrt und das Auftreten taktlos. — *Notizie letterarie*: Ida Düringsfeld: Das Buch denkwürdiger Frauen. Von einer Dame angezeigt und genugsam gelobt. Nur sei es ein wenig monoton und Znes da Castro und Malibran hätten weggelassen dürfen. — V. Imbriani: *La novella fiorentina*. Florentinisches Märchenbuch, nach Volkserzählungen stenographirt. Sei sehr werthvoll — nur daß die Form doch ein wenig hätte geglättet und einheitlich gemacht werden dürfen.

April. Giuseppe Piola: *Sulla Questione della personalità giuridica delle associazioni religiose*. Vertheibigt die Abschaffung der mönchischen Körperschaften, indem er gegen Bonghi (Sansepe) den juristischen Unterschied zwischen *societas* und *corporation* feststellt. Corporationsrecht zu ertheilen ist ein Recht der Gesetzgebung und richtet sich nach der Nützlichkeit, die Anerkennung einer religiösen Genossenschaft aber ist Sache der Regierung und richtet sich danach, ob sie nicht schädlich ist. Die Beobachtung Bonghi's, daß die Unterdrückung der Corporationsrechte die Zahl der Klöster vervielfältige, wird durch statistische Angaben widerlegt, nach denen es (in Frankreich, Belgien, Oesterreich, Bayern) eben nicht das verschiedene Gesetz ist, was die verschiedenen Erscheinungen veranlaßt. Am besten sei es, die relig. Genossenschaften unter das Gesetz von 1862 über die *opere pie* zu stellen, welches letztere ohnedies einer leisen Umarbeitung bedürfte. Statt den Klöstern aber solle man den Pfarochien und Diöcesen Corporationsrechte geben. — Camillo Boito: *L'Architettura della nuova Italia*. Italien leidet in noch höherem Maße als Deutschland daran, keinen originalen Baustil zu haben, der für die Bedürfnisse der Gegenwart paßt. Es kann sich nur fragen, welchen alten Mustern man den Vorzug zu geben hat, um sie dem modernen Bedürfnis anzupassen und danach auszugestalten. Verf. empfiehlt dazu den sogenannten lombardischen Stil oder die Municipalgebäude des Trecento, meint aber selbst, daß vom Sagen zum Thun ein weiter Weg sei. — *Violante*

Caraffa, Schluß. — E. Marliani: La Spagna nel 1843 e nel 1872. Der Verf. ist 1843 beim Sturz der Regentſchaft mit Eſpartero verbannt worden. Er hat ſchon damals nach eigenen Erlebniffen die Geſchichte jener Regentſchaft geſchrieben und vor kurzem veröffentlicht. Hier gibt er ein aus dem Spaniſchen überſetztes Kapitel über das Jahr 1843 die und damaligen Partekämpfe, die nach ſeiner Meinung heute ſich ganz ähnlich wiederholen, um Spanien von neuem der Freiheit zu berauben und ins Elend zu ſtürzen. — L. G. de. Cambray-Digny: Della Contabilità dello stato e dei Bilanci, lettera I. al Commend. A. Scialoja. Handelt zur Aufklärung des Publikums von den Grundbegriffen der Staatsaufſtellung und Finanzverwaltung eines Staats. Dieſer Brief ſetzt die Grundſätze und Vorzüge der vorgeschriebenen doppelten Buchführung auseinander, ein folgender im Maiheft die bei der Aufſtellung des Staats zu befolgenden Principien, ein dritter ſoll davon handeln, wie ſich das Geſetz vom 22. April 1869 über die öffentliche Verwaltung dazu verhalte. Rassegna musicale: Aida von Verdi iſt in der Scala gegeben worden, nachdem die Aufführung in Aegypten nicht gerade gelungen war. Die Oper hat trotz großer Koſten die Scala aus den Schulden geriffen. Ein endgültiges Urtheil über den Werth des Werks zu fällen, überläßt Ref. der Zukunft; trotz mancher Schwächen ſei es gefällig, ſorgfältig gearbeitet und ein Zeugniß unverminderten Genies. — Notizie letterarie: Annali Pisani di Paolo Tronci (1682) arricchiti e seguitati fino all'anno 1871 da Montazio, Sforza ed altri, Tomi 2, 1868—1871. Wenn auch lückenhaft, doch dankenswerthe Veröffentlichung. — Nonii Marcelli de compendiosa doctrina ed. L. Quicherat, Paris 1872. Wird ſehr gelobt.

Mai. Bernardino Zendrini: Nerone artista. Ein gew. Pietro Coſſa hat eine Comödie über die letzten Tage Neros geſchrieben,

in der Nero als Künſtler aufgefaßt und idealifirt wird, mit dem Anſpruch, das wahre hiſtoriſche Bild Neros darzuſtellen. Die Comödie ſei als hiſtoriſches Drama werthlos, da ſie Neros Charakterbild völlig vorzeichne und den Thatſachen zu wenig Rechnung trage. Als Kunſtwerk möge ſie literariſches Verdienſt haben, aber mit der Idealifirung eines Mannes wie Nero wenn auch nur nach einer Seite hin, beleidige die Kunſt das ſittliche Gefühl und karrikire ſich ſich ſelbſt. — C. Boncompagni: Delle relazioni tra la Francia e l'Italia dal 15. nov. 1864 al 21. luglio 1871, lettera I al Maggiore N. Marselli. Fortſetzung einer in der Opinione begonnenen Diſkuſſion. Der vorliegende Art enthält nur die hiſtoriſche Darſtellung der verſchiedenen Situationen und diplomatiſchen und parlamentariſchen Verhandlungen. Die Schlußfolgerungen ſollen folgen. — F. Bertolini: Della provenienza degli Etruschi. Reſultat: die Etrüſker ſeien aus ariſchem Stamm, nach den Italern zu Lande eingewandert, und hingen mit den Rhätiern (Raseni) zuſammen; und zwar ſtammten letztere von den erſteren ab, indem der Einfall der Gallier einen Theil der Etr. nach Norden drängte. — Luigi Ferri: Il Cardinale Niccolò di Cusa e la filosofia della religione. I. Lebens- und Charakterbild. Seine Stellung in der geiſtigen Entwicklung des Jahrs. Eine treffliche und zeitgemäße Abhandlung. — Leo Castelnovo: Impara l'arte, commedia in tre atti. Ragt unter den ſonſtigen dramatiſchen Proben der R. Ant. entſchieden hervor durch treffliche Charakterschilderung und ſpannende obwohl natürlche Entwicklung. — Not. lett. Demetrio Salazar: Studii sui monumenti del l'Italia meridionale dal IV al XIII secolo. Nap. 1871. fasc. 1. e 2. Größtes Format. Ein fleißiges Werk von großem Werth, das eine große Zahl unbekannter Kunſtwerke ans Licht zieht.

I. Rufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar - historischen Inhalts.

Das Wachsen der geologischen Formationen.

Von Prof. Dr. L. Glaser.

Ueber das Alter der Erde wurden in unseren Tagen alle möglichen Vermuthungen gehegt, und bei dem Streben nach Ergründung dieses Problems verfiel man unter andern gar auf die Annahme einer Anfangslosigkeit, eines ewigen Bestehens der Erde sammt ihren Geschöpfen. Die Sache erregte so großes Interesse, daß Preisaufgaben für die beste Behandlung dieser Frage ausgeschrieben wurden. Eine gekrönte Preisschrift von Cornelius über das Alter der Erde*) spricht sich im Allgemeinen dahin aus, daß bei ruhiger Würdigung aller gegenwärtig bekannten Thatfachen die Ideen von Laplace und Kant über eine zeitliche Entstehung der Weltkörper immer noch richtig erscheinen und daß die plutonisch-vulcanistischen Ansichten von Leopold v. Buch und Elie de Beaumont über die ersten Verwandlungskrisen in der Metamorphose der Erde, zu denen sich auch Alexander von Humboldt bekannte, im großen Ganzen immer noch das Richtige zu treffen scheinen.

Alles deutet nach dieser älteren Ansicht auf einen wirklichen Anfang in nicht zu entlegener Vorzeit hin, auf die Hervorbildung eines festen Erdballs aus ursprünglichen Gas- oder Dunstmassen, auf anfängliche Wasserlosigkeit und rohen Vulcanismus des Erdballs, dessen glühende Masse durch Wärmeausstrahlung allmählich von außen erkaltete und eine zunehmende Rinde oder Kruste bildete. Dann erst traten später Meere auf und begann der Neptunismus, die Zeit der Wasser-Ablagerungen oder Sedimente (die Bildung der „Flößgebirge“), mit immer stärkerem, sich mehrendem und hebendem organischen Leben. Diese Bildungsperiode der Erde erfuhr nun aber die von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Störungen durch Eruptionen oder unterirdische Ausbrüche (Plutonismus). Damit waren Hebungen und Senkungen des Meeres, also Aenderungen der Meerestiefen und Meeresgründe, das Aufsteigen von Bänken, Rücken und Rissen über das Niveau, also die allmähliche Trennung der Erdoberfläche im Meere und Festen verbunden. Auf solche Ausbrüche folgten dann stets wieder Ruheepochen mit neuen Lebensschöpfungen. Die Wiederholung der Eruptionen mit ihren Fluthen bewirkte die Aufeinanderfolge neuer und immer jüngerer Ablagerungen der Meere, die jetzt vorliegende Reihenfolge der Formationen. Elie de Beaumont stellte eben so viele große und allgemeine Eruptionsepochen auf, als sich Hauptformationen finden.

Abweichend von diesen bisherigen geologischen Ansichten ist diejenige der neueren Neptunisten. Diese sind besonders durch die Beobachtung der vielerlei metamorphosirten, oder in Substanz und Form umgewandelten Mineralien, so wie namentlich auch durch Beobachtung der Eis- oder Drifterscheidungen innerhalb der Diluvialepoche der Ansicht geworden, daß die Erde nie gewalttsame Eruptionsepochen gehabt habe, daß sie vielmehr langsam, ruhig und ganz unmerklich allmählich zu dem gegenwärtigen Stand der Dinge gelangt, daß Alles nur neptunischen und atmosphärischen Ursprungs sei, wie ähnlich die Kalk-, Sand- und Geröllschichten und die Conglomerate auch nur 1) Producte des lang arbeitenden Gletschereises und 2) der darauf gefolgten Fluthepochen seien. Selbst Trachyte, Basalte, Porphyre und Granite seien neptunisch, also aus altem Schlamm-Gebilde durch nachträgliche Crystallisation

*) C. S. Cornelius, Ueber die Entstehung der Welt mit bes. Rücksicht auf die Frage, ob unserm Sonnensystem namentl. der Erde u. ihren Bewohnern e. zeitl. Anfang zugeschrieben werden muß. 8. Halle, 1870. Schmidt, 1 1/2 Thlr.

umgewandelt, aus Thonschiefer hervorgegangen (Metamorphismus). Bei diesem Schöpfungsgang seien natürlich Aeonen, Millionen, ja Milliarden von Jahren über der Bildung der aufeinanderfolgenden mächtigen Schichten hingegangen. Das Wachsthum der alten Schichten sei nicht schneller erfolgt, als sich Schichten noch jetzt aus Meeren und an Flußmündungen ansammelten. Und aus der Zeit, deren es z. B. zur Bildung von Unterägypten, Louisiana, des Rheins oder des Podelta's bedurft habe, lasse sich die ungefähre Dauer der Bildung irgend einer älteren Formationsstufe annähernd berechnen. Das Alter der drei Tertiärepochen umspanne so z. B. Millionen von Jahren, Hunderttausende habe die Diluvialzeit erfordert und nach vielen Zehntausenden sei die neueste oder Alluvialepoche zu taxiren, demgemäß das Menschenalter viel weiter zurückzudatiren, als wie auf nur etwa zehntausend Jahre bis zu Adam's Zeit, wie Bibel und andere Geschichts-Traditionen angäben.

Die Annahme der neueren Geologie, daß die Erde nie anders, nie in anderem Tempo gearbeitet habe, als jetzt, erscheint bei unbefangener Prüfung, und zumal so lange man überhaupt noch einen Anfang, eine zeitliche Entwicklung der Erde annimmt und keine Ewigkeit ihres Bestehens, durchaus nicht begründet, vielmehr die Thatsache richtig, daß Revolutionen und allgemeine Aenderungen des Erdniveaus, gewaltige Fluthen und stürmische, rasche, ja ziemlich plötzliche Niederschläge aus den Meeresströmungen gelegentlich der vulcanischen Hebungen veranlaßt wurden, daß mit kurzen Worten früher nicht nur stärkere, sondern auch raschere und öftere Ablagerungen in verhältnißmäßig kurzen Zeiträumen sich bildeten. Daß sich überhaupt, wie wir es vor Augen haben, mächtige Schichten losgeriebener Gesteinsstrümmen ablagerten, setzt nothwendig unruhige, strömende Meere voraus, und solche konnten nur bei jedesmaligen Hebungen und Einsenkungen vorübergehend entstehen. Aus ruhigen Meeren finden dagegen nur geringe und homogene Niederschläge von feinem Schlamm, Thonsein, Kalk, Mergel, Gyps und dergleichen mehr vorher aufgelöster oder insubandirter Stoffe statt, wie sie uns die Tertiärbeden der jüngst verschwundenen Meere in ihren Bänken von Meeresletten, Grobkalk, Mergel, Gyps u. vielfach vorzeigen.

Den unzweideutigen Beweis für Massenauflösung aus unruhig strömendem Meere liefert unter andern das Ansehen und die sehr wechselnde Dicke der Grauwacken-, Thonschiefer-, Kiesel-schiefer- und Kalkschichten der Uebergangszeit; da finden sich wiederholt über einander fuß-, ja meterdicke homogene und gleichförmige Lagen zwischen nur zoll- oder centimeterdicken. Man sieht und erkennt deutlich die jedesmal zwischen den Niederschlägen eingetretenen kurzen Ruhepausen, und organische Abdrücke liegen gewöhnlich zwischen den jedesmaligen Verhüllungsflächen, oder stecken im Fall einer Einbettung in's Innere dicker Platten in ihrer Erstreckung vielfach quer durch dieselben, so daß kein Zweifel ist, daß sie plötzlich eingehüllt und begraben wurden, daß sich also schuhdicke Schichten keineswegs erst binnen Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden aufbauten. Noch auffallender ist das senkrechte Aufragen von Stämmen und Schaften alter Farn, Calamiten, Sigillarien, Stigmarien und Palmen durch einander folgende mächtige Plattenschichten innerhalb aufgeschlossener Sandsteinbrüche, z. B. der Kohlenformation.*) Es ist wohl nichts anderes anzunehmen, als daß sich bei Senkungen solcher Wälder unter das Meeresniveau binnen Kurzem die Zwischenräume der Bäume mit Sandschichten ausfüllten und diese eher emporstiegen, als bis die hervorragenden Obertheile von der Fluth zerstört werden konnten, oder aber daß sie senkrecht in der Fluth schwimmend von dem gleichzeitig mitgeführten Schutt alsbald da begraben wurden, wo sich dieser absetzte. Daß die Bänke oder Schichten, deren über ein halbes Duzend über einander einen senkrechten Stamm einschließen, keine Jahrhunderte brauchten, um diesen zu begraben, liegt auf der Hand. Nach einer plötzlichen Katastrophe, wie sie die Nichtbekenner des neuesten Neptunismus immer noch festhalten zu müssen glauben, mußten sich mit Nothwendigkeit immer große Massen losgeriebenen und fortgeführten Materials binnen Kurzem hoch genug aufschichten, um außerdem ganze Korallen- und Polypenstöcke, große See-lilien, dicke Seeigel (Eidarien, Galeriten u. dergl.), Spongien und Muscheln alsbald zu ver-

*) Vgl. z. B. E. Vogt's Lehrb. d. Geologie, I 2, S. 342, Kohlenmiene von Treuil bei St. Etienne, Fig. 197.

schlitten und in sich zu schließen, wie wir es vielfach im Innern dicker Schichten der Trias-, Jura- und Kreideformation sehen. Daß die Encrinuritenstiele gewöhnlich nur in Trümmern erscheinen, beweist die Gewalt einer sie zerstörenden und misführenden Fluth.

Von Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden bis zum Aufsteigen einer Schicht, etwa bis zur Mächtigkeit eines Fußes oder selbst Meeters, ist da keine Rede. Vielmehr konnten sich dergleichen Ablagerungen schon binnen einigen Wochen oder Tagen vollziehen, und sehr dünne Schichten, welche mit den dickeren zumal in der Uebergangs- oder älteren Primärepoche vielfach wechsellagern, bezeichnen vielleicht nur einzelne Tagesbildungen, anstatt daß man nach der jetzt beliebten Methode dafür wenigstens Jahre in Anrechnung bringt. So würde dann die viele tausend Fuß betragende Mächtigkeit einer Gesamtformation, etwa der jurassischen mit ihren aufeinander folgenden Gruppen (Lias, unterem Dolith, Oxford-, Portland- und Wäldergruppe, oder: Lias, brauner, weißer Jura u. s. f.) nicht gerade auf Millionen von Jahren, sondern vielleicht nur auf Hunderte, bis höchstens einige Tausende schließen lassen.

Das erste Urmeer war im Allgemeinen flach und bestand ursprünglich nur aus einer unermesslichen allgemeinen Untiefe. Continente gab es noch nicht; es bildeten sich durch die Arbeit des eingeschlossenen glühendflüssigen Erdinnern allmählich nur stellenweise aufragende Rücken, Bänke oder Risse, wie sich Deudant ausdrückt, „runzelte sich die kuglige Erdoberfläche“ unter dem Wasser allmählich. Die jetzige, in Océane und Meere vertheilte Wassermasse war sonst gleichförmig über die Oberfläche der Erdkugel verbreitet. Die wachsende innere Reaction auf die immer mehr erhaltende und immer dicker werdende, sich zusammenziehende, starre Erdrinde sprengte nun aber die Meeresgründe von Zeit zu Zeit hie und da und hob Striche ehemaligen Meeresbodens mit seinen Ablagerungsschichten über das Niveau des Meeres. Jede derartige Katastrophe engte die unermesslichen Meeresgebiete allmählich immer mehr ein, und die Fluthen der Hebungsepochen wirkten immer gewaltiger, je mehr sich bei fortgesetzten Revolutionen der Art Länder erhoben und Meeresgründe einsanken. Daß sich binnen kurzen Zeiträumen immer mächtigere Bänke von Trümmermaterial absetzen konnten, wird hierdurch begreiflich. Ist ja doch in Flüssen die Entstehung fuß- und meterhoher Kies- oder Sandbänke bei einem einzigen Hochwasser jährliche Thatfache! Die große Mächtigkeit der paläozoischen und secundären Ablagerungen im Ganzen und ihrer durch Ruheperioden abgegrenzten einzelnen Bänke oder Schichten, sowie auch die der ältesten versteinungsleeren Formationen des Urmeeres (der Urschiefer) ist ein Denkmal der ehemaligen, mit immer zunehmender Festigkeit in längeren Zwischenräumen auftretenden Eruptionen und der damit zusammenhängenden stärkeren Wirkungen der Fluthen. Da die Erdrinde immer dicker wurde, so gehörte eine größere Spannung des glühenden Erdkerns zu deren Sprengung und dauerte es länger, bis eine neue Katastrophe eintrat; die Ausbrüche waren heftiger und trieben demgemäß die Berge höher, wie die jüngeren Erhebungssysteme der Erde, die der Alpen, der Cordilleren und des Himalaya beweisen, wogegen die Hebungssysteme der älteren Uebergangsablagerungen des Grauwackengebirgs, wie: Ardenner, Hundsrücken, Westerwald zc., sowie der Kohlenformation, z. B. die Peaks von Nordengland, die westphälischen Berge zc., nur unbedeutend aufsteigen, da ihre Eruption es nur mit den ersten Ablagerungen zu thun hatte.

Daß mächtige, grobkörnige Sandsteine mit feineren Schieferthonschichten in den Formationen wechseln, zeigt die einzelnen Stadien in den Erdrevolutions-Fluthen, dasjenige abwechselnd stärkerer oder schwächerer Strömungen (größerer oder geringerer Aufregung) und solches darauf immer folgender Zeitläufe größerer Meeresruhe. Sodann aber deuten die immer wiederkehrenden, zwischen Sandstein- und Thonschieferschichten eingebetteten petrefactenreichen Kalkschichten jedesmal auf eine verhältnißmäßig ungestörte Zeitepoche hin, innerhalb welcher sich im Meereschooß organisches Leben entwickeln und vervielfältigen konnte. Wiederholten derartigen Generationsepochen, deren Zeitdauer gar nicht unermesslich groß angenommen zu werden braucht, machten immer neue Erhebungen (von Eruptionen veranlaßt, also plutonischer Entstehung) mit ihren vorübergehenden colossalen Meeresfluthen ein plötzliches Ende, indem sie die Generationen mit den großen Schichten einer neubeginnenden Formation überdeckten. Nach dem Ansehen der triassischen Sandsteinbänke zu schließen, die sich aus ziemlich grobkörnigem, homogenem Material rundgeriebener Silicattrümmer aufbauten und welche oft viele Stockwerke

horizontal kaum getrennter, nur gleich dem Wachs der Bienenwaben durch farbige Linien unterschiedener Schichtungen in Tausende von Schuh mächtiger Anhäufung aufweisen, ging während der starken Strömung solcher Fluthen binnen nicht langer Zeit ein bedeutendes Aufstauen und Auflösen von Bänken vor sich.

Der Verlauf der neptunischen Auflösungen muß nothwendig zeitweise rasch und gewaltig gewesen sein. Wir sind zu dieser Annahme gezwungen, zumal wenn wir überhaupt mit dem Plutonismus und Vulcanismus bei der Erdbildung nicht brechen wollen, wenn wir die Metamorphose der Erde als nicht allzuweit hinter uns liegend und in einer Anzahl gewaltiger, plötzlicher und umfassender Katastrophen, anstatt in einer während unendlicher Aeonen des Erdbestehens sehr langsam wirkenden Thätigkeit der Elemente Wasser und Luft erblicken wollen. Lyell's Neptunismus und Metamorphismus unter ewig gleichmäßiger Arbeit der existing causes, der terrestrisch-kosmischen Einflüsse nimmt freilich von allen gewaltigsten, allgemeinen Revolutionen der Erde Abstand. Aber mit dieser Erklärung reimt sich die tatsächliche Massenhaftigkeit und Mächtigkeit der Sandstein-, Kreide- und Thonablagerungen schlecht zusammen. Während der unermesslichen Zeiträume ihres Entstehens, welche genannte Theorie ihnen zuerkennt, kann ein organisches Fortleben, wie wir es jetzt in dem Meere kennen, unmöglich stattgefunden haben, sonst würden sich innerhalb starker Bänke hinreichende Spuren davon finden, während sich organische Abdrücke erst in später folgenden, minder groben und minder mächtigen Schichten, gewöhnlich nur zwischen Schichten auf deren Flächen vorfinden. Nur sehr plötzliche und gewaltsame Flutharbeit will sich mit dem Eindruck, den z. B. die Sandsteinbrüche auf uns machen, vertragen. Ein langames Wachsen während des ungestörten Fortlebens einer Generation, wie in unserem Alluvium oder in den gegenwärtigen Meeresbildungen, konnte damals nicht stattfinden, weil das Spiel der Hebungen und Senkungen, der ewige Wechsel zwischen Continent und Meeresgrund nur ein Meeresleben, oder eine an Meeresgestaden, an Küsten sich vollziehende Pflanzen- und Thierbildung zuließ, ein Leben, dem nur kurze Dauer beschieden war, weil die Zwischenzeiten der sich öfter folgenden Erhebungen der Erde nicht allzu groß waren.

Der Gang der Ereignisse ist allmählich immer langsamer geworden, die Erdrevolutionen haben sich nach der endlichen Durchbildung einer sehr starken, tief hinabreichenden Erdrinde auf ein Minimum reducirt, und wegen der Entstehung großer, hoher Continente finden nur an der Grenze von Festland und Meer noch beschränkte Katastrophen ähnlich denen der Urzeit statt. Anstatt allgemeiner plutonischer Massenerhebungen aus der Unterwelt finden sich nur noch vorübergehende und in ihrer Erstreckung beschränkte Vorgänge vulcanischer Art, bestehend in Erdbeben und Ausbrüchen dauernder Vulcane, nämlich wenn das Eindringen des Meerwassers bis auf das glühende Erdinnere sie von Zeit zu Zeit verursacht.

Daß außerdem langsame Hebungen und Senkungen an manchen Küstenländern beobachtet werden, bestätigt gerade die Annahme einer allmählichen Abnahme der revolutionären Thätigkeit der Erde. Die allmählich eintretende Beruhigung ihrer einst so wirksamen Ausbrüche und Revolutionen, die endliche Herstellung eines Gleichgewichts zwischen planetarischem Wärmeverlust und solarer, von außen einwirkender Wärme ermöglichte endlich das höhere Leben der Jetztzeit. Das Schöpfungswerk ist endlich zu einer Art Abschluß gelangt, indem es das Menschengeschlecht den nunmehr wohllichen Erdschauplatz betreten ließ. Nach dem Abschluß der Thätigkeit roher Naturgewalten, nach dem Untergang der alten Geschlechter von allerlei ungeheuerlichen Bewohnern der Erde, die auf ihre Wälder, Seegewächse und Tangmeere und auf ihre gegenseitige Vertilgung angewiesen waren, ist das Leben auf dem Planeten jetzt geschichtliche, fortschreitende. Geistesentwicklung eines sie bewohnenden erkennenden Vernunftwesens, Entwicklung der Menschheit. Der Mensch herrscht in jeder Beziehung in seiner Wohnstätte und ist in Erkenntniß seiner selbst, in Erforschung der Natur und in Erfindungen zur Benutzung der Naturgewalten bereits weit fortgeschritten. Kunst und Wissenschaft, leiblicher und geistiger Verkehr der Völker, immer weiterstrebende Erkenntniß und Anstrengung in Erforschung der Wahrheit und Wirklichkeit, — dies sind jetzt Ziele mehr geistiger Art, nachdem die Zeit roher Naturentwicklung nun längst zum Abschluß gekommen ist. Des Schöpfers Idee, ein Wesen, das der Religion fähig ist, in freier Entwicklung an immer größerer Gottes-

erkenntniß arbeiten zu lassen, ist einem göttlichen Kunstwerk, was doch die Schöpfung ist, als Abschluß überaus angemessen. Dem Schöpfer ist das Menschengeschlecht ein seiner Thätigkeit und fortwährenden Fürsorge würdiges Kunstwerk, die irdische Welt und das Weltall das große Vivarium, das zu überwachen sein Vergnügen und seine sich selbst gestellte Aufgabe ist. Die Erde ist, richtig aufgefaßt, um der Menschen willen geschaffen, ein für den Menschen nach und nach mit Vorräthen und Schätzen, mit Mitteln zum Leben und zur Erkenntniß ausgestattetes Wohnhaus. Alle Schöpfungen der Erdvergangenheit sind in diesem Sinn aufzufassen. Die Erde ist nicht das Product ewig unveränderlicher, blindwaltender, unerbittlicher Kräfte und Gesetze, einer nur mit zwingenden Ursachen wirkenden Naturgewalt, die keine Liebe und kein Erbarmen kennt, die nur schafft, um wieder zu zerstören, nur gebietet, um wieder zu verschlingen, sondern das wohl durchdachte Werk eines liebenden Gottes, das in allen seinen Theilen Ziel, Plan und vollendete Weisheit seines Schöpfers zu erkennen gibt, eines Urhebers, der da schafft, um zu erhalten und zu vollenden.

Die Vorstellung unserer modernen Naturphilosophie, welche die Welt langsam sich aus sich selbst entwickeln läßt, kann wohl leicht für allein richtig annehmen, daß es immer so war, wie jetzt, daß nie anderes geschah, als was wir jetzt alle Tage noch geschehen sehen. Das ist einfach der Schluß des Zweifels an einem höheren Wesen und Lenker der Welt, Consequenz des die Natur nur sinnlich auffassenden und beurtheilenden Materialismus. Denen aber, die an der Gottesidee festhalten, erscheint bei unbefangener Betrachtung und Prüfung der Natur, insbesondre in unserm Fall hier, bei Beobachtung der wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns liegenden Erdrinde, die Entstehungsgeschichte der Erde gar nicht so abweichend von der mosaïschen Darstellung, als sie die moderne Neptunistenschule auffaßt. Die Erde nahm einen Anfang, gestaltete sich aus einem Chaos zu einer bestimmten Welt von Festem, Flüssigem und Atmosphäre und brachte die jetzt vor uns liegende Form und Vertheilung von Land und Meer zu dem Ende zuwege, um zuletzt „ein Wesen, das ihm gleich sei“ hervorzubringen. Daß die Feste nicht in einem, nicht in einigen Tagen fertig war, sagt auch die Schrift nicht; ihre sechs Tagewerke bedeuten sechs Zeitabschnitte, deren allmähliche Weiterentwicklung allerdings wesentlich mit den biblischen Angaben auch wissenschaftlich zusammenstimmt. — Der von der Mächtigkeit der einzelnen Formationen hergeleitete Schluß auf ungezählte Millionen Jahre der bisherigen Erddauer scheint uns nach Allem unbegründet.

Mission und Cultur.

Vortrag von Militär-Oberpfarrer Silberbrandt in Stettin.

(Schluß.)

Was sie nun ihrem Wesen nach ist, das muß sich ja auch in der That auf ihren Schritten erweisen. Sehn wir ab von der Mission früherer Zeiten und anderer Kirchen. Die Mission der evangelischen Kirche hat sich als vornehmste Culturträgerin kräftigst erwiesen. Ehe ich auf drei geographisch weit von einander entferntliegenden Gebieten das darzustellen versuche, mache ich Sie aufmerksam auf drei Umstände, die nicht außer Acht gelassen werden dürfen, wenn Sie ein gerechtes Urtheil fällen wollen. Erstens nämlich: eine umfangreichere Mission der evangelischen Kirche giebt es erst seit c. 80 Jahren. Die um ihre Existenz kämpfende, die im Rationalismus Kern und Stern verlierende Kirche konnte nicht missioniren. Nun sind 80 Jahre eine lange Zeit für den Einzelnen, wie wenige Menschen leben 80 Jahre! Aber wo von Wirkungen auf das Leben ganzer Völker die Rede ist, was sind da 80 Jahre? Man sollte meinen, es könne nach so kurzer Zeit noch absolut gar Nichts zu registriren sein.

Und wenn in der That nicht bloß Einiges, sondern recht Massenhaftes und Bedeutendes aufzuführen ist, so bitte ich Sie gerecht zu sein und zuzugestehn, daß die Mission — trifft diese Bedingung zu — dann wirklich sich als sehr vornehme Culturträgerin legitimirt hat. Zweitens bitte ich Sie, den Unterschied zu beachten zwischen katholischer und evangelischer Mission, nota bene seit von einer römisch-katholischen Mission gegenüber der evangelischen die Rede sein kann. Jene hat zu Zeiten, namentlich in der Hand der Jesuiten, rasche und glänzende Erfolge errungen, aber doch nur vorübergehende. Es liegt das an dem Gegensatz, daß es sich dort handelt um Ausbreitung des Gebietes der Kirche, daher um Umzäunung von Meeren und Ländern, um Hinandringen an die Gewaltigen und Gewinnung von Macht, wie es in China und Japan gelungen auf etliche Zeit durch Kanonengießerei und was sonst noch. In der evangelischen Mission aber handelt es sich nicht um Umzäunung und Inbesitznahme des Gartens, sondern darum: setzet einen guten Baum und er wird gute Früchte bringen, nicht um Massentaufen mit Concessionen an eingefleischte Sünden, sondern um volle, ganze, ernste Befehrung des Einzelnen. Wenn da der weithin scheinende Glanz der Erfolge ausbleibt, ich bitte Sie gerecht zu sein und zu urtheilen, ob die Erfolge was sie an Glanz verlieren nicht an Wahrhaftigkeit doppelt und dreifach gewinnen. Endlich noch eins: es liegt in der evangelischen Mission, daß sie die Bibel bringt, daß sie also Schrift, Lesekunst, Schreibkunst, daß sie Schulen bringt. Sie erweckt damit zugleich den Sinn für die Vergangenheit und für die Zukunft, sie reißt heraus aus dem Eintagsleben. Denken Sie sich die ganze religiöse Materie hinweg aus der Thätigkeit der evangelischen Mission und sie hätte allein mit der Schrift, mit den Schulen schon Ungeheures geleistet für die Cultur. Nun aber hat sie nicht dies allein gethan, sondern zugleich für das religiöse Material die Dauer damit gesichert, soweit menschliche Thätigkeit das überhaupt kann. Seien Sie gerecht, indem sie auch dies erwägen, und gestehn Sie die Nachhaltigkeit an der Culturarbeit der evangelischen Mission zu.

Also der relativ ungeheure Umfang, die Wahrhaftigkeit und die Nachhaltigkeit der Culturarbeit der evangelischen Mission sei Ihnen damit zur Würdigung empfohlen. Nebenbei wollen Sie noch gedenken der besonderen Hindernisse, die gerade in dem besonderen Gebiete der evangelischen Mission liegen, und die ich schon andeutete: Ihre Arbeit an umherschweifenden Völkern, an Völkern die mit Vielweiberei behaftet sind, an Ostindiens Kastenwesen, an China's korruptem Conservatismus, ferner auch dies noch, daß die evang. Missionare fast nirgend als die ersten Europäer kamen, sondern daß solche ihnen vorausgegangen waren, welche als der Ausschuß europäischer Bevölkerung gelten müssen, — ziehn Sie das Alles in Betracht und ich darf hoffen, daß Sie die speciellen Erfolge der evangelischen Mission auf dem Gebiete der Cultur ihrem immensen Werthe nach anerkennen werden. Ich bemerke noch, daß ich hier nach Möglichkeit Quellen benutze, die nicht der Missionsliteratur angehören, die könnten ja für partheiisch gehalten werden, sondern Quellen aus dem Gebiete der Naturforschung und Völkerkunde.

Der Naturforscher Dr. Georg Hartwig, gab vor etlichen Jahren das Werk heraus: Die Inseln des großen Oceans im Natur- und Völkerverleben. Es redet in dem ganzen Werke nur der Gelehrte. Seinem Werke habe ich das entnommen, was ich über die den Südseeinseln durch die evangelische Mission gebrachte Cultur kurz mittheile. Seefahrer hatten in England berichtet von den sanftmüthigen, kindergleichen und intelligenten Südseeinsulanern. Freilich hatten die Seefahrer sie nur vorübergehend kennen gelernt, waren aus Furcht und aus Eigennutz freundlich von ihnen behandelt worden. Daß Menschenfresserei, Dieberei, Tyrannei und ein zahlloses Heer heidnischer Greuel daselbst herrschend waren, hatten sie nicht erkannt und nicht berichtet. 1795 wurde in England der erste Impuls gegeben, dorthin Missionare zu senden, 1796 wurden die ersten nach den Marquesas, nach Tonga und Tahiti gebracht. Die Mission auf den Marquesas und auf Tonga mußte bald wieder aufgegeben werden und von Tahiti waren nach wenigen Jahren die meisten Missionare, um ihr Leben zu retten, nach Neu-Süd-Wales zu fliehen genöthigt. Nur einige Wenige blieben beharrlich, Andere kehrten wieder zurück. Aber noch schien ihre Arbeit ganz vergeblich. Es sind nämlich zwei ganz verschiedene Völkerrämme, die durch die Südseeinseln gemeinsam wohnen, die Ebies und die Papua's. Jene die von der Natur Bevorzugten, denen gegenüber diese als rechtlos daстан-

den. Hartwig führt als frühere Sitten, die in Folge dessen herrschten, an: das Lebendigbegraben eines Niedriggeborenen unter jedem Pfosten eines neuen Hauses, das sich ein Vornehmer baut, Menschenopfer, Menschenfresserei, — außerdem Kindermord, Lebendigbegraben der Eltern, vollständigste Unwürdigkeit in der Behandlung und in der Lebensweise des weiblichen Geschlechts u. a. Die Geschichte der Mission selbst zu erzählen ist hier nicht am Orte, aber ich führe Ihnen nun Hartwig's Schilderung vor von dem Zustande, der durch die evangelische Mission, durch sie allein trotz der Behinderung, die sie durch verkommenes Europäisches Gesindel erfuhr, hervorgebracht worden ist. „Als Ergebniß, sagt er, dieses eifrigen vielseitigen Strebens finden wir gegenwärtig, daß die Gesellschafts- und Sandwichs-Inseln, die Harwey-Gruppe und Tonga, zum Theil auch Fidshi, Paumotu und noch manche andre zerstreute Inseln, mit Einem Worte fast alle Zweige des polynesischen Volksstammes das Evangelium angenommen haben. Man ist, fährt er dann fort, zwar häufig geneigt, die Wohlthaten der protestantischen Missionare nicht recht hoch anzuschlagen; wer aber, auch ohne dem christlichen Puritanismus zu huldigen, die oceanischen Zustände unparteiisch prüft, wird nicht umhin können, ein günstigeres Urtheil zu fällen. — Daß sie eine Religion gestürzt haben, welche den Kindermord erlaubte, menschliche Opfer erheischte, dem Laster keine Zügel setzte und mit seltenen Ausnahmen durchaus Nichts für die Ernuethigung der Tugend that, vielmehr Alles aufbot, den Keim des Guten im Menschen zu ersticken, war schon an und für sich eine unberechenbare Wohlthat. Zugleich sind sie überall bemüht gewesen, die Grundlagen der bürgerlichen Freiheit zu legen, die früher schrankenlose Willkühr der Häuptlinge durch Gesetze zu mäßigen, welche dem Geringsten aus dem Volke Sicherheit für Person und Eigenthum gewährten.

Außerdem haben die Missionare eine Menge nützlicher Gewächse und Thiere eingeführt und die Insulaner mit mancherlei technischen Künsten bereichert. Das Kalfbrennen, der Häuser- und Schiffbau, das Drechseln und Möbelmachen, der Fabrication des Zuckers, die Buchdruckerkunst sind unter andern den Polynesiern von jenen treuen Freunden gelehrt worden.

Bei so vielen überwiegenden Wohlthaten und werthvollen Gaben dürfte es wohl zu verzeihen sein, wenn diese Männer eine überstrenge Sittenzucht eingeführt haben, die dem heiteren, leichtsinnigen, lebensfrohen Charakter der Südseeinsulaner vielleicht weniger entspricht, als der sinnlichere Dienst und die nachsichtigere Moral der katholischen Kirche.

Andere hätten es vielleicht besser gemacht, doch ist es sehr zu befürchten, daß, wenn die Polynesier erst auf den Besuch der aufgeklärten Philantropen hätten warten müssen, die in ihren Schriften über die Missionäre herfallen, sie noch heutigen Tages ihre Kinder morden und ihre erschlagenen Feinde verspeisen würden.

Danken wir also den Missionaren für das was sie geleistet, und werfen ihnen nicht vor, daß sie vielleicht mehr hätten leisten können! Wenn trotz ihrer Bemühungen Trunk und Unsittlichkeit noch an vielen Punkten Polynesiens herrschen, wenn die ursprüngliche Trägheit noch immer nicht beseitigt ist und der Südseeinsulaner gleichgiltig zuseht, wie der Fremde sich bereichert, ohne dadurch zu größerer Thätigkeit angepörrt zu werden; wenn sogar in Folge der von den Europäern eingeführten Krankheiten, der Schießgewehre und geistigen Getränke die Bevölkerung auf den meisten Gruppen bedeutend abgenommen hat und es überhaupt noch zweifelhaft ist, ob die ursprüngliche Race sich auf die Dauer wird halten können, — so läßt sich nur sagen, daß die Missionare überall nach Kräften gegen alle diese Uebel angekämpft und sich namentlich dadurch die Feindschaft des weißen Gesindels — verlaufener Matrosen, Sträflinge, gewinnlüstiger Spekulant — zugezogen haben, welches in allen Häfen der Südsee sich angelagert hat, und natürlich den bittersten Haß gegen Männer hegt, deren ganze Wirksamkeit seinem Treiben und Trachten so entschieden widerspricht. (Ich bitte zu beachten, wie der Naturforscher Gerstaecker's Gewährsleute hier Charakterisirte.)

Es ist einleuchtend, daß alle jene Uebel in einem noch weit verderblicheren Maße ungesiegt geblieben hätten, wenn nicht die Missionare sie überall so beharrlich bekämpft hätten, und daß es eben so ungerecht wäre, ihnen Vorwürfe darüber zu machen, daß das beabsichtigte Gute nicht überall erreicht worden ist, als einen kräftigen Schwimmer zu tadeln,

der mit angestrengten Kräften sich vergebens abmüht ein Ufer zu erreichen, von welchem eine übermächtige Strömung ihn entfernt.

Höchst wichtig sind die Dienste, welche die Missionare der Schifffahrt im großen Ocean geleistet haben. Wo früher Verrath und Mord auf den Seemann lauerten, wo er im Fall eines Schiffsbruchs nur das traurigste Loos zu erwarten hatte, falls er nicht noch mächtig genug an Mannschaft und an Waffen war, um den raubsüchtigen Barbaren zu imponiren, — da fand er später, nachdem das Christenthum seine Herrschaft ausgebreitet hatte, Beistand in der Noth und Hülfe im Unglück, denn so zahlreich die Beispiele auch sind, wo Schiffe von den noch heidnischen Polynesiern angefallen wurden, so läßt sich kein einziges anführen, daß ein solches Verbrechen an irgend einem Orte vorgefallen wäre, wo die Missionare bereits einigen Einfluß erworben hatten. — Ohne die Missionare wären die polynesischen Sprachen fast spurlos verschwunden, wer anders als sie hat sich bemüht, dieselben gründlich zu erlernen, und außer der Bibel auch noch andere nützliche Werke in jene Dialekte zu übersetzen und durch den Druck zu vervielfältigen.

So sind manche historische Dokumente, manche Sprachformen noch glücklich der Vergessenheit entziffen worden, die dem Geschichtsforscher oder dem vergleichenden Philologen von großem Interesse sein können und sonst ohne allen Zweifel verloren gegangen wären. Auch der Naturforscher schuldet jenen Männern einigen Dank, denn sie bahnten ihm den Weg in das früher verschlossene Innere mancher barbarischen Inseln, und erst nachdem sie den Menschen gebändigt hatten, durfte er es wagen, den Spuren der Thiere zu folgen und die noch unbekannten Pflanzen zu sammeln.

Daß sämmtliche Missionare stets mit lautern Absichten verfahren, daß es nicht auch unter ihnen Menschen gab, die unter einem heuchlerischen Gewande selbstsüchtige Zwecke verfolgten, wird Niemand behaupten wollen; doch soviel steht für den unparteiischen Richter fest, daß die Wirksamkeit der Missionare und der Geist, der sie beseelte, segensreich und edel war.

Wenn die Geschichte unter den Missionaren einige Menschen aufzuweisen vermag, deren unwürdiges Betragen dem Charakter von Glaubenslehrern nur wenig entsprach; so gab und giebt es unter ihnen Männer, die England mit Stolz zu seinen Söhnen rechnet und nicht minder hoch achtet, als die kühnen Seefahrer, die den Ruhm der britischen Flagge über alle Meere von Pol zu Pol getragen haben.“ — So unser Gewährsmann. Ich führe ausdrücklich noch an, daß in seinem umfangreichen Werke nur wenige Blätter überhaupt von diesem Gegenstande handeln. Die Objectivität seines Berichts ist dadurch noch mehr verbürgt, daß er nur ganz nebenbei hierauf zu reden kommt. —

Da, wo schon eine größere Culturentwicklung im Heidenthum vorhanden ist, wo also der Gegensatz von sonst und jetzt nicht so frappant sich darstellt, kann die Mission nicht so glänzende Resultate aufweisen. Aber es wird immerhin eine Frucht der Mission genannt werden müssen, wenn jene Cultur sich reinigt von ihren Schäden und zwar unter hervorragender Einwirkung des Evangeliums. Davon ein Beispiel aus Ostindien. Hier ist bekanntlich die sogenannte Goknersche Mission thätig und zwar seit 1845 in Chola Nappora. Dies Land ist gegen 2000 □ M. groß, von Hügelketten eingeschlossen und ist daher von den umliegenden Ländern gleichsam abgegrenzt. Es gehört daher zu den mit relativ ursprünglichen ostindischen Verhältnissen ausgestatteten Ländern. Die Einwohner, etwa 3 Millionen, bestehn aus zwei Völkern, beide von einander gesondert nicht räumlich, aber durch ihre Sitten, beide ohne das Kastensystem der Hindus, aber beide von diesen als fleisshessendes, kastenloses und unwissendes Volk mit dem verächtlichen Namen Koles bezeichnet. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau. Hindus und Muhamedaner sind auch hieher gedrungen, haben eigne Dörfer und Märkte, zum Theil sind sie unter den Koles selbst niedergelassen; die Hindus haben einen großen Theil des Landes in Besitz genommen, die Koles sind daher der Masse nach arm; sie stehen in einem Unterthanenverhältniß zu ihren Tyrannen, wenn sie auf der Scholle bleiben; aus weniger fruchtbaren Gegenden wandern sie alljährlich in die benachbarten Länder um Arbeit zu suchen, ähnlich wie in Südafrika die Eingebornen zeitweise in die Capstadt um Arbeit kommen. Unter diesen Umständen ist die Culturstufe eine sehr niedrige. Maßloser Trunk und Unzucht sind Landesitte und werden nicht als Laster betrachtet. Das Familien-

oberhaupt gilt als Autorität, die Stellung der Frauen ist nicht so untergeordnet, wie bei andern Völkern, doch muß sie abgesondert vom Manne essen und nicht eher, als er selbst gespeist hat. Die positiven religiösen Vorstellungen fehlen beinahe ganz, etliches von den Hindus Entlehntes ist nicht in's Volk eingedrungen, ob es schon hin und wieder angetroffen wird. Dagegen herrscht als negative religiöse Vorstellung ein ausgebildeter Dienst böser Geister; jedes Dorf hat seinen Pochan oder Teufelspriester, der in dem Sacna oder heiligen Haine die Opferungen verrichtet, welche die Versöhnung der bösen Geister, die Abwendung der Plagen und Uebel zu Zweck haben. Neben der Furcht vor den bösen Geistern geht die vor Horen einher. Dies also der Zustand des Volkes, zu welchem 1845 die Gofznerschen Missionare kamen. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn in fast gänzlicher Nachttheit und wilhem Neufieren sich der Zustand des Volkslebens kund that.

Es handelt sich hier nicht um die Geschichte der Missionsthätigkeit. Nur der Berücksichtigung muß empfohlen werden das Hinderniß, welches dieselbe fand an den Hindus und Mohamedanern, an der Stumpfheit der Koles selbst und an dem großen Aufstande von 1857, welcher auch hier ein großes Terrain fand. Trotz dieser Hindernisse aber stand es 1865 schon so, daß 6000 getaufte Christen vorhanden waren und außerdem Viele den Taufunterricht empfangen. Aber nicht diese Zahlen schlage ich so hoch an, sondern das andre Ergebniß, daß nicht wenige Dörfer ganz, fast alle aber zum Theil den Charakter einer gesunden fortschreitenden Cultur angenommen haben, je nachdem das Evangelium von allen Bewohnern bekannt wird oder doch sich durch etliche Bewohner als eine Macht darstellt.

Reisende, die 1865 das Land durchzogen, rühmen die ungeheure Umwandlung, welche das Evangelium in Leben, Charakter und Wesen, ja in den Angesichtern hervorgerufen hat. Das Innere der Häuser zeugte von dem erwachten Sinn für Reinlichkeit und Ordnung, die Begegnung der Leute war die von freundlichen und zufriedenen Menschen. Das Comité der Gofznerschen Mission stellt den Erfolg dieser 20 Jahre in Bezug auf die Cultur mit den Worten dar: Das Volk der Koles war damals, als unsre Missionare dorthin kamen, in erschrecklicher Weise den Lastern ergeben, dabei unwissend, abergläubisch, verachtet und unterdrückt. Jetzt sind die Sitten und Gebräuche und die ganze Lebensweise unter einer großen Anzahl des Volks wie umgewandelt. An die Stelle ausschweifender Gelage und heidnischer Opferfeste ist das frohe herzerhebende Kirchenlied getreten und ein geordnetes Familienleben mit allen seinen Segnungen herrscht nun, wo früher Unsitte und Selbstsucht ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. — Die große Theilnahme und Unterstützung, welche gerade diese Mission unter den Engländern in Ostindien selbst gefunden hat, ist Zeugniß davon, daß ihre Erfolge dort an Ort und Stelle in gleicher Weise geschätzt werden. —

Doch ich komme nun auf die Culturfrüchte, die auf einem dritten Missionsgebiet, auf dem Afrikanischen, erwachsen sind. Ehe ich das aus manchen Gründen bei uns am bekanntesten gewordene von Südafrika nenne, gestatten Sie mir einen kurzen Hinweis auf eine andre Gegend Afrikas, nämlich auf dessen Westküste.

Es war bekanntlich vor etlichen Jahren eine japanesische Gesandtschaft in Berlin. An demselben Tage, als sie dort zur königlichen Tafel gezogen war, befand sich an derselben auch ein schwarzer Gast, der Präsident der westafrikanischen Republik Liberia. Dieselbe bildet jetzt ein blühendes Staatswesen. Es ist bekannt, daß dieselbe 1822 von Amerika aus gegründet worden ist, indem man Neger, welche in den Vereinigten Staaten frei geworden waren, aber sich unter den traurigsten Umständen befanden, nach und nach in einzelnen Gruppen dorthin brachte. Nicht so bekannt ist, daß dies ganze Unternehmen von vorn herein keineswegs ein bloß humanistisches war, sondern als ein Missionsunternehmen sich charakterisirte. Jeshudi Aspinum, ein amerikanischer Geistlicher, kam auf Veranlassung des eigentlichen Leiters der Sache, Dr. Ayres, 1823 nach Liberia gerade zur rechten Zeit, als der bis dahin ordnungslose wilde Haufe auseinanderlaufen wollte. Er wurde von nun an die Seele des ganzen Unternehmens und zwar besonders durch Missionsthätigkeit unter den eingewanderten Negern und unter den umwohnenden afrikanischen Eingebornen. In seinem Geiste wurde fortgewirkt, als er 1828 starb. Die Geschichte dieser Missionsthätigkeit ist hier nicht näher darzulegen. Aber die Culturfrucht derselben ist ausgesprochen in dem Zeugniß eines amerikanischen Reisen-

den, der sagt: „Die Regierung der Republik Liberia, die ganz nach dem Muster unsrer eignen gebildet und ausschließlich von farbigen Leuten gehandhabt wird, scheint sich in der That einer sehr trefflichen Verwaltung zu erfreuen. Ich sah nie so ordentliche Leute. So lange ich in der Colonie war, ist mir nur Ein betrunkenener Colonist vorgekommen. Nie hörte ich ein schändbares Wort. Der Sabbath wird besonders streng gehalten und die Kirchen sind mit aufmerksamen und ordentlichen Gottesverehrnern gefüllt.“ Nehmen Sie dies letzte Zeugniß nicht blos als ein solches über kirchliche, sondern auch als ein solches über sociale Zustände, denn auch für diese ist der freie und doch nicht gemißbrauchte Sonntag ein sehr wichtiges Kennzeichen.

Es ging in Veranlassung des oben angedeuteten Besuches des Präsidenten durch die Zeitungen, wie dankbar und anerkennend derselbe sich über die Einwirkung des Evangeliums in seinem Vaterlande ausgesprochen hatte, im Gegensatz gegen die ironische Ablehnung, womit die Japanesen die Berührung mit dem Worte Gottes erwiderten.

Ähnlicher Culturverfolge unter den Negern darf die Mission sich rühmen in der englischen Colonie Sierra Leona an der westafrikanischen Küste. Wenn der Gang der Entwicklung hier ein langsamer und oft gehinderter gewesen ist, so erscheint gerade als die Ursache davon dies, daß nicht so einheitlich und so energisch von vorn herein die Mission mit am Werke gewesen ist. Jetzt aber sind mehr als zwei Drittel der Einwohner Christen und die Colonie erfreut sich eines blühenden Culturzustandes, der von dieser getragen wird. Beachtung verdient noch, daß das mörderische Klima unendliche Opfer gekostet aber auch einen besonderen Heroismus der Missionare bewährt hat.

Doch ich führe zum Schluß noch die Erfolge auf, die deutsche Missionare in Südafrika auch für das Culturleben der dortigen Eingebornen erreicht haben. Drei Punkte sind es, auf die ich dabei aufmerksam mache. Zuerst die besondere Schwierigkeit, welche die Natur der hier in Rede stehenden Völker und Landschaften darbietet, sodann den Segen, den die Mission auch auf die deutsche Ansiedelung dort ausgeübt hat und noch ausübt, und endlich das Interesse, welches die Thätigkeit der hier arbeitenden deutschen Missionare für uns in Anspruch nimmt, die wir zum großen Theil unser Scherflein seit Jahren gerade zu dieser Mission beigetragen haben.

Vor ungefähr 15 Jahren ließen sich hier auf dem Theater Raffen sehn, welche ihre Nationaltänze und andere Dinge zur Schau stellten. Damals hörte ich einen ganz menschenfreundlichen Mann sagen, der Eindruck sei ihm ein so widerwärtiger gewesen, daß er keinen Anstand nehmen möchte, diese Geschöpfe wie das Wild niederzuschießen, wenn sie ihn in Jagdrevieren begegneten. Und oft bekommt man zu lesen, es sei ein ganz vergebliches Unternehmen, unter den Eingebornen Südafrika's Mission zu treiben, es fehle dem Buschmann die Fähigkeit, sich ansässig zu machen, dem Hottentotten der Sinn für die Unterscheidung des Eigenthums, dem Kaffer das Organ für Sittlichkeit. Bekannt ist auch, daß der holländische Bauer des Caplandes zwar gastfrei wie gegen Jedermann so auch gegen die Sendlinge ist, aber ihrem Treiben durchaus nicht hold, keineswegs bloß aus Eigennutz, sondern weil er die Eingebornen nicht für ganze Menschen hält, — und er redet da doch mindestens aus praktischer Erfahrung, wenn auch freilich nicht aus dem Geiste der Liebe. Das wenigstens geht aus diesem Allen hervor, daß die rein humanistischen Regungen, wo sie auch aufgetaucht sein mögen, den hier entgegenstehenden Schwierigkeiten gegenüber ihren Bankerott bekannt haben.

Anders hat sich die Mission zur Sache gestellt. Im Westen Südafrikas hat die rheinische Gesellschaft, im Innern und im Osten die berliner Gesellschaft ihre Arbeitsstätten. Die erstere hat eine Reihe von blühenden Missionsstationen im Besitz, wo doch eine ansehnliche Hottentottenschaar sich wohlgeordneten Gemeindegemeinschaften und fortschreitender Cultur erfreut. Die Berliner Gesellschaft hat 1834 ihre erste Station gegründet, hat fast Alles, was sie aufgebaut hatte im Kafferlande, durch die Kafferkriege zwischen 1837—1857 vernichtet oder in Frage stellen sehn, und hat doch eine Anzahl von 30 Stationen, an welchen 3000 bewährte eingeborne Christen ansässig sind; neben ihnen sind andre Eingeborne auf den Stationen ebenfalls ansässig geworden, zum Theil das Dreifache der Getauften, und so dem Culturleben

zugänglich, und wiederum ist eine andre große Zahl unterrichtet und zum Theil getauft, die als ein Salz bei ihren Stämmen geblieben sind, aber in nothwendiger Folge ihrer Berührung mit dem Evangelium dem Culturleben werden gewonnen werden. Während die weltlichen Regierungen ihrer Aufgabe gemäß dort wohl die Abwehr der heidnischen Untugenden betreiben, soweit sie in das Eigenthum und anderes Recht der Unterthanen eingreifen, so treiben die Missionare das andre Werk, die Wurzel dieser culturfeindlichen Untugenden anzugreifen und auszurotten, und wahrlich, würdigt man unparteiisch die Erfolge, sie haben es nicht umsonst gethan.

Sie haben aber mit ihrer Wirksamkeit der Cultur noch einen speciellen Dienst geleistet, der ihnen wohl als Verdienst angerechnet werden muß. Es ist bekannt, daß die Sklaverei culturfeindlich ist, daß sie sowohl an den Sklaven, als auch am Sklavenhalter diese feindliche Macht erweist. Nun ist ja die Sklaverei in dem Sinne in Südafrika nicht mehr vorhanden, wie sie uns etwa aus den südlichen Staaten Nordamerikas im Gedächtniß ist. Aber jene Geringschätzung der Eingebornen, wie wir sie beim südafrikanischen Bauern vorfanden, ist doch weiter Nichts, als Sklaverei, die der Sache nach von der überlegenen Race an der unterliegenden ausgeübt wird. So sind die Eingebornen, welche in großer Zahl dauernd oder vorübergehend den Bauern dienen, Nichts Anderes, als Sklaven. Diese Geringschätzung nun hat die Mission zu untergraben begonnen. Der Eingeborne selbst lernt sich anders ansehen in Folge des Evangeliums und seine Selbstachtung erwirbt ihm eine andere Stellung. Aber auch der Bauer wird doch in dieser seiner Anschauung verändert nicht auf dem Wege der Disputation, aber durch die nachhaltige Wirkung des evangelischen Vorbildes und durch die Macht der geduligen Liebe, die er ausharren und hier und da den Sieg gewinnen sieht. Es lassen sich beim Bauern Vorurtheile dieser Art nicht schnell und massenweise ausrotten, aber von großen Fortschritten hören wir, die in dieser Beziehung gemacht worden sind. Es ist gewiß ein nach dortigen Begriffen fast verwegenes Wort, das eine Bauersfrau einem Bauern antwortete, als ihr eine Erklärung zur Unterschrift unterbreitet wurde, wonach dem schwarzen Volk verboten werden sollte, am Gottesdienste der Weißen Theil zu nehmen. „Wie kann ich das unterschreiben, da ich doch alle Tage bete, daß alle Menschen Christen werden möchten?“ sagte sie. „Aber willst du denn mit einer schwarzen Magd aus Einem Abendmahlskelch trinken?“ war die Gegenfrage. „Nesse, wenn ich weiß, daß sie eine wahre Christin ist, gebe ich ihr noch einen Kuß dazu!“ Ein nach dortigen Begriffen verwegenes Wort, aber es darf doch schon gesprochen werden. Und das ist eine Frucht der Mission. Die nicht zwar dem formellen Rechte nach, aber dem Wesen nach in ihrer besondern Gestalt vorhandene Sklaverei ist in ihren Grundfesten erschüttert und wird fallen, — das ist auch ein Culturverfolg der Mission.

Aber auch der Ausbreitung deutscher Cultur hat die dortige Mission speciell gedient. Nicht nur durch die Darstellung deutschen Familienlebens, wie die Missionshäuser sie aufweisen, sondern noch in umfassenderer Art. 1857 wurde bekanntlich eine Fremdenlegion aus Deutschen bestehend nach dem Caplande gebracht, um der kriegerischen Neigung der Kaffern ein Ende zu machen. Das Mittel half. Dann wurden Militärcolonien angelegt. Endlich aber wurden die Legionäre zu Colonisten gemacht, 1858 kam eine bedeutende Einwanderung aus Pommern und aus der Uckermark. So sind mehrere deutsche Dörfer entstanden: Frankfurt, Berlin, Potsdam, Stutterheim u. a. Diese Dörfer liegen in Britisch Kaffernland in der Nähe der Missionsstation Bethel. Für Stutterheim selbst, den Führer der Fremdenlegion, der hier eine Art Herrschaft aufrichten sollte, wurde ein Castell mit Thürmen, ein Prachtbau, der 20000 Pfd. St. kostete, aufgerichtet. Jetzt sind davon noch etliche Erdwälle vorhanden. Aus dem Project ist Nichts geworden. Eine Stadt King-Williams-Town liegt etwa 17 englische Meilen von dem ersten deutschen Dorfe Frankfurt entfernt. Dorthin führen die Colonisten ihre Garten- und Feldfrüchte. Nun sind die alten Legionäre zu einem Theil verwilderte Gefellen, die in dem Dorfe Stutterheim ihre Brammweinschenken haben und fleißig frequentiren. Sie machen der deutschen Cultur keinen Raum. Mit einem andern Theil und mit den Pommerschen und Uckermärkischen Colonisten steht's anders. Was nun zu dieser andern Art gehört, ein Lieutenant Lenz aus Stettin, ein Hauptmann Meßlin aus Hannover, ein früherer

österreichischer Kammerherr Baron de Vignes, ein Herr von Herzberg, ein Graf Villenstein, ein Oberst Rösters, dazu die Pommern und Udermärker, das hat sich um unsre Missionare gesammelt und der deutsche Heerd findet sein erhaltendes Moment auch dort am Altar und an deutscher Predigt. Was denn davon als ein fruchtbarer Keim deutschen Wesens bleiben wird, das wird auf diesem Wege erhalten, und auch so von der Mission der Cultur gebient sein.

Doch schließen wir hier. In der deutschen Nationalität liegt beides: der Trieb in die Fremde und das bewahrte Heimathsgefühl. So hat das deutsche Volk seine Kinder hinausgesandt in alle Welttheile, dorthin zu tragen und dort zu hegen, was es in der Heimath besitzt. Es sollten seine Kinder ihr Evangelium nicht zu Hause lassen. Thun es ihrer Viele, so haben die Männer und die Frauen Anspruch auf unsern besonderen Dank, die das ergänzen, was Andre schuldig bleiben, die das Ferment deutscher Cultur, das Evangelium, in die Fremde tragen. Wir hörten vorher das Wort von Dr. Hartwig: England rechnet mit Stolz die Missionare der Südseeinseln zu seinen Söhnen und achtet sie nicht minder hoch, als die kühnen Seefahrer, die den Ruhm der brittischen Flagge über alle Meere von Pol zu Pol getragen haben. Uns liegt ein anderer Vergleich näher: das evangelische Deutschland rechnet mit Stolz die Missionare in China, Ostindien und Afrika zu seinen Söhnen und achtet nicht minder hoch, als die ruhmgekrönte Schaar seiner heimathlichen Krieger, die Männer, welche einsam und fern der Heimath des Heidenthums Bollwerke erobern mit dem Evangelium des Friedens, und die deutschen Frauen, welche auch dort glaubend und betend ihnen zur Seite stehn!

Moral-Statistik und menschliche Willensfreiheit.

Von Dr. Wilh. Schmidt, Pfarrer in Henschleben.

V.

(Schluß).

Wir beschränken uns auf diese Hauptgebiete der Massenbeobachtung. Es war unser Bemühen, auf ihnen die Sache der Freiheit nicht bloß gegen die Angriffe von moralstatistischer Seite her zu vertreten; sondern gerade aus den citirten Daten der Statistik neue Instanzen für sie herauszustellen. Der Apologie im Einzelnen ist Genüge geschehn und unser nächster Zweck erfüllt; aber abbrechen können wir hier nicht. Es möchte sonst ein neuer Angriff die eben erst Gerettete wieder gefährden. Es muß das letzte und höchste Ziel apologetischer Arbeiten sein, nicht bloß die einzelnen Bedenken zu entkräften, sondern zugleich der Wirkung neuer vorzubeugen; und das ist unser Streben, wenn wir im Rückblick auf das besprochene Material, gerade nach den Verwahrungen im Einzelnen, der Frage nicht ausweichen, wie diese Freiheit, für die wir eingetreten, des Näheren zu denken sei.

Es ist nicht eine Frage *post festum*. Man soll nicht meinen, daß sie vorallererst hätte behandelt werden müssen; sondern vielmehr erst hier drängt sie sich auf. Dem unbefangenen Gemüth genügt es, zu wissen, der menschliche Wille ist frei, die Ungezwungenheit desselben ersehen zu haben; aber der reflektirende Verstand, dem es nicht unbekannt geblieben ist, wie sehr die Ansichten über den Begriff der Freiheit auseinandergehen, fordert als das Ergebniß der statistischen Beobachtungen eine Entscheidung in der Frage und gleichsam eine Enthüllung des Bildes, welches der Apologet im Herzen trägt und wofür er die Lange brach.

Also weder eine aus absoluter Selbstbestimmung hervorgehende Freiheit noch eine nach einem unerbittlichen Causalgesetz sich vollziehende Nothwendigkeit: das ergab die Statistik. Beide Extreme werden von ihr ausgeschlossen. Keines von beiden findet in ihr seine Rech-

nung. Einerseits hat uns eine gewisse Continuität in den registrirten Erscheinungen der sittlichen Richtungen nicht entgehen können, der Einfluß der Tradition und Generation ist bemerkbar geworden, und damit ist eine aus absoluter Selbstbestimmung hervorgehende Freiheit nicht wohl vereinbar; andrerseits „traten uns eine Menge geistig gearteter Ursächlichkeiten (Motive) entgegen,“ welche in den Gang menschlicher Lebensbewegung derart eingriffen, daß wesentliche Veränderungen dadurch bewirkt wurden.

Politische Gesetzgebung, kirchliche Festzeiten, revolutionäre Bewegungen, geistige Culturelemente erwiesen sich von dem sichtbarsten Einfluß*); und damit kann die Annahme einer rein naturwüchsigen Nothwendigkeit, einer Socialphysik nicht bestehen. Mit der aus absoluter Selbstbestimmung hervorgehenden Freiheit fällt der Atomismus, das zusammenhangslose sittliche Leben, in dessen Voraussetzung Neander**) eine der Wurzeln des Pelagianischen Systems findet. Es ist die Auffassung der moralischen Freiheit als der Fähigkeit, sich in jedem Augenblick auf gleiche Weise zwischen dem Guten und dem Bösen zu entscheiden. Der Acent ist hier, wie schon J. Müller ausführt,***)) auf die in jedem Augenblick gleiche Fähigkeit zu legen; und auch er sieht besonders in dieser atomistischen Vorstellung vom Wesen des freien Willens dasjenige, was den scharfsinnigen und ernsthaft forschenden Julian von Eclanum an der richtigen Einsicht in den gegenwärtigen Zustand des menschlichen Geschlechts und in dessen Verhältniß zu Gnade und Erlösung hindert. Dieser freie Wille, gegen seine eigenen Thaten und Werke vollkommen gleichgültig, in jedem Lebensmoment gegenwärtig als die immer gleiche Möglichkeit, sich entweder nach der einen oder nach der anderen Seite zu wenden, als das immer schwebende *aequilibrium* zwischen dem Guten und dem Bösen eine nie ruhende Oscillation, unverändert durch alle Aeonen als diese beweglich-unbewegliche *possibilitas peccandi et non peccandi* Alles entscheidend und doch zu keiner Entscheidung kommend, ohne Entwicklung, nur der Gewohnheit äußerlich Einfluß gestattend hat die Erfahrung, die Möglichkeit der Erziehung im weitesten Sinne des Wortes, alles Bemühens auf Gesinnung und Handeln Anderer einzuwirken, einer Charakterentwicklung, eines gemeinsamen Handelns zu bestimmtem Zweck, des Bestehens irgend eines Gemeinwesens, um von dem religiös-christlichen, näher poteriologischen Interesse zu schweigen, gegen sich.

Mit der Naturnothwendigkeit fällt der Fatalismus und Objektivismus, nicht bloß in der Form, wie ihn La Mettrie†) vorträgt, sondern in jeder, in der der subjektive Wille gleich Null und das Ich nur eine ephemere Daseins- und Bewußtseinsweise ist, ein athmendes Blatt am Baume der Menschheit, ausschlagend und wieder abfallend, der Welle gleich auftauchend im Meer und wieder zurückfließend ins All, nothwendig werdend, nothwendig vergehend. Jedes Extrem enthält ein Wahrheitsmoment, eine *particula veri* und hätte ohne dieselbe nicht entstehen können. Das Wahrheitsmoment in dem zuletzt genannten ist, daß das Gesetz der Causalität besteht und auch der Willensakt ihm nicht enthoben ist; in dem zuerstgenannten, daß es einen subjektiven Personwillen, ein Gesetz der Spontaneität und bedingten Autonomie giebt. Allerdings ist es wahr, daß jede Wirkung ihre ursächliche Kraft und so auch die That, die Willensenergie zur Bedingung hat —: „Gesetz der Continuität“ —; daß keine Handlung ohne eine Willensursache und keine Willensursache ohne Wirkung ist —: „Gesetz der Motivität“ —; daß jede Handlung eine habituelle sittliche Zuständlichkeit hervorruft und keine moralische Kraft in ihrer einmal eingeschlagenen Richtung sich annulliren oder unwirksam werden kann: — „Gesetz der Tena-
cität“ —, wenn nicht ein stärkeres Gegenmotiv eintritt und die Richtung des Willens modificirt: „Gesetz der Sensibilität“ —; aber ein immanentes Gesetz der Nothwendigkeit menschlicher Lebensbewegung, ein innerer Determinismus folgt daraus nicht, wie von Nettingen behauptet. Denn das Gesetz der Continuität und das der Motivität würde nur dann determinirend wirken, wenn die Bedingung, die ursächliche Kraft und die Willensursache, eine nicht gewollte, eine wider den Willen des Subjekts ihm aufgedrungene und aufgezwungene wäre, nicht aber,

*) von Nettingen a. a. O. p. 948.

**) Kirchengeschichte Bd. II, p. 1259.

***)) Die christl. Lehre von der Sünde. Breslau, Max u. Comp. 1849, p. 49 ff.

†) In „l'homme machine.“ — Vgl. auch la *Système de la nature*.

wenn sie eine von ihm selbst gewollte ist. Das Gesetz der Tenacität ferner wird durch das andere der f. g. Sensibilität als Gesetz illusorisch. Das stärkere Gegenmotiv muß ja in allen Fällen durch das Medium meines Willens gegangen, von mir gewollt sein, wenn es von Einfluß werden und wirken soll; und wenn dadurch, wie mit Recht zugegeben, die Willensrichtung modificirt werden kann, so ist zuletzt doch meine Freiheit, von der es abhängt, ob meine sittliche Zustandlichkeit beharren oder sich verändern soll.

Zwar behauptet auch von Dettingen nicht, daß diese von ihm aufgestellten*) sogenannten immanenten Gesetze sich zwangsweise oder fatalistisch vollziehen. Gewisse traditionelle Normen, führt er aus,**) suchen sich als Ausdruck eines herrschenden Willens durchzusetzen. Diese Normen erhebt die Menschheit im Gegensatz zur niederen Creatur zu Geboten: „Gesetz der Normativität“ und stellt dem Einzelwillen Aufgaben, die für ihn verpflichtend und im Falle der Nichtachtung durch die Strafe gesühnt werden: „Gesetz der Verpflichtung.“ Gebote treten nicht mit einem Muß, sondern mit einem Soll an den Menschen heran, setzen also die Fähigkeit spontaner Willensentscheidung, einer inneren Willensaktivität nach gewissen höheren Normen voraus: „Gesetz der Spontaneität“ —, also die Freiheit. Die Durchbrechung dieser Normen als eine selbstgewollte und selbstgethane erscheint demgemäß als Schuld: „Gesetz der Culpabilität.“ Dem durchbrechenden Willen tritt eine sühnende Reaction oder Repression entgegen: „Gesetz der Reactivität.“ Die Massenbeobachtung bestätigt den Einfluß dieser normativen Gesetze. Neu gegebene Gesetze einerseits, Zeiten der Anarchie andererseits sind in ihren Wirkungen auf das sittliche Gesamtleben hervorgetreten. So würde sich die Thatsache des inneren Determinismus und die der Freiheit als einer nicht bloß sittlich postulirten, sondern statistisch nachweisbar geübten gegenüberstehen, und wir werden nach von Dettingen zu der Voraussetzung einer Weltordnung geführt, „welche mit der inneren Continuität alles Geschehens auch die äußere Normativität des Handelns, mit der gesetzmäßigen Entwicklung auch sittliche Postulate vereinbar erscheinen läßt. Es ist die Weltordnung eines Gottes, in dem das Gesetz der Nothwendigkeit und das Gesetz der Freiheit Eins sind.“***) Aber damit ist das Problem allerdings nicht gelöst. Die Concession, daß der innere Determinismus kein Zwang, kein Fatalismus sei, will ihn doch nicht als innere Nothwendigkeit, als Unfreiheit antasteten. Unfreiheit einerseits, das Postulat der Freiheit und ihre Uebung andererseits bleiben in unversöhntem Gegensatz stehen. Zwar soll die Weltordnung, zu deren Voraussetzung uns dieser Zwiespalt führt, ihn vereinbar erscheinen lassen. Aber auf welche Weise? wie das geschieht, die Frage, auf der der ganze Schwerpunkt liegt, bleibt ohne Antwort. Oder man müßte es als eine solche anerkennen, daß diese Weltordnung die eines Gottes sei, „in dem das Gesetz der Nothwendigkeit und das Gesetz der Freiheit Eins“ seien; so daß der Grund der Vereinbarkeit des Gegensatzes in der Menschenwelt die Vereinbarkeit oder noch richtiger die tatsächliche Einheit desselben in Gott wäre.

In dem Wittenberger Osterprogramm wird der Beweis, daß Gott die Coincidenz oder Identität von absoluter Nothwendigkeit und absoluter Freiheit sei, angetreten.

Absolute Freiheit, heißt es,†) als das gerade Gegentheil von aller Willkür, welche immer ein Handeln voraussetze, welches mit von der Naturbasis der Persönlichkeit und nicht von der Persönlichkeit als solcher d. h. vom reflectirenden Geist abhängig sei, könne von Nichts abhängig gedacht werden, was Natur sei, sondern sei genau genommen der absolute Geist selber. So folge, daß absolute Freiheit immer die Form der Nothwendigkeit insofern tragen müsse, als der absolute Geist nicht anders als so sein könne, wie er erscheine, ohne sich selbst in seiner schlechtthinnigen geistigen Potenzialität untreu zu werden. Hätte er sich nämlich anders geäußert als er in Wahrheit erschienen, so wäre der Actus nicht, weder formell noch materiell, der unmittelbare Ausfluß der bewußtesten, der absolut bewußten Reflexion gewesen, also nicht ein Actus des Geistes an sich. Dann aber den Inhalt der Aeußerung angesehen — hätten

*) von Dettingen a. a. O. p. 953 ff. §. 127.

**) p. 954.

***) 956 n. 957.

†) cf. Programm des Gymnasiums zu Wittenberg. Ostern 1868. „Freiheit und Nothwendigkeit. Philosophische Studie von Dr. A. Hartung.“ Wittenberg, 1868. Bernhard Heinrich Rübenar p. 8.

die *materiae* derselben, bis auf ein Minimum hin, andere sein können, als sie faktisch sind, so hätte die absolute Persönlichkeit, da sie als Geist nichts Ueberflüssiges thun könne, sei es positiv ein Zuviel, sei es negativ ein Zuwenig gewirkt d. h. sie würde damit wiederum sofort aufgehört haben, absoluter, reiner Geist zu sein. Und endlich den Zweck der Wirkung betrachtet, hätte er nur im Geringsten ein Anderer sein können, als er sei; nur um ein Haar verdreht oder verschoben, so wäre damit natürlich der effectus selbst verschoben (was nach dem Obigen unmöglich sei); dann aber vor Allem auch das Teleologische nicht gewahrt und der absolute Geist, der nichts Anderes als absolute Teleologie sein könne und sei, hätte damit sofort sein schlechthünniges Geistsein eingebüßt. Woraus folge, daß alle effectus des absoluten Geistes nicht nur die Form der Nothwendigkeit tragen, sondern vielmehr an und für sich nothwendig seien. Da aber der absolute Geist nur aus effectus bestehe, seien sie nur potenzialiter, seien sie actualiter vorhanden, jeder effectus aber schlechthin nothwendig wäre, — sei damit erwiesen, daß der absolute Geist in seinem totalen Sein den Charakter der Nothwendigkeit trage. Absoluter Geist aber sei absolute Freiheit: d. h. also: absolute Freiheit sei gar nichts Anderes als absolute Nothwendigkeit.

Der Beweis ist mit großer Vorsicht aufzunehmen. Er ist sehr geeignet, zu präoccupiren; wenn er auch einige Ausdrücke hat, die mißgedeutet und in einem die Persönlichkeit Gottes beeinträchtigenden Sinne, den sie im Geiste des Verfassers nicht haben, mißverstanden werden können.

Aber versuchen wir den bewiesenen Identitätsatz: absolute Freiheit ist absolute Nothwendigkeit an seiner Umkehrung, die, wenn er richtig ist, ja gleichfalls unbedenklich sein muß, zu erproben: absolute Nothwendigkeit ist absolute Freiheit? Ist dem so? Und, wenn dem so wäre, würde, was von der göttlichen, absoluten gilt, auch von der menschlichen, der relativen Freiheit gelten? Dann wäre freilich aller Streit zu Ende; dann hätte er Jahrhunderte hindurch in den Kreisen der Wissenschaft Nahrung um Nahrung erhalten ohne ein würdigeres Object als Worte. Denn wenn Freiheit Nothwendigkeit und umgekehrt: dann allerdings sind die Parteien, sie mögen wollen oder nicht, versöhnt. Und wenn die Devise der Einen:

„Auf theoretischem Feld ist weiter Nichts mehr zu finden;

Aber der praktische Satz gilt doch: du kannst, denn du sollst.“

und die hämische Antwort der Anderen lautete:

„Dacht ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr zu erwidern,
Schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein;“*)

die Männer des Naturmechanismus und die des Gewissens finden sich zu ihrer äußersten Verwunderung als die Vorkämpfer einer und derselben Sache in einer Reihe und ihre beiden Streit-objecte, die Freiheit, die die Nothwendigkeit ausschließt und die Nothwendigkeit, die die Freiheit ausschließt, sind über Nacht verschwunden oder haben niemals existirt, was jetzt erst an das Tageslicht gekommen ist. Verlorene Mühe! vergeblicher Eifer! fruchtlose Erhitzung! 's war alles Schaum und Phantasie, wogegen und wofür man kämpfte. Es giebt bloß eine nothwendige Freiheit und nur eine freie Nothwendigkeit!

Da scheint es geboten, auf die Begriffe selbst zu recurriren, damit nicht schließlich wohl die Namen stimmen, aber auch außer ihnen Nichts. Die Definition 7 in Spinozas Ethik lautet: „Derjenige Gegenstand heißt frei, der aus der bloßen Nothwendigkeit seiner Natur existirt und von sich allein zum Handeln bestimmt wird; nothwendig aber oder vielmehr gezwungen, der von einem Andern bestimmt wird zum Existiren und zum Wirken in fester und bestimmter Weise.“ Daß Spinoza diese Freiheit nur der „Substanz“, nur Gott allein zuerkennt, und alle Creatur nothwendig in Hinsicht des Seins und Handelns nennt, weil sie in Gott den Grund von diesem und von jenem hat, kommt hier für uns nicht in Betracht. Auch lassen wir die Freiheit des Seins jetzt unbeachtet. Freiheit des Handelns, um die es sich für unsre Frage ja ausschließlich handelt, oder Willensfreiheit ist nach der Definition da, wo man nur von sich selbst zum Handeln bestimmt wird, und Nothwendigkeit da, wo man

*) cf. Liebmann: „über den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens. Ein kritischer Beitrag zur Selbsterkenntniß. Stuttgart, Verlag von Carl Schöber. 1866 p. 44“.

dazu von irgend einem Andren in fester und bestimmter Weise bestimmt wird. Das ist ein faßbarer Gegensatz. Diese Freiheit und diese Nothwendigkeit können nie und in keinem Falle, auch nicht im Absoluten Eines werden und sich also erweisen und im Interesse der Wahrheit und der Klarheit ziehen wir es vor, in einer und derselben Debatte nicht zwei verschiedene Begriffe mit einem und demselben Worte zu verbinden, welches geschehen würde, wenn wir in der üblichen Terminologie von einer, näher inneren, Nothwendigkeit sprächen, die gar nichts Anderes als die Freiheit wäre, indem wir nicht die *causa efficiens*, sondern auf den *effectus* sähen. Wer nur den Standort dieses kennt, für den kanns freilich nur Nothwendigkeit geben. Denn was geschehen ist, das allerdings läßt sich nicht ungeschehen machen. Aber es ist für unsre Frage offenbar der rechte nicht. Denn wie verschieden von Anselm von Canterbury man auch die Freiheit fassen und von ihr halten mag, das wird man ihm wohl allgemein einräumen müssen, daß ihr Gattungsbegriff der des Vermögens ist*), daß sie ein Vermögen, man mag den Ausdruck in dem allgemeinsten Sinne fassen, ist. Als solches bezieht sie sich stets auf die Zukunft, und die Frage nach ihr verlegt uns immer in ein Zeitmoment, in dem noch nicht entschieden ist, bezieht sich stets nur auf das Ob und Wie des Werdens und nie auf das Gewordensein, wemns bereits unabänderlich der Zeit gehörig, und ist somit nur eine Frage nach der *causa efficiens* und nicht nach dem *effectus*; von welchem als solchen, als abgeschlossenen und fertigen, geschehenen Niemand zweifelt, daß er nun nicht mehr zu regressive ist, daß er nun gezwungen in dem Banne seines Seins verharret.

Insofern Gott nur von sich selbst zum Handeln bestimmt wird, ist er frei. Nothwendigkeit dem gegenüber könnte nur dann von ihm ausgesagt werden, wenn er von einem Anderen dazu bestimmt würde in fester und bestimmter Weise. Der Fall kann in Gott, dem Urgrund aller Dinge, nie eintreten. Wenn er sich auch zum Erbarmen durch uns, durch unser Elend und Gebet bewegen läßt, so ist sein Erbarmen immer ein freies und alle seine Liebe eine selbstgewollte Hingebung.

Also das Gesetz der Freiheit und das der Nothwendigkeit in diesem Spinozaischen Sinne fallen in Gott nicht in Eins zusammen. Aber auch die Nothwendigkeit, welche Hartung von ihm aussagt, wonach er zwar die *causa efficiens* seiner Handlungen ist, aber diese doch wieder mit Nothwendigkeit aus ihm folgen, aus seinem Wesen gleichsam emaniren sollen, wenn wir ihn recht interpretiren, vermögen wir für den biblischen Gottesbegriff nicht zuzugeben. Ziehen wir zunächst die Consequenzen von dem Standort des Gegners aus und fragen: „Hätte Gott aufgehört, reiner Geist zu sein, wenn er die Welt nicht geschaffen hätte? War sie also nothwendiger Ausfluß von Gottes Wesen? Dann war sie nicht allein kein Werk der Liebe, die ihrer Natur nach frei ist, nicht blos ein Werk der Nothwendigkeit, sondern ein nothwendiges Corollarium von Gottes Wesen. Die ganze Welt ist Emanation Gottes, Alles, was er thut, emanirt mit Nothwendigkeit aus seinem Wesen. Es ist kein Thun, sondern ein Emaniren und Nichts mehr. Das würde also von der Schöpfung, so von der Erlösung und allen Thaten und Wirkungen Gottes gelten. Von einer Flexibilität seines Willens um des Gebets, der Buße, der Bekehrung der Menschen willen könnte keine Rede sein. Er wollte, weil und was er seiner geistigen Potenzialität zu Folge wollen mußte. Das war kein Gott, sondern nur eine erste ursächliche Kraft oder noch richtiger die Potenz der Welt selbst, etwa der *κόσμος νοητός* im Unterschied vom *κόσμος ποιητός* (*αισθητός*).

Hierauf nur einen Blick noch auf die Beweisführung! Ist es in Wahrheit so, daß Gott nicht anders als so sein könne, wie er erscheine, ohne seiner schlechthinnigen und geistigen Potenzialität untreu zu werden? Es scheint, als ließe sich dagegen Nichts erwidern. Und doch: seine schlechthinnige geistige Potenzialität ist sie nicht von ihm selbst gesetzt? Wie? Hätte er als die freie Ursache seiner selbst sie nicht auch anders setzen und würde er dann nicht auch anders sein können, als wie er erscheint? Gewiß aber immer conform seiner, wenn wir den Ausdruck beibehalten wollen, geistiger Potenzialität. Mag sein. Nur daß wir keine zeitlichen

*) Ihr Genus ist die *potestas*, alle übrigen Bestimmungen sind *differentiae* d. h. solche, welche dieses Vermögen, die Freiheit, von allen andern Vermögen unterscheiden sollen: Anselm v. Canterbury: *dial. de libero arbitrio* C. XIII. cf. Hase, Anselm v. Canterburn. Leipzig, Engelmann. 1852 II. Theil p. 380 ff.

Verhältnisse in Gottes Wesen zu verlegen berechtigt sind und die Annahme unbegründet ist, daß die Potenzialität in Gott dem actus zeitlich vorausgehe, zeitlich von ihm geschieden sei. Also das Gesetz mag unbestritten sein, daß Gott seiner geistigen Potenzialität nicht untreu werden kann; aber die Potenzialität ist von ihm selbst gesetzt, und eine zeitliche Differenz in Gott zwischen dieser ihrer Setzung und dem actus kann nicht zugestanden werden. Und eben dadurch, daß man dies Beides übersieht, 1. daß Gott selbst seine geistige s. g. Potenzialität setzt und 2. daß zeitliche Verhältnisse und Differenzen in Gott nicht verlegt werden dürfen, gewinnt der Satz den Schein der Unwiderleglichkeit. Der Begriff der Potenzialität, insofern derselbe den der Entwicklung einschließt, ist überhaupt ein für göttliche Wesensbestimmungen inadäquater*) und doch beruht allein in seiner Anwendung auf Gott das scheinbar zwingende jenes Beweises.

Also wir können es nicht zugeben, daß das Gesetz der Nothwendigkeit und das der Freiheit Eins seien, in Gott so wenig, wie im creatürlichen Sein. Auch bedürfen wir der Auskunft nicht, da wir den inneren Determinismus aus den Gesetzen der Continuität nicht mit von Dettingen ableiten konnten. —

Die gemeinsame sittliche Lebensbewegung ist nicht ein willkürliches Durcheinander gleichartiger Willensatome, sondern ein Zusammenwirken verschiedener und doch mit einander zu höherer Gattungseinheit verbundener Elemente, welche, ihrem einheitlichen Ursprunge gemäß, nach einem inneren Gesetz der Entwicklung gliedlich zusammenhängen: Gesetz der Organisation. Danach entwickelt und theiligt sich die Menschheit innerhalb der Familien, Stämme und Rassen in unverkennbarer typischer Verschiedenheit, obgleich der einheitliche Gattungscharakter sich überall hindurchzieht. Begreiflich, denn: „Art läßt nicht von Art“: „Gesetz der Generation“. Dazu erforderlich: „Gesetz der Polarität“ und „Attraction“, in der Geschlechtsdifferenz und Geschlechtsgemeinschaft sich auswirkend und durch das wunderbare empirische Gesetz der numerischen Compensation beider Geschlechter bedingt. In der Progenitur tritt die eigenthümliche Naturbestimmtheit des Volks und der Familie in immer neuen Ausprägungen und Entwicklungsformen zu Tage. Es ist die geistliche Persönlichkeit, die von den Eltern in irgend einer Einheit auf die Kinder übergeht und damit eine gewisse entsprechend sittliche Disposition, aber auch nur sie vererbt.

In der Disposition ist die Möglichkeit, aber durchaus nicht die Nothwendigkeit einer der der Eltern analog sittlichen Entwicklung gegeben. Das besagt das „Gesetz der Heredität“, etwas Anderes und Mehreres nicht. Bestimmte sittliche Neigungen werden nicht vererbt, sondern nur die Anlage dazu, die sich nicht nothwendig entwickeln muß. Specifische elterliche Schooßsünden können und mögen sich in eigenthümlichen Mischungsverhältnissen in den Kindern wieder darstellen und — ausbilden, aber vererbt als solche werden sie nicht. Wäre das der Fall, so würde der individuelle Wille mit einem bestimmten Inhalt geboren und wäre eben damit nicht mehr Wille, sondern nur Trieb. Denn jenen Inhalt hätte er nicht frei gewählt oder doch frei übernommen, etwa nachgeahmt, sondern er wär' sein Erbtheil, seine Wesensbestimmtheit ohne seine Zustimmung; sein Wille wäre damit schon im Keim erstickt und damit ein für den Begriff der Persönlichkeit constitutives Element geschädigt. Und was auf Seiten der Selbstthätigkeit geschehen könne; wie? Warum sollte er nicht auch auf den des Selbstbewußtseins möglich sein? Und wer hat je gehört, daß Einer seines Vaters Kenntnisse und intellectuelle Fertigkeiten geerbt? so oft man es als auffallend hinstellt, daß, oder, wenn begabte Väter unbegabte Söhne haben. Wenn vererbt wird, so ist es nur die Anlage, die Disposition.

Hätte die Vererbung eines Manners statt; so wäre der Fall gar nicht möglich, daß aus sittlich corrupten Familien edle Menschen entstehen; wie es M. Fayet bestätigt: „Au milieu des familles les plus dégradées on trouve quelquefois des âmes d'élite et au sein des familles les plus vertueuses et les plus respectables se forment des êtres viles et dégradés;“**) die sittliche Entwicklung wäre wesentlich Naturprozeß und ihr

*) cf. Anselm v. Canterbury: dial. de libr. arbitri. C. XIII u. de veritate C. XII: In Gott ist die potestas ewig actus.

**) cf. Séances et travaux de l'acad. de sciences mor. et polit. 1847 XII p. 418.

Fortschritt nicht wohl denkbar; epochemachende Persönlichkeiten, Wesen, von denen Schleiermacher sagt, daß sie aus dem göttlichen Lebensquell unmittelbar geschöpft zu haben scheinen, Männer, die nicht blos ihre Familie sondern ihre Zeit selbst überragen und aus ihr und bisweilen auch von ihr nicht begriffen werden, wären gar nicht möglich.

Die Grenze zwischen dem, was der Heredität und dem, was der Erziehung und Altem, was erziehllich in bonam oder malam partem wirkt und wirken kann, zuzuschreiben sein wird, ist der Art, daß sie nicht vorsichtig genug gezogen werden darf. Wenn temperamentliche Vererbungen die eine oder andere sittliche Richtung unterstützen, so kann gleichwohl der Begriff der Heredität nicht deshalb auf die letztere mit ausgebehnt werden. Die statistische Thatsache der Verbrecherfamilien entscheidet als solche noch nicht für die Annahme einer sittlichen Vererbung, da sie auch schon in dem bösen Beispiel und der verderblichen Anlehnung derer, welche den ersten und den stärksten Einfluß auf das kindliche Gemüth ausüben, ihre Erklärung findet. Und wer sie daraus in einem weiteren Umfang, als von uns angegeben, ziehen wollte, würde der nicht dann auch von relativ guten Eltern nur relativ gute Kinder erwarten? Und wie oft wird er da, was er erwartet, finden? Gute Kinder, auch wenn sie gleich nach ihrer Geburt dem Schooße einer corrumpten Familie übergeben würden? Gewiß ist wahr was M. Fayet sagt: *En général l'homme moral est en grande partie en raison de l'éducation qu'il reçoit, du milieu qui l'entoure, des influences sous lesquels il vit.* Aber beschränkt wird damit jene obige von ihm erwähnte Thatsache in keiner Weise, sondern nur bestätigt. Denn wenn er ein Gesetz der sittlichen Vererbung gekannt hätte, so würde er diesen Factor als ersten unter denen angegeben haben, von denen der Mensch in moralischer Beziehung abhängig erscheine. Das Datum der Erfahrung, daß verschiedene Kinder einer und derselben Familie der Erziehung verschiedene Aufgaben je nach ihrer sittlichen Anlage stellen, kann individuell und temperamentlich, also durch die betreffende Naturbasis, welche die eine oder andere sittliche Hinwendung begünstigt, bedingt sein oder durch die oben besagte sittliche Disposition zur Sittligkeit begriffen werden.

Was von der Familie, gilt von der Nation. Einen gewissen geistleiblichen Typus vererbt die nationale Collectivperson, einen ethischen als ausgeprägten, fertigen als solche nicht, sondern nur die Disposition und die natürlichen Bedingungen, welche die Entstehung und Entwicklung eines solchen begünstigen.

Dieses Gesetz der Organisation erscheint nicht als eine immanente Nothwendigkeit, wie überall im natürlichen Gruppenleben der Thiere, sondern entwickelt sich zu gebietenden Normen, die Jedem seine besondere und Allen die gemeinsame Lebensaufgabe stellen: „Gesetz der Solidarität“ oder „der Stellvertretung“, wonach Jeder für Alle und Alle für Einen stehen, soweit sie gliedlich zusammengehören oder eine moralische Collectivperson bilden.

Jedes Glied nimmt an der sittlichen Gesamthaftbarkeit nur in dem Maasse seiner Entwicklung und Zurechnungsfähigkeit Theil: „Gesetz der socialen Culpabilität oder Responsabilität“. Die Glieder sind unterschieden: „Gesetz der Autorität“ mit seiner Rehrseite, dem „Gesetz der Pietät“.

Die immanenten Gesetze der Organisation fordern die normativen der Solidarität. Das Leben in der Gemeinschaft legt die Rücksicht auf die Gemeinschaft, die Freiheit des Ganzen der Freiheit des Einzelnen gewisse Beschränkungen auf, wie sie die gliedliche, näher sociale Stellung erfordert. Diese Beschränkungen sind Selbstbeschränkungen, die der vernünftige Wille sich setzt, in der Einsicht, daß ohne sie auch die individuelle Freiheit gefährdet erscheint durch die individuelle Freiheit der Andern, und in der Voraussetzung, daß auch die anderen mit ihm in socialen Verhältniß stehenden Einzelwillen im Interesse der eigenen und gemeinsamen, der individuellen und socialen Freiheit diese Beschränkungen sich setzen und anerkennen. So kann man mit von Dettingen sagen: „die Gesetze der Solidarität sind der normative Ausdruck für die der Organisation“. Mit andren Worten: Aus der gliedlichen, näher socialen Stellung des menschlichen Einzelwesens erwachsen ihm bestimmte sociale Pflichten, Pflichten, die er dem Gemeinwesen, in das er organisch hineingepflanzt ist, gegenüber hat. Ist nun seine gliedliche Bewegung eine nothwendige und doch wieder eine sittlich-rechtlich normirte, so erscheinen „(auch

hier)“ nach von Dettingen „wie sociale Freiheit mit der socialen Gebundenheit auf Grund gesetzlicher Entwicklung vereinbar.“*) Ist dem so?

Wenn „die sociale Freiheit“ und „die sociale Gebundenheit“ die Freiheit und Gebundenheit der moralischen Collectivperson des betreffenden Gemeinwesens, des Gemeinwesens als solchen sein sollte, wie wir es nicht im Sinne des Verfassers verstehen zu müssen glauben;**) so müßten wir gegen die Begriffe selbst protestiren, denn die moralische Collectivperson ist ein Abstractum und als solches weder frei noch gebunden. Wenn dagegen, wie wir es lieber interpretiren, unter der „socialen Freiheit“ und „socialen Gebundenheit“ die Freiheit und Gebundenheit des menschlichen Einzelwesens in dem betreffenden Gemeinwesen, die Freiheit und Gebundenheit des Individuums in seiner gliedlich-organischen, näher socialen Stellung, verstanden dürfen — et tertium non datur —; so können wir den Satz und damit die Grundanschauung von Dettingen's in unsrer Frage auch nicht zugeben.

Es würde hier der Fall gegeben sein, wo Freiheit und Gebundenheit vereinbar wären, während sie nach unsern bisherigen Anseinerbeziehungen, wenn anders Gebundenheit soviel als Nothwendigkeit ist, zwei sich ausschließende Begriffe sind. Gebunden in socialer Beziehung wäre der Mensch als organisches Glied am Leibe der Menschheit, der Nation, der Familie; frei, sofern er diese seine organisch-gliedliche Stellung gleichsam ethisirt und seine als gegeben vorgefundenen socialen Verhältnisse in ethische umsetzt; indem er die natürlich bestehenden socialen Beziehungen zu selbstgewollten macht und sie so in die Sphäre des freien Willens erhebt, nachdem sie ohne seinen Willen, auf naturnothwendige Weise so geworden sind.

Nun denn! Ist die Ethisirung in diesem Sinne vollkommen geschehn, ist die sociale Stellung die selbstgewollte des Individuums, so kann er sich nicht mehr durch sie gebunden fühlen. Dagegen empfindet er noch ihre Schranke, ist sie nicht die, welche er will, so wird ihm Niemand, sowenig wie er sich selbst, sociale Freiheit zuerkennen. Gebundenheit und Freiheit schließen sich „auch hier“ einander aus.

Noch deutlicher soll sich ihre Vereinbarkeit der geschichtlichen Tradition gegenüber zeigen, wie sie in Sprache und Sitte, in überliefertem Wort und in überlieferter Handlungsweise sich so ausdrücke, daß wir in langen Entwicklungsreihen die einzelnen Völker gleichsam als ein und dieselbe Person nach bestimmten typischen Gesetzen sich bewegen sehen, ebenso gebunden durch ihre charakteristische geistige Physiognomie, als ungezwungen und frei sich selbst bethätigend. Namentlich erscheine die Sitte als das geschichtlich Gewordene, Feste, Gewohnheitsmäßige, innerhalb dessen die sociale Gruppe sich trotz aller Bindung doch in ihrem Eigenen, ohne Zwang, also mit Freiheit bewege.

Ebenso sei die Sprache das Gesetzmäßigste und doch das aus dem Innern der Menschheit frei Hervorquellende. Bei der inneren Nothwendigkeit, sich gerade so durch hörbare Laute auszudrücken, folge man doch den betreffenden Sprachgesetzen und Normen frei d. h. ungezwungen.***)

Aber die Sache ist vielmehr so: Mit Mühe erwächst die Sprache aus dem erwachenden Menschengesist, mit Mühe entwickelt sie sich in endloser Arbeit zu immer festeren Formen, und noch heute müht sich die Menschheit um sie, bildet sie weiter und weiter, weil — sie dem inneren Bedürfnis noch immer nicht völlig entspricht.

Und der einzelne Mensch: mit Mühe erlernt er sie, mit Mühe gebraucht er sie, nur

*) § 128 p. 961.

**) In dem unmittelbar Folgenden der Sitte und geschichtlichen Tradition überhaupt gegenüber scheinen allerdings „die einzelnen Völker“, welche sich „gleichsam als ein und dieselbe Person“ bewegen und „die sociale Gruppe“ und zwar nicht als abstrakte, sondern concrete Collectivpersonen die Subjecte dieser Freiheit zu sein. Was aber vom Volk als concreter Collectivperson gilt, muß auch vor allem den concreten Volksgenossen gelten, die sie bilden; also würde diese Fassung des Begriffs mit unserer zweiten Interpretation zusammenstimmen und in derselben berücksichtigt sein. Soll aber im Unterschied von derselben nicht sowohl das Individuum im Gemeinwesen, sondern das concrete Gemeinwesen selbst, das Volk gemeint sein, so kann der Begriff „Freiheit“ doch nur uneigentlich auf es angewendet werden. Denn wenn man es auch im gewissen Sinne Organismus nennen mag; die Prädicatate einer Person können ihm nicht werden.

***) p. 961 u. 962. § 128.

durch Uebung und Fleiß wird er ihrer Gesetze gewiß, nur der Gebildete wird ihrer Herr. Aber, wenn er ihnen folgt, ist er so wenig frei, als der Ungebildete unfrei ist, der sie unbedenklich und ungerügt übertritt. Und die Sitte? mit Mühe entsteht sie, mit Mühe besteht sie, mit Mühe fügt sich der Einzelne ihr. Alles Gewohnheitsmäßige ist als solches kein Freies.

Von Freiheit kann auf diesen Gebieten im Ernste nicht geredet werden. Denn wenn auch eine Schranke nicht empfunden wird, wird sie als solche dadurch noch nicht aufgehoben; beide aber, Sitte und Sprache, dürften als Schranken von den bei weitem Meisten auch sehr nachdrücklich empfunden werden. Ueberdem werden sie beide, wenn immer durch den Menschen, so doch nicht mit dem Bewußtsein, welches zu einer freien That gehört. Dazu kommt, daß Beide nur den Charakter des Allgemeinen haben, nicht des Besonderen. Durch die Sitte kommt nicht meine, sondern die Handlungsweise der Gemeinschaft zum bleibenden, gewohnheitsmäßigen Ausdruck. Die Worte sind hörbare Symbole nur für allgemeine Vorstellungen. Nur was meiner Handlungsweise mit der vieler Anderen, und nur das, was meinen Vorstellungen mit denen Anderer gemein ist, kann durch die Sitte und die Sprache zur Aeußerung gelangen. Zwar sind die allermeisten von unsren Vorstellungen uns mit Anderen gemeinsam; ursprünglich aber geht offenbar alle Erkenntniß, alle intellectuelle Thätigkeit überhaupt, von den Wahrnehmungen verschiedener einzelner Individuen aus, die jedes von ihnen für sich macht. Im Worte mitgetheilt werden aber nicht sowohl die Wahrnehmungen als solche, sondern nur insoweit als sie sich durch Gemeinvorstellungen verdeutlichen lassen. In wie weit die ursprünglichen Elemente unseres Vorstellens, die Data der sinnlichen Wahrnehmung in den verschiedenen Individuen übereinstimmen, wissen wir nicht. Durch stillschweigende Uebereinkunft werden für mehreren Individuen gemeinsame, sittliche Vorstellungen und nur für diese, auch die gleichen lautlichen Bezeichnungen oder Worte fixirt; „mit dem wachsenden Vorrath von Vorstellungen, den immer verwickelter sich gestaltenden Combinationen derselben und dem damit steigenden Bedürfnisse nach Mittheilung, entwickelt sich die Sprache immer mehr, und der Einzelne empfängt durch sie die Mittheilungen seiner Zeitgenossen und überkommt die geistige Erbschaft seiner Vorfahren.“*)

Aber nicht mathematisch genau, sondern nur annähernd werden dieselben Vorstellungen im Angeredeten hervorgerufen, die der Redende selbst hat. Es bleiben möglicher Weise in allen Fällen, und in den allermeisten wirklich individuelle Unterschiede in jedem Intellekte zurück, die sich überhaupt nicht mehr mittheilen lassen, die als solche nicht mehr beschrieben werden können. Beschreibung ist Zerlegung des Mannigfaltigen in das Einzelne, woraus es zusammengesetzt ist. Wo keine Zusammensetzung mehr da ist, hört die Beschreibung und Function der Sprache auf. Einzelempfindungen lassen sich von anderem Einzelnen unterscheiden, und dadurch wird ihre Verwechselung mit dem Anderen verhindert, aber sie selbst positiv näher zu bezeichnen, ist nicht möglich.**)

Eine offenbare Schranke, welche die Sprache für das Individuum enthält. Singulare sentitur, universale intelligitur. „Man könnte sagen, daß die Welt der concreten Gegenstände die Tangente sei, in welcher sich meine intuitiven Vorstellungen mit den entsprechenden eines Anderen berühren: Einen Punkt haben sie gemeinsam, alle anderen weichen ab; dahingegen wäre etwa die Sprache im Verhältniß zu den beiderseitigen Vorstellungen der gemeinsamen Asymptote zweier Curven zu vergleichen, welche von beiden gar nicht tangirt wird, sondern nur daran hinkläuft.“***)

So sind dem freien Willen des Menschen Grenzen gezogen durch die geist-leibliche Erbschaft von Familie und Volk, durch Sitte und Sprache; durch seine gliedliche Stellung in Familie und Volk, im Organismus der Menschheit.

Die individuelle sittliche Freiheit kann durch diese gegebenen concreten Verhältnisse und ihre Folgen wesentlich beeinflusst, aber durch sie beeinträchtigt, gefährdet, geschweige aufgehoben werden kann sie nicht. Es ist die Freiheit, deren Bild wir in dem Herzen tragen, und für deren Existenz wir forchten. Nicht eine sociale, durch die Gemeinschaft, der wir gliedlich ange-

*) cf. Liebmann a. a. O. p. 107.

**) p. 108 u. 109.

***) cf. Liebmann p. 110.

hören, aufgehobene, nicht eine atomistische, die thatsächlichen Schranken und Verhältnisse ignorirende, sondern eine individuelle. In ihr ist das subjektive Moment des persönlichen Einzelwillens und das objektive Moment des Gattungscharakters aufgehoben (im Hegel'schen Sinne), also gewahrt.

Der Mensch trägt nicht bloß den Typus seiner Familie wie seines Volkes an sich, sondern hat in der ihm durch Geburt eignende Naturbasis eine besondere Blutmischung und Organisation als Mitgift erhalten, welche er nicht umzuändern im Stande ist, und die doch seinem Handeln eine gewisse Norm aufprägt: „Gesetz der Individualität“. Danach gestaltet sich die geist-leibliche, psychophysische Form seines Daseins.

Das Individuum wächst vom Embryo bis zum reifen Mannesalter, ohne daß die Identität des Ich's verloren geht. Auch die Denz- und Willensart entfaltet sich allmählich zu selbständiger Kraft und zwar entsprechend dem ihr eingesenkten individuellen Lebenskeime: „Gesetz der Evolution“. Das Wachstum erfolgt nicht bloß von Innen, sondern verlangt und empfängt auch von Außen leiblich und geistig Nahrung: „Gesetz der individuellen Assimilation“. Innerhalb des Wachsthum bilden sich Kräfte der Bewegung, Lustempfindungen, Triebe, Neigung u. aus, die als Reize auf den Willen wirken: „Gesetz der Sollicitation“; wonach ein zusammenhängendes Verursachungssystem in der individuellen Anlage auf die Willensgestaltung influirt, ohne jedoch derselben einen bestimmten Inhalt zu geben. Die Individualität übt keinen uniformirenden Zwang fatalistischer Art auf die geistig-sittliche Lebensbewegung des Ich aus, sondern dient diesem vielmehr als Organ der Selbstthätigkeit. Das beweisen die Ziffern, die in Folge geistiger Ursachen von Außen und Deliberation und Zwecksetzung von Innen fluctuiren. Der Mensch besitzt die Fähigkeit, eine sittliche Ueberzeugung sich zu schaffen und als seine eigene zu bethätigen; es giebt einen subjektiven Personwillen: „Gesetz der bedingten Autonomie“.

Vermöge dieses wirkt der Einzelgeist nicht bloß auf seine eigene sittliche Fortentwicklung ein, sondern auf die geschichtliche Gesamtbewegung. Diese Einflüsse der Einzelgeister werden geregelt und vor einem chaotischen Durcheinander bewahrt durch das „Gesetz der Reciprocität oder der Wechselwirkung“. Das „Gesetz der Responsabilität“ besteht dabei und besagt die relative Macht der Initiative des Einzelgeistes, in Folge deren dem Einzelwillen die von ihm hervorbrachte That als die seine zugerechnet werden kann und muß. Dabei das „Gesetz der individuellen Culpabilität, welches das Maaß der Verschulbung angiebt. Individualität und Personalität vereint der Charakter, in dem die Individualität eine selbstgesetzte, zum Geist erhobene geworden ist: das Organ einer constanten Willensrichtung und Handlungsweise.

Diese f. g. Gesetze sittlicher Lebensbewegung, welche von Dettingen in den §§ 126—129 der Schlußerörterung seiner „Moralstatistik“ aufstellt, haben nach ihm selbst den Werth und die Bedeutung wirklicher Gesetze nicht. Weder eignet ihnen eine ewige Nothwendigkeit, noch kann ihnen eine zeitlich unbedingte Geltung zugeschrieben werden, noch sind es überhaupt materiale Gesetze.

Nur der Ausdruck zeitlicher Empirie, wie er auf dem Wege der Induction gefunden, also hypothetischer Natur, Erklärungsprincipien der moralstatistischen Daten, wie sie wahrscheinlich sind, ohne über Gut und Böse, über den Inhalt der Freiheit Auskunft zu geben, also nur formale Gesetze.

Fügen wir noch hinzu, daß sie sich ausschließlich auf die in Erscheinung tretenden sittlichen Äußerungen beziehen, daß sie nur die effectus in den Kreis ihrer Herrschaft zu ziehen vermögen, während die causa efficiens im Innersten des Menschen sich ihnen entzieht. Auf das entscheidende Urtheil über sie muß alle Beobachtung verzichtet. Das was dem Individuum nach Abzug alles dessen, was ihm mit Anderen gemein und durch Gemeinvorstellungen sich mittheilen läßt, in seinem Intellekt und Willen bleibt, erreicht die Zahl und das Register nicht. Denn es ist durchaus einzig, was sich sonst nirgends findet, also schlechterdings nicht gezählt werden kann oder sich subsummiren läßt.

Zwar ist das menschliche Sein in jedem menschlichen Einzelwesen ein defectes und jedes ist nur eine einseitige Formation der menschlichen Kreatur, nur eine einseitige Realisirung der Menschheitsidee; aber jedes ist auch eben als solches von allen anderen menschlichen Einzelwesen verschieden; und das, was dem Menschen als individuelle geist-leibliche Persönlichkeit im Unterschied von allen Anderen eignet, das bleibt sein unveräußerliches Eigenthum, was nicht von ihm genommen werden kann, ohne sein Sein selbst aufzuheben. In diese Sphäre dringt das Auge des Beobachters, und wenn ihm alle Mittel zu Gebote ständen, die Sehkraft zu verschärfen, nie; und jeder Mensch trägt außer dem, was die Statistik von ihm weiß und je erfahren kann, noch etwas Anderes in sich, „das für sie, wenn nicht sakrosanct, doch unerschöpflich ist.“*)

Allerdings „existirt und bewegt sich das individuelle Einzelwesen als sittliches Subjekt innerhalb der gliedlich organisirten Gemeinschaft“,**) aber nicht nur innerhalb dieser. Allerdings hat es eine „lebendige gliedliche Beziehung zur Gesellschaft, zur Familie, zur Gemeinde, zum Volk, zur Kirche“,***) aber es ist die einzige nicht. Allerdings ist es ein „Element in der geschichtlichen Gesamtbewegung der Menschheit“,†) aber es geht nicht darin auf. Erst sind die Einzelnen und dann die Gemeinschaft; und wir haben kein Verständniß für ein Unternehmen, so großen Styles keine Anlage auch ist, welches die Lebensbewegung innerhalb der Menschheit so darzulegen, so auf Gesetze und Principien zurückzuführen sucht, daß uns mittelst derselben die gottgewollte Bestimmung der Gesamtheit und in ihr erst des Einzelnen gewährleistet werde.††) Uns scheint das gerade Umgekehrte das richtige, natürliche Verhältniß zu sein. Gewiß ist der Mensch ein „*πρῶτον ζῶον πολιτικόν*“†††) und „facile intelligitur, nos ad congregationem natos esse“;*) aber, daß „nirgends die Gemeinschaft erst entstanden sei aus dem Zusammentreten Vieler, sondern wie diese sich finden, sie zugleich schon die umgebende Genossenschaft finden“,*)††) wer kann das zugeben? Sind denn die Kinder früher als der Vater und die Familie früher als das Familienhaupt? Und wie entstehen denn Gemeinschaften? wie ist die christliche Kirche und wie die evangelische Kirche entstanden? Waren es nicht dort wie hier ein Einzelnr, von denen die Bewegung zur Gemeinschaftsbildung ausging, welche recht eigentlich die Stifter der Gemeinschaft wurden? Und lassen sich nicht fast alle religiösen Genossenschaften der alten und der neuen Zeit auf solche Anfänger zurückführen? Nennt nicht die h. Schrift den ersten und den zweiten Adam Anfänger langer Reihen? Weiß nicht das alte Testament von Männern, die mit ihrem Geist ganze Perioden beherrschen? Epochenmachende Persönlichkeiten, die eine neue Zeit beginnen, Männer, deren Ideen Gemeingut werden, Parteistifter und -Führer; sind sie nicht sprechende Beweise gegen jenen Satz? Durch sie entsteht erst die Partei, und ihre sittliche That wird Anfang einer sittlichen Gemeinschaft. Das sittliche „Thun des einzelnen sittlichen Subjekts ist das Erste, die Voraussetzung der sittlichen Gemeinschaft, diese aber immer nur die Frucht eines vorangegangenen sittlichen Thuns der Einzelnen.“*)†††) Und es scheint uns berechtigter mit den Theosophen*)††) zu sagen: Niemand könne sich als Mensch wissen, ohne sich zugleich als von Gott gedacht und in ihm den Grund seines Daseins zu wissen, als mit Harleß*)†††): Niemand könne sich als Mensch wissen, ohne sich zugleich als Menschenkind zu wissen.

„Zu einem Begriff von gut und böse, zu stiller Billigung und Verabscheuung, überhaupt zu ethischem Urtheil und ethischer Thatkraft gelangt der Einzelne“ nicht nur und nicht

*) cf. Liebmann p. 145.

**) von Dettingen p. 969.

***) a. a. O. p. 22.

†) p. 22.

††) p. 969.

†††) Aristot. Polit. I. 2.

*) Cic. de fin. III, 18.

*)†) F. H. Fichte: „System der Ethik“ II. 1 p. 31. Leipzig. 1850.

*)†††) Wuttke, Handbuch der Sittenlehre, erste Auflage. 2. Bde. Berlin 1861/62. I. p. 327.

*)††) Jacob Böhme bis Franz von Baader: Nicht „cogito ergo sum“ das Grundprincip der Speculation, sondern „cogitor ergo sum“ oder „cogito quia cogitor“.

*)†††) Harleß, Christl. Ethik p. 75. 6. Aufl. 1864.

erst „im Zusammenhange mit einer Tradition, durch Vermittlung der Sitte, die ihn geistig großgezogen und sein ethisches Urtheil (Gewissen) gebildet,“*) sondern a priori, unmittelbar, nicht durch der Menschen und menschlicher Sitte Einwirkung auf ihn, sondern durch die Gottes-thätigkeit in ihm, durch das Gewissen, wie es ihm innewohnt, auch ohne seine gliedliche Beziehung zu irgend einer menschlichen Gemeinschaft, wie es nicht erst gebildet wird durch sociale Einflüsse, wohl aber oft genug durch sie getrübt, durch das Gewissen, jenes in's Herz geschriebene Gesetz,**) das er als Mensch, als gottentpross'nes, mit dem lebendigen Odem Gottes erfülltes selbständiges Einzelwesen hat. Seine gliedliche Stellung zu der Gemeinschaft ist vorübergehender Natur. Familie und Volk, Kirche und Staat sind Formen in seinem Sosein irdisch-vergänglichen sittlichen und religiösen Gemeinschaftslebens. Sollte die Beziehung zu ihnen für das Wesen des Menschen als sittlichen Subjektes constitutiv sein? Mit andern Worten: hört der Mensch als sittliches Subjekt auf zu sein, wenn er aus dieser gliedlichen Stellung heraustritt, oder läßt er sich ohne sie gar nicht denken? Das ist die Frage, mit deren Verneinung der von Dettingen'sche Gedanke einer Social-Ethik fällt. Bevor das Verhältniß zu Familie und Volk geordnet und sittlich normirt werden konnte, bestand das Verhältniß zu Gott, und dieses ist die Voraussetzung von jenem und besteht noch, wenn die socialen Beziehungen schon hier auf Erden sich irgendwie lösen. Das Verhältniß zu Gott ist aber ein durchaus individuelles und erst in ihm werden die socialen Verhältnisse wahrhaft ethisirt. Nicht soll die Liebe zu Gott in der Liebe zu dem Nächsten den Grund ihres Seins haben, sondern gerade umgekehrt lautet die Vorschrift des Herrn. Haben die Protoplasten als sittliche Wesen nicht existirt, so lange und weil keine Familie und kein Volk sie umgab? Und ein allem Gemeinschaftsleben Entrückter, etwa ein Eremit der alten Zeit oder ein einsam verschlagener Nordpolfahrer oder einsam verirrter Africa-Reisender der neuen: haben sie mit der Gemeinschaft auch ihr sittliches Subjekt-sein verloren?

Ist aber das ewige Verhältniß der unsterblichen Menschenseele zu Gott ein individuell-persönliches, so muß es auch rein individuelle Verschuldung geben können. Wenn aber „in gewissem Sinne für jede Schuld des Einzelindividuums innerhalb des weiteren oder engeren Kreises, in welchem sich die moralische Collectiv-Person bewegt, ein Mutterboden zu suchen und zu finden“***) ist, so ist rein individuelle Zurechnung nicht möglich. Daß, „je tiefer der Einzelne mit seinem ganzen sittlichen Leben eingefügt erscheint in den Bau des menschlich-sittlichen Gesamtlebens, je mehr er sich sagen muß, daß kein Gedanke, kein Wort, keine Willensbewegung und keine That vergeblich oder gleichgültig ist, sondern ein Glied wird in der großen Kette des geschichtlichen Causalzusammenhanges, ein mehr oder weniger bedeutames Samen Korn auf dem Arbeitsfelde der Menschheit, er desto mehr sich seiner Verantwortlichkeit bewußt werden und sein inneres und äußeres Wirken mit der Goldwaage des Gewissens wiegen wird und muß,“†) leugnen wir nicht; aber wenn er nun den Gedanken von der andren Seite vor seinem Handeln in Erwägung zöge, daß er in seinem sittlichen Thun oder Lassen mehr oder weniger bedingt sei durch die sociale Gemeinschaft, in der er stehe, abhängig von dem geschichtlichen Causalzusammenhange und von dem Arbeitsfelde der Menschheit, abhängig wer weiß von welchen anderen collectiven Mächten noch, daß er wie er auch immer handle, einen, vielleicht nicht den geringsten Theil seiner Verantwortung auf andre Schultern legen dürfe; sollte sein sittliches Gefühl auch dadurch gestärkt werden? Es gibt bei aller Anerkennung einer gewissen Solidarität in sittlicher Beziehung ein Gebiet rein individuellen Handelns und rein individueller Zurechnung in jedem sittlichen Subjekt.

Wenn Droysen††) gegen Buckle von den unehelich Gebärenden sagt, jeder einzelne Fall der Art habe seine Geschichte; keine der also Gefallenen werde sich damit beruhigen, daß das statistische Gesetz ihren Fall erkläre; in den Gewissensqualen durchweinter Nächte werde sich Manche von ihnen überzeugen, daß jenes individuelle X von unermeßlicher Bedeutung sei, daß

*) von Dettingen p. 969.

**) Röm. II. 15.

***) von Dettingen p. 24.

†) p. 23.

††) cf. Sybel's histor. Zeits. Bd. IX. 1863.

es den ganzen sittlichen Werth des Menschen d. h. seinen ganzen und einzigen Werth umschließe; so gilt das auch dem gegenüber, daß sich für ihren Fall innerhalb des engeren oder weiteren Kreises, in dem die moralische Collectiv-Person sich bewegt, ein Mutterboden finden ließe und finden müßte. Es wird sie wenig trösten und noch weniger sie von ihrer geringeren Schuld überzeugen. So wenig, wie es sie beruhigen würde, wenn ihr E. Laspeyres, der in seiner moralstatistischen Studie über die arbeitenden Classen der Hauptstadt Paris zu dem Resultate kommt: gute Wohnung bewirke unter sonst gleichen Umständen gute Aufführung; sehr schlechte Wohnung wirke sehr schlecht auf das Betragen, besonders das Wohnen in *Chambre garnie*, das Wohnen ohne eigene Möbel, das Zusammenwohnen Vieler habe ungünstigen sittlichen Einfluß, weshalb das wirtschaftlich zweckmäßige Kasernen-System für Arbeiter-Wohnungen aus moralischen Gründen zu verwerfen sei, sagen wollte: ihre Wohnung trage einen guten Theil der Schuld.

Wenn von Dettingen gegen den Anti-Buckle'schen Satz Droysen's, den er citirt, sagt,*) das sei schön und warm gefühlt, aber wissenschaftlich gedacht erscheine es ihm nicht; wer werde es leugnen, daß Gretchen in ihrer Kerker Scene uns tiefer und unmittelbarer ergreife, als eine, tausend Fälle zusammenfassende, Massenbeobachtung über Kindermorde und ihre verschiedenen Ursachen; aber dieselbe könne wissenschaftlich von der größten Bedeutung sein, die Bewegungsgesetze, wenn auch zunächst nur die empirischen, auf dem psychologischen und ethischen Gebiete deutlicher erkennen lehren als viele Kunstwerke auf einem Haufen; wenn das wissenschaftliche Gesetz der kürzeste Ausdruck für die Uebereinstimmung vieler tausend Erzählungen ist, wenn es die Erscheinungen verdollmetst und ihren bunten Wechsel in eine kurze Formel bannt; wenn der wissenschaftliche Statistiker verallgemeinert: so ist das wissenschaftliche Denken für die Beurtheilung moralischer Daten als solches nicht ausreichend; denn was sich nicht verallgemeinern läßt und was nicht in Erscheinung tritt, empirisch wird, entzieht sich seinem Forum; das rein Individuell-Persönliche, wie das rein Innerliche und damit in der Regel der tiefste Grund, die wirkliche *causa efficiens*, *ratio essendi* der That, zu der sich alle statistisch nachweisbaren *causae* nur wie *res secundae* verhalten, bleibt ihm verborgen, bleibt ihm eine unbekannte Größe. Und darin dürfte es seine genügende Erklärung finden und tief begründet sein, daß insonderheit Philosophen und Theologen den beobachtenden, messenden und berechnenden Wissenschaften, so sehr sie ihnen mit jedem Vernünftigen alles Glück wünschen, nicht mit der Beachtung begegnen, die diese für sich in Anspruch nehmen möchten. In ihren heiligsten Interessen werden sie nicht durch sie berührt. Es sind nur empirische Gesetze, wie Mill**) richtig hervorhebt, zu denen diese Wissenschaften kommen; in die letzte bestimmende Ursache vermögen sie nicht einzudringen.

Oder aber sollte wirklich das Problem: „Freiheit und Nothwendigkeit“ in der Gesetzmäßigkeit sittlicher Lebensbewegung des Einzelnen als Glied des Ganzen seine Lösung gefunden haben? Sollte in dieser Gesetzmäßigkeit die Einheit von Freiheit und Nothwendigkeit gegeben sein?

Gewiß muß zwischen zeitlicher Aufeinanderfolge (*Succession*) und räumlichem Beieinandersein (*Coexistenz*) einerseits und ursächlichen Zusammenhang (*Causalnexus*) unterschieden werden. Gewiß wird man auch stets auf die Qualität der verursachenden Momente Rücksicht zu nehmen haben, weil eine Ursache theils als bewegende Naturkraft (*mechanische Causalität*), theils als Reiz (*dynamisch-organische Causalität*), theils als Motiv (*ethisch-geistige Causalität*) wirken kann.

Aber ist das entscheidend für unsere Frage? Mein Handeln ist frei, wenn es den Grund seines Seins in meiner bewußten Selbstthätigkeit hat; es ist nothwendig, wenn es diesen Grund in einem Anderen hat, einem Anderen, sei dieses nun eine mechanische, dynamisch-organische oder ethisch-geistige Causalität. Ist nun meine bewußte Selbstthätigkeit eine mehr oder weniger constante, so wird auch meine Freiheit sich in mehr oder weniger constanten Entscheidungen äußern, und der Beobachter wird dann vielleicht von größerer oder geringerer Gesetzmäßigkeit meines Handelns sprechen. Aber nicht deshalb bin ich frei, weil ich gesetzmäßig handle,

*) p. 8.

**) cf. Mill, System der deductiven und inductiven Logik Bd. II. p. 42.

sondern weil ich selbständig handle, weil ich die bewußte *causa efficiens* meiner Handlungen bin. Wird mir nun nachgewiesen, daß ich das nicht oder doch nur in sehr eingeschränktem und untergeordnetem Grade bin, daß mir durch meine gliedlich, näher sociale Stellung das Schema gegeben ist, in dem ich mich handelnd bewegen muß; daß ich gesetzmäßig handle, nicht weil ich's will, sondern weil ich mich in höherer Gebundenheit finde; so ist das allerdings ein *Ineinander* von Nothwendigkeit und Freiheit, aber doch nur in dem Sinne, daß die Freiheit in der Nothwendigkeit nahezu aufgehoben und verschlungen wird. In allen Fällen aber ist es keine Einheit, und eine Lösung des Problems, bei der man sich schwerlich beruhigen wird.

„Wer*) statt der Thätigkeit des Geistes, die verborgen in seiner Tiefe sich regt, nur ihre äußere Erscheinung kennt und sieht; wer statt sich anzuschauen nur immer von fern und nahe her ein Bild des äußeren Lebens und seines Wechsels sich zusammenholt: der bleibt der Zeit und der Nothwendigkeit ein Sklave. Was er denkt und sinnt, trägt ihren Stempel, ist ihr Eigenthum, und nie, auch wenn er sich selbst zu betrachten wähnt, ist ihm vergönnt, das heilige Gebiet der Freiheit zu betreten. Denn in dem Bilde, was er sich von sich entwirft, ist er sich selbst zum äußeren Gegenstand geworden, wie alles Andere ihm ist: und Alles darin ist nur durch äußere Verhältnisse bestimmt.“ Ein Leben, „wie wenn mannigfaltiger Töne kunstreiche Harmonie dem Ohr vorbeigerollt und nun verhallt ist, und dann mit dürrtigem Nachklang sich des Halbkenners Phantasie noch abquält und dem nachseufzt, was nicht wiederkehrt. Und so ist freilich das Leben nur eine flüchtige Harmonie, aus der Berührung des Vergänglichen und des Ewigen entsprungen: aber der Mensch ist gleich der kunstreichen Stimme, aus der jene Harmonie hervorgeht, der Anschauung ein unvergänglicher Gegenstand. Frei steht vor mir sein innerstes Handeln, in dem sein wahres Wesen besteht; und wessm ich dieß betrachte, fühle ich mich auf dem heiligen Boden der Freiheit. Darum muß auf mich selbst mein Auge gerichtet sein, um jeden Moment nicht nur verstreichen zu lassen als einen Theil der Zeit, sondern als Element der Ewigkeit ihn festzuhalten und als inneres freies Leben ihn anzuschauen.“

II. Recensionen.

Theologie.

Scholten, J. G. Der Apostel Johannes in Kleinasien, historisch-kritische Untersuchung aus dem Holländischen übersezt von Bernh. Spiegel. 8, 134 p. Berlin, 1872. F. Henschel.

Der Verfasser hat sich eine schwere Aufgabe gesetzt, deren Lösung wohl in Weniger Augen als gelungen gelten wird. Er will zeigen, daß die einstimmige Tradition des ganzen

christlichen Alterthums, Johannes habe in Kleinasien gelebt und gewirkt, eine falsche ist. Natürlich muß er zuvörderst die Autorschaft der Apocalypse von Seiten des Apostels wegleugnen, es könne ja dieselbe ein Anderer geschrieben haben, ja es müsse nach I, 1 ein Anderer der Verf. sein, sonst hätte er von Johannes nicht in der dritten Person reden können: ein Beweis, der freilich sehr wenig Ueberzeugendes hat. Auch die Natur seiner übrigen Beweise ist von sehr hinfälliger Art; wir heben einzelne heraus. Weil Polycarp z. B. in dem kurzen Briefe, den er schrieb, von Jo-

*) cf. Schleiermacher, Monologe I. Betrachtung p. 30.

hannes stillschweigt, so muß er nichts von dem Aufenthalte Johannis in Kleinasien gewußt haben. Wir aber, wenn wir den Inhalt seines Philipperbriefes bedenken, würden sagen, Poly-
carp hätte diesen Punkt bei den Haaren her-
beiziehen müssen, wenn er ihn hätte erwähnen
wollen. Justin hält den Apostel für den Verf.
der Apokalypse, was der Verf. nicht bestritten
kann, obgleich er einige Lust bezeugt, die Worte,
„einer der Apostel“, die möglichst sicher ver-
bürgt sind, zu streichen; damit aber ist von
selbst schon gegeben, daß er den Aufenthalt
Johannis in Kleinasien festhält. Dieß be-
sonders hervorzuheben, sehen wir in seinen
Schriften nirgends einen Anlaß. Er beruft
sich ferner auf die Briefe des Ignatius, die er
freilich sämmtlich für unächt hält und nach
der Mitte des 2. Jahrhunderts geschrieben
sein läßt. Aber auch damals noch, meint er,
hätte man an jene Gemeinden nicht schreiben
können, ohne auf Johannes zu reden zu kommen.
Wir finden aber den Inhalt der Art, daß
wir nicht wüßten, wo er diese Erwähnung hätte
thun sollen. Ja, entgegnet der Verf., er gedenkt
doch des Paulus bei Gelegenheit der Rede
vom Märtyrertode, warum nicht auch des Jo-
hannes? Einfach deshalb, weil dieser nicht den
Märtyrertod starb. Auch von Hegesippus
verlangt er, daß er des Aufenthaltes Johannis
in Kleinasien gedenken sollte. Allein wie läßt
sich solche Forderung bei den wenigen Frag-
menten stellen, die uns Eusebius aufbewahrt
hat? Die Aussage des Apollonius (Euseb. 4.
cod. 5, 18) über den Aufenthalt des Apostels
zu Ephesus kann er nicht bestreiten, sie datirt
etwa aus dem Jahre 180, allein das Aus-
gesagte darf nur eine Sage sein, und die
Tobtenerweckung eines Jünglings muß zur
Versteinerung jener ebenfalls nur als Legende
gelten. Nun aber ist jene Erzählung älter
als diese, folglich ist es mit der Versteinerung
nichts, und ist es überhaupt undenkbar, daß
nach 80 Jahren schon die Geschichte des Jo-
hannes sich in eine Sage verwandelt haben
soll. Das glaubt am Ende doch nur, wer
seine Augen gegen alle geschichtlichen Verhält-
nisse verschließt. Dieses sonderbare Verhalten
gegen die geschichtliche Ueberlieferung spricht
sich noch stärker in der Kritik des Irenaeus
aus. Dieser sagt, die Apokalypse sei fast noch
zu seinen Lebzeiten geschrieben, Scholten weiß
es in Folge seiner eigenthümlichen Ergeße
besser, sie stammt aus dem Jahre 68. Noch
mehr soll sich Irenaeus in der Regierungszeit
Domitians geirrt haben. Wie sollte aber ein
Mann, der c. 135 geboren ist, nicht sagen
können, daß 40 Jahre zuvor fast noch *ἐν τῇ
ἡμετέρας γενεᾷ* gewesen sei? und sollten nicht

seine Lehrer, also etwa um das Jahr 150—
160, den Apostel gekannt haben, der noch um's
Jahr 100 lebte? Die Abhandlung über die
Zahl der Offenbarung, 666, kann von keiner
Entscheidung sein, da man mit keinerlei Ge-
wizheit sagen kann, daß die Freunde des
Apostels ihre Bedeutung kennen mußten. Es
ist ja nicht einmal nöthig, daß der Seher selbst
ihre Deutung wußte. Die Aussage über die
Fruchtbarkeit im 1000jährigen Reiche ist offen-
bar Bild, und nicht eine chiliastische Träumerei,
zu der sie nur der Unglaube stempelt. Was
es aber heißt, den Irenaeus, der in nüchternster
Weise erzählt, er habe mit Männern aus Jo-
hannes Zeit Umgang gehabt, geradezu der
Lüge zu zeihen, das mögen diejenigen ermessen,
welche den Charakter dieses Mannes genauer
kennen. Was für ein Mensch müßte Irenaeus
gewesen sein, nicht ein unkritischer Mann, son-
dern ein abgeseimter Lügner! Und welch eine
Gemeinde die zu Ephesus, die ihre heiligsten
Ueberlieferungen noch 80—90 Jahren nicht
mehr deutlich wußte. Ja sogar die Männer,
mit denen Irenaeus persönlich verkehrt, sollen
einer unsicheren Ueberlieferung angehört haben.
Wahrlich man erhält bei einer solchen Kritik
den Eindruck, daß man es mit lauter stupiden
oder schlechten Menschen zu thun habe. Es
können, sagt Scholten, keine größeren Anachronis-
men und geschichtliche Fehler gemacht werden,
als sie Irenaeus begingt.

Wie ist nun aber diese ganze Sage von
Johannes entstanden? Man nahm schon vor
Justinus fälschlich an, den Apostel sei der
Verf. der Apokalypse, also so schnell hat die
Gemeinde, bei der Johannes sein Buch depo-
nirt hatte, die Wahrheit vergessen! Welch ein
vergeßliches Volk gab es doch damals, nicht
den einfachsten Thatbestand konnte es sich merken,
nicht einmal von den angesehensten Männern;
und jene Legenden? — nun, sie sind einfach
aus dem Boden herausgewachsen. So läßt
sich freilich Alles erklären. Auch Papias darf
kein Schüler des Johannes sein, denn das
durfte er als solcher nicht lehren, was er ge-
lehrt hat, weil dieß Scholten nicht begreift,
und er hat nichts von einem Aufenthalte des
Apostels in Kleinasien gewußt, weil er dieß
in den paar Stellen, die uns von seinen 5
Büchern aufbewahrt sind, nicht gesagt hat.
Die Kritik gebietet aber, daß er es gerade in
diesem hätte sagen sollen. Schade, daß Papias
von diesem Gebote nichts wußte, er hätte
sonst Scholten einen übeln Streich gespielt;
doch auch selbst, wenn er es gesagt hätte, die
Kritik hätte einfach gesagt, der beschränkte
Mann hat sich geirrt. Der Verf. muß nun,
um des Irenaeus Aussage über Papias als
unrichtig zu bezeichnen, der Erklärung des Eu-

febius 3, 39 den Vorzug geben. Allein wir denken, der ältere und Kleinasien zum Vaterlande besitzende Irenaeus wird diese Verhältnisse besser gewußt haben, als der spätere Eusebius, der bekanntlich über die Stellung des Papias zu Johannes unsicher hin und her tappt und überhaupt auf Papias nicht gut zu sprechen ist. Die Stelle aus der Vorrede des Papias, welche er citirt, beweist ja das nicht sicher, was Eusebius beweisen will. Papias kann als Knabe ein Zuhörer des Johannes gewesen sein, und später, als er den Drang fühlte, sein Werk zu schreiben, sich nicht mehr alles dessen genau erinnert haben, was er als Knabe gehört hatte; also that er gut, sich an die Presbyter zu wenden und an Freunde der Presbyter, denn man hat keinen Grund, in 39, 4 das schwierigere *πρεσβυτέρους* in *ἀποστόλους* zu ändern. Geirrt hat sich Irenaeus nicht, denn er stand jenen Männern der Zeit nach zu nahe und kannte des Papias Schrift so gut wie Eusebius, der übrigens nicht mit Sicherheit behauptet, Papias sei ein Schüler des Presbyter Johannes gewesen, sondern es nur vermuthet. Dieselbe Unsicherheit aber können wir nicht dem Irenaeus zuschreiben, der jenen Männern viel näher stand, und der deshalb, weil er von jenem Presbyter nichts sagt, noch nicht in Unkunde über ihn ist. Wenn derselbe nun diese Stelle in Papias las, so ist es eine reine Unmöglichkeit, daß er den Apostel und Presbyter Johannes verwechselte, denn beide sind hier sonnenklar geschieden. Auch dem Briefe des Irenaeus an Victor (nicht „von Victor,“ wie es p. 62 heißt) läßt Sch. nicht volle Gerechtigkeit zu Theil werden. Der ganze übrige Inhalt des Briefes mag richtig sein, aber das über den Verkehr des Polycarp mit Johannes Gesagte ist bloß unrichtige Meinung des Irenaeus, die unrichtig ist aus keinem andern Grunde, als weil sie den Behauptungen Scholtens ins Angesicht schlägt. Auch der Umgang des Polycarp mit andern Aposteln wird bestritten, trotzdem daß klar in diesem Kapitel steht, Philippus sei in Hierapolis begraben, und daß es, selbst wenn sonst keiner in Kleinasien gewesen wäre, er ja anderwärts mit ihnen zusammen gewesen sein konnte; Irenaeus, der doch noch mit Polycarp jedenfalls zusammenlebte, hat alle diese Fabeln in gutem Glauben hingenommen. Nun es mag heutzutage allerdings manche Leute geben, welche die Fabeln, die ihnen Scholten bietet, in gutem Glauben hinnehmen; aber Irenaeus möchten wir nicht hiezu rechnen, dazu stellen ihn seine Schriften doch zu hoch. Am lächerlichsten ist Sch.'s Nachweis, daß Polycarp der chronologischen Schwierigkeiten wegen nicht mit Johannes zusammengekommen sein könne. Denn

selbst, wenn jener erst im Jahre 80 geboren ist, was als der späteste Termin gelten muß und Johannes etwa im Jahre 100 starb, so hatte er wahrlich Zeit genug, mit ihm zusammenzukommen. Geradezu tödt aber ist sein Versuch, den Brief des Irenaeus an Florinus für unächt zu erklären, die dagegen vorgebrachten Gründe lassen sich sofort in ihrer Richtigkeit erkennen; natürlich muß auch er eine Tendenzschrift sein, die jedoch dann sehr ungeschickt angelegt wäre, da das hier Mitgetheilte ohnehin durch die Tradition feststand. Doch wir wollen nicht weiter in das Einzelne eingehen. Der Werth der Schrift besteht allein darin, zu erneuerten Untersuchungen anzuregen. E.

Lutterbeck, Dr. A. Bernh., Prof. der classischen Philologie zu Gießen. Die Clementinen und ihr Verhältniß zum Unfehlbarkeitsdogma. VI u. 85 S. Gießen, E. Heinemann.

Die Schrift bildet einen sehr interessanten Beitrag sowohl zur Klärung der Situation auf dem Gebiete der kirchlichen Gegenwart, als zur Aufhellung einer der wichtigsten und schwierigsten Partien der Geschichte des Urchristenthums. Sie sucht nemlich die eigenthümliche absolut-monarchische Stellung an der Spitze aller Bischöfe, welche der jüdisch-jesuitische Verf. der Clementinen (d. h. der pseudo-clementinischen Homilien, die nach Lutterbeck schon um 135 n. Chr. entstanden sind) dem Jakobus, Bruder des Herrn und Haupt der jerusalemischen Kirche zuweist, als Prototyp nicht bloß der kirchenrechtlichen Theorie vom Primat des Papstes, sondern auch der modernen jesuitischen Infallibilitätslehre zu erweisen. Der Verf. glaubt (laut S. 5 f.) „im Stande zu sein, nicht bloß vermuthungsweise auszusprechen, sondern auch historisch darzuthun, daß es allerdings ein erklärter Judaist des 2. christl. Jhdts. gewesen ist, der so weit unsere christliche Literatur zurückreicht, zuerst die Unfehlbarkeit im vollen Sinne, d. h. die Unfehlbarkeit mit Einschluß und auf Grund der Kathedra-Theorie als ein ausschließliches Vorrecht des obersten christl. Bischofs, was nemlich jener Judaist unter diesem verstand, aber zugleich auch schon mit dem Anfang einer Ueberleitung dieses seines Begriffs auf den Bischof zu Rom, als ein Dogma oder eine schlechthin anzunehmende christliche Wahrheit aufgestellt hat, — und ferner, daß etwa 70 Jahre nach der ersten theoretischen Entwicklung dieser jüdisch-jesuitischen Lehre eben dieselbe, zwar mit Abstreifung einiger gar zu greller Bestimmungen darin, aber doch

mit Festhaltung des Hauptpunktes, worauf es dabei ankam, in der Kirche praktisch zu werden begonnen hat, indem schon im Anfang des 3. christl. Jhds. (nämlich unter den Päpsten Zephyrinus, der sich zuerst den Titel *Episcopus episcoporum* beilegte, und Callistus I., der zuerst die stolze Behauptung von der Nichtabjektivität des Papstes aussprach) jener aus dem Umkreis des Judaismus hinüber geschleuberte Funke bereits in den Spigen der römischen Hierarchie wirklich gezündet hat, allerdings vorerst nur vorübergehend, dann aber immer von neuem aufflammend und allmählig sich festlegend an eben jener Stelle, bis er Gelegenheit fand, sich weiter auszubreiten und endlich am 18. Juli 1879 die conciliarische Geltung eines römisch-katholischen Dogma's zu erlangen.“

Daß dem Verf. der Nachweis hierüber in der Hauptsache wohl gelungen ist, wird kein aufmerksamer Leser seiner Schrift, der zugleich Kenner der ältesten Kirchengeschichte ist und dem insbesondere der Lehrbegriff jener merkwürdigen essenisch-gefärbten Jüdisensecte der Elkesaiten (oder der Ebioniten des Epiphanius haer. 30), auf welchen sich die vorl. Untersuchung zunächst bezieht, genauer bekannt ist, in Zweifel ziehen können, vorausgesetzt daß sein Standpunkt ein dogmatisch unbefangener, d. h. nicht etwa infallibilistisch präoccupirter ist. Die bei den Untersuchungen neuerer Forscher über Geschichte und Lehre dieser Secte gewöhnlich etwas zu kurz kommende Kirchenverfassungstheorie der Pseudoclementinen, mit ihrem an die ignatianischen Briefe erinnernden streng-monarchischen Gepräge, und mit ihrer über Ignaz (oder Pseudo-Ignaz) entschieden hinausgehenden Centralisirungstendenz, kraft deren die Kathedra eines bestimmten Bischofs (nämlich zunächst des jerusalemischen) die constante Inhaberin der obersten Vorsteherschaft über die gesamte Kirche sein soll, hat in der That nicht bloß als Vorläuferin, sondern auch als ältester Keim und früheste Wurzel der römischen Primats- und Unfehlbarkeitslehre späterer Zeit zu gelten, weil es ja Petrus, und der in Rom zur Vollendung seines apostolischen Wirkens gelangte Apostelfürst, und Clemens, der von ihm zum ersten Bischof der römischen Gemeinde eingesetzte Apostelschüler sind, die der Verf. der Pseudoclementinen vor Allen eifrig auf die Geltendmachung der Primatsstellung des Jakobus und auf die Anerkennung Einer bischöflichen Kathedra als *caput omnium ecclesiarum* bringen läßt, und weil die Substitution Roms für Jerusalem als Besitzerin dieser oberbischöflichen Würde aus der Entwicklung der zunächst auf die Abfassung der

Clementiner gefolgten Jahre selbstverständlich und unvermeidlich hervorgehen mußte.

Daß dieser Hauptgedanke unfres Autors, selbst für den Fall, daß derselbe in einigen Nebenpunkten minder Gesichertes behauptet haben sollte, als historisch wohl fundamentirt in Geltung bleibt, ist dem Ref. ungewisshast. Zu dem, was uns als weniger allseitig und fest begründet, aber dabei als vom Kern des Ausgeführten leicht ablösbar erschienen ist, müssen wir einmal den Umstand rechnen, daß der Verf., hierin Lipsius folgend, überhaupt alle und jede Anwesenheit Petri in Rom als etwas Ueberflüssig durch die judaisch-römische Sage Ueberliefertes, mithin als ungeschichtlich und mit den biblischen Berichten über die Wirksamkeit des Petrus, namentlich auch mit 1. Petri 5, 13, unvereinbar darstellt (S. 40 ff.); sodann aber auch seine Verlegung der Abfassung der Homilien, als des ältesten Kerns der pseudoclementinischen Literatur, in die Zeit vor d. J. 135 (S. 30) — eine chronologische Bestimmung, die allerdings das für sich hat, daß jene Kirchenverfassungstheorie der Clementinen das jüdenchristliche (jakobische) Bisthum zu Jerusalem als noch existirend voraussetzt, sowie daß Iustins des Märtyrers erste Apologie, falls sie wirklich (der gewöhnlichen Annahme zufolge) schon im J. 138 verfaßt ist, als Zeugniß für eine schon um 130 oder bald nach 130 beginnende Lehrwirksamkeit Marcions in Rom, und ebendamit als indirectes Zeugniß für ein Entstandensein der auf die Lehren dieses Gnostikers Bezug nehmenden Homilien um eben diese frühe Zeit gelten dürfte, die aber doch insofern wieder ziemlich unsicher erscheint, als Beides: diese so frühzeitige Abfassung von Iustins Apologie, und die Bezugnahme schon der Homilien auf Marcion's Häresie, ziemlich zweifelhaft ist, und als Irenaeus den genannten Gnostiker erst ziemlich viel später, nämlich erst nach 150 (unter Anicet) in Rom auftreten läßt. — Doch bleibt, wie schon bemerkt, der Hauptpunkt der Darlegungen des Verfassers, die für das römische Primats- und Infallibilitätsdogma typisch geworden monarchische Episkopatstheorie der Clementinen, wesentlich unberührt durch diese zweifelhafteren Punkte. Und was er bezüglich jenes Hauptpunktes ausführt, das ist nicht bloß nach seiner historischen Seite, sondern mehr fast noch in praktisch-polemischer Rücksicht interessant und bedeutsam. Als Zeugniß eines der gelehrtesten und freisinnigsten Vorkämpfer des Altkatholicismus wider die jesuitische Infallibilitätslehre kommt das Büchlein der zwei Jahre früher veröffentlichten Denkschrift desselben Verfassers an Pius IX (Siegen; Heinemann 1870) an Bedeutung

jedenfalls gleich. Welch rücksichtslos tief einschneidender Art die darin enthaltenen Angriffe auf das ultramontane System überhaupt sind, kann beispielsweise das S. 42 f. über die Petrusäße als eine durchaus halt- und wesentliche Grundlage für die päpstlichen Ansprüche auf eine absolute Suprematie über die Kirche Bemerkte, zeigen. „Es fällt den römischen Bischöfen und späteren Päpsten zur Last,“ heißt es hier u. a., „daß sie aus dieser mehr als unsicheren, aber auch selbst, wenn sie wahr wäre, völlig bedeutungslosen Thatsache ein so ungeheures Capital geschlagen haben. Es ist das ganz der Gebrauch, den die Heiden hie und da von ihren Mythen gemacht haben, und gereicht schon insoweit der christlichen Religion zur Herabwürdigung, ganz abgesehen von der Selbstüberhebung und Selbstvergötterung, die Einige von ihnen darauf bauen zu können glauben.“ Vgl. auch die Anmerkung auf S. 63 f.: „Ist einmal, wie die Clementinen zu verstehen geben, die politische Ordnung des absoluten römischen Kaiserthums das Vorbild der einzuführenden kirchlichen Ordnung und also der vergöttlichte römische Kaiser das Vorbild des ebenso zur vergöttlichenden „Bischofs der Bischöfe:“ so ist auch die Beziehung der Kathedrale auf den Einen wie auf den Andern leicht zu finden. Eine Anleitung gibt u. a. die Erzählung der Apostelgeschichte 12, 21 ff.: der König Herodes habe in vollem Ornat von einem „Bema“ oder Tribunal herab (wo das juristische Bema offenbar die Stelle der theologischen Kathedra vertritt) eine (ebendekhalb amtliche) Rede gehalten, und die Umstehenden haben darauf gerufen: „Das ist die Stimme Gottes und nicht die eines Menschen!“ In diesen Worten findet der Verf. der Apg. nichts als eine Gotteslästerung, auf die dann auch sogleich ein Gottesgericht gefolgt sei. Die Anwendung hiervon auf den 18. Juli und auf den 20. September 1870 ergibt sich von selbst, da den römischen Päpsten um nichts mehr etwas Göttliches innewohnt, als es bei den römischen Kaiserin und ihren jüdischen Unterkönigen der Fall war.“

Zum Schlusse sei hier noch bemerkt, daß die Reime und principiellen Grundzüge dieser fähnen-antiromanistischen Haltung des Verfassers bereits in seinem vor 20 Jahren erschienenen biblisch-theologischen Werke über „die Neutestamentlichen Lehrbegriffe“ (2 Bde. Mainz 1852) wahrzunehmen sind, wo namentlich das über die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen Vertretung des petriniſchen und des paulinischen Standpunktes in der katholischen Kirche und ihrer Lehre Bemerkte ganz und gar in den

in der vorl. Brochüre dargelegten Ideengang einschlägt.

1. v. Pressensé, Edm., Dr. d. Theol. u. Pastor in Paris. **Das vaticanische Concil.** Seine Geschichte und seine politischen und religiösen Folgen. — Autorisirte deutsche Ausgabe, von Eduard Fabarius. XI u. 327 S. Nördlingen, C. H. Beck.
2. Reichelt, G. Th., **Das Vatikanische Concil.** Eine kurzgefaßte Darlegung der Veranlassungen, des Verlaufs und der Folgen dieser Kirchenverfassung. 108 S. Bautzen, Ed. Kuhl.

Bücher, wie das unter Nr. 1 genannte, bedürfen im Allgemeinen keiner Empfehlung. Der Name ihres Autors bürgt für die Treulichkeit ihres Inhalts. Wie Pressensé auf dem Gebiete der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte sich als Meister einer apologetischen Geschichtsdarstellung gegenüber dem modernen Unglauben bewährt hat, so betätigt er in dem vorliegenden Buche eine entsprechende Meisterschaft als Darsteller der jüngsten kirchenhistorischen Ereignisse in polemischer Behandlung gegenüber dem römischen Aberglauben. Seine Polemik gegenüber dieser Richtung ist übrigens frei von leidenschaftlicher Gereiztheit und blindem Fanatismus. Den „authentischen Katholicismus“ der Gegenwart erklärt er allerdings für „die jammervolle Religion von jenseits der Berge mit ihren Bannsprüchen gegen jedes freie Gewissen, ihrem schwachvollen Aberglauben, ihrem Weihewasser, mit all dem Ballast lächerlicher Fabeln und ohnmächtiger Gewaltthaten, der sie des Heidenthums der Verfallzeit würdig macht.“ Aber er bezeugt dabei in reichlichem Maße, wie gut er den wahren Katholicismus von dem gefälschten des jesuitischen Infallibilismus zu unterscheiden weiß, wie wenig es ihm verborgen ist, „welche Schätze des Glaubens, der Wissenschaft und der Frömmigkeit der erstere in seinem Schooße birgt.“ Das Ziel seines Strebens ist ja, bei aller Entschiedenheit seines reformirten Glaubensstandpunktes, die Wiederherstellung des Christenthums in seiner apostolischen, von confessionellen Differenzen noch unberührten, also sowohl evangelischen wie katholischen Urgestalt; er sehnt sich glühenden Herzens „nach der sittlichen lebendigen Einheit über allen Schranken der besonderen Confessionen.“ Mit der vorl. Kritik der jüngsten Vorgänge auf römisch-kirchlichem Gebiete hofft er einen Beitrag zur Wegräumung der die stetige Annäherung an dieses Ziel dermalen noch erschwerenden Hinder-

nisse im Leben und den Zuständen beider HauptconfeSSIONen, der evangelischen wie der katholischen zu liefern. Daß er dabei vorwiegend auf die religiös-sittlichen und kirchlichen Verhältnisse Frankreichs Rücksicht nimmt, daß er zunächst und hauptsächlich die schroffen Richtungen des französischen Katholicismus bekämpft, dagegen den edleren und freieren Elementen im Schooße desselben seine warmen Sympathieen bezeugt und sie zum Trachten nach Herübernahme des Wesentlichen aus dem Protestantismus, nemlich der rettenden und verjüngenden Kraft des Evangeliums, nachdrücklich aufmuntert; — diese Behandlung seines Gegenstandes vom national-französischen Standpunkte aus involviret an sich nichts, was Angehörige anderer Nationen oder Landeskirchen unangenehm berühren könnte, — mag immerhin die bekannte Empfindlichkeit und Gereiztheit des Verfassers gegenüber Deutschland, d. h. gegenüber dem jüngsten kaiserlichen Deutschland und dessen kolossalen Triumphphen über sein Vaterland, hie und da sich indirect, durch eine gewisse Zurückstellung dessen, was deutscherseits gegenüber den infallibilistischen Machinationen des Jesuitismus verlußt und gethan wurde, zu erkennen geben. Daß dieser antideutschen Einseitigkeiten seiner Darstellung im Ganzen nur wenige sind; daß sie sich im Grunde auf eine gewisse extensive Bevorzugung der Montalembert, der Dupanloup, Gratry und Hyacinthe vor einem Döllinger, Jamus, Hefele, Stroßmayer u. (d. h. auf ein längeres Verweilen bei den Kundgebungen der Ersteren und ein mehr summarisches Referiren über die der letzteren) beschränken, und daß er dabei für die hohe geistige Bedeutung Deutschlands inmitten der modernen Nationen Ausdrücke entschiedener Anerkennung hat, daß er Deutschland „das classische Land der freien Wissenschaft“ nennt und das „so unabhängige Leben seiner Universitäten“ rühmt u. (S. 60) — dieß gereicht ihm, dem durch die jüngsten politischen Ereignisse so schmerzlich betroffenen französischen Patrioten, zur Ehre und erscheint geeignet, den Werth seines Buches in den Augen nicht nur deutscher sondern überhaupt aller Leser zu erhöhen. — In Hinsicht auf klare Auffassung, übersichtliche Gruppierung und durchweg anziehende, mittelst geistreicher Pointen, treffender Parallelen und gelungener Charakteristiken anmuthig belebte Darstellung der behandelten Ereignisse steht die gegenwärtige seiner den früheren Schriften des Verf. nach. Der in Bearbeitung bedeutenderer Erzeugnisse der französisch-reformirten Theologie unsrer Zeit zum Besten weiterer deutscher Leserkreise unermüdbare Uebersetzer hat durch seine trefflich gelungene Uebersetzung des vorl. Buches seinen

allgemein anerkannten Verdiensten ein neues hinzugefügt.

Was Pressensé hinsichtlich eingehenderer Berücksichtigung der Bewegungen auf dem Boden des deutschen Katholicismus (besonders hinsichtlich der Vorgeschichte des Concils) etwa zu wünschen übrig läßt, das ergänzt in vollkommener Weise die zweite der obengenannten Schriften. Der in Herrnhuth lebende und unter den Theologen der Brüdergemeinde mit Ehren genannte Verfasser, Herr G. Th. Reichelt, bietet darin, gestützt auf die besten Quellen und Hilfsmittel, eine kurzgefaßte, populär gehaltene Uebersicht über die Veranlassungen, den Verlauf und die (bisherigen wie zukünftig zu erwartenden) Folgen des Vatikanischen Concils, und zwar in Gestalt von drei (im März d. J. zu Herrnhuth gehaltenen) Vorlesungen. Neues bisher unbekanntes Material theilt der Verf., wie sich hienach erwarten läßt, nicht mit; aber die Art, wie er die bekannten Hauptereignisse des Concils und seiner Antecedentien in lichtvoller Gruppierung zusammenstellt und ebenso objectiv als charakterfest vom evangelischen Gesichtspunkte aus beleuchtet, zeugt von nicht unbedeutendem Geschick und erzielt eine entschieden günstige Wirkung, so daß sich sein Büchlein von Anfang bis zu Ende mit Interesse liest und ungeachtet seiner popularisirenden Tendenz den Eindruck solider wissenschaftlicher Fundamentierung seiner Angaben gewährt. Wo hie und da eine kleine Ungenauigkeit mitunterläuft, da gibt sich dieselbe leicht entweder als bloßes Versehen zu erkennen (z. B. S. 39 die Angabe: Papst Sixt V habe „während seiner 14-jährigen Regierung 7000 Räubern die Köpfe abschlagen lassen“, wo „14-jährig“ verdruckt scheint f. „4-jährig“), oder sie besteht mehr nur in mißverständlicher oder irgendwie übertreibender Ausdrucksweise, wie z. B. S. 12 die auf den Canonisationsact des Jahres 1862 bezügliche Bemerkung: „Damals wurden auch u. A. 26 Japanesen (sic), deren Name und Verdienste kaum aus den alten Handschriften der Missionare eruiert werden konnten,*) zu Heiligen gemacht“ u. — Einiges ist ganz vortreflich gegeben, namentlich die Geschichte von dem hellen Sonnenstrahl, der Pius IX 1854 bei der Proclamation der unbefleckten Empfängniß unentzündet habe, während 1870, bei der Verkündigung der Unfehlbarkeit, wo er auf ein ähnliches miraculum naturae geharrt

*) Dieß galt doch immerhin nur von Einigen dieser 26, deren größere Zahl der Verf. ungefähr mit eben dem Rechte als „Japanesen“ bezeichnet, wie man die auf der Goldküste Afrikas wohnenden Basler Missionare als „Afritaner“ oder „Neger“ bezeichnen würde.

habe, vielmehr schwarze Gewitterwolken die Concilsaula verfinstert hätten;*) auch S. 20 die Charakteristik des Jesuitenordens als „eines unheimlichen kirchlichen Polyphen, der mit seinen tausend Fühlern und Armen Alles zu umschlingen und zu verderben drohe,“ ic.

Plitt, Dr. Herm., Zinzendorfs Theologie.

2 Bde. 1. Bd. (1869) hat XXIII u. 648 p. 2. Bd. (1871) hat XVI u. 560 p. Gotha, F. A. Perthes.
3 thlr.

Wir sind dem Hrn. Verf. zum Danke verpflichtet für seine eingehende, gründliche und unbesangene Arbeit. Obgleich Mitglied der Brüdergemeinde hat er sich doch den vorurtheilslosen Standpunkt bewahrt, welcher dem Manne der Wissenschaft gebührt. Er erkennt die Extravaganzen an, zu welchen sich Zinzendorf besonders in einer Periode seines Lebens hinreißen ließ, ja der ganze 2. Theil dieses Werkes hat die Ueberschrift: die Zeit krankhafter Verbildungen in Zinzendorfs Lehrweise 1743—1750, aber er hebt zugleich mit Recht hervor, daß es doch ein gewichtiges Etwas war, das den Mann und seine Gemeinde nicht untergehen ließ, nämlich dieß, daß er fest im Heilsgrunde gewurzelt war und daß mit ihm seine Gemeinde stets eine praktische Energie ihres Glaubensbessiges bewies. Darum folgt nun von selbst, daß man auch in dieser verhängnißvollen Periode nicht von lauter Mißbildungen reden kann, ja der tiefere Forscher findet, daß unter dem Gewande einer exuberanten Erscheinungsform seiner Anschauungs- und Ausdrucks-Weise das in ihm waltende Leben des Glaubens und der Erkenntniß selbst in diesem Zeitraume bestimmte Kennzeichen des innern Fortschrittes, der Ausweitung und der Vertiefung, aufweist. Gerade das eingehendere Studium der späteren Lebenszeit des großen Mannes legt unwiderprechlich dar, daß diejenigen irren, welcher in dieser Periode nur eine einfache Rückkehr zu seinem früheren Standpunkte sehen. Dieß soll der letzte Band dieses sehr umfangreich angelegten Werkes nachweisen, in welchem der Verf. die letzten 10 Lebensjahre des Stifters seiner Gemeinde schildern will, und von denen er jetzt schon als das Resultat seiner Forschung ausspricht, daß hier das Wahre und Lebensvolle, was ihm trotz aller Verirrung die mittlere Periode seines Lebens gab, auf dem Grunde seiner ursprünglichen Theologie eingebürgert und mit den Erzeugnissen der ersten Zeit verschmolzen, ihm

zum bleibenden Besitze ward und so seine Gesamtentwicklung, bis ans Ende fortschreitend, ihren reichen Abschluß fand.

Zwar das ist merkwürdig in Zinzendorfs Leben und das zeigt dieser erste Band so schön: es ist wunderbar, mit welcher Klarheit und Bestimmtheit, mit welchem sicheren Bewußtsein seiner Aufgabe schon der ganz junge Mann auftritt. Es liegen sofort in seinen ersten Schriften dieselben theologischen Grundanschauungen, die sich dann durch sein ganzes Leben hinziehen. Es geht also eine ursprüngliche und tiefe Einheitlichkeit durch seine ganze Theologie hindurch; sein Hauptfortschritt besteht nur in einem tieferen Einbringen in die Bedeutung der Versöhnung im Blute Christi. Wir hätten hiebei nur etwas schärfer von dem Hrn. Verf. den Punkt ausgesprochen gewünscht, wie wesentlich Zinzendorf auf lutherischem Grunde stand und wie er trotz seines Eifers gegen eine todtte Systematik der damaligen Theologie doch seine ganze theologische Anschauung aus der reformatorischen Lehre schöpfte, ja daß er vielfach, wo er gegen das mehr abtödtende Wesen der damaligen Dogmatik auftritt, auf jene lebendigen, geistesfrischen, realen und lebensvollen Gedanken Luthers zurückgeht, die wesentlich auf der gleichen Stellung beider Männer zu ihrem Herrn Christo, auf der innigen Herzensgemeinschaft beider ruhten. Zugleich würde er dann auch Manches, was er nun als neue Gedanken Zinzendorfs darstellt, mehr in Beziehung auf Luthers Ideen betrachtet und gefunden haben, daß es doch eigentlich weniger Neues, als vielmehr eine Auffrischung des von Luther bereits Ausgesprochenen, aber nachher allerdings von der folgenden Generation nicht Verwertheten war. Wenn er z. B. auf p. 99 sagt: die Reformation war ihrer Haupttendenz nach darauf gerichtet, den Einzelnen durch die Rechtfertigung im Glauben auf festen Grund zu bringen, die spanische Zeit wollte die so gegründeten Seelen zur Gemeinschaft unter sich bringen, so liegt darin allerdings etwas Wahres, aber etwas ganz Neues ist das nicht, sondern höchstens eine lebendigere Ausföhrung der Gedanken, welche die Reformatoren nicht minder klar aussprachen. Die Nothwendigkeit der kirchlichen Gemeinschaft, des lebendigen Verkehrs der Gläubigen unter sich, des innigsten Zusammenschlusses haben sie ja oft genug ausgesprochen. Eine andere Frage freilich ist die, ob solche Gemeinschaft nur in der Spener'schen Weise existiren könne; das aber läßt sich doch wohl verneinen, ohne damit die Gemeinschaft der Erbauung und die Einigkeit des Sinnes selbst aufzuheben. Der Unterschied beider Zeiten liegt also nicht in dem Gegensatz des Einzelnen und der Ge-

*) Aehnlich übrigens auch die Preßensé S. 196 f.

meinde, sondern in den verschiedenen Bedürfnissen verschiedener Zeiten. Luther erbaut sich die kirchliche Gemeinschaft auf Grund der christlichen Familie, Zinzendorf hingegen auf den ecclesiis, wobei aber leicht ein zu hoher Werth auf diese im Verhältnisse zur ecclesia gelegt wird, wodurch sich eine Unterschätzung der Familie ergibt. Außerdem hätten wir noch gewünscht, daß der Verf. hervorgehoben hätte, daß, wenn Zinzendorf allerdings Recht hatte, gegen eine falsche Orthodoxie zu eifern, man deshalb noch nicht alle Pfarrer jener Zeit unter diese Kategorie rechnen dürfe, denn es gab damals auch unter den lutherischen Pfarrern viel wahres, gründliches Leben in Christo, und die Folgezeit hat es bewiesen, daß auch abgesehen von der Brüdergemeinde innerhalb der lutherischen Kirche selbst sich ein Samen der Gläubigen erhielt. Auch ist es nicht rathsam, kurzweg die künstlichen Lehrsysteme jener Theologen zu verwerfen, denn es läßt sich doch nicht wohl mit dem Verf. auf p. 35 sagen: Jene Theologen, welche der Vernunft in göttlichen Dingen alles Recht nehmen und doch künstliche Lehrsysteme bauen und mit Unduldsamkeit verfechten, schlägen damit ihrem eignen Prinzip ins Angesicht. Denn es ist ja nicht die eigene, natürliche Vernunft, welche jene Systeme baut, sondern die von Gottes Wort mehr oder weniger erleuchtete Vernunft, und eine gewisse Unduldsamkeit muß die Wahrheit immer haben, nämlich die Unduldsamkeit gegen den Irrthum und die Festigkeit in dem als wahr Erkannten, ähnlich wie auch Zinzendorfs Consequenz und Beharren fordert (p. 100). Will es nicht helfen, so fährt man in seinem einfältigen Gehorsam gegen Gott fort, antwortet vernehmlich, gründlich, läßt sich strafen und leidet geduldig.

Wir halten es für sehr schätzenswerth, daß uns der Verf. so reichliche Auszüge aus Zinzendorfs Schriften, die ja zum großen Theile heutzutage sehr verhallen sind, und zugleich mit so trefflichem Commentar giebt, in welchem er natürlich zunächst seine Aufgabe, die Theologie des Mannes zu vermitteln, vor Augen hat, zugleich aber auch fortwährend die Gelegenheit benützt, irrige Ansichten über Zinzendorf zurückzuweisen und ein richtiges Bild von seinem theologischen Standpunkte zu geben. Wir haben dieß mit großem Interesse gelesen und können als Resultat unsers Studiums des Werkes überhaupt bekennen, daß wir mit steigender Hochachtung gegen den Charakter und die wunderbare Begabung des großen Mannes das darin Mitgetheilte gelesen haben. Nur einen Wunsch möchten wir schließlich noch aussprechen, daß der Verf. zu den einzelnen Schriften, die er erörtert, auch eine kurze geschichtliche Ein-

leitung, wo sich dieselbe natürlich geben läßt, mittheilen möchte. Wir sehen z. B. in Theil I nicht recht, was hat Zinzendorf eigentlich zu seinen Katechismen veranlaßt, welche Katechismen waren sonst in jener Gemeinde benützt, welche Lebensdauer haben die seinigen bewiesen. Das Gleiche gilt von seinem ausgezeichneten Werke: Socrates, das kein Theologe in dem hier gegebenen Auszuge zu lesen unterlassen sollte, denn es ist eine wirklich großartige Arbeit, voll der erhabensten, kühnsten und grundlegender Gedanken, und vollständig stimmen wir dem Verf. bei, wenn er sagt: Man wird gestehen müssen, ein 25-jähriger Mann, der mit so vollbewußter Glaubensklarheit, und Glaubensgewißheit, mit so durchgreifender Glaubensfähigkeit auf den Plan trat, war ein kräftiges Hülfsmittel Gottes. Der Mann verdient es, daß man sich genauer mit ihm bekannt macht, und hiezu möchte nicht leicht ein geeigneterer Führer gefunden werden, als dieß Werk des Verf. E.

Schmidt, Dr. G. V. Real-Gymnasial-lehrer in Eisenach. **Evangelische Glaubens- und Sittenlehre.** Auf Grundlage der hl. Schrift vom Standpunkte des Gemeindebewußtseins populär dargestellt. 8. 99p. Darmstadt, 1871. Zernin. 12½ sgr.

Der Verfasser, ein Schüler von Rückert und Schwarz in Jena, steht auf dem Standpunkte, den die große Mehrheit der gebildeten Glieder der evangelischen Kirche heutzutage einnimmt. Er will mit seiner Schrift besonders die Jugend zu einer vernünftigen Auffassung des Christenthums hinleiten, das nicht Lehre, sondern Leben sei. Geschöpft hat er aus Schenkel, Keim und Lang, wie aus Palmer und Nisich, er möchte die rechte Mitte finden zwischen den extremen Parteien, zwischen denen, welche mit dem Buchstaben der Bekenntnisschriften die Vernunft gefangen nehmen, und denen, die mit ihrer materialistischen Logik Gott aus der Welt und den Geist aus den Menschen hinwegdisputiren möchte. Es liegt also ein redliches Bemühen der Arbeit des Verf. zu Grunde und das Ganze zeigt, daß er den hohen Werth des Christenthums seinen Lesern deutlich machen möchte. Er hebt hervor, daß die vorchristliche Welt die Erkenntniß ihres heillosen Zustandes hatte und so in ihr die Ueberzeugung entstand, daß der Mensch aus eignen Kräften die Erlösung nicht zu bewirken vermöge; er sieht in Jesu die vollkommene Offenbarung Gottes. Allein zum Glauben der Kirche kann er sich nicht erheben. Jesus ist ihm nur in sofern

Gottes Sohn, als sich in ihm das Gottesbewußtsein zur höchsten Vollkommenheit entwickelt hat, und zwar in dem Maß, daß sich in ihm die Idee eines vollkommenen Menschen verkörpert. Die Wunder seines Wissens sind nicht genügend beglaubigt, oder wenigstens nicht klar genug berichtet, um sich ein sicheres Urtheil bilden zu können; die Wunder der That zeigen eine bedeutend erhöhte Naturgabe, die Wunder der Allmacht sind ungeschichtlich, zum Theil zwecklos, zum Theil fiktlich unmöglich. Neblich und gerade drückt er sich in den Worten aus: Man sucht durch andere Deutung der Worte die Wunder Jesu in gewöhnliche Erscheinungen zu verwandeln. Nur hätte er das nicht die grammatische oder exegetische Erklärung nennen sollen, sondern die ungrammatische oder exegetische Methode, denn das lehrt wahrlich die Grammatik nicht. Der Verf. ist übrigens doch dem Glauben näher, als dem Unglauben, er ist auf dem Wege des Suchens, ist aber noch zu keiner festen Gewißheit gekommen, darum tastet er hin und her und ist auch von Widersprüchen nicht frei. Der Tod Jesu ist ihm die rechte Quelle des Heils, die Sühnung der Sünde der Menschheit, die Versöhnung derselben mit Gott. Aber wie kann das sein, wenn er nicht Gottes Sohn im Sinne der Kirche ist? Dies zu glauben, ist ja viel schwerer, als der Glaube der Kirche. Jesus ist auferstanden in verklärtem Leibe und hat durch seine Auferstehung den Tod besiegt; und doch sagt er zugleich, das Christenthum falle nicht mit dieser Thatsache, es ehe vielmehr auf der großen Thatsache der in Christo erschienenen Offenbarung Gottes. Ja es heiße, Christi Wirken auf die Jünger herabsetzen, wenn man sage, ohne diese Thatsache hätten sie den Glauben an ihn verlieren müssen. Aber sagt er denn nicht selber: ohne sie war für Paulus der Glaube eitel? So schwankt der Verf. unsicher in den wichtigsten Lehren hin und her, giebt vielfach nur die Ansichten dieser und jener Richtung, ohne selbst zu klarer Entscheidung zu kommen und bewirkt dadurch, daß wir unmöglich sein Buch als Wegweiser für die Jugend anerkennen und empfehlen können. Denn die Jugend verlangt ein festes, klares Herz und einen starken Geist zum Führer; sie will nicht die Meinungen dieser und jener hören, zumal wenn sie doch nicht genügend motiviert werden können, sondern sie sucht eine tiefe, männliche und glaubensfeste Ueberzeugung, sei es nun des Glaubens oder der Leugnung. Nur das zündet. Wenn daher der Verf. von einem Entstehen der Vorstellung von der Wiederkunft Christi redet, ohne daß man sieht, was er davon hält; wenn er sein eigenes Schwanken auch in die Bibel hinein-

legt, z. B. sagt: Auch darüber, ob Alle oder nur die Gläubigen auferweckt werden, ist keine Einstimmigkeit, so macht das einen übeln Eindruck auf die Jugend, die allem Unfertigen abhold ist. Zudem hat er die Lehrsätze der Kirche, wo er ihnen entgegentritt, in der Regel mißverstanden und ihr zu Last gelegt, was sie nicht behauptet. Aber der Verf. thut das nicht aus übler Gesinnung, er zeigt einen Ernst des Forschens, und wird er sich einmal in unsere Bekenntnisse wirklich vertiefen, so wird er finden, daß sie nicht Buchstaben, sondern Geist sind. E.

Evertsbusch, Fr., ev. Pfr. u. Mitgl. der rh.-theol. Prüfungs-Commission. **Theologische Arbeiten** aus dem rheinischen wissenschaftlichen Prediger-Verein. In Gemeinschaft mit den übrigen Vorstandsgliedern: Dr. Fabri, Sup. u. Prov.-Syn.-Ass. Heymer, Prof. Dr. Hundeshagen, Prof. Dr. Ramphausen, Prof. Dr. Krafft, Präses Nieden herausgegeben. 1. Bd. 8. VI u. 173 S. Elberfeld, 1872. Friderichs. 1 $\frac{1}{2}$ thlr.

Am 24. November 1868 constituirte sich der rheinische Predigerverein für wissenschaftliche Fortbildung. „Derselbe soll nicht einer Parthei dienen, sondern den verschiedenen unter uns vorhandenen theologischen Richtungen einen offenen und brüderlichen Austausch gewähren“; er steht „auf dem Grunde des evang.-christlichen Glaubens, der die in den reformatorischen Bekenntnisschriften bezeugten Grundthatsachen und Grundwahrheiten des christlichen Heils festhält“, er will die wissenschaftliche Tüchtigkeit bei seinen Mitgliedern und auch in weiteren Kreisen unter ihren Amtsgenossen fördern.“ Es handelt sich hierbei um eine Wiederannäherung der Partheien, einerseits dem alten Erbfeind, dem jesuitischen Romanismus gegenüber, andererseits zur Lösung der großen inneren Aufgabe: der Verfassung der Kirche.

Als erste in die Oeffentlichkeit getretene Frucht dieses Vereines ist das vorliegende Buch anzusehen. Es enthält folgende Aufsätze: Pastor Krafft zu Elberfeld: Ueber die Quellen der Geschichte der evangelischen Bewegungen am Niederrheine zur Zeit der Reformation im 16. Jahrhundert; Pfr. Th. Link in Coblenz: Die kirchliche Lehre von der Inspiration der hl. Schrift und ihre Berechtigung; Pfr. G. Dörrien in B.-Gladbach: Der Supralapsarismus der Reformatoren; Fr. Evertsbusch: Das neueste philosophische System.

Link verwirft die „orthodoxe Lehre“ von

der sogenannten Verbalinspiration; ihm ist die Bibel „kein schlechtthin infallibles Buch, kein und auf keinem Gebiete ein mechanisch zu verwerthender Lehrkanon“; sie ist vielmehr „das Buch der testamentlichen religiösen Vorstellungen, die normative Lehrautorität für die theologische Erkenntniß der Offenbarung; das Verständniß der Offenbarung beruht für das N. T. auf der verheißenen Geisteswirkung Christi in seinen berufenen Zeugen, also auf Inspiration; Wort Gottes in der Kirche ist alles dasjenige von Menschen geredete Wort Gottes über die Offenbarung, welches das in der Schrift vorliegende Verständniß der Zwecke Gottes in seinen Heilsthäten annähernd richtig reproduciert und sich dadurch legitimirt, daß es Glauben wirkt und Kirche baut.“ — Diese Gedanken sind in den Thesen des Verfassers ausgesprochen. Sie enthalten manche bedenkliche, ja unrichtige Behauptung, die bei der Durcharbeitung allerdings mannigfach verschränkt und verwaschen sind, aber doch in dem Lesen die Frage hervorrufen, ob der Verfasser nicht zu jenen Theologen gerechnet werden muß, die (wie dieß seiner Zeit im 1. Band vom „Beweis des Glaubens“ mit den Briefen D. Bagge's über die erste Versammlung des Protestantenvereins der Fall war) im Herzen der Richtung des Protestantenvereins zuneigen, äußerlich aber das Positiv-Christliche bewahren möchten. Damit will nicht gesagt sein, daß der Aufsatz nicht manches sehr Beherzigenswerthe und Anregende enthalte.

Dörriens „Supralapsarismus der Reformatoren“ ist streng wissenschaftlich gehalten und eine tüchtige Arbeit. — Evertsbusch's „Das neueste philosophische System“ ist eine kritische Beleuchtung der Hartmann'schen „Philosophie des Unbewußten“, will sagen, der Philosophie des modernen Materialismus. Wir finden, daß der Verfasser des Stoffes vollkommen mächtig ist und es verstanden hat, den Leser zum Studium der Hartmann'schen Schriften zu reizen, um daraus zu erfahren, welche Gedankenentwicklung den Menschen zu der Ueberzeugung bringen soll, daß es mit dem Mosaismus nichts war, daß es mit dem Christenthum nichts ist, daß es überhaupt mit gar nichts, auch mit Hartmanns Träumen — nichts ist! Deßungeachtet muß es gelten: Stoff ist König!

Aus dem vorliegenden Bande geht hervor, daß das Streben des wissenschaftlichen Prediger-Vereins im Rheinland ein ernstes ist; wir wünschen, daß derselbe in der That und Wahrheit am Reiche Gottes baue.

Dr. C.

Erbauungsschriften. Predigten.

Huhn, A. F. Prediger und Diacon zu St. Olai in Neval. **Eine Gebetschule** nach dem dritten Hauptstück des kleinen lutherischen Katechismus in Predigten. Neval, 1870. Kluge. 24 fgr.

Samentörner. Meditationen. Nach des Verf. Tod herausgegeben von N. von Stackelberg, Pred. u. Diacon zu St. Olai in Neval. Leipzig, 1872. J. Naumann. 20 fgr.

„Seit drei Tagen“ — so heißt es in einem Schreiben aus Neval in den Ostseeprovinzen vom 17/29 und 18/30 October 1871 — „geht ein Schmerzensschrei durch ganz Neval, das seinen besten Mann hat hingeben müssen. Ja der Tod ist in unsere Mauern eingezogen und hat ein Opfer gefordert, das Stadt und Land mit blutendem Herzen gebracht, und wohl schwerlich in nächster Zeit einen auch nur annähernden Ersatz finden wird. Das Sterbehaus wird seitdem geradezu belagert; Tausende strömen zu seiner Leiche. Tausende begehren immer und immer wieder den geliebten Lehrer zu sehen.“ Und wer war dieser? Es war der Pastor August Ferd. Huhn, Diacon (er war zwar nach Dr. Virgenjohn's Ableben vom Rathe der Stadt zum Superintendenten der Stadt und Oberpastor zu St. Olai ernannt worden, hatte aber wegen Kränklichkeit und Abneigung gegen bureaukratische Functionen abgelehnt) zu St. Olai; ein Mann, „dessen Namen so mit der luth. Kirche der Ostseeprovinzen verknüpft ist, daß er nie ungenannt bleiben kann und darf, sowohl wenn von ihren äußern Kämpfen, als wenn von der Erneuerung des Glaubenslebens, deren auch sie bedurft hat, geredet werden soll.“ Die letzten Früchte des Geistes, der in diesem nun zerbrochenen Organon wohnte, liegen uns in den beiden Büchern vor, welche wir hier zur Anzeige bringen; Bücher, ganz geeignet uns einen Einblick, wie in die anerkannt hervorragende Gabe dieses Mannes, die Predigtgabe, so in seine innere *παράκλησις* zu gestatten. Sehen wir die „Gebetschule“ betitelten 15 Vaterunserpredigten an: so wird es uns leicht fallen, zu begreifen, welchen Einfluß Huhn's Predigten auf seine Umgebung erlangen mußten; — wie ohne Uebertreibung es heißen konnte: „seine Kanzel zog mit unausgesprochener, aber sichtbarer Gewalt Stadt und Land, vornehm und gering, zuletzt sogar Freund und Feind heran.“ Es ist eine Fülle der schönsten Eigenschaften pastoraler Beredt-

samkeit in diesen Predigten vereint, wie sie nur bei wenigen hervorragenden Zeugen unserer heutigen Kirche gefunden werden dürfte! Einfache Form und tiefe Gedanken; Biblicität und gewaltiges Andringen an das Herz des Christen; gewaltiger Ruf zur Buße und glaubensgewisse Verkündigung der Reichsfrage Christi; freudige Bezeugung der Rechtfertigung allein aus dem Glauben und ernste Forderung der Heiligung; Lehrhaftigkeit; treffende Gedankensätze (wir setzen ein Wort, welches uns besonders wohlgefallen, hierher: „das Gebet ist die Tochter des Glaubens; aber eine Tochter, welche ihre Mutter ernährt“); psychologische Feinheit, Scharfsinn, Geistestiefe; und dabei doch wieder unumwundener Ausbruch, populäre Redeform; — das Alles fassen die Predigten zu einem Strome zusammen, wo hier eine Tiefe brauset und da eine Tiefe. Aber die Wellen brausen hier nicht allein; die Wasser spiegeln auch nicht in buntem Wechsel Bilder, welche die Sinne bestechen; nein, sie erquicken das Herz. Ist doch Alles aus dem Wasser geschöpft, von dem der Mund der Wahrheit sagt, daß wer hieraus trinkt, den wird nicht dürsten in Ewigkeit. In Wort und Gedanken wächst die Predigt aus der hl. Schrift selbst hervor; und man kann diese gewaltige Beherrschung der hl. Schrift nur dann begreifen, wenn man weiß, daß Huhn lange Zeit seines im Ganzen 38jährigen Amtslebens kein ander Buch als die hl. Schrift las und studierte. Dazu kommt noch, daß, wenn H. von dem Elende und der Unruhe des glaubenslosen Christen, von dem vergeßlichen Suchen des Heils außer Christo redet, dies bei ihm nicht Rede ohne Erfahrung ist. Er hat es erfahren, was ein Mensch ohne Glauben, ohne Heiland ist. War er doch, als er ordinirt wurde, ganz und gar Rationalist, Schönredner ohne allen positiven religiösen Gehalt. Ist aus ihm ein Mann des Glaubens und Gebetes, ein Zeuge Christi geworden, von dessen Leib Ströme lebendigen Wassers geflossen sind und in seinen Schriften noch fließen: so wollen wir freilich auch dem menschlichen Werkzeug seiner Erweckung, dem Vorfahren des Herausgebers der Samenkörner, Baron Christoph von Stadelberg, seiner Zeit Direktor am Gymnasium zu Neval, die Ehre nicht versagen, die ihm gebühret. Aber diese Samenkörner selbst führen uns noch in eine andere Schule ein, in welcher H. zu dem gewaltigen Prediger wurde. Es ist vor allem der tiefe Ernst, mit dem er die hl. Schrift, den Maßstab des Heiligthums, wie er wohl sagt, an sich legt. Wer diese einzelnen Samenkörner, aphoristische Sätze, perlenschnurartig zusammen gereiht, vor sich nimmt und nachmeditirt: der steht in ein Herz, das nicht

andern predigen, aber selbst verwerflich werden wollte. Dazu kommt die Schule des Kreuzes. Wüßten wir nichts von dem Kreuze, das Verfolgung und schwere, schmerzvolle Krankheit dem Verewigten brachte: wir würden doch aus diesen Samenkörnern unmittelbar gewiß werden, daß wir es hier mit einem Träger äußerer und innerer Anfechtungen zu thun haben. Und wie es H. mit dem Gebete hielt: das sagt er selbst mit den schlichten Worten: „Gnade folgt auf Gebet, und Gebet auf Gnade.“ So lehren uns Huhns Samenkörner, „dieses Spiegelbild seines geistlichen Herzenslebens im Worte Gottes und in den mancherlei Erfahrungen seines inwendigen Lebens, diese Fruchtkörner, die aus der Saat des lebendigen Gotteswortes, namentlich in den letzten schweren Lebenszeiten seines Lebens erwachsen“ (S. VI), daß auch er, was er geworden, nur geworden ist durch oratio, meditatio und tentatio, dem geistlichen Kleeblatt, welches Luther für Theologen aufgestellt hat. Möge an den trefflichen Werken des verewigten Mannes das Wort des Thomas A. Kempis im Handbüchlein der Kleinen (c. 6) für Viele wahr werden: „Heilige Worte soll man als reine Samenkörner in sein Herz streuen und sie durch fleißiges Ueberdenken in Speise verwandeln.“

B.

F.

Walthers, H. F. Pastor zu Ritzebüttel. **Betrachtungen über die übliche Ermahnung an die Communicanten.** Dritte Aufl. Hamburg, 1872. Nothe. 15 sgr.

Das hier in dritter Auflage erscheinende Schriftchen, bietet Betrachtungen über die „Exhortatio oder Vermaninge vor dem Altare van dem Sacrament an de Communicanten“, wie sie sich in der, 1529 von Joh. Bugenhagen angefertigten Hamburger RD. findet. Dieselbe wird im Vorwort in ihrer ursprünglichen niederdeutschen, dann aber auch S. 2 in einer neuen hochdeutschen, leider auch inhaltlich veränderten Redaction gegeben. Wir sagen „leider“ — denn die Veränderungen und Erweiterungen sind Abschwächungen, der ursprünglich so köstlichen Vermanung. Es wäre interessant, die Ursprungszeit der zweiten Redaction zu erfahren. Die Betrachtungen selbst sind vortrefflich, lehrhaft und an das Herz greifend. Eine stetigere Beziehung auf den eigentlichen Zweck der zu Grunde liegenden Vermanung wäre freilich zu empfehlen. S. 34 ff. wird zwar das geistliche Essen des Leibes und Trinken des Blutes Christi nach Anleitung der Vermanung ganz richtig als der Glaube bezeichnet; es würde

sich aber hierbei empfehlen, auch das Lebensbrod anzugeben, welches von dem Glauben empfangen und genossen wird, geschehe es auch nur mit den schönen Worten der Concor dienformel (Sol. Decl. VII. R. 744): „Solches geistlich Essen aber ist nichts anderes als der Glaube, nämlich Gottes Wort . . . hören, mit Glauben annehmen, und uns selbst zu eignen u.“ — Wir wollen auch nicht unterlassen, den Herrn Verf. darauf aufmerksam zu machen, daß an einigen Stellen der Satzbau falsch ist, z. B. S. 1: „Aber damit, denen Er dieses Reich gewinnt, sie in ihrer Wallfahrt haben u.“ statt: „Aber damit die, denen . . ., in ihrer u.“ ebenso S. 54: „erkläre uns in Andreu, was uns näher liegt, die Verbindung des Unsichtbaren mit dem Sichtbaren, und wie das Unsichtbare das Sichtbare durchdringe, z. E. deines Geistes mit dem Leibe;“ statt: „z. E. die Verbindung deines Geistes u.“ S. 58: „die nicht sich zum Leben, die essen und trinken ihnen selber das Gericht“, statt: „die nicht sich zum Leben essen und trinken u.“
B. F.

Neubert, Christ. Fr. Ernst., Pfarrer in Hemhofen bei Erlangen. **Der Engel des Trostes am Krankenbette.** Ein praktischer Führer für junge Geistliche, die zum ersten Male im Amte am Krankenbette stehen, und in dieser Beziehung ein praktischer Beitrag zur Pastoral-Theologie. Zugleich ein Trost- und Erbauungsbuch für Kranke. Zweite, mit 10 Krankenbesuchen und einer Fürbitte vermehrte Aufl. Leipzig, 1872. Teubner, 12 sgr.

Wer da weiß, wie der eben in das Amt getretene junge und unerfahrene Geistliche mit bangem Herzen die ersten Krankenbesuche macht, wie er oft rathlos verstummt oder grobe Verkehrtheiten macht — der wird die in dem vorliegenden Büchlein gebotene Hindeutung mit einiger Freude begrüßen. Freilich wäre es besser, es könnten die Candidaten der Theol. unter Anleitung tüchtiger Seelsorger eine Art praktischen Affect machen und sich so die nöthige Erfahrung sammeln. Da wir aber dies nicht haben, tüchtige Seelsorger auch nicht häufig zu finden sind: so ist es ein trefflicher Gedanke eines Pastors, sich auf diesem Wege der Sache annehmen zu wollen.
B.

F.

Schott, Theodor. Dr. theol. u. I. Pf. zu St. Jacob in Augsburg. **Psalmen**

für Freunde des göttlichen Wortes in Wochenpredigten ausgelegt. I. Heft: Der 25. Psalm. — 96 S. Augsburg, 1871. v. Jenisch u. Stange'sche Buchh. 9 sgr.

In zehn kurzen Betrachtungen legt der Verf. den köstlichen 25. Psalm aus. Er zerlegt den Psalm in kurze Abschnitte von einem oder etlichen Versen und entwickelt mit steter Anwendung auf uns und unsre Verhältnisse den Inhalt. Der Verf. kennt die Wege Gottes und das Menschenherz in seiner Schwachheit; in schlichter und doch tiefer Weise behandelt er die reichen Psalmworte. Ref. hat mit wahrer Erquickung und zu seiner innerlichsten Erbauung diese Betrachtungen gelesen und kann sie nur angelegentlich empfehlen, namentlich zur Privat-Erbauung. Doch können sie auch zum Vorlesen in Betstunden sehr wohl dienen. Die Behandlung aller Psalmen in solch ausgedehnter Weise ist wohl kaum beabsichtigt, doch verspricht eine Notiz auf dem Umschlag die Fortsetzung des Unternehmens „in zwanglosen Heften“, deren jedes ein für sich bestehendes Ganze bilden soll. Jede weitere Gabe von solchem Gehalte darf mit Freuden begrüßt werden.
D.

Arnd's, Johann, erbauliche Psalter-Erklärung. Für Betstunden mit einigen Freunden bearbeitet von J. Pauli, Pfarrer. Bevormortet von J. G. Seybold, Decan in Ansbach. — Ps. 1—25. 192 S. Erlangen, 1871. A. Deichert. 18 sgr.

Daß Arnd's Psalter-Erklärung auch für unsre Zeit noch erbaulich und höchst werthvoll ist, bedarf keines Beweises, und eine Bearbeitung des alten edlen Schatzes ist gewiß sehr gerechtfertigt. Wir billigen es auch ganz, daß der Herausgeber die sehr ausführliche Erklärung des alten Arnd etwas abgekürzt und zusammengezogen hat. Es handelt sich ja nicht um eine diplomatisch-treue Ausgabe eines alten Werkes, sondern um Darreichung einer edlen Gabe zur Erbauung der Gemeinde. Unsre Zeit ist aber etwas kurzathmiger in Bezug auf ihre Andacht, darum muß, wer ihr Erbauung bringen will, sich etwas kürzer fassen, als es die lieben Alten gethan haben. Das Buch ist aber keineswegs modernisirt, sondern nur abgekürzt. Ueberall hört man noch die treuherzige, liebe, seelen beruhigende Weise der Alten. Das Werk kann zum Vorlesen in Betstunden wie zur Privat-Erbauung sehr wohl dienen und die Gemeinde wieder mehr einführen in das köstliche Psalmgebet. Natürlich darf man

nicht eine kritisch-exegetische Auslegung hier suchen, sondern nur eine schlicht-erbauliche, und damit allein ist auch der Gemeinde gedient.
D.

Rühn, W., Seminar-Director. Das Kreuz des Herrn. Zu Trost und Lehre. 96 S. Dresden, J. Naumann.

In 19 Betrachtungen (nebst einem kurzen Nieder-Anhange) führt uns das Büchlein durch die Hauptstationen der Passion. In ihrer frischen, herzausprechenden Art erinnern diese Betrachtungen an Müllers Erquickstunden und bieten, wie diese, einen reichen Inhalt an anschaulichen und erbaulichen Momenten. Sie und da leidet jedoch, unserm Gefühle nach, der erbauliche Character an der aphoristischen Nebeweise und an der zu starken Hervorhebung der Paränese. Wir nehmen aber keinen Anstand, das Büchlein „zu Trost und Lehre“ in der gläubigen Gemeinde zu empfehlen.

Girgensohn, Dr. Christ. Heinr. D., weil. Superintendent und Oberpastor zu St. Olai in Reval. **Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. I. Heft: Weihnachtskreis (1871). II. Heft: Der Osterkreis mit Pfingsten. (1871). III. Heft: Der Trinitatiskreis. (1872).** Reval, Kluge. 3 thr.

Jedem Leser wird aus diesen Predigten das gewiß entgegenreten, daß es dem Entschlafenen nur darum zu thun war, womöglich Allen dahin zu helfen, daß sie aufrichtig bekennen möchten: „Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darin sie sollen selig werden, denn allein der Name Jesu Christi“ — diesen Worten des Herausgebers der vorliegenden Predigten, des Sohnes des vor nicht langer Zeit zu Reval verstorbenen Superint. Girgensohn, dürfen wir uns bei ihrer Anzeige vollkommen anschließen. Es ist ein pastoraler, ein väterlicher Ton, welcher in denselben herrscht. Wer tief gehende Gedanken, genaue und keine dogmatische Erörterungen, in die Weite gehende, den Organismus des Reiches Gottes universal erfassende und je nach Bedarf nach seinen Erscheinungen heranziehende Ausföhrung sucht, der wird sich eben so wenig an diese Predigten wenden dürfen, als wer originelle Gedanken, geflügelte Worte, hinreißende Schöne des Styls begehrt. Der Prediger schließt sich hier einfach an den Text an, legt ihn nüchtern aus und den Zuhörern mit einer Wärme und Herzlichkeit an das

Herz, daß man empfindet, es ist ihm darum zu thun, ihnen das Heil und den Heiland lieb zu machen. Ihm liegen alle exegetische Künsteleien, um den nächstliegenden, den Ohren der Welt aber unangenehmen Wahrheiten der Schrift zu entgehen, fern. Ihm ist die Schrift so einfach Autorität, daß er auch da in ihren Spuren mit einfältiger Auffassung bleibt, wo es leicht wäre eine andere, dem heutigen Sinne weniger anstößige Ansicht herauszufinden, wenn er auch die moderne Wissenschaft nicht verschmäht, um den bibl. Bericht dem gebildeten Hörer annehmbar zu machen. Man vergleiche seine Worte über die Natur der Schlange im Paradies vor dem Fluche (S. 14). Die Texte sind meist eingehend und mit einer, tüchtigen Begabung mit reichem Wissen verbindenden Gründlichkeit ausgelegt. Auch der Klarstellung schwieriger Parthien ist nicht aus dem Wege gegangen; wie z. B. die Auslegung der schwierigen Stelle Joh. 20, 17 in der Predigt am II. Oftertage beweisen kann. Die Einzelheiten des Textes, auch die äußerlichen, unbedeutenderen, sind oft in überraschend schöner Weise benutzt, um den Hörern den Weg des Heils zu zeigen. Wir weisen in dieser Hinsicht auf die Gründonnerstagspredigt hin. In sehr praktischer Weise weiß der Prediger die Geschichte und Begebnisse in Reval für seine Predigten zu verwerten. Hervorzuheben ist auch, wie geschickt er fast in jeder Predigt Anlaß zu finden weiß, um auf das Familienleben Licht aus dem Worte Gottes zu werfen. In confessioneller Hinsicht erscheint G. als milder Lutheraner, dem alle Polemik ferne liegt. Wenn wir an den Predigten etwas aussetzen sollten, so wäre es gerade zu große Milde. Man möchte sagen, man bekomme durch diese Predigten nicht den Eindruck, wie es in kirchlicher und sittlicher Beziehung in der Welt steht, sondern wie ein gutmeinender frommer Mann sich das Alles in seiner Wohlmeintheit zurechtgelegt hat. Die Auswahl der Predigten, welche der Sohn aus dem reichen Schatze der vorhandenen Predigten — der Heingegangene pflegte in seiner seltenen Treue und Gewissenhaftigkeit jede Predigt vollständig auszuarbeiten — in der vorliegenden Sammlung giebt, bietet zwar den Vortheil, daß man den Prediger in Behandlung verschiedenerartiger — alttest., Evangelien-, Epistel- und freie, neuest. Texte kennen lernt; doch bezweifeln wir, ob dadurch der Vortheil einer einheitlichen Sammlung, sei es von Evangelien-, sei es von Epistel-Predigten aufgewogen wird. Jedenfalls ist die Predigtsammlung eine dankenswerthe Gabe, die wir der Beachtung der Amtsbrüder empfehlen.

B.

F.

Heller, A. Ch. C., evang. Pfarrer in Arfeld, Diocese Wittgenstein. **Sechs Predigten.** Barmen, 1872. J. F. Steinhaus. Der Ertrag ist für den Orgelbaufonds bestimmt.

In der großen Zeit, in welcher wir leben, muß Jeder klar sehen, fest stehen und voranschreiten, wenn er in ihr segensreich wirken will. Ohne diese feste Sicherheit geräth man in's Schwanken und kommt zu Schaden. Willkommen muß daher jede Gabe sein, die uns in der wogenden Gegenwart recht weist und uns die Aufgaben, die in Staat und Kirche zu lösen sind, und wie sie es sind, anweist. Diese Aufgaben in schlichter Sprache darzustellen und zugleich, wie allein zu ihrer Lösung zu gelangen sei, hat der Verf. der 6 Predigten sich vorgesetzt. In denselben hat er die richtige Bahn selbst betreten und gezeigt, wodurch dem Staat, der Kirche und dem socialen Leben allein zu helfen ist.

Obwohl über verschiedene Gegenstände, an verschiedenen Orten und vor verschiedenen Zuhörern gehalten z. B. zu Soest während der Prov.-Synode 1871, zu Barop auf dem Missionsfeste 1871, am Geburtstage des Kaisers Wilhelm I 1871, am Reformationsfeste 1871, so durchweht sie gleichwohl alle nur Ein Geist, den ich den christlich-kirchlich-patriotischen nennen möchte. Sie sind alle auf dem Einen Grunde erwachsen, welcher ist Jesus Christus der Gekreuzigte, der uns Fleisch gefommene Sohn Gottes. Mit Einem Schwerte wird darin, nicht im Geiste der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht gekämpft: dem Worte Gottes. Der Schild des Glaubens an die gekreuzigte Liebe strahlt blank und helle in ihnen, und nachgewiesen wird aus der Geschichte alter, neuer und neuester Zeit, daß für Staat, Kirche und Menschheit allein Heil sei in Jesu Christo, dem Herrn. Darum die Ermahnungen, in dieser wogenden, kreisenden Zeit sich allzumal zu schaairen unter Christo Jesu dem Herzog, um in ihm die unheilvollen Mächte des Unglaubens zu überwinden und die religiösen und sittlichen Schäden unsrer Zeit und unsers Geschlechtes zu heilen.

Diese ewige Wahrheiten werden klar dargestellt in einer einfachen und schlichten, aber doch in einer bestimmten und den Gegenständen, die es gilt, entsprechenden Sprache, welche fesselt und trifft. Ihre Form entspricht im Ganzen dem jedesmaligen Inhalt. Es sind Zeugnisse an die Gegenwart aus dem Herzen eines Mannes, der weiß, an wen er glaubt und sich des Evangelii von Jesu Christo nicht schämt. Wer auf den klaren Ton dieser Po-

saune hört, wird segensreich am Reiche Gottes und dem deutschen Reiche bauen und rechte Samariterdienste in der innern und äußern Mission verrichten helfen. Um ihrer Tugenden willen ist diese Predigtsammlung aller Empfehlung werth. Sie liefert Nahrung dem Glauben, und gute Waffen in den großen Kämpfen unsrer Tage.

Mühle, A. G., Pastor zu Rausa mit Hermisdorf. **Kleine Postille** über ausgewählte Texte aus den Evangelien und der Apostelgeschichte nach des Sächsischen Kirchenbuchs drittem Jahrgange. 80. 330 S. Dresden. Naumann. 1¼ thlr.

Schon früher hat der Verfasser in ganz ähnlicher Weise, wie hier, eine kleine Postille über die Evangelischen und Epistolischen Peripopen erscheinen lassen. Zu dem besondern Zweck des „Vorlesens in Bettstunden und Hausandachten“ sind dieselben ganz vortrefflich. Sie sind kurz, sentenziös, texterschöpfend und volksthümlich, wie wenige Erzeugnisse der Predigtliteratur. Kein Wunder also, daß sie bald zur zweiten Auflage gelangt sind.

Auch die gegenwärtige Sammlung vereinigt alle Vorzüge der vorhin genannten in sich, ja sie ist für den Gebrauch um so werthvoller, da sie meist Texte aus der so spärlich behandelten Apostelgeschichte darbietet. Zudem sind sämtliche Sonn- und Feiertage, auch die mehr casuellen, wie Kirchweihe, Christabend, Fasttag, Bibelfest berücksichtigt. Da sich für die, welche Ton und Geist des Buches noch nicht kennen, am besten empfiehlt eine Stelle aus demselben auszuheben, so wählen wir eine solche aus der Predigt des 6. Sonntages p. Epiphan, über Marc. 6, 20—29: Herodis Geburtstag und der Tanz des Tochterleins der Herodias. Der geneigte Leser kann daraus nicht allein erschen, welche gesunde Seelenspeise ihm geboten wird, sondern auch mit welcher Freimüthigkeit der Verfasser die Sünde an der Wurzel angreift.

S. 296 ff. lesen wir:

„Es kam eine Gelegenheit, da Herodes seinen Geburtstag oder seinen Krönungstag mit einem Gastmahl feierte, zu welchem er die Vornehmsten in Galiläa geladen hatte. Da trat die Tochter der Herodias in den Saal, zu zeigen, was sie in der Tanzstunde gelernt hatte. Und es gefiel Allen, und zumal dem Könige, so wohl, daß er rief: bitte von mir was du willst, ich will dir's geben, bis an die Hälfte meines Königreichs; und er schwor dazu. — Es war nicht seine, sondern seines Bruders Tochter, welche sammt ihrer Mutter entlaufen war. Daß aber eine Jungfrau in

einen Saal voll Männer trat, einen Tanz aufführte und die Schwenkungen ihrer Glieder zeigte, das war im Alterthume ein unerhörtes Zeichen von schamloser Ueppigkeit; die Tochter artete der Mutter zeitig nach. Möglich, daß den König schon der reichlich genossene Wein in Aufregung gesetzt; die Augenlust bezaubert ihn, daß er sein nicht mächtig ist. Und was richtete dieser Tanz an! ja, was richtet der Tanz überhaupt an! Wie ist es möglich, daß eine christliche Jugend sich der Ueppigkeit des Tanzes ergibt, mit Willen und Wohlgefallen christlicher Eltern ergibt; ja wohl auch gehalten und durch das eigne Beispiel der Eltern dazu ermuntert! Man hat manche Rechtfertigung dafür erfunden. Aber meint Jemand im Ernst, daß die christliche Gemeinde zu Jerusalem, wenn sie am Morgen in der Apostel Lehre gewesen, des Nachmittags und und auf die Nacht sich zum Tanz gewendet hat? Meint Jemand, daß irgend eine der apostolischen Gemeinden, sei es in Thessalonich oder Philippi oder Ephesus, Tanzvergügnungen gehalten habe? Nimmermehr! Es galt ja zu jener Zeit bei den Heiden selbst für unanständig und eines ehrbaren Menschen unwürdig zu tanzen. — Sollte der Ernst apostolischer Zeit nun nicht mehr vorröthen sein? — Wie manche Gesundheit wird dem Tanz geopfert! Wie manche Keuschheit wird durch die „freien Nächte“ — wie sie genannt werden — in Versuchung und zu Fall gebracht; wie manche jungfräuliche Ehre in Schande gewandelt und in freche Zuchtlosigkeit! Mit wieviel vergeblichen Reuethränen hat manche Seele schon solch „freie Nacht“ auslöschen zu können gewünscht, wie mancher Saame des Glaubens wird da zertreten, wie mancher Zug zum Reich Gottes erstickt! — Aber man muß Maas halten, sprechen die Klugen. Und doch, wer ist so klug mitten darin? und weist du, daß deine Kinder unter diesen Maakhaltenden sind? — Aber der Tanz ist eine Erholung! Wirklich? Warum sind die Tänzer am Tag nach solcher Erholung so müde, verdroffen, zerschlagen, ungeschickt zur Arbeit? Es muß doch die rechte Erholung nicht gewesen sein. — Aber es ist ein unschuldiges Vergnügen! Wo so viel Unschuld verloren wird und des Fleisches Lust, der Augen Lust und hoffärtiges Wesen die Hauptrolle spielt. — Und wenn man des Gebots gedenkt: Du sollst den Feiertag heiligen, ist dann die Tanzvergügnung für eine gottgefällige Weise der Sonntagsfeier zu achten? — Aber man will doch seine Jugend, sein Leben genießen! Hat das der Herr Jesus gesagt? Ist die Jugend und das Leben nicht Gnadenzeit? Hast du das Heil deiner Seele so in Sicherheit gebracht, daß es außer Ge-

fahr ist? Horch: kannst du vorm Tanze, zum Tanze beten? anrufen, daß dein Gott dich stärke, dir's gelingen lasse, dich segne? Kannst du Ihm danken, daß er dich tüchtig gemacht und diesen Genuß dir bescheert hat? Kannst du den Herrn Jesum einladen zum Tanz, daß Er beiwohne, Ihn bitten, daß Er mit dir gehe und dich geleite? Oder mußt du wünschen, daß Er ja nicht dazu komme? Aber, verflucht der Ort, wo der Herr Jesus nicht hinkommen darf, verflucht das Thun und Treiben, wobei der Herr Jesus nicht sein, noch bleiben kann! — Möchtest du tanzend sterben? — Was bedeutet das Gebot des heiligen Geistes: Stellet euch nicht dieser Welt gleich? —! — Aber hat nicht der König David getanzt? Wann denn? Vor der Bundeslade her! Aber hat dieser Tanz etwas mit den Tänzen dieser Welt gemein? Hatte er ein Weib im Arm, oder nicht vielmehr die Harfe, mit welcher er dem Gott Israels Lob sang? Lieber ein Kind selig gestorben wissen, als preis gegeben, wo aufregende, verführerische Musik, Qualm, Tumult, Brantwein, Unnebelung, Bethörung, Ausgelassenheit und Verückung der Sinne, kochende Fleischelüste den zarten Saamen des Glaubens und der Liebe zu Jesu verschlingen, den Geist der Sammlung und des Gebetes austreiben, das Herz wüste und zu einer Herberge der unsaubern Geister machen! — Und da können selbst Mütter, um zum Tanz zu gehen, ihre Säuglinge und jungen Kindlein Miethlingen überlassen! Sollen diese etwa treuer sein, als die Mütter selbst? Sollen sie die Treue von den untreuen Müttern lernen? — Warum werden Kinder von Obrigkeit wegen von den Tanzhöden weggepfiffen, sollen auch vorm Tanzhaus sich nicht aufhalten? Weil sie nichts Gutes da lernen würden? Also nichts Gutes ist zu lernen, wo christliche Jugend dem Tanze sich ergibt? — Gewiß kann auch an andern Orten und zu andrer Zeit das Gegentheil geschehen von dem, was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet; und wer nicht tanzt, ist darum noch nicht Gottes Kind. Aber ein Christ, der seine Seele in Händen trägt, und bedenkt was zu seinem Frieden dient, kann nicht in die Stelle der Tochter der Herodias treten. Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Gottlosen! **) Bd.

*) Auch wer die Strenge der hier vorgebrachten Anschauungen nicht ohne weiteres für vom Evangelium geboten erachten kann, wird doch mit dem Hrn. Recensenten der Geschiedlichkeit und Würde der Darstellung des Redners, wie sie sich aus der mitgetheilten Stelle ergibt, gerne seine Anerkennung ertheilen. D. Red.

Pädagogik.

Böhl, Dr. Ed., Allgemeine Pädagogik,
Wien, 1872. Braumüller, 236 S.
1 thlr.

„Das vorliegende Werk soll eine Gränzregulirung zwischen Theologie und Philosophie auf dem von beiden Wissenschaften für sich in Anspruch genommenen Gebiete der Pädagogik versuchen (S. V).“ Es ist seit J. J. Rousseau Mode geworden, die Pädagogik möglichst von der Theologie zu emancipiren und als Wissenschaft nur auf die Anthropologie, Psychologie und Moral zu basiren, oder, in's Praktische übertragen, die Confectionslosigkeit der Schule zu fordern. Der Verf. will den Nachweis liefern, daß diese Mode eine Krankheit ist, daß die Normen der menschlichen Erziehung mit den Normen der göttlichen übereinstimmen müssen, daß der Schule durch die Trennung von der Kirche, dem Christenthum, der Confession ihre Lebenswurzel abgehauen wird; es gilt nicht, wie Rousseau meint, „Menschen zu werben aus den Christen“, sondern „Christen zu werden aus den Menschen“. Die Grundsätze festzustellen, nach welchen dieses zu geschehen hat, und in allgemeinen Umrissen zu zeigen, wie der Unterricht und die Zucht der Jugend beschaffen sein muß, damit dieses Ziel erreicht werden möge, das hat sich der Verf. hier zur Aufgabe gestellt. Ein Problem von enormer Wichtigkeit! Denn auf der rechten Erziehung der Jugend beruht das Wohl der Völker, der Familie, des Staates, der Kirche. Daß es bei allem Fortschritte der Zeiten noch immer seiner Lösung harret, beweisen die verschiedenen Ansichten, welche darüber von den auf diesen Gebiete mitzusprechen Berufenen geltend gemacht werden, noch mehr die vielen Klagen, welche über unser gesamntes Unterrichtswesen hier so, dort anders, bald in dieser, bald in jener Richtung gehört werden und zu immer neuen Reformversuchen führen. Mitzusprechen und ein festbegründetes, unparteiisches Wort zu reden, ist hier kein Leichtes. Doch der Verf. scheint dazu schon nach seiner Lebensstellung als Doktor der Theologie und Philosophie geeignet; jedenfalls erzieht man aus seinem Werke, daß ihm auf dem Gebiete der Pädagogik eine reiche Erfahrung zur Seite steht und daß er die umfassendsten Studien darüber gemacht hat. Die Inhaltsangabe der zwei Theile seines Werkes (des grundlegenden oder fundamentalen, S. 13—90 und des ausführenden S. 91—228) wird uns

zeigen, ob das hier gesprochene ein leeres Wort ist oder, wie wir der Meinung sind, ein Wort voll Geist und Leben.

Der oberste und allgemeinste Grundsatz, auf welchen der Verf. seine Erziehungslehre aufbaut, ist der in der Bibel begründete Satz: Der Mensch, als Gottes Ebenbild nach der ihm bei seiner Erschaffung gegebenen Bestimmung, soll durch die erziehende Thätigkeit zur Aehnlichkeit Gottes oder zu einer solchen Anwendung seiner Geistes- und Körperkräfte angeleitet werden, daß sein Denken, Fühlen und Wollen dem göttlichen möglichst konform werde. Den Menschen tüchtig und willig zu machen, sich, wie Clemen's Alex. sagt, unter die Leitung des guten Hirten, des höchsten Pädagogen, und seines heiligen Geistes zu stellen, das muß Ziel und Zweck der Erziehung sein. „Denn das Thier wendet sein Angesicht zur Erde hin, der Mensch aber hat eine von der Welt abgewandte Seite, ein Antlitz, das nach Oben blickt; Gott zu suchen und für Gott zu leben, dazu ist er gemacht (S. 3).“ Es genügt nicht, ihn zur Civilisation oder zum rechten Verhalten in dem politischen Gemeinwesen, dem er angehört, hinführen zu wollen; es genügt auch nicht, ihn zum Bewußtsein seiner Humanität oder dessen, was er als Mensch sein soll, bringen zu wollen; anima humana natura christiana, wie Tertullian sagt, der Mensch erfüllt seine wahre Bestimmung nur als Christ oder in der Schule des heiligen Geistes.

Der Pädagog, der dieses Ziel erreichen will, muß ein guter Anthropolog und Psycholog sein, d. h. ein tüchtiger Kenner des natürlichen Wesens des Menschen, seiner geistigen und körperlichen Kräfte und Fähigkeiten, wie auch der besonderen individuellen Anlagen, welche sein Zögling empfangen hat, und der verschiedenen Lebensaufgaben, welche ihm die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Race, Nationalität und Familie zuweist. Denn ohne die Kenntniß davon wird kein Wirken so vergeblich sein, als wenn der Landmann auf einem Felde, das nur Buchweizen trägt, Reis pflanzen oder wenn der Künstler aus rohem Holze eine Venus bilden wollte, die nur aus feinem Marmor gelingen wird. Damit ist es aber nicht genug, wie die rein philosophische Pädagogik verneint, welche von der Theologie und ihren Fundamentalsätzen nichts wissen will. „Wenn der Mediciner auch alle Kenntnisse, alles Wissen, das die Fakultät lehren könnte, am Schnürchen hätte, kann er damit schon alle Leiden kuriren, oder muß er nicht doch noch bei dem Patienten mit dessen besondrer Natur rechnen (S. 27)?“ Zu der besondren Natur aber des Zöglings gehört,

wie die Theologie lehrt, und vom Erzieher ebenso viel, wie alles anthropologische und psychologische Material, berücksichtigt werden muß, auch dies, daß der Mensch jetzt von Natur böse oder daß die Willensrichtung des empirischen Menschen, mit dem es der Pädagog überall zu thun hat, nicht auf das Vernünftige und Gute, vielmehr auf das Gegentheil davon gerichtet ist und daß er von dieser Verwerflichkeit allein durch Jesum Christum, durch den Glauben an ihn und durch die Nachfolge des von ihm und in seinen heiligen sündlosen Leben dargestellten Menschensideales wieder zu der am Anfang ihm anerschaffenen Rechtschaffenheit und zur Erreichung seines wahren Menschenzieles zurückgeführt oder erlöst werden kann. Nur wo dies erkannt ist und berücksichtigt wird, kann von einer wahrhaft gesunden Erziehung die Rede sein. Dieses Ziel, diese Grundsätze gibt die heil. Schrift, das geoffenbarte Gotteswort als die richtigen an.

Sie zeigt auch die Mittel, dasselbe bei dem Zöglinge am Sichersten zu erreichen: das Gesetz ist unser Zuchtmeister auf Christum gewesen auf daß wir durch den Glauben gerecht würden, Gal. 3, 24; wie es die göttliche Pädagogik bei dem Menschengeschlechte im Allgemeinen so gelenkt hat, daß sie die Menschen durch das Gesetz, das geoffenbarte der zehn Gebote bei dem Volke Israel, das Gesetz des Gewissens bei den Heiden oder die von ihnen bald mehr bald weniger klar erkannten Moralprincipien, für das Evangelium, für das Reich Gottes unter der Leitung des heil. Geistes zubereitet hat, so müssen auch die menschlichen Pädagogen, Eltern, Lehrer, Professoren durch eine weise berechnete Gesetzeszucht ihre Kinder, Schüler, Zöglinge zu dem evangelischen Freiheitsstande der Kinder Gottes heranzubilden suchen. Nicht als ob eine solche Erziehungsmethode in jedem konkreten Falle zum Ziele führen müßte; wenn irgendwo, so ist auf diesem Gebiete das menschliche Thun ein unzulängliches und am Segen von Oben Alles gelegen; wenn aber von Grundsätzen der Erziehung die Rede ist, so können diese keine anderen sein, als die in der großen göttlichen Menschenpädagogik vorgezeichneten.

Im Gesetze nun, sofern es als Handhabe der Erziehung dient, sind offenbar die von Aristoteles und Plato als die großen Moralprincipien oder Cardinaltugenden bezeichneten vier Gebote der Weisheit, der Gerechtigkeit, der Mäßigung und der Beharrlichkeit (Tapferkeit) die Hauptsache. Auf sie muß es der Pädagog absehen. „Sin zu den vier Cardinaltugenden, so rufen wir den Erziehern zu; wo nicht, so wird auch keine Morgenröthe

aufgehen, und — so ruft der Verf. uns Deutschen im Jahre 1871 zu — der hohe Sieg deutscher Waffen und deutscher Tüchtigkeit wird bald, ja bald vergeudet werden und zerronnen sein, ehe ihr euch dessen versehet (S. 11).“ „Geschicht dies aber, hat der Lehrer beständig diese vier Ideen vor Augen, arbeitet er nach Maßgabe dieser Ideen an dem Zögling, so wird der Nutzen nicht ausbleiben. Die Treue des Lehrers, der an seinem Plage das vom Menschen Erreichbare anstrebt, wird den Schüler für Höheres vorbereiten (S. 69).“ Die Weisheit, die Erkenntniß des Wahren, des göttlichen Willens legt den Grund zu allen andern Tugenden. Die Gerechtigkeit lehrt das rechte Verhalten des Menschen wie gegen Gott, so gegen den Nebemmenschen. In der Mäßigung oder im Besorgen dessen, was schicklich (decorum) ist, lernt der Mensch, was er sich selbst, als Gottes Bild, schuldig ist. Die Beharrlichkeit oder Tapferkeit ist die Erziehung zur Geduld, zur Uebereinstimmung zwischen dem Willen und Vollbringen auch unter hindernden Lebensbedingungen. Kommt dann hinzu, was freilich immer eine Hauptsache ist und worauf in Familie, Staat und Kirche immer das Hauptgewicht gelegt werden muß, daß die Erzieher selbst in diesen Tugenden feststehen und in ihrem Leben das Vorbild derselben an den Tag legen, so wird die zuverlässigste Garantie für das Gelingen pädagogischer Bemühungen vorhanden sein.

Wie sich diese im Einzelnen zu gestalten haben, zeigt der Verf. hierauf in zweiten „ausführenden“ Theil seiner Pädagogik (S. 91—228). Wobei er freilich, wie es der Charakter derselben, als einer „allgemeinen“, mit sich bringt, nicht auf alles Einzelne eingeht, sondern nur die Grundlinien derselben zeichnet.

Er unterscheidet dabei zwei Haupttheile: den Unterricht zur Weisheit und die Zucht zur Gerechtigkeit, Mäßigung und Beharrlichkeit, und nimmt sodann in jedem dieser Theile vor, was der Erzieher auf den drei verschiedenen Altersstufen, im Kindes-, Knaben- und Jünglingsalter oder vom ersten bis sechsten, vom siebenten bis vierzehnten und vom fünfzehnten bis zwanzigsten Lebensalter vorzüglich ins Auge zu fassen und zu erstreben hat. „Der Unterricht während der Kinderjahre ist der Ausbildung des Körpers völlig untergeordnet; insoweit überhaupt vom Unterricht hier schon die Rede sein kann, hat derselbe spielend zu geschehen und richtet sich dann vornehmlich auf den Verstand; der Ort für diesen Unterricht ist der Schooß der Eltern und die Familienstube (S. 98).“ Man legt hier gewöhnlich auf den Anschauungsunterricht das

Hauptgewicht; der Verf. spricht sich dagegen aus, weil das Elternhaus, die Geschwister, die Neugier des Kindes und das Spiel ganz von selbst dafür sorgen, und glaubt, daß man auch bei dem Kinde schon, wenn man Langesweile und Selbstüberhebung vermeiden will, auf die Ausbildung des Verstandes hinwirken muß. Ein Hauptbildungsmittel ist für dieses Alter der biblische Geschichtsunterricht, überhaupt die Vorführung edler Vorbilder aus der Geschichte; dadurch wird das Kind am meisten für das Gute gewonnen, gegen das Böse mit sittlichem Abscheu erfüllt und zur Kenntniß, zum Gehorsam, zur Änderung des Gottes hingeführt, der sein Walten und Wirken in dem Leben der biblischen Gottesmänner oder auch anderer geschichtlicher Größen überall so sichtbar bezeugt hat. Märchen und Sagen dürfen dabei nur mit äußerster Vorsicht angewendet werden, weil sie leicht eine zügellose Phantasie erzeugen. „Die heilige Geschichte dagegen hat nachweislich noch kein Kind verborben;“ diesen Erfahrungssatz stellt der Verf. den Theorien der religionsfeindlichen Pädagogen entgegen, welche den biblischen Religionsunterricht (wie z. B. in Holland) ganz aus der Schule verbannen wollen; er ist auf Grund dessen ein entschiedener Gegner der confessionslosen Schule und verlangt darum auch, daß Schule und Kirche nicht getrennt, sondern in organischem Zusammenhange unter einander erhalten werden. „Es entsprang aus einem durchaus richtigen Takte, wenn die Reformatoren die Volksschulen und auch die Gymnasien in die enge Verbindung mit der Kirche setzten, beziehungsweise sie in derselben beließen. Bibel und Katechismus sind die Grundsäulen des Unterrichts und die besten Konservatoren des Volksgeistes wie der Volkssitte überhaupt. In Elsaß hat sich das deutsche Element gegenüber dem mächtigen französischen besonders durch die Vermittlung von Bibel und Katechismus zwei Jahrhunderte lang erhalten. Vor Allem läuft aber das Lehramt in der Volksschule ohne jene Verbindung mit der Kirche Gefahr, dem gemeinen Sinn von geistigen Handwerkern oder routinierten preisgegeben zu werden, die da meinen, entweder die Beschäftigung des Lehrers sei ein Gewerbe, oder die Schule sei eine Arena, wo sie ihre Geistesgaben glänzen lassen können. Und welche Plage zieht die Kirche sich selbst groß, wenn sie leichten Kaufs einwilligt in die Veraubung, die ihr durch die jetzt beliebte Lostrennung der Schule von ihrem Leibe angethan wird! Einmal geräth sie in Abhängigkeit von den Dekreten des Staates, die ihre Anschauungen mannigfach durchkreuzen, zweitens aber sieht die Kirche

selbst in ihrer unmittelbaren Nähe ein Parasitengewächs entstehen, das mit unwiderstehlicher Aufdringlichkeit das dankbarste Saatsfeld der Kirche, die Jugend, umschlingt und bestrickt, ja die besten Säfte für sich in Anspruch nimmt. Was soll der Pfarrer anfangen mit einer durch den schrankenlosen Humanismus, den zügellosen Pantheismus oder Atheismus moderner Volksschullehrer enträsteten oder falsch gekräftigten Jugend? Die Geschichte des eigenen Landes, die ohne religiösen Tiefblick nirgends zu verstehen ist, muß der Pfarrer vermissen. Das aber sollte ihn nicht in die größte Verlegenheit setzen? Von Christus anders als von Muhammed zu reden, ist z. B. in Holland verpönt, damit die zarten Ohren der jüdischen Schüler nicht beleidigt werden. Die altreformirte Kirche muß sich mit separirten Schulen begnügen, welche doch nur schlecht besucht werden, weil die Staatsschulen Jedermann unentgeltlich offen stehen. Und soll denn der heiligste Schatz eines Volkes verstoßen, durch eine Hinterthür gleichsam, in das Gemüth des Jünglings übertragen werden müssen? Soll man nicht mehr auf dem geraden Wege, dem Wege der öffentlichen Schulen, ein reformirter Holländer oder österreichischer Protestant werden können? Man entwürdigt dadurch die heiligsten Wahrheiten; der Geist entweicht aus dieser Staatsschule, sie wird zur Bildungsmaschine. Unfre Pädagogik kann also nur auf konfessionelle Schulen berechnet sein, die auch durch den westfälischen Frieden jeder Confession garantirt sind. Die Lehrer, wie wir sie uns vorstellen, müssen Christen sein, Kenner der großen, die Geschichte des Volkes durchwirkenden Ideen, deren mächtigster Sauerthaug doch stets das Religiöse, der Glaube gewesen (S. 86 f.).“

Die Zucht ist auf dieser Altersstufe, bei aller Liebe, die dem Kinde entgegengebracht wird, eine wesentlich legale: wie Gott an die Menschheit in ihrem Kindesalter mit den zehn Geboten ohne weitere Begründung seine Forderungen gestellt hat, so läßt sich auch der Vater oder Lehrer dem kleinen Kinde gegenüber auf keine langen Begründungen ein, er sagt, was gethan oder unterlassen werden soll und verlangt dafür einfach Gehorsam. In diesem Alter gilt: stat pro ratione voluntas; nichts ist verkehrter, als sich auf Unterhandlungen einzulassen; eine feste Hausordnung muß bis ins Kleinste eingehalten werden.

Anders gestaltet sich die Zucht auf der zweiten Stufe des jugendlichen Alters: hier appellirt man den Auswüchsen, z. B. der Lüge gegenüber an Gottes Gebot und das Gewissen, hier sucht man den Knaben mit guten Vernunftgründen, z. B. nach Matth.

7, 12. was gut und böse, was schön und häßlich ist, begreiflich zu machen, insbesondre auch durch das Vorfalten des eigenen Vorbildes und desjenigen anderer Menschen.

Der Unterricht sucht auf dieser Altersstufe dem Kinde in erster Reihe begreiflich zu machen, was gut und recht ist, was zur Erkenntniß Gottes und zu unsern Pflichten gegen ihn, gegen uns selbst und den Nächsten gehört; das solide Fundament davon ist das gründliche Erlernen der Muttersprache, gutes Lesen, schönes Schreiben; in Bälde muß bei denen, welche eine höhere Bildung erstreben, das Erlernen fremder Sprachen hinzu kommen, bei Allen jedenfalls die Kenntniß der Geschichte, die Uebung im Rechnen, Zeichnen und Auswendig lernen, vor Allem ein gründlicher Religionsunterricht an der Hand der Bibel und des Katechismus, wobei auf das religiös sittliche Verhalten der biblischen Persönlichkeiten das Hauptgewicht gelegt wird. Neben dem Wissen muß aber ebenso sehr auf die Charakterbildung, auf die Belebung und Erregung des Gemüths gehalten werden und dazu dient vor Allem Musik und Poesie, der öffentliche und private Gottesdienst mit seinen erweiternden und belebenden Wirkungen. „Als die Bauern in Nordafrika noch Psalmen singend das Feld bestellten, da stand es besser in jenen Ländern, in denen ein Augustin den Gemeinden predigte, die aber jest die Turco's liefern, den Abschaum der Menschheit. Und wenn unser Volk, wie Israel, auch bei der Ernte sich heilig zu freuen verstände (Jes. 9, 3), oder mit dem Gefangesiubel seine hohen Feste beginge, der bei dem Volke Gottes üblich war (Jes. 30, 29), so würde es auch die gleichen Erfahrungen machen, wie Israel, und aus der Fülle Gottes gesegnet werden. Gerade das Volkslied zeichnet den Höhegrad des Kraftgefühls, der Bravheit und Tüchtigkeit eines Volkes an. Das deutsche Volkslied, selbst bis herab auf den gegenwärtigen Krieg mit Frankreich, ist weit erhaben über das französische; und von Napoleon I gilt ja ganz eigentlich, daß Deutschlands Lied ihn zu Tode gesungen (S. 131).“

Der Verf. gibt für dieses Alter dem Privatunterricht durch die Eltern und besondere Erzieher weitaus den Vorzug vor dem gemeinsamen der Schule. „Wir werden nie einen Mechanismus erfinden, sagt der edle Graf von Gasparin, dem es gelingt, auch nur einigermaßen die Thätigkeit eines Vaters und einer Mutter nachzuahmen. Das gilt auch von dem Unterricht in diesen ersten Knabenjahren. Ueberwacht von den Eltern, geleitet insbesondre vom Vater, der durch seine Nähe Lehrer und Zögling in der rechten

Harmonie erhält, sollte dieser Unterricht immerdar sein. Man darf und soll die Kinder in diesem Alter noch nicht auf eine Stunde aus den Augen verlieren, geschweige denn auf fünf bis sechs Stunden, nach deren Ablauf dann die Eltern der Kinder schlechte Laune kredenz erhalten, die aus der Ueberspannung oder dem vererblichen Lustgenuße in jenen Schulzimmern nothwendig sich herschreibt. Den biblischen Geschichts- und Religionsunterricht aber sollte sich kein christlicher Hausvater durch irgend Jemand nehmen lassen. Er ist nicht bloß König, nicht bloß Hoherpriester, er ist auch Prophet in seinem Hause (S. 109).“ — Ein Vorschlag, welcher sich freilich, besonders bei den durch zahllose Bureaufstunden abgehaltenen Beamten, Kaufleuten zc. schwer wird ausführen lassen.

Gegen den Katechismusunterricht wird für dieses Alter von vielen Pädagogen stark protestirt, die Kinder verständen nichts davon, sie vermöchten sich bei den Sätzen der Theologen nichts zu denken, wie seit Rousseau hundertfältig wiederholt wird. Der Verf. fragt: „wenn wir mit der Einflößung dieser Wahrheiten warten wollten, bis die Kinder dieselben wohl verstehen, wie dürften wir ihnen dann die Klassiker in die Hand geben? Auch die Klassiker sind von Männern für Männer geschrieben und die Zöglinge der Akademie waren Männer. Wer verstände den Plato als 19jähriger, wie er ihn als 30- u. 40jähriger versteht? Wer findet den Geschmack an den Officien Cicero's im Jünglingsalter, welchen er im Mannesalter daran findet, um von Ovid's Werken hier ganz zu schweigen, in denen eine so reiche Fülle von Lebensweisheit sprudelt? In den Frühstunden des Lebens, bevor unsre Lebenssonne hoch am Horizont steht, lerne der Knabe den Katechismus auswendig, dann lernt er ihn am Besten. . . Die überhaupt einen konfessionslosen Religionsunterricht verlangen und deshalb den Katechismus aus der Schule verbannt wissen wollen, denen ist zu antworten: was ein solcher Torso allerlei religiös-sittlicher Lehren soll, ohne das verständnißsinnige Haupt des Katechismus, leuchtet mir nicht ein. Unpädagogischeres kann es nicht geben, als die Kinder bereits an der gestörten religiösen Verdauung Antheil nehmen zu lassen, an welchen man selber leidet; sie also nicht einmal in die Lage gelangen zu lassen, daß sie doch wenigstens später selbst diesen Verdauungsproceß von vorn an durchmachen, der den konfessionslosen Wortführern so viele Beschwerden verursacht. Wie wollen die Herren solche Bevornundung verantworten? Wie dürfen sie überhaupt das rechtmäßige Erbe der Väter den Kindern durch

einen Machtpruch des von ihnen kaptivirten Staates vorenthalten wollen? Wir sind ja aber noch alleammt Angehörige dieser oder jener Kirche. Man warte wenigstens ab, bis die Auflösung derartig um sich gegriffen, daß nur noch Atome, nur noch religiöse Individuen da sein werden, aber keine Gemeinschaften mehr. Ist das geschehen, dann mag man das Sublimat der vor Allen noch irgendwie vertretenen Religionsmeinungen als neue Lehre proklamiren; aber ob da nicht im Handumdrehen ein ähnliches Buch entstehen wird, das mit ähnlicher Tyrannei, wie vorgeblich der Katechismus, die Geister der Kinder religiös nivelliren wird, steht doch noch zu erwarten (S. 128).“

Ausführlich verbreitet sich der Verf. über den Unterricht, der im Jünglingsalter zu ertheilen ist. Für den Religionsunterricht verlangt er neben fleißigem Bibellesen und Erklären eine ausführliche Darlegung des Systems der christlichen Lehre, etwa in der Form einer biblischen Theologie; der Unterricht muß in diesem Alter aber auch erbaulich und paränetisch sein. Was die klassische Sprachen betrifft, so stellt sich der Verf. auf die Seite derer, welche in der Philologie hauptsächlich ein Mittel zur Erkenntniß des Alterthums finden und ein Bildungselement in dem Sinn, „daß nicht nur der Stil des Menschen oder die Fähigkeit, in verwickelte Perioden einzudringen, mit Hülfe einer Fülle von Vokabeln und Regeln, sondern auch das Gemüth genährt werde und der Wille seine guten Antriebe empfangen.“ Er beklagt es (und gewiß mit vollem Rechte), daß „noch immer der Stecken des Treibers, die Grammatik, regiert und daß man vor lauter Einzelheiten höchst selten zu einem Ueberblick über das Ganze kommt, zu einer Einsicht in den Kulturzustand des Volkes, mit dessen Sprache man sich abmüht (S. 14,4).“ Die Klassiker werden im Einzelnen besprochen, nach ihrem Werthe für die Bildung des Jünglings taxirt und die Stufenfolge angegeben, in der sie gelesen werden sollen. Mit gleicher Ausführlichkeit wird der Unterricht in Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, Mathematik, Aufsatz, Vortrag zc. besprochen.

Die Zucht auf dieser Altersstufe ist wesentlich eine Appellation an die Menschen- und Christenwürde und man hat den Jüngling schon mehr als einen uns Gleichstehenden zu behandeln. Sind im Knabenalter Schläge im extremis noch anwendbar, so hat dies im Jünglingsalter aufzuhören; der Jüngling muß, was recht und gut ist, um seiner selbst willen thun lernen und mit einer heiligen Liebe und Begeisterung für alles Schöne und Edle erfüllt sein. Die Weisheit, die er gelernt, muß

ihn von selbst zur Gerechtigkeit, zur Mäßigung und zur Beharrlichkeit führen. Und je mehr dies bei einem Jünglinge der Fall ist, um so getroster wird ihn dann sein Lehrer, etwa mit dem zwanzigsten Lebensjahre, der Schule des Lebens oder besser des heiligen Geistes überlassen können.

Ueberblicken wir nun diesen ganzen Erziehungsplan, wie ihn der Verf. vorlegt, so können wir nicht umhin, denselben in allen Theilen unsre volle Beistimmung zu zollen. Es ist ein acht christlicher Erziehungsplan, durch den Unterricht und die Zucht der Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Beharrlichkeit in die Leitung, den Unterricht und die Zucht des Geistes Christi einführen zu wollen. So hat ja auch die göttliche Pädagogik die Menschheit im Allgemeinen geleitet und die menschliche Pädagogik als Kunst kann gewiß nichts Besseres thun, als das von Gott selbst gegebene Vorbild nach Kräften nachzuahmen. Der Verf. möge sich aber auf energischen Widerspruch von Seiten aller derer gefaßt machen, welche weder seine Voraussetzung theilen, daß der Mensch von Natur sündig, erlösungsbedürftig und nur durch die Gnade in Christo zu wahren Freiheit und Vollkommenheit zu führen sei, noch sein Ziel billigen, nämlich daß die Menschen zu evangelischen Christen, zu Kindern Gottes durch den Glauben und den Gehorsam unter Gottes Wort herangebildet werden sollen. Sie werden gegen ihn geltend machen, was z. B. der Abgeordnete Birkow dieser Tage in Berlin gesagt hat, daß die Kirche in Spanien, in Irland, im Kirchenstaat, in Schlessien zc. ihre Kulturmission (wie dort allerdings nicht zu läugnen ist) nicht erfüllt habe, so müsse sie eben im Allgemeinen, also auch die evangelische Kirche (der man diesen Vorwurf freilich nicht ebenso oder nicht im gleichem Maße macht), von der Schule ausgeschlossen und auf höheren, wie niederen Schulen ein solcher Unterricht eingeführt werden, welcher gänzlich konfessionslos ist und nur auf allgemein religiös-sittlicher Basis ruht.

Wir unsererits freuen uns, daß Prof. Dr. Böhl, der sich in diesem Werke so deutlich und unwidersprechlich als einen Freund acht wissenschaftlicher Bildung und als einen gründlichen Kenner des gesamten Unterrichtsmateriales im umfassendsten Sinn des Wortes zu erkennen gibt, für den konfessionellen Unterricht, für den fortdauernden Zusammenhang von Kirche und Schule, für die specifisch christliche Bildung und Erziehung der Jugend das Wort ergriffen hat. Wir leben auch noch der Hoffnung, daß seine und anderer ihn verwandter Männer Stimme in un-

ferm deutschen Vaterlande, trotz der reform-jüdischen Bestrebungen unsrer Tage, so viel Gewicht und Einfluß behalten wird, daß die Schule nicht von ihrem Mutterschooße, der Kirche, völlig losgetrennt und dem glaubens-indifferenten Staate zur — Verwüstung preisgegeben wird. Wir könnten einer solchen Schule kein anderes Prognostikon stellen, als daß es ihr ähnlich ergehen müßte, wie der unter der Herrschaft des Obscurantismus und Jesuitismus stehenden; sie hat unter der Herrschaft des Aberglaubens ihre Kulturmission nicht erfüllt, sie wird es ebenso wenig unter der Herrschaft des Unglaubens oder des Glaubensindifferentismus thun. Der Glaube, speciell der evangelische, hat Deutschland stark und mächtig gemacht, vor 60 Jahren das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln, im verfloßenen Jahre seine Waffen siegreich über den Rhein zu tragen und nach Außen wie nach Innen als ein hochgeachtetes Volks dazustehen. Möge man von Seiten der Regierungen, vorab im Reichstage, zu keinen solchen Maßregeln und Einrichtungen die Hand bieten, wodurch der Jugend dieser Glaube aus dem Herzen gerissen oder wenigstens gleichgültig gemacht wird; wobei ein Heerführer nicht, ohne Spott und Hohn zu gewärtigen, statt wie Napoleon III mit „dem Gott der Schlachten“, mit demüthigem Gebete zu dem allmächtigen Gott in's Feld ziehen oder, wie Kaiser Wilhelm I bei Sedan, nach einer gewonnenen Schlacht proklamiren dürfte: Welche Wendung durch Gottes Fügung! —

Wir [machen schließlich noch] darauf aufmerksam, daß das Bößliche Werk, obgleich es keine „specielle“ Pädagogik ist, doch eine reiche Fülle feinsinniger auf das Einzelne oder das Detail der Erziehung sich beziehender Bemerkungen enthält, die von langjähriger Erfahrung und umfassenden Studien auf diesem Gebiete zeugen. Mit dem größten Nutzen dürfte es von Eltern, z. B. Geistlichen, die ihre Kinder selbst unterrichten, von Gymnasiallehrern und Schulinspektoren gelesen werden. Beachtungswerth ist auch der Nachtrag, welcher das häusliche Leben des Admiral Coligny nach einer alten lateinischen Biographie schildert.
Krummel.

Gory, G., Garnisonprediger auf Hohen-Asperg, Schulinspektor des Bezirks Ludwigsburg. **Die Fragen der Gegenwart und die Volksschule.** Stuttgart, 1872. Belfer. 9 fgr.

Die in dem ersten und zweiten Theil des vorliegenden Schriftchens behandelten Fragen sollten der Gegenstand eines von dem Verf.

bei der Bezirksschulversammlung zu Ludwigsburg zu haltenden Vortrags sein. Der Stoff schwoll aber unter der Behandlung so an, daß nur ein kleiner Theil zum Vortrag kommen konnte. Der Verf. hielt es deswegen für angemessen, die Erörterung in weiterem Kreise zu veröffentlichen, um so mehr als nicht leicht eine Frage sein wird, welche in der Gegenwart die Kreise der Volksschule gleich sehr bewegte und nicht mehr oder minder eingehend zur Besprechung käme.

Die behandelten zwei Gegenstände sind I. die Volksschule und die sociale Frage, II. die Volksschule und die kirchliche Frage. In der ersten Abhandlung weist der Verf. auf die Gefahren hin, welche die sociale Frage der menschlichen Gesellschaft bereitet. „Wir sind“, heißt es, „allmählich an einem Punkte angelangt, wo die Gegensätze sich verkehrt haben. Gab es Zeiten, wo die Autorität eine Geltung hatte, die man nicht mehr als berechtigt anerkennen kann, eine Geltung, wo sie nicht mehr Autorität d. h. auf innere Ueberlegenheit ruhende göttlich geordnete Macht ist, sondern zur Gewalt wird, so steuern wir dagegen jetzt dem andern Extrem zu, wo das Individuum sich ganz auf sich selbst stellen und eine Unterordnung, die sich nur auf sittliche Potenzen im weitesten Sinne des Wortes gründet, nicht leiden will. Und war die Freiheit ehemals nur das Recht Einzelner, so droht sie jetzt, d. h. in Verkehren ihres Begriffs, zu einer drohenden Gefahr für Alle zu werden.“ Als Ursachen dieser Erscheinung hebt der Verf. u. a. folgende hervor: Der Begriff der Erziehung sei dem staatlichen Leben größtentheils abhanden gekommen. Die Kirche habe sich zum weitaus größeren Theile den neuen Mächten gegenüber spröde und abwehrend verhalten. Man habe es verabsäumt, den wachsenden Wohlstand in sittliche Pflichten zu nehmen. Man habe ihn wohl herbeigezogen zur Theilnahme an den Staatslasten durch Besteuerung; aber man habe so auch den Wahn genährt, als ob der Reichthum keine andere als diese materielle Verpflichtung in sich schließe: man habe der Macht des Kapitals und der Intelligenz nicht die Grenze gezogen, die es ihr unmöglich gemacht hätte, den Menschen nur als Arbeitskraft anzusehen und mit der Maschine mehr oder minder auf eine Linie zu stellen. Man habe ebenso nach unten versäumt, die materielle Abhängigkeit zu einer sittlichen, den Gebundenen ebendadurch nach anderer Seite wieder frei zu machen. Man habe es unterlassen, in jene volkswirtschaftlichen Gebiete statt des formalen Rechts das Princip der Liebe hineinzupflanzen, ja diese Liebe selbst in die Form des Rechts zu bringen. Als

ein Hauptmittel gegen die gerügten Uebelstände verlangt der Verf.: Die Volksschule muß mehr und mehr wieder Erziehungsanstalt werden; sie hat ihr unbestritten gelassene Terrain in dieser Richtung mit gewissenhaftester, treuester Sorgfalt zu pflegen, das ihr entzogene Terrain zurück zu erobern, ja neues zu gewinnen. „Hierzu wünscht er einen wahrhaft gebildeten Schulstand und fordert für ihn eine geachtete freie, nicht von Nahrungssorgen gedrückte Stellung. Doch bezeichnet er es als eine Verirrung, wenn gefordert werde, der Bildungsgang eines Schul-Aspiranten solle durch die Real- oder Ober-Realschule durchgehen; ebenso wenig ist er für Aufhebung des Internats in den Seminarien. Er verlangt tüchtige Kreischulinспекoren, und zwar solche, welche nicht das Amt als ein Nebenamt ansehen müssen, und welche im Stande seien, den Lehrern, namentlich den jüngeren mit Rath und That zur Seite zu stehen; doch scheint ihm dadurch die Local-Schulaufsicht nicht entbehrlich zu werden. Er wünscht, daß dem Lehrer die Möglichkeit eröffnet werde, durch redliches Streben und gewissenhafte Treue eine höhere Stellung zu erreichen. Man solle den strebsamen, durch ihre Leistungen hervorragenden Lehrern die Hand bieten, daß sie sich durch weiteres akademisches Studium für eine höhere Stellung ausbilden könnten.

Erst wenn man über die Erziehung des Lehrstandes im Klaren sei und einen nach allen Richtungen wohl erzogenen Lehrstand habe, könne von Schulerziehung die Rede sein. Es werden nun manche beachtenswerthe Bemerkungen über diesen Gegenstand gemacht, namentlich wird die Nothwendigkeit der obligatorischen Fortbildungsschule gezeigt. Ein weiterer Abschnitt behandelt die Stellung der Volksschule und der Volksschullehrer zu Staat, Kirche und Gemeinde. Der Verf. gesteht dem Staat sein Patronat über Volksschulwesen unbestritten zu, derselbe bedürfe aber der Kirche und ihrer Einflüsse, besonders auf dem Boden der Schule; man werde darum der Kirche ihr Recht an die Schule auch für die Zukunft unangetastet lassen müssen, wenn man sich nicht selbst schaden wolle. Die 2. Abhandlung spricht sich über die kirchliche Frage und deren Einfluß auf die Volksschule aus. Da dieselbe nach der Vorrede schon im Oktober vorigen Jahres vollendet war, so ist anzuerkennen, wie der Verf. vieles vorausgesehen hat, was später durch das preuß. Schulaufsichtsgesetz verwirklicht geworden ist. Die ausgesprochenen Ansichten concentriren sich in

dem, was wir S. 53 lesen: „So wie die Verhältnisse liegen, weiß ich keinen andern Rath, als daß der Staat, um jeder Annäherung entgegen zu treten, den Zügel des Schulregiments straff in der Hand behält. Er wird also weder für die infallibilistische; noch für die antinfallibilistische Lehrweise Partei ergreifen, wird aber verlangen, daß von keiner Seite offen oder geheim den Ordnungen und Rechten des Staats irgendwie entgegengearbeitet werde. — Einem Lehrer, der um seiner nicht infallibilistischen Gesinnung von seinen kirchlichen Oberen angefochten wird, wied er, soweit dessen Stellung und Wirksamkeit mit dem Staat in Beziehung steht, seinen Schütz angeheihen lassen, ebenso wie er den infallibilistisch gesinnten innerhalb der gezogenen Schranken gewähren läßt. Er wird den einen und andern, welche mit dem Religionsunterricht in den Staatschulen nicht einverstanden sind, nicht in den Weg treten, wenn sie Kirchenschulen gründen wollen; nur wird er sich ein Recht der Controle sichern. Er wird die Gemeindegemeinschaften, welche ihre Kinder einem infallibilistisch gesinnten Lehrer nicht zum Unterrichten anvertrauen wollen, dazu nicht zwingen; ebenso wenig, wenn in einer andern Gemeinde das Gegentheil statt findet.“ Der Verf. erwartet nicht, daß er mit seinen ausgesprochenen Ansichten durchweg Beifall finden werde. Er hält sie aber der Prüfung werth, und das glauben wir beständigen zu können, zumal bei der Ruhe und Besonnenheit womit sie ausgesprochen sind. Die 3. Abhandlung betrachtet die Schule als Stätte nationaler Bildung. — Wir wünschen, daß das hier Gesagte allgemeine Beachtung und Beherzigung finden möge.

R. Str.

Geschichte.

Defarthy, Dr. Joh. Aug. Lambert von Hersfeld. Ein Beitrag zu seiner Kritik. 8. 77 S. Göttingen, 1872. Vandenhoeck u. Ruprecht, 16 sgr.

Unter den Annalisten des frühen Mittelalters nimmt der Benedictiner Lambert von Hersfeld eine besonders wichtige Stelle ein.

Man erklärte ihn ehemals für unbedenklich zuverlässig und kam dazu, seine unbestreitbaren Verdienste über Gebühr zu erheben.

Neuerdings aber (so Floto in seinem Heinrich IV. und Lindner in Anno II., ebenso auch Giesebrecht, die darin alle mehr oder minder Ranke folgen) setzte man ihn

einer ungünstigen und offenbar ungerechten Beurtheilung aus; man nannte seine Berichte verworren, leidenschaftlich, absichtlich entstellend.

Erst Wattenbach (i. Heidelberger Jahrbücher 1870) ist dieser Auffassung wieder entgegengetreten, und hat seine Unparteilichkeit und Zuverlässigkeit zu erweisen sich bestrebt.

Was er im Allgemeinen darzuthun beflissen ist, sucht auch mit dieser Monographie der Verfasser ans Licht zu stellen, in welcher er lediglich Lambert von Hersfeld als Historiker einer Betrachtung unterzieht, die er im Lichte seiner Zeit, seines Lebens, seiner hinterlassenen Werke und in Vergleichung mit anderen mitlebenden Annalisten vornimmt.

Das geschieht denn Alles mit klarem Blicke, kritischer Schärfe und vorurtheilsfreier Abwägung aller einschlagenden Gesichtspunkte, so daß auch der einer solchen Specialuntersuchung fernerstehende Geschichtsfreund dadurch nachhaltig angeregt wird, und ein anziehendes und zugleich lebensvolles Charakterbild des geschilderten Mannes erhält.

Das Werk widmet darnach zuerst dem Leben Lamberts die gebührende Aufmerksamkeit, dessen Geburtsjahr, wie dessen Heimath (man nimmt Thüringen dafür an) unbekannt ist, der aber 1058 zu Aschaffenburg als Priester geweiht wird, nachdem er ein halbes Jahr zuvor die Regel der alten Benedictiner zu Hersfeld angenommen hat.

Lambert schrieb für seine Zeit ein äußerst fließendes und elegantes Latein, sowohl in Poesie, wie in Prosa, so daß man ihn vielfach selbst für den Autor des „*carmen de bello Saxonico*“ gehalten hat. Allein der Verfasser zeigt zur Evidenz, daß diese Hypothese nicht zulässig ist, und daß man dieses Werk einem unbekannten gleichzeitigen Dichter zuweisen muß.

Unzweifelhaft ächt aber und wohl erhalten sind die von Lamberts Hand herrührenden berühmten „*Annales Hersfeldenses*“, deren erster Theil freilich (von Erschaffung der Welt bis zum Jahre 1040) fast gänzlich werthlos ist, mit seinem zweiten aber von 1040—1077 eine reichhaltige Quelle der deutschen Geschichte umfaßt.

In diesem zweiten Theile nämlich erzählt Lambert zum Theil Selbsterlebtes, oder aus zuverlässigem Munde Gehörtes, wie solches oft von den Hauptpersonen seiner Zeit in den Räumen seines gastlichen Klosters mitgetheilt wurde. Daher wird denn auch seine Darstellung lebendiger, seine Form freier und nähert sich unbewußt mehr einer unfassenden Behandlung.

Von den Jahren 1070—1073 liefert

Lambert eine Reichs- und Sittengeschichte Germaniens, wie sie bis dahin noch Niemand verfaßt hatte. Hier hat er umständlich und sehr genau den Krieg Kaiser Heinrichs IV. mit den Sachsen, der im Verlaufe desselben mehrmals in Hersfeld verweilte, seinen Streit mit dem Papste (der mit der Entbedrigung zu Kanossa so verhängnisvoll abschloß) mit treuestem Fleiße beschrieben, so daß, obschon er für seinen Theil kein Anhänger und Bewunderer Heinrichs ist, doch seine Aufzeichnungen bei all ihren Mängeln zu den werthvollsten Resten des mittelalterlichen Schriftthums gezählt werden müssen.

Und was insbesondere hervorgehoben zu werden verdient, gerade hier hat er die große Frage seiner Zeit, die Feindschaft der Sachsen gegen Heinrich IV. im Ganzen richtig erfaßt als das systematische Bestreben der Einzelsürsten, die Macht der Krone zu schwächen, die eigne dagegen zu erhöhen; und wenn auch wegen seines sittlichen Lebens der Kaiser keineswegs gerechtfertigt dasteht, oder seine politischen Maaßnahmen alle makellos sind, doch wird eine gerechte Geschichtsforschung als Resultat festzuhalten haben, daß es demselben bei diesen Kämpfen mit Papst und Fürsten um große Gesichtspunkte, um des Reiches Glanz und alte Ehre gegolten hat.

In dieser Beziehung ist die besprochene Schrift auch für die religiös-politischen Wirren der Gegenwart ein lehrreiches Spiegelbild der alten Reichsgeschichte. Bd.

Wolff, D., Königl. Superintendent a. D., Ritter u. **Geschichte der Mongolen oder Tartaren**, besonders ihres Vordringens nach Europa, so wie ihrer Eroberungen und Einfälle in diesem Welttheile, kritisch bearbeitet. gr. 8. IV und 425 S. Breslau, 1872. Carl Dülfer, 1½ thlr.

Der Verfasser vorstehenden Werkes behandelt die Geschichte der Mongolen oder Tartaren, deren plötzliches Auftreten und fast unüberwindliche Machtentfaltung im 13. Jahrhundert, wie er mit Recht sagt, „eines der außerordentlich folgereichsten Ereignisse in der Weltgeschichte“ ist. In der That, wenige Jahre genüigten, um zwei Welttheile vor ihnen erzittern zu machen: unwiderstehlich alles vor sich her treibend oder unter sich zermalmend, erfüllten sie die ganze alte Welt mit Mord, Brand und Raub, gaben sie einer Vernichtung preis, zu deren Schilderung die lebhaftesten Farben zu schwach sind und fast ein Wunder

ist es zu nennen, daß nicht auch die deutsche Kultur, und dann für immer vielleicht, durch sie zertreten wurde. Und wie lassen sich diese ihre Erfolge erklären? Zunächst, wie auch der Verf. mehrmals richtig betont, gewiß aus der übeln Verfassung, der innern Zerrissenheit und der Wehrlosigkeit der Staaten und Völker, gegen welche ihr Andrängen gerichtet war; dann aber auch aus der wunderbaren Mischung von Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten des Charakters, die wir bei diesen mongolischen Völkerschaften beobachten können und die der Verfasser treffend schildert. „Unerschrocken tapfer bis zur Wuth, waren sie, von Kampf und Beute gefäßt, doch immer noch nach Kampf und Beute gierig, nie gefährlicher als im Fliehen, roh, undankbar, viehisch grausam, unbarmherzig, blutgierig, aber wahrheitsliebend unter einander, Brant hassend, alle Mühsal und Entbehrung leicht ertragend, mäßig und nüchtern“ (S. 125). Schon den Zeitgenossen fiel diese Verbindung von Eigenschaften auf und machte sie ihnen um so furchtbarer. So sagt Waffaw, der persische Geschichtschreiber der Mongolen, von ihnen: „Sie hatten den Muth der Löwen, die Geduld des Hundes, die Vorsicht des Kranichs, die List des Fuchses, die Weitsichtigkeit des Raben, die Raubgier des Wolfes, die Kampffeurigkeit des Hahnes, die Sorglichkeit der Hühner für die Ihrigen, die Dauerhaftigkeit der Katzen und den Ungeßit des Ebers im Angriff“ (S. 126). Und ähnlich äußert sich K. Friedrich II. in einem Briefe an seinen Schwager, den englischen König Heinrich III. Ja, so sehr war man sich schließlich ihrer Ueberlegenheit bewußt, so sehr stieg damit die Furcht vor ihnen, daß man, wie wir dieß auch sonst so oft finden, zuletzt zu dem Uebernatürlichen griff, nur um sich ihre Furchtbarkeit zu erklären, und so finden wir, daß sie von einzelnen Zeitgenossen sogar für die apokalyptischen Völker Gog und Magog, gehalten wurden.

In zehn Abschnitten schildert der Verf., der schon früher, im Jahre 1840, eine Arbeit über die Tartaren in den Schlesischen Provinzial-Blättern veröffentlicht hatte, den Ursprung, das erste Auftreten, den schnellen Machtzuwachs, die Eroberungen, namentlich in Europa und zuletzt den Verfall der mongolischen Völkerschaften. Zuerst spricht er über die verschiedenen Sagen betreffs des Ursprungs derselben, ein sehr schwieriges Kapitel, wobei vielleicht eine noch größere Deutlichkeit und übersichtlichere Darstellung zum bessern Verständniß der verwickelten Fragen erwünscht wäre, die hier übrigens unter vollständiger Beiziehung aller einschlagenden, selbst der chineischen Quellen besprochen werden. Sodann wird die

erste Entwicklung der mongolischen Macht bis zur Erhebung des Temubschin zum Großkhan geschildert, worauf dann, Abschnitt für Abschnitt, die verschiedenen Kriegszüge kritisch besprochen werden: der Sturz des Reiches der Schowaresmier, der erste Einfall in Europa, die Eroberung von Rußland durch Batu, die Einfälle in Polen und Schlesien, der Einfall in Mähren — letzteres entschieden wie der durch kritische Ergebnisse bedeutendste, so auch der klarste und beste Abschnitt des Buches — das Eindringen in Ungarn, Slavonien, Kroatien, Dalmatien und Bulgarien, endlich der Rückzug zur Wolga und, in kurzem Umriß, die ferneren Schicksale des wunderbaren Volkes.

Der Verf. hat seinen Stoff gut vertheilt, folgt überall den besten Quellen und beherrscht seinen Gegenstand vollständig. Er tritt, nicht selten mit Schärfe, bisher weitverbreiteten Ansichten entgegen, deren Nichtigkeit er an der Hand der Quellenberichte darthut und wobei er fast immer dem allein richtigen kritischen Grundsatz huldigt, die den Ereignissen zunächst stehenden, also bestunterrichteten Quellen zu befragen: nur an einigen wenigen Stellen glaubten wir eine gewisse Combination früherer und späterer Berichte zu bemerken, wo eine kritische Sichtung beider von einander am Plage gewesen wäre.

Haben wir so, was den Inhalt des Buches anlangt, nur Vortheilhaftes und Rührendes werthes zu verzeichnen, so dürfen wir anderseits, wollen wir gewissenhaft sein, nicht verschweigen, daß die Form desselben einige bedenkliche Schattenseiten aufweist. Vor Allem sei eines vielleicht äußerlichen Momentes gedacht, der Incorrectheit des Druckes: das Buch wimmelt geradezu von Druckfehlern, zu deren Verbesserung das am Schlusse beigefügte Verzeichniß um so weniger ausreicht, als dieses selbst an einigen Stellen theils neue Druckfehler, namentlich in den Zahlen enthält, theils die alten Fehler unverändert wiedergibt. Noch wichtigere Bedenken jedoch haben wir gegen den Stil des Buches selbst einzunenden. Wollten wir auch davon absehen, daß Ausdrücke, wie: ersaufen, ausschachten, Menschenschlächter oder gar Großschlächter überhaupt unschön sind, andre, wie: placiren (von Völkerschaften), Pieu-tenant, General, sich wenigstens für eine Geschichte der Mongolen nicht recht eignen, so dürfen wir doch eine Reihe von Flüchtigkeiten oder förmlichen Fehlern der Sagenconstruction nicht ohne Erinnerung hingehen lassen. Wir verzeichnen nur einige Beispiele zur Rechtfertigung des Gesagten. So S. 84. Sie verließ wirklich mit all ihren Schätzen und den bei sich habenden Enkelkinder n Urgentsch. S. 94. Er selber ging mit dem Rest seines Heeres nach Kan-

dahar, welches er eroberte und dort so lange verblieb, bis zc. S. 107. Hier kam es . . . zur Schlacht, die wir aus vielen Gründen auch in das letztere Jahr setzen müssen, aber aus Tatishtschew zc. nur wissen daß zc. S. 191. Wir haben schon bemerkt, daß Curäus das letztere auf 30000 an gegeben, aber nach unserer Ansicht höchstens auf 16000 Mann geschätzt werden kann. S. 239. J. 13 fehlt ein ganzer Nachsatz. S. 304. Alle . . . wurden, keinen verschonend, gemordet. — Auch sonst wäre noch einiges zu erwähnen, so die häufigen schleppenden Satzansätze mit Relativpartikeln, z. B. S. 97, 116 u. A.

Möge der Herr Verfasser diese vielleicht pedantisch scheinenden Bemerkungen uns nicht mißdeuten, sondern als einen Beweis ansehen, mit welcher Aufmerksamkeit wir auch Kleinigkeiten bei dem Studium seines lehrreichen Werkes beachtet haben.

F. E.

Holzwarth, Dr. F. J. Die Bartholomäusnacht. Separatabdruck aus den zeitgemäßen Broschüren. 8. 40 S. Münster, 1871. Ab. Russell.

Der Verf. hat dieses Thema erwähnt, da am 24. August dieses Jahres das 300jährige Gedächtniß jener schauervollen Nacht wiederkehrte. Er hält es nun für seine Pflicht, als guter Katholik den Nachweis zu führen, daß weder der Papst, noch die Geistlichkeit einen Antheil daran gehabt, daß kein Interesse der Kirche oder der Religion den König Karl IX. und seine Mutter Catharina von Medicis dazu verleitet hat. Das giebt er zu, daß es eine grauenvolle That war; kein wohlthätiger Schleier, sagt er, verhüllt das düstere Bild mit seinen Scenen voll Grauen und Entsetzen; das kann er nicht bestreiten, daß die gemeinsten Leidenschaften in jener Nacht entfesselt wurden; und doch hat er sich zu keiner wahrhaft objectiven und gerechten Schilderung erheben können, und Männer, die eine solche versuchten, tadelt er streng. Er bezeichnet Ranté's Darstellung als eine in markloser Manier auftretende, Wahres und Unwahres vermengende; besonders ärgerlich ist ihm die Bemerkung desselben über die Greuelthat von Vassy, wo dieser sagt: Noch war die öffentliche Moral so wenig ausgebildet, daß das blutige Ereigniß von den eifrigen Katholischen als eine große Handlung begrüßt wurde. Es ist solcher Stachel erklärlich, denn in der That trifft hiemit Ranté eben dieß, was wir an der Broschüre des Verf. auszusagen haben. Er kann es nicht über sich gewinnen, die Schändlichkeit jener Schreckensnacht unumwunden anzuerkennen. Seine Tendenz

geht dahin, alle Schlechtigkeit den Hugenotten zuzuschreiben und jene Mordthat als eine Art Nothwehr gegen noch viel Aergeres, was sonst der katholischen Partei zugestoßen wäre, darzustellen. Als Probe seiner geschichtlichen Anschauung geben wir dem Leser einige Stellen, um sich selbst ein Bild seiner Darstellungsweise zu verschaffen: „Die Calvinisten lehrten den Satz, daß die Andersgläubigen vertilgt werden müßten, diesen haben sie stets thatsächlich in der Verfolgung der Katholiken befolgt. Die Hugenotten mußten, wenn sie ächte Calvinisten sein wollten, gegen die katholischen Priester und Laien wüthen. Der Calvinismus wollte politisch und social die bestehende Ordnung in Frankreich umstürzen, seine Absicht war die ausschließliche Herrschaft. Er war Angreifer und Verfolger. Durch seine eigene Schuld hat er die fürchtbare Züchtigung auf sich geladen. Der Calvinismus lehrte, daß, wer nicht Calvinist ist, das Siegel der Verdammniß an sich trägt, also gehaßt werden muß. Darin liegt eine fortwährende Aufreizung zum Haß, zur Absonderung von den Mitbürgern. Und da er die ewige Gnadenwahl lehrte und daß den Ausgewählten das Heil gar nicht verloren gehen könne, mußte da nicht alle Moral zerstört werden? Beza verlangt, daß man die Priester vertilge, Calvin verlangt, daß man die Jesuiten tödten soll. Die Duldung war als ein schweres Verbrechen gebrandmarkt.“ Wir gehören nicht der reformirten Kirche an, aber das sagen wir, wer ihre Lehre so mißverstehen, ihr politisches Verhalten so verleumdern kann, dem sprechen wir den Sinn für die Wahrheit und demnach das Recht zur Geschichtsschreibung ab. Die reformirte Kirche hat in England und in der Schweiz ihre politischen Grundsätze verwirklicht und bekanntlich sind diese Länder dadurch blühend und gewaltig geworden, während das katholische Spanien zerfiel und das allerchristlichste Frankreich sich in unsern Tagen in sittliche Fäulniß auflöst. Das sind weltgeschichtliche Thatfachen, die kein Pamphletschreiber umzustossen vermag und die Feder, der nicht die Augen gegen das helle Licht verschließt, sehen muß.

Was endlich die Rechtfertigung des Papstes und der katholischen Geistlichkeit betrifft, so muß er zugeben, daß Pius V. dem König es als heilige Pflicht einschärfte, die Keger zu vertilgen, — das ist gewiß ein sehr christliches Wort des Oberhauptes der Kirche; und ferner muß er zugeben, daß Gregor XIII. eine mächtige Freude über jene Greuelthat bezeugte und dem heiligen Gott im Himmel dafür Dank sagte — und das war der Nachfolger Christi! Auch diese Thatfachen reden lauter als Worte.

E.

Herzog, G. Erzählungen aus der Weltgeschichte. Für die Jugend dargestellt. Erster Theil: Das Alterthum. 244 S. kl. 8. Aarau, 1869. 54. kr. Zweiter Theil: Das Mittelalter. 280 S. Aarau, 1871. 1 fl.

Unter den vielen populären Bearbeitungen der Weltgeschichte für das frühere Kindesalter darf auf die vorliegende als ein recht empfehlenswerthes Werkchen hingewiesen werden. Es hebt mit guter Auswahl aus der Geschichte der Griechen und Römer sowie des Mittelalters nur die denkwürdigsten Personen, Ereignisse und Thatfachen hervor, die geeignet sind, das Kindesgemüth zu fesseln, und berücksichtigt neben den spannendsten Zügen aus der antiken und mittelalterlichen Sagenwelt auch die häuslichen und bürgerlichen Einrichtungen der betreffenden Völker sowie deren Cultur, wie sie sich besonders in Erfindungen und Entdeckungen documentirt. Das alles geschieht in einer einfachen, frischen, dem Standpunkt der Kinder angemessenen, faßlichen Sprache, die nicht nur dem Anfänger im Lehramt, der den populären Ton oft nicht zu finden weiß, schätzbare Winke gibt, sondern hauptsächlich für die kleinen Elementarschüler selbst ihr Anziehendes und Fesselndes haben muß. Namentlich möchten wir auch für deren Privatlectüre die beiden Büchlein recht empfehlen. Wie in denselben ohne viel Moralisiren und trocknes Dociren an den Beispielen einst lebender Personen Gutes wie Schlimmes, Erhabenes und Verwerfliches, sittlich Edles wie Häßliches sammt seinen Folgen zur Anschauung gebracht wird, das dürfte für Bildung des Geistes und Charakters der heranwachsenden Jugend ein trefflicheres Mittel sein, als die vielfach aufregende und zerstreuende, satz- und gehaltlose Kinderunterhaltungslectüre unserer Tage, mit der der Büchermarkt wahrhaft überschwemmt wird. Und die Beispiele des Edelmuths, der Tapferkeit und Vaterlandsliebe der antiken Welt werden dazu nicht weniger beitragen, als die leuchtenden Vorbilder des Glaubensmuths, der Standhaftigkeit und Selbstverläugnung aus christlicher Zeit, die in beiden Heften ihre gebührende Hervorhebung gefunden haben. Hier und da hat der Verf. auch ein belebendes Gedicht eingeflochten, auch manchmal, was wir nicht tadeln, wo er von einem Andern eine Geschichte gut erzählt fand, dessen Wort dem seinigen vorgezogen. Ueber die Aufnahme oder Weglassung eines oder des andern Factums ließe sich freilich mit ihm rechten. So vermissen wir z. B. die Geschichte der Virginia aus der Zeit der röm. Decemviren nicht gern, ferner ist uns des Bonifacius Leben und Wirken zu

kurz behandelt u. A. m. Doch steht das den Werth der beiden Abtheilungen in unsern Augen nicht herab. Wir wünschen vielmehr lebhaft, daß der als geachteter Schulmann in der Schweiz bekannte Verf. uns recht bald mit dem in Aussicht gestellten 3., die „Neuzeit“ umfassenden Bändchen seiner Erzählungen beschenken möge. Das Ganze würde dann als Vorbereitungsbüchlein für den eigentlichen Geschichtsunterricht recht weiter Verbreitung werth sein. Unter den wenigen hier und da aufstoßenden Druckfehlern notiren wir, daß II, S. 31, Nr 17 die Jahrzahl 443 statt 543 stehen muß.

Culturgegeschichte, Politik, Socialpolitik.

Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrie. I. Sechste (Pracht-) Ausgabe. Leipzig, D. Spamer.

Diese so reichlich und prächtig illustrierte Schrift hat sich bereits in den früheren Auflagen ein ausgebreitetes Publicum erworben. Außer mehr als 2000 Textfiguren, welche die merkwürdigsten Momente aus der Culturgeschichte, die wichtigsten Thätigkeiten und Gegenstände der verschiedenen und gegenwärtigen Epochen menschlicher Industrie, so wie die der letzteren zugrundeliegenden Naturerzeugnisse darstellen, werden in der neuen Prachtausgabe, deren sechs Bände (à 2 thlr.) bis Ende 1872 vollständig erscheinen sollen, über 50 Tafeln, Portrait-Gruppenbilder und Frontispicen das Werk schmücken. Die Behandlung sämtlicher Gebiete der Erfindungen ist in diesem verdienstvollen Werke bekanntlich classisch zu nennen, da von bewährten Fachmännern in eingehendster und doch nicht zu breiter Weise alle Zweige der Menschenthätigkeit aufs ansprechendste behandelt sind. Besonders befriedigend und überall glänzend illustriert finden wir in dem vorliegenden I. Band die Kapitel über die menschliche Baukunst, die menschlichen Verkehrswege, die Buchdruckerkunst und die der bildlichen Darstellung. Ebenso anregend und fesselnd ist die ganze Einleitung in das Werk, worin über die menschlichen Triebe als Veranlasser der ersten Erfindungen des Kriegs und Friedens sowie über den geschichtlichen Gang der inneren und äußeren Menschencultur an den Mittelmeer-Gestaden hin bis zu dem Zeitalter der großen geographischen Entdeckungen im Ueberblick die Rede ist. Das Gesamtwerk ist ein wahres Lexikon alles Wissenswerthen aus der Culturgeschichte der Menschheit und darf in keiner Bibliothek fehlen, da wir gegen-

würdig kein anderes Buch der Art besitzen, worin die Masse der neuesten Erfindungen aufgenommen wäre, wie hier.

B.

B.

Giehne, Friedrich. Skizzen und Studien.
gr. 8. 252 S. Würzburg, 1871. Stuber,
1 thlr. 15 sgr.

Im Jahre 1844 (Karlsruhe) veröffentlichte Friedrich Giehne „Studien und Skizzen aus der Mappe eines Zeitschriftstellers“, Blätter, wie sie sich in einer Mappe ansammeln, buntgemischt, ungleichen Gehalts, verschiedener Zeit angehörig. Unter diesen Aufsätzen fanden namentlich die über das deutsche Zeitungswesen vor 1839 („die Zeitungen machen nichts, sie befördern bloß“ S. 55) sowie über die Schweiz und die Schweizer („es ist das Grundübel der Eidgenossenschaft, daß ihr die Bedingung einer gesunden Nationalität abgeht“ S. 165) damals eine lobende Anerkennung. Jetzt veröffentlicht derselbe mit umgekehrtem Titel Abhandlungen, welche gleichfalls früher in der Cotta'schen „deutschen Vierteljahrsschrift“, der „neuen freien Presse“, und dem ebenfalls in Wien erscheinenden „neuen Fremdenblatt“ bereits erschienen waren. Die Aufsätze, von dem mannigfaltigsten und verschiedenartigsten Inhalte, bringen Gedanken und rufen in dem Leser neue Gedanken hervor. Sie sind durchweg geistreich, elegant und leicht verständlich geschrieben, eine an manchen Stellen angebrachte satyrische Bemerkung verletzt ihnen überdies einen eigenthümlichen Reiz. Aus dem Gesamtinhalte wird man ersehen, daß der Verf. gut deutsch gesinnt ist. „In dieser Eigenschaft hielt er den Bürgerkrieg von 1866 und die Vereinberufung Garibaldi's nach Tyrol für widernatürlich, und dafür hält er Beides noch. Nach demselben deutschen Maßstabe gemessen, war der Krieg zur Abwehr Frankreichs ein nationaler, und in nationaler Weise ist er geführt worden: die Zurücknahme verlorener deutscher Volkstheile war großdeutsch, und eine deutsche Vereinigung, die Frankreich überwand, ist ein Groß-Deutschland. Dies ist La Magna wieder, wie der alte Machianell Deutschland zu nennen pflegte.“ Am Schluß der Vorrede bemerkt er: „Während des Frankfurter Parlaments äußerte ich einmal, ein Kaiserthum werde auf den Schlachtfeldern gemacht (gegen einen auswärtigen Feind natürlich), nicht in einem Versammlungssaale mit einem Ueberschusse weniger Stimmen über die Minorität. Ich wurde nicht schlecht verlegt für diese unmaßgebliche Meinung; in welcher Art man jetzt etwa mich verlegern wird, das sieht mich eben so wenig an, wie damals.“

Der erste Aufsatz enthält Studien über J. P. Hebel (S. 1—54). — Züge seiner Eigenthümlichkeit und Beiträge zu seiner Charakteristik, welche zugleich sein literarisches Bild ergänzen helfen, eben so fesselnd geschrieben als meist in dem Urtheil originell gedacht. Hebel gab nicht bloß, sondern empfing auch; er war eben ein Sonntagskind, das in der Welt mehr sah als andere Leute, oder er schaute „durch ein Glas das ihm eine Fee geschenkt“. Der Verf. hatte noch das Glück Hebel's Schüler zu sein, wenige Jahre bevor ihn der Tod abrief. Sein Verdienst liegt weniger in der Erfindung als in der ganz besonders gearteten Einkleidung, wodurch sie in sein geistiges Eigenthum übergeht. Im hohen Grade besaß er die Gabe, das Interesse der Schüler für den Lehrgegenstand anzuregen; noch als Greis hat er die geistige Frische bewahrt, der Jugend nahe zu stehen. Auch während er scherzte, blieb er den Schülern ehrwürdig, und daß er einen solchen Eindruck hinterließ, war ein Beweis, wie fein auch in dieser Beziehung sein Schönheitsinn und sein Tact als Lehrer war (S. 19). Der rheinische Hausfreund ist ein ausgeprägtes Volksthum und zugleich die ausgeprägte Individualität Hebel's, und diese war keine alltägliche. Im Hausfreund wie in den allemänischen Gedichten tritt einem eine wohlthuend mit sich einig, gesunde, im Ebenmaß schöne Menschennatur entgegen, zugleich lebensfreudig und fromm, jetzt erhaben und jetzt schallhaft; in jenem, wie in diesen, ist die Schallhaftigkeit durch sittlichen Ernst gehoben, die didaktische Beimischung wieder durch die anmuthigste Laune verschleudert. Bei wenigen Schriftstellern ist „der Styl“ so ganz „der Mensch“, wie bei Hebel (S. 30). Inmitten eines stark ausgeprägten Stammcharakters war aber Hebel, was gut deutsch ist, auch eine stark ausgeprägte Individualität für sich, kernhaft, etwas zäh, in seiner Art abgeschlossen, wenig von außen bewegt, das Fremdartige ablehnend, mit sich einig, ohne Spur einer Zerrissenheit. Das allgemeine Zugschnittene, Vermischte, Gepräglose stieß ihn bei anderen ab, eben weil er selber eine festumrissene und markig ausgefüllte Persönlichkeit war. Dies ist der Charakter, der in seine Schriften überging; dieß war auch der Ausdruck seiner Physiognomie (S. 52). So steht Hebel vor uns als ein stattliches Exemplar besonderer Eigenthümlichkeit: liebenswürdig in Scherz und Ernst, fein, gemüthlich und derb, volksmäßig zart, rührend und wieder herzhast anfassend, Alles aus einem Guß. In dieser Eigenthümlichkeit steht Giehne (S. 53) auch den Grund, warum der Hausfreund trotz seiner Jahre jung und frisch geblieben ist und die

Gegenwart sich nicht minder an ihn ergößt als vordem seine Zeitgenossen. Giehne's ganzer Aufsatz ist ein sinniges Zeichen wohlthuernder Pietät für einen verdienten Lehrer und eine gerechte Anerkennung für einen nationalen deutschen Dichter.

Die zweite Abhandlung Gesicht und Prophezeiungen (S. 55—75) veröffentlicht Enderlin's Aufzeichnungen aus dem Jahre 1783 über Kunz von Eichtetten, welcher als geheimer Hofrath zu Karlsruhe und Historiograph gestorben ist und Prophezeiungen machte, welche merkwürdiger Weise später eintrafen. Auslachen und Spott ertrug dieser Mann geduldig, sobald man aber sagte das müsse ihm der Teufel gesagt haben, ging er mit nassen Augen hinweg, dagegen war seine gewöhnliche Befräftigung: „ich sage und der Mann saits (sagt).“ Er hatte die Gabe vorher zu wissen, wenn jemand starb, wovon er viele Proben gab, welche S. 58—60 angeführt sind. Er hat die französische Revolution, die Kriege Napoleons, den Sturz des deutschen Kaiserthums, den halben Untergang Preußens, er hat Alles, was Jahrzehnte lang die Welt in ihren Angeln bewegte, vorausgesehen; er hat von weiten kommen sehen, was so viele Staatsmänner kaum begriffen, als es auf ihrer Schwelle stand; „eine neue Einrichtung nach der andern werden sie ersinnen alle bei Todesstrafe, aber keine wird helfen oder bestehen.“ Es sind nur wenige Worte, aber der Character der französischen Revolution ist im Lapidarstyl darin ausgehauen. Und der so sprach, war ein Dorftrümer und er sprach fünfzig Jahre vor den Ereignissen. Der Verf. macht auf den eigenthümlichen Eindruck aufmerksam, den die prophetischen Geschichten hervorbringen, nämlich den Contrast der großen Interessen mit den engen Lebenskreisen des Sehers. Es ist gleichsam die europäische Politik, die sich herabläßt ins Idyllische übertragen zu werden und vor einem ländlichen Publikum Vorstellung zu geben.

Die weiteren Aufsätze behandeln die Lehnin'sche Weissagung S. 75—80, Malachias über die Reihenfolge der Päpste S. 80—85, Prophetisches über Napoleon I. S. 85—90, Laharpe's Gastmahl S. 90—96. „Kieße sich konstatiren, daß Alles genau so 1788 verkündigt wurde, die Weissagung Gazette's wäre eine der merkwürdigsten, die es giebt.“ — Die Abhandlung zur Naturgeschichte der Reclame (S. 97—108) beweist an vielen einer unmittelbaren Erfahrung entlehnten Belegen, daß man auch in Deutschland in Ausbildung der Reclame nicht zurückgeblieben ist. Wer sich nicht ins Gerede bringt, der wird ignorirt.

In Ermangelung einer Reclame, die lobt, ist eine Reclame, die durch Tadel wirkt, gar nicht so übel; jedenfalls hilft sie mit zu weiterem Bekanntwerden. In der Literatur ist das eine alte Erfahrung (S. 105). — Humoristisch, fast komisch gehalten sind die Betrachtungen über Esel (S. 109—117); die verschiedenen Bedeutungen, in welchen dieses Thier in der Sprache zur Verwendung kommt, werden aufgeführt. Ueberlegen herabsehend zwar, aber gemüthlich mild ist der althergebrachte Spruch: „Er hat eine große Gnade von Gott; er ist ein Esel, und weiß es nicht“ (S. 117). S. 118—128: Ueber Drußfehler und was daran hängt werden meist bekannte Dinge vorgebracht; das englische Sprichwort konnte noch citirt werden: Druckfehler gehören zu den kleinen Leiden des menschlichen Lebens. Ein Nachtrag wäre hier besonders leicht möglich. — Die Skizzen aus Oestreich (S. 129—154) behandeln in Form des Gesprächs innere Fragen des Kaiserreichs. — Größere wissenschaftliche Bedeutung als die vorher erwähnten kurzen Aufsätze hat die Abhandlung Oestreich und der Katholicismus (S. 155—176). Heben wir einige der conservativen Grundzüge des Verfassers heraus: „Die französische Redensart, daß der Staat atheistisch sein müsse, ist weiter Nichts als eine Frivolität, und zwar eine ungereimte noch obendrein. Ein jeder Staat, sei er wie er wolle, bedarf gewissenhafter Staatsbürger; die Gewissenhaftigkeit aber ist ein Ausfluß der Religion; weder Standesehre noch die sogenannte Selbstachtung bieten zureichende Surrogate dafür (S. 165). Die verlangte Confessionslosigkeit der Schule ist eine Ungereimtheit ähnlicher Art. Einer bestimmenden Form, eines Ausdrucks für den Gedanken kann auch der Lehrer nicht entbehren; soll er also von der „Confession“ entbunden sein, so heißt dies nichts Anderes, als daß man an deren Stelle seine persönliche Willkür setzt, und daß er seinen Schülern oktroyiren darf, was ihm gerade durch den Kopf läuft, nach seinem souveränen Gutdünken. Genug in der „confessionslosen Volksschule“ ist der Lehrer Sultan (S. 170). Die Religion ist eine mächtige Bewegerin der Menschheit; mitunter neben, mitunter trotz der Nationalität. Bringt man in Oestreich ein Verständniß zuwege, das den katholischen Klerus überall gleichmäßig dem Panislawismus entgegenstemmt, so sind die Anläufe zum Russenthum in der Hauptsache überwunden“ (S. 173). Den Namen der Religion soll man nicht mißbrauchen. Um als Aushängeschild für politische Willkürherrschaft, oder als Decumantel für feudale und föderalistische Partezwecke zu dienen, dafür steht er unter allen Umständen zu hoch (S. 176).

Der Aufsatz zur Geschichte des Congresses zu Raftatt (S. 177—187) hat eine Fortsetzung erhalten in der Abhandlung der Gesandtenmord bei Raftatt (1799) S. 188—202. Der Verf. kommt mit Bienenot zu dem Ergebniss, daß die Szekler Husaren die Thäter waren, das Hereinziehen der Regierung in eine angebliche Mischschuld eine Verleumdung ist. Eine Note Thugut's an Colloredo wird für diese Meinung citirt, welcher es ehrlich meinte und dem es mit seinem praktischen Streben auf strenge Untersuchung und Deffentlichkeit Ernst war. Nach dem Rücktritte Thugut's von seinem Amte 1800 schwieg man innerhalb Oestreichs die Sache tod; wenn damit „der Staat gerettet“ war, daß man die Erkenntnis der Wahrheit zu hinterreiben wußte, so hat sich Cobenzl dieses Verdienst erworben (S. 202). — Der letzte Aufsatz aus der Kriegszeit behandelt einzelne Ereignisse aus den Jahren 1475—1676 u. 78—1870. Von Napoleon III. urtheilt der Verf. (S. 213): „Er hatte Glück durch Andere. Es war die Republik, die den Thron des Königs umwarf, und die Republik führte das allgemeine Stimmrecht ein, das ihn zum Präsidenten erwählte, und die Präsidentschaft benutzte er als Vorstufe zu dem Staatsstreich und allem Weiteren. Zu benutzen und auszubeuten wußte er die Situation, aber geschaffen hatte er sie nicht“ — und S. 217: „Wenn es die Absicht seiner Politik war, vor Allem Oestreich zu schwächen, dessen Nachbarmächte aber zu verstärken, endlich in Folge dessen sich selber in eine Lage zu bringen, daß ein zu erbitternder Weistand des von ihm angefeindeten Oestreichs eine unschätzbare Wohlthat für ihn gewesen wäre, so hat er 1870 glücklich dieses Ziel erreicht; war es seine Absicht nicht, so ist seine ganze Politik einfach die eines Pfschers gewesen, eine Versündigung an den Lebensinteressen Frankreichs, und das ist der Vorwurf, den ihm die französische Nation nun zentnerschwer auf das Gewissen wälzt. Eine Niederlage vertrat sich nicht mit dem Napoleonismus; der Sieg würde sich nicht mit dem Dasein einer Republik vertragen haben (S. 232). Nach dem Verfasser S. 239 ist das Elsaß nicht so sehr französisirt als es auf den ersten Anblick scheinen mag: es giebt deutsche Dichter im Elsaß, Dichter in deutscher Sprache und zwar in nicht geringer Anzahl, von denen einzelne Verse angeführt werden.

Wöge der wissenschaftliche Ernst, mit dem der Verf. die vorstehend erwähnten Thematika behandelt, und die einfach klare Darstellung die verdiente Theilnahme für die „Skizzen und Studien“ erwecken.

Rdlff.

Zapp, Dr. Geschichte der deutschen Frauen. Vier Vorträge gehalten in Berlin im Winter 1870. Zweite Auflage. 8. VIII und 212 S. Berlin, 1872. F. Henschel, 24 sgr.

Der Verf. ist durch die „Frauenfrage“ zu seinen Vorträgen angeregt worden (S. I). Sein Buch soll ein „Beitrag zur Lösung der Frauenfrage unserer Zeit“ sein (S. III und S. 187). Der Titel „Geschichte der deutschen Frauen“ erweckt die Hoffnung, daß der Autor, auf Grund sorgfältiger geschichtlicher, insbesondere kulturgeschichtlicher Studien über die sociale Stellung der Frauen in Deutschland, über die Lebens- und Berufsgebiete des weiblichen Geschlechts in Deutschland, Anleitung zur Beantwortung der modernen „Frauenfrage“ gebe. Mit dieser Hoffnung hat Ref. das vorliegende Buch zur Hand genommen, er hat dasselbe aber nach überstandener Lectüre von Seite I bis Seite 212 arg getäuscht bei Seite gelegt. Statt einer Geschichte der deutschen Frauen giebt der Verf. conversationslexikalische Mittheilungen über „einige hervorragende, geschichtlich denkwürdige deutsche Frauen“, namentlich über solche, „welche — seiner Meinung nach — auf die Entwicklung und Gestaltung unseres Volkslebens einen merklichen Einfluß geübt“ haben (S. I). Wiederholt behauptet zwar der Verf. diesen merklichen Einfluß seinem wahrscheinlich überwiegend feminini generis gewesenen Vorlesungspublikum gegenüber, aber er erbringt für seine Versicherungen auch nicht die Spur von Beweis. So soll der Tod der Charlotte Stieglitz „denkwürdig in der Geschichte unserer geistigen Entwicklung“ sein (S. 7). So soll die Reuber „von großem Einfluß“ auf die Gestaltung der neuen Zeit gewesen sein (S. 111). Ja der Verf. versteigt sich sogar zu der Frage: „Was wäre Luther geworden ohne die Frau Ursula Cotta?“ (S. 69). Das alles sind ja völlig absurde Anschauungen. — Auch dafür fehlt jeder Nachweis, daß die in dem Buche besprochenen Fürstinnen, Dichterinnen, Schauspielerinnen, Frauen resp. Geliebten berühmter Männer, von wesentlichem Einfluß auf die sociale Stellung des weiblichen Geschlechts in Deutschland gewesen seien. Was haben auch „die Erelinger“, Charlotte von Schiller, Katharine von Bora, Rhoswitha mit der socialen Stellung der Frauen zu thun? Wenn ein Autor Nachricht gäbe über historisch merkwürdige Schicksalsgewehre und diese seine Nachrichten einen Beitrag zur Lösung der Frage von der besten Construction der Hinterlader nennen würde, so wäre er hierzu in demselben Maße berechtigt als Herr Zapp zur Behauptung

tung, daß sein Buch ein Beitrag zur Lösung der Frauenfrage sei. Sehen wir übrigens von dem ab, was das vorl. Buch nicht ist und sehen wir darauf, was das Buch wirklich ist. Die Excerpte aus der deutschen Geschichte, welche Herr Zapp gibt, lassen viel, sehr viel zu wünschen übrig. Der Verf. gibt keine geschichtswahren Bilder, er malt, dem „schönen Geschlecht“ zu liebe — diese unerträglich fade Nebenart wird wiederholt aufgetischt — alles gern in's Rosenrothe und wo ihm etwas unbequem und unbegreiflich wird, besleißigt er sich eines zu dem sonstigen Wortschwall des gestillosen Nachwerkes in starkem Gegensatz stehenden Latonismus. Ueber die heilige Elisabeth verliert er einige nichtsagende Worte, während er sich in einem verhältnismäßig eingehenden Plaidoyer für die George Sand ein Genüge thut. Die Art und Weise wie Johanna-Mockel die Frau G. Kinkels werden konnte, die literarischen Fabrikate der Birch-Pfeiffer (nicht Birchpfeiffer), die Stellung Göthes zu den Frauen, all dieß wird mit artiger Rücksichtnahme und antihistorischer Discretion besprochen. Dazu kommt ein hoher Grad von Oberflächlichkeit. Die Nonne Rhoswitha wird brevissima manu zur „Schöpferin deutscher dramatischer Literatur“ gemacht (S. 5). Die Reformation wird zur erhabensten That des deutschen Volks gestempelt (S. 49), während das deutsche Volk daran ebenso theilhaftig ist, als beispielsweise das schwedische Volk. Natürlich muß die Reformation bei Herrn Zapp gerade so wie bei den Ultramontanen eine „Revolution auf geistigem Gebiete“ sein (S. 49). Bismar sagt in der Schulrede „von der geschichtlichen Erziehung“: „Allerdings ist sie (die Reformation) eine Revolution, denn sie ist eine Contrexevolution, oder, wenn man das lieber hört, le contraire de la revolution.“ Luther ist der Zugführer der freiforschenden und freidenkenden Geister, wohl gar ein Geistesverwandter Lessings. Damit steht im Einklang die wahrhaft kindische Erörterung S. 61, wonach die Religion eigentlich nicht Sache der Männer ist. Das literarische Leben in Weimar wird (S. 119) zur Quelle „der reinsten Segnungen für die gesamte Menschheit“ — auch für die Vetschuanen und Kirgisen? — gemacht. Das Wesen der Frauenfrage erblickt der Verf. mit anderen in der Erziehungs- und Bildungsfrage, statt daß aber angegeben wird, was in der Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts (doch wohl nur der Städte?) anders werden muß, wird nur behauptet, daß es eben anders werden muß. Es kann zwar anerkannt werden, daß der Verf. ein entschiedener Gegner der Frauenemancipation ist und mit richtigem Instinct den Hauptberuf

der Frau im häuslichen Leben erblickt, aber die beginnende Emancipation, die beginnende Ueberschreitung der dem weiblichen Geschlecht von Gott gewiesenen Schranken bespricht der Verf. im einzelnen als einfache Thatsachen. Nicht einmal gegen die Arztinnen, gegen welche sich Professor Dr. Bischof in München vor kurzem in so nachdrücklicher, wahrhaft erquickender Weise ausgesprochen hat, nicht einmal gegen diese hat der Verf. ein *quas ego!* Auf der anderen Seite erwähnt er mit keiner Sylbe der Diakonissen und barmherzigen Schwestern.

Mit der materiellen Oberflächlichkeit geht Hand in Hand die Oberflächlichkeit des Stylls. „Die Frage um und nach den Frauen“ (S. 2) statt um die; „der ich schon einmal Erwähnung gethan habe“ (S. 34) statt deren; „Sie schrieb sechs prosaische Schauspiele — — außerdem aber noch in Glegien“ (S. 35). Bezüglich der Ehe des alten Dessauers rühmt er das hohe Glück „der beiderseitigen Gatten“ (S. 96), gerade so als ob von zwei Paaren die Rede wäre. In Berlin tanzte man „auf einem Abgrund“ (S. 148). Das Streben der Burschenschaft wird „Studentenwitz“, ein „Witz“ genannt (S. 156). Der Beethoven'schen Musik schreibt er „manches Wunderbare und Ueberspannte“ zu, während er ohne Zweifel „das Wunderliche“ meint. Geben wir eine Probe des Stylls und zwar einen Satz, der im Selbstmord endigt. „Da würden wir in der alten Halle des Schlosses eine ehrwürdige Matrone sehen, deren stattliches Haupt von weißem Haar eingerahmt ist, darinnen zwei große, tiefe Augen, die Lippen kernfest (!) aufeinander gepreßt, das Kinn gewichtig (!) ernst und gewaltig das Antlitz, sei es wie sie ihre Enkelkinder unterrichtet, oder im geselligen Umgange Ideen austauscht und nährt (!), oder in die Hütten der Armuth eintritt.“ Die in der Schloßhalle mit „kernfest“ geschlossenen Lippen sitzende Matrone geht also gleichzeitig in die Hütten der Armen.

Sollte den 4 Vorträgen das unverdiente Glück einer dritten Auflage zu Theil werden, so mißte unter allen Umständen der Verf. folgende Schnitzer beseitigen. Die Verse aus dem Liede „Ein feste Burg“, welche S. 51 citirt sind, heißen nicht: „sie müßens lassen stahn und keinen Dank dazu han“, sondern „das Wort sie sollen lassen stahn und kein Dank dazu haben.“ S. 196 ist das Kapitol und der nordamerikanische Congreß in New-York erwähnt, die betreffende Stadt heißt aber von jeher Washington. S. 206 endlich wird die Frau Louise Büchner in Darmstadt genannt. Diese schriftstellernde Dame, eine Schwester des Kraft und Stoff-Büchner, ist keine Frau, sondern ein Fräulein. Da Ref.

trotz langjährigem Aufenthalt in Darmstadt nie in die Versuchung gekommen ist, ein Buch der Louise Büchner zur Hand zu nehmen, so hatte er gehofft, unversehens durch eine Mittheilung des Herrn Zapp mit einem großen Wort jener Schriftstellernden Dame bekannt werden zu können. Leider ist aber das Mitgetheilte nur Folgendes: Die Schule muß eine andere werden, die weibliche Erziehung und Heranbildung muß in die Hände solcher gelegt werden, „die selbst dafür gründlich und zweckentsprechend vorgebildet sind“. „Das sind sehr gewichtige Worte“, bellamirt Herr Zapp. Das sind ganz elende Phrasen, bemerkt Ref. Mit solchen Phrasen getraue ich mir als Jurist eine Umgestaltung des medizinischen Studiums als eine unausweichliche Nothwendigkeit darzustellen. Gründliche, zweckentsprechende Vorbildung! Im Faust heißt es: im ganzen haltet euch an Worte. Daran hält sich Herr Zapp, und daran halten sich die meisten unberufenen Autoren der Frauenfrage. O. K.

Viger, Dr. Friedrich, Staatsrath. Der freie Arbeits-Vortrag und die Arbeitsordnungen. 8. 81 S. Stuttgart, 1872. J. B. Metzler, 14 sgr.

Die gegenseitigen Verhältnisse zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber ruhen nach der deutschen Gesetzgebung im Wesentlichen auf dem Principe voller Vertragsfreiheit. Tausende von Arbeitern treten in eine Fabrik und unterwerfen sich der bestehenden Fabrikordnung. Solche Ordnungen sind der Regel nach einseitig im Interesse des Arbeitgebers erlassen, der Arbeiter kommt in eine große, theilweise schimpfliche Abhängigkeit. Vertragsfreiheit! Der Verf. weist in vortrefflicher Weise nach, daß in der Unterwerfung unter die Fabrikordnungen eine große innere Unwahrheit liegt. Die Arbeiter wissen gar nicht in welche Abhängigkeit sie sich gegeben, ja sie können nach ihrer Bildung gar nicht ermessen, was es mit jenen Ordnungen auf sich hat. Der Verf. fordert daher, „daß nur solche Bestimmungen von Fabrik-, Dienst- oder Werkstätteordnungen als rechtsverbindlich anerkannt werden, welche vom Arbeitgeber mit der Gesamtheit seiner Arbeiter oder mit einem von diesen aus ihrer Mitte frei gewählten Vertretungsorgan, einem Ausschusse, nach vorgängiger freier Beratung vereinbart worden sind“ (S. 42). Und dieser Forderung, welche für die Arbeitgeber nichts unbilliges enthält, soll auf dem Wege der Gesetzgebung genügt werden. Zugleich mit Erledigung von zwei anderen Forderungen: 1. Wenn unter den Betheiligten nichts anderes

vereinbart ist, haben für alle wesentlichen gegenseitigen Rechte und Pflichten die der modernen gewerblichen Entwicklung, namentlich im Großbetrieb, entsprechenden gesetzlich fixirenden Normen als Grundlage zu dienen. 2. Es ist gesetzlich vorzuschreiben, daß Conventionalstrafen und Lohnabzüge nur dann zur Ausführung kommen können, wenn sie genau und wahrheitsgetreu, mit unterschriftlicher Anerkennung der betr. Arbeiter aufgezeichnet werden.

Die in vorl. Broschüre gegebenen Ausführungen sind bereits in dem Buche „Arbeit und Kapital“ (I. Bd. 9, Heft 2 dieser Zeitschrift) von dem Verf. angedeutet worden. Was zur Empfehlung jenes Buches gesagt worden ist, kann auch zur Empfehlung der hier besprochenen kleinen Schrift gesagt werden. O. K.

Diedhoff, Dr. Aug. Wilh., Prof. theol. zu Rostock. Staat und Kirche, principielle Betrachtungen über das Verhältniß beider zu einander aus dem Gesichtspunkte des christlichen Staats, nebst einem Anhang über das neue preussische Schulaufsichtsgesetz. 8. 54 S. Leipzig, 1872. Neumann, 8 sgr.

Eine zeitgemäße Abhandlung, zunächst wohl für christliche Kreise berechnet, in denen sich ja heutzutage auch Manche finden, die unter dem Einflusse der naturalistischen Zeitgedanken das Verhältniß des christlichen Staates verloren haben. Der Verf. will ihnen zeigen, daß nur von der Basis desselben aus das rechte Verhältniß zwischen Staat und Kirche realisiert werden kann. Der Staat, das giebt auch er zu, gehört zu den natürlichen Ordnungen menschlichen Gemeinschaftslebens, deren Wesen und Natur etwas mit ihnen selbst Gesehtes ist; er muß also aus den Gesetzen seiner Natur erkannt werden, sein selbständiges Wesen muß unverletzt bleiben; und doch besteht sein Beruf nicht in der Vollbringung des natürlichen Volkswillens, denn nach christlicher Erkenntnis ist dieser böse und der wahren, von Gott anerschaffenen Natur abgewendet, hingegen der durch Gottes Geist geheiligte Wille findet erst wieder die wahre Natur und hebt die Unnatur, die eine Folge der Sünde ist, wieder auf, wie der Verf. treffend an der verschiedenen Anschauung der Ehe nachweist. Der Begriff ihres Wesens und die Wirklichkeit deckt sich eben nicht nothwendig, die rechte Gestaltung hängt von dem sittlichen Verhalten der Menschen darin ab. Das Entscheidende hierin ist, daß das wahre Wesen der natürlichen Gemeinschaftsordnungen

auf dem Boden des natürlichen Bewusstseins und Willens nicht feststeht. Alles Sittliche kann nur durch die Offenbarung des göttlichen Wortes für die Menschen zu einer klaren Erkenntniß gebracht werden, jede andere Ansicht hierüber beruht auf Täuschung, auf dem naturalistischen Boden sind selbst die moralischen Wahrheiten der Versehung preisgegeben; wie die Geschichte deutlich lehrt, so verfällt auch der Staat, auf die naturalistische Basis gestellt, der Auflösung. Nicht einmal der im Staate zu verwirklichende Begriff von seinem Wesen und seinen Aufgaben ist als ein unmittelbar zu erholender gegeben, er hat sittliche Aufgaben zu lösen, die auch erkannt sein wollen und nur im Lichte der göttlichen Offenbarung recht gewürdigt werden können. Ohne diese Voraussetzungen wird die staatliche Rechtsbildung eine verkehrte, denn alle ethischer Begriffe können nur im Lichte des Wortes Gottes in ihrer Wahrheit erfaßt werden. Demnach kann der Staat sowohl seine eigene Wahrheit, als die rechte Lösung seiner Aufgaben nur als christlicher Staat finden, das ergibt sich aus seiner sittlichen Natur und aus seinen sittlichen Aufgaben. Damit ist seine eigene selbstständige Natur nicht aufgehoben, nicht eine fremde Natur ihm oktroyirt, sondern es sind ihm die rechten Voraussetzungen gegeben. Das ist die evangelische Anschauung, welche die Selbstständigkeit des Staates nicht bloß anerkennt, sondern sie erst ins rechte Licht gesetzt hat, zum Unterschied von der römischen, welche das, was aus dem Christenthum nach ihrer Meinung für das staatliche Leben folgt, zum kirchlich bindenden und durch Strafen erzwingbaren Geseze auch für den Staat meint machen zu können.

Ist aber der christliche Staat nicht eine Chimäre, da doch die Mehrheit eines Volkes nie lebendige Christen sind? Die Antwort ergibt sich aus dem gleichen Verhältniß bei der Kirche. Es handelt sich da um den Einfluß des Christenthums auf die Fassung seiner sittlichen Urtheile, die sich auch nicht Gläubigen als die wahren geltend machen können, um das unter seiner Einwirkung entstandene staatliche Recht. Uebrigens hat der christliche Staat in dieser Beziehung allerdings sehr verschiedene Stufen; zu seiner eigentlichen Verwirklichung gelangt er erst durch das positive Band, das ihn mit der Kirche verknüpft. Er darf nicht den Standpunkt der Indifferenz dem religiösen Leben des Volkes gegenüber einnehmen. Er hat Toleranz gegen die verschiedenen Religionsgemeinschaften zu üben, aber das schließt nicht die Berechtigung des christlichen, näher des evangelischen Staats aus; gerade als solcher wird er die Schwierigkeiten, die sich ihm aus

dem Vorhandensein verschiedener Confectionen ergeben, in rechter Weise lösen, während es eitel Täuschung ist, daß der gegen die Kirche indifferente Staat dieselbe am meisten werde gewähren lassen.

Wir glauben hiermit die wesentlichsten Grundgedanken des inhaltreichen Schriftchens hervorgehoben zu haben, denen wir aus vollem Herzen unsere Zustimmung geben. Möge dasselbe vielseitige Beachtung finden!

E.

Wasserschleben Dr. Herm., Geh. Justizrath und Prof. d. Rechte an der Univ. Gießen. Die deutschen Staatsregierungen und die katholische Kirche der Gegenwart. 8. 36 S. Berlin, 1872. D. G. Lüdertz, 8 sgr.

Der Verf. hebt mit Recht hervor, daß wir in der neuen katholischen Bewegung nicht mehr eine rein domesticale Angelegenheit sehen können, sie greift zu tief in das Gebiet des Staates ein und es geberdet sich Rom abermals, wie im Mittelalter, als Regentin der Völker. Mit halben, schwächlichen Maßregeln ist einem so schlaunen und starken Feinde gegenüber nichts geholfen. Der Kampf der Staaten für ihre unveräußerlichen Rechte ist ein Kampf um ihre Existenz, und jeder Freund ächt nationaler Wesens muß gegen jene ultranationalen Bestrebungen mitkämpfen. Dennoch können wir nicht ganz mit dem Verf. gehen, denn sein Gegensatz richtet sich im letzten Grunde nicht bloß gegen die Annahmen Roms, welches den Staat unter sich beugen will, sondern auch gegen die Kirche als solche, die ja doch nicht bloß da ist, dem Staate zu gehorchen und sich auf das Gebiet zu beschränken, das er ihr noch übrig läßt, sondern beide Gewalten haben ihre Aufgaben und ihre unveräußerlichen Rechte und müssen ihre gegenseitige Stellung auf Grund ihrer Principien und der geschichtlichen Belehrung finden, welche ihnen Gott durch den Gang der Ereignisse zu Theil werden läßt. Sie können sich beide vertragen, weil beide von Gott geordnet sind, beide von Gott ihr bestimmtes Gebiet zugewiesen erhalten haben; wenn sie diesen Frieden nicht finden, liegt dieß nicht in der Gegensatzlichkeit ihres Berufes, sondern in menschlicher Annahme, die über das Bereich ihres Gebietes hinausgreift. Diese gilt es zurückzuweisen, und sie ist ja bekanntlich nach beiden Seiten, nach der Seite des Staates, wie der Kirche hereingetreten, deßhalb gilt es, sich hier vor Einseitigkeit zu hüten und den Frieden dadurch zu erfireuen, daß man jedem dieser Gebiete möglichst gerecht wird. Wenn daher der

Verf. in dieser Schrift so ziemlich absolute Trennung von Staat und Kirche vorschlägt, so zerreißt er das geschichtliche Recht, das die Kirche auf die Gestaltung unsrer Staatsverhältnisse hat und mißachtet den tatsächlichen Bestand, da wir ja vorwiegend doch noch ein christliches Volk haben. Wir müssen nicht die Unbesonnenheit und Berwegenheit Roms, das gleichsam mit Gewalt die Regierungen zu diesem verzweifelten Schritte drängt, allein wir glauben, im eigenen staatlichen Interesse sollte man nicht zu diesem äußersten Vorgehen schreiten, da es jedenfalls auch eine sittliche Degeneration unsers Volkslebens zur Folge haben müßte. Rom ist ja schon öfter mit seinen Annahmen hervorgetreten, und man ist auch ohne diese Radikalkur mit ihm fertig geworden, es hat sich doch immer wieder ein *modus vivendi* gefunden. Der Staat entwickle nur seine Principien klar und bestimmt und stelle seine Rechte scharf und bis ins Einzelste genau dar, (nicht in solcher Vagheit, wie es Preußen z. B. mit seinem Art. 12 und 15 der Verfassungs-Urkunde gethan hat, was der Verf. mit Recht rügt), und halte dann auch daran fest, verlasse den Standpunkt der Halbheit und lerne von der römischen Kirche Consequenz, dann wird es nicht nöthig sein, mit dem Verf. auf das Utopien einer nationalen katholischen Kirche zu hoffen, oder alle Prärogative der großen Kirchen-gesellschaften einfach zu streichen, die Schule von der Kirche völlig abzulösen, die obligatorische Civilehe einzuführen und überhaupt Staat und Kirche ganz aus einander zu reißen.

E.

Du sollst kein falsch Zeugniß reden wieder deinen Nächsten — eine Entgegnung auf die Schrift: Ein Stück aus der Hinterlassenschaft des Herrn v. Mühler. 8. 96 S. Gotha, 1872. F. A. Berthes, 12 sgr.

Der Verf. des in dieser Broschüre bekämpften Schriftchens hat eine tüchtige Nüge verdient, denn es war von vorn herein schon unedel, auf den gefallenem Löwen zu treten, während man zur Zeit seiner Kraft den Muth hiezu nicht hatte, sondern nur einstweilen die Pfeile zulispelte, um nach seinem Falle ihn zu treffen, und dann hat er es mit der Wahrheit nicht sehr genau genommen, überhaupt nicht die nöthige Objectivität gewahrt, welche allein noch das Recht geben kann, gegen eine gefallene Größe Zeugniß zu geben. Vielmehr sah man aus jenem Schriftchen überall deutlich den gekränkten Professor heraus, der sich ärgerte, nicht nach Wunsch befördert zu sein und nun sein Muthchen in seinem wenigstens eingebildeten

Feinde kahlte. Diese berbe Lektion für sein falsches Zeugniß hat er hier nun erhalten, und zwar nach allen Seiten, indem ihm der Schreiber dieses nachweist, daß es überhaupt thöricht sei, von einem System Mühler zu reden, da dieser nichts Anderes gethan habe, als was unter seinen Vorgängern ebenfalls geschah und was jeder gewissenhafte Cultusminister thun wird, nämlich daß er bei kirchlichen Maßnahmen und speciell bei Berufungen auf theolog. Lehrstühle die Praxis festhält, in jedem einzelnen Fall das Gutachten der obersten Kirchenbehörde einzuholen. Als ein evangelischer Minister, der seiner Kirche treu war, stellte er natürlich auch keinen Professor der Theologie an, gegen dessen Lehre und Bekenntniß die Kirchenbehörde Einspruch erhob. Man sollte denken, daß der Gegner dieß Verfahren ganz korrekt finden müßte, denn er selbst deutet uns in seiner Broschüre an, daß er ganz ebenso verfahren würde. Die bisherigen Räte und kirchlichen Würdenträger müßten sammt und sonders befeitigt werden, weil sonst eine durchgreifende Reform nicht möglich sei; man könne nöthigenfalls jene Herren auf irgend eine harmlose Weise anderweitig beschäftigen. So denkt der Gegner und würde natürlich, falls er die Macht hätte, auch darnach handeln. Da hat ja am Ende Mühler noch gar nicht energisch genug verfahren, denn so weit ist er doch nicht gegangen. Er hat Leute, die zwar keinen Beruf für das kirchliche Lehramt hatten, sich aber doch durch wissenschaftliche Bildung für den Rathgeber eigneten, in der philosophischen Fakultät nicht bloß verwendet, sondern befördert, und mit Recht jagt unser Verf., das ist doch keine Herabwürdigung. Aber jene Leute haben kuriose Begriffe von der Kirche, wie hier eingehend dargelegt ist. Was auf allen andern Gebieten z. B. beim Militärwesen, bei der Civilverwaltung, als selbstverständlich gilt, nämlich daß man in die bestehenden Ordnungen und Gesetze sich zu schütten habe, wenn man ein Ant darin bekleiden wolle, das soll hier keine Giltigkeit haben. Hier soll man gegen Alles auftreten dürfen, was Andern heilig ist, und ad libitum zerlegen, was Rechtstitel der Kirche heißt. Der Leser wird hier besonders die gründlichsten Notizen über den Stand unsrer theologischen Fakultäten vom Jahre 1857—1871 finden, in denen der Verf. die falschen Aussagen seines Gegners mit Thatfachen und Zahlen widerlegt, und eine schöne Uebersicht bietet. Natürlich ist er von der Einbildung frei, als habe nicht Mühler auch seine Fehler gehabt, nur züchtigt er das Verfahren, Alles einem Mann zur Last zu legen, was ihn unmöglich allein treffen kann. Im Einzelnen bemerken wir, daß Rante in Marburg Bruder,

nicht Sohn des Erlanger Ranke ist, u. daß wir der Ansicht, die Reformatoren hätten gefehlt, indem sie die Fürsten zu Schutzherrn der Kirche machten, und es sei wünschenswerth, daß der Summebischof der Fürsten in dieser unsrer verwirrten Zeit falle, nicht zustimmen können. Das Ganze ist ein treffendes, zu rechter Zeit gesprochenes und kräftiges Wort, das in vieler Herzen Wiederhall finden wird. E.

Wuttke, D. A., (weil. Prof. der luth. Theol. a. d. Univ. Halle-Wittbg.). **Ueber die Lehrfreiheit der Geistlichen.** 128 S. 8. Schönbeck, 1870. E. Berger.

Wenn dieser vor 2 Jahren gedruckte Vortrag erst jetzt zur Recension zugesandt wird, so kann das nicht schlechterdings befremden. Die Bekenntnißfrage ist ja immer dringender geworden; denn weit und breit entbrennt der Kampf um die Lehre der Kirche und erregt die Gemüther. Zur Beantwortung dieser Frage vom gesund evangelischem Standpunkte aus sind verschiedene Arbeiten ans Licht getreten, wobei ich mir wohl erlauben darf auf meine Stettin 1871 bei Brandner erschienene Broschüre „Gewissensfreiheit und Lehrfreiheit“ aufs Neue hinzuweisen, indem hier die Sache im Zusammenhang mit wichtigen Fragen der Kulturgeschichte besprochen wird und andererseits der damals noch schwebende Hanne-Handel beleuchtet ist. Nach dem, was ich dort ausgeführt, und was ich durchweg trotz erfahrenen Widerspruchs als die Anschauung der Kirche und des Rechtsbewußtseins ohne Scheu festhalte, kann ich der klaren, schlichten Darlegung des vereinigten Wuttke nur freudig zustimmen. Schrift und Bekenntniß ziehen der Lehrfreiheit des Geistlichen Schranken, vor Allem die allgemeinen Symbole des Glaubens. Dabei bekennt die Kirche nur den Lehrinhalt der Bekenntnisse; in der theologischen Begründung und Entwicklung gewährt sie Freiheit. Auch erträgt sie eher Abweichungen der Lehre in ferner liegenden Punkten z. B. in Bezug auf die Wiederkunft Christi und das tausendjährige Reich als in Bezug auf den Mittelpunkt, Menschwerdung und Veröhnung, (den übrigens gerade Protestanten-Vereinler, wie ich damals zeigte, ungeachtet umfließen, ohne das offen zu sagen). Berechtigt zum Urtheil ist ein im Bekenntniß stehendes Kirchenregiment (und in Preußen ist nicht bekennungslose Union wie wir mit Wuttke sagen, ohne uns hier auf die Frage nach Umfang und Rechtsbestand der Union einzulassen, die den Feinden gegenüber von sehr geringem Belange ist: hier kann Meßnersche und Luthardt'sche

Kirchenzeitung Hand in Hand gehen; des freuen wir uns). Wünschenswerth ist bei solchem Urtheil die Mitwirkung von Synoden. „Wir dürfen im Allgemeinen erwarten, daß eine mit Zuziehung des dritten kirchlichen Standes (der christlichen Hausväter) sich vollziehende Entscheidung über Irrlehre weniger zaghaft und bedenklich sein werde, als die, welche auch kirchlich wohlmeinende Consistorien fällen möchten.“ — Daß aber mancher Theologe so wenig rechtgläubige Lehrer gehabt, kann jenen nicht völlig rechtfertigen, namentlich ihm nicht Grund geben (was z. B. Prof. Hanne zu fordern sich erlaubt), für seine Richtung Recht in der Kirche zu fordern. Der Irrlehrer muß zunächst seelsorgerisch behandelt werden, weitergreifende Irrthümer mag die Kirchenbehörde bestimmt öffentlich abweisen, den Einzelnen, der der Seelsorge sich entzieht, „mehr amtlich“ mahnen. Wer dann auch die Kirche liebt, wird, wo er sich im Widerspruch mit dem Bekenntniß der Kirche nach dem Urtheil ihrer berechtigten Vertreter sieht, freiwillig sein Amt niederlegen. Sonst hätte die Synode zu urtheilen, ohne bekennungswidrigen Einspruch einer Einzelgemeinde zu scheuen. Das in der Hauptsache die Gedanken des trefflichen Schriftstellers.

Stettin. Dr. A. Kolbe.

Literaturgeschichte.

Sander, Diak. zu Gronau. Dante Alighieri, der Dichter der göttlichen Komödie. Vortrag geh. im evang. Verein zu Hannover. 80 S. kl. 8. Hannover, 1872. Karl Meyer. 1/4 thlr.

Wohl hat der große Florentiner Dichter Durante Alighieri seit Alters begeisterte Lobredner gefunden, und außer verschiedenen Uebersetzern haben in Deutschland noch im gegenwärtigen Zeitalter zwei namhafte Gelehrte den Versuch gemacht, durch eine übersichtliche Darstellung seiner Anschauungen, namentlich der Grundzüge seiner „göttlichen Komödie“ den Begründer der klassischen italienischen Poesie den gebildeten Kreisen unseres Volkes näher zu bringen: der Historiker F. Chr. Schloffer, der auf Grund langjähriger Forschung nicht bloß eine Sammlung von Dante-Studien 1855 veröffentlicht, sondern auch in seiner „Weltgeschichte für das deutsche Volk“ Dante vielfach berücksichtigt und ihm u. A. einen längeren Abschnitt (Bd. VIII S. 243—257) ausschließlich gewidmet hat, und dann der Theologe Ferd. Piper, welcher in dem Evangelischen Kalender von 1865 das

6. Säculargedächtniß der Geburt des gezeigten Mannes durch den Aufsatz „Dante und seine Theologie“ (S. 17—82) in würdiger Weise anregte. Gleichwohl darf man noch immer behaupten, das Interesse für diesen Meister sei unter uns auf eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Verehrern beschränkt, und irren wir nicht, so wird ihm schwerlich jemals bei seiner so vielfach allegorischen und mythischen Weise ein durchgreifender Einfluß in Deutschland möglich werden, wie ihn z. B. Shakespeares überwältigendes Genie gewonnen hat. Theilweise möchte aber doch wohl eine gefälliger Form der Darstellung als wir sie bei den oben genannten Schriftstellern angetroffen haben, dazu geeignet sein dem italienischen Dichterkürsten größere Anerkennung nach Verdienst zu verschaffen. Deshalb begrüßen wir die Arbeit von Sander mit rechter Freude, weil die Form derselben wirklich im Wesentlichen durchaus anziehend ist, und Gründlichkeit sowie Vielseitigkeit des Inhalts sich damit schön verbindet. Das wilde Treiben der Zeit, die äußeren Lebensschicksale des Dichters, seine innere Entwicklung, seine Stellung zu Kirche und Politik, sein Lebensideal und sein Familienleben, seine schriftstellerische Thätigkeit überhaupt und der Hauptinhalt seiner epischen Lehrdichtung insbesondere — das Alles entfaltet sich hier in anschaulicher, fesselnder Weise. — Auch die Frage, inwieweit Flacius Recht gehabt, Dante als Zeugen der evangelischen Wahrheit aufzuführen, wird von Sander unseres Erachtens sehr zutreffend beantwortet. So sehr nämlich das Reformatorische an dem Dichter Anerkennung verdient, und so sehr uns sein Kampf wider die Verirrungen des Papstthums erfreuet: so wenig dürfen wir übersehen, daß auch ihm die Klarheit über den Heilsweg mangelte, den ja, wie der Verf. richtig hervorhebt, nicht einmal Augustin so scharf erkannt hat wie unsere sächsischen Reformatoren. (Vgl. dazu Plitt: Einleitung in die Augustana.) „Wollten wir durchaus in der Gegenwart eine geschichtliche Analogie für ihn suchen, so würden wir ihn mit einem gewissen Recht den Altkatholiken beordnen können.“ Nach wahrhaft geschichtlicher Betrachtung kann er aber auch uns eine Weckstimme werden, die uns hinweist „zu der ewigen Liebe, welche thront über Sonne und Sternen.“

Dr. A. Kolbe.

Reichensperger, Dr. Aug., Appell.-Ger.-Rath zu Köln. William Shakespeare, insbesondere sein Verhältniß zum Mittelalter und zur Gegenwart. 8. 49 S. Münster, 1871. Ad. Ruffell.

Dieses Schriftchen, das ein Separatabdruck aus den „Zeitgemäßen Brochüren“ ist, gehört jedenfalls zu den besten jener Brochürenfolge, die leider fast durchgängig sich nicht über konfessionelle Leidenschaft und historische Befangenheit zu erheben vermögen. Hier fühlt man doch, daß man es mit einem gebildeten Manne zu thun hat, der auch anderweitige Bestrebungen, wenn sie das Wohl unsers Volkes in christlichem Geiste bezwecken, zu achten weiß; hier sieht man doch einen deutschen Mann, der ein Herz hat für sein deutsches Volk und die vagen Verführungskünste, mit denen man es berücken will, von Grund des Herzens haßt. Mit Recht tritt er im Anschluß an das über Shakespeare Gesagte gegen das Unwesen auf unsern deutschen Bühnen auf, die dem Volke, das sich eben von Frankreichs politischer Suprematie befreit und französisches Lügenwesen in seiner ganzen Schrecklichkeit kennen gelernt hat, immer aufs Neue Spiele aus den versunkensten Pariser Theaterstücken zur geistigen Speise darreicht und schließlich sich darin der bekannten Schrift an: Die öffentliche Sittenlosigkeit mit besonderer Beziehung auf Berlin und Hamburg. Mit Recht begehrt er, daß man unserm Volke wohl das zumuthen solle, was selbst bei den heidnischen Griechen geschah, daß es im Theater etwas Höheres suche, als bloßen Zeitvertreib oder gar Befriedigung unsittlicher Gelüste und niedriger Leidenschaften. Auch stimmen wir ihm darin durchaus bei, daß unser deutsches Volk im Ganzen und Großen noch nicht unfähig ist, sich zu einem besseren und höheren sittlichen Urtheil aufzuschwingen. Wenn es nicht geschieht, so liegt die Schuld an denen, die ihm ungesunde Kost darbieten, die mit frivolen Verführungskünsten an dasselbe herantreten. Mit Recht geißelt er ferner den Journalisten-Tag, der im Jahre 1870 als der Kölner Kaulen ein gemeinsames Auftreten der ganzen Presse gegen die Erzeugnisse der Operetten-Fabriken verlangte, nicht den Muth hatte, dieß wenigstens in die Form eines Wunsches zu fassen, sondern fürthüglich erklärte, es sei nicht seine Aufgabe, der deutschen Presse Vorschriften für ihre politische und sittliche Geltung zu geben. Man sieht den gebildeten und speziell im Kirchenbau wohl erfahrenen Mann auch in seinem Urtheile über die Verkehrtheit der neueren Architektur, die so vielfach dem Scheine, Blendwerke, der verkehrtesten Mischung dient, in seiner Charakteristik der neuesten Erzeugnisse der Malerei, die trotz aller Fortschritte in der Chemie nicht einmal bezüglich der Haltbarkeit des Materials es mit der alten Kunst aufnimmt. Mit geistreicher Entrüstung spricht er sich über die

vielen unechten, nur auf Wohlfeilheit berechneten Machwerke aus, die sich in neuerer Zeit sogar in die Gotteshäuser drängen, wo nur der Wahrheit die Ehre gegeben werden soll. Auch bezüglich der Tonkunst wird man ihm nicht Unrecht geben können, wenn er nach Anerkennung des Fortschrittes in der Technik sagt, aus diesen Tonmassen sprühe nur höchst selten der Funken des wahren Genies. Auch das, was er über den Hauptgegenstand seines Buches, über den Charakter und die geistige Höhe des großen englischen Dichters sagt, kann man größtentheils zugeben, es ist sein Urtheil aus einem gründlichen und eingehenden Studium desselben hervorgegangen. Und dennoch ist es ein gewisses Etwas, was uns in diesem Büchlein fremdartig anweht, es ist die Eigenthümlichkeit des allerneuesten Katholicismus, der sich nicht mehr zu wahrer Katholizität erheben kann, wie wir sie bei der Salzler'schen Richtung sahen. Er trägt einen so stark bornirten Charakter, der nirgends mehr mit ungetheilter Freude das Gute und Edle anerkennen kann, wenn es nicht ganz die Farbe der Partei trägt. Dahin gehört nun auch das wahrhaft kleinliche Bemühen, aus Shakespeares einen Katholiken zu machen, denn selbst wenn man ausgiebigere Gründe fände, als sie der Verf. mit Mühe und Noth aufsucht, was ist denn schließlich mit einem Katholicismus gewonnen, der so unsicher aufzutragen ist, daß ihn der Zehnte nicht sieht? Wir hätten, so edle Kräfte, wie wir in dem Verf. anerkennen, sollten sich von so kleinlichem Standpunkte zu etwas Besserem erheben.

Frau Nath. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Göthe. Nach den Originalen mitgetheilt von Rob. Keil. XVI u. 388 S. 8. Leipzig, 1871. F. A. Brockhaus.

„Ich freue mich des Lebens, weil noch das Kämpchen glüht, suche keine Dornen, hasse die kleinen Freuden; sind die Thüren niedrig, so bücke ich mich; kann ich den Stein aus dem Wege thun, so thue ich's — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum, und so finde ich alle Tage etwas das mich freut, und der Schlusstein — der Glaube an Gott! der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich. Ich weiß, daß es mir und den Meinen gut geht, und daß die Blätter nicht einmal verwelken, geschweige der Stamm.“ So schreibt Frau Nath an ihren Sohn den 27. Okt. 1807; und an ihre Enkelin Luise Schlosser den 24. März 1794 schreibt sie: „Merke dir das auf dein ganzes Leben: der

Gott, der dem Abraham aus Steinen Kinder erwecken kann, kann auch alles, was wir mit unsern blöden Augen für Unglück ansehen, zu unserm Besten wenden.“ Und den 3. Juni 1808 an ihren Sohn: „So oft ich was Guts von dir höre, werden alle in meinem Herzen bewahrten Verheißungen lebendig. — Er! hält Glauben ewiglich Hallelujah!! Er wird auch diesmal das Carlsbad segnen und mich immer gute Nachrichten von dir hören lassen.“

Dies sind einige von den mancherlei Stellen, aus denen hervorgeht, daß die gesunde und bis in's Greisenalter unverwülfte Lebensfrische der Frau Nath auf einer guten Grundlage ruhte. Daß die verschiednen Briefe dieser prächtigen Frau — Briefe, die größtentheils noch ungedruckt, theilweise wenigstens noch nicht diplomatisch tren abgedruckt waren, — hier in ihrer Vereinigung dem Publikum geboten werden, ist ein sehr dankenswerthes Unternehmen, um so dankenswerther als dadurch überdies gerade auf den Theil von Göthe's Leben, von dem man bisher am wenigsten wußte: auf den Anfang seines Aufenthaltes in Weimar, manches neue Licht fällt. Niemand wird das Buch ohne lebhaftes Befriedigung aus der Hand legen.

A. E.

Bellettristik. Poesie.

Fries, N., Hauptpastor zu Heiligenstedten. **Das Haus auf Sand gebaut.** Eine Geschichte zum ersten Gebot. 8. 138 S. Tübingen, 1872. Ab. Ruffer. 15 sgr.

„Unser Braun“, der aus der Nassauischen Kleinstaatserei in das Leben des Großstaats versetzte bekannte Reichstagsabgeordnete, sagt in seinem, auch (Bd. IX, 206,) hier angezeigten neuesten Werke „Bilder aus der deutschen Kleinstaatserei“ da er eine Dorfgeschichte seiner Heimath zu erzählen anhebt, in der Einleitung an eine hochgestellte Dame: „Um Mißverständnisse und Irrungen zu vermeiden, muß ich aber vorausschicken, daß unsere Bauern keine arkadischen Schäfer sind.“

In diesem äußerst charakteristischen Ausspruch trifft er mit viel Humor und Behagen für die Volksschriftstellerei den Nagel vollständig auf den Kopf, insofern es sich bei derselben um die Darstellung des Thatsächlichen im engen Menschenleben, und nicht um dichterische Hirngespinnste und Verschönerungen (d. h. Verzerrungen) der Wirklichkeit handelt.

Allerdings bedarf eine jede Geschichte, und wäre sie auch noch so klein, des künstlerischen Aufbaues, des einheitlichen wohl durchge-

führten Gedankens und der mit dem Gegenstand in die nöthige historische und lokale Wechselwirkung gesetzten Sprache, um wirkungs- und stimmungsvoll den Leser anzumuthen.

Im Uebrigen aber muß sie die Dinge nehmen, wie sie sind, und wenn sie auch nicht in den Bereich des Gemeinen selbstverständlich herabsteigt, doch keine Schattenbilder malen, sondern Gestalten, die Fleisch und Blut haben, wenn sie auch „keine arkadischen Schäfer“ sind.

Von dieser, wohl allseitig zugegebenen Voraussetzung ausgehend, ist die obenangeführte Erzählung des zu rascher Beliebtheit emporkommenen Schriftstellers eine gewiß erfreuliche und empfehlenswerthe.

Obgleich sich seine Veröffentlichungen neuerdings etwas rasch anhäufen, und die mit der Vielschreiberei verbundenen Gefahren keineswegs zu unterschätzen sind, steht die gegenwärtige hinter andern seiner Hand doch nicht gerade zurück, ja sie übertrifft dieselbe wohl noch dadurch, daß ihr Schauplatz in der eignen Heimath Holstein aufgeschlagen ist, und Selbst-erlebtes und Selbstgeschautes oft selbst in dem niederdeutschen Dialecte sich wieder spiegelt.

Schon dieser Umstand gibt dem Werke einen nicht abzuleugnenden besondern Reiz. Außerdem sind die Figuren treu aus dem Tagesleben gegriffen und individuell aneinandergehalten, und die Farben, so deutlich sie auch für das Auge sprechen, doch nirgends zu dick aufgetragen. Man kann mit den geschilderten Personen fühlen und ihre Thaten, als Folge ihrer Grundsätze, verstehen und würdigen. Einzelne Stücke in der Erzählung sind recht fesselnd und verfehlen auf den Leser sicherlich nicht eines nachhaltigen Eindrucks, so z. B. die Gewitterscene am Anfang des Buches, das Sterbebett des alten Bauers Hartwig, der verzogene eigensinnige Sohn, die herzlose geizige alte Mutter, die Charakterschwäche der jungen Frau, die kindlichen Reden des kleinen Buben u. A.

Anderes möchte man wohl noch etwas vollständiger kräftiger gesagt und dargestellt wünschen, und gäbe dafür die bei aller Sinnigkeit doch oft allzusehr ausgedehnten Naturschilderungen gerne in den Kauf, die ja wohl den Rahmen der Geschichte begrenzen, aber nicht überwuchern dürfen.

Die Sprache, die wir aufmerksam verfolgt haben, ist nicht allewege Volkston; manches in der Redeweise der s. g. Gebildeten gedacht und darnach ausgedrückt; namentlich würde durch häufigere Einsilechtung von Volkssprüchen, Volksliedern, fliegenden Worten und Vergleichen, und wären sie aus der nächsten Nähe der Handlung selbst gegriffen, das Ganze unstreitig noch gewonnen haben.

Immerhin aber dürfen wir die Sprache knapp und anschaulich nennen, dazu die Gespräche bezeichnend und interessant.

Der christliche Ton, der in dem Werk waltet, ist durchaus gesund, und nirgends (wie vielleicht zu dieser Vermuthung der Titel Anlaß geben könnte) mit bemerkbarer Absicht in den Vordergrund gestellt, wenn auch das endliche Schicksal der auftretenden Personen mit besonderem Nachdrucke zur Erweisung einer christlichen Wahrheit dienen muß.

Kurz also, das angeführte Buch ist, wegen seiner hinreichend sorgfältigen Wahrung aller dieser andernwärts nicht überall mit gleichem Geisich im Auge behaltenen Erfordernisse, als eine werthvolle Bereicherung derjenigen guten Schriften zu bezeichnen, welche man dem eigentlichen Volke „zur Belehrung und Unterhaltung“ unbedenklich in die Hand geben darf.

Da indessen der „literarische Anzeiger“ nicht dazu da ist, um etwa ihm an Gesinnung verwandte Erscheinungen unbedingt dem Leser zu loben, dürfen wir uns bei dieser Gelegenheit auch nicht versagen, den Verfasser auf einige Punkte aufmerksam zu machen, die uns wenigstens aufgefallen sind.

Wie obengelegt, finden wir die Verwendung von Provinzialismen und Idiotismen in Volksschriften vollkommen gerechtfertigt. Aber man muß dieselben dem Leser doch auch nicht gerade zu rathen aufgeben, sondern dieselben durch eine Anmerkung oder Beifügung in Klammern dem Sinne nach erschließen. Was aber sind z. B. Liespfunde? S. 3; was heißt S. 21 hilde? Was sind S. 77 Niesen und Börttern, Bütten und Setten? u. s. d.

Sprachlich falsch ist auch der hie und da vorkommende Gebrauch des Zeitwortes „thun“, in Verbindungen wie: „verschicken aber that sie auch nichts“ S. 5; „aber stehen that er dem Mädchen“ S. 35; „viel reden that er gerade nicht“ S. 65, u. a. Wohlgemerkt: nicht in der Sprache des Dialects, sondern im Flusse der Erzählung des Verfassers!

Ferner könnten auch allerlei Fremdwörter, wie „conserviert, resolut, akkurat, „Phaiton“ (statt Phaeton) u. mit den entsprechenden deutschen vertauscht sein. Was nicht in das allgemeine Volksverständniß übergegangen ist, darf nicht in Schriften für dasselbe, wollen sie auf Sprachreinheit Anspruch machen, aufgenommen werden.

Wenn man sich indes der Volkssprache bedient, warum denn für Gegenstände des Bauernlebens die gezierten städtischen Ausdrücke? Warum also (auch wenn es dabei heißt: *exempla sunt odiosa*!) statt des guten

deutschen, wenn auch für schwache Nerven unanständigen Wortes Mist, immer Dünger? Düngergube? um Düngervorrath? u.

Sollte, ohne es zu wollen, damit nicht ein Anklang an Brauns „Arabischen Schäfer“ vorhanden sein? Doch sei dem, wie ihm wolle, vergessen wir nicht, um Mißverständnisse und Irrungen zu vermeiden, daß unsere Bauern nicht in jene ideale Menschenklasse gehören! Bd.

Stein, Armin. Der Mönch vom Berge.

Eine Dorfgeschichte fürs Volk erzählt.

8. 306 S. Halle, 1872. Fricke.

24 sgr.

Wenn man, ohne den Inhalt des Buches zu kennen, den Titel desselben liest, geräth man unwillkürlich auf den Gedanken, es liege uns darin eine Geschichte aus längstvergangerer katholischer Zeit vor, und die Hauptfigur sei etwa einer der frommen Väter nach der Ordnung Benedikts oder Franziskus, ein Glaskopf in schwarzer oder brauner Kutte. Dem ist aber nicht so.

Die Geschichte wird eröffnet mit der Beschreibung eines Berges in der Nähe der Haupthandlung, an welchen sich die Volks Sage von einem umgehenden Mönch geknüpft hat, und am Schluß des Buches benutzt der Verfasser dieselbe um die Lösung des Conflictes hervorzubringen, im Uebrigen aber kommt „der Mönch vom Berge“ absolut nicht zur Erscheinung; er ist für die Erinnerung des Lesers bis auf die letzten Seiten geradezu verschwunden.

Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß der Titel des Buches darnach äußerst unglücklich gewählt ist, indem er weder die hervorstechende Person der Erzählung, noch etwa das ungefähre Motto der Ausführung vertritt.

Von diesem zuerst ersichtlichem Mangel indes abgesehen, den wir unmöglich mit Stillschweigen übergehen konnten, freuen wir uns auf der andern Seite in dem Werke eine tüchtige Arbeit vorzufinden, die von christlichem Geiste getragen ist, und von schöner Kenntniß seelischer Zustände und aufmerksamer Beobachtung des Volkslebens zeugt. Schauplatz der Geschichte ist die Landschaft der Thüringischen Saale; die Zeit der Anfang des vorigen Jahrhunderts. Der Stil ist gewandt, anschaulich, und bis auf wenige Ausstellungen volksthümlich.

Auch die geschilderten Personen sind der Art, daß sie den Eindruck der Wahrheit machen, und die Theilnahme des Lesers in Anspruch nehmen. Sie sind freilich nicht Alle ins

Schöne gemalt, sondern treten auf mit ihren guten und bösen Eigenschaften, geben aber damit dem Ganzen den Hauch des Charakter- und Lebensvollen. Der gute, schwache, ideal angelegte Herr Reinhard, sein treuer christlicher Verwalter Andreas, dessen durch Hoffart verleitetes Weib Sabine, ihr Bruder, der teufelisch boshafte schwarze Peter, — all diese Hauptfiguren sind mit feinem Sinne angelegt und in ihrem Denken und Handeln consequent entwickelt. Die ganze Geschichte hält in Spannung und schließt versöhnend für den Leser ab.

Wenn wir dieselbe aus den angeführten Gründen also als einen guten Lesestoff für das christliche Volk hier bezeichnen, und bei ihrem Ausgang in die Welt ihr das Beste wünschen, fühlen wir uns aber auch berufen, dem Verfasser in Bezug auf den Stil anzurathen, noch sorgfältiger allerlei nicht in den allgemeinen Volksgebrauch übergegangene Fremdwörter inständig zu vermeiden und auszumerzen. Außerdem ist der Anachronismus doch etwas arg, den er auf S. 124 sich erlaubt, wo er die in den Citatenschatz des deutschen Volkes aus Schillers Wallenstein übergegangene und dem Gebildeten verständliche Redensart: „Ich kenne meine Pappenheimer“, und so öfters, volkssprichwörtlich verworhet, trotz der hundert Jahre Differenz!

Es sind das allerdings kleine, aber für das Auge des Kundigen immerhin falsche Pinselstriche, die in dem Gemälde stören. Denn eine richtige Volksgeschichte muß in Ton, Figur und Sprache strengstens in dem Kolorit ihrer Zeit einhergehen, und also dieselbe plastisch vergegenwärtigen, soll sie volles Behagen erwecken! Möge also der Verfasser diese Fingerzeige nicht übersehen, um uns immer vollendetere Gaben darzureichen.

Bd.

Roth und Gölse in den Glaubenskämpfen einer christlichen Familie. Eine Skizze aus unsern Tagen in Briefen eines Geistlichen an seine Frau von G. v. R. T. 212 S. Marienwerder, 1871. Egon Max. 24 sgr.

Eine neue christliche Novelle, aber leider mit allen Mängeln derselben. Soll der literarisch-ästhetische Maßstab einer Novelle an dieses Buch gelegt werden, so vermissen wir alles Dramatische, alles Spannende, jeglicher Fortschritt der Erzählung, wodurch das Interesse des Lesers gefesselt wird; es bietet sich eine Reihe von christlichen Unterhaltungen, jedoch ohne tieferen Inhalt. Schließlich entpuppt

sich, um die Differenzen zwischen den katholischen und lutherischen Gliedern der vorgeführten Familie zu versöhnen, ein Irvingianer, vor dessen Ausführungen auch der streng lutherische Pastor die Waffen streckt. — Wir können dies Büchlein nur als ein in Tendenz und Ausführung verfehltes betrachten.

b. Robiano, L. Der Jesuit oder die gemischte Ehe. Nach dem Leben erzählt. 698 S. Basel und Ludwigsburg, 1872. Ferd. Nehm. Neue Titelausgabe. 1 thlr.

Das war ein saures Stück Arbeit, diesen Roman durchzulesen! Nur ein gewissenhafter Recensent bringt das fertig, weil das Pflichtgefühl ihn spornet. Jeder andre Leser legt sicher den Roman bei Seite, ehe er den vierten Theil durchgeblättert hat. Wir haben's hier mit einem wirklich sehr dürftigen Machwerk zu thun; nicht daß wir große Unsittlichkeiten und Frivolitäten zu rügen hätten, im Gegentheil, die Tugend findet ihre Ehre und der treue Glaube wird gepriesen. Aber die Erzählung ist sonst durch und durch verfehlt, und die Art wie die Jesuiten geschildert werden ist geradezu lächerlich. Nein, so dumm und albern sind sie nicht, sonst wären sie sehr wenig zu fürchten. Wir lieben weder die Jesuiten noch die gemischten Ehen, aber mit solchen Erzählungen wird man den ersteren nicht schaden und die letzteren nicht verhindern. Der Roman wimmelt von Unwahrscheinlichkeiten und Plattheiten; die Gespräche, an denen er überreich ist, zeichnen sich vielfach durch größtmögliche Fadsheit aus. Wirklich lebensvolle Charaktere sind gar nicht geschildert, sondern lediglich Puppen. Es würde Raum und Zeitverschwendung sein, den Faden der Erzählung darzustellen. Der Held ist ein Jesuit, der alle Schandthaten begeht, die sich denken lassen; er entführt eine Ehefrau, ermordet in feiner oder grober Weise verschiedene Leute, lügt und betrügt natürlich ganz gemüthlich, fälscht Briefe, zerrüttet Ehen, verräth seine Freunde, erschleicht natürlich Erbschaften u. s. f. Zur Erquickung der Leser führen wir noch ein paar schöne Stellen aus dem Buche an. Einmal sagt der Verf. von dem Helden: „Sogar sein schwarzes Herz war befriedigt, denn er fühlte, daß die Rache fürchterlich gewesen!“ — Wer bekommt dabei nicht eine moralische Gänsehaut? — Sehr geistvoll sagt der Held zu einer jungen Dame: „Wie oft soll ich dir sagen, daß die Mittel den Zweck heiligen.“ Wer erkennt da nicht alsbald den schlauen Jesuiten? — Ein andermal sagt derselbe Held, diesmal aber nur zu sich:

„Sie trägt den Tod im Herzen, der Pfeil hat getroffen, in kurzer Zeit haben wir nichts mehr von Mutter und Kind zu fürchten; sie wird an gebrochenem Herzen sterben, wer wird es dann wagen, mir Schuld zu geben?“ — Genug der Proben! Wer mehr begehrt, der arbeite sich durch die 698 Seiten der Schauer-geschichte durch. D.

Wellmer, Arnold. Bruder Studio! Studentengeschichten aus vier Jahrhunderten. 8. 355 S. Berlin, 1871. Louis Gerschel. 1 thlr. 6 sgr.

liest man bloß den Titel und dazu den phrasenhaften Anfang des Buches, so mag man wohl den Kopf schütteln, und thut man's als Recensent, so ist man verurtheilt eine so leichte Waare unbesprochen bei Seite zu schieben. Verräth aber auch ein gewisses Effect-haßchen (schon in der häufigen Anwendung des Gedankenstrichs) den Journalisten, so läßt sich doch bei genauerer Durchsicht dem Buche ein wahrer Werth in der That nicht absprechen. Anknüpfend an allerlei Studenten-Verhältnisse bietet dasselbe in bunter Mannigfaltigkeit eine Reihe von Skizzen und Lebensbildern seit der Gründung der Leipziger Universität bis auf Fürst Bismarck, welche durchweg in culturgeschichtlicher Hinsicht jeden Gebildeten ansprechen und anregen müssen, besonders aber die Kenner deutschen Universitätslebens traulich anheimeln werden. Besonders ergreifend waren uns die Schilderungen aus Luthers Familienleben, aus Hölderlins Dichterlaufbahn, endlich die Novelle vom Ruppplücken. Köstlichen Humor aber athmet die Geschichte von den mehrerlei Rosen, unter Anderm die Darstellung des spießbürgerlichen, kleinlich gemeinen Lebens und Treibens in Puddensumpfeim.

So sei das hübsch ausgestattete Buch, dem wir gerne Nachfolge wünschen, freundlich empfohlen.

Stettin.

Dr. A. Kolbe.

Kentsch, Otto Dr. Friedrich von der Trent, Trauerspiel in fünf Aufzügen nebst einem Vorspiel. kl. 8. 93 S. Hannover, 1872. C. Meyer. 15 sgr.

Das Schwierigste bei einem Trauerspiel ist, wie Göthe uns lehrt, die Wahl des Stoffes. In dieser Wahl glaubt der Verf. vorliegenden Stückes (Vorrede S. 5 f.) glücklich gewesen zu sein, und „daß wohl nicht fürchten, dafür keine Zustimmung zu finden.“ Daß der Stoff ein „vaterländischer“ und daß Friedrich der Große darin vorkommt, macht

ihn aber noch nicht zu einem tragischen; mit mehr Recht könnte sich der Verf. (S. 7 f.) darauf berufen, daß ein Conflict zwischen der Leidenschaft der Liebe (repräsentirt durch Trent und Prinzessin Amalie) und der vom König vertretenen Staatsordnung vorliege. Aber auch dies reicht noch nicht hin, den Stoff als für ein Trauerspiel geeignet erscheinen zu lassen. Unter den beiden, in Conflict gerathenden Momenten muß mindestens das durch den Helden des Stücks vertretene ein sittlich berechtigtes sein. Wäre dem so, und wäre es wahr, daß Trent und Amalie nur durch das Uebermaß der Leidenschaftlichkeit, womit sie ihr sittliches Recht geltend machen, in's Verderben gerathen: dann wäre der Stoff ein für ein Trauerspiel sich eignender. Dies ist nun aber durchaus nicht der Fall. Daß die Schwester eines mächtigen Monarchen und ein junger Gardeleutnant von gegenseitiger Neigung ergriffen werden, ist psychologisch durchaus möglich, aber diese Neigung hat von vornherein auch nicht den Schatten einer sittlichen Berechtigung; vielmehr ist hier für die beiden Personen von vornherein und unbedingt die sittliche Pflicht gegeben, eine solche, die ganze sociale Staatsordnung umstürzende Neigung im ersten Keim zu ersticken. Dr. Nentsch hat das Liebesverhältniß durchaus rein und ideal gezeichnet; nichtsdestoweniger ist eine Königschwester, welche einen Gardeleutnant zu heimlichen Besuchen bestellt und hier Liebeserklärungen annimmt, eine ihre Stellung und Würde vergessende Dame, und der Gardeleutnant, der sich in allem Ernst mit dem Gedanken trägt, daß der König doch noch schließlich ihm erlauben werde, die Prinzessin zu heirathen und des Königs Schwager zu werden, erscheint uns unaussprechlich als ein Liebesnarr. Beide Personen vermögen es nicht, unser Interesse zu gewinnen; wir können sie nur belächeln oder bedauern. Menschen, die mit dem Kopf durch die Wand wollen, können nie Helden einer Tragödie sein. Sie vertreten kein sittliches Prinzip, kein sittliches Recht, sondern nur ihre eigne Thorheit. Es hängt sich nicht die Schuld als tragisches Accidens an eine gute Sache, sondern ihre Sache als solche ist schlecht.

In der Wahl des Stoffes hat der Verf. also fehlgegriffen, und das rächt sich nun auf allen Seiten. Wo ein sittlicher Conflict nicht vorhanden ist, kann ein solcher sich nicht entwickeln. Und so fehlt es denn diesem Trauerspiel durchaus an der dramatischen Anlage, am dramatischen Aufbau. Von einer Entwicklung der Charaktere gewahren wir nirgends etwas; die Charaktere sind von vorn-

herein fertig, und bleiben wie sie sind. Und da müssen wir denn zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß Friedrichs des Großen Charakter ein trefflicher und anziehender ist — so trefflich, daß er von vornherein unsre ungetheilte Sympathie erweckt und für das Liebespaar uns kein Interesse gewinnen läßt. Denn mag Trent noch so tapfer und noch so human gegen seine Bedienten und Ordonnanzen sein, und Amalie noch so geliebt von ihrer Freundin Linda, — in der Hauptsache, auf die es ankommt, handeln eben Trent und Amalie, und vorzugsweise die letztere, höchst anstößig, und in der Scene zwischen Amalie und dem König (Akt. 2, Auftr. 7), wo sie ihren Bruder geradezu täuscht, steht sie ihm gegenüber wahrlich im übelsten Lichte da. Vollends aber Pöllnis und Jaskinsky sind so miserable und grundgemeine Subjecte ohne alles lindernde Gegengewicht, wie sie in kein Trauerspiel gehören. Geniale Bosheit und Verworfenheit hat eine poetische Seite (man denke an Shakespears Richard III), platte Erbärmlichkeit niemals!

Da nun weder in den einzelnen Charakteren, noch in dem dramatischen Conflict etwas, das man Entwicklung nennen könnte, stattfindet, so kommt es demgemäß auch nirgends zu wirklich dramatischen Entwicklungen, Peripetieen und Katastrophen, sondern das ganze „Trauerspiel“ verläuft als bloße Dialogisirung äußerer Begebenheiten, die sich in höchst natürlichem Causalitätsnexu nach einander fortspinnen. Akt. 1: Amalie spinnst unter Beihilfe von Pöllnis ein geheimes Liebesverhältniß mit Trent an. Akt. 2: Trent leiht Jaskinsky sein Geld, und hat keines für Pöllnis übrig; da dieser ihm nicht glaubt, daß er all sein Geld schon verliessen habe, und sein Geheimniß dem König zu verrathen droht, so zeigt ihm Trent Jaskinskys Handschein. Akt. 3: Jaskinsky, über diese Indiscretion wüthend, verräth dem König Trents Liebesgeheimniß und schwärzt ihn überdies noch (auf die plumpste Weise!) als polit. Verräther an. Der König läßt ihn in die Festung Glatz sperren. Akt. 4: Der König stellt seiner Schwester ihr Unrecht vor, worauf sie dem König die Schwesterschaft kündigt. Ein Freund Trents befreit ihn; er flieht nach Destréich. Akt. 5: Amalie soll den dänischen Kronprinzen heirathen, entsetzt aber ihr Gesicht und verdirbt ihre Augen durch ein ägendes Mittel. Trent, der sinnlos Weise sich wieder nach Berlin geragt hat, wird zum Kerker (in Magdeburg) verurtheilt, und der Vorhang fällt, nachdem der König noch die Moral des Stückes ausgesprochen hat: Wehe wer der Fluth der Leidenschaft

nicht schon bei Zeiten Damm und Schranken setzt! So haben wir also eine dialogisirte moralische Erzählung, aber kein Trauerspiel, und wenn Trent in den Kerker geführt wird, bleibt uns nichts andres zu sagen übrig, als: tu l'as voulu, Georges Dandin!

Ein bedeutendes Dichtertalent würde diese Mängel wenn nicht zu beseitigen, doch zu verdecken gewußt haben. Wenn die Liebe zwischen Trent und der Prinzessin in die Zaubergluth der Poesie — etwa wie bei Romeo — getaucht würde, so ließe sich wenigstens der Schein einer sittlichen Berechtigung dieser Liebe erwecken. Aber jenen Zauber vermissen wir gänzlich, selbst in dem entscheidenden 8. Auftr. des ersten Akts. Erst sagt Amalie: „Sie rasen Trent“ . . . „Sie stürzen hinab in den Abgrund“; in der zweiten Zeile danach sagt sie: „Ich kann nicht widerstehn“, und „wirft sich an seine Brust“. Das ist nicht einmal psychologisch, geschweige poetisch.

Daß der Verf. die Jamben in buntem Wechsel mit Anapästien mischt, halten wir für keine glückliche Neuerung. In den gravitatifschen Gang des Trimeter bringt der statt des Spondeus eintretende Anapäst eine wohlthätige Bewegung; dem flüchtigeren fünffüßigen Verse raubt er nur die Ruhe und Würde. Es wird immer das räthichere sein, erst in den herkömmlichen Formen etwas recht tüchtiges, volgendes zu leisten, ehe man mit neuen Formen experimentirt. A. E.

Scholz, J. C. Poetische Geschichte Preußens von 1415 bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums. 2. vermehrte Ausgabe. 8. 176 S. Breslau, 1872. Dülfer. 12 fgr.

Man bietet uns hier eine chronologische Sammlung von Gedichten historischen Inhalts, die sich auf Preußen beziehen. Der Sammler derselben wünscht dadurch in Schule und Haus den Geschichtsunterricht des betreffenden Staates zu beleben, die Vergangenheit zu verherrlichen und Stoffe zur Deklamation bei patriotischen Gelegenheiten darzubringen, die den Geschmac veredeln und Liebe zu Fürst und Vaterland erwecken. Wie diese zweite Auflage erkennen läßt, scheint er dies Ziel auch erreicht zu haben. Die jetzt ausgehende ist um die Geschichte des letzten Krieges vermehrt.

Es sind im Ganzen 260 Pieder Nummern, die wir in der Sammlung antreffen, allerdings, wie nicht anders möglich, von ungleichem dichterischem Werthe; es ist manches Mittelmäßige darunter. Auch ist die Auswahl selbst, ob aus Mangel an Stoff, wissen wir nicht,

nicht überall von demselben Umfang. Die ältere Brandenburgische Geschichte wird auf den ersten 8 Seiten abgethan, dann folgt der Kurfürst Friedrich Wilhelm mit 10 Gedichten. Mit Nummer 24 sind wir schon bei Friedrich II angelangt, dessen Leben bis 70 reicht. Sein Nachfolger ist gar nicht berücksichtigt. Von da befaßt sich bis auf 134 die Sammlung mit Friedrich Wilhelm III., während Friedrich Wilhelm IV. die Stücke bis 152 gewidmet sind. Alles Uebrige gehört der neuen Ära von Wilhelm I. an. Den Abschluß macht von 231—260 der jüngste Kampf Deutschlands wider Frankreich, und wir stehen nicht an zu sagen, daß hier in geschmackvoller Auswahl und Umsicht die besten Dichterstimmen im Chöre vereinigt sind.

Sieht man auf Fülle des Stoffes, so ist für die hervorragenden Persönlichkeiten allerdings viel gegeben. Immerhin jedoch läßt die Zusammenstellung mancherlei zu wünschen übrig. Viele Gedichte erscheinen, da sie nur in entferntem Zusammenhang mit der Preussischen Geschichte stehen, als f. g. Rückenblätter; so z. B. 97 Moskauer Brand, Napoleons Abdankung 119 und Rückkehr von Elba 120; ganz davon abgesehen, daß der Geist dieser beiden letztern Gedichte antipreußisch genug ist. Wie aus der Inhaltsangabe ersichtlich, sind einzelne Perioden spärlich oder gar nicht berücksichtigt, andere über Gebühr breit angelegt, und hier ist eine Masse geringfügiges, anecdotenhaftes Material mithereingezogen. Für das historische Volkslied hat der Sammler gar keine Verwendung gewußt, ob schon Ditschurs bezügliche Schriften Auswahl genug dafür boten. Der Krieg von 1864 und 1866 ist zu sehr speciell behandelt, und ohne Schaden für das Ganze könnten aus diesen Abtheilungen Gedichte gestrichen werden. Unstreitig besser hieße endlich der Titel: „Gedichtsammlung zur Preussischen Geschichte, insbesondere der neuesten.“ So aber ist er zu anspruchsvoll, und befriedigt die Erwartungen nicht, zu denen er Anlaß gibt.

Bd.

Patriotische Poesie.

Für Straßburgs Kinder! Eine Weihnachtsbescherung von Deutschlands Dichtern. Berlin, November 1870. Lipperheide. NB. Der Ertrag auch der nach Weihnachten 1870 verkauften Exemplare ist für die armen Kinder von Straßburg bestimmt. 2½ fgr.

Der patriotische Verleger, welcher durch seine „Lieder zu Schutz und Trutz“ den Ver-

einen zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger des deutschen Heeres eine Einnahme von mehr als 3000 Thlr. zugewendet hat, hat mit derselben Uneigennützigkeit in vorliegender Sammlung „eine Weihnachtsbescherung von Deutschlands Dichtern“ — wir wissen nicht, mit welchem Erfolge — für Straßburgs arme Kinder in's Werk gesetzt. Zweiundzwanzig Dichternamen sind in diesen elegant ausgestatteten Sebezheften vertreten; das einzelne Heft kostet je nach der Bogenzahl $2\frac{1}{2}$ bis 10 Sgr. Wir empfehlen die Sammlung, abgesehen von ihrem — allerdings ungleichen — poetischen Werthe, schon um ihres milden Zweckes willen der thätigen Beachtung der deutschen Vaterlandsfreunde. Mehrere dieser lieblichen Hefte, wie Gerol's „Eichenlaub“ und H. Bröhle's „Lieder und Oden“ haben bereits eine zweite Auflage erlebt. Die ganze Sammlung und mehr noch die ganze kaum übersehbare Menge der durch die großen Ereignisse der Jahre 1870/71 hervorgegerufenen poetischen Erzeugnisse erinnert lebhaft an den liebevoll ermutigenden Ruf, mit dem Uhland i. J. 1813 den von Fouqué, Kerner und ihm selbst herausgegebenen „Deutschen Dichterwald“ eröffnete: „Singe wem Gesang gegeben in dem deutschen Dichterwald; das ist Freude, das ist Leben, wenn's von allen Zweigen schallt.“

Daß eine solche Aera, wie die jüngst durchlebte, wo die überwältigende Begeisterung sogar kalte Herzen mit unwiderstehlicher Kraft ergriff, auch nach einem poetischen Ausbruch für ihr reiches und tiefes Gefühlsleben suchte, war zu erwarten. Und diese Voraussetzung hat sich glänzend erfüllt. Jung und Alt, Vornehm und Gering, Reich und Arm, jedes Lebensalter, jeder Stand hat der großen Zeit sein Lied gesungen. Zur Würdigung der hohen Bedeutung des Volksliedes für den Volkskrieg können wir nicht umhin, bei dieser Veranlassung auf den trefflichen Aufsatz „Volkskrieg und Volkslied“ in der Ev. R.-Z. 1871 Nr. 9 und 10 hinzuweisen, aus welchem einige Sätze hier ihre Stelle finden mögen.

Wir sind wenigstens, wie sich nun herausgestellt hat, nicht umsonst eine Nation von Dichtern und Sängern gewesen. Wohl war es eine Thorheit, von dem Idealismus des deutschen Liedes allein das Heil zu erwarten. Die Kernlieder, das fröhliche Gesangsleben auf hohen und in niederen Schulen, auf den Turnplätzen und in den Kasernen, und vollends die politischen Sängertage — das hat's allein nicht gethan. Dies müssen nach den Erfahrungen der letzten Jahre selbst die unheilbarsten Idealisten zugeben. Aber eine nationale Macht ist und bleibt das deut-

sche Lied doch unter allen Umständen. Es hat auch Eisen im Blut. Sein Antheil an der Wegbereitungsarbeit für das Jahr 1870 ist ein ganz beträchtlicher. Sagen kann man freilich, wir würden auch ohne unser Niederleben so weit gekommen sein. Thatsache ist, daß wir nur unter seiner Mitwirkung so weit gekommen sind. Das vaterländische Volkslied hat mit der Zähigkeit eines perennirenden Gewächses allen nationalen Witterungswechsel überdauert. Es ist ein Salz geworden für die deutsche Erde. Es hat wie ein Sauerteig die trägen Massen in Gährung gesetzt und erhalten. Es hat die nationale Temperatur gesteigert, den nationalen Blutumlauf beschleunigt. Es hat dem dunkeln Drange des deutschen Herzens unablässig ein klares Ziel vorgehalten und namentlich den alten Aberglauben zerstören helfen, als ob wir von Gott zu einem rein philosophischen Dasein, zu einer ausschließlich literarischen Weltstellung prädestinirt seien mit der speciellen Mission, zum abschreckenden Beispiel für andere Völker eine Musterwirthschaft nationaler Zwietracht zu unterhalten. Nein, singt schon Marx von Schenkendorf:

Ihr Sterne seid mir Zeugen, die ruhig
niederschau'n,

Wenn alle Brüder schweigen und falschen
Götzen traun,

Ich will mein Wort nicht brechen und
Buben werden gleich,

Will predigen und sprechen von Kaiser
und von Reich.

Das Volkslied ist aber auch als geistliches Lied wieder aufgelebt. Als der Altvater Arndt seiner Zeit an die Leiche des evangelisch-lutherischen Kirchenliedes herantrat und sprach: das Mägdlein ist nicht todt sondern es schläft, da verlachten ihn bekanntlich die aufgeklärten Zeitgenossen. Aber, sagt Lessing, wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. Seit den Befreiungskriegen hat das deutsche Volk auch diejenigen seiner Volkslieder, in welchen es bekennt und bezeugt seine heilige Liebe zum Evangelium, in ihrer ursprünglichen Herrlichkeit sich wieder zu eigen zu machen versucht. Und wahrlich nicht zu seinem eigenen und des Vaterlandes Nachtheil. Denn der gute Christ kann nie der schlechte Deutsche, und der gute Deutsche kann nie der schlechte Christ sein. Die nationale Bedeutung des wieder zu Einfluß und Ehren gekommenen deutschen Kirchenliedes hat sich am intensivsten naturgemäß in denjenigen Schichten des Volkes geltend gemacht, die es überhaupt noch nicht unter ihrer Menschenwürde halten, durch die Lieder eines Heinrich von Laufenberg, eines Luther und Gerhard mit dem 15., 16. und

17. Jahrh. in geistlichen Contact zu treten. Aber, wie das ja von den Segensströmen der Kirche überhaupt gilt, der überquellende Viedersegen ist in seiner stillen und stetigen Wirkung indirect auch denen zu gut gekommen, die nichts darnach gefragt haben. „Wenn daher die Geschichtsforschung dereinst versuchen wird, all die zahlreichen idealen und ethischen Factoren bloßzulegen, durch deren Zusammenwirken der große deutsche Volkskrieg des Jahres 1870 in seiner absoluten Einzigartigkeit unsererits zu Stand und Wesen gekommen ist, so wird sie auch mit dem deutschen Volksliede, dem weltlichen und geistlichen, zu rechnen haben. Dasselbe hat an seinem Theile dazu mitgewirkt, daß dieser Krieg ein einiges deutsches Volk fand, das den unbeweglichen Willen, die moralische und physische Kraft und den Heldennuth des weltüberwindenden Glaubens besaß, ihn siegreich hinauszuführen mit Gottes Hülfe.“ — Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir nun die einzelnen Dichter dieser Collection einer summarischen Musterung unterziehen.

1. Wir stellen voran: Karl von Holtei's „Lieder eines Alten.“ Pr. 2½ Sgr. Sein erstes Lied ist überschrieben „Straßburger Tannenbäumchen“ und kann füglich als Widmung und Deutung der ganzen Sammlung betrachtet werden:

... Wer denkt nicht der „Straßburger Tanne“,

Von der uns Friedrich Rückert sang,
Und deren heiliges Vermächtniß
Propheetisch uns zum Herzen klang?

Erfüllen soll sich was der Meister
Dereinst erlebt für Deutschlands Recht,
Durch Blut und Thränen blüht die
Hoffnung

Auf das nun folgende Geschlecht.

Euch Kindern ist es vorbehalten,
In eure Hände sei's gelegt,
Im Frieden friedlich zu vollenden,
Was wilder Krieg erst angeregt.

Franzosen wurdet ihr geboren,
Doch deutsch begrüßet euch die Zeit,
Sie mahnt an alte schöne Zeiten;
Hört ihr den Ruf? Seid ihr bereit?

Nein, Kinder, ihr könnt's nicht begreifen,
Erfassen's doch die Aeltern nicht;
Durch Liebe sich verständlich
machen

Ist Deutschlands erste nächste
Pflicht...

2. Julius Rodenberg, Kriegs- und Friedenslieder. Pr. 5 Sgr.

Vorangestellt ist S. 7—23 ein sehr interessantes „Tagebuchblatt“ vom 30. Septbr. 1870: „Auf den Trümmern Straßburgs“, welches die frischen Eindrücke eines Besuches der unglücklichen Stadt unmittelbar nach ihrem Falle wiedergibt. Es folgen I. unter der Rubrik: „Trug Frankreich!“ 6 Helene-lieder zum 18. Oct. 1857, veranlaßt durch die von Napoleon III. als Köder dargebotene „Helenamedaille“ — vortrefflich; II. 1866. Das Lied vom Kaiser (!) u. a.; III. Zwischen Krieg und Frieden; IV. 1870: „Nach Paris!“ und „Straßburg“. Die Schlußstrophe des letzten Gedichtes lautet:

Komm denn, Beuge dich von Gram und Schmerz,

Deutschland, die Mutter, ruft ihr Kind
an's Herz;

Und dort erwach, von unsrer Lieb' umgeben,

Zur alten Heimath und zum neuen Leben!

3. Albert Träger, Sechs Zeitgedichte. 1870. Pr. 2½ Sgr.

Nicht ohne manche poetische Schönheit, aber theilweise noch unvergohrner Most, wie namentlich Nr. 5 zeigt, der Prolog zur Schiller- und Robert Blum-Feier des Berliner Arbeitervereins. Hier werden Schiller, Rob. Blum und Luther (!) als gleichartige und coordinirte Größen zusammengestellt (warum nicht auch der ebenfalls am 10. Nov. geborne Scharnhorst?) mit den Schlußversen:

Hell hebt der deutsche Morgen an: ein
Volk, das solcher Männer Drei
An einem Tage feiern kann, ist einig es,
dann ist es frei!

Wir lassen die übrigen theilhaftigen Dichter in alphabetischer Reihe folgen.

4. Friedrich Bodenstedt. Zeitgedichte. Pr. 5 Sgr.

Diese Gedichte sind von echter Begeisterung durchweht. „Ich weiß“, sagt der Verf. S. 24, „Millionen mit empfanden Was zur Begeisterung mich entfacht — Durch mich ist nicht dies Lied entstanden: Mein Volk hat mein Gedicht gemacht.“ In dem Gedicht: „An meinen Gotthard beim Ausmarsch nach Frankreich“ hat uns S. 26 der allzukühne Tropus mißfallen: „Nie schwärze Blei und Pulverdampf Dein besseres Gefühl!“ Am bekanntesten geworden ist wohl gleich das erste dieser Gedichte, Auf Frankreichs Kriegserklärung: „Franzosen, Franzosen! den Tag habt in Acht, Wo die Krieger aus Deutschland heranziehn zur Schlacht!“ und die humoristische „Feldinstruction über die Zuaven.“

5. Karl Gerolt's Eichenlaub. Pr. 5 fgr.

ist uns leider nicht zu Gesicht gekommen; doch ersetzt schon der Name Gerolt jede Recension.

6. Rudolf Gottschall, Kriegslieder. Pr. 5 fgr.

Wer kennt nicht das prächtige, hinreißende Reiterlied: „Den Fuß in den Bügel — wer reitet mit? Dem Erbfeind gilt der kühne Ritt.“ Aber auch das „Kriegslied“ an der Spitze der Sammlung, desgl. „der Schild der deutschen Ehre“, An Victor Hugo, Der Prolog zur Schillerfeier gesprochen im Leipziger Stadttheater am 9. Novbr. 1870, u. a. stehen dem ersterwähnten Gedichte würdig zur Seite. Rügen müssen wir dagegen in dem „Requiem“ S. 33 den Ausdruck: „Die der Schlachtengott verflucht“ u.

7. Hermann J. Griebler, Zeitstimmen. Pr. 2½ fgr.

Zwar haben wir uns im ersten Gedicht „Das Volk in Waffen“ aus dem Frühjahr 1863, wo der Verf. sagt: „So laßt mich frei nach meinem Herzen wählen Und auf die Zukunft richten mein Gebet!“ vergebens nach einem Gebetswort umgesehen. Doch hat uns das unmittelbar folgende vortreffliche Te Deum laudamus vom 18. Oct. 1863 gezeigt, daß der Verf. auch beten kann. Besonders angesprochen hat uns noch: „Auf der Burg zum Stein“, desgl. „Auf dem alten Zoll“. Zündend gewirkt hat das von Carl Grammann für 4stimmigen Männerchor in Musik gesetzte Blut und Eisen, am 16. Juli 1870.

8. Julius Grosse, Wider Frankreich. Altes und Neues. Pr. 5 fgr.

Dieser Dichter gehört bekanntlich neben Geibel und Freiligrath zu denen, deren Kriegsliedern K. Jancke in seiner literarischen Studie „Das deutsche Kriegslied“ (Berlin 1871) den ersten Preis zuerkennt. Wir wollen ihm diesen Ruhm auch nicht streitig machen, können aber doch nicht umhin die Vermeßtheit zu rügen, welche sich in den Schluszzeilen des übrigens so preiswürdigen „Generalmarsch“ ausspricht:

Hilf Blut und Eisen, und was helfen kann!
Erst nach dem Siege (!) laßt uns beten!

Tambour schlag an! —

Einigermassen gesühnt hat der Verf. dies unbedachtame Wort durch das Lied S. 28: „Mit Gott“. Ebenso verkünden „Ihr habt's gewollt“ und „An Frankreich I. und II.“ in klangvollen Terzinen die über Frankreich hereinbrechende göttliche Nemesis.

9. Wilhelm Jensen, Lieder aus dem Jahre 1870. Pr. 5 fgr.

Als verwerflich müssen wir das erste Lied bezeichnen: „Von droben sprüht ein heiser Regen“, welches uns durch Ton und Inhalt leider zeigt, daß der Verf. an seinem Christenglauben Schiffbruch gelitten hat. Schön und sinnig knüpft dagegen „Der Ueberfall im Bade“ an Uhlands bekanntes Gedicht an; nicht minder sinnig wird „Ein altes Wort“, wonach „ein Kaiser wird aufs Neue um Germania freit. Wenn zum letztenmale die Türken Ihre Rosse tränken im Rhein“ als durch die Turkos erfüllt nachgewiesen.

Trefflich schildert „1814 und 1870“ die Gefühle, die des greisen Königs Brust bewegen mochten, da er jetzt, mit Alldeutschlands Heere, im Angesicht der trotigen Hauptstadt stand, in die er 1814 als junger preussischer Prinz mit eingezogen. Sinnvoll knüpft „Der 2. September 1870“ an die zwei im Schwabenland aufragenden Gipfel, den Staufen und den Hohenzollern, als Träger der Geschichte des deutschen Reiches, die Deutung:

„Daß ein Zollern an Frankreich die Rache vollstreckt,

Das Gericht für den Letzten der Staufen!“

10. Hermann Ringg, Zeitgedichte. Pr. 2½ fgr.

Auch diese kleine Sammlung trägt den Stempel echter Dichterweihe. Besonders angesprochen hat uns Nr. 2 „Zum Andenken Theodor Körners“ und Nr. 6 „Ablösung“. Das letzte Gedicht „Bei Wörth“, welches den Adersmann besingt, „der hinter dem Pflug Das Pferdegepänn trieb und umwarf die Schollen; Ob auch darein manche Kugel ihm schlug, Ihn kümmerte wenig das Blitzen und Rollen“ — zeigt uns, wie der echte Dichter am liebsten verweilt bei den rührenden abseits des Kampfgetümmels spielenden Episoden.

11. Oswald Marbach, Das Halljahr Deutschlands. Klänge und Lieder. Pr. 10 fgr.

Der Verf., welcher mit Ausnahme des „Anhangs“ für seine Poesien die Sonettenform gewählt hat, gruppirt dieselben unter die Ueberschriften: Frühling, Sommer, Herbst, Siegerfranz. Als besonders gelungen glauben wir notiren zu dürfen: IX. Tod für's Vaterland, XIII. Wo liegt der Rhein? XXVI. L'Empire, XXXI. Germania, XXXIX. Auf nach Paris! L. Deutschlands Grenze. LIV. Die deutsche Bühne, sowie den ganzen „Siegerfranz“, einen kunstvoll gewundenen Sonet-

entranz, LVII—LXXI zum Preise König Wilhelms und seiner Mitsreiter.

Rühmend müssen wir im Gegensatz zu den meisten übrigen bezüglichlichen Dichtern hervorheben, wie der Verf. nachdrücklich mahnt:

„Drum sollt ihr Gott allein die Ehre geben

Und Seine Rechte halten, daß im Lande,
Das Er euch gab, ihr mögt in Frieden wohnen.“

Aus demselben Geist ist auch im Anhang das „Siegeslied“ und das Schlußgebet geboren. — Merkwürdig ist im Anhang die „Prophezeiung aus dem Jahre 1864“ und das aus derselben Zeit stammende Gedicht: „Empor!“ Tabeln müssen wir S. 23 den Ausdruck „den Schmetterling der Freiheit jagen“; S. 32: „Die Kasse wiehernd in die Lüfte klettern“; S. 33: „Am Boden schlepp't's (das französische Volk) sein blutiges Gefröse“, besonders aber S. 28 die Anrede an Napoleon: „Bastard von Frankreich! Schuftiger Imperator! . . . Der Schaalkhunde würdiger Dictator!“ Einer nähern Begründung unseres Tabels glauben wir in diesem Falle überhoben zu sein. Indessen: Ubi plura nitent cet.

12. Alfred Meißner, Zeitklänge. 1870. Pr. 2 1/2 sgr.

Von den hier mitgetheilten 5 Gedichten heben wir besonders das erste „Vor der Entscheidung“ (geschrieben zwei Wochen vor Sedan) und das dritte „Straßburg ist unser!“ hervor. Doch findet sich in dem ersten S. 9 eine sprachliche Incorrectheit: „trete“ als Imperativ statt „tritt!“ Die poetische Strafpredigt: „An die Deutsch-Oesterreicher“ (Aug. 1870) halten wir im Hinblick auf deren notorisch deutsch freundliche Haltung während des Krieges für nicht gehörig gerechtfertigt. Anders freilich mag es sich damals mit der Stimmung der Regierung verhalten haben.

13. Gustav von Mehern, Zeitgedichte. Pr. 5 sgr.

Vierzehn Gedichte, unter denen wir besonders hervorheben Nr. 2: „Herunter vom Sattel den Reiter, Du feurig französisches Roß“ Nr. 3: „Sie haben dich lange verachtet, Du armes deutsches Land ic.“ Nr. 5: „Die Schmiede von Weissenburg“, Nr. 12: „Das tief und zart empfundene Traumlid „Die Kinder der Nacht“ Aus Nr. 7: „Es streiten nicht mehr Cabinette“ ic. notiren wir (S. 22) den guten Rath, welcher auch zur That geworden ist: „Hinweg mit den Diplomaten, Der Sieger behauptet sein Recht; Es rächen sich halbe Thaten am künftigen ganzen Geschlecht.“ (Schluß folgt.)

Kunst. Kunstgeschichte. Musik.

Vischer, Fr. „Der Krieg und die Künste“. Vortrag, am 2. März im Saale des Königsbaues zu Stuttgart gehalten. XVI u. 55 S. Stuttgart, 1872. J. Weise. 20 sgr.

Wenn einer Arbeit von 55 Seiten eine Vorrede von fast 12 Seiten vorausgeschickt ist, so verlangt diese schon durch ihrem Umfang nicht ganz ignorirt zu werden, und wirklich ist das dem obengenannten Vortrag vorausgeschickte Vorwort in mancher Hinsicht wesentlich zur rechten Würdigung des Folgenden, andertheils aber enthält dasselbe sehr beherzigenswerthe Regeln für die Anlage und Ausarbeitung einer Rede überhaupt, so daß schon aus letzterem Grund diese Einleitung verdient gelesen zu werden. — Der Verf. ist der Ansicht, daß eine Rede im eigentlichen Sinn des Wortes nicht gedruckt werden dürfe, da sie durch das sinnliche Medium der lebendigen Stimme wirke und nur in ihm lebe und daß Streben nach lebendiger Wirkung das erste Gesetz für den Redner bleibe. Darum dürfe auch eine Rede nicht völlig niedergeschrieben und auswendig gelernt werden: innerhalb einer sorgfältig gegliederten und dem Gedächtniß eingepägten Disposition müsse dem Einfall des Moments, dem frisch aus dem Inneren quellenden Worte freier Raum in vollem Maße bleiben. Der Hauptzweck der Rede sei zu bewegen, nicht zu belehren. Was ihn veranlaßt habe, diese Rede trotzdem dem Druck zu übergeben, spricht er in launiger Weise in folgenden Worten aus: „— ich habe nur die Bitte, man möge Nachsicht üben, wenn Einer, der sich Mühe gegeben hat und durch den Kobold Heiserkeit um die Frucht dieser Mühe betrogen ist, sich von der Menschlichkeit beschleichen läßt, besagtem Kobold dafür, daß er ihm seine Rede todgeschlagen hat, nachträglich einen Stoß mit dem Preßbengel zu versetzen.“ — Das Niederschreiben der Rede brachte aber, wie der Verf. weiter ausführt, nothwendig bei genauerer Erwägung von Form und Inhalt eine Dehnung mit sich, so daß die Arbeit nun einen größeren Umfang erhielt, als sie beim mündlichen Vortrag hatte. Zum Schluß der Einleitung folgen dann noch einige Worte über unvermeidliche Auslassungen, daß die Arbeit keine Vollständigkeit beanspruchen könne und wolle, da das Zeitmaß eben eine strenge Beschränkung geboten ic.

Versuchen wir nun den Inhalt der Rede in kurzen Zügen wiederzugeben. Zunächst nimmt der Verf. seinen Standpunkt vom Krieg aus, blickt von da auf das Schöne, die Kunst

hinüber, untersucht, welchen Stoff er der ästhetischen Anschauung biete, und bald die eine bald die andere der Künste gibt ihm Beispiele. So führt er der Reihe nach folgende Sätze aus. Auch das Schreckliche des Kriegs hat seinen ästhetischen Reiz, aber größer ist die Wirkung, wenn wir von dem Bilde der Zerstörung zu dem der zerstörenden Kraft hinübergeleitet werden, und auf dem dunkeln Grunde des Leidens hebt sich die sinnliche Kraft und Heldenschönheit um so gewaltiger vor unseren Augen. Selbst der unaufhaltsame Sturm und Stoß der Massen vereinigt die thätigen Kräfte zu einer gehäuften und dadurch für Auge und Phantasie um so gewaltigeren Wirkung. Dann geht er über zu der Wirkung des Kampfes auf die Seele, die im höchsten Aufschwung der Kraft den Tod nicht scheut, den Heldentod für das Vaterland als ein Glück preist, und wie Freunde eng verbunden diesen Tod zusammen wählen; wie es dann aber noch eine Erweisung der Willenskraft im Kriege gibt, die mindestens so groß ist wie der Muth im vollen Kampfe: die Ruhe des Helden mitten im Feuer, das unerschütterliche Ausharren im Angesicht des ringsum mähenden Todes, wenn es gilt festzustehen und still zu warten. Noch wird dann hervorgehoben, wie die Schrecknisse des Krieges die Seele nicht verdüstern, sondern die Stimmung des Tapfern frei und heiter ist. — Läßt der Krieg aber einerseits die Kraft erscheinen, so schafft er ja wahrlich auch eine Welt voll Leiden; die Kunst aber, der Genius des Schönen folgt ihm auch auf diesem Leidenswege. Denn Leiden rührt zum Mitleid, Mitleid aber ist schön, und das Rührende ist kein kleiner Theil des ästhetischen Empfindungsgebietes. Die finstere Seite des Kriegs wird durch diese sanfte und tiefe Seelenregung in das verklärende Licht des Schönen gezogen. Er bringt das Weh des Abschieds, er zeigt die pflegende, heilende, tröstende Thätigkeit der Liebe und mit dem Erbarmen der Menschlichkeit kehrt in die Stätten der Krankheit und des Todes der Engel des Schönen ein. — Die langen Tage einer Belagerung, niederdrückende Entbehrungen werden vergessen, und es kommt der Siegeseinzug. Ohne Krieg kein Siegesfest, nicht jene Freundenthänen, der Jubel und das Jauchzen „im wimmelnden Volke“.

Dann verändert der Verf. seine Stellung und durchwandert die Reihe der Kunstgebiete mit der Frage, wie sich ihre Formgebung des gebotenen Stoffes bemächtigt. Die Baukunst und die für das Thema wichtigere Bildhauerkunst berührt er nur mit wenigen Worten, bespricht aber dann um so eingehender die

Malerei, und in diesem Theil liegt der Schwerpunkt der ganzen Arbeit. Nachdem die Vortheile hervorgehoben sind, welche für Darstellungen aus dem Kampf und Kriegsleben der Malerei vor der Skulptur zu statten kommen, erörtert er, wie ein Schlachtenbild sein muß, um den Anforderungen der Kunst zu entsprechen. Sehr treffend sind hier wieder die Bemerkungen über die Vortheile, welche der Malerei der Kampf in der alten Zeit und auch noch im Mittelalter vor dem modernen Kriege bot, wie dennoch auch hier noch ein Kunstwert möglich ist, und wie der Maler, wenn es ihm schwer wird eine Schlacht zu vergegenwärtigen, doch das Vorher und Nachher zur Darstellung wählen und so ein Kunstwerk schaffen kann. An das Schlachtenbild reiht sich denn das eigentliche militärische Genre-Bild, das seinen Stoff aus dem Soldatenleben außer dem Kampfe nimmt. Diese Erörterungen sind geknüpft an eine Besprechung der verschiedenen deutschen und ausländischen Schlachtenmaler, manche werden kurz charakterisiert, den wichtigsten Productionen eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, Fehler gerügt zc.; — eine eingehendere Charakteristik der Künstler auf diesem Gebiete aus der Feder des Verfassers wäre wohl sehr willkommen.

Indem dann zur Poesie übergegangen wird, welche den Krieg zum Inhalt hat, wird zunächst das Epos erwähnt und Homer neben dem Nibelungenlied gestellt. Hier sehen wir nun nicht ein, weshalb Homer auf einer halben Seite abgethan, dagegen den Inhalt des Nibelungenliedes auf 4 Seiten vorgeführt wird, zumal der Verf. selbst S. 34 sagt: Unserer Heldensage ist nicht die Gunst widerfahren, daß der Stoff von so künstlerischer Hand geformt worden wäre, wie der griechischen“, — ein Satz, der freilich auch noch einer näheren Motivierung bedürfte. Daß dann noch Goethes Hermann und Dorothea, und zwar diese Dichtung allein, angeführt wird, scheint mir für das Thema nicht völlig begründet. Dagegen stimmen wir dem Verf. bei in seinen Bemerkungen über die Kriegsliteratur, in der Kunst- und Volkspoesie oft so schön verbunden erscheinen. Auch der Musik wird hierbei kurz Erwähnung gethan, und bildet dann den Schluß dieses Theils eine Betrachtung der drei vorzüglichsten Dramatiker, die in Kriegszeit und Kriegsleben sich bewegen, des Aeschylos, Shakespears und Schillers; mit vielen schönen und treffenden Bemerkungen. — Daß denn noch auf 8 Seiten eine eingehende, theilweise etwas politisierende Besprechung des letzten Krieges folgt, scheint mir wieder nicht genügend motiviert, da der Verf. ja selbst gesteht, daß er sich hier noch auf keine großen

Werke der Kunst berufen kann, wenn er auch schon im Eingang der Rede diesen Excurs andeutete und zum Schluß ihn dem ersten Theil des Themas etwas näher rückt mit den Worten: „Zeigen wollte ich, daß der Krieg, ein Schauspiel des Grauens, ein Verbrechen an der Menschheit, wenn frevelhast begonnen, schön und erhaben wird, wenn er ein heiliger Vertheidigungskrieg ist, wenn die Zwietracht schweigt, wenn er mit soviel Weisheit“ und Menschlichkeit als Stärke und Tapferkeit geführt wird, wenn er durch den Sieg die Ehre und Macht einer Nation begründet.“ —

In Betreff der Form sei erwähnt, daß der Ausdruck an einigen Stellen etwas überschwänglich und übertrieben ist, wo wir ihn einfacher und natürlicher wünschten. Hierher gehört auf S. 34 der Passus über das Mäbelungenlied: „— durch dieselbe Weite des Umfangs erhält das allgemeine Streben eine Bedeutung von Unendlichkeit, gemahnt uns wie Weltuntergang, wie Götterdämmerung, und furchtbar waltet das Schicksal.“ Hierher rechne ich auch die Schilderung Hermanns auf S. 35: „Denn wie Hector steht hier dieser Hermann aufgerichtet, — nein, wie Hermann der Deutsche, denn nicht umsonst trägt er ja diesen Namen —, und wie aus Prophetenmund, als ahnte er, als ahnte der Dichter, was wir Eitel Großes erlebt haben, spricht er die mannhaften Worte: Dieß ist unser! So laßt uns sagen ic.“ — In dem Ausdruck auf S. 1: „ich werde mich ganz sächlich halten“ wäre besser die in dieser Verbindung übliche Form „sächlich“ gebraucht worden. In den Worten auf S. XIII der Vorrede, „eine Rede ist ein für allemal keine Schreibe“ ist die Bildung des letzten Wortes zu kühn, als daß es gefallen könnte. — Im Uebrigen bekennet Referent zum Schluß nochmals ausdrücklich, daß er aus der Lectüre obiger Schrift eine reiche Anregung geschöpft hat, und möchte dieselbe allen Freunden der Kunst auf das Beste empfohlen haben.

Dr. Heugner.

Dobbert, Dr. Ed. Die Darstellung des Abendmahls durch die byzantinische Kunst. gr. 8. 66 S. Leipzig, 1872. E. A. Seemann. 20. Sgr.

Eine Brochüre, die uns zum Danke verpflichtet, denn der Verf. beleuchtet hier einen Gegenstand, der nicht nur für die christliche Kunst, der auch für das kirchliche Leben von höchster Wichtigkeit ist, dessen Darstellung in den einzelnen Perioden der Kirchengeschichte uns zugleich einen tiefen Blick thun läßt in den Grad, in welchem einzelne Zeitalter die

Bedeutung des Abendmahles erfassen. Der Verf. hat sich speziell die Durchforschung der byzantinischen Darstellungen erwählt und zwar zunächst im Gegensatz gegen Kiegel's Buch: „Ueber die Darstellung des Abendmahles besonders in der toskanischen Kunst.“ Derselbe berührte hiebei allerdings mehr nur gelegentlich die Arbeiten der byzantinischen Kunstperiode, hat dieß aber in einer Weise gethan, daß er zur Correctur seiner Behauptungen herausforderte. Er sprach nur von der conventionellen Schwäche dieser Kunst, er sah in ihren Leistungen geheimnißvolle Hintergedanken und symbolisierende Neigungen der Künstler. Dem byzantinischen Geiste, sagt er, kam es nicht auf einfache Darstellung wie Thatfachen an, vielmehr übertrug er seine Neigung, dogmatischen Geheimnissen bis in ihre feinsten Verborgenenheiten selbst mit Spitzsündigkeit und Sophisterei nachzuspüren, auch in die Kunst. Dem gegenüber macht nun Dobbert geltend, daß Jener eigentlich byzantinische Darstellungen gar nicht gekannt habe, daß er diejenigen Bilder, welche er als byzantinisch bezeichnet, gar nicht als solche habe aufführen dürfen, da die von ihm geschilderten entweder unter abendländischem Einflusse und im Occidente, oder von romanischen Künstlern ausgearbeitet seien. Wir müssen dem Verf. hierin durchaus Recht geben, und danken es ihm, daß er nun uns wirkliche byzantinische Darstellungen des Abendmahles vor Augen führt und daran die wirklichen, nicht blos eingebildeten Eigenthümlichkeiten der byzantinischen Kunst zeigt. Durch eifrige Nachforschung in der Petersburger Bibliothek, durch sorgfältiges Studium der in Rußland über die altkirchlichen russischen Denkmäler erschienenen Schriften, durch gründliche Einsichtnahme der reichen Miniaturen-Schätze der Münchner Staatsbibliothek ist es ihm gelungen, uns eine so reiche Uebersicht über wirklich byzantinische Abendmahls-Darstellungen zu geben, daß wir uns ein solides Urtheil über die Eigenthümlichkeit dieser Kunstperiode verschaffen können. Da sehen wir nun, daß es jener Kunst eigen war, den Abendmahls-tisch halbrund darzustellen, Christus ist gewöhnlich an der linken Ecke des Tisches gelagert, Judas erscheint nicht isolirt, sondern mitten im Kreise der Jünger. Er kommt zu der Ansicht, — ob diese freilich stichhaltig ist, bedarf noch genauerer Untersuchung — daß der Orient den Text des Matthäus, des Apostels des Ostens, vor Augen hatte, während der Occident den des Johannis-Evangeliums der künstlerischen Darstellung der Verathungsverkundigung zu Grunde legte. Er findet als Unterschied zwischen der Kunstentwicklung

des Morgenlandes und Abendlandes, daß in letzter sich je länger, je mehr ein freierer, individueller Geist geltend machte, der die Künstler zu selbständigen originellen Werken trieb, während in der byzantinischen Kunst gerade im Gegentheil die Freiheit immer mehr beschränkt wird, bis die typische Auffassung die individuelle gänzlich überwuchert; aber er hebt auch hervor, daß man dieser Unrecht thue, wenn man ihr, namentlich in ihren früheren Schöpfungen und in den Werken, welche für den Privatgebrauch bestimmt waren, jegliche freiere Kunstbewegung abspreche. Die eigentlich historische Darstellung des Abendmahls läßt er mit dem 6. Jahrhundert beginnen, wo die eigentliche Communio noch als die Hauptsache erscheint, bis dann später die Kunst sich hauptsächlich an jenen dramatisch wirksamen Moment der Ankündigung des Verraths hielt und diesen in verschiedenster Weise zur Darstellung brachte. Die mitgetheilten Holzschnitte und die genauere Beschreibung vieler einzelner Bilder machen das Werk für den Kunstfreund besonders wichtig. E.

Liszt, Franz. Robert Franz. H. 8.
56 S. Leipzig, 1872. Leuckart. (Abdruck eines Aufsatzes aus der „Neuen Zeitschr. f. Musik“.) 10 Sgr.

Mögen Musikreformer auch noch so verzehrte Richtungen einschlagen: Franz Liszt ist (S. 8) überzeugt, daß sie nicht deshalb, sondern nur weil sie noch zu den Lebenden gehören und nur weil sie es anders, nicht weil sie es schlechter machen, als die alten Meister, den „unaufhörlichen Verbannungsdekreten und Anathemen“ ausgesetzt sind. So trefflich aber die lebenden Musiker, so verwerflich sind die lebenden Kritiker; denn ihr Studium der alten Meister ist ein „oberflächliches“ und „niemals“ begeben sie sich auf den Standpunkt des kritisirten Künstlers, um seine Intentionen verstehen zu lernen. Dadurch schaden sie aber der Kunstentwicklung, weil „schaffende Naturen“ (man denke an Rich. Wagner) „gerade durch ihre Bescheidenheit leicht in Zweifel an sich selbst gerathen.“

Was diese Diatribe als Einleitung zu einer Biographie des Viedercomponisten R. Franz solle, ist uns unerfindlich. Rob. Franz, gebo 1815 zu Halle, hatte keine Lust zu den alten Sprachen, widmete sich lieber der Musik, studirte diese unter Friedrich Schneider, ward Organist in seiner Vaterstadt, machte sich durch Herausgabe und Arrangement vieler Compositionen von Seb. Bach und Händel verdient, und componirte nebenbei Lieder von Eichendorff, Geibel, Lenau, Heine u. a., im ganzen

24 an Zahl, die in der Art der mehr declamatorischen als melischen Behandlung sich an Schumann's Weise angeschlossen, und Freunde fanden und weiter finden werden unter denen, welche an dieser Art der Behandlung ihr Gefallen finden. Dieser einfache Lebenslauf eines recht wackern und verdienten Mannes wird nun von Fr. Liszt aufgebauscht zur Geschichte eines verkannten Genies. Die Gymnasialstudien werden als die „sogenannte ernste Seite des Jugendlebens,“ die „zum Erlangen eines wohlgefehrten, wohlstylisirten behaglichen Philistertums“ führen, verspottet, das Verlassen des Gymnasiums als eine moralische Heldenthat hingestellt; auch Fr. Schneiders contrapunktlicher Unterricht wird als Pedanterie dargestellt, von welcher der Genius des Schülers sich sofort frei gemacht habe; „die Form, die man ihm als Wesenheit der Kunst gezeigt hatte, verlor für immer in seinen Augen ihren unantastbaren Charakter.“ Emancipation von Form und Regel — darin besteht ja nach der Meinung der Zukunftsmusiker die wahre Kunst. Ob aber Rob. Franz Ursache hat, für eine solche Biographie dankbar zu sein, möchten wir bezweifeln.

A. E.

Schöberlein, Dr. Ludw. Schatz des liturgischen Chors und Gemeindegesangs nebst den Altargesängen in der deutschen evangelischen Kirche — unter der musikalischen Redaktion von Friedr. Riegel für den Gebrauch in Stadt- und Landkirchen herausgegeben. 3. Band. 7. Liefg. gr. 4. Göttingen, 1868 bis 1872. Vandenhoeck und Ruprecht. 1 1/3 thlr.

Die siebente Lieferung dieses 3. Bandes ist nun mit dem Beginne des Jahres 1872 erschienen und damit hat auch dieser, der letzte Band des großen, bedeutenden Werkes seinen Abschluß gefunden. Es liegt nun das ganze Werk, das im Jahre 1865 von den beiden Verfassern begonnen wurde, uns vor Augen und wir müssen im Anblicke desselben erklären, daß es einzig in seiner Art dasteht, daß es Alles bietet, was die evangelische Kirche zur Verschönerung ihres Gottesdienstes bedarf. Es ist kein konfessionelles Werk; Alles, was es Großes und Schönes und mit dem lauteren Evangelium Uebereinstimmendes gefunden hat, in jeder der christlichen Kirchen, das hat es gesammelt und hier zu einer schönen, organischen Einheit verarbeitet. Hat es auch vorwiegend aus den Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts geschöpft, weil hier die

größten Meister kirchlicher Musik aufgestanden sind, so hat es doch auch das Treffliche und Auserlesene anderer Jahrhunderte nicht verschmäh't, wie denn überhaupt der Herausgeber in seiner Anschauung vom christlichen Gottesdienste in urkatholischen Prinzipien, die zugleich die urevangelischen sind, wurzelt. Darum können auch alle Denominationen der evangelischen Kirche diese Schätze nützen. Auf diesem Gebiete heiliger Andacht giebt es eine wahre Unität, der Lobpreis der großen Offenbarungsthatfachen ist ja ihr Gegenstand, und so wird dieses Buch wohl auch in allen evangelischen Landeskirchen seine Verbreitung finden. Für den einzelnen Freund kirchlicher Musik ist allerdings der Preis des ganzen Werkes ein hoher, 22½ thlr., allein ein Werk von so universaler Bedeutung und so großer Wichtigkeit mußte nothwendig auch eine glänzende Ausstattung erhalten, und diese hat die Verlagshandlung mit edelster Opferwilligkeit in reichster Weise gewährt. Format, Papier, Druck, die Sorgfalt der Correktur und die splendiden hiezu gelieferten Einbände sind alles Lobes werth, es ist ein wahres Prachtwerk geworden, dessen Anschaffung aus Kirchenkassen besonders zu wünschen ist, um dasselbe so den Pastoren und Cantoren zur Benützung zugänglich zu machen. Bereits hat denn auch die preussische wie hannoversche Kirchenbehörde den Kirchen-Vorständen die Ermächtigung ertheilt, das ganze Werk aus Mitteln der Kirchenärare anzuschaffen, um so die Verbreitung desselben zu fördern und es für die Gemeinden nutzbar zu machen.

Und solchen gesegneten Nutzen kann dieses Werk in reichem Maße schaffen, denn es ist so praktisch angelegt, daß es für den einfacheren, wie reicheren Kultus gleich sehr verwendet werden kann. Es ist nun am Schlusse auch mit so trefflichen Registern versehen, daß man sich in dem allerdings bedeutend umfangreichen Werke bald heimlich finden und wenn es sein muß, auch mit reichem Wechsel in den Formen sich desselben bedienen lernen wird. Der Verf. hat eine ungemeine Menge der trefflichsten alten Liederfamilien und Musikwerke studirt und hat mit seinem Mitarbeiter, dem Professor Riegel am k. Conservatorium zu München, das Edelste und Trefflichste der Vorzeit ausgewählt und letzterer hat eine bedeutende musikalische Arbeit in diesem Werke niedergelegt. Schöberlein aber hat den reichen vorliegenden Stoff nach den trefflichen liturgischen Prinzipien, die er schon in frühern Schriften ausgesprochen hatte, so meisterhaft geordnet, daß man wohl am besten thun wird, seiner Vorschläge, die auf freiem Verständnisse der Liturgie und auf gründlichen geschicht-

lichen Studien ruhen, zu folgen. Doch ist das Ganze immer so geordnet, daß auch für eigne, freie Wahl reicher Stoff vorhanden ist und überhaupt das ganze Werk zur eignen gründlichen Vertiefung in die herrlichen Schätze unsrer geistlichen Musik gereichen kann.

Wie viel ist darin noch zu thun! Wie weit stehen wir hinter den Bildungsanstalten früherer Jahrhunderte in dieser Beziehung zurück! Der Verf. nimmt öfter Anlaß, auch daran zu mahnen, und es ist vielleicht gut, ein hochmüthiges Geschlecht, wie es viele unsrer modernen Pädagogen sind, daran zu erinnern. Was haben doch unsre alten Cantoren in dem Fache heiliger Musik geleistet, was haben sie mit ihren Chorschülern, ja mit ihren Schulen aufzuführen unternommen. Stücke, an die sich nun keiner mehr mit seinen Leuten himmelt. Sie sind doch die Schulfeste der Alten von geweihtem Gesange und edler geistlicher Musik verkörpert gewesen, was man jetzt wenigstens selten nur findet. Was haben unsre Gymnasien mit ihren Chören sonst geleistet und mit welcher ganz anderem Verständniß der Kirchenmusik gingen damals die Pastoren in ihr Amt, als heutzutage. Die Welt hat die Gefangenschaft mehr und mehr verloren, sie ist abstrakter, trockener, kahler, verstandesmäßiger geworden. Im Volke ist der Gesang geistlicher Lieder mehr und mehr verschwunden, ja es giebt selbst Geistliche, in deren Familien nie ein geistliches Lied erklingt. Da kommt Manchem dieses Werk doch als ein Gewissenswecker und zeigt ihm, welche reiche Schätze er habe und daß er nur zugreifen dürfe, um die köstlichsten Früchte zu genießen. Hier in diesem Werke ist wahrlich ein großer, umfangreicher Garten mit den edelsten Bäumen erschlossen, die alle reich bedeckt sind mit schmackhaften Früchten. Aber zugreifen muß man, benützen muß man lernen, was geboten ist. Es muß wieder mehr Verständniß der schönen Gottesdienste unsrer Kirche erzeugt werden, dann erst wird ein Hunger nach dieser schmackhaften Kost entstehen.

Dieses Verständniß aber, das hebt der Verf. mit Recht hervor, wird nur erzeugt, wenn es bei der Vorbildung der Geistlichen und Cantoren besonders ins Auge gefaßt wird. Dieß werden die Haupthebel für die Förderung wahrhaft schöner evangelischer Gottesdienste sein. Die Lehrer müssen auf den Seminarien schon nicht bloß eine Theorie des Kirchengesanges hören, sondern müssen praktisch mit den wesentlichen Stücken der Liturgie vertraut gemacht werden, ja ihr ganzer Hausgottesdienst soll liturgisch geregelt sein. Die Theologen sollen auf Universitäten nicht bloß Liturgik hören, sondern sie sollen in einem

liturgischen Seminar in die Kenntniß der wichtigsten liturgischen Schätze eingeführt und soll ihnen Gelegenheit gegeben werden, kirchlichen Gesang selbst zu üben. Dann wird wohl der vielfache Indifferentismus gegen dieses wichtige Gebiet unsrer Kirche schwinden.

Dann erst, wenn einstens dieser Sinn für die erhabene Schönheit eines reich belebten, wahrhaft evangelisch vollendeten Gottesdienstes erreicht sein wird, dann wird auch dieses große Sammelwerk der edelsten Schätze unsrer Kirchenmusik vollständig gewürdigt und mannigfach benützt werden. Bis dahin bleibt es ein Werk der Hoffnung. Aber einen Anstoß wird es geben, und gar Mancher, der einen tieferen Blick in diese reichen Schätze thut, wird von einer mächtigen Sehnsucht ergriffen werden, solchen Reichtum zu besitzen und wird wenigstens einstweilen sich zu eigen machen, was in kleinerem Kreise durchführbar ist.

Indessen hat die evangelische Kirche Deutschlands alle Ursache, den beiden verdienstvollen Verfassern dieses Werkes ihren aufrichtigen Dank auszusprechen, daß sie begeistert von der erhabenen Idee, einen wahrhaft würdigen und vollendeten Gottesdienst der Kirche zu verschaffen, nicht müde in ihrer anstrengenden Arbeit geworden sind. Mögen sie von Jahr zu Jahr mehr eine erquickende Ernte von ihrer Ausfaat sehen! E.

Bach, Joh. Seb. 24 geistliche Lieder für eine Singstimme componirt.
Ausgewählt und nach des Componisten bezißertem Bass mit Klavier- oder Harmonien-Begleitung versehen von J. Zahn. in 4. 39 S. Nürnberg, 1872. Gottfr. Böhle. 15 fgr.

Die Lieder sind sämtlich dem „musikalischen Gesangbuch von G. Chr. Schemelli 1736 entnommen und wie der Herausgeber das in der Vorrede nachweist, als Compositionen Bachs mit Sicherheit anzuerkennen mit Ausnahme von dreien, bei denen Bachs Autorschaft nur als wahrscheinlich betrachtet werden kann. Die Begleitung ist nach Bachs Bezeichnung gegeben. So haben wir hier nichts zu recensiren und zu kritisiren, da wir es mit dem ehrwürdigen Meister Bach zu thun haben. Vielmehr haben wir dem auf diesem Gebiete bewährten Herausgeber nur zu danken, daß er uns die auch dem Texte nach guten Lieder durch die schön ausgestattete Heft zugänglich gemacht hat. Die mehr arienhaften und darum zum kirchlichen Gebrauch nicht wohl verwertbaren Lieder würden sonst der Vergessenheit anheimfallen und das wäre zu beklagen.

Wer auch zu Hause seinem Gott lob-singen und sich an geistlichen lieblichen Liedern erquicken will, der mag getrost nach vorliegender Sammlung greifen. D.

III. Referate aus Zeitschriften.

Deutsche Blätter, 1872. Januar—März.

Dr. Hugo Hälschner in Bonn bespricht in zwei längern Artikeln den deutsch-französischen Krieg und das Völkerrecht. Im ersten, allgemeinen Theil knüpft er mit Trendelenburg („Lücken im Völkerrecht. Betrachtungen und Vorschläge aus dem Jahre 1870“) seine völkerrechtlichen Betrachtungen über die Kriegsgereignisse an Kant's „Philosophischen Entwurf zum ewigen Frieden“, und sagt u. a. S. 20 f.: „Wenn in Art. 8 des Pariser Friedens von 1856 die contrahirenden Mächte feststellen, daß, im Falle einer den Frieden bedrohenden Differenz der Pforte und einer der andern Mächte, die streitenden Parteien verpflichtet sein sollen, vor Anwendung von Gewaltmaßregeln die Vermittelung der übrigen Contrahenten anzurufen, so handelt es sich doch eben darum, vertragsmäßig eine Autorität zu begründen, von welcher man voraussetzt, daß sie

im allgemeinen Interesse Europas gewißt sein werde, einen Anspruch zu Gunsten des Rechtsfriedens zu fällen, und mächtig genug, um ihm Nachdruck zu verleihen. Im Hinblick auf die jüngste Vergangenheit müssen wir nun freilich das beschämende Geständniß wiederholen, daß schließlich die politische Praxis im Jahrhunderte langen opfervollen Kämpfen keine bessern Erfolge erzielt zu haben scheint, als die Theorie. Mag der Krieg von 1870 das notwendige und folgerechte Ergebnis der französischen Staatsentwicklung sein, . . . ein Ergebnis, in welchem wir einen Act göttlicher Gerechtigkeit sich vollziehen sehen, — vom völkerrechtlichen Gesichtspunkt aus erscheint jener Krieg als ein grund- und rechtloser räuberischer Ueberfall, als ein völkerrechtliches Verbrechen ohne Gleichen. Und wo war die das Recht schützende Macht des europäischen Staatensystems? Raum

daß man, von schließenden Thaten zu schweigen, ein lautes und entschiedenes Wort zu Gunsten des Rechts und der gerechten Sache Deutschlands vernahm. Gewiß danken wir Deutsche Gott, der es so und nicht anders gefügt, der es uns beschieden hat, allein und durch eigene Kraft den Sieg zu erringen und die Aufgabe endlich zu vollziehen, die uns schon 1806 Fr. v. Gentz mit den Worten stellte: „Europa ist durch Deutschland gefallen, durch Deutschland muß es wieder emporsteigen.“ Aber hüten wir uns, einen Zustand, in welchem Dasein und Recht eines jeden Staates nur auf der eigenen Macht beruht, hüten wir uns, den von Napoleon III. geschaffenen völkerrechtlichen Zustand Europas als den normalen und bleibenden zu betrachten und zur Grundlage der völkerrechtlichen Theorie zu machen.“ . . . Der II. Artikel behandelt die besonderen durch den jüngsten Krieg angeregten Fragen und constatirt u. a. (S. 165) als Ergebnis der sorgfältigen Untersuchungen eines unbefangenen urtheilenden Ausländers (Kolin Jaquemyns, Revue de droit internationale 1870 & 1871), daß dieselbe die vom deutschen Bundeskanzler gegen die französische Kriegführung erhobenen Beschuldigungen als wohl begründet und gerechtfertigt erachtet. — Dr. H. v. D. Goltz in Basel fährt fort, den „kirchlichen Frieden im deutschen Reich“ zu besprechen und behandelt III. die christliche Theologie und die Weltwissenschaft, wobei einige gewagte Behauptungen mit unterlaufen. — Von Dr. J. Chr. R. v. Hofmann in Erlangen ist die besonders den Herrn Studiosen zur Beherzigung zu empfehlende Prorektoratsrede mitgeteilt: „Die Universitäten im neuen deutschen Reich.“ Den Beschluß des Januarheftes bildet: Il papa nero, Fünfunddreißigster Gesang zu Dante's „Hölle“, deutsch von S. W.; interessant durch die überraschenden Streiflichter, welche dieser Gesang des wunderbaren Dichtersfürsten auf die correlativen Ereignisse der Gegenwart wirft. — Das Februarheft bringt „Nachträgliche Glossen zur Berliner October-Verammlung“ von Th. Weber, Pfarrer in Barmen. Wir pflichten diesen „Glossen“ fast vollständig bei, jedoch einschließend der Redaktionsbemerkung betreffend die Notwendigkeit einer Anerkennung der lutherischen Kirche als solcher. Uebrigens möge allseitig beherzigt werden, was der Verf. S. 87 sagt: „Nie ist die Lage der evangelischen Kirche eine so bedrängte gewesen. Sie ist wie eine belagerte Stadt. Von der einen Seite drängt der Romanismus, von der andern der Unglaube heran. Beide warten nur der Stunde und sehen dieselbe bereits nahe, wo sie über den Trümmern der evangel. Kirche triumphieren wollen. Nie hat uns Einigkeit so noth gethan, als jetzt.“ . . . Es folgt die Fortsetzung der trefflichen Abhandlung von G. M***: Das Elsaß und seine Bedeutung für Deutschland.“ Zunächst wird die Besprechung der kirchlichen Zustände zu Ende geführt, worin zugleich eine Ehrenrettung Fabri's liegt. Am Schluß heißt es: „Die Gemeinden müßig zu sprechen, dazu wäre jetzt und in den nächsten Jahren, so lange die politische Aufregung sich nicht gänzlich gelegt hat,

die Zeit am ungünstigsten. Bis dorthin mag allerdings die Verfassung bleiben wie sie ist. Auch für Generalisynoden ist die Atmosphäre noch nicht windstill genug. Aber das Eine dürfen wir nicht müde werden, von der einfachen Gerechtigkeit einer deutschen Regierung zu fordern, daß, nachdem sie das Bekenntniß unserer Kirche anerkannt, sie auch in richtiger Konsequenz bei den durch sie zu ernennenden Mitgliedern des Directoriums die Treue gegen dies Bekenntniß zur ersten Bedingung mache.“ Seine Betrachtung über die Bedeutung des Elsaß für Deutschland schließt der Verf. (S. 113) mit folgenden beachtenswerthen Worten: „Die conservativen Mächte der Zucht, des Auctoritätsgefühls, des Christenthums sind es, die Deutschland zu dem gemacht haben, als was es vor unser Aller Augen dasteht; nur an der Hand dieser Mächte kann es siegreich auf die Schlangen treten, die links und rechts am Wege lauern. Wenn Elsaß-Lothringen uns wie eine Warnungstafel erschien, nie wieder in die politischen Sünden der Väter zurückzufallen, so ist es nicht minder eine Mahnung an das Gewissen der deutschen Nation und ihrer Regierung, im thatsächlichen Bekennen eines gläubigen Christenthums sich das Herzblut gesund zu erhalten, um der Fäulniß zu entgehn, die sich bei Völkern anzusetzen droht, die reich und satt geworden sind.“ — Die „Ethischen Studien nach Rich. Rothe“ von Ludwig Fürst zu Solms, sowie „Abame Swetchine“ von Dr. F. H. Geßlen in Hamburg, desgleichen im Märzheft die „Beiträge zur Kenntniß des Falles des Heidenthums“ von Dr. Lotholz in Zeitz sind zwar nicht uninteressant, scheinen aber doch dem Programm der „Deutschen Blätter“ etwas fern zu liegen. Dagegen führen uns die Aufsätze: „Wo sind die starken Wurzeln unserer Kraft? Gedanken eines bekehrten Particularisten über die Begründung des deutschen Kaiserreichs“, von Prof. Mart. Kähler in Halle; ferner „Zur Erinnerung an den Einzug in Paris“ von dem Divisionspfarrer Lohmann in Wiesbaden, und die kirchenpolitische Correspondenz aus Berlin von P. P. in Berlin, so recht mediam in rem hinein. M.

Die „Deutsche Warte“ ist ohne Veränderung in Ausstattung oder Tendenz seit Anfang d. J. 1872 in den Verlag von D. Wigand in Leipzig übergegangen. Aus den vorliegenden 6 Heften des 1. Quartals notiren wir Folgendes: Die instructive historisch-politische Umschau liefert nach wie vor Herr v. Wydenbrugg, und zwar bisher monatlich, jedoch vom 2. Quartale an in jedem Hefte, also halbmönatlich, was ohne Zweifel zweckmäßiger ist. Von sonstigen in das Gebiet der Politik, Geschichte und Culturgeschichte einschlagenden Artikeln führen wir an: Ein Wort zu dem für 1872 in London projectirten internationalen Kongreß von Strafanstaltsbeamten und Freunden von Reformen im Gefängnißwesen, von B. Bartling; die Bourgeoise in Frankreich und die Mittelklassen in England, von Demsel.

ben; die Unterschleife in Neu-York, von Demselben. Wie kam es doch, daß plötzlich ein einziges Blatt, die „Neu-York Times“, es wagte, die seit Jahren bekannten und doch nicht angefochtenen Unterschleife des „Tammany-Kings“ (einer irischen Clique, in deren Händen sich die Regierung der Stadt befand), an das Licht zu ziehen und daß sie, ohne Unterstützung seitens ihrer Colleginnen, mit Hoffnung auf endlichen Sieg ruhig ihres Weges wandelte? Die Antwort auf diese Frage, wie sie hier gegeben wird, dürfte für jeden Leser überraschend sein: Die Siege unserer Brüder bei Metz und Sedan und die durch diese Siege der Deutschen hervorgerufene Enigheit nicht bloß in ihren Gauen, sondern über den ganzen Erdbreis, waren die mittelbare Veranlassung zum Auftreten der Times. Die nähere Nachweisung ist bei dem Verf. nachzulesen. Kurz hervorzuheben wollen wir jedoch noch die Nutzenanwendung, die der Verf. aus den aufgedeckten Uebelständen für die Deutschen zieht: „Wenn auch zugegeben werden muß, daß der Sittenverfall in den großen Städten der Union zum großen Theil den irischen Einwanderern und dem Einfluß des katholischen Klerus beizumessen ist, so muß man doch auch wieder zugeben, daß in weniger gesunkenen Gemeinwesen dieselben Resultate aus der Dissociation der politischen Gewalt von der Steuerpflicht folgen müssen. Es ist geradezu ein Verbrechen, die pecuniären Lasten auf die Schultern der Wohlhabenden zu werfen, damit sie von den Erwählten des Pöbels vergeudet werden. . . Der wählende Pöbel, oder um uns eines feineren Ausdrucks zu bedienen, die Herren von der Strafe und aus den Schnapsläden, für die auch bei uns die socialen Propheten die Herrschaft verlangen, nicht etwa um den Mob moralisch zu bessern, sondern um mit seiner Hilfe auch ein wenig Tweed und Conolly spielen zu können, freuen sich der Demüthigung, welche sie den gedeihenden Klassen auferlegen, und sind stolz auf die Kühnheit und Unverschämtheit, mit der ihre Repräsentanten die einschaffen Gesetze der Moral herausfordern.“ . . Wir notiren ferner, die Würdigung des Historikers Indw. Häuffer, von R. Janitz; Albr. von Graefe und seine Verdienste um die Augenheilkunde, von Dr. L. Laqueur (für jeden gebildeten Laien verständlich); das Pariser „Journal des Economistes“ und der Krieg, von A. Emminghaus, vortreffliche Nachweisung der grenzenlosen französischen Verblendung selbst auf anscheinend ganz neutralem Gebiete. So schreibt Fr. Garnier u. a. im Economiste (Decemb. 1870): „Die Regierungen von Paris und Tours haben unter diesen Umständen nur die Fortsetzung des äußersten Widerstandes ins Auge fassen können. . . Viel edles Blut mußte noch fließen, weil es einem mythischen und feudalen (!) Könige und seinem ehrgeizigen Minister — beide die Repräsentanten der schlechten Instinkte ihrer Race — gefällt, nach der Parade auf dem Boulevards von Paris zu trachten, um dann triumphierend in das decimierte, verarmte und bald völlig gefnechtete (!!) Deutschland zurückzufahren.“ . . Die Januar-Chronik des Economiste aus der Feder dieses selbstigen „homme sensé“

belehrt uns sogar, daß die Belagerungs-Artillerie vor Paris Ordre gehabt habe, mit ihren Geschossen vorzugsweise Greise, Kranke, Frauen und Kinder zu treffen! — Aus der Todtenschau gehören hierher die Namen Vermorel und Fel. Darbois. Gut orientirend ist auch „Das erste Regierungsjahr König Amadeo's von Spanien“, von Karl Schmeibler; ebenso Rumänien im Jahr 1871, von Demselben. — Auf Kirche und Schule beziehen sich: „Die drei Heerlager zu München, Darmstadt und Berlin, eine kirchenpolitische Rundschau“, und: „Zur Frage der confessionslosen Schulen“, von Dr. Wittstock, beide Aufsätze vom protestantenvereinigten Standpunkt aus geschrieben. Dagegen: „Eine brennende Frage in der Bildung der Gegenwart“, von Hans Prutz, vertritt den idealistischen Humanismus gegenüber dem materialistischen Realismus und fordert „gänzliche Aufhebung der Realschulen im heutigen Sinne des Wortes auf der einen, theilweise Reform der Gymnasien auf der andern Seite“. — Mit Literatur und Kunst befaßt sich: „Homer im Englischen“, von Dr. Rud. Doehn; „Die Kunst im Hause“, von Dr. Bruno Meier; „Der Naturalismus“, von Demselben, eine sehr beachtenswerthe Studie über das geistige Leben der Gegenwart. Der Ursprung des siebenjährigen Krieges, von Leop. v. Ranke; Otto Ludwig und sein Tagebuch, von Alb. Lindner; Das Shakespeare-Jahrbuch, von Demselben; Französische Volksliederdichter, von Fr. C. Peterssen; Seb. Brand's Narrenschiff, herausg. von R. Simrock u. — Speciell Theater und was damit zusammenhängt, behandelt Dr. Bruno Meyers Studie über „Fernande“ von Victorien Carbon, ein Demi-Monde-Stück, welches in Berlin mehr als 90 mal (!) über die Bretter gegangen ist; Ueber Mosenthal's „Isabella Orsini“, von G. Hartung; Das oberammergauer Passionspiel, von Redakteur Dr. Bruno Meyer, eine liebevoll eingehende kulturhistorische und kunstkritische Studie vom höchsten Interesse, zumal für Theologen; Bogumil Dawison, von R. Koberstein. Aus der Todtenschau des 1. Januarheftes gehört hierher auch der Name Herm. Hendrichs, Heinr. Marr u. — Das Gebiet der Volkswirtschaft ist vertreten durch: Erfindungs-Patente, von A. Emminghaus; Moor-Cultur im nordwestlichen Deutschland, von A. Lammers; „Das Princip der letzten Volkszählung vom 1. December 1871 und ein Reformvorschlag“, von Dr. C. Bruch. Aus der Bücherchau ziehen wir hierher: Geheime Geschichten der internationalen Arbeiter-Association von Nslo w York. Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Verlag von Franz Dunfer. 1872. — Naturwissenschaft und Technologie kommen ebenfalls zu ihrem Recht durch: Die titthonische Stufe, von L. Württenberger, Dampffestexplosionen (S. 55); aus der Todtenschau gehört hierher: Charles Babbage, Englands bedeutendster und thätigster Mathematiker und Mechaniker (S. 382).

So eben kommt uns noch das 7. Heft des II. Bandes (das 1. Aprilheft) der Deutschen Warte zu Gesicht. Wir tragen daher

deren Inhalt hiermit nach. Hans Prutz bespricht, im Anschluß an „G. Vogt, die deutsche Kaiserfagen“ in v. Sybels Hist. Zeitschrift XIII. 3, „das Nachleben der Kaiseridee bei dem deutschen Volke“. Er zeigt, wie der Kaiser Friedrich, von dem die deutsche Sage erzählt, von dessen Wiederkehr die kindlichen Gemüther früherer Generationen die Wiederherstellung des deutschen Reiches in seiner alten Macht und Herrlichkeit erwarteten, nicht der in den Fluthen des Seldsch ertrunkene Rothbart ist, sondern sein größerer Enkel, „der genialste und gewaltigste aller Staufern“, Kaiser Friedrich II. Den Schwerpunkt der ersehnten Thätigkeit des wiederkehrenden Kaisers aber habe man mit dem gläubigen deutschen Volke auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens zu suchen, da mit der Wiederkehr des Kaisers die Pfaffenherrschaft zu Grunde gehen werde. „Hier stoßen wir auf den tiefen Kern und das eigentliche Wesen jenes dem deutschen Volke innewohnenden Glaubens, auf die einstige Wiederkehr Kaiser Friedrichs: in demselben sieht es den berufenen Gegner der unwürdigen Pfaffenherrschaft ein Ende machen, das von den Pfaffen in die Welt gebrachte Gekäl zum Schweigen zu bringen und damit einen ewigen Frieden herstellen: nicht als Erneuerer des Reiches, sondern als Reformator der entarteten Kirche sollte Kaiser Friedrich noch einmal zum Leben erwachen. Die antihierarchische und antipapstliche Tendenz ist ganz unverkennbar. . . . Ein tiefer Sinn liegt in diesem Ergebnis, eine große historische Perspektive eröffnet uns dieses Eingehen in die räthselhaften Gebilde der ihren eigenen Weg überraschend schnell verzessenden Volksephantasie. War in Deutschland ein katholisches, ein in Rom wurzelndes Kaiserthum möglich? Die Nothwendigkeit des protestantischen Kaiserthums scheint sich aus von hier aus so zu sagen auf völlerphysiologischem Wege zu erweisen: seit Jahrhunderten hat es dem deutschen Volke sein eigener Instinkt, haben es ihm die unwillkürlich entstandenen und nicht verstandenen Gebilde seiner Phantasie gesagt, wo es seine Hauptfeinde zu suchen, von wo es die größte Gefährdung seines nationalen und politischen Heiles zu fürchten habe. Dessen also möge man sich bei uns in allen Epochen gerade in dem gegenwärtigen Augenblicke jederzeit recht bewußt bleiben.“ . . . — „Die evangelische Kirche und die „neue Aera“ in Preußen“ ist wieder ein Erguß protestantenvereinslicher Weisheit. Die Erklärung, welche Minister Falk während der Verhandlungen im Abgeordnetenhaus abgab: evangelische Geistliche würden möglicherweise von dem Amt der Schulinspektoren nirgends entfernt werden, wird für jeden „Kenner der jetzigen evangel. Geistlichkeit“ als Zeugniß angeführt: „daß die preussische Staatsregierung nichts weniger als einen Kampf für „Geistesfreiheit“ unternahm, sondern statt dessen einen Kampf lediglich für die gefährdete Staats-Dominanz.“ Ja wir lesen weiterhin die späte Bemerkung: auch der vielgefeierte fürstliche „Heros der religiösen Geistesfreiheit“, der an der Spitze der deutschen An gelegenheiten steht, und dessen Ruhm als Besieger

des Ultramontanismus von den Deutschen am Bodensee und Zürichsee mit gleichem Enthusiasmus gefeiert wird wie von den patriotischen Preußen an der russischen Grenzmark, sei seiner persönlichen Reizung nach bisher nichts weniger als ein Freund der liberal-kirchlichen Protestanten, deren Bestrebungen ihm in ihrem Wesen, soweit man sehen könne, kaum bekannt (??) seien, — denn sonst müßte (??) er längst ihr Förderer sein. Man sieht wohl, daß der neue Cultusminister den Ansprüchen dieser Herren gegenüber eine kaum minder schwierige Stellung haben wird, als sein Vorgänger gehabt hat. — Es folgt: Bernh. Scholz von Dr. Herm. Ethé — Scholz, neben Franz Grillparzer und Franz v. Elsholz das dritte Opfer, welches der Tod in den letzten Monaten „aus der päpstlich gesteuerten Menge wirklich verdienstvoller deutscher Dramatiker“ gefordert hat. Der Aufsatz: Mecklenburger Tageslöhnerverhältnisse, von Arnold Walthers, ist mit augenscheinlicher Sachkunde, aber auch mit Milde und Wohlwollen abgefaßt, wie man schon aus dem Schlußwort erkennen kann: „Eine solche gründliche Umwandlung alter Verhältnisse vorzunehmen ist freilich ein Riesenwerk, dem kein mittelmäßiger Staatsmann gewachsen sein dürfte. Daß es manchen Edelmann in Mecklenburg giebt, der ein Herz für das Wohl und Wehe seiner Leute hat, weiß jeder Sachverständige; ebenso, daß der Großherzog von Schwerin von dem redlichen Wunsche beseelt ist, Wandel zu schaffen; aber es fühlt sich jeder zu schwach, die Hand an's Werk zu legen, weil er die Folgen und Schwierigkeiten nicht übersehen kann.“ — Ein mit Sachkunde verfaßter, in seinen Ansprüchen maßvoll gehaltener Aufsatz von C. Schrader behandelt sodann die jetzt auf der Tagesordnung des deutschen Reichstages stehende Militär-Strafgesetzgebung. — v. Wydenbrugs Hist.-politische Umschau bespricht u. a. den Socialistenproceß in Leipzig und macht im Hinblick auf die in Frankreich am stärksten hervortretenden Reaction gegen communisistische Umsturzideen die Bemerkung: „Immerhin bleibt es lehrreich, daß gerade eine Republik zur Niederhaltung der Verren Liebnecht, Bebel und Genossen das Stärkste bietet und am rückwärtslofesten gegen ihre Verbindungen auftritt, während sie selbst nur die Republik als diejenige Form des Volkstaates wollen gelten lassen, welche sich mit ihren Interessen und ihren Zielen verträgt.“ — Die Völkerschau bespricht „Das norddeutsche Theater von Heinr. Laube“, die Todtenschau behandelt: Sir Edw. Lawr. Ellenborough, verläßt durch seine glänzende, wenn auch kurze Verwaltung des indobritischen Reiches; ferner Sir Rob. Impey Murkinson, Präsident der kgl. großbrit. geogr. Gesellschaft; ferner Jos. Gillot, den großen englischen Stahlheberrfabrikanten; ferner den bekannten amerikanischen General G. W. Halleck &c.

Das Ausland, 1872. Nr. 13—24.

Nr. 13. — Neue Forschungen in Centralasien. Von Fried. v. Hellwald III. Die geographischen Forschungen der Russen, besonders seit Humboldts Reise 1829, und namentlich seit Begründung der Petersburger Geogr.

Gesellschaft 1845, deren Reisende zuerst bis an die Grenzen der chines. Dsungarei und dann in die f. g. transilbanischen Regionen vordrangen; so Kowalewski, Semenow, Borzjow, Chanikow, Gotschew, Wenikow u.). — Ueber Farbensinn in sprachlicher Entwicklung (Linguistische Beiträge und Belege zu der zuerst von L. Geiger aufgestellten Behauptung, daß die Verschiedenheit der Farben sich nur allmählig dem Beobachtungsvermögen der Menschen erschlossen hätte. J. V.). „In dem sprachlichen Urgrunde liegen Blau und Weiß, Gelb und Blau, mit Blau, Gelb, Blau, Blau und Blau noch gewissermaßen in Einer Wiege. . . Das matte getrübbte Weiß, welches sich in unserem Gelb ausdrückt und sich in dem „Gelb“ fast noch verschleiert, kräftigt sich nun aber wieder durch Vertiefung der anhaltenden Verschattung und wird demnach, wie dieß unsere vortreffliche Sprache durch den volleren Vokal kennzeichnet, zum „Blau“ u.“ Mit solchen ethnologischen Klüften läßt sich unser Bedürfnis alles, auch das Unmögliche möglich machen. Sie erinnern lebhaft an jenen nachgiebigen Lehrer, der es keineswegs unrichtig fand, als sein fürstlicher Elende einen weißen Ofen schwarz nannte, weil man ja das Weiß als in's Graue spielend, hellgrau, grau, schwärzlich u. bezeichnen könne). — Der Besitz des Komadenlappens. Von H. Frauberger (Die Hunderte von Kenthieren, wonach der Reichtum der Lappen sich beziffert, repräsentierten in Wahrheit gar kein so hohes Kapital. 400 Kenthiere hätten einen Werth von c. 4000 Gulden; erst wer 4000 Kenthiere besitze, habe ein Kapitalvermögen von 40,000 Gulden u.). — Zustand der australischen Landwirtschaft. — Ueber die bedeutendsten Moscheen von Jerusalem und den daran haftenden Volksglauben (nach Ph. Wolffs Jerusalem, 3. Aufl.).

Nr. 14. — Einfluß der Ländergestalten auf die menschliche Cultur. 11. China und seine Cultur. Von Ose. Peschel. (Die herkömmliche Ansicht von einer starren Constanz der chines. Cultur seit Jahrtausenden sei durchaus irrig; durch die jüngsten sinologischen Forschungen eines Legge, Pauth, Chalmers sei vielmehr erwiesen: „daß die Bewohner des himmlischen Reiches fort und fort, theils durch eignes Nachdenken, theils durch Aufnahme fremder Gedanken, ihre Zustände verbessert haben“). — Der Aralsee und die Frage seines periodischen Verschwindens. (Ähnlich wie der zeitweilig austrocknende und dann sich wieder füllende Neufelder-See Ungarns, verschwinde der Aralsee zeitweilig ganz; wie denn das class. Alterthum und die folg. Zeit bis ins 6. Jhdt. v. Chr. gar nichts von diesem See wußten, vom Ende des 13. Jhds. aber bis in den Anfang des 15. ein vorübergehendes Sicheergießen des Neus in den Kaspi-See (!) stattfand und auch sonst sich noch mehrere interessante Abnormitäten bezüglich jenes Sees und seiner beiden großen Zuflüsse geschichtlich erweisen lassen). — Zur Geschichte der Gefäße (Nach dem deutschen Centralmuseum für Völkerkunde). — Das Christenthum auf Japan (Kurzer Abriss der Geschichte der bisher-

gen christlichen Missionen auf Japan, unter Bezugnahme auf die jüngsten Christenverfolgungen der japanesischen Regierung, welche nach dem Ref. durch die christl. Missionare selbst, zumal die katholischen, veranlaßt und verschuldet seien). — Zur Stellung der ägyptischen Frauen zur Pharaonenzeit. Von Dr. Mah.

Nr. 15. — Die Wichtigkeit der Thomson'schen Lehre vom endlichen allgemeinen Stillstande der Welt. Von Prof. Dr. Reuschle. (Die von Will. Thomson, von den deutschen Physikern Clausius, Helmholtz und W. A. aufgestellte Behauptung einer endlichen Entropie, d. h. eines allgemeinen Weltstillstandes und Todes als Zielpunktes, auf welchen die gegenwärtige Weltentwicklung laut der mechanischen Wärmetheorie hinführe, wird vom Ref. mit einleuchtendem physikalisch-mathematischen Raisonement bestritten und dabei auf Gelehrte, wie F. Mohr, J. R. Mayer als gleichfalls zu den Gegnern jener Annahme gehörig hingewiesen). — Zur Geschichte der Arbeit in Colonien. I. Die Sklaverei. (Der Ref. ist gegen den auf unbedingte und unvermittelte Abschaffung aller Sklaverei dringenden „Humanitätschwind“ der englischen Philanthropen und der nordamerikan. Abolitionisten. Als Hauptgegengrund gegen ihre Theorie und Praxis betont er u. a. die Thatsache einer erschreckenden Zunahme der Sterblichkeit unter den Negern Nordamerica's seit Lincoln's Emancipationsgesetz). — Pflanze nleuten. Von Paul Kummer (nachgewiesen z. B. an Tropaeolum majus, an dem Moos Schistotega osmundacea, an Calendula officinalis, Gorteria ringens, u. f. f.). — Ein arabisches Urtheil über europäische Zustände der Gegenwart. Reisebriefe aus dem Arabischen, von Staurophoros. (Hft. von Nr. 8; vgl. Allg. lit. Anz., Bd. IX, S. 468. Am Schlusse der nur allzuviel des Treffenden vom christl.-gläubigen Standpunkte aus über unsre überfeinerten und großentheils geradezu verderbten Sitten bebringenden Bemerkungen des naiven Arabers schreibt die Ned. des „Auslands“, charakteristisch für ihren Standpunkt: „Wir haben geglaubt, die relig. Anschauungen des arabischen Reisenden nicht unterdrücken zu sollen. . . . Daß dieselben ausschließliches Eigentum des Verf. sind und an dieser Stelle lediglich dessen subjective Auffassung auszubilden haben, bedarf wohl kaum der Erwähnung“). — Darwin und die praktische Philosophie. (Ausführliche Kritik des Versuches eines engl. Essayisten in „The Medical Times“, einen Theil der Darwin'schen Lehrlätze betr. den Kampf ums Dasein als mit den Principien wahrer Humanität und Moral streitend zu erweisen. Der Ref. warnt vor übereilten und verkehrten Versuchen zur Harmonisirung des Darwinismus mit den überlieferten Grundsätzen der Ethik, und neigt dazu, eher eine Modification der letzteren nach Maafgabe des unabänderlichen Naturgesetzes, welches Darwin entdeckt habe, als umgekehrt eine Correctur des letzteren nach dem Sittengesetze zu postuliren). — Einspruch gegen Homer's Blindheit. Von Wih. Jordan (Bei-

trag zu theilweiser Berichtigung der Geiger'schen Behauptung, Homer habe die blaue Farbe noch nicht von der schwarzen zu unterscheiden gewußt. Der Ref. macht dagegen besonders die Adjectiva *ioeidēs*, weissenähnlich, *ioeis*, violett, und *iodygeos* weissenwollig, geltend, berichtigt auch das von Geiger in Betreff der Ausdrücke *δακνιδίως*, *κναιεός* und *πορφύρεος* Bemerkte mehrfach, verwahrt sich übrigens gegen den Verdacht, daß er die Geiger'sche Theorie von einer nur allmählichen Erkenntniß der Farbendifferenzen seitens der Alten durchaus und in jeder Hinsicht verwirfe.

Nr. 16. — Ueber die Spuren der Steinzeit bei den Aegyptern, Semiten und Indogermanen. Von Dr. R. Passen-camp (Seit dem 4. Jahrtausend v. Chr. sei der Gebrauch von Bronzewerkzeugen überhaupt von Metallgeräthen bei den Aegyptern constatirt; aber vor 4000 v. Chr., unter der 1.—3. manethonischen Dynastie, hätten sich dieselben noch ausschließlich steinerne Waffen bedient (?)). — Das menschliche Gehirn. — Die Mythen der Guyana; ein Beitrag zur Naturgeschichte der Kosmogonischen Mythen von F. W. Noack (handelt besonders eingehend über die bekannte, schon von Humboldt aufgeführte Fluthsage der Tamaraten und deren merkwürdige Verhültnisse mit der Deukalion- und Noachsage, welche übrigens nach dem Ref. auf bloß zufälliger Ähnlichkeit beruhen und völkerverpsychologisch zu erklären sein soll). — Zur Geschichte der Arbeit in Colonien. II. Der Ersatz für die Sklaverei (Bildung freiwilliger Auswanderer-Colonien in den romanischen und germanischen Ländern Europa's im Mittelalter; Peonie in Süd- und Mittelamerika.) — Das Unterrichtswesen in den Vereinigten Staaten (befindet sich nach dem viele interess. statistische Belege beibringenden Ref. in zunehmender Verschlechterung begriffen. „Die Zunahme der Unwissenheit in den V. St. ist nicht mehr zu bezweifeln. Die Anzahl der Personen, welche weder lesen noch schreiben können, ist im steten Wachsthum begriffen. . . . Die Zahl der unterrichtslosen Schwarzen hat beständig abgenommen, jene der Weißen [ohne alle Schulbildung] dagegen beständig zugenommen, so daß sie sich binnen 30 Jahren [1840 — 1870] mehr denn verdreifacht hat“).

Nr. 17. — Das Volk der Chibcha (mächtiger und ziemlich civilisierter centralamerikanischer Volksstamm zur Zeit der spanischen Conquista, jetzt ganz ausgestorben. Die Hypothese eines japanesischen Ursprungs dieses Stammes verwirft der Ref.). — Ueber die geograph. Lage der Stadt Stockholm. Von J. G. Rohl. — Zur Geschichte der Arbeit in Colonien. III. Die Kulis (Trotz der haarsträubenden Details, welche der Verf. über das traurige Loos der Kulis beibringt, plaidirt er doch für die Beibehaltung des Kulihandels, besonders um der Guanogewinnung auf den China-Inseln willen, welche ohne Kulis unbaltbar verfallen und unmöglich werden würde. Er schließt mit den erbaulichen Sätzen: „Es bedarf eben keiner sonderlichen Weisheit, um einzusehen, daß, wo immer derartige Arbeit zu verrichten ist, man nur die

Wahl hat, die Arbeit entweder ganz ungeschehen zu lassen, oder aber sie trotz aller Opfer an Gut und Menschenleben zu vollbringen. Die Culturgeschichte lehrt aber, daß man — und dieß zu unsrem Glück — stets den letzteren Ausweg gewählt hat. Der für die Entwicklung der Menschheit daraus entspringende Gewinn, darüber kann kein Zweifel bestehen, wiegt im reichlichsten Maße den Untergang vieler Tausende auf [!]).

Nr. 18. — Mons Coelius. Von Dr. Rud. Kleinpaul. — Zur Geschichte der Arbeit in Colonien. IV. Die chines. Auswanderung. — Die Spielhäuser in Nordamerika (Haarsträubende Mittheilungen über diese aufs Glänzendste überfirnisten Brutstätten des Lasters, besonders über die New-Yorker Spielhöllen für die elegante Damenvwelt). — Die Insel Formosa im Chinesischen Meer (historisch-geogr., ethnographisch und handelspolitisch beleuchtet; geht durch mehrere Nummern hindurch). — Zur Geographie Aegyptens. V. Die Heptanomis. Von Dr. Lauth.

Nr. 19. — Runen und Runensteine Von Franz Maurer (Zeigt, daß die Wissenschaft der Entzifferung der scandinavischen Runen durch den Schweden Joh. Bureus unter Karl IX. 1599 begründet, durch Gustav Adolph weiter gepflegt und gefördert wurde und seitdem eine ziemlich ansehnliche Literatur producirt hat). — Ein Pionier des Handels (Kurze Skizze der abenteuerreichen Reise des brit. Kaufmanns L. Cooper durch Westchina und Tibet [in welchem letzt. Lande derselben wider Willen eine Tibetanerin von 16 Jahren heirathen und auf einer längeren Strecke seiner gefährvollen Wanderung mit sich nehmen mußte]. Auf Grund von dessen „Travels of a Pioneer of Commerce in Pigtail and Petticoats, or an Overland Journey from China towards India.“ Lond. 1871). — Ueber unsre gegenwärtigen Kenntnisse von der physischen Natur und Weltstellung der Cometen. Von Herm. J. Klein (schließt sich in allem Wesentlichen an die Zöllner'schen Forschungen und Hypothesen an). — Ein ausgestorbenes Volk in Kurland. (Auf Grund von F. J. Wedemann: „Ueber die Nationalität und Sprache der jetzt ausgestorbenen Kriewinen in Kurland.“ Petersb. 1871). — Zur Geschichte der Arbeit in Colonien. V. (Schluß; nochmaliges eifriges Plaidoyer für die Nothwendigkeit der Sklaverei oder irgendwelchen Surrogates für dieselbe zur Gewinnung der Producte heißer Länder). — Wirthschaftliches aus Dalmatien. — Die Tataren in der Krim.

Nr. 20. — Die Ethnographie der Südsee (Der Artikel unterscheidet drei Haupt-racen der Südsee-Bevölkerung: Australier, Papuas und Malaien, die letzteren wieder in die beiden Unterabtheilungen der eigentlichen Malaien und der Malapo-Polynesier [auf den östl. Inselgruppen, sowie auf Neuseeland zerfallend). — Erosions- und Gletscherwirkungen im Mont Dore in Centralfrankreich und ihr Einfluß auf seine jetzige Form. Von Dr. A.

v. Kasaulz. — [Das Nordlicht] (auf Grund hauptsächlich der H. Baeblich'schen Monographie: „Das Nordlicht,“ Berl. 1871). — Neucaledonien (auf Grund officieller und nicht-officieller französischer Quellen).

Nr. 21. — Ueber die Ursachen des eisfreien Meeres in den Nordpolar-Gegebenen (Von Sr. Exc. Frhrn. v. Ruhn [Als solche Ursachen seien nicht bloß warme Meeresströmungen wie namentlich der Golfstrom, sondern auch die von den südlich von dem arkt. Meere gelegenen Continenten herüberwehenden erigirten Luftströme, und zwar die letzteren vornehmlich, in Betracht zu ziehen). — Eine neue Pflanzengeographie (A. v. Griebach: „Die Vegetation der Erde,“ 1872). — Ueber den Ursprung des Lebens (Bericht über die neuesten Verhandlungen zwischen den f. g. Panpermisten [d. h. Feugnern einer generatio aequivoca, Verfechtern des Sages: „omne vivum ex vivo“] und den Pterogenisten [Vertheidigern der gen. aequivoca]. Der Ref., F. v. Hellwald, ist geneigt, den letzteren, auf Grund der angeblich sehr sorgfältig angestellten Versuche des Hrn. Charlton Bastian, Recht zu geben, ohne sich indessen bestimmt zu entscheiden. — Die Geologie der Gegenwart (Rec. der so betitelten v. Cotta'schen Schrift, 3. Aufl. 1872). — Ergebnisse der Bathometrie. — Die ägyptische Expedition unter Sir. Sam. Baker (ein wahrscheinlich, trotz der daran gewandten Kosten von bereits 350,000 Pstl., völlig erfolgloses und hoffnungsloses Unternehmen). —

Nr. 22. — Karl Rauch's Entdeckungen im südlichen Afrika (Vollständige Uebersicht über die bisherigen Reisen und Entdeckungen dieses verdienstvollen Pioniers europäischer Civilisation, vor allem über seine Weiteraufindung der uralten Ruinen der steinernen Bergfestung Zimbaoe oder Zimbabue in dem Gold-Districte Sofala. Die Frage, ob diese Ruinen, die wohl schon Ptolemäus unter dem N. Agghymba gekannt, phöniciischen Ursprungs und mit dem salomonischen Dphir der hl. Schrift identisch seien, wird eingehend erörtert, aber im verneinenden Sinn beantwortet. Dabei will der Ref. jedoch auch von der Lassen'schen Verlegung Dphirs nach Ostindien nichts wissen, läßt vielmehr die betr. Frage ganz offen, gleichwie auch die Redaktion in einer Nachschrift (Nr. 23, S. 536) sich nicht bestimmt entscheidet, übrigens auf die neuestens von Joseph Haldy und Charles Beke vertretene Möglichkeit hinweist, daß Dphir vielleicht im südl. Arabien zu suchen sei). — Die Eruption des Vesuvius im April 1872. — Der gegenwärtige Stand der Nordpolarforschungen, I. — Freien und Heirathen in Schottland. — Philosophie contra Naturwissenschaft (Zusammenfassendes Referat über die auf v. Hartmann's Philosophie des Unbewußten bezüglichen Streitschriften von Stiebeling, J. C. Fischer, J. B. Meyer, A. T. und A. A.).

Nr. 23. — Meeresleuchten. Von Dr. D. Mohrke. (Schilderung dieser schönen Erscheinung und Erklärung desselben als verursacht durch große Massen phosphorischer Medusen wie Pelagia phosphorea, Pyrosoma atlanticum, P. elegans, P. giganteum etc.). — Karl Rauch's Entdeckungen im südlichen Afrika (Schluß). — Der gegenwärtige Stand der Nordpolarforschungen. II. — Physiologisches. (Ueber die Wirkungen des Staubs in Eisenwerkstätten zc. auf die menschlichen Lungen; desgleichen über den photographischen Pulsmesser oder Sphygmographen; über die Wirkungen des f. g. Santonin's, eines Extracts aus Artemisia judaica, auf den Gesichtssinn, der in Folge des Genusses dieser Substanz alles gelb sieht; über Alkoholgenuß im Uebermaasse und die Frage, ob derselbe schließlich zur spontanen Selbstverbrennung führen könne, deren Möglichkeit entschieden verneint wird; über Casturani's [in Turin] Methode, durch Entreibung von Luft durch die Augen von Thieren, deren plötzliche schmerzlose Tödtung zu bewirken zc. zc.). — Holländische Ankänge in der Geographie Nordamerikas — Die Älgäner Alpen. — England auf Neu-Guinea und den Aroë-Inseln.

Nr. 24. — Die Heidengemeinden der Rosairyer im nördlichen Syrien und Cilicien. Vom k. k. Ministerialrath Dr. A. v. Kremer. (Der Glaube dieser merkwürdigen Secte an eine Dreifaltigkeit von Himmel, Sonne und Mond soll nach dem Ref. auf mantichäischen Ursprung zurückweisen, dürfte aber möglicherweise auch auf die gerade in diesen Gegenden einst verbreiteten Hypsitarier zurückzuführen sein. Der herkömmlichen, durch Ebl. de Sacy zuerst aufgestellten Ansicht zufolge, sollen die Rosairyer „eine Nebensecte der unter dem Namen der Karmaten, später Ismailiten, bekannten ultrashiiitischen Secte sein,“ und dafür scheint allerdings der Umstand zu sprechen, daß sie ihr oberstes göttl. Princip, den Himmel, Alh nennen). — Ueber sibirische Steppenbrände nach Ursache und Entstehung. Beitrag zum letzten Brande der Aschim- und Irtsch-Steppe. Von Wilh. Groß. — Rückblicke auf die wirthschaftliche Entwicklung Oesterreichs. I. Die Entwicklung des Handels (Gerade seit dem politisch für Oestreich so unglücklichen Jahre 1866 habe die wirthschaftliche Entwicklung des Kaiserstaats einen ebenso unerwarteten als imposanten Aufschwung genommen; ja man dürfe behaupten, daß volkwirthschaftlich gesprochen, das Oesterreich des letzten Jahrhunderts sich mit dem der Vergangenheit gar nicht mehr vergleichen lasse). — Volksgebräuche aus Bologna. Von Ida v. Düringsfeld. — Borhslaw und das Petroleum in Galizien. — Ueber das periodische Austrocknen des Neusiedlersees's. —

I. Aufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar-historischen Inhalts.

Gottfried Wilhelm Leibniz

als deutscher Staatsmann.

Von G. A. Grotefend.

Wenn wir in dieser so gewaltig erregten Zeit, deren übermächtige Wogen um uns fluthen und brausen, deren Thaten und Siege wie ein Wunder vor unseren Augen sind, aber deren Kämpfe auch in zahllosen Herzen, die ihr Theuerstes beweinen, Wunden die nimmer wieder schließen, geschlagen: — wenn wir in dieser tiefsten und doch so siegesfröhlichen Zeit uns das Bildniß Gottfried Wilhelm Leibniz' vor die Augen der Seele rufen, so mag dies nicht nur zum Ruhme dieses großen Todten, nicht nur zur Belebung der Erinnerung an eine Zeit, die eine gar andere war als die, in der wir jetzt leben, sondern auch grade um dieser unserer Zeit willen und uns selbst zu Nutz und Frommen geschehen. Denn Nichts erinnert uns lebhafter an den unvergleichlichen Werth der großen Erfolge unserer Tage, als die Erinnerung an eine Zeit, welche gleichsam den Gegensatz zu dem Bilde der Gegenwart bildet, und indem wir das Nichts erreichende und doch Alles hoffende Ringen jener edlen Patrioten in der Nacht des nationalen Elends leuchten sehen, empfinden wir in höherem Stolz, aber auch mit tieferer Demuth das Glück der nationalen Begeisterung, welche mit Gottes Hülfe unsere siegreichen Heere jetzt in das Herz des stolzen und nun so schmachvoll gedemüthigten französischen Volkes geführt hat. Aber auch deshalb möchte ich diese Blätter dem Gedächtnisse des größten deutschen Staatsmanns des 17. Jahrhunderts geweiht sehen, weil wir Deutschen diesem Edelsten der Edlen noch eine große Schuld der Dankbarkeit zu lösen haben.

Denn ob auch der Name „Leibniz“ in der Erinnerung der nachgeborenen Geschlechter lebte, und ob es weithin bekannt war, daß ein großer Mann ihn getragen: — erst unseren Tagen war es vorbehalten, die unsterblichen Werke dieses Titanen der Gelehrsamkeit aus dem Staube undankbarer Archive hervorzuholen und das Bild des nicht Vergessenen, aber des nicht mehr Bekannten, von den Entstellungen zu reinigen, mit welchen die Phantasie oder der Unverstand der mit kleinerem und noch engherzigerem Maße messenden Epigonen sich daran versündigt hat.

Aber es ist nicht eine leichte Aufgabe, das Bild dieses Titanen, dieses markigen, echt deutschen Charakters mit wenigen Strichen, die Verdienste dieses auf allen Gebieten des Lebens rastlos wirkenden Mannes in so knapp zugemessener Zeit zu schildern. Blendet uns nicht gleichsam jene Genialität, welche Leibniz zum Vater der tiefstnigsten mathematischen Disziplin der, Differential- und Integralrechnung machte? Fesselt uns nicht jene Philosophie des glaubensinnigen Mannes, welche alles individuelle Leben als eine die große Welt des Ganzen widerspiegelnde Einzelwelt und jede Menschenseele als das Gefäß des in der ganzen Weltordnung sich darstellenden Einen großen Gottesgedankens betrachtete? Bewundern wir nicht die wichtige Anregung, welche Leibniz der gesammten Sprachwissenschaft gab, als er den grade in der Gegenwart so voll ausklingenden Gedanken der vergleichenden Sprachwissenschaft aussprach und wie ein erleuchteter Seher auf die Wurzeln dieses vielastigen Baumes wies, welcher durch die Ueberfülle der Zweige und Blätter gar verdeckt erscheint?

Wir lassen das Alles, um heute nur den deutschen Staatsmann Gottfried Wilhelm Leibniz*) vor uns zu sehen, aber wir können auch diesen nicht ganz verstehen oder würdigen, wenn wir nicht daran denken, was der ganze Mann war, und wenn wir uns nicht vergegenwärtigen, in welcher Zeit und für welches Deutschland Leibniz gelebt hat.

Leibniz ist am 3. Juni 1646 als Sohn eines Professors der Moral-Philosophie an der Universität zu Leipzig geboren. Der siebzehnjährige Jüngling schrieb eine philosophische, der achtzehnjährige zwei juristische Abhandlungen. Gleichwohl leuchtete ihm in seiner Vaterstadt kein glücklicher Stern und er verließ sie in seinem 20. Lebensjahre, um hinfort eigentlich nur in Deutschland selbst seine Heimath zu finden. Ueber Nürnberg und Frankfurt a. M. wanderte Leibniz an den kurfürstlichen Hof zu Mainz, wo ihm eine gastliche Aufnahme, eine ehrende Beschäftigung und — was für ihn und für uns das Wichtigste — die Einführung in das Gewirre der großen Politik ward. Von jetzt an finden wir dieses umfassende Genie und diese nimmer rastende Kraft fast in allen Fragen der Zeit und vor Allem in allen Angelegenheiten des deutschen Reiches, den Glanz seiner großartigen Wirksamkeit entfaltend. Bald begegnen wir dem patriotischen Agitator und Reichs-Advokaten in Mainz, bald in Paris, in Rom, in Wien, in Hannover, Braunschweig, Berlin, immer in verschiedenen äußeren Stellungen und mit verschiedenen Absichten, aber stets mit derselben patriotischen Gesinnung und mit demselben patriotischen Bestreben, wenn auch die Verschiedenheit des Anlasses und des Gegenstandes seiner Thätigkeit diese selbst oft in verschiedener Färbung erscheinen ließ. Am 14. November 1716 neigte sich das müde Haupt des Greises zur ewigen Ruhe, nachdem ein literarischer Streit über die natürliche Theologie Newton's ihn um den wohl zu gönnenden Frieden des Feierabends gebracht hatte.

Das Leben unseres Leibniz fiel also in jene Zeit der deutschen Geschichte, welche das Ende des 30jährigen Krieges und des dreizehnjährigen spanischen Successionskrieges umgränzen, in jene Zeit des jammervollsten nationalen Elendes in Deutschland und der glanzvollsten Periode des Sybaritenkönigs Ludwig XIV. von Frankreich. Als Leibniz den ersten Versuch, an dem Geschehe der Völker als deutscher Patriot sich zu betheiligen, wagte, war die Regierung Ludwigs XIV. es, welche Deutschland ebenso tief hinabzudrücken, als Frankreich an die Spitze der europäischen Staaten, ja als das Haupt einer europäischen Universal-Monarchie hinstellen suchte.

Erinnern wir uns der allgemeinen Verhältnisse, in welchen, und der äußeren Erlebnisse, unter welchen das damalige deutsche Reich ein im Ganzen ruhmloses Dasein führte.

Der dreißigjährige Krieg hatte die deutsche Bevölkerung fast um $\frac{1}{4}$ vermindert, die wirtschaftlichen Stätten der blühendsten und fruchtreichsten Gegenden waren verwüstet und die gesammte Kultur schien um Jahrhunderte zurückgeworfen zu sein. Der gewaltige Riß, welchen der Kampf auf dem religiösen Gebiete, in welchem Deutschland mit dem Propheten keuzen konnte: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen“, gerissen, hatte den Kaiser aus seiner Reichsstellung heraus in ein Parteilager gedrängt und in den Reichsgliedern den Geist des Mißtrauens und der Eifersucht, damit aber Bewußtsein der Unabhängigkeit vom Ganzen und des Werthes der Eigenmacht genährt. Die großen Ideen der Reformation, welche die Stände des Reichs zu dem beispiellos furchtbaren und langwierigen Kampfe gegeneinander getrieben hatten, waren inzwischen vergessen, aber jene Folgen des Krieges Deutscher gegen Deutsche waren geblieben und machten sich in der folgenden Zeit wieder als die das Schicksal Deutsch-

*) Gottfried Wilhelm Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger. Ein Richtpunkt aus Deutschlands trübster Zeit. Für die Gegenwart dargestellt von Dr. Edmund Pfeiderer, (Leipzig, Fues's Verlag, 1870. XII u. 787). Diesem patriotisch geschriebenen, materiell reichhaltigen und wissenschaftlich bedeutenden Werke entnahm dieser Aufsatz den größten Theil des Stoffes und kann nur gewünscht werden, daß diese nur einige Seiten des politischen Wirkens dieses patriotischen Philosophen berührende Skizze zu dem Studium jenes umfassenden Werkes Veranlassung giebt. Vgl. auch A. Pichler, Die Theologie des Leibniz, München, 1869/70. [Allg. lit. Anz., Bd. V, S. 126 ff.]

lands bestimmende Zuständen im Reiche geltend; in seinem Innern kämpften die Waffen reichsfeindlicher, selbstsuchtvoller und zum Theil recht undeutscher Intrigue weiter.

War der eine Pfeiler der mittelalterlichen Kultur in Folge der kirchlichen Reformation von Grund auf geborsten, so hatte der 30jährige Krieg das ganze öffentliche Recht in Deutschland aus den Fugen gebracht.

Das Alte war vergangen, aber auf und aus seinen Trümmern ein standhaftes Neues zu gründen, war doch noch eine Aufgabe der dunklen Zukunft. Und ob das Alte um seiner eigenen Morschheit willen zusammengefallen war, so hatte es doch noch in den Gemüthern vieler die Sympathie, welche die Macht altjähriger Gewöhnung und die Unlust an Neuem so leicht nährt. Es gab auch damals, wie heute noch nach den jüngsten gewaltigen Neu-Gestaltungen der politischen Zustände Deutschlands, murrende Unzufriedenheit, und fanden auch damals gar Manche eine wohlthuende Befriedigung darin, zu den unverföhllichen Anhängern des Untergegangenen zu gehören und vor dem Werthe des Gelebten und vor den Hoffnungen an eine bessernde Zukunft das Herz zu verschließen.

Von Außen drängten wunderbare Gegensätze auf das aus zahllosen unvernünftigen Wunden blutende Deutschland; dort in Süd-Osten der stiegewohnte Halbmond der ungläubigen Türkenhorden, hier im Westen die Eroberungssucht des „allerchristlichsten“ Königs, jenes Despoten des Atheismus, Ludwigs des XIV. Wunderbare Gegensätze nannte ich diese politischen Drangsale: denn ist es nicht ein wunderbares und ein recht wideriges Bild, dort der unchristliche Barbarismus und hier die barbarische Unchristlichkeit? Uebertraf doch der König, welcher sich selbst als den Staat und also seine Unterthanen als Nichts achtete, und dabei sich nicht schämte sich die allerchristlichste Majestät nennen zu lassen, an Gott- und Sittenlosigkeit den Türken-Sultan wohl um ein gutes Stück. Die Feindschaft der Türken galt der gesammten Christenheit und darum an erster und nächster Stelle dem deutschen Reiche, das in den Landen des Hauses Oesterreich so leicht verwundbar war. Frankreichs Politik aber war die Politik neidischen und selbstsüchtigen Uebermuths, und die innere Zerrissenheit und Schwäche des deutschen Reiches zog bald die Geierblicke des Versailler Hofes auf diese allzu bereite Beute. Die einzelnen Schicksale welche in dieser Zeit das ohnmächtige Deutschland erfahren, erwähne ich hier nicht, nur daran erinnere ich, daß in jenen Jahrzehenden Frankreich uns Elsaß und Lothringen raubte, und daß Kaiser und Reich so elend waren, darüber nicht zu erröthen.

In dieser dunklen, ruhm- und machtlosen, ja! so hoffnungsarmen Zeit des deutschen Reiches lebte Leibniz. Wunderbar reich an allen Gaben des Geistes trug er in treuer Brust ein Herz voll so warmen Patriotismus, daß er den Edelsten aller Zeiten vollbürtig zur Seite steht, während das immense Wissen, die unvergleichliche Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Begabung und die Klarheit und Schärfe seines Denkens ihn um eines Hauptes Länge über die Geisteshelden seines Jahrhunderts hinaus hob. Von der Sohle bis zum Scheitel ein Philosoph in des Wortes erhabenster Bedeutung widmet Leibniz die volle Liebe seines hochschlagenden Herzens dem in Nacht und Schmach darnieder liegenden Vaterlande. Sein klarer Blick sah über das bunte Gewirre der reichständischen Länder und Ländchen hinaus; nur Deutschland, das ganze Deutschland, nur das ganze deutsche Volk und Wesen wollte er von dem Abgrunde ewigen Verderbens retten, wollte es zu der ihm wohl gebührenden Macht und Ehre bringen. Und wohl sah er klar, welches Deutschland die Rebel seines Jahrhunderts umhüllten. Auch das vergaß er nie, daß das Reich nur das Gefüge vieler politischer Individualitäten sei, und daß die Pflege und Heilung des Ganzen nur durch die nationale Durchgeistung aller seiner Theile und Glieder möglich sei. Gerade sein philosophisches Monaden-System, welches alles Individuelle in seiner Sondergestaltung, aber doch nur als von der Idee des Ganzen getragen, von den Schicksalen des Ganzen berührt und bedingt, betrachtete, gerade dieses System führte Leibniz dahin, auch allem Individuellen in dem politischen Reichsbestande volle Rechnung zu tragen. Die verschiedenen völkerschaftlichen Charaktere und Eigen thümlichkeiten wollte er schützen und stützen, aber zum Wohle und Heile des ganzen großen, Allen gemeinsamen Vaterlandes. „Es heißt hier nicht, was dein, was mein, sondern was nützt der ganzen Gemein“, war der Grundsatz seiner patriotischen Gesinnungen und Bestrebungen,

aber freilich ein Grundsatz, welchem die Zustände im lieben deutschen Reiche und die Gesinnungen und Wünsche der in ihm wirkenden Parteien schier hohnlachten.

Leibniz sah nur ein auf den Tod erkranktes Deutschland, Fürsten ohne irgend welches nationales Bewußtsein, vielmehr nur erfüllt von den schmutzigen Gesinnungen neidischer Habsucht und elenden Egoismus; er sah das Volk, würdig solcher Fürsten, schlaff, gedanken- und energielos, ohne Vaterlandsliebe, aber voll philisterhaften Eigennutzes und ehloser Friedensliebe. In Deutschland war es faul an unzähligen Ecken und Enden und aus den lang blutenden Wunden stieg es schon auf wie der Pesthauch der Verwesung.

Leibniz fühlte, daß der deutsche Staatsmann nur nach der Weise der Aerzte verfahren dürfe: daß er durch eine ehrliche, sich vor keiner Aeußerung der schweren Krankheit Deutschlands ekelnde Diagnose die Art und den Umfang, aber vor Allem auch die Ursachen dieses Leidens feststellen und dann auf die Mittel sinnen müsse, durch welche die Ursachen der Erkrankung beseitigt und eine Wiederbelebung der erschöpften Kräfte erreicht werden könnte. Unermüdllich forschte er und nach allen Seiten wandte sich sein klar sehendes Auge; mit der Energie der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß Deutschland nicht als Opfer einer sittenlosen und ränkevollen Politik französischer Machthaber fallen könne und dürfe, sann er auf die Mittel der inneren Heilung und äußern Stellung, und es war keine Angelegenheit der auswärtigen Politik, kein Zustand und keine Frage des politischen, des socialen und des religiösen Lebens im deutschen Reich und in seinen einzelnen Staaten, welcher sich nicht das warme patriotische Interesse und die Begeisterung der wohl ernst hangenden, aber doch Alles hoffenden Vaterlandsliebe des Philosophen und Staatsmannes Gottfried Wilhelm Leibniz zuwandte.

Sehr reich ist der literarische Schatz, mit welchem Leibniz seit dem ersten Tage seiner politischen Bethätigung die politische Literatur seines Vaterlandes schmückte und durch welche er die trägen Reichsglieder weckte, in die undeutschen Herzen deutsche Treue und deutsche Liebe zurückrief, für die Interessen des Reiches und der Reichsstände die Lanze seiner Beredsamkeit mit der Wucht seines unvergleichlichen Wissens erhob. Noch mag manche der Gelegenheitschriften, welche Leibniz bei einzeln Anlässen und für einzelne Zwecke schrieb, im Staube ständischer und städtischer, oder auch wohl in Privat-Archiven, unserer Kenntniß entgangen sein, aber das, was das erwachte Interesse von dem Leben und von den Werken dieses genialen Mannes seit etwa 40 Jahren an das Licht herangezogen; ist schon genug, um uns den staatsmännischen Charakter und politischen Werth desselben deutlich erkennen zu lassen.

Erinnern wir uns, daß Leibniz schon als zwanzigjähriger Jüngling in einer pseudonym veröffentlichten Denkschrift für die Wahl des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg zum Könige von Polen plaidirt, um Deutschland damit eine Vormauer gegen den Barbarismus der asiatischen Russen zu sichern; daß er 1670 offen und in hinreißender Beredsamkeit Deutschlands Verkommenheit und Frankreichs Uebermacht und die daraus für jenes drohende große Gefahr schilderte; daß er 1672 von Mainz nach Paris wanderte, um dort den König zu einem Kriege gegen die Feinde des Christenthums, die Türken, aufzufordern, in der doppelten Absicht, um der christlichen Kultur Sicherheit und Raum zu verschaffen, aber auch um Frankreich von einer Verfolgung seiner eroberungslüchtigen Absicht gegen Holland und Deutschland abzulenken. Mehrere Mahnschriften richtete Leibniz in den ersten Zeiten des holländischen Krieges (1673—74) an die theilhabenden Staaten, von England Verlassen der nichtsnutzigen Sonderpolitik, von Holland Eintracht und Ausdauer, von Deutschland aber das Erstehen aus der verrätherischen Schläfrigkeit fordernd. Vor Allem bewegt und fruchtreich war das literarische Wirken unsers Leibniz bei dem Ausbruche des spanischen Successions-Krieges, welchen Ludwig XIV in frevelhafter Rechtswidrigkeit zur Geltendmachung der vermeintlichen französischen Ansprüche auf die spanische Thronfolge heraufrief, und in welchem fast ganz Europa 13 lange schlachtenreiche Jahre in den Waffen stand. Ja! hören wir da Leibniz rufen, daß in ganz Europa gegen den Gewaltthäter jenseits des Rheines Sturm geläutet werden müsse, hören wir seine Mahnstimme über das Elend der Fremdherrschaft klagen und unermüdllich die Schneide seines geistvollen Wortes gegen Deutschlands Feinde, für seine Freunde und für seine Auferstehung schwingen: dann erinnern wir uns wohl, wie lange Deutschland unter dem Fluche seiner Selbstvergeßlichkeit noch geseufzt und wie viel Blut noch fließen mußte, ehe unserer Gegenwart es

gelingen, in dem furchtbaren Kampfe gegen den alten Erb- und Erzfeind unseres Vaterlandes die volle Macht des Selbstbewußtseins und die einmüthige Mannhaftigkeit des ganzen deutschen Volkes wachzurufen. Wir reichen aber im Geiste dem deutschen Patrioten dankbar die Hände, welcher in den Tagen der ärgsten Schmach um Deutschland gesorgt, für Deutschland gewacht, gekämpft und — denn Leibniz war ein frommer Christ — gebetet hat.

Alein nicht nur die großen Fragen der europäischen Politik, nicht nur die äußere Sicherheit des deutschen Reiches bekümmerten den treuen Staatsmann. Indem er für Deutschland Nichts forderte, als daß es sich selbst helfe und ermanne, bezeugte er zugleich, daß Nichts zu erwarten sei, wenn Deutschland nicht an der Ausheilung seiner tiefen Wunden und Schäden beginne und Ernst mache mit seiner politischen, und socialen Umkehr und Wiedergeburt. Die Verfassung des Reiches, welches an der Vielförmigkeit seiner regierenden Häupter, an der Eitelkeit und Energielosigkeit der Reichstage, an dem Elende der Heeresorganisation und dem politischen Unverstande der die Neuzeit nicht begreifenden Gelehrten und der politischen Gedankenlosigkeit des Volkes so ernstlich krankte; sodann die Interessen der bürgerlichen Gesellschaft, welche unter der Jämmerlichkeit des Rechtswesens und namentlich der Strafgesetzgebung und an dem Mangel aller raison auf dem Gebiete der Volkserziehung und der Volkswohlfahrt litt, — das waren im Wesentlichen die Gegenstände, welche Leibniz zu der Veröffentlichung zahlloser, zum großen Theil noch heute lesens- und beherzigenswerther Schriften größeren oder geringeren Umfanges veranlaßten.

Gerne betrachten wir auch das Einzelne aus diesem reichen literarischen Schatze und verehren die Treue der patriotischen Liebe, die Gluth der Begeisterung für die so arg gefährdete Sache des Vaterlandes, die Unererschütterlichkeit des Glaubens an seine Wiedererrannung und an die einst aufgehende Herrlichkeit des schönen lieben Deutschlands. Aber auf diesen Blättern ist Maßhalten Pflicht, und wir beschränken uns, aus allen Leibniz'schen Schriften nur derjenigen näher zu treten, welche ganz besonders der nationalen Angelegenheit galt, deren endliche Erledigung heute unsere Herzen mit begeistertem Jubel und alle Patrioten mit unvergleichlicher Freude erfüllt.

(Schluß folgt.)

Die Aufgabe der Predigt in der Gegenwart.

(Von R. Walz, Schuldirektor).

So lange es ein Christenthum gibt, hat es auch Predigt gegeben. Nicht nur, daß Christus selbst, das wesenhafte Wort, das was er der Welt brachte, auch lehrhaft verkündigte, — die Apostel selbst wissen kein andres Mittel als das Wort, um den Thatsachen des Heils einen Weg zu den Herzen zu bahnen. Ja überall, wo Wahrheit, tief innerlich empfunden und erlebt, die Persönlichkeit erfasst, erwächst das Zeugniß der Wahrheit wie von selbst. „Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben.“ — Das ist der Trieb der in Fleisch und Blut übergegangenen Erfahrung der Wahrheit zur Bezeugung auch denen, die draußen sind. So ist von jeher die Predigt des Evangeliums das Mittel *κατ' ἐξοχήν* gewesen zur Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden. Man vergleiche Röm. 10, 17: „So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber aus dem Worte Gottes.“ Wir Evangelischen müssen also in dem Zuge des Protestantismus, die Predigt in den Mittelpunkt des gottesdienstlichen Lebens zu stellen, einen richtigen Einblick in das Wesen des Reiches Gottes erkennen. Man halte nicht entgegen, daß das Reich Gottes eher als durch die Predigt durch den von Christo ausgegangenen Geist wahrer Nächstenliebe, durch die im Glauben gethanen Werke echt christlicher Humanität weiter gebaut werde. Ganz gewiß auch dadurch. Aber auch was christliche Gesinnung in Werken leistet, bedarf wohl des begleitenden Zeugnisses, das dankbar auf die Wurzel der Gesinnung aufmerksam macht, den

Glauben, in dem wir Leben und alles Genüge haben. Und ist nicht die Predigt selbst ein Werk der Liebe?

Die römische Praxis hat längst die Predigt aus dem Mittelpunkt des Gottesdienstes herausgerückt. Die Gnadensätze der Kirche sind so reich, das Sacrament wirkt so übermächtig, daß dem Worte mehr nur die dienende, die auslegende, nicht mehr die selbstthätig wirkende Bedeutung bleibt. Unser Gottesdienst dagegen gliedert sich naturgemäßer. Gebet, Wort, Abendmahl sind seine Bestandtheile. Wendet sich die Gemeinde im Gebete, dem unsre Kirche zum Theil den Ausdruck des Gesanges gegeben, an Gott, theils die Gnade herabersiehend, theils die feste Zuversicht des Heils befestigend, so ist die Predigt ein durch den persönlichen Glauben vermitteltes Zeugnis aus und von dem Evangelium zur Erbauung der Gemeinde, — und das Abendmahl ist dann gleichsam die Besiegelung der Gemeinschaft der Gläubigen mit ihrem Haupte. So rechtfertigt sich die centrale Stellung des Wortes in der evangelischen Kirche.

Wichtiger indeß für die Beurtheilung der Predigt ist die Frage nach den Wirkungen, die zu erzielen sie ins Auge faßt. Die alte Dogmatik stellt den Satz auf: *regeneratio fit per verbum Dei, in quo Spiritus Sanctus efficax est*. Sollte nun nicht demgemäß vor allem die Verkündigung des Wortes in der Predigt dazu dienen, um in den Herzen der Ungläubigen diese „*motus internos*“ hervorzurufen, die zur Bekehrung führen? In der That manche verlangen, daß gerade die Predigt auf die Bekehrung der Hörer hinwirke. Es genügt, hiefür beispielsweise auf die Methodisten und ihre *camp meetings* hinzuweisen.

Entgegengesetzt aber, wer Predigt bloß in cultischer Beziehung betrachtet, dem ist sie mehr nur eine notwendige Lebensäußerung der gläubigen Gemeinde. Einige also wollen, daß sie ihren Zweck außer sich habe, andere lassen sie einzig um ihrer selbstwillen vorhanden sein. Indessen lösen sich diese Gegensätze in einer höheren Einheit auf. Allerdings heißt es: „*ich glaube, darum rede ich*,“ und so fließt aus dem Schooße der christlichen Gemeinde unwillkürlich die Bezeugung des Glaubensbewußtseins in der Predigt. Aber wie jeder Ausdruck christlichen Lebens in Wort und That eine Befestigung der Gläubigen im Glauben ist, so wird auch durch die Predigt das christliche Leben Klärung und Läuterung, mancher neue Antriebe erfahren und somit die einzelnen im Glauben befestigt oder für den Glauben gewonnen werden.

Seien wir übrigens bescheiden in unseren Erwartungen von der Macht der Predigt! Vergessen wir nicht, daß Worte einen Menschen noch nicht umzuwandeln im Stande sind. Denn eine menschliche Leistung bleibt trotz aller Schriftgemäßheit unsre Predigt. So wie die göttliche Wahrheit in unserem Gemüthe sich widerspiegelt, so wie sie in unserer Intelligenz sich bezeugt, unsres Willens sich bemächtigt, so geben wir sie wieder, also unvollkommen, vielfach ihrem Wesen inadäquat, gleichsam wie Lichtstrahlen nur gebrochen durch ein Glas geleitet werden. Wie wandelbar erscheint einem jeden, der sich selbst beobachtet, seine Darstellung der religiösen Ueberzeugung? Wie wenig genügen dem Verkündiger des Wortes die Predigten früherer Jahre! Wie würde er das Frühere ganz anders jetzt darstellen, wie so manches neu begründen! Wie wird nach Jahren manches, was jetzt nur die Peripherie unsres Denkens und Empfindens berührt, mehr in den Mittelpunkt rücken, während vieles, das uns früher beherrschte, allmählich seine Herrschaft über uns verliert! Kurzum: da der Mensch oder der Christ immer wächst an Erkenntniß, so ist auch sein Zeugniß von der Wahrheit mehr nur ein relativ wahres, so sehr es auch subjectiv richtig und zutreffend sein kann. Vielsach dürfte also das allem Predigen noch anklebende Menschliche es sein, was eine reine und durchdringende Wirkung des Wortes erschwert. Wie milde muß aber in der Beurtheilung abweichender Predigtart die Erfahrung uns machen! Umso mehr als ein Blick auf die Jahrhunderte des Christenthums die Wandelbarkeit und darum die Perfectibilität der Predigt klärlieh darthut.

Nehmen wir die Weise der Apostel, die schlichten Heilsthatsachen in ihrer ganzen Einfachheit kunstlos der Heidenwelt, dem Judenthum entgegenzuhalten, ohne rhetorischen Aufwand, selten unter Vermittlung zwischen der weltlichen Bildung und dem Evangelium. Schreiten wir dann vor zu den apostolischen Vätern, zu den Vätern der ersten Jahrhunderte: apologetisch wird hier die Predigt, welche dem nationalen Particularismus die Universalität des Christenthums, das alle Schranken des Volkes, Standes, Geschlechtes durchbrechend in der Menschheit

wieder den zur Seligkeit berufenen Menschen zu Ehren bringt, dem Größenwahn der Philosophen die wahre Weisheit, der Omnipotenz des heidnischen Staates die Herrlichkeit des Reiches Gottes entgegenhält. Sehen wir dann, wie bei der in's Mittelalter eingehenden Kirche die zunehmende Hierarchie der Predigt sich bemächtigt, wie sie die Allgenugsamkeit der Kirche, ihre Gnadensätze, die ihr zu leistenden Werke dem unmiündig gewordenen Volke anpreist, wie der volle Strom des Lebens, der einst aus dem Evangelium floß, sich trübt durch mitunterlaufende Zuthaten, menschliche Ausschmückungen, Lehren und Erfindungen, bis dann wieder der Protestantismus den Bann durchbricht und zur Quelle, zum Wort Gottes zurückgreift. Das Heil der sündigen Seele, Buße, Glaube, alleiniges Verdienst Jesu Christi, Trost der Gewissen werden den Mittelpunkt der Predigt. Christus wird gepredigt, und nichts als er. Und nun beachten wir, wie im Laufe seiner Entwicklung auch der Protestantismus Christum zu verkündigen wußte in mannichfaltiger Weise, wie die Orthodoxie die Rechtfertigung, der Pietismus den Ernst der Heiligung hervorhob, wie der Rationalismus, freilich mit ungenügenden Mitteln, Aufrichtigkeit der Gesinnung, strenges Pflichtgefühl, Uebung des Guten um seiner selbst willen in die Mitte stellte, — beachten wir diesen Gang, um endlich in der neuesten Zeit, nachdem auf den Kanzeln seit 1813 neues Leben erwacht, eine wahre Fülle neuer Kraft, der mannichfaltigsten Bezeugung Christi zu finden. Wer möchte leugnen, daß mit der veränderten Welt- und Lebensanschauung der modernen Menschheit auch in neuen Zungen die alte Wahrheit den Neuen nahe gebracht werde, und daß es auch so in der Ordnung sei? Seitdem der Mensch aus der mehr natürlichen, unmittelbaren Stellung zum Christenthume, wie sie in früherer Zeit Regel war, herausgetreten ist, und die in allen Schichten um sich greifende weltliche Bildung ein Selbstgefühl in ihm erzeugt hat, seit die Philosophie sich herausgenommen eine Herrin zu sein, wo sie einst diente, seit selbst antichristliche Strömungen, seit der theoretische und praktische Materialismus zu weiterfüllenden Systemen geworden, — seitdem mußte die Kirche sich nach neuen Mitteln umsehen, um ihr Zeugniß von Christo fort und fort wirkungsreich zu behaupten. In unserem Jahrhundert herrscht in der Predigt vorzugsweise die Vermittlung, nicht so zwar, daß man das Evangelium zur Hälfte preisgebe, um wenigstens Trümmern zu retten, sondern daß man mit allen Mitteln der Bildung es auch jetzt noch zu erweisen sucht als die Erfüllung aller Sehnsucht der Besseren, auch in den Herzen der modernen Menschen stille verborgene Bezüge zu Christo auffindet, kurzum daß man alle Gebiete der heutigen Welt durchgeht, um hier den Beweis des Geistes und der Kraft für das Evangelium zu führen. Das ist es, was man die Accomodationsfähigkeit, die Perfectibilität der Predigt nennt. Sie erweist sich durch einen Blick auf die Geschichte derselben.

Wir begegnen hier einem Einwurfe. Die Wahrheit, sagt man, ist unveränderlich; sie ist nur eine; man kann hier nichts zusehen, nichts abthun. Die Kirche hat von Anfang an Christum gepredigt, sowie schon Paulus nichts verkündigen will als Jesum Christum den Gekreuzigten. In dieser Predigt gibt es keine Veränderung, keine Zugeständnisse an die Zeit, keine Vermittlung.

In der That man muß gestehen, daß keine Predigt Anspruch darauf machen darf christlich zu heißen, die da nicht erbaut ist auf den Grund der Propheten und Apostel, da Christus der Eckstein ist. Man muß zugestehen, daß, sofern in der Bezeugung der evangelischen Wahrheit irgendwie die Continuität, (ich möchte sagen, die apostolische Succession) fehle, irgendwo eine Lücke zwischen Christus und der Predigt der Kirche sich zeigte, man misstrauisch gegen eine solche s. g. „Wahrheit“ sein dürfte. Von dem Bekenntniß zu Christo muß gelten, was Vincentius von Lerinum als Kriterium der Katholicität des Dogmas angibt, — es muß *semper, ubique, ab omnibus* bekannt werden. Wir haben also einen unveräußerlichen Kern der Predigt. Das Evangelium von Jesu Christo, dem Heilande der sündigen Welt. Das ist aber eine Thatsache und zwar eine göttliche, an die wir glauben, über die wir reden, von der wir zeugen können, die jedoch als solche noch keine Predigt ist. Erst das, was wir davon zu sagen wissen, das kann Predigt genannt werden. Und nur die Art, wie wir die fundamentale Wahrheit darlegen, ist weil menschlich, auch wandelbar und vervollkommnungsfähig, wie wir eben sowohl aus der eigenen Erfahrung als aus der Geschichte nachzuweisen bemüht waren.

Alein die Hauptschwierigkeit ist erst noch zu berühren. Soll nun einem jeden einzelnen, namentlich dem Prediger, freigegeben sein, vor Christo von der Gemeinde so zu zeugen, wie er es vor sich und seinem Gotte glaubt verantworten zu können? Sind nicht erfahrungsmäßig die Ansichten über das, was christlich, oder darüber, wer Christus sei und was er für uns sei, so grundverschieden, daß eine die andere auszuschließen scheint? Muß nicht die Gemeinde gegen die Willkür ihrer Prediger geschützt werden? Ist nicht die Kirche verpflichtet, Normen aufzustellen für das Zeugniß von Christo auf den Kanzeln, Normen, die wir ihre Bekenntnisse nennen? Und liegt nicht gerade darin, daß wir an jeder Predigt ein menschliches und darum unvollkommenes, relativ wahres Moment erkannt haben, eine Nöthigung zur Censur der Predigt von Seiten der Kirche? Hat nicht die Kirche von jeher feste, bestimmte Vorstellungen von Christo und seinem Werke gehabt, Vorstellungen, die sie in Form von Dogmen fixirte, und an denen sie je und je festhält? Darf man also ohne weiteres ein Zeugniß von Christo in der Predigt ganz im allgemeinen verlangen, ohne im einzelnen auch anzugeben, in welchem Sinne? ohne auszuschließen rationalistische Verflachung, weltförmige Nivellirung, sacrilegische Entleerung der guten alten Lehre? Nimmermehr. — Man sieht, hier kommt es vornehmlich auf die Einheit der kirchlichen Lehre, auf die objective Verbindlichkeit des bekenntnißmäßig fixirten Kirchenglaubens an. Hören wir auch die entgegengesetzte Ansicht, um zur Klarheit zu kommen.

Man argumentirt hier etwa so: Soweit man die Natur und das menschliche Leben überblickt, bestätigt sich des alten Heraclitus Wort: „*πάντα ῥεῖ*, es ist alles im Fluß.“ Im Fluß ist von jeher die Kirche gewesen. Sie hat eine Geschichte, also eine Entwicklung, also hat sie Veränderung erfahren. Im Fluße war der kirchliche Glaube. Dogmen wurden gebildet, neu formulirt; andere in den Mittelpunkt gestellt. Warum soll mit dem 4. und 5. Jahrhundert, warum mit dem 16. die Kirche aufgehört haben, productiv zu sein auf dem Gebiet der Lehre? Stellt nicht jede Zeit ihre besonderen Anforderungen? Kann man die Predigt des 19. Jahrhunderts mit dem Maßstabe des 16. messen? Mit welchem Rechte wirft sich dieses zum Richter über uns auf? Kennt nicht die moderne Welt Bedürfnisse geistiger Art, die früheren Zeiten unbekannt waren! und geht sie nicht theilnahmslos über Fragen zur Tagesordnung über, die einst die Welt bewegten? — Also Freiheit der Bewegung fordert auch die Predigt, damit einem jeden Geschlechte in seinen Zungen gepredigt werde, wie auch Paulus sich rühmt, allen alles sein zu können.

Die Früchte dieser Anschauungsweise sind bereits zu Tage getreten. Auf vielen Kanzeln wird wirklich mit neuen, in der alten Kirche unerhörten Zungen gepredigt. Christus, seiner Gottheit entkleidet, wird im Glanze vollkommener Menschlichkeit gezeigt. Seine Erlösung besteht nur noch in der Befreiung des Geistes von den Fesseln des Aberglaubens, der Verfinsterung, des „Dogmenzwanges,“ in der Belebung des Willens zur Aneignung der Humanität, in der das Bild Jesu strahlt. Seine Kirche ist die Gemeinschaft aller durch freie Forschung zum Lichte, zur Wahrheit Strebenden. Allerdings, man muß gestehen, kaum mit der überlieferten Lehre der Kirche zu vereinigen. Fragt sich die Gemeinde, ob eine solche Predigt noch stimme mit derjenigen früherer Jahrhunderte, sie muß den Dissensus herausfühlen. Es fragt sich nun, ob eine solche Predigt innerhalb der christlichen Kirche berechtigt ist oder nicht.

Die verschiedenen Richtungen in der Kirche haben von jeher ein relatives Recht gehabt, und sei es auch nur, daß sie sich gegenseitig als Corrective gebient hätten. Was ist nun das Wahre an jenen beiden Ansichten, von denen die eine das Zeugniß von Christo in der Predigt für unwandelbar erklärt, während die andere Fortschritt auch dafür fordert?

Es läßt sich nicht leugnen, daß das christliche Volk in ein Meer der Schwankungen hineingestürzt würde, daß über die Gemüther Wirrniß und Aergerniß hereinbrächen, wenn der alte Grund ihnen unter den Füßen wankte. In einem gewissen Sinne hat ja Bossuet mit seiner Argumentation gegen den Protestantismus nicht ganz Unrecht, wenn er schließt: *tu es mutabilis, ergo non es veritas*. Das gilt wenigstens von dem Protestantismus, der über das rein formale Princip der freien Forschung und Entwicklung nicht hinausgeht und nichts setzt, nichts zu fixieren weiß. „Wir haben ein festes prophetisches Wort,“ das muß gelten.

Wir wissen klar, bestimmt, unwandelbar, was wir an Christus haben. Wir kennen für Leben und Tod keinen Trost außer in ihm. Als Glieder der großen allgemeinen Kirche glauben wir, was alle gläubigen Christen aller Zeiten geglaubt, daß er sei unser einziger Erlöser, Mittler, Versöhner, ehren ihn, wie ihn alle Zeiten geehrt, indem wir bekennen: hier ist mehr als Davids Sohn, mehr als unser einer, indem wir ihn über den bloß natürlichen Zusammenhang mit unserem Geschlechte weit erheben. Wie alles Heilswerk allezeit als das Werk des Vaters, Sohnes und Geistes gegolten hat, so halten auch wir fest an dem Glauben an den dreieinigen Gott. Worauf auch wollten wir unsren Rechtstitel als Christen gründen, als darauf, daß wir durch gleichen Glauben eingepflanzt sind dem Leibe Christi, seiner Kirche? Müßten wir nicht befürchten, allen Boden unter den Füßen zu verlieren, wenn wir den Zusammenhang, der uns mit der Kirche aller Zeiten verbindet, zerrissen? Was soll denn die Grundlage der künftigen Vereinigung aller Confessionen bilden, die wir hoffen, als das, was uns alle auch jetzt noch einigt? Nein, wir müssen über allen Streit der Meinung weit hinausstellen ein gemein christliches Bekenntniß, das der römische Katholik wie der Griech, der Lutheraner wie der Reformirte, der Herrnhuter wie der Methodist bekennet. Es kann nur eines in Frage kommen: das Apostolicum, das in der einfachsten, schlichtesten Form ohne begriffliche theologische Weiterbildung die schlichten Thatsachen der Schöpfung, Erlösung, Heiligung bekennet, das am unmittelbarsten in der Schrift steht und allgemeine Gültigkeit in der Christenheit genießt. Dieses muß als die allgemeinste kirchliche Formulirung der Schriftwahrheiten für jede christliche Predigt Norm sein, wie für es selbst ja die Schrift Norm ist und bleiben muß. Je weniger also die Predigt auf dem Boden des Apostolicums steht, desto geringer ist ihr christlicher Charakter, desto weniger Lebensgemeinschaft mit dem allgemeinchristlichen Glauben weist sie auf. Wie es in dem lutherischen Katechismus nicht nur, sondern bei allem Katechismusunterricht, wie es von den ersten Zeiten der Kirche an das *σύμβολον κατ' ἐξοχήν* gewesen ist, so haben die christlichen Gemeinden auch jetzt noch ein unveräußerliches Recht, von ihrem Prediger zu verlangen, daß er Vater, Sohn und Geist predige als den Grund und das Erkenntnißziel unsres Glaubens. Das Apostolicum bildet die allgemeinchristliche Grundlage aller Predigt für alle Zeiten.

Wie aber ist es mit dem confessionellen Charakter derselben? Bilden auch die partikular-kirchlichen Bekenntnisse Grund, Schranke, Norm der Predigt?

So gewiß es feststeht, daß wir erst Christen und dann erst Evangelische, Lutheraner oder Reformirte sind, so gewiß ist es, daß das Zeugniß von Christo in erster Linie einen allgemein christlichen Charakter haben muß, und daß das Confessionelle da, wo es in eigenthümlicher Ausprägung erscheint, erst in zweiter Linie kommt. Dies sind wir der „*Una sancta*“ des Apostolicums schuldig. Und doch, warum sollten wir uns des eigenthümlichen Geistes schämen, in dem die kirchlichen Gemeinschaften des Protestantismus leben und weben? So wenig es uns einfallen kann, unsre evangelische Kirche mit der Kirche schlechthin zu identificiren, so sehr müssen wir doch wieder überzeugt sein, daß es Gott gefallen habe, in ihrem Schooß Gaben zu pflegen, durch die wir uns von den anderen Confessionen nicht nur unterscheiden, sondern — *cum grano salis* — auch auszeichnen. Weshalb es immerhin eine berechnete Forderung ist: es sei eine evangelisch-protestantische Predigt auch wirklich evangelisch-protestantisch, athme den Geist ihrer Kirche. —

Aber soll der Gegensatz, der den Protestantismus spaltet, der Gegensatz, der in den beiden Worten lutherisch und reformirt sich ausprägt, auch jetzt noch in die Gotteshäuser sich drängen, auch heute noch die Kanzeln beherrschen wie ehemals? Vor allem müssen wir es mit Dank gegen die göttliche Vorsehung anerkennen, daß der innere Gang des Protestantismus in Deutschland eine Vereinigung der Geister angebahnt hat. Reformirte sowohl als lutherische Gläubigkeit ist heutzutage so ganz eins in dem Bekenntnisse Christi, des gottmenschlichen Mittlers, und in der Erkenntniß des Weges, der zu ihm hinführt, daß in den wichtigsten Fragen keine trennenden Schranken mehr bestehen. Nichts destoweniger wäre es voreilig, damit den beiden Confessionen zu Gunsten einer stracks zu verwirklichenden sichtbaren s. g. höheren Einheit sofort das Todesurtheil zu sprechen. Nein, Gottes Welt ist mannichfaltig und von mancherlei Kräften bewegt, im natürlichen, socialen und religiösen Leben. Ueberall gilt, daß der Geist wirkt,

wo und wie er will. Und warum sollte er nicht, sowie er wirklich einst in der getrennten Kirche seine Gaben theilte und jede Sonderkirche mit besonderen Charismen ausstattete, beabsichtigen, die Früchte, die ja alle zur Ehre Gottes prangen, gesondert reifen zu lassen, bis es dem Herrn der Ernte gefällt, sie alle zusammen zu vereinen? Warum sollte man, wenn wirklich zugegeben werden muß, daß auf lutherischem wie auf reformirtem Boden in verschiedener Weise das eine evangelisch-protestantische Princip seine Früchte gezeitigt hat, der Predigt nicht gestatten, an den besonderen Vorzügen der Sonderkirche Theil zu nehmen? Oder wäre vielleicht die kirchliche Vergangenheit dreier Jahrhunderte nicht mehr für uns vorhanden? Bestände nicht mehr für uns, — ich will nicht sagen eine juridische, — aber doch eine ethische Verpflichtung, uns nicht loszureißen von dem Grunde, auf den unsre Väter sich gestellt haben? Ich kann mir gar wohl denken, daß eine Predigt in der lutherischen Kirche bei aller allgemein christlichen Haltung dennoch der Gemeinde gewisse Lehren (z. B. Sacramentellehre, Rechtfertigung) in der confessionell ausgeprägten Form bezeugt, in dem frohen Bewußtsein, hierbei Jahrhunderte hinter sich zu haben und mit den Reformatoren selbst zusammenzustehen. Um an ein Beispiel aus der reformirten Kirche zu erinnern: man nehme Spurgeon, diesen unausgesetzt auf Buße und Glauben dringenden Prediger. Ist er auch in der Hauptsache gut evangelisch, so daß beide Confessionen in gleicher Weise Theil an ihm haben, — wer erkennt dennoch nicht den Reformirten in ihm, wenn er die Zuversicht des Heils in die Gnadenwahl, dieses unergründliche Geheimniß von Ewigkeit her, setzt? So kann es der Prediger nicht leugnen, weß Geistes er ist und darf es auch nicht.

Wir wollten im Vorhergehenden darlegen, daß alle christliche Predigt auf einem und demselben Grunde ruhen müsse, daß dieser Grund der Christus der Schrift und der Kirche sei,*) daß das Bekenntniß der Gesamtkirche von Christo Maßstab und Norm noch heute bilde, daß überhaupt die kirchliche Vergangenheit nicht ignorirt werden dürfe, und daß deshalb neben dem allgemein christlichen auch der evangelisch-protestantische, ja neben diesem auch der confessionell protestantische Charakter, wenn auch in untergeordneter Weise herauszutreten berechtigt sei. Dieses Gebundensein an den gelegten Grund, an feststehende Normen nennen wir die Objectivität der Predigt, den einen Pol.

Aber auch die Subjectivität verlangt ihr Recht. Hat sie nicht schon in der verschiedenen Art, wie die einzelnen Apostel Christum verkündigten, dieses Recht erlangt? Spiegelt sich nicht in einem Paulus das eine Evangelium anders wieder, als in einem Jakobus, in einem Petrus anders als in einem Johannes? Finden wir es nicht allezeit, daß fast jedem die Herrlichkeit des Herrn in einer besonderen Weise aufgeht? Betont nicht der eine Prediger an Christo mehr den Propheten, der andere den Hohenpriester, der dritte den König, ohne daß sie einander widersprechen? Hebt nicht der eine den Glauben, der andere das Leben, dieser die Buße, jener die Heiligung mehr hervor? Gewiß es gibt eine große Mannichfaltigkeit der Verkündigung Christi. Ist es so mit der Einzelindividualität, daß ihr das Christenthum in individueller Besonderung Geist und Leben wird, warum sollte da nicht einen Schritt weitergegangen werden? Auch jede Zeit, als Ganzes betrachtet, hat im Gegensatz zu andern Zeiten ihren individuellen Charakter, ihre besondere Anschauung, ihre eigenen Bedürfnisse. Da schon im Obigen aus der Geschichte der Nachweis dafür kurz, skizzenhaft versucht wurde, so kann eine Wiederholung unserspарт werden. Betrachten wir die Signatur unsrer Zeit!

Wir können das 19. Jahrhundert das Jahrhundert der Humanität und zwar im guten und schlimmen Sinne nennen. Im guten Sinne, denn es hat die Schranken der gesetzlichen Ungleichheit zwischen den Menschen verrichtet, hat auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens

*) Es versteht sich von selbst, daß in erster Linie die Schrift Grundlage und Norm aller Predigt bilden muß. Weil aber gerade über diesen Punkt ziemlich allgemeine Uebereinstimmung herrscht, so bildete dies in unserer Abhandlung die stillschweigende Voraussetzung. Weniger herrscht aber Einheitlichkeit in der Beantwortung der Frage, wie sich die Predigt dem Bekenntniß der Kirche gegenüber zu stellen habe. Hier leitete uns die feste Zuversicht, daß die Kirche aller Zeiten von Christo im Wesentlichen übereinstimmend und somit richtig gezeugt habe. Andernfalls müßte von der Kirche mancher Zeiten gelten, daß sie an Christo keinen Theil habe, was als äußerst schwierig anzunehmen sein dürfte.

gleiches politisches und sociales Recht für alle zur Geltung gebracht oder zu bringen gesucht, hat endlich in den Werken der Menschenliebe Außerordentliches geleistet. Im schlechten Sinne human ist unsre Zeit, denn sie sucht die unfruchtbare Abstraction des allgemeinen Menschen zu realisiren, unterwühlt zu Gunsten eines verschwommenen Kosmopolitismus die gottgesetzten Individualisationen menschlichen Daseins, die Unterschiede zwischen den Nationen und Religionen, im Staat, in der Kirche, selbst (nicht man auf die letzten Konsequenzen) in der Familie. Es stemmt sich der Geist der Zeit gegen das positive Christenthum im Namen der falschverstandenen Humanität. Man entnimmt dem Evangelium einige moralische Sätze, stellt neben die Selbstliebe als Correlat die Menschenliebe und erbaut sich so ohne die Stützen der Religion ein eigenes System. Dann erkennt man in Christo nichts weiter als den möglichst reinen Typus der Menschlichkeit. So erklärte z. B. seiner Zeit Virchow im preussischen Abgeordnetenhaus, daß die moderne Cultur durch den Satz: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst“, den sie dem Christenthume entnommen habe, ihre reinsten Antriebe, ihr edelstes Ziel gefunden hätte. — Oder man geht weiter. Man erklärt Religion überhaupt für unnötig, ja gefährlich. Nur in den materiellen Interessen erschöpft sich des Menschen Streben; äußeres Wohlergehen ist das Streben des Geschöpfes, behaglicher Genuß erworbener Lebensgüter, freies Entfalten der geistigen und leiblichen Kräfte. Von diesen falschen Anschauungen sind bereits große Massen angesteckt. Selbst viele, die noch die Gottesdienste besuchen, huldigen wenigstens einer äußerst lagen Auffassung ihres Verhältnisses zur Kirche. Und diesem Geschlechte soll doch auch gepredigt werden. Der Sanerteigberuf der Kirche gilt doch auch heute noch. Wie bringen wir das Wort von Christo auch ihnen nahe, denen so vielfach Sinn und Verständniß dafür abgeht?

Vor allem hat sich der Prediger auf den Standpunkt seiner Zeit zu versetzen, nicht so, daß er ihn theile, sondern daß er ihn zu verstehen suche. Da freilich, wo in den Gemeinden noch mehr oder weniger der schlichte Sinn der Väter sich zeigt, ist geringere Veranlassung vorhanden, auf die obshwebenden Anschauungen der modernen Welt Bezug zu nehmen. In Städten namentlich muß dies jedoch geschehen. Der Prediger suche also ohne zu übertreiben, ohne zu verzerren auf die Bedenken und Anstöße einzugehen und sie zu widerlegen, nicht sowohl durch rein logische Demonstration, sondern durch lebendiges Zeugniß von der Wahrheit, indem er mit dem Lichte, in dem er steht, die Irrthümer und Schwächen derer, die ohne oder wider Christum sind, beleuchtet. Das Beste wird jedenfalls sein, wenn er Christum als den Brennpunkt zeigt, in welchem alles Gute, Hohe und Edle, wonach die Menschenbrust ringt und strebt, sich sammelt. „Außer Christo kein Heil, das hat die heutige Predigt nachzuweisen, „in Christo das volle Genüge!“ Wie alle bloß menschliche Cultur mehr nur eine äußerliche bleibe, ungenügend die Wunden der Menschheit zu heilen, wie sie weder der menschlichen Erkenntniß brennende Zweifel zu lösen, noch dem menschlichen Willen ausdauernde und vollendet reine Antriebe zu geben, noch unsre nach Liebe verlangende Gefühle zu befriedigen vermöge, — wie also, soweit es auch der Mensch gebracht, er immer wieder zu der Frage sich gebrängt fühle: was fehlt mir noch? wie denn doch eine jede Seele, um mit Tertullian zu reden, *naturaliter christiana* sei, das überzeugend darzuthun ist die Aufgabe der Predigt in unsren Tagen. Heißt das nicht in den Zungen unsrer Welt die großen Thaten Gottes preisen? Wenn die Predigt da einsetzt, wo der Mensch dieser Welt rathlos, aussichtslos, unvermögend Halt macht? Ist das nicht aufs Neue eine Beweisung des Geistes und der Kraft? Löst sich auf diese Weise nicht am einfachsten die Frage vom f. g. unbewußten Christenthume der Zeit? Gewiß, wir müssen damit rechnen. So viele Menschen, die sich in der Gegenwart von Christo losgesagt, üben doch Werke, die Christus nicht zurückweisen würde; denn unbewußt bemächtigen sich der Gemüther Maximen, die aus dem Evangelium geboren sind. Ihnen hat die Predigt auch Handhaben zu bieten, vermitteltst deren sie vom unbewußten zum bewußten Christenthume übergehen können.

Im allgemeinen läßt sich sagen, die Predigt unserer Tage ist dazu berufen, auf die Zweifel einzugehen, die f. z. f. in der Luft liegen. Das naive Hinnehmen der Glaubenswahrheiten von Seiten der Massen ist vorüber. Wir haben eine Zeit der Kritik, des Skepticismus. Daher die apologetische Haltung der Predigt erforderlich ist. Es ist hier natürlich

nicht eine mit systematischer Genauigkeit wissenschaftlich abgerundete Apologetik verstanden. Soll ja jede Bezeugung unseres Glaubens dadurch, daß sie selbst die Herzen der Fernerstehenden ergreift, durch die ihr innemohnende Wahrheit und Ueberzeugungskraft ein Beitrag zur Apologetik*) sein. Dazu gehört die Beachtung des Wortes: Schicket euch in die Zeit, dazu Verständniß für die Weise des Paulus, der den Juden ein Jude, der Griechen ein Grieche werden konnte, um nur ihrer etliche zu gewinnen.

Es erübrigt noch die Frage, auf welche Gegenstände unsres Glaubens oder Glaubenswahrheiten vornehmlich die heutige Predigt ihr Augenmerk zu richten habe, wenn sie zu den Kindern unsrer Zeit in ein fruchtbares Verhältniß treten molle. Es lassen sich hierüber jedoch kaum Regeln aufstellen. Der Geistliche hat sich da nach den Erfahrungen in der Gemeinde zu richten. Jedenfalls sind die s. g. dogmatischen Predigten, sofern sie vorzugsweise die Heilsordnung in der kirchlich theologischen Form stehend wiederholen und die Kirchenlehre mehr nur umschreiben, statt sie aus dem eigenen gläubigen Bewußtsein in individueller Eigenthümlichkeit zu reproducieren, nicht geeignet, die Gemeinden an die Kirche zu fesseln. Man schöpfe aus dem Leben und zeige, wie das was man theoretisch als Glaubenssatz entwickelt, auch da fruchtbar sein könne und in den verschiedenartigsten Verhältnissen auch wirklich fruchtbar sei. Nehmen wir, um nur ein Beispiel zu wählen, die Lehre vom heiligen Geist.

Ich muß gestehen, von ihrer Darstellung auf den Kanzeln meistens unbefriedigt gewesen zu sein. Wir hören zwar regelmäßig, daß der Herr seinen Geist verheißt, ihn auf Pfingsten ausgegossen habe, ihn jetzt noch wirken lasse, ferner, daß der heil. Geist sich gewisser Mittel bediene, des Wortes und Sacramentes, um die Bekehrung des Menschen anzuregen und zu vollenden, — also die ganze dogmatische Terminologie. Aber unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf: Was ist denn nun heiliger Geist? wo finde ich ihn? wie werde ich seiner bei mir selber und in der Welt gewiß? Bei einer so hochliegenden Frage, wie diese ist, verlangt der Hörer nach Aufweisung von Anhaltspunkten, damit er nicht bloß Worte höre, sondern Thatsachen des Lebens begreifen lerne. Hätte man statt dessen sich an das religiöse Bewußtsein des einzelnen gewendet, ihn an die Augenblicke erinnert, wo er über sich selbst gehoben, mehr war als sein eigen Selbst, an jene Stunden, wo sein Wille trotz glühender Sehnsucht nicht ausrichten konnte, wonach er hinstrebte, wo ihm dann eine innere Stimme zurief: siehe da, wie unzureichend deine Kraft ist! — hätte man endlich alle jene Werke des Glaubens, die der natürliche Mensch nicht thun kann, alle Herrlichkeit des Reiches Gottes in dem Bilde hervorragender Lebenszeugen der Kirche als eine Wirkung des heil. Geistes erkennen lassen, dann wäre selbst dem Fernerstehenden eine Ahnung aufgedämmert von dem, was das apostolische Glaubensbekenntniß eigentlich meint im dritten Artikel. — Und so wären überhaupt in allen Stücken Anhaltspunkte zu geben für das Verständniß, ein Apell an die eigene Erfahrung des Hörers, eine Ueberschau über das, was schon auf natürlichen Gebieten als Analogie des Glaubens gelten kann, kurzum es wäre zwischen dem Natürlichen und Uebernatürlichen eine Art von Brücke herzustellen, was ja in gewisser Hinsicht eine Versöhnung zwischen Himmel und Erde genannt werden mag.

Im allgemeinen: die Condescendenz Christi zu den Menschen, sein Eingehen zu den Sündern, sein Reden in der Fassungskraft des Volkes, die Accomodation Pauli auf dem Areopag zu Athen, — das wären Tugenden der Predigt aller Zeiten und vornehmlich unserer Tage, das alles aber wirkt nur die Liebe des der gekommen ist, das Verlorene zu suchen und das Verirrte zu sammeln. Denn die Predigt selbst ist Fortsetzung der Hirtenthätigkeit des Erzhirten Jesu Christi.

*) Man vergleiche Vinet: montrer (aufweisen, die Wahrheit in ihrem inneren Zusammenhang) c'est démontrer (beweisen).

Die Pädagogische Literatur der letzten Jahre,

besonders soweit sie das Volksschulwesen berührt.

Von R. Strack, Pf. zu Groß-Buseck, Deßau und Kreis Schulcommissar.

II.

Angelegenheiten der Volksschule und deren Lehrer.

(Fortsetzung.)*

Staat und Volksbildung in ihrer Wechselwirkung von M. Bünger, Altena 1869. 12 Sgr. Bildung und Gesittung sind die sichersten Grundlagen der Volksfreiheit; Bildung bedeutet Wohlstand. Die Schule darf nicht Special-Interessen dienstbar gemacht werden, sie ist nicht die Domäne der Kirche, am allerwenigsten einer besonderen Confession, sondern sie ist Eigenthum des ganzen Volkes; sie ist also eine Staatsanstalt. Man darf nicht Proselytenmachen anticipando bei den Unmündigen anfangen, indem man ihnen bei unentwickeltem Denkvermögen Ansichten aufzwingt, die ihren Verstand verdunkeln und ihr Herz verhärten.

Briefe vom Kerkerbach. Ueber nationale Erziehung und Volksschule von Josef Rühl, Wiesbaden 1868. Eifert gegen die culturfeindlichen Tendenzen, Hierarchie und Despotismus.

Unter welcher Voraussetzung bildet die heutige Schule zeitgemäß? Vortrag im bayerischen Lehrerverein von M. Pfeiffer, Lehrer in Augsburg, Würzburg 1869. Der Verf. verlangt religiös-sittliche Veredelung der Jugend, Fernhaltung aller trennenden Kirchensatzungen, treue Pflege der Vaterlandsliebe, naturgemäße Entwicklung der Individualitäten, allgemeine Vorbildung fürs praktische Leben.

Ueber das Verhältniß der Kirche und insbesondere der Geistlichen zur Schule ist außer dem, was schon erwähnt worden, eine solche Menge Broschüren erschienen, daß wir sie nicht alle namhaft zu machen vermögen. Die Lehrer sind meistens für Beseitigung der Geistlichen, wenn sie auch von der Kirche sich nicht ganz losreißen wollen. An der Spitze steht: Lüben, Ueber den Einfluß der Geistlichen in ihrer amtlichen Stellung zur Schule, mit Bezugnahme auf Dr. Schenkels Thesen, „betreffend das Recht der Kirche auf die Schule“. Von A. Lüben, Sem.-Direktor. Bremen 1867. Die Geistlichen taugen nicht zu Schulinspektoren, weil die meisten derselben nicht einmal den Religionsunterricht, geschweige denn die übrigen Lehrfächer zu überwachen im Stande sind, auch weil deshalb die geistliche Schulaufsicht der Volksschule zu großem Nachtheil gereicht. Nicht einmal über den Religionsunterricht sollen sie die Aufsicht führen. Uebrigens will ihnen Lüben einen Platz in der Ortsschulbehörde gönnen.

Dr. Robert Haas: Die Reform der Kirche und Schule im 19. Jahrhundert. Bremen 1867.

Die Volksschullehrer sind mündig geworden; doch sollen beide, Kirche und Schule in einigem und innigem Bunde verbleiben; der Staat allein beauftragt alle Lehrgegenstände der Schule. Die Geistlichen behalten den conf. Religionsunterricht.

Fricke, Rektor a. D. in Wiesbaden. Ist der Religionsunterricht in der Schule eine päd. Nothwendigkeit? Gekrönte Preisschrift des Vereins für Freiheit der Schule, Berlin 1870. 2 1/2 Sgr. Der Verf. erkennt in der Schule eine Anstalt zur Ausbildung des Denkens und Strebens, welche allenthalben zum Wissen führt, während es die Kirche mit den religiösen Gefühlen zu thun hat und zum Glauben führt. Der Religionsunterricht ist in der Schule pädagogisch nicht nöthig, weil die Schule sich nur mit Kindern beschäftigt, für welche die Lehren der verschiedenen Confession keinen Werth haben. Der confessionelle Religionsunterricht ist in der Volksschule pädagogisch schädlich, weil unnatürlich.

*) Vgl. S. 1 ff. u. S. 94 ff. d. Bds.

Statt dessen soll eine der ewigen Weltordnung und der menschlichen Natur entsprechende Sittenlehre gelehrt werden.

Dieselbe Frage behandelt ein Anonymus: „Ueber die Nothwendigkeit der Entfernung des Religionsunterrichts aus der Volksschule. Berlin, 1871. Auch diese Schrift ist von dem genannten Verein gekrönt worden. Der Verf. ist von Haß gegen die päd.-christl. Weltanschauung erfüllt. Durch die Entfernung des Religionsunterrichts würde für die Seelenharmonie jedes einzelnen ein unermesslicher Gewinn erzielt, noch mehr für die Harmonie der socialen Interessen. Der Ständeunterschied ist nach dem verbreiteten Aberglauben von Gott eingesetzt, durch die Bibel geheiligt. Wenn statt dessen die Lehre des Verfassungsrechtes: Vor dem Gesetze sind alle gleich &c. gelehrt würde, dann müßte der Ständehaß leichter schwinden, als wenn man Jahrtausende hindurch predigt: Alle Obrigkeit ist von Gott. Religiöse Ansichten sollen in der Schule nur referirt werden. Jeder andere Religionsunterricht werde bestraft. — Wer Ohren hat zu hören, der höre. Principiis obsta.

Die freie menschl. Schule. Ein Versuch von Uhlisch in Magdeburg. Gera, 1870. Der Verf. findet keinen Gott mehr über den Wolken, sondern überall nur die Kraft die in Allem waltet, und der gegenüber wir Blasen sind auf dem Strome des Lebens. Wie nun kein Gott über der Erde sei, so dürfe auch kein Religionsunterricht neben den übrigen Fächern des Wissens gebildet werden.

Im Vergleich mit diesen drei radicalen Schriften erscheint eine andere, von der Diesterwegsstiftung gekrönte Preisschrift fast conservativ, nämlich: Emancipation der Schule von der Kirche und die Reform des Religionsunterrichts in der Schule, von R. Richter. Leipz. Brandstetter, 28 sgr. Der Verf. erkennt die Bedeutung der Religion für Erziehung und Bildung an; aber er verwirft alle Lehrsätze, gleichviel ob sie der ganzen christl. Kirche gemeinschaftlich sind, oder nur einzelnen Confessionen, welche nach seiner Ueberzeugung der Vernunft entgegen sind z. B. die Lehre von der Inspiration der Bibel, von der Dreieinigkeit, von der Vorweltlichkeit und Göttlichkeit Christi, von seiner leibl. Auferstehung und Himmelfahrt. Diese müßten beseitigt werden, weil sie dem Prinzip der allg. Menschenbildung widerstrebten. Von demselben Verf. ist früher herausgegeben: „Was thut der Volksschule noth?“ Nicht Trennung von der Kirche, wohl aber die rechte Emancipation und eine bessere Dotation. Meissen, 1869. 6 sgr.

Unter denen, welche der Schule den Religionsunterricht entziehen und der Kirche überweisen wollen, findet sich auch ein Geistlicher, Dr. E. Enlze, Vic. th. Pastor zu Osnabrück: Die Uebertragung des Religionsunterrichts an die Kirche. Göttingen, 1867. 6 sgr. Der Staat muß die Schule für sich requiriren; die Kirche muß ihren Einfluß auf dieselbe aufgeben; nur den Religionsunterricht muß sie als eine rein kirchliche Angelegenheit in der Hand behalten. Auch das Gemeindepriuzip fordert die Uebertragung des Religionsunterrichts an die Kirche. Das kirchliche Amt gewinnt durch die vorgeschlagene Einrichtung. Ebenso kann die Schule dadurch nur gewinnen.

Eine vermittelnde Stellung nimmt ein: Kirche und Schule im idealen Bunde von Fr. Dietrich, Lehrer zu Bresl. 2. stark verm. Aufl. Bresl., 1869. 10 sgr. Neben der Aufsicht durch den Staat will der Verf. die Inspection durch den Ortspf. beibehalten wissen. Die Beaufsichtigung des Religionsunterrichts müsse demselben doch bleiben. Sollten nun noch neben den Geistlichen weltliche Inspektoren die Schule beaufsichtigen, so wären Konflikte unausbleiblich. Daher sei es besser, die Geistlichen dazu beizubehalten, wenn sie auch nicht sehr befähigt dazu wären. Sie besäßen ja doch die Fähigkeit, Pädagogik zu studiren und könnten sich praktische Kenntnisse erwerben. Man solle den Lehrern eine bessere auch fremdsprachliche Bildung geben, dann würden sie den Geistlichen näher treten und mehr als Jhres gleichen behandelt werden.

Gegen den conf. Religionsunterricht ist: Die confessionslose Volksschule als Basis einer natur- und vernunftgemäßen Jugendbildung von Jokisch. Wohlau, 1869. 3 sgr. Nicht eher kann es um die Sittlichkeit des Volkes besser werden, als bis die Volksschule, die Unnatur ihrer bisherigen religiösen Erziehung anerkennend, den einfachen und naturgemäßen Weg der sittl. Bildung, der Erziehung des Menschen zur Tugend,

durch gleichmäßige Erweckung, Belebung und Veredelung aller seiner Geisteskräfte einschlägt, unbesorgt um den Glauben, den der Geistliche im Confirmandenunterricht auf dem von der Schule im Kindesherzen gelegten sittlichen Grunde aufzubauen noch immer Zeit genug hat.

Müller, Wilhelm, Protestantische Vorträge, Heft I. Die Schule und der Religionsunterricht. Berlin, Henschel. 5 sgr. Der Verf. will Trennung der Schule von der Kirche, aber nicht Verbannung des Religionsunterrichts aus der Schule, er will keine confessionelle, aber keine confessionslose Schule, allg. Religionsunterricht ist ihm ein Unding. (L. A. VI 298.)

Peschel, Ueber Trennung der Schule von der Kirche. Dresden, 1869. 24 sgr. Lag dem Ref. nicht vor.

Gegen die Trennung der Schule von der Kirche und gegen confessionslose Schulen erhob sich von kath. Seite Herm. Kolbus: Wider die Communschulen. Mainz, 1863. 4½ sgr. Dieselben seien allen Grundsätzen einer gedeihlichen Erziehung zuwider.

Der kath. Seelsorger und die Elementarschule v. Schmitz, Pfr. zu Eisenheim. Köln, 1870. Der Verf. vertheidigt in gemäßigtem Ton die confess. Schule und ihre Beherrschung durch die Kirche. Zell, Dr. Karl, Die moderne deutsche Volksschule mit Rücksicht auf die neuesten Gesetzgebungen in Süddeutschland. Frankf. a/M., 1868. Viel Beherzigenswerthes. L. A. II 175.)

Von prot. Standpunkt sind in die Schranken getreten: Jäger, Pfr. G. L. Die christliche Erziehung in Schule und Haus mit Rücksicht auf die Forderungen der confessionslosen Schule. Vortrag. Frankf. a/M., Heyder und Zimmer. 3 sgr. Sodann: Die confessionslose Schule. Ein Wort zur Verständigung mit Verständigen v. W. Krüger, ev. Pfr. zu Linz a/Rh. Barmen, 1870 und Die confessionslose Schule in päd. Beziehung v. Worich, Sup. a. D. und Pastor zu Wackerleben. Hefmstedt, 1870.

Besonders beachtenswerth ist die Schrift von Krüger, welche darlegt warum eine Adresse von 10000 ev. Christen der Rheinlande gegen die confessionslose Schule bei dem Landtag eingereicht wurde. Charakteristisch ist folgender Satz: „Wir vertheidigen die Regulative, weil sie sowohl ihrem pädag. Grundgedanken, wie ihrer relig. Auffassung nach den Rationalismus bekämpfen. Daß aber in unseren Tagen der Widerspruch gegen die Regulative so groß und weit verbreitet ist, können wir nur daher verstehen, weil wir überhaupt in den Tagen des wiedererwachenden Rationalismus leben.“ Worich sagt am Schlusse: „Wir stehen vor einem Abgrunde — werden wir hineinfürzen? Die Kirche wird bleiben; denn die Pforten der Hölle können sie nicht überwinden. Aber wir können im Gerichte, das Gott über uns verhängt, die Güter der Kirche, zu denen auch die Schule gehört, verlieren. Gott kann uns zur Strafe für unseren Unglauben und unsere Untreue in den Sumpf der modernen Bildung versinken und in demselben untergehen lassen. Stehen wir also fest im Kampfe gegen die böse Macht der Welt! Je treuer wir sind, desto gewisser ist der Sieg. Den Herrn Lehrern kann ich nur das Wort der Offenbarung zurufen: Behalte, was du hast, daß dir Niemand deine Krone raube.“

Die Pflicht der Schule, für die Gesundheit der Kinder zu sorgen ist vielfach erörtert worden z. B. in Freyer, J. G., Die Sorge der Schule für das leibl. Wohl ihrer Zöglinge. Leipz., Fleischer. 5 sgr. Flinker, Dr. Max, Ueber die Anforderungen der öffentl. Gesundheitspflege an die Schulbänke. Mit 2 Tabellen Abbildungen einer neuen Subsellie. Chemnitz, 7½ sgr. Die Schule und ihr Einfluß auf die Gesundheit, v. Albert Sigel, Dr. med. Reutlingen, 1868. 1/6 thlr. (Sehr zu empfehlen. L. A. II 176.) Der rationelle Schultisch als das hauptsächlichste Verhütungsmittel der schlechten Brustentwicklung der schlechten Haltung und Rückgratsverkrümmung, v. J. Frey, Dr. med. Zürich, 1868. 16 sgr. Der Verf. ist Vorsteher eines gymnastisch-orthopädischen Instituts und Mitglied der Bezirksschulpflege in Zürich, und zeigt sich als einen erfahrenen Beobachter. Die beigegebenen Zeichnungen stellen die verschiedenen Arten der Schultische dar, daß danach gearbeitet werden kann. (L. A. II 176.) Ueber die Einrichtung zweckmäßiger Schultische von Hermann, Turnlehrer und

Lehrer an der mittl. Bürgerschule zu Braunschweig. Braunschweig, 1868. Ebenfalls durch Zeichnungen erläutert.

Die Schulhäuser auf der Pariser Weltausstellung. Vom hygienischen Standpunkte aus beurtheilt v. Dr. med. Hermann Cohn, Augenarzt in Breslau. Berl., 1867. Der Verf. hat bei der Pariser Ausstellung 1867 die daselbst befindlichen preuß., schwed. und amerik. Schulhäuser in Beziehung auf Fenster, Zimmerdimensionen und Subsellien vom ärztlichen Standpunkte aus beobachtet, und spricht in vorliegender Schrift seine Beobachtungen aus.

Zweg, Justizr. W., Das Schulhaus und dessen innere Einrichtung. Für alle bei Schulbauten Betheiligte, Lehrer, Schulvorstände, Bauverständige, Aerzte, Aufsichtsbehörden. 2. umgearb. verm. Aufl. Weimar, Böhlau. 1 thlr. 10 sgr. (ausführlich und gründlich, besonders für Landschulen). — Ueber Schulbauten von dem Standpunkte der öffentl. Gesundheitspflege. Frankfurt, Sauerländer. 4 sgr.

Birchow, R. Ueber gewisse die Gesundheit benachtheiligende Einflüsse der Schulen. Berlin, 1869. 1 thlr. — Schildbach, Dr. med., Die Schulbankfrage und die Kunze'sche Schulbank. Mit 11 Abbildungen. Leipz., Reil. 1870.

Becker, E. Ein Wort über das Schulwesen, mit bes. Bezug auf körperl. Erziehung. Basel, Schweighäuser. 8 sgr. In der Schule werde die körperl. Bildung allzusehr vernachlässigt. (Viel Wahres. L. A. III 278.)

Die geistige Frische und den Frohsinn der Kinder sucht zu fördern: Sonnenschein in der Schule. Ein Scherlein auf den Altar unseres Kinder Glücks. Von Weilingen, Pfr. in Burgau bei Jena. Leipz., Frieze. 1869. 10 sgr. Die gemachten Vorschläge in Beziehung auf die ganze Schulverfassung, die Ordnung und Zucht, die Schulfeste u. verdienen berücksichtigt zu werden. (L. A. IV 144.) Eine ähnliche Tendenz hat auch: Der Volksschulgarten. Ein Beitrag zur Lösung der Aufgabe unserer Volkserziehung, v. Max Machanek d. J. mährischem Landtagsabgeordneten und Dr. Erasmus Schwab k. k. Prof. und Bezirksschulinspector. Mit 3 Plänen. Wien und Olmütz, 1870. (Lag nicht vor.) Dittes sagt darüber (P. J. XXII 466): Ein vortreffliches Schriftchen! Es will, daß mit jeder Volksschule ein rationell angelegter und eingerichteter Garten verbunden werde, der eine Pflanzstätte für anschauliche Kenntnisse der Natur, für edle Freude an derselben, für den Schönheitssinn, für den Gemeingeist, für bessere Sitten und erhöhten Wohlstand des Volkes werden soll.

Zu erwähnen ist noch: Stangenberger, Sechs Spiele für die Volksschule. 2. Aufl. Leipzig, 1869. 4½ sgr.

Für Verbesserung der Lehrerbefoldungen sind fast alle Schul- und Lehrerzeitungen aufgetreten. Wir erwähnen noch besonders: Das Dotations- und Pensionsgesetz müssen eine rettende That sein. Den Herrn Abgeordneten gewidmet und überreicht v. Th. Ballien. Brandenburg, 1868. 6 sgr. Zur Vorlage des Unterrichts- und Dotationsgesetzes. Von einem deutschen Pädagogen. Berl., J. Springer. 1868. 6 sgr. Verbesserung des Einkommens der Lehrer ist nothwendig und ausführbar. Ein Wort zur Dotationsfrage v. G. Lügen, ev. Pred. Berlin, Dehnmigke. 1867. 5 sgr.

Sitting, Dr. W. U., Geschichte des Rückschritts in der Dotation der preuß. Volksschule. Beiträge zur inneren Schulgeschichte und zur Kritik der bestehenden Schulgesetzgebungen nebst der Unterrichtsgesetzes-Vorlage. Minden, Volkering. 24 sgr. Der Verf. sucht, sich auf Quellen stützend, nachzuweisen, daß die Lehrerbefoldungen nur scheinbar besser geworden seien, in Wirklichkeit aber wären sie unter den obwaltenden Verhältnissen geringer als früher.

Auch das Schulgeld war der Gegenstand vielfacher Erörterungen, wie wir schon bei früher erwähnten Schriften gesehen haben. Besonders wurde der Gegenstand behandelt in: Hofmann, Stadtschulr. Dr. Frdr., Die öffentlichen Schulen und das Schulgeld. Berlin, Springer. 10 sgr.

Ebenso herrschen über die Lehrerbildung verschiedene Ansichten. Nur darin stimmen die

meisten Pädagogen überein, daß die bisherige Bildung nicht ganz genügend war, und daß man eine bessere erstreben müsse. Einige gehen so weit, daß sie akademische Bildung in ihrer ganzen Ausdehnung verlangen. Andere wollen nur Verbesserung der Seminarien. Hier verlangen wieder Einige Unterricht in fremden Sprachen, wenigstens einer modernen. Andere erklären das für überflüssig. Ebenso weit gehen die Ansichten über die Präparandenbildung auseinander. Viele verlangen den Besuch eines Gymnasiums bis zur Absolvierung der Mittelklassen, oder Absolvierung einer Realschule. Die Beschränkung durch die preuß. Regulative wird fast allgemein verworfen. In Sachsen wurden auf der Lehrerversammlung 1864 die Seminarien heftig angegriffen. Gegen diese Beschuldigungen erschien eine geharnischte Schrift von Chr. Fr. Schmidt, Seminardirector in Annaberg: Zur Seminarfrage. Annaberg, 1867. $\frac{1}{4}$ thlr. Der Verf. versteht mit Geschick, aber in leidenschaftlicher Aufregung die Sache der Seminarien. Bei größerer Ruhe und Besonnenheit hätte er wohl der von ihm vertheidigten Sache besser gedient.

Deinhardt, Heinr. Ueber Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten. Wien, Bichler. 1869. Anregend, kämpft gegen alle Abrihtung für selbständige Entwicklung der Zöglinge, gegen das Einengen derselben durch zu weit gehende Vorschriften. Man muß die Ansichten des Verf. prüfen um das Beste zu behalten; sie sind nicht frei von Einseitigkeiten und Uebertreibungen.

Die Seminarien für Volksschullehrer. Eine historisch-pädagogische Skizze, von L. W. Seyffarth. Berlin, Springer. 1869. Der Verf. betrachtet die Volksschullehrerbildung nach den Prinzipien der modernen Pädagogik, jedoch nicht mit vollständiger Durchführung in Bezug auf das Technische, sondern nur in andeutenden Umrissen. Ebenso weist er nur in allgemeinen Umrissen auf die Geschichte der Seminarien hin. Er bekämpft einertheils die mechanische Unterrichtsweise, mit utilitätschem und materialistischem Zwecke; andertheils die sog. „wissenschaftliche“ d. h. die gelehrte Richtung im Volksschulwesen. (L. A. IV 136.)

Zwick, Lehrer der Naturwissenschaften an der Provinzialgewerbeschule zu Coblenz. Ziele der modernen Lehrerbildung mit bes. Rücksicht auf Preußen. Der Verf. huldigt in vielen Punkten nicht den verbreiteten modernen Ansichten über den fraglichen Gegenstand. Er verwirft die Verbindung der Aspiranten-Bildungsanstalten mit den Seminarien; er will die ersteren in kleinen Landstädten in Verbindung mit gehobenen Stadtschulen errichtet wissen. Die Seminarien sollen confessionell geschieden sein, die Lehramtsandidaten sollen nach ihrer Qualifikation theils zu Stadt-, theils zu Volksschullehrern bestimmt werden u.

Die Stellung der Seminare zu den Volksschulen und die Heiligung des Namens Gottes als die Grundbedingung aller Wirksamkeit beider. Vortrag beim ersten amtlichen Zusammentreten der Pfarrer und Lehrer der Landsynode Stettin mit dem Seminar-Collegium zu Pölitz, v. E. Th. Goltzsch, Seminardirector. Berlin, 1868. 6 sgr. Schon der Titel zeigt, daß die Schrift mehr paränetisch als belehrend sein will, in welchem Geiste sagt der Satz: „aller Unterricht, den wir erteilen in den Schulen an den Werktagen, von den Kanzeln an den Sonntagen im Hause des Herrn, stammt von dem Unterricht, den Gott selber im Paradiese erteilt hat.“ Wahr, aber doch nur cum grano salis zu verstehen, und leicht zu mißdeuten! (L. A. III 280.)

Die Theorie und Praxis des päd. Unterrichts an den deutschen Schullehrer-Seminaren. Eine Zusammenstellung und Beurtheilung der hierüber in Deutschland bestehenden Einrichtungen, v. Friedr. Leuz, Vorstand des ev. Schull.Sem. Carlsruhe, 1870. 12 $\frac{1}{2}$ sgr. Am Schlusse des ersten Theiles heißt es: „Nach dem Gesagten ergibt es sich uns als eine naturgemäße Forderung, daß die Pädagogik als selbständiges Lehrfach im Seminare auftreten müsse, eingeleitet auf einer Vorstufe durch eine anthropol. und psychol. Grundlegung, d. h. durch eine aus der Erfahrung geschöpfte, überall auf sie zurückführende Darlegung der Fundamentalsätze der Leibes- und Seelenlehre, und begleitet von der Geschichte der Pädagogik. Daneben geht die Praxis mit der ihr zugehörenden Didaktik und Methodik.“

Einen Beitrag zur Geschichte der preuß. Schullehrer-Seminarien lieferte der Director des ev. Schull.-Sem. in Neuwied Schollenbruch in einer Rede, gehalten

bei dem 50jährigen Jubiläum desselben. Dieselbe ist in Nr. 8 des Centralblattes von 1869 abgedruckt.

Höchst interessant, weil man daraus erkennt, wie schwierig es war das Geld für ein einziges Seminar herbeizuschaffen, ist: Steinberger C. Chr. Die Geschichte des Großh. Hess. evang. Schull.-Sem. zu Friedberg während des ersten Halbjahrhunderts seines Bestehens, zur Feier seines 50jähr. Jubiläums am 2. Nov. 1867. $\frac{2}{3}$ thlr. (Gründlich, auf Quellen fußend.)

Zahlreich sind die veröffentlichten Lehrpläne für einzelne Seminarien und die Jahresberichte über dieselben. Wir heben einige hervor:

Röhler L. A. Sem.-Dir. Das Schullehrer-Seminar in Grimma nebst Ansichten und Bemerkungen über Volksschullehrerbildung überhaupt. Grimma, Verlagscompt. 15 sgr. (Für diejenigen, welche sich überhaupt über die sächs. Seminare gründlich unterrichten wollen.) Desselben, Geschichtliche Mittheilungen über das königliche Seminar zu Grimma. Pädagogische Fragen und Themata aus der h. Schrift und Erfahrung geschöpft, als Grundlage zu einer pädagog. Volksschulkunde. Grimma, 1864. 6 sgr. — Besonders zu beachten ist: Rüben, Aug., Sem.-Dir. Lehrplan für das Seminar zu Bremen. Bremen, 1867. $\frac{1}{4}$ thlr. Dögl. Stoy, C. Volksw. Schule, Staat, Lehrerberuf und Lehrerseminar. Pädag. Glaubensbekenntniß bei der Eröffnung des ersten Lehrerseminars für das ev. Oesterreich in Völs, am 9. Dec. 1867 ausgesprochen. Wien, 1868. 4 sgr., und desselben, Organisation des Lehrerseminars. Leipzig, 1869. $\frac{3}{4}$ thlr. (L. A. II 177.)

Dittes, Frdr., Schulk. Der Lehrplan des Lehrerseminars zu Gotha. Gotha, 1868. 8 sgr. Verschiedene Jahresberichte von Dittes und später von Rehr. à 8 sgr.

Eberhardt, R. F. Dir. Geschichte und Lehrplan des Eisenacher Schullehrerseminars, zusammengestellt bei Gelegenheit der 50jährigen Jubelfeier am 4. u. 5. Aug. 1860. Eisenach, 1868. $\frac{1}{6}$ thlr.

Helmrich, Sem.-Dir. Das fürstliche Landesseminar und die Seminarische zu Sonderhausen. Einrichtungs- und Lehrpläne nebst Schulnachrichten v. 1860—66. Erster Jahresbericht des Seminars zu Plauen, verfaßt v. D. A. Grulich, Sem.-Dir. Plauen, 1869. 12 sgr. Außer einem ausführlichen Bericht über das Seminar selbst, 2 Abhandlungen: Uebersichtliche Darstellung der Entwicklung unserer deutschen Volksschule bis zu Pestalozzi; und: Die Aufgabe der Volksschule und deren Lösung.

Erster Bericht über das königliche Seminar zu Friedrichstadt-Dresden, v. F. W. Rockel, Sem.-Dir. Dresden, 1870. Enthält eine kurze Geschichte des Seminars.

Lehrplan des Großh. Hess. kath. Schullehrer-Seminars zu Bensheim. Für 3 Kurse mit 5 Sem.-Lehrern, aufgestellt von dem Lehrerkollegium und genehmigt durch Großh. Oberstudien-Direction zu Darmstadt. Bensh., 1870.

Von der Präparandenbildung handelt: Die Präparandenbildung auf Grundlage des Regulativs v. 2. Okt. 1854. Eine Handreichung für Präparandenbildner, v. Ed. Förster, Sem.-Lehrer in Münsterberg. Breslau, 1867. 6 sgr. Beachtenswerth ist das Urtheil von Dittes (P. 3. B.): Stellt man sich eben auf den in vorliegendem Schriftchen eingenommenen Standpunkt, so muß man zugestehen, daß dasselbe im Ganzen den Grundsätzen einer rationalen Didaktik und Methodik folgt, und daß es aus den Bestimmungen des Regulativs immerhin etwas recht Leidliches zu machen weiß. Wenn die für den Lehrerberuf bestimmten Jünglinge wirklich die oben bezeichneten Eigenschaften besitzen und in der Präparandenanstalt nach Förster's Grundsätzen erzogen, sowie nach dem von ihm vorgezeichneten Plane in Religion, deutscher Sprache, im Rechnen, in der Raumlehre, im Zeichnen, in den Realien und in der Musik unterrichtet werden: so können die Seminare bei guter Einrichtung und gutem Willen sicher viel höhere Ziele erreichen, als das betreffende Regulativ feststellt.

Agahd, Lehrer Herm., Grundriß eines Erziehungs- und Lehrplanes, betr. die Präparanden-Vorbildung. Berlin, 1870. 20 sgr. Hält sich streng an die Regulative und ist in deren Geist abgefaßt.

Ueber die allg. deutsche Lehrerversammlung erschienen mehrere Schriften: Erinnerungs-

blätter an die 17. deutsche Lehrerversammlung zu Kassel am 4., 5. u. 6. Juni 1868, v. Herm. Pfister. Kassel, 1868. 28 Sgr. (L. N. III 278). — Eine leidenschaftliche Anklageschrift gegen diese Versammlung und den auf derselben herrschenden Geist ist: *Moderne Pädagogik. In Briefen. Kritik der Kasseler Lehrerversammlung.* 3 Hefte. Darmstadt, 1869.

Die 18. allg. deutsche Lehrerversammlung zu Berlin, den 17—20 Mai 1869. Separatabdruck der Protokolle derselben. Leipz., Klinkhardt. $\frac{1}{2}$ thlr. — Anklagend gegen die Versammlung ist: *Hildebrand, Zur Charakterisirung der 18. allg. Lehrerversammlung.* 2. Aufl. Neusalz, Lange. 4 Sgr.

Die XIX. allg. deutsche Lehrerversammlung zu Wien am 7., 8. u. 9. Juni 1870. Verhandlungsprotokolle der Hauptversammlungen nach der offiziellen stenographischen Aufnahme und Berichte über die wichtigeren Nebenversammlungen. Wien, 1870. 18 Sgr. Vom Wiener Lehrertage 1870. Separatabdruck aus der Prot. Kirchenzeitung. Berlin, 1870. Ueber den christlich-conservativen Lehrerbund.

Erste Generalversammlung des christlich-conservativen Lehrerbundes. Eine Gedächtnisschrift, auf den Beschluß der Versammlung von dem Vorstände herausg. Calbe, 1864.

Gedenkschrift, Bericht über die Verhandlungen in der am 8. Okt. 1867 abgehaltenen 2. Generalconferenz des christlich-conservativen Lehrerbundes zu Neusalz a. D. Grünberg, 1867.

Aus Schmid's Encyclopädie gehört hierher:

Bd. I: Anschauungsunterricht v. R. v. Kaumer und v. Bölder, Armenschule v. Schaubach, Aesthetische Bildung in der Volksschule, deutsche Aufsätze in der Volksschule v. Eisenlohr, Besoldungen v. Hirzel, Concentration des Unterrichts in der Volksschule v. Boß, Confessions- und Communalsschule v. W. Baur, deutsche Sprache in der Volksschule v. Stockmeyer. Bd. II: Elementarschule v. Floscher, Fabriksschulen v. Hahn, Fortbildung des Volksschullehrers v. Schurig, Gesang v. Palmer, Gesangbuch v. W. Baur, Geschichte und Geographie in der Volksschule v. Stockmeyer, Geschlechtertrennung v. Strack, Gewerbliche Fortbildungsschulen, Fortbildungsschulen überhaupt v. Eugler. Bd. III: Halbtagsschulen v. Dortenbach, Helfersystem v. Kiecke, Hilfslehrer v. Stolzenburg, Industrieschulen v. Freihofser, Inspection v. Kern und v. Holzer, Landschule v. Stockmeyer, Lehrerbildung v. Hirzel, Lehrerverein v. Hirzel, Lehrerversammlungen v. Firnhaber, Lehrerwahl v. demselben, Lehrerfreiheit v. Hirzel, Lehrmittel v. Vogel, Lehrplan, Unterrichtsplan v. Wehrmann, Lehrstand v. Hirzel, Lehrton v. G. Baur, Lehrziel v. Boß, Leseunterricht v. Stockmeyer, Methode v. Palmer und v. Thile. Bd. V: Nation, Nationalbildung, Nationalerziehung, Nationalität v. Thile, Naturwissenschaften in der Volksschule v. Weidemann, Nebenämter und Nebenbeschäftigungen der Lehrer v. Passow, Normalschule, Pensionswesen, Wittwen- und Waisenversorgung v. Paldamus. Bd. VI: Polemik in der Schule v. Hauber, Politik in der Schule v. Palmer, Präparandenbildung, Präparandenanstalten v. Eisenlohr, Prüfung der Lehrer an Volksschulen v. Stockmeyer, Rangordnung v. Floscher. Bd. VII: Religionsunterricht in niederen Schulen v. Strebel, Schreibunterricht v. Stockmeyer, Schule, ihr Verhältniß zum Staat, v. Palmer. Bd. VIII: Schulfeste v. Gottschick, Schulgebäude v. Stahl, Schulgeld v. Ficker, Schulgeräthschaften v. Stahl, Schulgesetz v. Schrader, Schulgesetze (Statuten) v. Gottschick, Schulgottesdienst v. R. Rix, Schulleben v. Rämnel, Schullesebuch v. Marg, Schulprämien v. Gottschick, Schulprüfungen v. Fricke, Schulrechte v. Weidemann, Schulregiment v. . . . und v. Paldamus, Schulregulativ v. Paldamus und v. Schmid, Schulstrafen v. Strebel, Schulvereine, Volksschulvereine v. Freihofser, Schulvermögen und dessen Verwaltung v. Schulz, Schulverschämmniß v. Gottschick, Schulzeugnisse, Censuren v. demselben, Schulzucht v. Strebel, Schulzwang v. Gottschick mit Zusatz von Schmid und Eisenlohr, Soldatenschule v. Schneider, Sommerfschulen v. demselben, Sonntagschulen v. Schaaf.

II. Recensionen.

Theologie.

Delitzsch, Franz, Commentar über die Genesis. Vierte Auflage. gr. 8. 603 S. Leipzig, 1872. Dörffling u. Franke. 3 $\frac{1}{3}$ thlr.

Die neue Auflage von Delitzsch's Genesis bringt, wie wir es von dem Fleiße des hochverdienten Verfassers gewohnt sind, nicht die alte Arbeit in nur verbesserter sondern in völlig umgearbeiteter Gestalt, und die im Commentare vorgenommenen Aenderungen dienen ihr entschieden zu großem Vortheil. — Die kritische Anschauung über die Composition der Genesis ist allerdings dieselbe geblieben. Der Verfasser vertritt nach wie vor die Ergänzungshypothese in der Weise, daß nach ihm die Grundschrift des Elohisten aus der Zeit Moses ergänzt ist durch den Jehovisten in der Zeit Josua's oder der Richter. Die Untersuchungen über die Entstehung des Pentateuchs bilden noch ein so buntes Gemenge der verschiedensten Anschauungen, die unentwirrt neben einander stehen, daß ein jeder Versuch der Lösung als solcher seine Berechtigung hat. Delitzsch bildet mit dem feinigsten die äußerste Rechte der kritischen Richtung, zugleich Fühlung behaltend — wie es bezeichnet worden — mit der Apologetik wie mit der Kritik. Mag nun über die Einzelheiten seiner Construction des Pentateuchs, die in mancher Beziehung, namentlich in der Annahme einer direct-mosaischen Abfassung des Deuteronomiums, viel Gewagtes enthalten, verschoben gertheilt werden, so ist doch seine ganze Art der Untersuchung für die Exegese als hoher Gewinn zu bezeichnen. Sein Wahrheitsgefühl als Forscher hat die hergebrachten Sätze der älteren apologetischen Richtung nicht acceptiren können, und er steht voran unter Jenen, welche die Resultate der neueren Wissenschaft mit einer ungeschwächten Achtung vor den heiligen Urkunden zu vereinbaren streben. Nur dann aber kann von der Apologetik für die heilige Schrift Ersprießliches geleistet werden, wenn mit Unbefangenheit die Errun-

genenschaften besonnener wissenschaftlicher Untersuchung anerkannt und aus solcher Zergliederung der durch keine Operation zu zerlegenden Inhalt der Offenbarungsurkunden herausgehoben wird. — Verdienstlicher aber noch als des Verfassers Stellung zur Kritik ist seine reiche und tiefe Erklärung der Einzelheiten des ehrwürdigen Geschichtswerkes, dessen kindliche und doch so inhaltsvollen Berichte er in ihrer ganzen Schönheit und Wahrheit wie kaum ein Anderer darzustellen versteht. Keinen Beitrag aus der Geschichte und Sage anderer Völker, aus den Denkmälern alter Cultur und den Zeugnissen der Naturgeschichte verschmähend, liefert der Verf. mit seinem reichen Material eine detaillirte Ausmalung der knappen Worte des Textes. Daß dabei in der Erklärung des Schöpfungsberichtes mehrere naturwissenschaftliche Excurse der letzten Auflage ausgefallen sind, gereicht dem Commentar zum Vortheil. Die Erläuterung kann hier nur gewinnen, wenn sie allein das, was das Buch sagen will, deutlich macht; in wie weit damit die Ergebnisse der Naturwissenschaft zu vereinbaren sind, gehört nach unserer Meinung nicht in einen Commentar. Die Behandlung der drei ersten Capitel bildet den Glanzpunkt des Werkes und namentlich für die Geschichte des Sündenfalls liefert der Verfasser, getragen von seiner tiefen christlichen Erfahrung, unergleichen Beiträge zur Erklärung des großen Problems des menschlichen Lebens. Die Beigaben von Dr. Wegstein, namentlich dessen Abhandlung über die Lage von Kadesch Barnea, enthalten viel Werthvolles.

Auf Delitzsch's jüngste Arbeit hinsehend, können wir nur mit Verlangen dem angekündigten Commentar über die salomonischen Schriften entgegensehen, mit welchem seine Mitarbeit an dem Keil-Delitzsch'schen alttestamentlichen Commentare abgeschlossen sein wird.

Gobet, Fr., Prof. d. Theol. Neuchâtel, Die Auferstehung Jesu Christi. Apologet. Vortr. Aus d. Franz. übersetzt v. Söder. 8. 40 S. Hamburg, 1870. W. Mauke. 7 $\frac{1}{2}$ sgr.

Gerne sind wir dem rühmlich bekannten Schriftforscher, dessen Commentar über die Evangelien des Johannes und des Lukas auch bei uns in Uebersezungen verbreitet sind, auf das apologetische Gebiet gefolgt indem er hier nicht mindere Meisterschaft bewährt. Die klare Anordnung und Darstellung, der sittliche Ernst und die wissenschaftliche Ruhe, die sichere Beherrschung des gesamten Stoffs und die prunklose Einsicht der Bearbeitung, endlich gegen den Schluß, wo es die Anwendung aufs Leben gilt, der erfreuliche Schwung der Gemüthswärme — das Alles tritt in dieser schlichten, aber begiegenes Arbeit aufs ansprechendste hervor, die ernstlichen wahrheitsfindenden Gemüthern um so angelegentlicher empfohlen werden darf, je weniger sie auf eigentlich wissenschaftliche Einzelheiten eingeht. Sie hat auch neben dem übrigens schätzenswerthen, glänzenden, aber weniger das allgemeine Bedürfnis befriedigenden Vortrage, den Vorschlag vor acht Jahren gegen Strauß zu Gunsten der Auferstehung herausgab, ihren entschiedenen Werth. Eine kurze Einleitung beleuchtet bei Godet die Wichtigkeit der Frage im Allgemeinen; in ihr kommt die Frage nach den Wundern überhaupt zur Entscheidung. Der richtige Weg zu solcher Entscheidung ist aber nicht der oft beliebte einer falsch-idealistischen Philosophie, die nach ihren Begriffen festsetzt, was sein kann oder nicht, sondern auch hier gilt die Macht der Erfahrung, die Prüfung geschichtlichen Zeugnisses. Was sicher beglaubigt ist, gilt uns als wirklich; das sehen wir zuerst, um dann zu fragen, wie das Wirkliche, Gegebene in sich zusammenhänge und welchen Zweck es habe. — Die eigentliche Abhandlung zerfällt in drei Abschnitte, deren erster ausführt, wie die Apostel wirklich die leibliche Auferstehung Christi bezeugt haben, wobei sie (fährt Th. 2 fort.) durchaus glaubwürdig erscheinen, wogegen weder die Annahme eines Betrugs, noch die eines Scheintodes, noch endlich die einer Kette von Visionen Stich halten. Der letzte Hauptabschnitt zeigt endlich, die grundlegende Bedeutung dieser anderseits die Geschichte Israels abschließende Heilthatfache, und ihre unvergleichliche Bedeutung für die individuelle Frömmigkeit.

Stettin.

Dr. A. Kolbe.

Meier, Dr. phil., Superintendent, Judas Ischarioth, ein biblisches Charakterbild. Vortrag. 2. Auflage. 47 S. Dresden, Verein zur Verbreitung christl. Schriften in Sachsen. In Comm. bei J. Naumann. 6 sgr.

Ein gehaltvoller und anziehender Vortrag, der bei dem beschränkten Umfang selbstverständ-

lich keine erschöpfende und alle Fragen berücksichtigende Darstellung geben kann, doch aber den Leser über die wichtigsten Probleme unterrichtet, und ihn zu weiterem Nachdenken anregt, mag er auch nicht in allen Punkten mit dem Verfasser übereinstimmen. In gedrängter Uebersicht werden zunächst die verschiedenen Auffassungen dieses dunklen Charakters vorgeführt, und der Unterschied der neueren Versuche von den älteren wird dahin bestimmt, daß, während früher der dogmatische oder philosophische Standpunkt die Charakteristik bestimmte, sodas bald in Judas die Incarnation des Teufels erkannt wurde (Daub), bald ein energischer, ehrenwerther Charakter, der durch seine That einen guten Erfolg zu bewirken beabsichtigt, jetzt mehr das Streben ersichtlich ist, den Charakter psychologisch zu vermitteln und menschlich-geschichtlich zu begreifen; — nur daß hier die Gefahr nahe liegt, die geschichtlichen Vorgänge zu vereinzeln und sie von ihrem Zusammenhang zu lösen. Der Verfasser will demgemäß versuchen, durch die Vereinigung der dogmatischen und psychologischen Auffassung die Wahrheit dieser Gegensätze in einer geschichtlich-idealen Auffassung zu vereinigen, für welche er mit Recht im Evangelium Johannis die Grundzüge findet. Die Ergebnisse der Untersuchung lassen sich kurz in Folgendem zusammenfassen: Judas war keine gewöhnliche Natur, sondern ein starker Charakter, ein Sünder jener Gattung, die ohne eine gewisse Genialität eines sinnenden Geistes, ohne scharfen Verstand und Charakter nicht denkbar sind. Angezogen von dem Geheimnißvollen in der Erscheinung Christi und von dem Erfolg seines Wirkens, konnte er nicht indifferent bleiben, sondern wandte sich immer entschiedener von ihm ab, und was ihm zum Heil werden sollte, wurde ihm zum Verderben. Der mit Heuchelei verbundene Widerwille gegen den Herrn steigert sich endlich zum dämonischen Christushaß, der dann zum Selbsthaß und zur Verzweiflung umschlägt. Zugleich aber ist Judas ein typischer Charakter; der Contrast zwischen Jesus und Judas wirft seinen Schatten durch die ganze Geschichte, und der Versuch in verschiedenen Erscheinungen der Neuzeit diesen Judascharakter zu erkennen. Die schwierige Frage, warum der Herr den Judas zu seinem Jünger gewählt habe, wird durch die Erwägung beantwortet, daß Judas selbst den Herrn gesucht haben werde, und daß er als Gegenstand der erziehenden Liebe des Herrn die Hoffnung auf eine Entwicklung zum Guten nicht ausschloß. Die entscheidende Freiheitsthat, auf der die sittliche Lebensrichtung beruht, war in Judas bei seiner Berufung noch nicht vollzogen, und die Nähe Jesu konnte

zum Guten oder Schlimmen für ihn ausschlagen; auf jeden Fall aber, wenn er nicht gerettet wurde, mußte er wenigstens indirect ein Werkzeug des Herrn und seiner Erlösung werden. Das Meisterstück der göttlichen Weisheit ist es, daß er die menschliche Bosheit verwendet, um seinen Rath auszuführen; so ist auch der Verrath des Judas verwendet, aber nicht erfordert worden, denn auch wenn Judas nicht war, würde der Herr doch gekreuzigt sein, sodaß eine absolute Nothwendigkeit für den Verrath nicht vorliegt. — Das sind die Grundzüge des Vortrages, der keinen Leser ohne mannichfache Anregung lassen wird.

Gr.

Th. F.

Franz, Adolph, Lic. d. Theol. M. Aurelius Cassiodorus Senator. Ein Beitrag zur Geschichte der theologischen Literatur. VIII. 137 S. Breslau. Aderholz'sche Buchhdlg. (G. Porsch). 20 sgr.

Diese Arbeit eines jüngeren römisch-katholischen Theologen (— sie ist dem Fürstbischof von Breslau gewidmet —) verdient in mehr denn Einer Hinsicht als das Muster einer kirchenhistorischen Monographie bezeichnet zu werden. Zwar sind darin die mannichfachen Beziehungen des großen Mannes zum kirchlichen Gesamtleben seiner Zeit nicht alle mit gleichmäßiger Vollständigkeit und Anschaulichkeit geschildert worden; namentlich eine einleitende Orientirung über die kirchlich-politischen und culturhistorischen Zeitverhältnisse, welche seinem Wirken als Schauplatz und Hintergrund dienten, würde den vortheilhaften Eindruck der Schrift wesentlich zu erhöhen gebieten haben, und was an allgemeineren Erörterungen über den Zustand der Wissenschaften, des Klosterlebens u. im Verlaufe der Darstellung (z. B. in R. II, S. 18 ff.; R. IV, S. 35 ff.) nachgebracht wird, vermag das in dieser Hinsicht gleich beim Eingang Versäumte keineswegs vollständig zu ersetzen. Doch überwiegt der Werth des Geleisteten die Bedeutung dessen, was in dieser und sonstiger Hinsicht etwa vermist werden mag, bei weitem. Als Lehrer und theologischer Schriftsteller wird Cassiodor ebenso vollständig als treffend gewürdigt, und über seine Bedeutung als Staatsmann und Förderer der Prosaliteratur wenigstens so viel beigebracht, als zur Abrundung des gesammten reichen Lebensbildes erforderlich ist. Dabei geht der Verf. fast durchgängig mit solcher Gründlichkeit zu Werke, daß die Lectüre seines Buches nicht nur dem weniger Kundigen vielfache Anregung, sondern auch dem kirchen-

historisch Gebildeten mannichfache Belehrung gewährt.

Nach Voraussendung derjenigen biographischen Notizen betreffend Name, Geburtsjahr, Conversion (Uebertritt ins Klosterleben) und Alter (Todesjahr) des Helden, welche zur Feststellung der äußeren Umrisse seines Lebensbildes erforderlich,^{*)} schildert der Verf. zunächst die wissenschaftliche Thätigkeit Cassiodors vor seinem Aufenthalte in Vivarium (R. II, S. 14 ff.), berichtet also kurz über seine früheren schriftstellerischen Arbeiten historisch-politischen und philosophischen Inhalts, wie das Chronikon, die Geschichte der Gothen, die Varien (libri variarum) und das Buch „von der Seele“, beschreibt seine Sorge für die Schulen im Ostgothenreiche sowie seine freilich vergeblich gebliebenen Bemühungen um die Gründung einer theologischen Schule in Rom, und verflucht mit dem allem gebiegene Erörterungen über die geistigen Culturzustände des damaligen Italiens überhaupt, sowie über Cassiodors vornehmste Hülfen und Rivalen in fördernder Einwirkung auf dieselben, namentlich Boetius und Bischof Ennodius von Pavia. Es folgt dann S. 26 ff. der Uebergang zur Beschreibung des literarischen Wirkens Cassiodors in Vivarium. Die Lage dieses Doppel-Klosters in Bruttien unweit Squillacae, sowie das eigenthümliche Verhältniß zu dessen Mönchen, in welches der vorherige Staatsminister als patriarchalischer Vorgesetzter der beiden Aelte Chalcodonus und Geruntius (ohne etwa selber den Titel eines archiabbas anzunehmen) sich begab, ferner der Charakter seines Ordenslebens und der gottesdienstlichen Einrichtungen desselben werden geschildert. Der von vielen Neueren, namentlich von den Benedictinern Garet (dem Urheber der Hauptausgabe der Werke Cassiodors, Par. 1679, Venet. 1729), de Ste. Marthe, Mabillon, sowie von Montalembert in seiner Geschichte der Mönche des Abendlands, vertretenen Annahme seiner Zugehörigkeit zum Benedictinerorden tritt der Verf. S. 30 ff. entschieden entgegen und zeigt, daß es vielmehr die monastischen Einrichtungen und Rathschläge Cassian's waren, an welche er sich

^{*)} Den Namen schreibt der Verf. mit der Mehrzahl der Neueren Magnus (nicht Marcus) Aurelius Cassiodorus (sic) Senator (— das letztere als mit zum Namen gehörig, nicht als Titel). Als ungefähres Geburtsjahr statuirt er 470; das Sterbejahr setzt er nach 563, indem er auf eine genauere Bestimmung desselben verzichtet und auch die bekannte Stelle in seinem Psalmencommentar, aus welcher man hat schließen wollen, daß er älter als hundertjährig geworden sei (in Ps. 100, Opp. t. II, p. 317 ff.) für unbeweisfräftig in dieser Beziehung erklärt.

hauptsächlich, jedoch in ganz selbstständiger Weise ansetzte. Eine allgemeinere Untersuchung über die Studien in den Klöstern bis zum Zeitalter Cassiodors — mit dem für den Charakter des Letzteren ungemein günstigen Ergebnisse, daß eigentlich erst er, also keiner seiner Vorgänger, auch nicht Benedictus, die Nothwendigkeit ernster und eifriger gelehrter Studien dem abendländischen Mönchthum zur Ueberzeugung zu bringen bemüht gewesen (S. 35—45) — bahnt den Weg zur Darstellung seiner literarischen Thätigkeit in Vivarium, also zu der hauptsächlich vom Verf. zu behandelnden specifisch theologischen Periode seines Wirkens und Schaffens. Eingeleitet durch eine Charakteristik des Buches de institutione divinarum literarum, beginnt diese Darstellung mit einer Betrachtung der biblischen Arbeiten Cassiodors (S. 45 ff.) insbesondere seiner Sammlung biblischer Codices (deren vier in seinem Besitze gewesen sein müssen: eine griechische Bibel (LXX u. N. T.), eine Itala, eine von Hieronymus revidirte Itala und eine Vulgata), seiner Fürsorge für Orthographie und Correctur der Handschriften, seiner textkritischen Regeln und Grundsätze. Sehr lehrreich und anziehend, wie diese Auseinandersetzungen, ist ferner das betreffs des Gangs der von Cassiodor geleiteten Studien der Mönche von Vivarium, besonders ihrer Lectüre orthodoxer und heterodoxer Kirchenschriftsteller, Bemerkte (S. 66 ff.). Die von Cassiodor zusammengebrachte Bibliothek des Klosters Vivarium beschreibt der Verf. in einem längeren Abschnitte sowohl ihrer äußeren Einrichtung, wie ihrem Inhalte nach des Näheren (S. 76 ff.); ja er versucht sogar ein möglichst vollständiges Verzeichniß ihrer einzelnen Bücher zu geben, wobei er die, deren Vorhandensein in der Sammlung nur als wahrscheinlich von ihm gemuthmaßt, mit einem *, die, bezüglich deren nur unsichere Vermuthung möglich, mit einem ? bezeichnet (S. 80—92). Die eingehendste literarhistorische und theologische Würdigung widmet der Verf. dem Psalmencommentare als der vornehmsten exegetischen Schrift Cassiodors, sowie seiner Hist. eccl. tripartita als seinem kirchenhistorischen Hauptwerke (S. 93 ff. 104 ff.). Sein Urtheil über das letztere Werk lautet hart, aber schwerlich ungerecht; er erklärt es wegen seines planlos compilirenden Charakters, seines Mangels an innerer Einheit und seiner zahlreichen chronologischen Verstöße für „entschieden die mangelhafteste Arbeit des Cassiodorius“, und meint; derselbe würde sich um die Kirchengeschichte verdienter gemacht haben, wenn er der Nachwelt die drei Historiker (Socrates, Sozomenos, Theodoret) in einer vollständigen Uebersetzung hinterlassen hätte. — Zwei gleich

allem Vorhergehenden sehr lehrreiche Abhandlungen über den „Nachruhm des Cassiodorius“ (besonders im Mittelalter) und über die Ausgaben seiner Werke beschließen das Ganze (S. 121 ff. 128 ff.).

Der Verf. hat seiner Untersuchung vor allem ein sorgfältiges Studium der Schriften Cassiodors (mit hauptsächlichem Gebrauche des venetianischen Nachdrucks der Garet'schen Ausgabe, Venet. 1729) zu Grunde gelegt, dabei aber aus den Arbeiten früherer biographischer und literarhistorischer Bearbeiter desselben vielfachen Nutzen zu ziehen gewußt. Daß unter diesen von ihm citirten Vorgängern einige Vertreter der protestantischen Forschung fehlen — aus älterer Zeit die Monographien von Moller, Altorf 1686, und von Siber, Dresd. 1708; aus neuester z. B. Piper, Einleitung in die monumentale Theologie (Gotha 1867), S. 180 ff. und Diefel, Geschichte des Alten Testaments in der Kirche (Jena 1868), S. 110, dieß gehört zu den wenigen, im Verhältnisse zur sonstigen Thätigkeit und Gründlichkeit des Geleisteten gewiß nicht erheblichen Versäumnissen, mittelst deren der Verf. seine Zugehörigkeit zur römischen Theologie und Kirche zu erkennen gibt. Mangel an tüchtiger Belesenheit auch im Bereiche der evangelisch-theologischen Forschung kann ihm aber im Allgemeinen keineswegs vorgeworfen werden. Auch tritt das kritisch Unbefangene seines Standpunkts als historischer Forscher auf zahlreichen Punkten deutlich hervor; und wenn er einmal von Cassiodor dem Staatsmanne es rühmend hervorhebt, daß derselbe dem Theodorich eine streng paritätische Regierungsweise in Bezug auf seine heidnischen und arianischen Unterthanen angerathen und ihm das schöne Wort: „Religionem imperare non possumus, quia nemo cogitur, ut credat invitatus“ als Wahlspruch suggerirt habe (S. 8.), so wird man in dieser Empfehlung toleranter Grundsätze noch Nichts, was nach infallibilistischer Orthodoxie schmecke, erkennen wollen, mag immerhin eine gelegentliche polemische Bemerkung wider das bekannte Buch von „Janus“ (Der Papst und das Concil) auf S. 111 allerdings einen bestimmteren Anhaltspunkt für eine derartige Vermuthung bezüglich seines Standpunkts gewähren können. Auf störende Weise hat derselbe sich keinesfalls irgendwo bemerklich gemacht.

3.

Rößlin, Dr., Julius. Das Wesen der Kirche nach Lehre und Geschichte des Neuen Testaments. 2. vollständig umgearbeitete Auflage. 144 S. Gotha, 1872. Schönmann. 20 sgr.

Der Gegenstand vorliegender Schrift beansprucht gerade in unserer Zeit ein besonderes Interesse und wir wissen es dem verehrten Herrn Verfasser Dank, daß er seine vortreffliche Arbeit in neuer durchgearbeiteter Auflage dargeboten hat. Denn wenn dieselbe auch durch die in den Titel angezeigte Beschränkung wesentlich in die Grenzen einer biblisch-theologischen Untersuchung eingeschlossen ist, so bleibt es doch auch bei den Fragen der Gegenwart immer von der entschiedensten Wichtigkeit, das Zeugniß der heil. Schrift in unbefangener Weise zu prüfen und an dem dort gebotenen Bilde die Gestaltungen der Zeit zu prüfen. Zudem ist der erste Abschnitt, welcher den Gegensatz des katholischen und protestantischen Kirchenbegriffs in klarer und übersichtlicher Weise darstellt, trefflich geeignet, die Controverspunkte unserer Zeit herauszustellen und den Leser in den praktischen Fragen der Gegenwart zu orientiren; denn mit großer Objectivität, die doch nirgends das warme evangelische Herz vermissen läßt, wird die reformatorische Idee der Kirche der römischen gegenübergestellt. Der zweite Abschnitt, welcher „die Grundlegung in Jesu Lehre und Thun“ zum Gegenstand hat, untersucht vor Allem den Begriff des Reiches Gottes und weist nach, wie der Begriff der Gemeinde, namentlich in den Gleichnissen, noch zurücktrat, wie aber bereits in den ersten Reichsgenossen der Stoff für eine Gemeinde oder Kirche gegeben war, deren Wesen und Merkmale nach Jesu Worten bezeichnet werden. Der dritte und umfangreichste Abschnitt endlich handelt von der apostolischen Gemeinde, von ihrer Pflanzung in Jerusalem und ihrer weiteren Entfaltung in Lehre und Leben, sowohl nach ihrer inneren eigenthümlichen Verfassung, als nach ihrer Darstellung in der Welt.

Alle Ausführungen des Verfassers sind ebenso schriftgemäß und mit überzeugender Klarheit, als mit einem lebendigen protestantischen Bewußtsein entwickelt, und halten sich in schöner, evangelischer Mitte zwischen allen romanisirenden Anschauungen, welche die unsichtbare Herrlichkeit in die Sichtbarkeit legen wollen, und zwischen den den Begriff der Kirche verflüchtigen subjectivistischen Bestrebungen unserer Tage. Die wichtigen Probleme, welche die römische Kirche in einer durchaus unevangelischen Weise löst, über das Verhältniß des allgemeinen Priestertums zum kirchlichen Amt, über die Unsichtbarkeit der wahren Kirche, die dennoch eine sichtbare Gemeinschaft ist, über die Heiligkeit derselben bei der Unheiligkeit vieler Glieder, über ihre Einheit bei äußerlicher Zertrennung, werden in einer Weise behandelt, welche die Wahrheit der

reformatorischen Bekenntnisse evident ans Licht setzt.

Daß der Verfasser bei dieser neuen ungearbeiteten Auflage wichtige Punkte, wie die neutestamentliche Lehre vom Amte, eingehender, als früher, erörtert hat, bemerkt er selbst in der Vorrede. Doch ist er auch bemüht gewesen, die Rücksicht auf nichttheologische Leser beständig festzuhalten, und wir bezweifeln nicht, daß auch gebildete Laien mit Interesse seinen Ausführungen folgen werden.

Gr.

Th. F.

Solms, Ludwig, Fürst zu. Uebersicht der theologischen Speculation nach Richard Rothe. 89 S. Wittenberg, 1872. H. Kölling. 10 sgr.

Wir können uns nur freuen, wenn das klassische Werk des seligen Rothe als Fundgrube für weitere Gedankenarbeit benützt wird, auch von solchen, die theologischen Studien sonst nicht näher zu treten pflegen. Der geehrte Herr Verfasser will die Hauptbestandtheile der „theologischen Ethik“ in einer gedrängten Uebersicht vorführen und somit die Quintessenz jenes Werkes auch solchen zugänglich machen, die für ein eingehenderes Studium Rothes nicht Zeit und Fähigkeit haben. Weshalb er diese Uebersicht nur bis zum Schluß des zweiten Bandes (in 2. Aufl.) giebt, rechtfertigt das Vorwort; einmal nämlich ist der zweite und dritte Theil faßlicher und übersichtlicher, so daß ein Bedürfniß für eine solche Uebersicht weniger nahe liegt; und dann fehlt dem Verf. die Uebereinstimmung mit verschiedenen Ansichten Rothes, die sich hier finden, ohne welches eine solche Bearbeitung nicht wohl möglich ist. Die sorgfältige, mit eingehendem Verständniß und liebevoller Hingabe an die Speculation des einsamen Denkers unternommene Arbeit, welche trenn, meist sogar wörtlich die Gedanken des Meisters wiedergiebt, entzieht sich begreiflicher Weise einer analytischen Darlegung, da es nicht wohl zu verlangen ist, von einer gedrängten Uebersicht eines größern Werkes einen nochmaligen Auszug zu geben, der, wenn er nicht sehr ausführlich sein wollte, doch nur in mangelhafter und unvollständiger Weise die Gedanken des Verfassers reproduciren könnte. Wir wollen nur in das Gedächtniß zurückerufen, daß der Verfasser es bloß mit dem Ersten Theil der Ethik, der Güterlehre (Lehre vom moralischen Gut) zu thun hat, und zwar nur mit der Ersten Abtheilung dieses ersten Theils, welche das moralische Gut als abstraktes Ideal behandelt; auf die Darlegung wie zweiten Abtheilung hat der Verfasser wegen mangelnden Einverständnisses

mit Rothe in mehreren daselbst behandelten Punkten, — der schon bemerkt wurde, — verzichtet. Die Erste Abtheilung zerfällt in drei Abschnitte: 1) der moralische Proceß, 2) die moralische Funktion oder das Handeln, 3) die moralische Gemeinschaft.

Gr.

Th. F.

Allgemeine kirchliche Chronik, begründet von Matthes, fortgesetzt von Moritz Hermann Schulze: 18. Jahrg. 1871. 174 S. Hamburg, 1872. Händle u. Lehmfuhl. 15 sgr.

Es ist nicht zu leugnen, daß ein Buch, wie vorliegendes, einem vielseitig empfundenen Bedürfnis entgegenkommt, denn die Fülle der literarischen Erscheinungen, die ein Jahr aufzuweisen hat, die reiche Zahl der Conferenzen, Synoden und Vereinen, die vielfachen Strömungen im kirchlichen Leben machen es dringend wünschenswerth, daß die Ernte eines Jahres in bländigem Abriß und in übersichtlicher Darstellung vorgeführt werde, und daß der Leser ein möglichst treues Bild von dem kirchlichen und theologischen Leben und Arbeiten erhalte. Daß ein solches Unternehmen seine besonderen Schwierigkeiten hat, und daß hier die Gefahr einseitiger und ungerechter Darstellung besonders nahe liegt, ist freilich richtig, und es wäre zu wünschen, daß recht vielseitige und tüchtige Kräfte aus verschiedenen Lagern zu diesem Werke ihr Mithülfe böten, um nicht bloß Theologen, sondern auch kirchlich interessirten Laien ein Hilfsmittel zur Orientirung zu bieten. Der jetzige Herausgeber der allgemeinen kirchlichen Chronik steht auf einem dem liberalen Protestantismus zugeneigten Standpunkt und kann denselben so wenig verleugnen, daß er z. B. die Warnung des Oberkirchenraths vor Uebertreten zum Judenthum, in der jeder besonnene Beurtheiler eine wohl begründete Warnung des kirchlichen Hausrechts erkennen mußte, mit dem liberalen Janhagel zu den Akten der Unduldsamkeit zu zählen geneigt ist. Immerhin müssen wir das Bestreben anerkennen, alle Zeiterscheinungen und Vorgänge möglichst objectiv zu würdigen, und glauben in dieser Beziehung einen Fortschritt gegen frühere Jahrgänge wahrnehmen zu können. Die Bemühungen für die Werke der Innern Mission, gegen die sich die Männer der protestantischen Linken so kühl zu verhalten pflegen, auch die Fortschritte in der Heidenmission werden mit Wohlwollen und Anerkennung besprochen, selbst für den Minister von Mähler hat der Berichterstatter Worte der Anerkennung und weist eine Anzahl der gegen ihn erhobenen

Beschuldigungen zurück. Nebenbei fehlt es nicht an kleinen Zurechtweisungen der liberalen Protestanten, denen größere Besonnenheit und Mäßigung anempfohlen wird. Das Ganze ist übersichtlich angeordnet, doch scheint uns der Abschnitt, welcher die theologische Literatur behandelt, noch größerer Sorgfalt und Vollständigkeit zu bedürfen.

Gr.

Th. F.

Philosophie.

Hartsen, F. A. Docteur en Médecine de la Faculté D'Utrecht. Principes de Logique. Exposés d'après une Méthode Nouvelle. Ouvrage suivi d'un Traité sur les Principes de l'Esthétique. Paris. F. Savy, Libraire-Éditeur.

Es kann uns nur freuen, wenn die Resultate deutschen Fleißes und deutschen Denkens auch andre Völker reizen, sich auf diesen Gebieten zu versuchen. Dies geschieht in dem vorliegenden französischen Werke in einer Weise, welche unsren Beifall um so mehr verdient, als gerade die Philosophie in Deutschland in letzter Zeit sehr vernachlässigt wurde. Auf den Grundlagen der Herbart'schen Schule sucht der Verf. in einer einfachen, aber zum Studium anreizenden Art die Logik, „diese angewandte Psychologie“, (da die Definition des Verfassers: un ensemble de règles qui nous enseignent la voie de penser comme il faut“ doch auch nur eine formale ist: so ziehen wir obige vor nicht ausführlich darzustellen, wohl aber in groben Umrissen darzulegen, um das weitere Nachdenken des Studierenden zu wecken. Von geringerer Bedeutung ist die angehängte ästhetische Arbeit. Wir empfehlen das Buch der Aufmerksamkeit derer, welche sich mit philosophischen Studien befassen.

B.

F.

Rühn, Ernst, Dr., Die Vorstellungen von Seele und Geist in der Geschichte der Culturvölker. Eine Skizze. 42 S. 8. Berlin, 1872. F. Henschel. 7½ sgr.

Der Verf. welcher bereits verschiedene philosophische Schriften veröffentlicht hat, will den Werth dieser Blätter nur nach der Anregung bemessen wissen, welche ihr Inhalt gewährt, der uns darauf hinweisen soll, daß „es vordem von Seele und Geist nur Meinungen, aber kein Wissen gab.“ Das wird man immerhin zugeben können, auch ohne die vorliegende Skizze, die ja die erforderlichen philo-

sophischen Kenntnisse so wenig vermissen läßt, als eine methodische Anlage, indem wir von der mythischen Stufe der Erkenntniß durch die metaphysische hindurch zu der eigentlich wissenschaftlichen Forschung geführt werden, für welche die Verfolgung der Darwinischen Hypothese besonders fruchtbar sein soll (?). Gleichwohl müssen wir sagen, daß uns diese mehr als kurze Zusammenstellung,*) zumal gerade die Hindeutung auf die neuesten Forschungen viel zu wenig zu bieten scheint, um den wirklich zu orientieren, welcher das Material beherrscht, und die Mängel der bereits erreichten Ergebnisse der Seelenlehre ohnedies genügend kennt. Wozu aber bei der sonstigen Knappheit aus Wolfgang Menzels vordrisslicher Unsterblichkeitslehre (die wiederholt benutzt ist) der Mythos von Eros und Psyche weitläufig abgedruckt ist, vermag ich nicht zu verstehen. Ebenso dürfte der bei jüngeren Gelehrten hervortretende Drang nach wogelnder Schreibart dem Ernst philosophischer Forschung wenig entsprechen; leider finden wir hier wiederholt (S. 13. 15. 17. 19. 34. 35) solche Proben, die einen fast glauben lassen können, das Schriftchen solle, wenigstens nebenher für den Protestanten-Verein, Propaganda machen. Wozu sonst die Abschweifung S. 32? Der Philosoph schreibt: „Noch heute fließt von den Hauptkathedern der theol. Facultäten das blanke Lehrwasser der Scholastik. Herr Twisten in Berlin, Herr von Hofmann in Erlangen, Herr Ebrard, Herr Philippi, Herr Luthardt und Andere anderswo beschreiben die Lebensgewohnheiten der Engel oder der bösen Geister so genau, wie Zoologen ihre Lieblinge. Man (Wer denn?) beweisen, nicht verspotten ist philosophisch) schildert die Höllenfahrt wie eine Reise mit der Eisenbahn und stellt scharfsinnige Vermuthungen über den Zwischenzustand der Seelen zwischen dem Tode und der Auferstehung an. Alles mit einer erstaunlichen Gelehrsamkeit, die edlerer Bemühungen würdig wäre.“ Bei dieser hehren Sprache leugnet der Theologen-Niederrichter ohne Beweisführung,

*) Wie dürftig ist z. B. Aristoteles und nicht minder Kartesius abgefertigt zu geschweigen, daß die an letzteren anknüpfenden freilich stark einseitigen, aber doch bemerkenswerthen Philosophen Deulou und Malebranche ganz übergangen sind. Von lebenden Philosophen wäre das psychologische System von George einer Erwähnung wenigstens werth gewesen, da er eigenthümliche Vermittelungen bietet, und nicht minder J. H. Fichte (den Sohn) mit seinem naturwissenschaftlich begründeten Theismus. Das R. L. aber soll lehren, die Seele sei Naturprodukt der Geist von Gott. Wo denn?

daß die Hebräer an die Fortdauer der Seelen geglaubt hätten, ehe sie Berührungen mit der Zarathustra-Religion hatten; denn „sie hielten die Seele für den innig das Blut durchdringenden Lebensodem.“ Sapiienti sat.

Dr. phil. A. R.

Pfaff, Dr. Emil, Richard, Im ewigen Osten, Trost im Leid, als Beitrag zur Euthanasia. 187 S. Dresden, 1873. Tüf.

Der Verf. dieses Schriftchens gab im J. 1869 die „Euthanasia, die Kunst freudig zu sterben“, heraus, und fügt in dem „ewigen Osten“ zu den „12 Staffeln der Kunst schön zu sterben“, noch eine 13. hinzu, „die Trauer“. Er hat seine geliebte Tochter sterben sehn; die Poesie des Lebens ist für ihn vorüber, sein Paradies auf Erden verwandelt sich in einammerthal. Er hofft durch Herausgabe dieses Schriftchens sich selbst zu trösten und den vielen Tausenden einen Trost zu gewähren, welche in dem deutsch-französischen Kriege ihr liebstes hingeben mußten.

Wir glauben zwar nicht, daß dieses Schriftchen diese Aufgabe zu lösen vermöge, weil der höchste Trost, die Quelle des Lebens, die ewige Liebe Gottes in Christo, dem Verf. nur dunkel vorzuschweben scheint; indessen sind die gegebenen Betrachtungen doch sehr anziehend, da sie uns ein Beispiel geben, wie weit ein Arzt und Naturforscher, der wahrscheinlich auch Freimaurer ist, den Glauben an ein persönliches Fortleben des menschlichen Geistes nach dem Tode des irdischen Leibes ohne spezifisches Christenthum zu fassen vermag. Seine Betrachtungsweise nimmt folgenden Gang. Er sagt: „Nur das wahrhaft Seiende kann ewig sein, Alles was entsteht, kann auch wieder vergehn. Darum muß mein Ich eine ewige Existenz in der Vergangenheit gehabt haben. Ich bin schon bei der Schöpfung der Welt gewesen, zwar nicht als selbstbewußtes Ich, sondern als Gottesgedanke, als ein Theil der schöpferischen Kraft, die der einzige Herr der Welt, der große Schöpfer des Himmels und der Erde, besitzt. — Hat eine Seele zum Selbstbewußtsein und zur Fähigkeit der Erinnerung sich entwickelt, so verliert sie diese Eigenschaft nie wieder, und so gewiß die Erinnerung im Jenseits bleibt, so gewiß ist auch das Wiedersehen der Seelen, die einander lieben. — Alles was Seele und Geist in Verbindung mit dem irdischen Leibe gelernt haben, wird uns im Jenseits zu einer höhern Weltanschauung fähig machen, welche aber eben so wie die irdische Erkenntniß ge-

lernt werden, d. h. aus dem Niedern zum Höhern sich entwickeln muß."

Um diese Behauptungen, die allerdings einen Zirkelschluß bilden, vom Standpunkte der gegenwärtigen Naturforschung aus durch die inductive Schlußfolgerung zu begründen, beruft sich hier Pfaff vor Allem auf die „feststehende Thatsache“, daß die Menschenseele im Zustande der Ekstase, sowie im Schlafwandeln und im Scheintode, die Dinge der Außenwelt, auf welche sie ihre Aufmerksamkeit richtet, selbst aus großer Ferne und unter Umständen wahrnehmen kann, bei denen keine Wahrnehmung mittels der leiblichen Sinne möglich ist. Er führt dazu einige interessante Beispiele an, die er jedoch aus Perty's „mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“ entnommen hat. Es hätte dieser außergewöhnlichen Beispiele nicht einmal bedurft, um die Selbständigkeit und Herrschaft der Menschenseele über ihren sinnlichen Leib zu beweisen. Schon die einfache Thatsache, daß sich der Geist des Menschen von den zu- und abfließenden Stoffen seines irdischen Leibes unterscheidet und daß das Ich des Menschen dasselbe bleibt, trotz dem, daß sämtliche Stoffe seines Leibes in kurzer Zeit völlig abgelegt und durch neue ersetzt werden, diese Thatsache bezeugt unvordersprechlich, daß des Seelenwesens des Menschen nicht in dem Fleisch und Blut des Leibes, noch in dem Stoff des Hirns, noch in der Bewegung der Nerven besteht, sondern ein Agens ist, welches den Lebensproceß des leiblichen Stoffwechsels anregt und beherrscht. Den wissenschaftlichen Nachweis dieser Thatsache haben wir gegeben und durch Beispiele veranschaulicht in dem Buche „Naturforscher und Kulturleben“ 3. Auflage S. 85 f. u. 325 ff.

Alle Wahrnehmungen der materiellen Sinnesreize und die Verwerthung derselben für das vernünftige Denken vollzieht sich nicht durch die materielle Bewegung der Schwerestoffatome des Gehirns, sondern durch den feelischen Aetherorganismus, welchen die heilige Schrift im Gegensatz zu dem *σῶμα ψυχικόν*, das *σῶμα πνευματικόν* genannt hat (1 Kor. 15, 44). Dieser verkörperte, ätherische Leib, erbauet, durchbringt und belebt den chemischen Stoffwechsel des materiellen Leibes in ähnlicher Weise wie der Lichtäther das ganze Weltall erfüllt und alle Bewegung und alles Leben des unermesslichen Vaterhauses mit vielen Wohnungen vermittelt.

Die Lichtnatur des menschlichen Seelenwesens, welche Christus so unzweideutig hervorhebt, wird durch die Ergebnisse der neueren Forschungen über das Wesen der sogen. „Imponderabillen“ und der Physiologie des Nervenlebens auf denkwürdige Weise bestätigt.

Leider wird in dem vorliegenden Schriftchen dieses Punktum saliens der wissenschaftlichen Forschungen über die Natur und das Fortleben der Menschenseele nach dem Tode des irdischen Leibes nur oberflächlich berührt.

Dr. B.

Antichristliches und Antikirchliches.

Suner y Capdevila, Francisco, Gott.

Aus dem Spanischen nebst Einleitung von Hedwig Henrich. 46 S. Zürich, 1872. Verlagsmagazin.

Es ist der Fluch des Romanismus, daß er die Geister, die er zu christlicher Freiheit zu erziehen fähig ist, in Knechtschaft erhält bis sie die Fesseln sprengen, um dann nur zu oft in den vollkommenen Gegensatz zu gerathen, nämlich die Forderung von allem positiven Gehalt. Neben schönen Erfolgen, die das Evangelisationswerk in Spanien aufzuweisen hat, zeigt sich ein trauriger Nihilismus in dem Lande, das systematisch auf der niedrigsten Stufe des Geistes erhalten wurde; und nicht selten geht diese glaubenslose Richtung bis zu Haß und Verachtung aller Religion fort. Ein Zeugniß hiervon ist vorliegendes Schriftchen, welches in dieser Hinsicht bemerkenswerth ist, — aber freilich nur in dieser, denn im Uebrigen ist es ein recht flaches und geistesarmes Nachwerk, so daß wir nicht wissen, ob wir das durch seine scandalösen Verlagsartikel berühmte Züricher Verlagsmagazin wegen dieser neuen Acquisition mehr bebauern, oder die Naivetät der Uebersetzerin, die solche Waare anzupreisen sich erdreistet, mehr bewundern sollen. Der Titel ist mißverständlich und könnte mit größerem Recht „Mensch“ lauten, denn der Verf. streut der Menschheit eine üppige Fülle von Weihrauch. Es wird Niemand uns zumuthen, das kleine Schriftchen durch eine Analyse seines Inhalts der Vergessenheit zu entreißen, in welche es ohne Zweifel bald gerathen wird. Auch wäre dies darum sehr schwierig, weil die Abschnitte ohne Zusammenhang und Ordnung ziemlich confus aneinander gereiht sind. Nur Weniges wird genügen, das traurige Bild zu charakterisiren. „Der Gedanke entsteht bei Berührung meines Körpers mit einem andern Körper“ (S. 21), — das ist der einzige neue Satz, den Referent gefunden hat; jedenfalls originell, und wer möchte nicht dem geistreichen Verf. den Rath geben, seinen Körper häufig mit andern Körpern in kräftige Berührung kommen zu lassen damit recht kräftige Gedanken in ihm zu Tage gefördert werden? Weil der Verf., wie er

S. 42 bekennet, Gott gelästert und seinen Arm gegen ihn drohend ausgestreckt hat, und vom Himmel keine Vergeltung erfolgt ist, kann es keinen Gott geben; — als ob der liebe Gott jedem Narren seine Existenz ad oculos demonstrieren müßte. „Damit der Mensch steige, muß Gott fallen.“ „Der Mensch bedeutet die Wissenschaft (soll etwa das Schriftchen Wissenschaft heißen?!), Gott die Unwissenheit.“ „Der Mensch ist die Wahrheit, Gott die Lüge.“ Mit diesen blasphemischen Sätzen schließt der Verfasser, dem wir unser aufrichtiges Mitleid nicht verlagern können. Referent bedauert, nichts Näheres über die Uebersetzerin erfahren zu können, die ihre einleitenden Worte mit der erhabenen Sentenz beschließt: „Der Glaube muß sterben, damit die Wissenschaft lebe!“ Sapienti sat.

Gr.

Th. F.

Naturgesetz und Menschenwille, IV, 71

S. Hamburg, 1871. D. Meißner.
7½ sgr.

Schöpfung und Mensch, ebendaf. 1872.

2 Bde. 506. S. 1½ thlr.

Ein ungenannter Schriftsteller enthüllt uns in diesen Schriften, welches die Gedanken und Ziele des Materialismus unserer Tage sind. Wenn wir sie in diesen, auf ganz anderem Boden stehenden Blättern zur Sprache bringen, so geschieht es weder deshalb, weil wir darin eine bedeutende literarische Erscheinung vor uns hätten, — der Verf. schreibt ziemlich konfus und vertheidigt seine Sache nicht besonders geschickt, — noch in der Absicht, uns mit den darin niedergelegten Ansichten auseinander zu setzen, — der Ton, in dem sie vorgetragen werden, ist zu trivial, als daß sie einer ernsthaften Widerlegung werth wären, — sondern nur um an ihnen, als einem eklatanten Beispielen, zu zeigen, was für wunderliche Meinungen und Lehren derzeit in unsrem deutschen Vaterlande vorgetragen und gedruckt, in Folge davon sicherlich auch von Vielen gelesen und geglaubt werden. Der Verf. hat sein Werk ja gewiß nicht nur für sich, sondern auch für Andere drucken lassen. Es möchte wenige Schriften geben, in welchen so fraß und unverkühlt wie hier die ganze christliche Lebensanschauung über Bord geworfen, ja verspottet und verhöhnt wird.

Der Verf. gibt Betrachtungen über Naturgesetz und Menschenwille, über Schöpfung und Mensch oder über Geist und Materie im Allgemeinen, sagt uns aber von vornherein, daß er den Titel seiner Schriften eigentlich schlecht und nur aus Accomodation an die gewöhnliche Redeweise gewählt habe. „Das

Einzige, was überhaupt existirt, ist die Materie.“ „Was wir Geist nennen, ist nichts Gegebenes im Reiche der Erscheinungen, gegeben ist nur das Gehirn.“ „Der Geist ist nichts Zweites neben der Materie, ja er ist nicht einmal eine Eigenschaft des Stoffes, sondern nur eine bestimmte Art der Bewegung desselben, gebunden an ein bestimmtes Organ, das Gehirn, mit dem sie lebt und erlöschet“ (N. Ges. 2 u. 8). Auf diesem Standpunkte, nach welchem Alles, was Geist, Persönlichkeit, Unsterblichkeit, Ideen, Ideale, Tendenzen, Principien u. sind, ausdrücklich für kolossalen Irrthum und Aberglauben erklärt wird, operirt er dann weiter und sagt uns in der ersten Schrift im Allgemeinen, was er von dem Menschen und der menschlichen Gesellschaft denkt; in der zweiten wird dasselbe in einer Reihe von Abhandlungen kosmisch-physikalischen, physiologisch-psychologischen und kulturhistorisch-philosophischen Inhalts noch näher auseinandergelegt. Wir wollen ihn auf den zum Theil höchst wunderlichen Gedankengängen, die er dabei macht, nicht weiter begleiten, an einer Reihe ausgewählter Sätze aber nachweisen, bis zu welchem Abgrunde von Rohheit und Gemeinheit sich der Materialismus unsrer Tage (die Affentheorie und was damit zusammenhängt) hinreißen läßt.

Daß der Mensch, weil ihm ja der Geist abgeht, nur graduell vom Thier verschieden sei, ist schon erwähnt; hören wir nun, worin der Materialist diese Verschiedenheit setzt: „der einzige bedeutende Unterschied zwischen Mensch und Thier besteht in der Eigenthümlichkeit der menschlichen Triebe, sich in absoluter Weise geltend zu machen. Aus den damit in Verbindung stehenden Folgen und Konsequenzen hat sich die in der Religion stets mit so großem Nachdruck hervorgehobene Ansicht von der natürlichen Sündhaftigkeit des Menschen ausgebildet. Diese Anschauung in dem Sinne der Religion ist aber lediglich eine Verläumdung, welcher entgegenzutreten besonders die Wissenschaft sich sollte anlegen sein lassen, indem sie nachweist, daß besagte Eigenthümlichkeit gerade die wichtigste Seite der menschlichen Natur ausmacht, diejenige Seite, in welcher seine Fortbildungsfähigkeit beruht, diejenige Seite, ohne die sich nicht weit über die Thierstufe erheben würde (Nat.-Ges. 11).“ — Also nur die Sünde erhebt uns über das Thier!

Von der Religion sagt der Verf.: „Sie ist dem Menschen keineswegs angeboren, sondern ist nur eine mit seinen Leiden in Verbindung stehende, aus dem Glückseligkeitstriebe hervorgegangene Erscheinung, deren Eigen-

thümlichkeit die Einseitigkeit und Rückständigkeit der geistigen Entwicklung ist. Ihre wichtigsten Lehren sind entweder Verstandesirrhümer, subjektive Täuschungen, wie die Lehre von Gut und Böse, oder sogen. Offenbarungen oder Geheimnisse, Sätze voller Verworrenheit und Widerspruch, so daß sie selbst die Eingeweihten nicht begreifen. Ihre Wirkungen waren immer geistige Beschränktheit, Verkümmern und Einseitigkeit, mit einem Wort: Verdummung (Nat. Ges. 22).“ Als besondere und überaus erschreckliche Folge der Religion wird (S. 26) noch die Neigung zur Selbstbefleckung oder Onanie bezeichnet!

Woher stammt die Vorstellung von Gott? Der Verf. belehrt uns: „Gott, das eigentliche Wesen, der Mittelpunkt der Religion, ist nichts Anderes als einerseits die Vergötterung des Triebes nach absoluter Verechtigung des Individuums gegenüber der Gesellschaft, und andererseits die Sanktionirung des Triebes nach absoluter Glückseligkeit gegenüber dem Gewissen (Nat. Ges. 41).“ Also nur die Sünde, der kalte, antisociale Egoismus und die Gewissenlosigkeit hat die Vorstellung von Gott erzeugt! „Gott ist nichts Anderes, als der Spiegel des Ich; in Gott offenbart der Mensch sein eigenes Wesen in seinen geheimsten Falten und Regungen. Die alten Juden dachten sich Gott, wie sie selbst waren, wunderförmig, wankelmüthig, rachsüchtig; ihre Gottesvorstellung ist so eingerichtet, wie Gott ihnen am leichtesten, am besten nutzen konnte, und daß sie sich selbst die wenigst mögliche Mühe zu geben brauchten. Sie ist daher im Wesentlichen ein kombinirter Ausdruck der Trägheit und des Interesses. Der Jude des alten Testaments handelt mit Gott, macht Verträge, Bund, Uebereinkommen mit ihm, und zwar in der Weise, daß er selbst erst dann seinen eingegangenen Verpflichtungen nachkommt, nachdem ihm vorher sein Recht geworden. Das Verhältniß Gottes zu seiner Person ist einfach das eines Bediensteten. Man hat die Juden das Volk des Geistes genannt; keine Annahme ist willkürlicher und widerspruchsvoller. Der Jude ist der Repräsentant des Handelsgewisses gewesen von Uraufgang bis auf den heutigen Tag (S. 45).“ Dieser selbe Geist, wird S. 46 ff. behauptet, ist auch der im Christenthum herrschende, nur daß sich hier, besonders in Jesuitismus, der specifisch unsittliche Geist der berechnenden Schlaueit noch damit verbunden hat.

Ueber die Entstehung der Welt sagt der Verf. in seinem zweiten Werke: „Die moderne (und allein richtige) Weltanschauung weiß nichts von einem persönlichen Gott, noch von einem Anfang, oder einem vor diesem Anfang bestehenden Nichts; wohl aber von einer ewig

daseienden, kraftbegabten, ewig in Thätigkeit begriffenen, formlosen, das Weltall ausfüllenden gasförmigen Materie, aus der Elemente, Formen und Gestalten, ohne fremde Beihilfe, in immer aufsteigender Entwicklung hervorgehen (Schöpf. I, 4).“ „Alles entsteht auf dieselbe Weise, es ist nur ein Weg. Aus dem formlosen Urnebel entwickeln sich allmählich die einzelnen Himmelskörper und schaaren sich zu verschiedenen Gruppen und Systemen, deren jedes seinen Platz in dem Weltall findet und ausfüllt. Aus dem einfachen Samenkorn keimt in mannichfacher Form die Pflanze, aus dem unbestimmten Embryo entwickelt sich das Thier zu bestimmter Gestalt. Aus dem anfangs gestaltlosen Fühlen und Tappen des Gehirns entsteht das Innenwerden, das klare Bild, der Gedanke, bei dem Menschen. — Dieser besteht, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, aus Körper und Geist oder aus Leib und Seele. Diese Ausdrücke bezeichnen jedoch Gegensätze, ohne daß sie in der Sache selbst beständen: sie bestehen nur in den Vorstellungen. Sie „sind daher unwissenschaftlich und sollten gar nicht gebraucht werden (S. 6).“ — Was man geistige Thätigkeit nennt, ist nichts als eine „stoffliche Bewegung und Veränderung im Gehirn, aus Depression und Expansion bestehend, durch die Verbrennung phosphorhaltiger Fette bewirkt. Ohne Phosphor kein Gedanke, ohne Phosphor kein Bewußtsein (S. 15).“ „Interessant würden in dieser Hinsicht Versuche sein, die man mit Speisen von stärkerem oder schwächerem Phosphorgehalte anstellte (S. 16).“ — Man wird an Phil. 3, 19 erinnert: ihr Gott ist der Bauch!

Seit vielen Jahrhunderten, klagt der Verf., hat die Menschheit einer metaphysischen Richtung gehuligt und ist dadurch in ein Labyrinth unfruchtbarer Speculationen gerathen. Diese trostlose Bahn muß endlich verlassen und die induktive Richtung wieder eingeschlagen werden, wie sie im klassischen Alterthum einst geherrscht hat. „Denn während jenes voll Anmuth, Einfachheit, Würde und Schönheit, voll Klarheit in Anschauungen und Begriffen, voll Einheit und Gradheit in Kunst und Leben, überhaupt voll gesunder physischer und moralischer Kraft war: erscheint uns das christlich-romantische Mittelalter voll Geschmacklosigkeit, Würdelosigkeit, Verzerrung, und fast vollkommen in Verworrenheit, Verkauflirtheit, Sophisterei, Jesuitismus und Romantik, bietet es ein trauriges Bild von krankhaftem physischem und moralischem Verfall (S. 76).“ „Die metaphysische Richtung repräsentirt in der Gegenwart allerdings noch eine gewaltige Macht, mehr freilich in der Zwingburg ihrer Institutionen, als im menschlichen Bewußtsein.

Die gewaltigen politischen Ereignisse seit Ende des vorigen Jahrhunderts, der ungeheure Verkehr, der sich seit der praktischen Anwendung der Dampfkraft entwickelt, sowie die damit verbundene industrielle Thätigkeit, haben die metaphysische Verlaufsirung und Verzertheit der Gemüther zum Theil gründlich gebrochen, und an deren Stelle ist wunderbar schnell, in oft zu üppiger Vegetation, Aufklärung, Wissenschaft, Freisinn und ein mächtig bewußtes Streben nach Fortschritt getreten. Auf dieser Bahn voranzugehen ist der Beruf der Gegenwart und Zukunft; und wird dazu vorzüglich die Trennung der Schule von der Kirche und die Einführung der Civiilese dienen“ (S. 77—78).

Nach dem Verf. gibt es in keiner anderen Weise ein ewiges Leben, als im Gedächtniß der Menschen: „das Gefühl oder die Idee einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode wohnt dem Menschen in seinem gefunden Dasein nicht inne; sie paßt auch nicht in die allgemeine Oekonomie der Welt, sie weicht vielmehr ihrer Natur nach sowie auch der Erfahrung gemäß, von dieser Oekonomie ab, ja sie steht mit derselben in Widerspruch, wenn nicht in feindseligem Verhältnis. Sie erweist sich hemmend gegenüber dem Entwicklungsgang des menschlichen Geistes, indem sie die Energie durch ihre Verströungen abschwächt, die Trägheit befördert, das Krankhafte sanktionirt. Dies ist in besonders bedauerlichem Grade der Fall gewesen in Bezug auf das Familienleben, die Pflege und Erziehung, sowie weiterhin auf den Unterricht. . . . Der Urquell der menschlichen Energie beruht in dem Triebe der absoluten Geltendmachung der Individualität und eben darin, daß derselben nicht nur nicht die Gewißheit einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode inne wohnt, sondern vielmehr das Gefühl des persönlichen Aufhörens mit Eintritt des Sterbens: darin scheint mir ein wesentliches Moment zu liegen, ein beständiger, stets wirksamer Stachel zur Wiederbelebung dieser Energie. (S. 118 f.).

Keine Unsterblichkeit und auch kein Gott! „Das Naturgesetz, sagt der Verf. S. 120, offenbart sich in der Form. Die Form ist das gesetzliche Verhalten der Materie. Die Form ist das sichtbare Verhältnis, das sichtbare Gesetz. Das Höchste, was wir erkennen können, ist das Gesetz. Das Gesetz ist un zweifelhaft auch das Höchste, wenigstens kann es nicht etwas Untergeordnetes sein.“ Denn wollen wir auch ein „Allerhöchstes Wesen“ annehmen, aus dem als selbstbewußtem; handelndem Begriff des Vollkommenen das Gesetz hervorgegangen, so muß dies Allerhöchste Wesen sich denn doch mit innerhalb des Gesetzes unter das Gesetz stellen. . . . Eine solche An-

nahme aber kann und muß nur Störung und Verwirrung bringen; sie ist verwerflich und unhaltbar als ein kosmischer, physikalischer und ethischer Widerspruch. Gott, kann also nichts Anderes sein, als identisch, gleichbedeutend mit dem Gesetz, mit der Welt, deren höchster Zweck wiederum in Gott, oder was dasselbe ist, in sich selbst beruht. Die Menschheit soll die Wiedergeburt der Gottheit sein.“

Interessant ist zu hören, was der Verf. auf diesem Standpunkte nun für Rathschläge erteilt in Beziehung auf Pflege, Erziehung, Unterricht und die Ordnung des menschlichen Lebens überhaupt. Er fängt mit dem neugeborenen Kinde an, beklagt daß ihrer so Viele durch Schuld der Eltern in Unreinlichkeit und schlechter Luft verkommen und stellt es als eine der ersten Pflichten des Staates hin, mit schweren Strafen gegen diese schändlichen Menschenopfer einzuschreiten. „Statt dessen, wie sieht es in der Praxis aus? Da kommt der Pastor ins Haus und legt den Fall mit sanften Trostworten als eine Schickung Gottes aus und bekräftigt dadurch die Eltern in ihrer Nachlässigkeit und Trägheit, so daß unter ähnlichen Verhältnissen sich derselbe Fall sicher wiederholt. (Schöpf. I, 135).“ — Bei der weiteren Erziehung, meint er, soll man vor Allem auf gefunden Menschenverstand und richtige Beobachtung der Dinge hinwirken; statt dessen aber werde ihnen, besonders im Religionsunterricht, nichts als unnützer Ballast von Worten und Doktrinen beigebracht, die ihnen die Sinne verwirren und sie für das Leben ungeschickt machen. „Im Allgemeinen, ruft er mit Emphase aus S. 179—180, muß es als ein wahres Unglück angesehen werden, daß man einen ganzen Stand geschaffen hat, dessen Beruf im Wesentlichen darin besteht, Worte zu machen, von denen, wohlgemerkt, derjenige Theil, worauf das größte Gewicht gelegt wird, unverständlich ist, und sogar von ihm selbst nicht verstanden wird. Hier liegt die eigentliche schlimme Seite dieser Institution. Denn dies gedankenlose und daher leichtfertige, frivole Plappern und weiterhin Nachplappern von Worten hat mehr Schaden angerichtet, als irgend ein äußerliches Laster; es ist selbst das größte moralische Laster geworden, und daß man dies noch als etwas Verdienstliches hat ausgeben können, ist jedenfalls eine der monströsesten Verirrungen, zu der sich menschliche Entartung verstiegen hat!“ Hinweg also mit dem Stände der Geistlichen! —

Durch frühes Anhalten zum Gebet macht man, sagt er, die Kinder nicht religiös, sondern frivol. „Meiner Ansicht nach soll man Kindern nicht nur solche Worte, wie Gott, nicht lehren, sondern wenn sie dieselben in den Mund neh-

men, sie ihnen verbieten; hier ist das Verboten, ja das Strafen angebracht! In meinem elterlichen Hause durfte keiner von uns Kindern bei strenger Strafe das Wort „Gott“ in den Mund nehmen, und diesem Umstande verdanke ich im Wesentlichen mein religiöses (!) Gefühl (S. 183). — Man mag aus diesen Worten abnehmen, was für eine Toleranz der Materialismus üben würde, wenn er einmal irgendwo die Oberhand bekäme! Von der Ansicht ausgehend, „daß das heidnische, griechisch-römische Alterthum, eine bei Weitem geringere Summe moralischen und socialen Glendes aufzuweisen haben, als die spätere christliche Zeit (Schöpf. II, 144)“, würden es seine Vertreter gewiß als ein Werk der Humanität ansehen, mit den die Menschheit „verdummenden Pfaffen“ und deren Anhängern nöthigenfalls mit Feuer und Schwert aufzuräumen.

Ich sage damit nicht zu viel. Der Verf. nennt (S. 158) das Wort Gottes und die göttliche Offenbarung, ja jede Doctrin, jedes Princip „schmähliche Fesseln, welche den Menschenggeist Jahrtausende lang niederhalten und von denen sich gänzlich zu befreien, allgemein betrachtet, man leider selbst heute noch nicht den Muth und die Kraft besitzt“. Er nennt (S. 162) „die Bethätigung oder Geschichte dieser Doctrinen das unstreitig schauderhafteste Kapitel in der Geschichte der Menschheit, abgeschlossen, wir hoffen für immer.“ Er sagt S. 189: „Wer die Geschichte betrachtet, macht die Wahrnehmung, daß die Gottesvorstellung, die im Alterthum überall deutlich, farbig, gestaltvoll ist, je weiter vorwärts immer verschwommener, blasser und formloser wird. Die alten Griechen meißelten ihre Gottesvorstellung in weißen Marmor, die Christen ließen ihn im Nebel der Abstraktion verschwimmen. Ist das ein Fortschritt oder ein Rückschritt? Ich glaube letzteres. Wenigstens hat die Menschheit von jenem Stadium zu diesem eine wesentliche intellektuelle Fähigkeit wenn nicht verloren, so doch daran eine außerordentliche Einbuße erlitten. Das ist die Kraft, die Intensität des Vorstellungsvermögens; und darum kam auch das wahre Gottesbedürfniß, das Bedürfniß des Ideals der Menschheit immer mehr abhanden. Es blieb schließlich nichts mehr übrig, als Scholastik, Sophisterei, Gedächtnißtram. Die Idee, diese Gott und Welt verbindende Kraft, dieser Kitt zwischen Gott und Welt war verloren. Das freche Zergespensst der Metaphysik mit seinem Leichenantlig verschleuderte dieses frohe Gebild. Der Menschenggeist sank darob in dumpfen Schlummer, dies Gespensst ließ sich als scheußlicher Alp auf die Brust des Schlafenden nieder,

nachdem es die Thüre des Gemachs verrammelt. Das war eine lange, bange Zeit! Nur zuweilen wird der dumpfe Schlummer unterbrochen durch einen wilden Aufschrei; durch ein wüthend konvulsivisches Zucken. Aber längst schon hat die Stunde der Erlösung geschlagen. Schon donnern die letzten wuchtigen Hiebe gegen die verrammelte Thüre.“ — Nöthlich S. 151 f. „Der Materialismus ist das geistfreundliche, geistfördernde Element im Entwicklungsgange der Menschheit; der Spiritualismus dagegen das geistfeindliche, geistzerstörende Element. . . Alles, was groß, erhaben, genial, wahrhaft menschlich war, hat stets auf der Seite des Materialismus gestanden, fühlte, dachte und handelte materialistisch-induktiv. Alles, was klein, eng, beschränkt, knechtisch, verkommen ist, schwur von jeher zur Fahne des Spiritualismus, und huldigte der metaphysischen Art des Denkens und Handelns. . . Die Spiritualisten sind nicht müde geworden, das ist wahr, Klöster, Kirchen, Gefängnisse, Correkthäuser und Irrenanstalten in zahlloser Menge zu bauen. Das thaten die klassischen Materialisten nicht, oder nur zum Theil, denn die Tempel der antiken Götter hatten eine ganz andere Bedeutung, als die christlichen Kirchen; Gefängnisse kannte man wenig, Irrenhäuser wohl gar nicht. Es war eben wenig oder gar kein Bedürfniß vorhanden. Die Bedürfnisse kamen erst zur Entwicklung im Bereiche des Spiritualismus, durch dessen geistzerstörende Art des Verfahrens. Die Verbrechen und Schäden, die der Spiritualismus zu heilen suchte, hatte er selbst angerichtet, und der große Aufwand von Eifer und Kosten, den er stets dabei machte, war mehr durch den Antrieb des bösen Gewissens bedingt, als durch eine andere Ursache. Aber, wird man sagen, er hat auch Schulen in zahlloser Menge gebaut — ja, aber in diesen Schulen wurde immer mehr Geist begraben als geweckt; und erst, als auch der Materialismus in den Schulen Eingang fand, wurde es anders; erst aus den realwissenschaftlichen Schulen der neueren Zeit ging Geist hervor. . . . Heraus also mit den letzten Resten des Spiritualismus aus der Schule! Wo ist der moderne Alexander, der diesem gordischen Knoten endlich dem Schicksal des Schwertes überliefert?“ — Weiter S. 272: „Der größte Absolutismus, den die Welt je gesehen, die frevelhafteste Selbstvergötterung, die sich jemals breit gemacht, kamen erst mit dem sogenannten Christenthum zum Vorschein. Wo blieb in diesem Gemisch von verhärteter Gewaltthätigkeit und widerloser Passivität, von Erbärmlichkeit und Selbstüberhebung das wahrhaft Menschliche? Wo vor allem das erhabene Urbild, mit dessen Namen man prunkte? Wo eine

Spur davon zum Vorschein kam, ward ihm dasselbe Schicksal zu Theil, wie dem Gekreuzigten selbst!"

„Hieraus folgt die eminente Wichtigkeit des naturwissenschaftlichen Unterrichts und die dringende Mahnung, denselben besonders in den Mittelschulen möglichst zu vervielfältigen. Diese Vervielfältigung ist nicht nur eine ethische, sondern auch weiterhin politische Nothwendigkeit, der gegenüber es als eine der wunderlichsten Verirrungen der Staatsweisheit erscheint, wenn der Staat die offenen Feinde dieser Wissenschaft und dieses Unterrichts schützend unter seine Fittiche nimmt, während er auf der anderen Seite deren Vertreter und Vorkämpfer direkt verfolgt oder doch der Verfolgung preisgibt. Eine Nothwendigkeit von kombinirt sittlicher und politischer Bedeutung liegt auch darin, daß hier das wirksamste Mittel zu finden ist, wodurch das Volk den Krallen eines demagogischen Pflasterthums für immer entzogen werden und wodurch der Staat für immer der schmachvollen Eventualität entrinnen kann, seine Stütze in so unreinen Elementen suchen zu müssen (S. 280).“

Doch es mag jetzt der Eitate genug sein, um den Geist und Sinn zu charakterisiren, in welchem das Verf. Werk geschrieben ist. Ich will zum Schlusse nur noch darauf hinweisen daß er (Schöpf. II, 150) bei der Besprechung der socialen Frage den Schulze-Delevisch'schen Weg der freien Liebesthätigkeit als einen jämmerlichen „Milchsuppenweg“ verhöhnt, welcher den Arbeiterstand nur vollends zu verderben geeignet sei, und daß er sich nicht entblödet, S. 234 niederzuschreiben: „die geschlechtliche Schamhaftigkeit scheint ursprünglich nicht bestanden zu haben und erst allmählich zur Ausbildung gekommen zu sein. Man hat den Geschlechtsorganen im Anfang sicher keine andere Qualität beigelegt, als anderen Organen, dies war der Ueberflugsheit und dem servilen Geiste der Religionen vorbehalten. Bei dem gebildeten aller ostasiatischen Völker ist, wie der verstorbene Maler Hildebrandt in seiner Reise um die Erde berichtet, von geschlechtlicher Schamhaftigkeit in unsrer Auffassung keine Spur zu finden.“

Es ist weit gekommen in unsren Tagen. Nicht geringe, sondern kräftige Irrthümer (2. Theil. S. 2, 11) werden unter uns verbreitet. Ganz offen und frech erhebt der Geist des Widerchristi (1 Joh. 4, 3) in unverhülltem Atheismus und Materialismus sein Haupt, wie in den Tagen der französischen Encyclopädisten. Ich fürchte, es möchte bald Röm. 1, 21—32 auf uns angewendet sein, es möchten große Gerichte über uns hereinbrechen, wie am Ende des vorigen und am Anfang dieses

Jahrhunderts; der Herr läßt sich ja seine Ehre nicht rauben. Was wird unsere Aufgabe dabei sein, die wir auf der Seite des Glaubens stehen? Daß hier von keinem Transigiren, von keinem Liebäugeln mit der sogenannten „modernen Kultur“ mehr die Rede sein kann, sollte wohl auch dem blödesten Auge gewiß sein. Hier gilt offenbar nichts als die apostolische Regel, mit allen solchen Werken und Gedanken der Finsterniß keinerlei, auch nicht die entfernteste Gemeinschaft zu haben, sie vielmehr ungescheut zu strafen und einem korrumpirten Geschlechte die Gerechtigkeit aus dem Glauben an Jesum Christum als die einzige Rettung von seinem Verderben vorzuhalten. Mit dieser Botschaft hat das Christenthum einst, wenn auch durch große Krisen hindurch, den Sieg davon getragen; damit wird es ihn auch in der Zukunft wieder davontragen.

So muß der Theologe urtheilen. Der Philosoph wird im Materialismus den Ruin aller wahren Wissenschaft beklagen müssen, — von eigentlicher Wissenschaft kann keine Rede sein, wo man nur mit dem von den Sinnen Wahrgenommenen operirt —, der Pädagog, der Vaterlandsfreund, der Staatsmann die Versumpfung der Menschen im gemeinsten Egoismus, den Untergang alles höheren, idealen Strebens, die Verhierung des Menschengeschlechtes. Möchten Alle, denen das Wohl der Völker am Herzen liegt, zum frischen, fröhlichen Kampfe sich aufmachen wider einen Feind von so gemeinschädlichem Charakter, wie es der Materialismus ist. K.

Biographie.

Selbstbiographie des Grafen Leopold Sedlnitzky von Choltitz, Fürstbischofs von Breslau. † 1871. Nach seinem Tode aus seinen Papieren herausgegeben mit Aktenstücken. Mit dem Portrait des Grafen Sedlnitzky. 8. VIII. u. 269 S. Berlin, 1872. Herzk, (Bessersche Buchhandlung). 1 thlr. 10 gr.

Bei den tiefen Bewegungen auf dem Gebiete der Kirche muß eine kürzlich erschienene Selbstbiographie des ersten katholischen Bischofs, welcher seit der Reformation sich aus innerer Ueberzeugung der evangelischen Kirche zuwandte, an sich schon lebhaftes Interesse erwecken. Aber erhöht wird die Theilnahme durch den Umstand, daß der Uebertritt dieses Mannes, welcher durch Geburt und persönliches Ansehen gleichzeitig in der Geschichte des Verhältnisses einen bedeutenden Einfluß geübt hat, sich ohne

Geräusch in der Stille vollzog. Die Biographie liefert uns die Geschichte einer Seele von makelloser Reinheit in Wesen und Streben, welche sich in der einfachen schlichten Darstellung eines inneren vielfach geprüften Lebens kund giebt. Ist es gewiß, wie der Selbstbiograph voraussetzt, lehrreich und heilsam Gottes Wirksamkeit in anderen zu betrachten, da dieses zum Nachdenken über den eignen Seelenzustand und die Wege Gottes Anlaß geben kann, so muß auch die Betrachtung des inneren Lebens eines Mannes, der nach Wahrheit gestrebt hat und durch viele Irrthümer hindurch gegangen ist, für diejenigen von Nutzen sein, welche in ähnlichen Lagen und Verhältnissen leben, und sich nach der Wahrheit in Gott sehnen, in der allein der wahre Friede, der Trost und die Sicherheit zu finden ist. Freilich haben katholische Blätter (Literarischer Handweiser zunächst für das katholische Deutschland Nr. 121, 1872 S. 332) den Grafen Sedlnitzky einen „abtrünnigen Bischof“ genannt, welcher beinahe zehn Jahre vor seinem Tode „zuvor geistig verstorben war, durch dessen Uebertritt der Protestantismus nichts gewann, was er nicht schon längst befaß.“ Aber wer die einsame Höhe solcher Naturen anzuerkennen vermag, sollte auch wenigstens bedenken, daß diese Selbstbiographie ohne jede Absicht der Anklage und des Kampfes geschrieben ist; hier fehlt jede Leidenschaftlichkeit (wie solche sonst wohl den Convertiten eigen zu sein pflegt), hier ist keine Gefäßigkeit noch vornehmeres Mitleid zu finden, wenn von Andersgläubigen geredet wird. Das aber ist charakteristisch und gleich hervorzuheben, daß Papst Gregor XVI. in einem Schreiben vom 10. Mai 1840 (S. 197) erklärt, der von dem Fürstbischof auf die Staatsgesetze geleistete Eid könne sich niemals auf diejenigen Gesetze erstrecken „*quae sanctissimae Ecclesiae doctrinae ac disciplinae adversantur*“, daß der Papst den mißliebigen Mann auf anonyme Denunciationen gestützt ohne weiteres für feindselig der römischen Kirche überliefert erachtet, daß er das preußische Staatsgesetz, welches den direkten Verkehr der Bischöfe mit der römischen Kurie untersagt, mißachtet, indem er sein Breve in dem an den Domdechanten adressirten Couvert übersendet. Auch damals schon war der Clerus von der Annahme erfüllt die Kirchengesetze den Gesetzen des Staates voranzustellen.

Das wirklich gute Buch, dessen Lectüre sowohl katholischen als evangelischen Christen angelegentlichst zu empfehlen ist, enthält außer einem Vorwort des Herausgebers und einer kurzen Vorrede des Verfassers dessen autobiographische Mittheilungen von der Jugend bis

zur Resignation als Bischof (S. 3—122). Ein Nachwort des Herausgebers giebt (S. 123—154) Nachricht über die späteren dreißig Lebensjahre Sedlnitzky's, mit Aufnahme verschiedener eigenhändiger Aufzeichnungen desselben. Es folgen 11 Anlagen als Bericht über das Geschlecht Drovancz-Sedlnitzky von Choltitz, Altstücke welche sich meistens auf die Ernennung, Amtsführung und Amtsniederlegung des Fürstbischofs beziehen, Correspondenzen mit einem befreundeten Diplomaten (S. 155 bis 260).

Graf Leopold Sedlnitzky, geboren den 29. Juli 1787 zu Geppersdorf in östreichisch Schlesien, dessen Lebensverhältnisse, Familien, Umgang, Beispiel geeignet waren auf den religiösen Ton seiner Kindheit und auf seine kirchlichen Anschauungen von Einfluß zu sein, bezog tüchtig vorbereitet 1804 die Universität Breslau, um sich den philosophischen u. theologischen Studien zu widmen. Bei den einfach glücklichen Verhältnissen und bei seiner zurückgezogenen Lebensweise war ihm, und darin liegt der Erklärungsgrund für seine damalige Denkweise, die Welt vorwiegend in ihrer Harmonie und Schönheit erschienen (S. 17). Schon mehr er während des theologischen Universitäts-Cursus (von 1806 an) die Schrift kennen lernte, desto mehr gewann sie ihm Vertrauen ab; er überzeugte sich jetzt, wie Vieles was er schon zu wissen glaubte, weil er es in Wort und Begriff fassen, in ein scheinbares System einfügen lernte, im Lichte, das von der Schrift ausging, sich als ganz unzugänglich, oft als ganz nichtig erwies. Dagegen erkannte er, wie Manches, was er in unklarer Ahnung in sich trug oder als tieferes Bedürfnis des Herzens empfand, durch das Wort der Schrift sich zur vollen Klarheit entwickelte, Leben und Bedeutung gewann. Jemehr von ihr er faßte, desto mehr erfuhr er, daß in ihr eine Kraft Gottes zur Belehrung, Warnung, Befestigung ruht, und er fühlte sich zu dem Glauben berechtigt, daß in ihr Alles enthalten, was zum Heile der Menschheit nöthig ist. Es mußte ihm immermehr klar werden, wie der Mensch nur durch eine völlige Erneuerung durch die Umwandlung des innersten Lebensgrundes, wie die Schrift sagt durch die Wiedergeburt das Anziehen eines neuen Menschen gerettet und Gott wohlgefällig werden kann. Diese Erkenntniß, wie mangelhaft sie auch noch in ihm lag, wurde doch zum Anfang einer höheren Betrachtung der göttlichen Offenbarung und führte zu einem Wendepunkt in seinem Leben (S. 32). Wie tief Graf Sedlnitzky die Allgemeinheit und Einheit der Kirche auffaßte, davon geben folgende Aeußerungen Zeugniß. „Ich glaubte jedes subjekt-

tivistische Streben, jedes Aufdrängen eines auf einseitiger Speculation ruhenden Verstandessystems, jeden Anspruch auf persönliche Untrüglichkeit als unberechtigt, als Störung der von Gott gewollten Entwicklung seiner Kirche aufsehen zu müssen. Wenn ich daher auch bei manchen Reformatoren die gute Absicht nicht verkennen konnte, so mußte ich doch die Reformation durchaus mißbilligen, als einen Riß in die Einheit der Kirche, als eine Störung und Hemmung ihrer gottgewollten Entwicklung beklagen. Ich legte den größten Werth auf die Einheit der Kirche, und wenn ich dieselbe auch zunächst in der Einheit der gläubigen Seelen mit Christo als dem Haupte sah, so konnte ich doch ihre Wahrheit und Lebendigkeit nur da anerkennen, wo es auch an der innigen Sehnsucht nach der Einheit der Glieder seines Leibes nicht fehlt. — Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Unglaube, der Naturalismus und Rationalismus in allen Staaten, in den katholischen nicht am wenigsten, um sich griff, wurde es bemerkbar, wie zugleich in den katholischen Ländern ein reges Streben nach Erkenntniß der Heilswahrheiten, nach innerem lebendigen Christenthum und Rückkehr zur Reinheit und Heiligkeit der Kirche sich verbreitete. Die heil. Schriften sowie die ältesten Lehrer der Kirche fanden größere Anerkennung. Da schien mir eine reiche, herrliche Saat für die Ewigkeit aufzugehen. Es ist dieses die Zeit, in welche meine Kindheit und der Anfang meines Mannesalter fiel. Wie so Viele, wurde auch ich in der Ueberzeugung bekräftigt: daß die katholische Kirche, auf dem apostolischen Grunde ruhend und nach Heiligkeit strebend, allein die wahre sein könne, wie ich auch glaubte, daß sie von Gott bestimmt sei, einst alle Confessionen in sich wieder zu vereinigen“ (S. 47 bis 49).

In diesem Glauben an die eine heilige apostolische katholische Kirche wollte Graf Sedlnitzky sich nun dem Dienst derselben widmen; in großer Vorliebe für die Wirksamkeit eines Landpfarrers richtete er seine Wünsche und Bestrebungen hauptsächlich auf diese, erhielt im Jahre 1811 von dem Fürstbischof von Breslau, Fürsten Hohenlohe, ganz unerwartet den Ruf, eine Stelle als Assessor und Secretär im Vicariatamt, der Behörde welche die geistlichen Geschäfte der Diocese leitet, zu übernehmen. Nach einiger Zeit bekam er die Aufforderung, eine Stelle an der Breslauer Königl. Regierung anzunehmen, mit welcher auch die Arbeiten im Oberpräsidium und im Provinzialconsistorium (später Provinzialschulcollegium) verbunden waren, welche die Kirche und das höhere Schulwesen betrafen. In die-

ser bis 1830 innebehaltenen Stellung fand er reichlich Gelegenheit, die unmittelbarste Einsicht in die kirchlichen Verhältnisse beider Confessionen, aber auch in die Collisionen welche zwischen Staat und Kirche bestanden zu gewinnen. Er schreibt: „hatte ich auch schon zuvor das Verhältniß der katholischen Kirche zur protestantischen mir klar zu machen gesucht, so wurde ich doch erst jetzt durch meine Stellung gedrängt, mich hierüber gründlicher zu belehren. Ich hatte mehr als je Gelegenheit wahrzunehmen, wie sehr verschieden selbst in wichtigen Punkten die Ansichten theologisch sehr unterrichteter protestantischer Männer sich kund geben und wurde dadurch in der Ueberzeugung bekräftigt, daß die Grundbedingung der Kirche in der protestantischen Kirche nicht zu erreichen sei, nämlich die Einheit. Die Betrachtung zweier Grundlehren der protestantischen Kirche, des zuversichtlichen Glaubens an die dem Worte Gottes innewohnende göttliche Kraft und der Auffassung der Reformatoren vom Glauben, konnte nach allem diesem meine Ueberzeugung nicht erschüttern, daß die katholische Kirche die Eine wahre Kirche Christi sei. Vielmehr fand ich mich in der Ueberzeugung bekräftigt, daß der auf subjectiver Verstandesspeculation ruhende Dogmatismus einzelner nicht von Leidenschaften freier Reformatoren zu Unfrieden, zu Spaltung in der Kirche, zu Skepticismus und Rationalismus geführt habe. Weit entfernt, Conversionen zu wünschen, die nicht auf dem innersten Glauben des Herzens ruhen, war ich doch überzeugt, daß eine größere Anerkennung der katholischen Kirche und der Wichtigkeit der Einheit der Kirche Christi bei Allen die Christum allein als ihr Haupt anbeten, Platz greifen und somit der wahre Katholicismus größere Verbreitung finden werde. Trotz der geringen Meinung, die ich von dem Protestantismus als Kirche hegte, hatte ich doch für fromme, gläubige Mitglieder desselben alle Achtung, und stand mit ihnen in freundschaftlichen Verhältnissen, ohne jedoch dadurch mich hindern zu lassen, die katholische Kirche für die allein wahre zu halten. Dieses Streben, mit allen in Liebe vereinigt zu sein, die Christum als den Quell ihres Lebens und Heils erkennen und kein Herz von sich zu weisen, in dem noch ein Funke dieses Glaubens glimmt, erschien mir als eine Spur des Lebens der apostolischen Zeit, in welcher der Grund der Einheit nicht allein in dem inneren Bande der Seele mit Christo beruhte, sondern sich zugleich in der Liebe zu den Brüdern äußerte und bewährte. In diesem Sinn schien mir ein großer Theil protestantischer Christen und die bewährtesten unter den mir bekannten die Union

aufzufassen. Bei Betrachtung der Kämpfe um die Union und der Art wie sie geführt wurden, bestärkte ich mich in der Meinung, daß der Protestantismus keine kirchenbildende Kraft in sich trage, wiewohl ich mich der Anerkennung nicht verschloß, daß in der protestantischen Kirche ein reges, inneres, geistiges Leben erwacht, daß der vulgäre Rationalismus als fast überwunden anzusehen sei, daß die geistreichsten Männer sich dem positiven Christenthum in immer wachsender Zahl wieder zuwenden" (S. 61—68).

Kurze Zeit nachher sind freilich die ersten ernststen Zweifel und inneren Kämpfe hervorgetreten, welche das spätere Leben des Grafen Sedlnigky erfüllen sollten. „Er äußert selbst: „Während ich so im festen Glauben an die Fortentwicklung der katholischen Kirche zu immer höherer Vollkommenheit lebte, mußte ich wahrnehmen, wie manche Mißbräuche und Irthümer wieder zur Geltung kamen, welche längere Zeit hindurch völlig überwunden zu sein schienen. In Kirche und Staat entwickelte sich eine mächtige Opposition gegen den guten Geist, welche glaubte, durch irdische Mittel das Reich Gottes bauen zu können. Viele wollten das in wirklicher Einfalt, Viele zu wohlbewußten irdischen Zwecken. So sehr mich das betrückte, so hatte ich doch das Vertrauen, es müsse dahin ausschlagen, dem Sieg der Wahrheit und der Reinigung der Kirche einen um so kräftigeren Impuls zu geben. Zu dem Betrübenssten gehörte die Herstellung des Jesuitenordens. Dieses machte großes Aufsehen nicht nur bei Protestanten, sondern auch bei Katholiken, und wurde von allen Seiten ungünstig aufgenommen. Die Ersteren gedachten daran, daß sie die eifrigsten Werkzeuge der Contrareformation gewesen waren, und ihre Bestrebungen an den Höfen und Schulen, die Verfolgungen unter Kaiser Ferdinand wozu sie aufgereizt, lebten noch in frischem Andenken des Volkes. Die Katholiken erinnerten sich an ihren Streitigkeiten mit allen Orden und nicht minder mit der Curat-Geistlichkeit; sie fürchteten nicht nur den alten Unfrieden, sondern auch neu erwachendes Mißtrauen und Druck Seitens der überwiegend protestantischen Bevölkerung und Regierung. Die Strengrömischen waren nicht ohne große Besorgniß für die päpstliche Autorität, die mit sich in den größten Widerspruch gerieth, indem sie eine Bulle vernichtete, in welcher die Aufhebung des Jesuitenordens aus sehr klaren, religiösen und sittlichen Gründen mit der größten Bestimmtheit und unter scharfen Verklammerungen für ewige Zeiten ausgesprochen worden ist. — Meine Hoffnung, daß die wiedererwachten Mißbräuche keinen dauernden Ein-

fluß haben würden, mußte bald getrübt werden, als ich die religiösen und sittlichen Zustände im südlichen Deutschland und in Italien, sowie die Thätigkeit der römischen Curie genauer kennen lernte. In ersterer Hinsicht sah ich, welch verberblichen Einfluß die gedachten Mißbräuche und Irthümer ausübten. In Betreff der letzteren gewann ich aus Alten und Thatfachen die Ueberzeugung, wie sehr bald nach der Rückkehr der Curie nach Rom das irdische Wesen die Oberhand gewann und die Lust zu herrschen dahin drängte, die Allgewalt in der Person des jedesmaligen Papstes zu vereinigen. Auch drängte sich bald die Einsicht auf, ein wie mächtiges Werkzeug zur Erreichung dieses Zweckes der Jesuitenorden werden kann. Es war mir klar, daß bei der großen Macht des römischen Stuhls mit Hülfe der Curie, der Jesuiten und der Diplomatie die von Gott in seiner Kirche gestiftete apostolische Ordnung noch einmal zerstört werden könnte, aber auf Kosten des Friedens der Kirche, des christlichen Staats und der christlichen Familie. So sehr ich die Größe der Gefahr erkannte, der wir entgegen gehen, so stand ich dennoch fest in dem Glauben, daß der Herr seine Kirche nicht verlassen kann und daß er auch alles Ueble und Arge in seiner Weisheit so lenkt, daß es, wenn auch nach schweren Prüfungen, nur zur Läuterung und Stärkung seiner Kirche dienen muß (S. 83 bis 85). Nachdem Graf Sedlnigky mit diesen Grundbegriffen, die sich ihm durch das Studium der Geschichte und die Erfahrung immer bewußter und bestimmter gestaltet hatten, eine Reihe von Jahren sich seinem Beruf gewidmet, verstarb nach kurzem Krankenlager der Fürstbischof von Schimonski; nachdem ersterer zum Bisthumsverweser erwählt wurde er später einstimmig im Jahre 1835 zum Fürstbischof erwählt. Bald mußte er erfahren, daß er, obwohl alles vermeidend, was den Schein einer Neuerung an sich tragen konnte, als ein gefährlicher Neuerer und unkatholischer Mann, der mit Protestanten befreundet sei, angefeindet wurde. Solche Beschuldigungen wurden in allerlei Pamphleten und Zuschriften ausgesprochen. Bei allen Beschuldigungen wurde das Hauptgewicht darauf gelegt, daß er die Einheit und Katholicität der Kirche nicht gehörig anerkenne. Auch seine Stellung zu den gemischten Ehen ward ihm vorgeworfen. Er selbst schreibt: „Da mir der Protestantismus unfähig schien, eine Kirche zu bilden, die Katholicität aber und die Einheit des Glaubens und der Liebe mir sehr angelegen war, so hielt ich für geboten, alles zu thun, was das Ziel der Wiedervereinigung fördern konnte.

Eine weltkluge Religionsmengerei war mir mehr als Alles verhaßt; aber der Apostel Paulus hat mit tiefer Wahrheit in der Liebe selbst an das, was im Heidenthum gut war, die Lehre des Heils angeknüpft. Ganz verderblich für beide Theile, am meisten für die Glieder der eignen Kirche, muß es sein, wenn man das was zu loben und dem Christenthum gemäß ist an dem andern Theil herabzusetzen sucht oder gar aus politischen Motiven die Wahrheit verleugnet, um die Klust zu vergrößern, welche die Christen trennt. Hiernach sah ich die Anweisung, die in verschiedenen päpstlichen Bulen enthalten ist: die Geistlichen anzuhalten, daß sie ihren Gemeinden einschärfen, es könne Niemand außerhalb der römischen Kirche selig werden, als durchaus verderblich an. Um der äußeren Form der Einheit willen wird so das innere Leben der Kirche, ihre Einheit mit Christo zerstört. Nach diesen acht christlichen Grundsätzen, nach welchen die frommsten und weisesten Männer in Deutschland und den benachbarten Ländern Jahrhundertlang verfahren sind, hielt ich für Pflicht, auch mein Verfahren einzurichten". Mit diesen Grundsätzen standen nun aber namentlich die Verordnungen, Geseze und die Praxis in der An gelegenheit der gemischten Ehen im engsten Zusammenhang.

Im Jahre 1839 erhielt Graf Sedlnitzky ein Schreiben des Papstes Gregor XVI., voll lebhafter Vorwürfe über sein Verhalten als Bischof; er rechtfertigte sich in einem ausführlichen Schreiben, erhielt aber später den schriftlichen Beweis zurück, daß man in Rom den gegen ihn gerichteten Schmähschriften mehr Glauben schenkte als seinen eignen Versicherungen. Er sah nun keinen Ausweg, die der Diöcese drohende Gefahr zu beseitigen, als indem er sein Amt niederlegte und es einem Manne einräumte, dessen Aussagen mehr Ausflüchten hätten, beachtet zu werden; er fügte die Versicherung bei, daß, da er lieber Alles aufzuopfern bereit sei als den ausdrücklichen Geboten Jesu Christi wesentlich entgegen zu handeln, dadurch aber sich die schwerste Verantwortung vor Gott zuzuziehen, er sein Amt pure und ohne Rückhalt niederlege. Er selbst schreibt: „Es kann nicht meine Absicht sein, den tiefen, unbeschreiblich schmerzlichen Eindruck zu schildern, den die Trennung von der Diöcese mir verursachte, mit der ich durch mein ganzes Leben verwaehen war. Der Rückblick auf die ganze Zeit, von meiner frühen Jugend an, in der ich ihr meine Kräfte gewidmet hatte, hatte für mich etwas unendlich Wehmüthiges. Zugleich lag aber auch ein großer

Trost darin, daß ich nie einen Wirkungskreis aus eigner Willkühr gesucht hatte, vielmehr im Annehmen und Ablehnen der göttlichen Fügung gefolgt war, die sich mir immer auf die deutlichste Weise kund gethan hatte. Jeder, der die Erzählung meiner inneren Lebensgeschichte unbefangen betrachtet, wird auch, das darf ich erwarten, hiervon einen Eindruck erhalten. In mir begründete jenes Bewußtsein die tröstliche Ueberzeugung, daß Gott die Früchte meiner geringen Leistungen beschützen, Alles was ich verabsäumt habe, ersetzen und in seiner Weisheit Alles zum Heil der Kirche führen werde. Nach Allem, was ich in den letzten zwanzig Jahren gesehen und erfahren, mußte ich für die bevorstehende Zukunft der katholischen Kirche im Allgemeinen Manches fürchten, hielt aber fest an dem Glauben, daß oft der Irrthum und das Böse von Gott geduldet werde, um die Wahrheit desto heller ans Licht zu führen und durch desto reinere Fülle der Liebe sein Reich auf Erden zu fördern" (S. 121).

Graf Sedlnitzky hat auf das Bisthum resignirt ohne sich irgend eine Competenz vorzubehalten und wünschte, um jeden Schein zu vermeiden, auf jede Entschädigung zu verzichten. Doch bestand König Friedrich Wilhelm IV. darauf, daß ihm in Rücksicht auf den theuren Aufenthalt, den er in Berlin nehmen sollte, eine Summe ausgezahlt werde, ähnlich der, welche die auswärtigen Mitglieder des Staatsrathes erhalten, welche durch das Vertrauen des Königs berufen werden an den Sitzungen Theil zu nehmen. Hier brechen die eigenhändigen Aufzeichnungen ab. Dem Nachwort des Herausgebers entnehmen wir, daß Graf Sedlnitzky den Winter die folgenden Jahre zu Berlin, den Sommer in seinem geliebten Schlesien verlebte. Erschütternd war für ihn zu sehen, wie das papistische System immer straffer angezogen ward und die Bischöfe immer mehr aus ihrer ursprünglichen Stellung degradirt wurden, ja sich selbst geduldig degradiren ließen. Besonders wurde seine Hoffnung niedergeschlagen, als die Publikation des Dogma von der unbefleckten Empfängniß der heiligen Maria bekannt wurde, welche Jahrhunderte hindurch, insbesondere von den Jesuiten vielfach angeregt, aber auf Grund des Widerspruchs der weisesten und frommsten Männer nie anerkannt worden war (S. 133). Als eine traurige Maßregel erkannte er die immer wiederholten Bibelverbote, die besonders in katholischen Gegenden bis zur größten Strenge gehandhabt wurden. Vornehmlich das Reich Gottes, schreibt er (S. 136), in ein Reich der Welt mit einem irdischen Stellvertreter umgestaltet, desto mehr müssen

menſchliche Sagen in den Vordergrund treten, deſto weniger kann das göttliche Wort ausreichend gefunden werden ſeine Kraft auf die Herzen ausüben. Nach langjährigen Erfahrungen mußten die Hoffnungen ſchwinden, denen ich mich mit ganzem Herzen hingab, und die ich ſo lange feſthielt, als es irgend möglich war: ich mußte mich endlich überzeugen, daß die römische Kirche nicht mehr auf dem wahren katholiſchen Grunde ſteht, daß ſie in Irthümer gerathen iſt, welche der reinen Lehre des Evangeliums entgegen ſind und ſie in Gefahr bringen, immer weiter von dem wahren Wege des Heils in Chriſto ſich zu entfernen (S. 136). Dieſe Hoffnung, daß der Herr ſeine Kirche nicht verlaſſe, ſollte ihm auch bewahrt bleiben. Nur erfüllte ſie ſich ihm anders als er früher geglaubt. Er fand die Kirche, wo er ſie früher nicht zu erkennen vermochte, in der evangeliſchen Gemeinſchaft, — vorzüglich durch das Streben der Brüdergemeinde nach innerer Katholiſcität und ihren Eifer für Förderung des Reiches Gottes in der Welt angezogen. Am 12. April 1863 fand er ſich in der Sacriſtei der Friedrich-Werderſchen Kirche unter den Beichtenden ein (S. 148). Nach einer anderen abweichenden Nachricht ſoll Graf Sedlitz bereits im Herſt 1862 das heilige Abendmahl in aller Stille in der St. Marienkirche zu Berlin genoſſen haben. Was bei dem Umgange mit ihm beſonders erquicklich war, bemerkt der Herausgeber (S. 149), das war ſeine von der Unart mancher Convertiten ſo ganz verſchiedene Weiſe, in der er ſich auch nach ſeinem Uebertritt über die katholiſche Kirche äußerte. Da war auch keine Spur von perſönlicher Gereiztheit oder Uebelwollen und Neigung zu Anklagen und ungerechter Herabſetzungen, dagegen eine ſtete warme Theilnahme an ihrem Ergeßn, ein klarer ſchmerzlicher Blick auf die Schickſale, denen ſie durch ihre neuere Entwicklung entgegengeht und die er auf das trefflichſte, beſonders, als das vatikaniſche Concil begann und Manche einen Widerſtand der gefunden, namentlich in Deutschland vorhandenen Elemente erhofften, vorhergeſagt hat, ja auch ſchmerzlicher Unwille über die Urheber des Unheils und Verderbens, das er über die ganze katholiſche Kirche hereinbrechen ſah. Er ſchrieb an einen befreundeten Diplomaten (S. 255): „Die Unſelbſttheorie iſt allerdings ſchon dadurch anerkannt, daß der Papſt ein Dogma aus eigner Machtvollkommenheit, in völligem Widerſpruch mit der Schrift, hat aufdrängen können. Es iſt aber noch ein großer Unterſchied zwiſchen dieſer Anerkennung,

aus Furcht und Trägheit der Biſchöfe, und einer vollen durch den heiligen Geiſt ſanctio- nierten anerkannten Allmacht. Ich glaube zwar nicht, daß man das Dogma in ſeiner vollen Schärfe faſſen wird, aber doch hinreichend, um von ſeiner Kraft Gebrauch zu machen. Mir graut vor der nahe bevorſtehenden Zeit, in der die ſogenannten opponierenden Biſchöfe in verhüllende Formen ſich fügen werden.“ Schon früher hatte er geäußert: „Der überall herrſchende Materialismus wird durch den Ultramontanismus nicht gedämpft ſondern gefördert werden“.

Graf Sedlitz durchlebte die erſte Zeit des Jahres 1870/1871 mit erſtem Sinne, faßte ſie in ihrer tiefen ſittlich-religiöſen Bedeutung auf, durchſchaute die Zuſammenhänge der neueren politiſchen und kirchlichen Ereigniſſe, und es war ihm ein Anliegen, ſeine in einem erfahrungsreichen, von den großen Weltverhältniſſen tief bewegten Leben gewonnenen Anſchauungen und Ueberzeugungen jüngern Männern und Freunden mitzutheilen. Er ſollte noch die Freude des Friedeſchlusses nach dem franzöſiſchen Kriege erleben. Seine letzten Worte in Beziehung auf den Frieden waren: Möge Deutschland einig bleiben und ein Land des Friedens und der Gottſeligkeit werden, welches nie vergißt, was der Herr an ihm gethan und was es ihm ſchuldig iſt.“ Am 25. März 1871, nachdem noch kurz zuvor vom Hofprediger Dr. Kögel über ihn gebetet war, ſchied ſeine Seele aus ihrer leiblichen Hülle. Ein Gehirnschlag endete ſein irdiſches Leben.

Des nach Form und Inhalt gewiß bedeutende Werk iſt in unſerer kampfsvollen Zeit durchaus dazu angethan, aufzuklären und zu belehren. Für die Kirchengeschichte iſt die genaue Kenntniß dieſes Lebens wichtig, weil daſſelbe in die bedeutungsvollen Anfänge des Kampfes zwiſchen dem Staat und der neueren römischen katholiſchen Kirche verflochten war. Möge das von der Verlagsbuchhandlung löblich ausgeſtattete Buch nach dem Wunſche des Herausgebers ein Friedenswink werden für ſuchende redliche Seelen auch in der katholiſchen Kirche, ein Mahnwort zum Frieden auch für die evangeliſche Chriſtenheit.

Rdſſ.

Brochhaus, Friedrich Arnold. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geſchildert von ſeinem Enkel Heinr. Ed. Brochhaus. Erſter Theil, mit einem Bildniß.

gr. 8. XII u. 384 S. Leipzig, 1872.
F. A. Brockhaus. 1 thlr.

Wer in einer Biographie nichts als eine leichte Unterhaltungslectüre sucht, der wird dies vorliegende Werk vielleicht trocken und umständlich finden; für den ist es aber auch nicht geschrieben. Es ist ein Denkmal, wie es einem Manne von der Bedeutung eines Arnold Brockhaus gesetzt werden mußte, eine bei aller Pietät höchst unparteiliche, an der Hand von Briefen und andern Dokumenten den Charakter des edlen, sittenreinen und rechtschaffenen, aber erregbaren, kühnen ja waghalsigen Mannes treu schildernde, die Entfaltung seines Verlages gründlich darlegende und hiezu ein höchst interessantes Stück Literaturgeschichte bietende, nach allen Seiten hin wahrhaft gediegene Arbeit. Der erste Theil umfaßt seine Jugend (1772—1801) und seine Thätigkeit als Begründer einer englischen Waarenhandlung in Dortmund und Arnheim, welcher die Continentalperre ein Ende machte; sodann seinen Aufenthalt in Amsterdam (1801 bis 1809), wo er seine Verlegerthätigkeit begann, seine Kämpfe und Leiden (1809—1811) zwischen der Auflösung des Amsterdamer Geschäftes und der Begründung eines neuen in Altenburg, und endlich (1811—1817) seine großartige Thätigkeit in Altenburg. Dem zweiten Bande, der seine Thätigkeit in Leipzig bis zu seinem Tode (1823) darstellen wird, sehen wir mit großer Spannung entgegen.

A. E.

L. G. Thomas Mittel. Ein evangelisches Lebensbild aus der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. 8. 98 S. Weissenbach, 1871. F. C. Wenzel. 12 sgr.

Eine Rundgebung des in dem neuen Reichsland Elsaß „trotz alledem und alledem“ noch nicht ganz erloschenen evangelischen Glaubens, und um deswillen hoch erfreulich. Sie öffnet den Lesern in authentischer Weise die Augen über die mannigfachen Wortbrüchigkeiten, Plackereien und Unterdrückungsversuche seitens der katholischen Fremdherrschaft, und wie erst im Zeitalter der philantropischen Aufklärung des Hofes unter Louis XVI. einige Toleranz zur Ausübung gelangte. — Mittelpunkt der Erzählung ist der Bauer Thomas Mittel, ein frommer und gläubiger Reformirter, eine historische Persönlichkeit aus dem Dorfe Oberseebach. Er unternimmt es, trotz seines hohen Alters und der Verfolgungen der römischen Gegenpartei, persönlich die Rechte der Gemeinde in Paris zu vertreten und derselben

die ungeschmälerte Erhaltung der väterlichen Religion zu verschaffen. Das gelingt ihm denn auch nach vielen Drangsalen und trotzdem er darüber das Leben einbüßt. — Dieser an sich ethische Stoff ist vollkommen geeignet, in volksthümlicher Weise bearbeitet, zur Weckung und Belebung evangelischen Glaubens und Lebens beizutragen. Leider aber ist es dem Verfasser nicht gelungen, denselben in genügender und ansprechender Weise zu erfassen und demnachst zu gestalten. Seine Schreibart, wenn auch verständlich, ist äußerst steif und die Ausführung des Buchs geschmacklos; das Ganze macht den Eindruck eines Erstlingswerkes. Gerade so, wie der Verfasser sich hinter die zwei nichtsagenden Buchstaben L. G. mit seiner Person verschanzte, (wofür er lieber einen fingirten Namen hätte eintreten lassen sollen) hat er auch mit solchen Ausführungszeichen einzelne Personen der Handlung rebend eingeführt, die dadurch ganz unlebendig und interesselos werden. Zudem ist das Buch auch noch in dürre §§ abgetheilt, wie eine polizeiliche Gesetzsnummer, und zu einem harmonischen Abschluß hat es endlich auch nicht kommen wollen.

Bei aller Anerkennung des religiösen Geistes und guten Willens müssen wir doch die Formlosigkeit der Behandlung als ein Hinderniß zur unbedingten Empfehlung des Büchleins bezeichnen, wenigstens für weitere Leserkreise. In seiner nächsten Umgebung dürfte es solche, schon aus lokalen Gründen, wohl doch finden.

Bd.

Rechts- und Staatswissenschaft. Politik.

Encyclopädie der Rechtswissenschaft in systematischer und alphabetischer Bearbeitung herausgegeben unter Mitwirkung vieler namhafter Rechtsgelehrten von Dr. Franz von Holzendorff, Professor der Rechte in Berlin. Zweiter Theil: Rechtslexicon. Zwei Bände. Leipzig, 1871. Duncker und Humblot. 7 1/2 thlr.

Die Holzendorff'sche Encyclopädie der Rechtswissenschaft liegt jetzt in ausgezeichnete Ausstattung, namentlich in einem sehr leserlichen Drucke, durch diese beiden Bände war. Der erste Band enthält die Encyclopädie der Rechtswissenschaft in systematischer Bearbeitung und giebt der bemerkenswerthen Thatfache Ausdruck, daß die wissenschaftliche Einheit des deutschen Geistes in der Jurisprudenz während

der letzten Jahrzehnte sehr erhebliche Fortschritte gemacht hat. Wir haben mit näherer Angabe des Inhalts eine Empfehlung dieses Theils bereits im Allgemeinen literarischen Anzeiger V. Band 1870 S. 438 f. ausgesprochen, wir freuen uns im Wesentlichen auch der jetzt vorliegenden Fortsetzung eine gleiche Anerkennung zollen zu können. Eine vielseitige, tüchtige Leistung ist schon wegen der Thatsache zu erwarten, weil hervorragende Capacitäten auf geistigem Gebiete zusammen getreten sind, um das Capital zu einem fundirten Unternehmen gemeinschaftlich anzulegen. Was in früheren Jahren Heeren und Ukert auf historischem Gebiete durch Herausgabe der Geschichte der europäischen Staaten, was Haupt und Saupe durch die Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen an dankens- und empfehlenswerthen Arbeiten gefördert haben, das hat jetzt Prof. von Holtzendorff in ähnlicher Weise auf juristischem Gebiete geleistet, indem er eine Anzahl namhafter Rechtslehrer zur allgemeinen verständlichen Bearbeitung der wichtigsten Disciplinen der gesammten Rechtswissenschaft um sich sammelte. Durch das verhältnißmäßig rasche Erscheinen dieser Encyclopädie innerhalb eines Zeitraums von kaum zwei Jahren konnte manche bei ähnlichen Werken vorkommende Ungleichheit vermieden werden. Die Literaturgeschichte hat von dem Erscheinen des ersten bis zur Vollendung des letzten Bandes, also von 1870—1872, nicht solche Fortschritte machen können, daß die späteren Artikel nothwendigerweise einer Ergänzung oder gar Berichtigung bedürften; die Mitarbeiter sind im Ganzen dieselben geblieben. Die Verbindung der systematischen und lexicographischen Bearbeitung des rechtswissenschaftlichen Stoffes hat möglich gemacht, die allgemeinen Grundsätze der verschiedenen juristischen Hauptdisciplinen als ein Ganzes zu behandeln und einheitlich zu entwickeln. In Folge dieses Princip's brauchten in dem eigentlichen Lexicon nur diejenigen einzelnen Rechtsbegriffe und Rechtsinstitute unter ein bestimmtes hergebrachtes Normalwort eingetragen zu werden, welche in dem positivem Rechte individuell gestaltet vorkommen. Bei der Bearbeitung der einzelnen Artikel war nicht nur eine Beschränkung auf das specifische Nothwendige möglich, sondern auch ein Widerspruch unter den Artikeln verschiedener Autoren zu vermeiden. Allerdings wird jeder einzelne Benutzer des Werks eine verschiedenartige Anforderung an die Vollständigkeit des lexicographischen Theils stellen. Jeder Beurtheiler wird den Maassstab seines besonderen Fachinteresses an das Werk legen und von diesem Standpunkte aus fragen: ob alle

wichtigen Institute eine genügende Berücksichtigung gefunden haben, oder ob noch Lücken auszufüllen sind. So hätte nach Ansicht des Referenten das öffentliche Recht, insbesondere das Staatsrecht, reichlicher bedacht werden müssen als geschehen ist, gerade in unserer Zeit, wo das Bedürfniß sich über staatsrechtliche Fragen zu informiren gleichen Schritt hält mit dem allseitigen Verlangen, über Staatsfachen, wenn auch nur oberflächlich, mitreden zu können. Fallen freilich nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft manche Artikel der Staatswissenschaft im engeren Sinne zu, so müssen doch solche Einrichtungen und Begriffe in einen Rechtslexicon eine Stelle finden, welche auf bestimmten positiven Gesetzen beruhen, demgemäß nach Rechtsgrundsätzen zu beurtheilen sind. Beispielsweise sei erwähnt: Die Abstimmung in Richtigtercollegien ist erwähnt (II 1 und S. 6), nicht aber die für die Staatsentwicklung ungleich wichtigere in Volks- und Wahlversammlungen, in ständischen Körpern bei Erlebigung der ihrer Beschlussfassung überlassenen Geschäfte; über diese Abstimmung giebt Dahlmann „die Politik“ S. 151 f. einigen Anhalt. Die Begriffe Cautionen (II 1. S. 184) und Interpellationen (II 1. S. 589) sind nach der Seite des Privatrechts und des Processes, nicht aber in der Gestalt berücksichtigt, welche sie im öffentlichen Rechte einnehmen. Der Begriff Amt, Collegium, Heimath, Indigenat, Ideofratie, Kompetenzconflict, Legitimität sind gar nicht einmal erwähnt, müßten aber doch bei einer neuen Bearbeitung jedenfalls berücksichtigt werden, zumal über mehrere dieser genannten Artikel besondere Gesetze erlassen sind, auch vielfach eine eigene Literatur existirt. Eine Vervollständigung der biographischen und bibliographischen Artikel wird ferner bei einer neuen Ausgabe des Werks nothwendig sein, mindestens ist eine größere Einheit und Gleichmäßigkeit in Aufnahme der biographischen Notizen herzustellen. Warum fehlen z. B. nachfolgende Juristen: Anton Bauer, Professor der Rechte zu Göttingen, geb. zu Marburg 16. August 1772 gest. 1. Juni 1843, welcher die sogenannte Warnungstheorie im Strafrecht aufstellte; Theodor Hagemann, geb. 14. März 1761, gest. als Justizcancleirichter in Celle 1827, dessen Handbuch des Landwirthschaftsrechts (Hannover 1807) noch immer Werth und Geltung hat und der durch Herausgabe der praktischen Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit mit Friedrich von Bülow in denjenigen Theilen Deutschlands, wo römisches Recht gilt, noch in Ansehen steht; Sylvestor

Jordan, geb. 30. December 1792, gest. 15. April 1861, dessen Lehrbuch des allgemeinen und deutschen Staatsrechts (Raffel, 1831) als für dessen eigene Lehrvorträge bestimmt für die damalige Auffassung des Staatsrechts von geschichtlichem Interesse ist; J. C. Leist, geb. 24. März 1770, dessen politisch-sclavischer Haltung seit 1837 doch sein Lehrbuch deutschen Staatsrechts, zweite Auflage (Göttingen 1805), nicht vergessen lassen darf; C. E. Schmid, geb. 24. October 1774, gest. 28. Juli 1852, unter dessen zahlreichen Büchern das Lehrbuch des deutschen Staatsrechts (Jena, 1821), ungeachtet es unvollendet geblieben, dennoch jetzt noch eine wohlverdiente Anerkennung genießt; J. F. Kunde, geb. 27. Mai 1741, gest. 28. Februar 1807 (der Sohn ist II. 2. S. 399 genannt), welcher nach Gerber (das wissenschaftliche Princip des gemeinen deutschen Privatrechts, Jena 1846, S. 57) schon deshalb eine ausgezeichnete Erwähnung verdient, weil sein deutsches Privatrecht fast bis auf unsere Tage von der Zeit seines Erscheinens an das hauptsächlichste Organ des deutschen Privatrechts in der Praxis gewesen ist; J. L. Pernice, geb. 11. Juni 1799, gest. 16. Juli 1861, dessen staatsrechtliche Gutachten bleibenden Werth behalten werden; L. T. Spittler, geb. 10. November 1752, gest. 14. März 1810, nicht allein der erste Geschichtsschreiber Deutschlands, der auf die Gestaltung der Wissenschaft dauernd einwirkte, sondern der in seiner Politik mit einem hellen politischen Blick auch einen praktischen Geist zeigte? Weßhalb dagegen der höchst wäffrige und allgemein als leicht wie unbedeutend anerkannte Pölig (II. 2. S. 240) eine Aufnahme gefunden hat, ist nicht recht zu verstehen. Auch für die Namhaftmachung J. L. von Mosheims (II. 2. S. 141), von dem nur kirchengeschichtliche Schriften erwähnt werden, ist in einem juristischen Lexikon keine Veranlassung vorhanden; denn die allerdings ebenso ehrenvolle als einflußreiche Stellung als Kanzler der Universität Göttingen kann einen Grund nicht hergeben.

Die literarischen Nachweisungen von den herausgegebenen Schriften der ausgezeichneten Autoren sind im Ganzen genügend, namentlich haben die einzelnen Verfasser sich bestrebt eine möglichst gute Auswahl unter den Büchern zu treffen. Auffallend ist nur, daß namentlich in fast sämtlichen Beiträgen, welche Dr. Lehmann in Berlin beigezeichnet hat, die Chronologie gar nicht beobachtet ist, in welcher die Schriften erschienen sind, neuere Schriften vor den bereits älter erschienenen genannt werden z. B. Vöckel (II. 1. S. 149), Brunemann (II. 1. S. 141), Cujacius (II. 1. S.

241), Dahlmann (II. 1. S. 249), Donellus (II. 1. S. 293), Dupin (II. 1. S. 299), Falt (II. 1. S. 401), Feuerbach (II. 1. S. 418), Genty (II. 1. S. 478), Mittermaier (II. 2. S. 133), Pütter (II. 2. S. 314), Spangenberg (II. 2. S. 470). Nun ist doch aber die Reihenfolge der Schriften eines Autors auch in so fern von Wichtigkeit, als sie einen äußeren Anhalt bietet, seinen Entwicklungsgang kritisch zu verfolgen.

Als offenbare Fehler bemerken wir: Karl Friedrich Eichhorn II. 1. S. 317 ist nie in den Adelsstand erhoben worden sondern nur sein Namensvetter, der Minister der geistlichen Angelegenheiten (von 1840—1848), für seine Nachkommen. Die II. 2. S. 197 citirte Schrift F. v. Dmpteda, Polit. Nachlaß von L. v. Dmpteda, Jena 1869, betrifft nicht den dort genannten Gesandten in Regensburg, sondern den hannoverschen Staats- und Cabinetsminister L. C. G. v. Dmpteda, welcher in Celle 1854 gestorben ist.

Als Nachträge, welche vielleicht demnächst eine Berücksichtigung finden können, erwähnen wir folgende Auslassungen. Bei Konring fehlt II. 1. S. 229: „Hermann Konring, der Begründer der deutschen Rechtsgeschichte; Kebe beim Antritt des Rectorats der Universität Breslau am 15. October 1869 gehalten von Dr. D. Stebbe. Berlin, 1870“. Bei C. Fr. Eichhorn fehlt eine allerdings wenig bekannte Schrift, welche aber gerade deshalb in einem zum Nachschlagen bestimmten Buche aufgeführt werden muß: Rechtsgutachten über die Verhältnisse der St. Petri-Donngemeinde der freien Hansestadt Bremen zum Bremischen Staate, abgegeben von Herrn Hofrath K. F. Eichhorn und zum Druck befördert durch die Diaconie der St. Petri-Donnkirche zu Bremen. Hannover, 1831. Auch seine kleine Abhandlung über den Kurverein zu Rense, (Abhandlungen der Berliner Akademie 1844 histor. St. S. 323) konnte genannt werden. Zu Grupe (II. 1. S. 523) ist nachzutragen: C. U. Grupes Origines et Antiquitates Hanoverenses oder umständliche Abhandlung von dem Ursprunge und den Alterthümern der Stadt Hannover. Göttingen, 1740. Bei Hillebrand II. 1. S. 555. Zeile 10 v. o. fehlt der Name der Stadt, wo er als Honorar-Professor starb nämlich Freiburg im Breisgau. Bei Kampz II. 2. S. 2. fehlen bei den zuerst genannten Schriften die Jahreszahlen des Erscheinens nämlich, Göttingen 1794 und Neustrelitz 1800; außerdem mußten noch angeführt werden: Darstellung des Präsentations-Rechts zu den Aussenoraten am kaiserlichen und Reichs-Kammergericht; mit Urkunden. Göttingen, 1802. Bei Friedrich Karl Frei-

herr von Moser II. 2. S. 141. ist jetzt nachzutragen: „Aus dem Leben und den Schriften des Ministers Freiherrn Friedrich Karl von Moser. Von R. F. Ledderhose. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung 1871. Spangenberg II. 2. S. 470. schrieb außer den angeführten Büchern: „Das Oberappellationsgericht in Celle für das Königreich Hannover nach seiner Verfassung, Zuständigkeit und nach dem bei demselben Statt findenden Geschäftsgange und Proceßverfahren Celle, 1833. Bei Woringen S. 701 II. 2. ist noch anzuführen „Gedächtnißrede auf Franz Arnold von Woringen bei dessen akademischer Todtenfeier am 10. Juli 1871 in der Aula gehalten von Dr. Wilhelm Behaghel. Freiburg im Breisgau 1871.

Zum Schlusse können wir nur den Wunsch wiederholen, daß diese Encyclopädie der Rechtswissenschaft den Reichtum an Ideen, Instituten und Erfahrungen, wie solche den jetzt lebenden Geschlechtern von den Vorfahren überliefert sind, in dankbarer Treue bewahren helfe, dann aber auch ein Mittel zur Erkenntniß unseres Rechts werde, um mit der Entwicklung wie den Bedürfnissen des modernen Staatslebens gleichen Schritt halten zu können. Hoff.

Conzen, Dr. Heinrich, Lehrer der Nationalökonomie an der königl. rheinisch-westphälischen polytechnischen Schule zu Aachen und Mitglied mehrerer Gesellschaften und Vereine und **Schramm, Dr. Hugo**. **Allgemeine Wirthschaftslehre oder Nationalökonomie für den Kaufmann, für Techniker, Land- und Forstwirthe, sowie für Gebildete aller Stände.** 8. VIII. S. 340. Leipzig, 1872. Otto Spamer. 1 $\frac{1}{3}$ thlr.

Die durch ihre bisherige literarische Thätigkeit auf dem Gebiete der Nationalökonomie bereits bekannten beiden Verfasser machen in der vorstehend genannten Schrift den Versuch, die Grundzüge der Volkswirtschaftslehre für Gebildete aller Stände, insbesondere aber für den Kaufmann, den Techniker, den Land- und Forstwirth in leicht faßlicher Form zur Darstellung zu bringen und durch eingestreute Beispiele lebendig zu veranschaulichen. Allerdings steht das Verlangen, der Nationalökonomie und den ihr verwandten Wissenschaften einen größeren Raum als bisher an den Lehranstalten zu gestatten, ihr eine größere Aufmerksamkeit und Pflege zuzuwenden, in vollem Einklange mit der Entwicklung der socialen Verhältnisse der Gegenwart. Da der volks-

wirthschaftliche Unterricht ein politisches, ein sociales Bedürfniß unserer Zeit geworden ist, so muß daher von diesem Standpunkte aus die Arbeit gerechtfertigt werden. Wir begreifen dieselbe als eine populäre Darstellung der Volkswirtschaft, welche ohne wesentlich Neues zu bringen durch eine geschickte Verarbeitung der Ansichten anderer Nationalökonomien geeignet ist, nicht bloß anderweitig vorgebildeten Fachmännern oder Jüngern der Staatswissenschaften zu dienen, sondern im Gegentheil Jedermann aus dem gebildeten Bürgerstande in eine Wissenschaft einzuführen, welche zur bündigen Beurtheilung der wichtigsten Lebensfragen der bürgerlichen Gesellschaft und der Tagesfragen der Gesetzgebung unentbehrlich ist. Die Verfasser haben verstanden, durchgängig in klarer leicht verständlicher Sprache zu reden. Ein solches Verdienst gebührt freilich auch anderen Schriftstellern, das ist nicht das Wichtigste. Aber die Verfasser haben auch verstanden, aus der Masse des mehrfach trocknen Stoffes das für den beabsichtigten populären Zweck Wesentlichste und Interessanteste auszuwählen, und dies in solcher zweckmäßiger Ordnung und unter solcher gefälligen Form vorzutragen, daß die Aufmerksamkeit desjenigen Lesers, für den eine schulmäßige Systematik nur ermüdend sein würde, fortwährend gefesselt bleibt. Vielleicht trägt zur Belebung der Darstellung auch der Gebrauch von Versen bei, welche häufig in die Darstellung mit verflochten sind, unseres Erachtens manchmal zu oft und nicht glücklich gewählt, (vgl. S. 70, 72, 82, 91, 100,) weil sie nichts Dichterisches sondern nur Alltägliches enthalten. Die Anordnung des ganzen Materials ist dem Zwecke ganz entsprechend angepaßt; der Inhalt zerfällt in sechs Bücher: I. Abriß der Volkswirtschaftslehre. II. Bedeutung der Volkswirtschaftslehre und Darstellung ihrer Grundbegriffe. III. Von der Production der Güter. IV. Die verschiedenen Productionsarten. V. Der Güterumlauf. VI. Die Vertheilung der Güter. Die Verfasser sind dem Beispiel der meisten ihrer Vorgänger gefolgt bei der Einteilung des Werkes in kurze Paragraphen, — Anmerkungen selten, die Notemoth schleppt nicht nach — Citate wie Verweisungen auf andere Werke thunlichst vermieden; — nur sind Thorns bedeutendes Werk über die Arbeiterfrage (S. 121. 169. 192) und Mill's Schriften (S. 77. 112. 124. 147. 197) öfter berücksichtigt. Viele interessante Notizen, auch charakteristische Anekdoten sind gesammelt, aus denen eine mannigfache Anregung für wissenschaftliche Ansichten zu entnehmen ist (vergl. S. 54. 138).

Der Abriß der Geschichte der Volkswirthschaftslehre S. 1—22 ist möglichst objectiv gehalten, nur hätte bei Schilderung des volkswirthschaftlichen Ideenkreises im Mittelalter und zur Reformationszeit noch hervorgehoben werden können, wie gerade während dieser Zeit im städtischen Bürgerthum die gewerbliche Arbeit zu ihrer Ehre kam, wie später dieser heilvolle Sauerteig eines auf solche Arbeit stolzen Bürgerthums die ganze Gesellschaft durchsäuert und so unsere neuere Zeit aus dem Mittelalter herausgebildet hat. Die geschichtliche Entwicklung der Volkswirthschaftslehre in neuerer Zeit, das Merkantilsystem, das physiokratische System Adam Smiths und sein Nachfolger wird vielleicht zu kurz dargestellt. Für den Zweck des Buchs wäre aber doch gewiß erforderlich gewesen, auch die neueren seit Adam Smith zur Geltung gekommenen Systeme, z. B. Fr. List's Bestrebungen (genannt ist er einigemal S. 103. 113. 133. 148), sowie die Grundsätze der Manchester-school wenigstens andeutend als Ganzes zu erwähnen, weil die Kenntniß dieser Ansichten unbedingt weit mehr Interesse und Werth hat für die neuere Zeit, als eine Vertiefung in die Grundsätze des Alterthums und des Mittelalters.

Die Verfasser vermeiden mit Recht alle subtileren Haarspaltereien, welche für den Anfänger der Wissenschaft gar zu ermüdend und verwirrend sein würden, sie geben nur dasjenige was für den nächsten Zweck durchaus nothwendig ist. Für den Werthbegriff = Tauschwerth hätte die Formel Bastiat's angeführt werden können: der Werth ist das Maaß der Dienstleistung. Diese Formel ist die Fröchtigste und zugleich gelungenste im Ausdruck. Adam Smith hatte als Maaß hauptsächlich die aufgewandte Arbeit des Producenten betrachtet, daneben aber noch den unentgeltlichen Diensten der Natur einen Antheil auch an der Höhe des Tauschwerthes zugestanden. Allein Bastiat gab dem Gehalte in obiger Formel den einfachsten und prägnantesten Ausdruck, welcher als ein helles Licht in alle folgenden Erörterungen hineinscheint. Eine Eigenthümlichkeit des Buches ist noch, daß die Verfasser diejenigen Lehren, welche sich auf die specielle Gestaltung der einzelnen Productionsweisen beziehen, in einer Abtheilung zusammenfassen, welche anderswo wohl als ein besonderer Theil dem allgemeinen Theil entgegengesetzt werden. Die Hauptsache aber ist, um es nochmals zu wiederholen, daß es den Verfasser dieses Buches, dessen Gebrauch ein sehr genaues Sach- und Namenregister erleichtert, vollständig gelungen ist auch den minder vorbereiteten Leser in die wesentlichsten Grund-

begriffe der allgemeinen Wirthschaftslehre vorläufig einzuführen. Rdlff.

Hoffmann, Dr. Franz, Prof. d. Philos. in Würzburg. **Kirche und Staat**. I. Die Revolution von Oben in der römisch-katholischen Kirche. II. Beiträge zur Politik und Staatsphilosophie. — Eine Sammlung zerstreuter Aufsätze, Recensionen und Anzeigen. LXVIII u. 224 S. 8. Gütersloh, 1872. E. Bertelsmann. 1 thlr. 10 sgr.

Wenn wir beauftragt sind, hier das Werk eines geehrten Mitarbeiters an dieser Zeitschrift zu besprechen, so müssen wir ganz besonders die Freiheit in Anspruch nehmen, völlig rückhaltlos unsere Meinung zu äußern; erst so wird eine Anzeige der betreffenden Schrift der Beachtung werth erscheinen. Der wahrheitliebende Herr Verf. wird es einem Mitforscher nicht verargen, wenn derselbe in verschiedener Beziehung Ausstellungen vorzubringen hat, um so der Wahrheit näher zu kommen.

Da können wir uns denn gleich mit dem Titel nicht einverstanden erklären. Die im Druck scharf hervorgehobenen Worte „**Kirche und Staat**“ stellen eine weit umfassendere Darstellung in Aussicht, als sie hier folgt; ein Titel hat aber nicht den Sinn zu verhüllen, sondern deutlich zu sagen, was folgt. Im Grunde genommen bespricht ja der Verf. nur, allerdings mit ausgedehnter Berücksichtigung der Literatur, die gegenwärtig brennende Frage nach der Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramts. Wozu dann noch auf 21 Seiten sogenannte „Beiträge zur Politik und Staatsphilosophie“ angehängt sind, welche das Buch unnötig hertheuern, ist mir unerfindlich, namentlich Anzeigen von Flugschriften über Elsaß und Lothringen, nachdem die damals noch bestehenden Vermickelungen ihrer endgültige Lösung erfahren haben, oder die Zeilen, welche Hubers Vortrag über das Verhältniß der deutschen Philosophie zur nationalen Erhebung empfehlen; vollends die über 2 Seiten lange Theilung der populären Schrift des Großfabrikanten M. Müller über die Todesstrafe. Solche Anzeigen haben ihren vollen Werth in einem literarischen Anzeiger; in ein Buch gehören sie nicht.

Aber auch in dem bei weitem größeren Haupttheil, welcher die Revolution von oben in der römischen Kirche beleuchtet, wäre scharfe Sichtung am Orte gewesen. Was hat z. B. eine Bepredung eines apologetischen Versuchs über Naturwissenschaft und heiliger Schrift, wie wir sie S. 98—101 lesen, mit Staat

und Kirche zu thun? Offenbar hängt die seltsame Verwirrung dieser Erörterung mit der Entstehung der vorliegenden Sammelchrift zusammen, die eben lediglich aus früher zerstreuten Arbeiten des Verf. besteht, denen dann eine 64 S. umfassende Einleitung vorangesezt und eine Inhaltsübersicht angehängt ist. Mancherlei minder Bedeutendes ward dabei natürlich eingefügt, und an Wiederholungen konnte es nicht fehlen, wie denn vorzugsweise der Hinweis auf die unvergleichliche Bedeutung v. Baaders und die Klage über Mangel an Berücksichtigung seiner Werke denn doch zu oft wiederkehrt, um wohlthätig zu berühren. Lag es nicht eben so im wohlverstandenen Interesse des Herrn Verf. wie des kaufenden und lesenden Publikums, den in jenen Vorarbeiten vorhandenen schätzbaren Stoff gehörig zu ordnen und zu einem zusammenhängenden Ganzen zu verarbeiten, das sich angenehmer lesen ließe und eine durchschlagende Wirkung zu erzielen im Stande wäre? Eigenthümliches Picht auf die übergroße Schnelligkeit in der Anfertigung dieses Buchs wirft das falsche Citat (S. 192) einer Stelle des Allg. lit. Anzeigers. Was daraus abgedruckt ist, findet sich a. a. O. S. 353 f. Dafür steht aber bei Dr. Franz Hoffmann S. „14“, schwerlich ein Druckfehler: S. 14 (Bd. V. 1870) ist die Rede von dem vielschreibenden Zugschriftsteller Franz Hoffmann. — Doch wir haben nicht zu rathen, wie das bereits in die Oeffentlichkeit gebrungene Buch besser angelegt wäre, sondern müssen zusehen, wie man es in seiner jetzigen, Gestalt gebrauchen könne.

Da müssen wir denn anerkennen, daß eine reichhaltige Actensammlung hier vorliegt, die uns lebendig hineinführt in den gewaltigen Kampf um die päpstliche Willkürherrschaft in der neuesten Zeit. Wer dieses Ringen näher kennen lernen will, hat hier ein vortreffliches Hülfsmittel, zumal der Verf. mit sittlichem Ernst und wissenschaftlicher Schärfe, ja mit christlich-kirchlichem Bewußtsein an dem Kampfe warmen Antheil nimmt. Auch für die Gestaltung der philosophischen Forschung bietet er mehrfache Anregung, namentlich betreffs der Begründung einer wirklich theistischen Philosophie gegenüber den Abwegen des landläufigen Materialismus und des phantastischen Pantheismus. In dieser Hinsicht wissen wir uns (man vergleiche unseren Aufsatz über Hegel, Lit. Anz. Bd. VII. 1871, bes. S. 343) ganz auf gleichem Standpunkte. Wenn z. B. S. 96 Gott nach Baa-

der als „der seiner ewigen Natur mächtige absolute Geist“ bezeichnet wird, so scheint uns das ebenso schriftgemäß als philosophisch fruchtbar. Auch der bei Baader anerkannten Würdigung des Alten Testaments, das Schleiermacher so unbillig herabgesezt habe, wird sich ein evangelischer Christ freuen (vgl. S. 41). Wenn gar S. XLVIII Wolfgang Menzels Verkömmerung der Dreieinigkeitslehre von einem Philosophen zurückgewiesen und Athanasius entschieden vertheidigt wird: so erheischt das billig aufrichtigen Dank.

Gehen wir aber tiefer in die obschwebenden Verhandlungen ein, so müssen wir mit Hoffmann die Frage nach der wünschenswerthen Einheit der Kirche und nach dem Verhältniß der vorhandenen Richtungen und Confessionen in Erwägung ziehen. Und hier bedauern wir uns dem geehrten Herrn Verf. gegenüber in ähnlicher Lage zu befinden wie bei der Beurtheilung von Frohschammers Schrift „Das Recht der eigenen Uebersetzung“ (Lit. Anz. Bd. V. S. 192 f.). Er bekämpft ja unumwunden das Papstthum und selbst die Unfehlbarkeit der Concilien, lobt den Widerspruch der Altkatholiken gegen unwürdige Menschennechtung, beruft sich auf das Zeugniß der heiligen Schrift; aber evangelische Haltung finden wir darum doch nicht bei ihm. „Das wahre Princip der Kirchenreformation“ schreibt er S. 72, „kann kein anderes sein als das der Herstellung der Kirchenverwaltung durch ständige Synoden in jedem Lande und der Befolgung des Klerus aus dem gesammten Kirchenfonds desselben Landes.“ Davon hofft er die „eigentliche Reformation der christlichen Kirchen im Abendlande“, als läge das Heil in Verfassungen und äußeren Errichtungen. Auch die richtige Gottes-Idee, welche H. mit Recht so oft betont, thut's an sich doch nicht. Da überall die Sünde der Krebschade in allen menschlichen Verhältnissen ist, so liegt die Seligkeit und die Kraft des Evangeliums in der Versöhnung aus Gnaden, was Luther so scharf und zugleich so innig wie kein Kirchenvater, auch Augustin nicht, hervorgehoben hat. Von da aus ist die rechte Neubildung und Vertiefung christlichen Lebens längst ausgegangen und wirkt kräftig fort, weil kein anderer Grund gelegt werden kann. Will man aber ohne diesen Grund in der römischen Kirche Reform versuchen, nun man wird keinen wahrhaft besseren Erfolg sehen, als wie er den edlen Bestrebungen der doch nicht wirklich evangelischen Jansenisten zu Theil ward. Wenn aber Dr. Hoffmann der evangelischen Kirche ein Festhalten „abstracter Schriftautorität“ Schuld

giebt (S. 15 vgl. S. 68 u. 175) und die Behauptung aufstellt, der protestantisch-confessionelle Standpunkt werde „so wenig vorhalten als der katholisch-confessionelle“ (S. 128): so müssen wir Namens der eigentlich evangelischen oder protestantischen Kirche d. h. der lutherischen diesen Vorwurf ebenso entschieden wie freundlich zurückweisen. Ein abstractes Schriftchristenthum mögen Einzelne unter uns in Widerspruch gegen Bekenntniß und Ordnung der Kirche auszubauen suchen; ein gesetzlich-abstractes Halten an der Schrift mag Reformirten mit Grund vorgehalten werden: unser Augsburgerisches Bekenntniß zeigt bei aller Hochhaltung der Bibel die schönste Freiheit des Urtheils und die besonnenste Anknüpfung an die Tradition, die wir ja keineswegs in Zwinglischem Radicalismus verwerfen, sondern nur nach der Schrift richten. Wie frei man aber zu der Schrift als guter Lutheraner stehen kann, zeigt nicht allein Luther selbst, der dabei doch seine Lehre als „das Evangelium selbst“ bezeichnen durfte, sondern manche entschiedene Lutheraner der Gegenwart, z. B. Grau in seiner schätzenswerthen Geschichte des Neutestamentlichen Schriftthums.

Kurz keine Verfassung, keine Philosophie, auch nicht die Baaders, kein gesetzliches, abstractes Anwenden der Schrift kann die Kirche erretten, sondern nur das Walten des lebendigen Heilandes, wenn wir erfüllt vom heiligen Geiste in lebendiger Zuversicht des Herzens seine Versöhnungsgnade ergreifen und im Leben daraus schöpfen, wie uns die Bibel dazu anleitet und darin kräftigt.

Mit den angegebenen Einschränkungen können wir also das vorliegende Werk empfehlen.

Stettin.

Dr. A. Kolbe.

Romberg, H., cand. theol. **Kirchliche und sociale Zustände im Elsaß.** Vorwortet von Prof. Dr. Krafft. Zweite Auflage. 77 S. Barmen, 1872. Hugo Klein.

Dieses Schriften, eine Publikation der an der Bonner Universität seit etwa 20 Jahren bestehenden s. g. Dörner-Bach-Stiftung, theilt Reisebeobachtungen eines Stipendiaten dieser Stiftung mit, der im Spätsommer vorigen Jahres das eine der durch den jüngsten Krieg wiedererworbenen Reichslande besuchte, um dasselbe hinsichtlich seiner religiös-kirchlichen und sittlichen Zustände zu studiren und „den Brüdern überm Rheine durch Wort und Schrift

zu erschließen.“ Der Vorredner, Prof. Krafft, rühmt an dem Schriftchen mit Recht Beides, den „lehrreichen, der Anschauung aus dem Leben entnommenen Inhalt“, und die „klare Auffassung und Darstellung“. Trotz öfterer Wiederkehr des „man sagt“, „soll“, „ich hörte“ etc., zeigt der Verf. sich auf allen wesentlichen Punkten seines Beobachtungsgebietes wohl unterrichtet und als zu selbständigem Urtheile vollkommen befähigt. Daß seine Beurtheilung des Standes der kirchlichen Parteien und der religiös-sittlichen Zustände des Landes überhaupt fast durchgängig mit dem von Dr. Fabri im Anhange seiner Schrift über Staat und Kirche Ausgesprochenen übereinstimmt, erscheint ebendeshalb hinreichend bedeutsam. Von den drei Richtungen der evangelischen Geistlichkeit, welche S. 21 ff. des Näheren charakterisirt werden, scheint der Verf. allerdings die eine mittlere, welche er kurzerhand als die „gläubig-fromme“ bezeichnet (während sie seitens der beiden anderen entweder als die „unionistische“ oder als die „pietistische“ bezeichnet werde) vorzugsweise zu begünstigen. Doch sucht er auch dem Standpunkte der beiden anderen Parteien möglichst gerecht zu werden; wie er denn einerseits für die theologischen Verdienste Dr. Bruchs und anderer Führer der herrschenden liberalen Richtung Worte der Anerkennung hat und das kirchenpolitische Programm dieser Richtung, wie es u. a. in Bruchs „Fliegenden Blättern“ zum Ausdruck gelangt, einer eingehenden Prüfung würdigt (S. 27–40), andererseits aber auch der lutherisch-confessionellen Partei nachrühmt, daß in den Gemeinden ihrer Vertreter, bei ihren Missionsfesten etc. sich ein besonders frisches kirchliches Leben rege, und zugesteht, daß pietistischer oder unionistischerseits neuerdings in zunehmendem Maße eine Hinneigung zum lutherisch-orthodoxen Standpunkte, bisher dem am wenigsten stark vertretenen, sich bemerklich mache. — Neben dem auf die kirchlichen Zustände und Bestrebungen Bezüglichen wird man übrigens auch was der Verf. über die sociale Lage und über das Schulwesen des Elsaß sagt, mit Interesse lesen. Absolut Neues erfährt man durch ihn auch auf diesen Gebieten nicht; doch ist es immerhin beachtenswerth, daß auch seine Beobachtungen das Zweckwidrige so mancher Maßnahmen des demalen in dem Lande herrschenden liberalen Systems bekräftigen und daß er es namentlich als einen argen Mißgriff tabelt (S. 69 ff.), daß man die protestantischerseits vielfach begehrte confessionelle Scheidung in Seminar und Volksschule alsbald einzuführen versäumt habe.

Geographie. Reisen.

vom Rath, Gerhard, Prof. Ein Ausflug nach Calabrien. Nebst einer lithogr. Tafel und einem Holzschnitt. gr. 8. 154 S. Bonn. Adolph Markus.

Gegenstand und Behandlung sind gleich fesselnd. In Calabrien erschließt sich uns ein den Meisten wohl unbekanntes Land. Es zu bereisen, war bis vor wenigen Jahren der Räuberbanden wegen unmöglich, und in das Innere der Waldgebirge vermochte G. v. Rath auch jetzt noch nicht einzudringen. Aber das bewohnte und bebaute Land hat er nach allen Richtungen durchzogen, von Reggio um die Südecke herum über Siderno und Gerace nach Stilo und Catanzaro, von da dem Crati entlang in das zwischen dem Apennin und dem (jetzigen) Silagebirge*) liegende Cosenza, und dann an die Stelle des längst spurlos verschwundenen Sybaris und zuletzt von Rossano mit der Bahn nach Tarent, Joggia, Neapel. Geognost und Mineralog von Fach, unterläßt der Verf. nicht, die Configuration des Landes auch nach dieser Seite zu beschreiben, ohne die Grenze des Allgemeinverständlichen zu überschreiten; denn was Granit, Kalk, was Tertiärgewirg, Cocän, Pliocän sei, weiß jetzt jeder Gebildete. Aber auch der Verf. ist ein Mann von allgemeiner und ausgebreiteter Bildung, daher er für die ethnographischen, politischen und socialen Zustände der Gegend, desgleichen für die geschichtliche Vergangenheit ein ebenso offenes Auge und richtiges Urtheil hat, wie für die Geognosie. Die verschiedenen Classen der Einwohner, mit denen er in Berührung kam, weiß er mit Humor zu schildern; antike und namentlich christliche Alterthümer sucht er mit Liebe auf, und spricht davon mit Wärme; wo große Männer gelebt und gewirkt (wie Pythagoras in Kroton, Telestes in Cosenza) oder geboren waren (wie Campanella in Stilo), da gedenkt er ihrer Person und Bedeutung. So ist das Buch nach allen Seiten eine wahrhaft erquickliche Lektüre. Eine einzige Stelle ist uns räthselhaft erschienen. Als ein junger Calabrese die preussischen Professoren glücklich pries gegen die calabrischen, die nur 100—150 Thren. monatliche Besoldung hätten, da mußte der Verf. lachen, im stillen bedenkend, daß „der elendeste Professorengehalt in Calabrien unendlich größer sei,

als in Preußen.“ Sind denn die Professorengehalte in Preußen durchschnittlich kleiner, als jährlich 1200—1800 Thren. (d. i. 320 bis 480 thlr.) Hier dürfte doch wohl ein Rechenfehler untergelaufen sein, den der Verf. in einer zweiten Auflage verbessern mag, die wir dem trefflichen Buche von Herzen wünschen.

A. E.

Shaw, Robert, Brit. Commissär in Ladak. Reise nach der Hohen Tartarei, Karakand und Kachgar und Rückreise über den Karakorum-Paß. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Engl. v. J. E. A. Martin, Univ.-Bibl.-Secretär in Jena. Mit 14 Illustrationen und 2 Karten. XXV. u. 420 S. Jena, 1872. Coste-noble. 3 thlr. 20 sgr.

Diese Reise in ein geographisch gleichsehr wie ethnographisch und culturhistorisch interessantes Ländergebiet, mit welchem wir bisher so gut wie ganz unbekant waren, wird von Niemandem ohne hohes Interesse gelesen werden, mag sie immerhin nicht das Allerneueste, was von Europäern und insbesondere von Engländern zur Erforschung dieses Gebiets unternommen und geleistet worden, berichtet. Schon in die Jahre 1868—69 nemlich fällt die hier beschriebene Wanderung des Mr. Shaw, eines in Ladak, dem nördlichsten District Britisch-Indiens ansässigen englischen Kaufmanns, der, um Handelsverbindungen mit den volkreichen und ziemlich hoch-civilisirten Städten Ost-Turkistan's anzuknüpfen, diese gefahrvolle Reise unternahm und glücklich vollführte, aber bereits 1870, nach kurzem Aufenthalt in England, eine wiederholte Expedition nach denselben Gegenden antrat, diesmal im Gefolge einer von Mr. Forsyth, einem höheren angloindischen Civilbeamten, geführten britischen Gesandtschaft an Yakub Kuschbegi, den dormaligen Herrscher oder König (Malik Ghäzi) von Ost-Turkistan. Obgleich auch diese zweite Reise mit Erfolg von ihm vollführt worden ist, wie die Berichte anderer Mitglieder derselben Expedition in den Publikationen der Londoner geographischen Gesellschaft bereits gemeldet haben, theilt er doch in dem vorliegenden Werke noch nichts über ihre Ergebnisse mit, sondern beschränkt sich darauf, seine Tagebücher von jener ersten Wanderung, verbunden mit einer Reihe einleitender Bemerkungen, mit kürzeren erklärenden Notizen und mit einigen Anhängen zu veröffentlichen. Entbehrt sonach das hier Gebotene des Reizes einer absoluten Neuheit, d. h. einer Zugehörigkeit

*) Bei den Alten trug das Granitgebirg südwärts von dem squillacischen und euphemtischen Busen diesen Namen. Seitiges Tages wird vorzugsweise das nördlich vom ersten gelegene krotonische Gebirg als „Stila“ bezeichnet.

zur jüngsten Vergangenheit, so enthält es immerhin doch des Interessanten genug, um allen Freunden geographisch-ethnographischer Forschung angelegentlich empfohlen werden zu können. Auch der Umstand, daß Shaw's Beobachtungen in mancher Hinsicht der wissenschaftlichen Schärfe entbehren, daß er z. B. mit keinem Instrumente zu Höhenmessungen u. dgl. versehen war und daher bezüglich seiner topographischen Bestimmungen theils nur ungefähre Schätzung theils unsichere Angaben der Eingeborenen folgen mußte (während z. B. sein gleichzeitig mit ihm dieselben Gegenden bereisender Landsmann Hayward in dieser Beziehung Exacteres leistete), thut dem Werthe seiner Forschungen immerhin nur theilweisen Abbruch. Was er über die Beschaffenheit der den Zugang zu jenem geheimnißvollen Lande erschließenden Gebirgspässe und Wege, über die Bodenproducte und Waarenpreise desselben, über Sitten und Gebräuche seiner Bewohner etc. ermittelt hat, das erscheint hinreichend zuverlässig, um späteren Reisenden als Anhaltspunkt dienen zu können, und dabei in hohem Grade geeignet zur Belebung des commercialen Interesses an einem Lande, das eine höhere Stufe der Civilisation einnimmt, als Viele in Angloindien und Europa bisher geglaubt hatten, und das um des verhältnißmäßigen Wohlstandes seiner Bevölkerung und der blühenden Frequenz seiner Hauptstädte willen*) dem britischen Handel „einen ausgedehnten, ja fast grenzenlosen Markt zu eröffnen verspricht.“**) Aber auch die persönlichen Erlebnisse des Verfassers — seine Leiden beim zweimaligen Passiren der furchtbar kalten Hochebenen und Pässe der Karakorum- und der Kuen-Lün-Kette, sein freundschaftlicher Verkehr mit dem Puzbaschi, dem Shaghawal, dem Mahrambaschi, dem Dab-Kwäh und anderen königlich-turkistanischen Militär- und Civilbeamten, seine viermalige Unterredung mit dem Atalik-Shazi in Kāshgar, seine fast ämonatliche Gefangenhaltung in dieser Stadt, in der ihm, trotz aller Zuversichtlichkeit, womit man ihn bediente und beschenkte, doch kein Schritt freier Bewegung oder ungehinderten Sichumsehens gestattet wurde — auch diese persönliche Seite seiner Reisegeschichte bietet überaus viel des Interessanten und Lehrreichen dar; und eben um dieses hie und da fast romanartig spannenden Charakters des vom Verf. Erlebten willen

erscheint es auch wohl gerechtfertigt, daß derselbe seinen Aufzeichnungen ihre ursprüngliche Tagebuchform nicht genommen hat. Auch die dem eigentlichen Reise-Diarium vorausgeschickten einleitenden Erörterungen über „die Stämme Turkistan's und der Tatarei“ sowie über die „neueste Geschichte von Ost-Turkistan“ enthalten manches Werthvolle, insbesondere eine auf selbständige Beobachtungen des Verf. gestützte Bestätigung dessen, was die Brüder von Schlagintweit schon früher bezüglich des rein arischen Charakters der Turks aufgestellt hatten. Interessant sind ferner die S. 374 ff. dem Tagebuche als Anhang beigegebenen Studien betreffend 1) die „Ansichten der Eingeborenen über Indien“ (hier u. A. auch werthvolle Mittheilungen über verschiedene Gegenstände und Ueberlieferungen nordindischen Aberglaubens, z. B. über einen sehr an unsre Blockberg-Sage erinnernde Aberglauben betr. die jährlich wiederkehrende Zusammenkunft aller Hexen und Dämonen auf dem Berge Babbar im Kangra-Districte (S. 385); ferner über die weniger religiöse als sociale Bedeutung der Kaste in Nordindien, um deren willen der Verf. die unbedingte Bekämpfung des Kastensystems seitens der Mehrzahl der christlichen Missionare tadeln zu müssen meint, S. 388 ff.); 2) die „charakteristischen Verhältnisse Turkistan's“, d. h. seine Flußsysteme, Bevölkerungsverhältnisse, militärischen Vertheidigungsanstalten, Justiz- und Besteuerungswesen, Münz- und Maasverhältnisse, Lebensmittelpreise u. dgl.; 3) die Ueberschwemmung des Shayok und Indus im J. 1841“ (ein durch des Verfassers Beschreibung des Quellortes des erstgenannten Flusses am Fuße des Karakorumgebirges veranlaßter Aufsatze, dem Werke Cunningham's über „Kabāt“ entnommen).

Der deutsche Bearbeiter, Herr J. E. A. Martin, hat seinen früheren Leistungen auf diesem Gebiete (z. B. Baker's „Albert Nyanza“, Hayes „Offenes Polarmeer“, Dickmore's „Ostindischer Archipel“) mit dem vorliegenden Werke eine neue verdienstliche Arbeit hinzugefügt. Daß er sich möglichst tren an sein Original angeschlossen und selbst Ungenauigkeiten in der Schreibweise topographischer Namen zu ändern vermieden, auch die englische Orthographie bei Wiedergabe der indischen, turkistanischen, chinesischen, persischen etc. Namen beibehalten hat (hierin sich auf H. v. Schlagintweit's Vorgang in seinen „Reisen in Indien und Hochasien“ berufend), dürfte kaum irgendwelchem ernstlicheren Tadel begegnen. Dagegen dürfte man allerdings hie und da derartige ergänzende oder berichtigende Noten von seiner Hand vermissen, mittelst deren die oft

*) Yarkand schätzt der Verf. (S. 396) auf mindestens 80000 Einwohner, Kāshgar auf eine noch höhere Zahl.

**) Worte Sir H. Rawlinson's, des Präsidenten der Londoner geogr. Gesellschaft (citirt vom Uebersetzer in J. Vorwort, S. IX).

unvollständigen oder ungenauen Angaben Shaw's aus den genaueren Forschungen gleichzeitiger oder späterer Reisender (wie jenes Hayward oder wie Forsyth u. A.) rectificirt würden. Einiges von dem, was in diesem Betrachte wünschenswerth, hatte Shaw selbst, trotzdem daß die Eile, womit er behufs Antritt seiner zweiten Reise nach Nordindien zurückzukehren genöthigt war, ihm gründlichere Studien zu seinem Zwecke verbot, schon geleistet; so sind seine hie und da aus Marco Polo's Reisewerk (herausgeg. v. Zule) beigebrachten Parallelen zu dem von ihm selbst Beobachteten und Erfahrenen durchgängig sehr lehrreicher Art. Daß aber in diesem Betrachte noch weit mehr hätte geschehen können, daß dergleichen die dem Werke beigegebenen beiden Karten (auf welcher der Bearbeiter sogar die englische Sprache und Schreibweise bei sämtlichen Ortsbenennungen beibehalten hat) erhebliche Verbesserungen hätten erfahren können, daß überhaupt eine gründliche Ausbeutung der jüngsten Publikationen der Gebrüder Schlagintweit (die unser Reisender gar nicht einmal kannte) behufs Verbesserung und Bereicherung des vorliegenden Werkes sehr vonnöthen gewesen wäre und nur zum Schaden desselben unterblieben ist: dieß alles darf hier nicht verschwiegen werden, so wenig auch der Hr. Bearbeiter (dessen sonstigen Verdiensten wir keineswegs zu nahe treten wollen) es bedürfen mag, daß ihm diese Versäumnisse vorgehalten werden. — Möchte ein demnächstiges Erscheinen eines neuen, auf die jüngste Expedition nach Ost-Turkistan bezüglichen Reise-werkes des Mr. Shaw ihm Gelegenheit bieten, das was die vorl. Arbeit in den ange deuteten Beziehungen noch vermissen läßt, auf willkommene Weise zu ergänzen.

Uebersichtskarte über die evangelische Missionsarbeit in Südafrika von Dr. Wangemann, Missionsdirektor in Berlin. Lithogr. von Leop. Lahr. Zu haben im Berliner Missionshause. Berlin, Sebastian-Straße Nr. 25.

Diese in Großfolio ausgeführte Karte ist eine sehr schätzbare Gabe für das Studium der Missionsgeschichte des südlichen Afrika's, zunächst ist sie als Beigabe zu der Geschichte der Berliner Mission in Südafrika bestimmt, allein der eifrige Forscher, der diese Karte selbst entworfen hat, hat zugleich alle Stationen der evangelischen Mission, ja sogar die der römischen Kirche bezeichnet, und damit die einzelnen Orte um so bequemer aufgesucht werden können, sind nicht bloß Städte, Dörfer und Kraale durch besondere Zeichen unter-

schieden, sondern auch die Stationen der verschiedenen Missionsanstalten sind durch Zahlen kenntlich gemacht, so daß man sofort ersehen kann, welche Gesellschaft dort arbeitet. Zugleich sind auch die orographischen und hydrographischen Verhältnisse genau berücksichtigt, so daß man sofort ein deutliches Bild von dem Charakter des Landes erhält. Erwägt man, wie die gewöhnlichen Karten unmöglich den Bedürfnissen des Missionsfreundes genügen können, da sie nicht so weit in das Detail einzugehen vermögen, als es das Missionsstudium erfordert, so wird man Herrn Direktor Wangemann um so mehr zum Danke verpflichtet sein, als Vieles darauf auf seiner eigenen Anschauung beruht und eigene Aufnahmen dieser Karte zu Grunde liegen. Es wird daher dieselbe sicher auch noch über den Kreis der Missionsfreunde hinaus Anklang und Beachtung finden. E.

Peschel, Oskar. Die Theilung der Erde unter Papst Alexander VI. und Julius II. gr. 8. S. 40. Leipzig, 1871. Duncker und Humblot. 6 Jgr.

Der bekannte Verfasser der Geschichte der Erdkunde und des Zeitalters der Entdeckungen bespricht in dieser ebenso lebendig als anschaulich abgefaßten Schrift das Abkommen des Papstes Alexander VI., dem Julius II. durch eine Bulle seine kirchliche Weihe erteilte, nach welcher die Erde in eine spanische und portugiesische Hälfte in der Art zerlegt wurde: — „daß durch den Ocean ein Strich oder eine Linie vom Nordpol zum Südpol gezogen werde, 370 Leguas im Westen der Capverdischen Inseln, sei es durch Feststellung der Längengrade oder durch irgend ein anderes Verfahren.“ Die nicht ohne Schwierigkeit auszuführende Aufgabe war, die in der Idee gegebene Grenzlinie praktisch zu bestimmen; die Versuche ihrer Lösung sind klar und übersichtlich, man möchte sagen mit technischer Geschicklichkeit dargestellt, namentlich an Magelhans Seefahrten die Bedeutung noch besonders verständlich gemacht. Im wesentlichen legt der Verfasser den Verlauf des mathematischen Abenteuers dar (S. 29) „die Erde wie einen Apfel zertheilen zu wollen, ehe es eine Hand gab, die den Schnitt mit Sicherheit führen konnte“. Im Anhang der löblich ausgestatteten Schrift ist der Text der beiden Bullen Alexander VI. vom dritten und vierten Mai 1493, sowie der Vertrag zwischen Spanien und Portugal vom siebenten Juni 1494, bestätigt vom Papst Julius II. im Jahre 1506, in den Originalausfertigungen mitgetheilt. Rblff.

Naturwissenschaften.

Bruhns, Dr. Carl. Director der Sternwarte in Leipzig. **Atlas der Astronomie.** 12 Tafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie nebst erläuterndem Texte. Leipzig, 1872. Beckhaus.

Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß sich immer mehr ausgezeichnete Fachmänner bereit finden lassen, ihre Wissenschaft in leicht faßlicher Form für die weitesten Kreise zugänglich zu machen. Dadurch allein wird es möglich gemacht, daß wirkliche Kenntnisse in den verschiedensten Fächern verbreitet werden und der Wißbegierige nicht zu Büchern à la Zimmermanns Wunder der Urwelt zu greifen braucht, aus denen wenig richtiges sich erholen läßt. Der vorliegende Atlas in Querfolio mit dem dazu gehörigen kurzen Texte enthält die Anfangsgründe der Astronomie, wie sie jeder kennen sollte, der nur etwas Sinn für naturwissenschaftliche Kenntnisse besitzt. Eine Anzahl der Tafeln, deren meiste der Darstellung des Fixsternhimmels und unseres Planetensystems gewidmet sind, giebt auch eine Uebersicht und Darstellung der wichtigsten älteren wie neueren astronomischen Instrumente und eine Abbildung der bekanntesten Sternwarten. Aus diesem letzteren Grunde möchte dieser Atlas auch denen erwünscht sein, welche auch größere populäre Handbücher der Astronomie besitzen, da auch in diesen häufig von diesen Hülfsmitteln und Hauptpfelestätten der Astronomie wenig die Rede ist. P.

Förster, Dr. W. Prof. u. Director der Sternwarte in Berlin. **Johann Kepler.** (Sammlung gemeinverständlicher wiss. Vorträge von R. Birchow u. v. Holkenborff. VII Serie, Heft 146). Berlin, 1872. 5 sgr.

Der Verf. knüpft in seinem Vortrag an die vor acht Jahren gehaltene Gedächtnisfeier Galilei's an, indem er in jenem das Andenken Keplers aus Anlaß des dreihundertjährigen Gedentages seiner Geburt feiert. Er gedenkt des Umstands, daß die idealische, harmonisirende Geistesverfassung Keplers es bewirkt habe, daß er nicht immer in rechtem Maße gewürdigt wurde, bis die neue Ausgabe seiner Werke durch Frisch in Stuttgart einer abgeneigten Beurtheilung den Anhalt entzogen habe. Idealer Enthusiasmus sei im Allgemeinen eine Zierde des Adepten und Jüngers, und so habe man beim Vergleich des Bildes, welches

aus Kepler's Jugendwerk (*Mysterium cosmographicum*) oder aus seinen apologetischen Indulgenzen der *Harmonice mundi* und des *Somnium astronomicum* den Denkern entgegentrat, mit Galilei's oder ganz besonders mit Newton's Persönlichkeit leicht die Idee bekämen, daß hier Divinationen ersten Rangs in die Hände eines Phantasten von größerer Wärme als Klarheit gefallen seien. Aber ein umfassender Blick in die Geschichte der Menschheits-Entwicklung zeige, daß gerade Genien von solchem idealischem Enthusiasmus zu den wichtigsten und wirkungsvollsten Erscheinungen menschlicher Entwicklung gehören. — Der große, seit den Griechen fast ganz verschwunden gewesene Zug harmonisirenden, univervellen Erkenntnißdrangs, dessen erstes Erwachen bereits den astronomischen Gedankenbau des Copernicus durchleuchtet, sei in Kepler wieder mit voller Klarheit und Energie in's Leben getreten, da er an die weisevollen musischen Klänge des größten idealen Denkers der Alten, Platons, unmittelbar anknüpfte.

Sodann wirkt der Verf. einen gedrängten Rückblick auf die Entwicklung der kosmischen Theorien bis zu Kepler's Auftreten, erwähnt zunächst der pythagoräischen Zahlenidee, wonach einfache Zahlverhältnisse nicht nur den tieferen Grund aller menschlichen Wohlgefühlen des Schönen und Wahren, sondern auch den eigentlichen Schlüssel aller Räthsel der Welterkenntnis bildeten. Der Keim des copernicanischen Gedankens sei schon ein Jahrhundert nach Platon in dem Kopf des Aristarch von Samos entstanden; der aristarch'sche Gedanke der Erdbewegung sei aber in der nun folgenden technischen Entwicklung der Astronomie in dem Hauptsitz Alexandria unentwickelt geblieben. Das mathematische Prinzip von Aristarch bis über Ptolemäus hinaus sei der Gedanke, die periodischen Bewegungen am Himmel, worüber bereits die Chaldäer und Aegypter Beobachtungen gemacht, durch eine Uebereinkunft periodischer Kreisbewegungen zu erklären. Zur Förderung dieser Beobachtungen habe Hipparch die Trigonometrie, die Chordentafeln als Grundlage der Sinustafeln erfunden. Dieses epichlische Prinzip sei bekanntlich noch jetzt ein wichtiges Hülfsmittel zur Erklärung beliebiger periodischer Erscheinungen. Daß das Weltbild unter dieser Theorie für den spekulativen Sinn kein einfacheres, sondern ein räthselhafteres wurde, konnte, wie der Verf. S. 12 sagt, Männer wie Ptolemäus, die in der häufig erprobten Uebereinstimmung der epichlischen Vorausberechnungen mit der astronomischen Wahrnehmung die ersten hohen Freuden geistiger Nachbildung der Natur empfanden, nicht irre machen. Nur sei es zu

verwundern, daß es den alexandrinischen Astronomen entgangen sei, welche Vermischung die Verfolgung des aristarchischen Gedankens in dem Epicharmelwesen bewirken konnte, da es dem Copernicus sofort gelang, in den Kreisläufen der Planeten das Abbild der Erdbewegung zu finden.

Erst nach den astronomischen Beobachtungen und Berechnungen der Araber nach dem ptolemäischen Lehrbuch und als in „dem Alexandria ptolemäischer Nachblüthe,“ in Nürnberg, die Arbeiten Regiomontanus' und seiner Nachfolger ausgeführt waren, war, wie der Verf. sagt, das Material beisammen, aus welchem Copernicus wirklich erweisen konnte, daß die Erde sich drehe, und um die Sonne bewege. Doch sei immerhin der pythagoräische Gedanke, wonach die Erde wegen der wirren und unharmonischen Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen als centraler Weltkörper ungeeignet erscheine, für Copernicus noch vielfach Veranlassung gewesen, die Sonne als die *Lucerna mundi* in die Mitte zu setzen. In diesem Gedankenprozeß sei er sehr durch die harmonische Kühnheit platonischer Ideen erhoben worden. Nach der Veröffentlichung seiner neuen Lehre sei übrigens derselbe Rückschlag eingetreten, wie nach dem ersten Auftauchen des aristarchischen Gedankens, nur daß er diesmal, Dank der intensiven Geistesarbeit Kepler's, viel schneller überwunden worden sei als früher. Aber es sei eine tiefe Verwandtschaft zwischen dem, was dem Geist gefällt und dem, was in der Natur wirkt und lebt. Man habe wenige Jahrzehnte nach Copernicus Tode in Deutschland, Frankreich und Italien unter den mathematischen Forschern, gegenüber dem die Geister bedrängenden Eindrucke der copernicanischen Lehre, den Ruf nach einer *Astronomia sine hypothesis* verbreitet, daher habe sich Tycho und mit, wie nach ihm Kepler an's Werk gemacht, das Richtige durch das eigentliche Erfahrungsmaterial mit erweiterten und verfeinerten Beobachtungen und in meinungsloser, unbefangener Kritik festzustellen.

Auf der kleinen Sund-Insel habe sich das große mehrjährige Experiment vollzogen, an welchem sich der copernicanische Gedanke endgültig erproben sollte. Damals habe sich der junge Kepler's der alte pythagoräische Gedanke von der Harmonik als dem Schlüssel aller Welträthsel bemächtigt, und es sei für ihn ein entscheidender Punkt bei der Prüfung des copernican. Systems der gewesen, ob die Verhältnisse der Dimensionen der Planetenbahnen unter einander, deren Maßbestimmung ein integrierender Theil der neuen Lehre gewesen, sich auch in gewisse harmonische Zahlenverhältnisse einfügten. So sei es ihm gelungen,

mit einer Annäherung die Bahnen der sechs bekannten Planeten um die Sonne in ein großes architektonisches Netz einzuschließen, wobei die Zwischenräume die geometrischen Bedingungen der fünf regulären Körper (die als ideale Grundlage schon in Platon's *Timäus* eine wichtige Rolle spielten) zu seiner Befriedigung widerspiegeln, und durch den nahen Anschluß dieses Netzes an die durch Copernicus bestimmten Bahnverhältnisse (den Kepler in seinem Jugendwerk *Mysterium cosmographicum* veröffentlichte) sei ihm die Realität der copernican. Lehre vom speculativen Gesichtspunkt aus unwiderleglich erwiesen gewesen. Tycho, ergriffen von der Kraft und Feinheit, mit welcher Copernicus die größten Schwierigkeiten der copernicanischen Lehre und der astronomischen Technik in seinem Jugendwerk behandelt hatte, habe in Prag alle Beobachtungen des Planeten Mars mit ihm durchgearbeitet, weil in dessen stark elliptischen Bewegung die größte Wahrscheinlichkeit der Entdeckung der wahren Natur der Bewegungen zu liegen erschienen habe. Tycho's anfängliche Abneigung gegen die copernicanische Lehre und Vorliebe für ein von ihm aufgestelltes gemischtes System sei eine Hemmung für Kepler gewesen, die nach Tycho's Tod, der ihn in den alleinigen und unbefchränkten Besitz des reichen Beobachtungsmaterials gebracht, beseitigt worden wäre, woraus aus der mathematischen Durchdringung jenes Materials das dynamisch wichtige Flächengesetz und die elliptische Bahnform der Planeten hervorgegangen seien.

Neben der Weltharmonik seien sodann die astronomischen Tafeln (die Rudolphinischen genannt) der Inhalt seines übrigen Lebens geworden, veranlaßt durch das praktische Verlangen nach astronomischen Vorausberechnungen. Doch habe man der Harmonik in Kepler's Geist noch die letzte große Entdeckung „durch bloße numerische Divinationen harmonisirenden Charakters ohne alle vorherigen mechanischen Forschungen,“ nämlich das dritte Gesetz verdankt, welches er in dem Buch, genannt *Harmonices mundi*, der Welt bekannt gab.

Der Verf. nennt sodann Kepler den letzten Pythagoräer und sagt, die Harmonik sei jetzt verklungen, „uns genügt jetzt statt des in musischem Sinn harmonisch Gebildeten das Gesetzliche, d. h. die immer vollständigere Darstellung und Vorausbestimmung der Erscheinungen durch innere Gebilde von streng folgerichtigem Bau.“ „Die Kultur des Denkens sei es, die man jetzt pflege, sie werde die Menschen sicherer und freier verbinden, als die großen Elementarmächte des Empfindungslebens, welche Viele eng zusammenbinden, um sie desto bitterer von Andern

zu trennen; denn dicht neben der Liebe, welche der Cultur des Denkens entbehre, wohne der Haß.“

W.

G.

Wiegand, Dr. A. Prof. in Marburg.
Die Genealogie der Urzellen als Lösung des Descendenz-Problems. Oder die Entstehung der Arten ohne natürliche Zuchtwahl. 8^o. 48 S. Braunschweig, 1872. Fr. Vieweg. 15 sgr.

Der Verf. ist Gegner des Darwinismus, wenn er auch ein Richtiges in dieser neueren Lehre anerkennt. Er sagt, die Constanz und Selbstständigkeit der Species sei kein Glaubenssatz, sondern ein Erfahrungssatz, und es würde Niemand daran denken, an diesem Satz zu rütteln, wenn nicht ein speculatives Motiv Veranlassung dazu gäbe, nämlich die Voraussetzung der einheitlichen Abstammung. Diese sei aber direct durch die Erfahrung weder zu beweisen, noch zu widerlegen, der Satz sei vielmehr speculativer Natur.

Der physiologische Satz: *Omne vivum ex ovo* sei bedeutungsvolles Motiv der Descendenz-Hypothese. Wir postuliren nämlich, daß wie jedes individuelle Dasein so auch eine ganze Generationsfolge ihre erste Geburtsstätte im Schooße eines mütterlichen Organismus gehabt habe; so sei die Erfahrung, eben so daß Constanz in den Arten sei.

Jede Art, so sagt Wiegand, hätte ihre Urzelle (Autogenie der Species), und ob die unzähligen specifischen Urzellen im Lauf der geologischen Geschichte successive oder alle zusammen gleich Anfangs ins Dasein getreten, ist gleichgültig. Es ist demnach nur die Wahl zwischen der Autogenie der Species und dem consequent bis auf eine einzige Stammform durchgeführten Descendenzprinzip; getrennter Ursprung und gemeinsame Abstammung stehen so in scheinbar unlösbarem Widerspruch gegenüber (so 1830 vor der Academie zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire).

Das Descendenzprinzip behaupte erbliche Gleichheit und doch auch Verschiedenheit, Lamarck und St. Hilaire suchten die Ausartung mehr in äußeren Einflüssen und Uebung, Darwin in der Befestigung durch Vererbung (in der Zuchtwahl). Nicht nur die Prämissen dieser Theorie, sondern auch deren Consequenzen stehen aber im Widerspruch mit allen Thatsachen, und der Beifall selbst bei ersten Forschern würde schwer zu begreifen sein, wenn er im Grund nicht der Selectionstheorie, sondern der (dabon doch unabhängigen) genealogischen Continuität des organischen Reichs gälte.

Punkte, woran die Selectionstheorie als Versuch, das Problem zu lösen, unbedingt scheitern muß, sind, wie Wiegand hervorhebt: 1) der als letzter Grund das Auftreten neuer Formen bestimmende Zufall im Widerspruch mit der allgemeinen Gesetzmäßigkeit der Natur und dem darin ausgesprochenen Plan, 2) die Unmöglichkeit, das Neue bloß durch Summirung geringfügiger Abänderungen (absolute Unterschiede durch bloße Häufung relativer Unterschiede) zu erklären, 3) die paläontologische Thatsache, daß das Neue nicht in allmählichen Uebergängen, sondern plötzlich, sprungweise in's Dasein trete und innerhalb geologischer Perioden und geschichtlicher Zeit ohne Umwandlung erhalten bleibe, endlich 4) der aus der natürlichen Zuchtwahl keineswegs erklärbare Mangel an Zwischenformen zwischen den Arten und Gattungen der Jetztwelt (S. 7).

Mit Nothwendigkeit dränge sich die Annahme auf: Jede neue Form tritt als Generationsprodukt mit einem Male, unvermittelt, nach einem inneren Entwicklungsgesetz in die Erscheinung, als Töchterindividuum zwar, doch als ein wesentlich Neues, es geschieht keine langsame Umbildung, sondern Neuschöpfung aus dem mütterlichen Substrat; dann findet lange Constanz und zu einer gewissen Zeit wieder Geburt eines neuen gleichwerthigen oder höheren Individuums als Anfang einer neuen Generationsreihe statt! Dies sei der Grundgedanke von Kölliker's „Theorie der heterogenen Zeugung“ und L. Heer's „Unprägungstheorie,“ auch Baumgärtner's „Typenwandlung in den Keimen“ (Natur und Gott 1870).

Aber nach Kölliker werde bei seiner Berufung auf den Generationswechsel der Quallen u. d. Formenwechsel, der nur auf ungeschlechtlichem Sprossungsweg stattfindet, hypothetisch auch auf geschlechtliche Fortpflanzung übertragen.

Nach Wiegand ist daher der nächste Grund der heterogenen Zeugung ohne Zweifel in einer Differentiirung der Zeugungselemente (qualitativ verschiedenen Pollenzelle) zu suchen. So werde in dem org. Reich die Continuität, das alle Wesen verknüpfende Band der Blutsamsgemeinschaft gewahrt, das überall hervortretende Entwicklungsprinzip in der Natur festgehalten. Diese Theorie stimme mit den Thatsachen der Systematik, Morphologie, Entwicklungsgeschichte und Geographie eben so gut, mit denen der Paläontologie aber entschieden besser überein, als Transmutationslehre (S. 11).

Doch finde hierbei die Aehnlichkeit

der Formen nicht ihre Rechnung. Die Autogenie beschränke sich auf die Erfahrung und verzichte auf die Erklärung, die beiden anderen Theorien aber seien speculativ, eine erkläre die Gleichheit, aber nicht die Verschiedenheit, die andere umgekehrt! (S. 14) (Nun, was ist bei der Aehnlichkeit denn Befremdendes? Der Schöpfer hat gute und ihm genügende Grundformen bei der Bildung des Mannigfaltigen wiederholt angewandt, überall Aehnliches entstehen lassen, weil es ihm gefiel, — das ist Erklärung genug für die Aehnlichkeit in der Natur!)

Stammformen halte Darwin für ausgestorben, aber wo seien sie denn fossil zu finden? Stammformen könnten nur ideelle Existenzen haben (als Begriff von Gattung, Familie u. s. f.), aber nur Arten haben objectiv Wirklichkeit.

Nur die Urzellen sämtlicher Typen stehen, wie Wiegand sagt, in einem genealogischen Zusammenhang und enthalten den besonderen Charakter im latenten Zustand, wie denn in der Eizelle oder Spore die ganze Gestalt und Entwicklung des Individuums vorgezeichnet sei. Ein wirklicher Stammbaum sei nur als Descendenz der Urzellen denkbar, also nach dem Schema: I. Hauptstammorgan. Urzelle. II. Zweig 1. Ord. Thier- und Pflanzenzelle. III. Zweig 2. Ord. Wirbelthiere, Angiospermen. IV. Zweig 3. Ord. Säugethiere und Dicotylen. V. Zweig 4. Ord. Raubthiere, Roskifloren. VI. Zweig 5. Ord. Hunderaubthiere, Rosaceen. VII. Zweig 6. Ord. Hund, Rufe. VIII. Zweig 7. Ord. Wolf, Hundrose. — Wiegand sagt daher: „Wir sehen die wahre Genealogie des organischen Reichs in dem baumartig verzweigten Sproßsystem der Urzellen, keineswegs aber in dem von Darwin durch die verholzten Aeste und Zweige eines Baumes abgebildeten System von Generationen, welche als vollkommene Organismen gelebt haben sollen. Daß wesentliche differente Formen aus vorhandenen unter Abstreifung der bereits in einer vorigen Generation ausgeprägten Charaktere entstehen, ist eine unmögliche Annahme (S. 21).“

Nach Wiegand's Auffassung erbt jeder Zweig des Stammbaums allemal nur diejenigen Charaktere (dieselben aber vollständig), welche der betreffende Mutterzweig potentiell in sich trägt. Typen, die systematisch coordinirt (wie: Mollusken und Wirbelthiere, Fische und Reptilien, Moose und Gefäßkryptogamen, Monocotylen und Dicotylen) sind hier auch in ihrem Ursprung coordinirt. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser Prozeß niemals direct empirisch construirt werden kann.

Der Ort der kleinen und verborgenen Werkstätte des organischen Reichs kann kein anderer sein, als das Wasser, „die Mutter alles Lebendigen.“ Die empirische Nachweisung aller nothwendigen Urzellen aber muß dadurch schwierig werden, weil sie, wenn überhaupt existirend, kaum von den niedrigsten Pflanzen- und Thierformen und deren Entwicklungsstadien, von Amöben, Monaden und Schwärm-sporen zu unterscheiden wären; und gerade diese sind bis jetzt noch sehr unentschieden.

Daß latente Differentiirung möglich ist, beweist z. B. die Bildung des Blattes und Blumenblattes, des Staubfadens und Blumenblatts aus nicht zu unterscheidenden Mutterzellen, des Cambiums in Dauer- und Vermehrungszellen und andres mehr. Die Metamorphose des Thiers aber ist nichts anderes, als eine Entwicklung des Individuums außerhalb des Mutterleibs in der Art, daß gewisse Embryonalzustände physiologisch selbständig und von dem Schutz und der Ernährung des Mutterleibs unabhängig gemacht werden.

Der durchgreifende Bauplan ist in der gemeinsamen Urzelle der Classe der Anlage nach vorhanden, womit wir der undenkbaren Annahme Darwin's entgehen, daß z. B. die fertige Flosse durch bloße Variation und natürliche Zuchtwahl in ein Bein oder einen Flügel umgewandelt worden sei (S. 40).

Wiegand schließt mit der Bemerkung, daß die Lehre von der Urzellengenealogie in Uebereinstimmung stehe nicht nur mit allen That-sachen, die auch dem Descendenzprinzip entsprechen, sondern auch mit denjenigen, mit welchen diese mit ihrem Selectionsprinzip im Widerspruch stehe, d. h. daß sie das Maß dessen gebe, was an Darwin's Theorie nach Abstreifung der Irthümer Wahres sei. Der Hauptvorzug dieser neuen Theorie sei, daß sie lieber nicht erkläre, was nicht zu erklären ist (nämlich das Auftreten neuer Charaktere in der organischen Entwicklung), als eine Scheinerklärung gebe, wie es Darwin thue, indem er das Räthsel auf dem Haspel der Aeonen zu einem wenigstens für das größere Publikum unsichtbaren Spinnfaden in die Länge ziehe, ohne doch dasselbe in Wahrheit zu beseitigen. Durch die Zerlegung des Prozesses in unendlich viele verschwindend kleine Stufen glaube er den Leser unvermerkt über das Problem hinweggeleitet zu lassen. Wie bis jetzt noch Niemand eine Causalerklärung der Neubildungen versucht noch verlangt habe, so müßten wir auf einem Gebiet, das noch viel mehr als die individuelle Entwicklung des Individuums sich der Forschung entziehe, uns mit dem Begriff eines Schöpfungsacts begnügen, — Schöpfungsacts natürlich nur in

dem Sinn, wie auch jede Entwicklung Schöpfung sei, auf eine Erklärung des Differenzierungsprozesses dagegen verzichten. Zufällige Variation, natürliche Zuchtwahl und äußere Ursachen seien hier eben so wenig maßgebend, als bei der Umwandlung des Laubblatts in ein Staubblatt, bei dem Wechsel von Stempel und Blatt, von Vegetationszelle und Spore, von Amme und Geschlechtsthier. Alle bestimmende Ursache liege eben lediglich in der Anlage der vorausgehenden Generation.

Die Wiegand'sche Urzellentheorie nähert sich unwillkürlich wieder der alten Schöpfungslehre. Die ursprünglichen Anlagen, also das Anerschaffen ist es, was die Sonderheiten hervorruft, nicht äußerer, zufälliger Einfluß der „natürlichen Ursachen“. Eine eigentliche Erklärung der für uns ganz unbegreiflichen Schöpfung (wie sie, so verwahrt sich Wiegand, „als Entwicklung in der Natur vor sich geht“) hält auch diese Theorie für unmöglich, indessen ohne dabei von der naturalistischen Auffassung der Gottheit abzugehen, und immerhin ist noch ein großer Schritt bis zu der Annahme eines unstichtbaren persönlichen Gottes, der alles hervorruft, werden, wachsen und sich jedes in seiner Art entwickeln läßt. Aber diesen Schritt zu thun und sich als Grundprinzip der schaffenden Natur einen persönlichen Gott zu denken, verhindert doch diese Zellentheorie nicht. Sie versucht nur den Hergang der Entstehung der Naturmannigfaltigkeiten in ihrer Weise einfach und natürlich und — was die Hauptsache ist, mit der Wirklichkeit in möglichster Uebereinstimmung zu erklären.

W.

G.

Ueber die Auflösung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Zukunft des organischen Reiches. Von einem Ungenannten. Hannover, 1872. Rümpler. 10 sgr.

In dem Vorwort bemerkt der Verf., daß es sich hier nicht um einen Widerspruch gegen die Prinzipien der Selectionstheorie, sondern nur darum handle, gegen die Konsequenzen, welche Darwin daraus gezogen habe, Bedenken zu erheben. Der Verf. betrachtet seinen Versuch, insofern es sich dabei mehr um die Zukunft des organischen Reiches handelt, während die Darwin'sche Theorie mehr die Vergangenheit desselben in's Auge gefaßt habe, deßhalb mehr als eine Ergänzung denn als eine Bestreitung jener Theorie.

Zunächst spricht er sich über das Dogma von der unveränderlichen Species aus, das Lange in seiner Geschichte des Materialismus

p. 398 „als ein Beispiel eines haltlosen und zugleich crassen Aberglaubens“ bezeichne. Durch Darwin's weltbewegenden Gedanken der natürlichen Zuchtwahl sei an die Stelle der Unveränderlichkeit der Species die unbegrenzte Variabilität derselben getreten; — erblich sei nicht der spezifische Charakter, wohl aber jede neu auftretende Abänderung, und auch diese wieder nur so weit, um den Ausgangspunkt für eine neue fortschreitende Abänderung zu bilden. In der fortschreitenden Differenzirung der Formen sei einerseits das Prinzip der gegenwärtigen Fülle von Lebewesen, wie dasjenige der Vervollkommnung der Organisation gegeben.

Mit diesen Prämissen der unbegrenzten Variabilität und der natürlichen Zuchtwahl oder der Erhaltung der jedesmaligen Besten im Kampf um das Dasein erklärt sich der Verf. völlig einverstanden, kommt aber in Bezug auf die Zukunft der organischen Welt in directen Gegensatz zu Darwin, indem er von der Idee ausgeht, daß eine die Extreme vermeidende und zugleich verhältnißmäßig einfache Form den Lebensbedingungen immer relativ besser angepaßt sei, als höher gebildete. Die Voraussetzung, daß ein höheres, complicirter organisirtes Wesen dadurch einen Vortheil im Kampfe um das Dasein vor den niedrigeren, d. h. einfacher organisirten Wesen bestze, findet er unrichtig; vielmehr müsse der einfachere Organismus gerade dadurch von den äußeren Einflüssen verhältnißmäßig weniger abhängig, deshalb zu einer gesicherten Existenz und weiteren Verbreitung geeigneter sein, als ein in Organen, Functionen und Ansprüchen gesteigerter Organismus. Die allgemeinere Verbreitung der niederen Pflanzen und Thiere im Verhältniß zu den höheren Formen mit ihrem höchst beschränkten Verbreitungsgebiet sei schon der glänzendste Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme.

Das Streben nach Anpassung müsse bei den organischen Formen endlich eine Ausgleichung aller systematischen Unterschiede zum Endergebniß haben. Mit diesem Ausgleichungsprozeß stehe aber eine fortwährende Vereinfachung der äußeren und inneren Organisation im Zusammenhang. Die organische Welt werde in dem Maß, wie sie von den Lebensbedingungen unabhängig werde, zugleich von ihren höheren, complicirteren Typen allmählig herabstinken, wie es ja eine allgemeine Erscheinung sei, daß je einfacher die Organisation einer Species, desto allgemeiner ihre Verbreitungsfähigkeit sei. Zunächst würden die Formen kleiner, baumartige Formen z. B. würden immer mehr durch krautartige ersetzt. Fortschreitende Vereinfachung der Gestalt

und Organisation, z. B. rudimentärer oder abortiver Zustand gewisser Organe, wie die Augen des Maulwurfs, sterile Staubfäden, schuppenförmige Blattgebilde der Pflanzen etc., sowie aus dem Gesetz der Sparsamkeit und aus der Wirkung des Nichtgebrauchs zu erklären. Daß die Darwin'sche Schule das rudimentäre Gebiet, so wie die zur Erklärung dienenden beiden vorigen Prinzipien mit ganz besondrer Vorliebe zur Begründung der Selectionstheorie benutze, involvire eine eigenthümliche Inconsequenz. Anstatt fortschreitender Vervollkommnung zeigten rudimentäre und abortive Organe vielmehr Rückbildungen an und man könne darin nur eine specielle Aeußerung und Bestätigung des allgemeinen Gesetzes einer regressiven Bewegung erblicken. Es könne so die Fortbildung eines Organs, z. B. der Blumentrone aus bloß rudimentärem Zustand und vollends ihr allererstes Auftreten, aus der natürlichen Zuchtwahl schlechterdings nicht erklärt werden.

Anders bei der Theorie der regressiven Bewegung! Es genüge hier der Umstand, daß viele Organe keine oder keine erhebliche Functionen ausüben oder durch ihre Ueberzahl für das Individuum relativ überflüssig seien, um daraus nach dem Gesetz der Sparsamkeit und nach der Wirkung des Nichtgebrauchs voraussetzen zu können, daß dieselben im Lauf der Zeit verkümmern und endlich ganz eingezogen werden müssen. Dabei gehe man denn natürlich von dem ausgebildeten Zustand der Organe als einer gegebenen, zunächst nicht weiter zu erklärenden Thatsache aus (Also — Schöpfung! *Hic haeret aqua*). Das Entstehen eines Organs aus der natürlichen Zuchtwahl zu erklären, sei schwierig oder gerade unmöglich, das Verschwinden desselben vermöge derselben zu erklären dagegen sehr einfach und leicht, und es führe aus diesem Grund die Darwin'sche Lehre zu der von ihm gezogenen Consequenz einer regressiven Geschichte des organischen Reiches.

So seien z. B. in der Reihe der Phanerogamen die gegenwärtigen Species mit kleinem, grünem Perigon auf diese Weise, wie wir annehmen dürften, aus ursprünglich großblumigen Formen hervorgegangen, und werde es im Lauf der Zeit andern großblumigen Arten noch ferner ergehen. Ueberhaupt werde die strotzende Fülle der Gestalten unter dem Einfluß der natürlichen Zuchtwahl immer mehr einer schematischen Einfachheit und Schamlosigkeit weichen. Der Darwinianer Nägeli postulire für die Erklärung einer aufsteigenden Entwicklung ein besonderes treibendes Prinzip (sic!) der Vervollkommnung. Allein unter den Gesetzen der Materie sei eine solche

Tendenz nicht bekannt. Schon der Mangel eines Vervollkommenstriebes aber sei der Beweis für die Existenz eines Reductionstriebes. Er gleiche der abwärts ziehenden allgemeinen Gravitation.

So begründet der Verf. noch in mehreren sonstigen Beziehungen die Thatsache des Strebens nach Vereinfachung und Auflösung des gegebenen Organismus. Als letztes Ziel folge die Zerlegung des organischen Reiches in die chemischen Elemente, nach der Theorie der Physiker (Clausius) die Auflösung aller mechanischen und chemischen Kräfte, kurz der ganzen jetzigen Gliederung des Kosmos in die allgemeine Wärme. Dies wäre also die Zukunft des organischen Reichs nach der consequenten Anwendung von Darwin's Prinzipien, keineswegs aber nach dessen inconsequenter Deduction eine sich in's Unendliche steigende Differentiirung und Vervollkommnung. — Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in dem Verfasser der „Genealogie der Urzelle“ auch den ungenannten Verf. der vorliegenden Arbeit erblicken.

Das natürliche System der organischen Welt stellt dem Verf. die Form des Ausgleichungs- oder Reductionsprozesses dar. Es ist damit, wie mit einem großen Sternsystem. Die vorhandenen Arten stellen die Quellen aller Urbächlein vor, die sich zu Bächen, Flüssen, Flüssen und endlich zum Hauptstrom sammeln, der in das Protoplasma-Meer ausmündet. Zwei große Flußstämme repräsentiren kurz bevor sie sich (etwa wie Euphrat und Tigris) einigen, die zwei organischen Reiche (S. 31). Die höheren Formen haben gleichsam, weil sie ihren Ursprung von dem Gebirge herleiten, einen längeren Weg zu durchlaufen, während die niederen Typen (wie Moose, Algen, Cölenteraten) gleich den in der Tiefebene entquellenden, schon nach kurzem Lauf in den Strom mündenden Zuflüssen, von Anfang an bereits den Character der niederen Stufe an sich tragen und so gewissermaßen den höheren Formen in dem Vereinfachungsprozeß voraneilen.

Als Schwierigkeiten seiner Reductionstheorie bezeichnet der Verf., daß sich im Lauf der Zeit eine Veränderung in diesem Sinn nicht direct wahrnehmen lasse (ganz wie in der entgegengesetzten Fortschrittstheorie auch), die übrigens in der Geschichte der Menschheit noch am ersten nachzuweisen sei. Ebenso sei die paläontologische Entwicklung kein in dem Sinn allmählicher Vervollkommnung streng durchführbares Gesetz und sie zeige im Gegentheil vielfach Beispiele von entgegengesetztem Gang. So z. B. erschienen die Echinodermen und noch mehr die Insecten fast durchweg

viel später, als die systematisch höher stehenden Mollusken, die Gefäßkryptogamen seien von den Steinkohlen an entschieden an Zahl und Vollkommenheit der Form zurückgegangen, ebenso Gymnospermen. Daß wir die höheren Typen (Dicotylen und Wirbelthiere) in den früheren Perioden noch nicht vertreten finden, so daß denn doch wirklich die organische Welt die Richtung von dem Niederen zu dem Höheren zu befolgen scheine, in Bezug darauf müsse eben hier wie bei Darwin an die Mangelhaftigkeit der vorweltlichen Urkunden überhaupt erinnert werden. Man sei angesichts der entgegengesetzten Fälle eben nicht berechtigt, aus einigen Thatfachen auf die Existenz eines durchgreifenden Gesetzes in dem einen oder andern Sinn zu schließen. — Philosophisch begründet der Verf. die regressiv Richtung des organischen Lebens damit, daß aus der thatsächlich regressiven, vom Vielen zum Einem, vom Zusammengesetzten zum Einfachen, also analytisch und nicht synthetisch sich bewegenden Denktätigkeit auch auf eine übereinstimmende Richtung in der Entwicklung der organischen Natur zu schließen sei.

Die Menschen anlangend, so sei bei der Entwicklungslehre nur die Frage, ob der Mensch von Affen, oder ob der Affe vom Menschen abstamme, ob sich also die Nachkommen der jetzigen Affen dereinst zu Menschen, oder ob die Nachkommen der jetzigen Menschen dereinst sich zu Affen umbilden würden. Darwin entscheide sich für das Erstere, dies sei jedoch eine ganz willkürliche Annahme ohne alle Begründung, und der zweite Fall der Alternative lasse sich aus Darwin's eignen Erklärungsprinzipien mit aller Evidenz beweisen. Da, wie der Verf. mit Darwin annehme, der dauernde Nichtgebrauch eines Organes dessen Verkümmern herbeiführen müsse, so folge die Nothwendigkeit, daß das menschliche Gehirn im Laufe zahlreicher Generationen allmählig auf die Größe und Einfachheit des Affengehirns reducirt werde. Da ferner der vierhändige Affe dieser Form der Extremitäten seine außerordentliche Geschicklichkeit im Klettern verdanke, so sei natürlich kein Gedanke daran, daß die auf den Vortheil des Individuums gerichtete natürliche Zuchtwahl diesen Character beseitigen werde. Ebenso sei die Annahme, daß der Affe den beim Klettern so überaus nützlichen Schwanz durch natürliche Zuchtwahl verlieren sollte, viel schwieriger, als daß umgekehrt die beim Menschen schon vorhandene Anlage dieses Organs durch Zuchtwahl zu einem vollkommenen, freien Schwanz ausgebildet werde. Ebenso müsse der bei Menschen vorhandene sparsame zarte Haarflaum, wie es ja bei s. g. monströsen Fällen vorkomme, allmählig zu

der förmlichen Behaarung eines eigentlichen Pelzes führen. Siehe da, das Bild unsrer Nachkommen, wie es nach Darwin's eiguem Prinzip sich, wenn auch erst nach einer unabsehbaren Reihe von Generationen, verwirklichen muß, und wie es in unseren in diesem Umgebungsprozeß vorausgeleiteten Bettern schon jetzt vor unsern Augen sich darstellt!

Was den Unterschied zwischen Thier und Mensch betreffe, so bleibe, um nach beiden Seiten gerecht zu sein, nichts übrig, als anzunehmen, daß die eine wie die andere Ansicht (die von der wesentlichen Uebereinstimmung und die von der wesentlichen Verschiedenheit) gleich berechtigt sei. Man könne sich daher entweder eine zunehmende Annäherung der höheren Thierwelt an den Menschen durch Vervollkommenung ihres physischen Lebens denken, oder was wahrscheinlicher, bei Annahme einer relativ unverändert gebliebenen Thierwelt dagegen eine allmähliche Abschwächung des ehemals so stark hervortretenden spezifischen Menschencharacters vorstellen, so daß in uns nur deshalb das Verwischen von der Kluft zwischen Thier und Mensch verschwunden sei, weil der Unterschied selbst im Begriff sei zu verschwinden.

Ein Zeichen der rückgängigen Menschenentwicklung erblickt der Verf. in der ohne Zweifel bestehenden Thatsache, daß die Religiosität des Menschengeschlechts im Großen und Ganzen im Abnehmen begriffen sei. Dies alles sei mit der Darwin'schen Annahme einer Hervorbringung des durch Religion characterisirten Menschen aus dem religionslosen Thier unvereinbar und weise vielmehr auf den entgegengesetzten Entwicklungsgang vom Menschen zum Thier hin. Und wenn wir ferner bemerken, daß in der Geschichte der Menschheit der Fortschritt auf die Beseitigung des edlen, aber thörichten Aufopferungstriebes und auf die Ausbildung des thierischen Selbsterhaltungstriebes gerichtet sei, so folge hieraus mit logischer Schärfe, daß die Richtung in welcher sich die Menschheit jenem Gesetz zufolge bewege, sich in dem Streben nach Atomisirung der menschlichen Gesellschaft, nach Ausgleichung des ursprünglich zwischen Thier und Mensch vorhandenen ethischen Unterschieds äußere. So werde das historische Recht, worauf sich die Formen der menschlichen Gesellschaft gründen, im Lauf der Zeit einem stärkeren, dem natürlichen Recht weichen. Was etwa hierbei an ethischem Gehalt geopfert werde, das werde an Freiheit, Gleichheit und Aufklärung, kurz an wahrer Humanität gewonnen. Es sei keine Frage, die sich vor unsern Augen vollziehenden socialen und politischen Veränderungen führten zu der Ansicht, daß das Menschen-

geschlecht als ein ursprünglich nach Rassen, Völkern, Sprachen, Ständen, Familien reich-gegliederter Organismus im Lauf der Zeit nach einem unwiderstehlichen Naturgesetz zu einem gestaltlosen und nur mechanisch gegliederten Aggregat gleichwerthiger Individuen zusammenschmelzen, wie auch die Gestalten des Thier- und Pflanzenreichs durch allmälige Einziehung der äußeren Glieder und Verschmelzen der inneren Organe zu einem formlosen Haufen von Zellen zerfallen werde. Am Schluß sagt der Verf. daß Darwin mit einem Wort das organische Reich nach rückwärts, er aber nach vorwärts convergiren lasse. Daher wisse Darwin die Vergangenheit genau zu construiren, ohne über die Gegenwart hinaus in die Zukunft zu speculiren, während er umgekehrt nur von der Gegenwart aus einen Wegweiser und eine Leuchte zu besitzen glaube, über die Vergangenheit jedoch keine Vermuthungen wage.

Wahrhaft ironisch lautet es, wenn der Verf. Darwin zum Schluß einen Compromiß vorschlägt und sich als Bundesgenossen einem gemeinsamen Gegner gegenüberstellt, „jener kleinen aber zähen Partei feudaler Geister, welche sich eigensinnig gegen das neue Gesetz dieser großen Zeit verschließen, welche gleich den ante-diluvianischen Reptilien nicht einsehen wollen, daß die Zeit, deren Ueberbleibsel sie sind, vorüber ist“ u. s. f.

Der vorliegende speculative Versuch ist jedenfalls gleich der Darwins Lehre dazu angethan, auch seine zahlreichen Anhänger zu gewinnen. Natürlich weiß auch hier Niemand, ob man damit der Wahrheit irgend nahe komme. Es wird in der Schöpfungsfrage jedenfalls weiter-speculirt werden, und aus dem in neuerer Zeit aus Darwinistischem Boden erwachsenden Erklärungsversuchen geht zur Evidenz hervor, daß Darwin noch weit davon entfernt war, mit seiner Descendenz und Selection das Richtige getroffen und das ewige Räthsel schon gelöst zu haben. Aus seinem eignen Heerlager erwachsen dem Darwinismus die gefährlichsten Gegner und von dem Verf. dieses Versuchs kann nicht etwa, wie es der Novellist Otto Müller irgendwo von den Gegnern Darwin's thut, behauptet werden, daß er die Descendenzlehre „mit mehr Behagen, als Geschick“ bekämpfe. Die von Darwin auf's Neue in Fluß gebrachte Naturspeculation geht ihren Weg weiter und von dem Darwin'schen Grundstock wird durch die kräftig nachwachsenden Gebilde bald wenig mehr übrig geblieben sein.

W.

G.

Craw, Moses und die Materialisten.

Eine theologisch-naturwissenschaftliche Studie zur Rechtfertigung der biblischen Schöpfungsgeschichte. Nebst einem Anhang: Wie es kam, daß der dumme Affe eine vernünftige Seele empfing. 71 S. Braunschweig, 1872. Zul. Zwistler. 12 sgr.

Daß den abenteuerlichen Verirrungen einer materialistischen Naturwissenschaft von Seiten der positiv-christlichen Weltanschauung auch mit den Waffen der Ironie und Satire begegnet werden dürfe, kann nicht in Abrede gestellt werden, und den neuesten Offenbarungen aus jenem Lager gegenüber ist es in der That schwer, satiram non scribere. Doch ist es für den Polemiker keine leichte Aufgabe, den richtigen Ton zu treffen und den Leser durch die ungewöhnliche Darstellungsweise nicht zu ermüden, zumal wenn dieselbe mehrere Bogen hindurch beibehalten wird. Der pseudonyme Verf. vorliegender Schrift ist nicht ungerüstet an seine Aufgabe gegangen, denn außer einer soliden wissenschaftlichen Ausstattung kommt ihm eine anerkanntenswerthe Gabe Humor zu Gute, welche er gegen die Absurditäten eines Vogt und Darwin recht gut zu verwerthen weiß. Dennoch haben wir durch die Lectüre der Arbeit keine reine Befriedigung empfangen und uns namentlich bei dem Anhang des Eindrucks nicht erwehren können, daß der Humor oftmals nicht frisch und naturwüchsig sich ergeben hat, sondern als Product der Reflexion mit künstlichen Mitteln herbeigezogen ist, daher er auch den Leser kalt lassen muß. Abgesehen davon ist das Schriftchen recht beachtenswerth und wohl im Stande, dem modernen Schwindel, der unter dem Namen der Naturwissenschaft und der Naturforschung getrieben wird, ein Halt! zuzurufen. Der Verf. ist bemüht, die von ihm durchaus anerkannten und gewürdigten Resultate der Geologie und Anthropologie in das Sechstagenwerk der Genesis einzureihen und die von gegnerischer Seite so häufig statuirten Widersprüche zwischen Naturwissenschaft und heiliger Schrift in ihrer Grundlosigkeit nachzuweisen. Ob ihm dies immer glücklich gelungen ist, möchten wir bezweifeln; für den unbefangenen Beurtheiler werden aber seine Darlegungen einen bisweilen größern Grad von Wahrscheinlichkeit haben, als die Hypothesen eines Vogt und Darwin.

Gr.

Th. F.

Pädagogik.

Schmid, Dr. R. M., Rector des Gymnasiums in Stuttgart. **Encyclopädie** des gesammten Erziehungs- und Unterrichts wesens, bearbeitet von einer Anzahl Schulmänner und Gelehrten, herausgegeben unter Mitwirkung von Prof. Dr. v. Palmer und Prof. Dr. Wildermuth. 7. Bd. Reinlichkeit — Schule. Veric. 8. 955 S. Gotha, 1869. Rud. Veffler, 5 thlr. *)

Der vorliegende Band des nunmehr der Vollendung entgegen gehenden bedeutenden Werkes ist wiederum überaus reichhaltig an fesselnden pädagogischen Lebensbildern und tiefeingehenden Schulfragen. Ref. möchte es versuchen, die sehr große Fülle des Stoffes in einer gedrängten Uebersicht zur Anschauung zu bringen, und zwar so, daß er die Verfasser der einzelnen Artikel in alphabetischer Reihenfolge behandelt, weil dadurch oft mehrere Abhandlungen zusammen gefaßt werden können und die Verfasser mehr zu ihrem Recht kommen, als wenn umgekehrt der rein sachliche Gesichtspunkt festgehalten wird, der für sich freilich auch seine Vortheile darbieten würde.

G. Baur behandelt Schiller (S. 586—617) und Schleiermacher (S. 617—71). Im Eingang der letzteren Abhandlung macht Verf. auf die „wirkliche Verwandtschaft beider Männer in Beziehung auf Geistesrichtung und ihren Entwicklungsgang überhaupt, wie auf ihre Bedeutung für die Pädagogik insbesondere“ aufmerksam, auf „jene ideale Grundrichtung des Geistes, welche in allem einzelnen das allgemeine Gesetz sucht und alles vergängliche auf die höchsten, ewigen Zwecke bezieht“, auf den „tiefen ethischen Grundzug ihres Wesens, welcher in dem Mutter Schoße eines frommen Familienlebens gepflegt sie trieb, für ihren mächtigen Drang, auf andere zu wirken, die rechte Grundlage in dem ersten Werke der Läuterung, Kräftigung und Veredelung ihrer eigenen Individualität zu suchen.“ Bleiben wir zunächst bei Schiller stehen. Carriere („Das Wesen und die Formen der Poesie“, Leipzig 1854. S. 354) nennt ihn treffend den „Dichter der Idee durch die Macht des Willens.“ Schiller hat keinen geistigen Genuß gekannt, als den der geistigen Arbeit. Ja

selbst den edleren, geistigen Genuß des bloßen von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleiteten Studirens hat er, wie Humboldt treffend hervorhebt, gering geachtet. Es möchte manchem zu viel gesagt sein, daß in ihm „offenbar eine natürliche Prädisposition zur ethischen Religion, insbesondere zum Christenthum“ liege, und doch thut unserer Zeit gewiß ein Hochhalten des idealen Standpunktes Schillers vor allem für unsere Jugend Noth. Er, der sich als ein Dichter von Gottes Gnaden fühlte, vermag wohl „unserer Jugend ein trefflicher *παιδαγωγός εις Χριστόν* zu werden.“ Wir können auch nur beistimmen, daß der Verf. sagt, Schiller habe unter dem Namen der ästhetischen Erziehung „der Sache nach vielfältig die Aufgabe der religiösen Erziehung im Sinne des Evangeliums“ dargestellt, und daß es eine Pflicht der Schule ist, „die Jugend immer und immer wieder zu den edeln und großen Schöpfungen unserer classischen Literatur zurückzuführen, damit sie vor der modernen Erschlaffung und Verschaffenheit bewahrt werde, und sie namentlich durch die energische Schönheit der Dichtungen Schillers in dem wirksamen Glauben an die Ideale zu erhalten, in welchem der Werth des Lebens beruht.“ — Schleiermacher wird nach seiner ganzen Persönlichkeit, deren einfaches und großes Princip ihrer Diätetik „die Anstrengung und die Beherrschung des Körpers durch den stets wachen und seines Berufes sich bewußten Geist“ gewesen, und hinsichtlich der von ihm selbst dargelegten Principien besonders nach den „Vorlesungen über Erziehungslehre“ (herausg. v. C. Plag, Berlin 1849, 816 S.) und den drei schönen Predigten über christliche Kinderzucht (1818 gehalten u. unter d. 9 Predigten üb. d. christl. Hausstand die 3—5., jetzt in d. Gesamtausg. v. Schleierm.'s Pred. I, S. 579—620) pädagogisch gewürdigt. Seine Erziehungslehre steht Verf. nicht an, „die tiefstinnigste, gründlichste, umsichtigste und besonnenste Darstellung der Pädagogik, welche diese bis jetzt gefunden hat“, zu nennen. Wir erhalten über den allgemeinen Theil derselben ein sehr ausführliches Referat, und von dem besonderen will Verf. nur das „Fachwerk des Systems“ übersichtlich darlegen und etwa auf einzelne besonders wichtige oder charakteristische Punkte aufmerksam machen“, was in sehr geschickter und fesselnder Weise ausgeführt wird. Wie der ganze Mann, so tritt uns auch der Erzieher entgegen: „immer praktisch, und doch vergiebt er nie etwas der Strenge der Theorie; er ist immer historisch und immer ideal; immer conservativ und immer reformatorisch; immer besonnen in seinem Urtheil und immer frei.“

*) Bgl. die Anzeige des vorherg. (6.) Bandes dieses treffl. Werks in Bd. IV, S. 40 dieser Zeitschrift.

Daß Schiller die religiöse Bildung gar nicht als eine Aufgabe der Schule, sondern lediglich der Kirche ansieht, daß er ferner im Namen der Ehrfurcht vor der heil. Schrift gegen den Gebrauch der Bibel als eines Schullesebuches protestirt, will uns jetzt befremdlich vorkommen und entsetzt auch wohl aus sehr negativen Erfahrungen, kann uns aber auch vor zu großen Illusionen warnen.

Wilhelm Baur schreibt über „Religiöse Unterweisung in der Familie“ (S. 26—34) mit seinem, religiösen Geiste. Er redet den Hausvätern und Hausmüttern so wahrhaft zu Herzen und greift dabei so schlagend in das Leben der apostolischen Kirche und der Reformation hinein, daß eigentlich kein Widerspruch möglich ist. Staat, Kirche, Schule und Haus sind gewiß auf einander angewiesen. Doch freilich welche tiefgehenden Differenzen! Es möchte dem Menschen- und besonders dem Kinderfreund bange werden; aber wir sollen nicht verzagen. Hausgottesdienst, rechte, echte Sonntagsfeier werden als die Hauptschutzmittel gegen zunehmende Verweltlichung der deutschen Familie angepriesen, wiewohl der Verf. sehr gut weiß, daß leicht zu rathen, aber schwer zu helfen ist. Die deutschen Väter und Mütter haben ein herrliches Kleinod zu bewahren. — Deinhardt (†) würdigt Schaub (S. 582—86), den am 12. Sept. 1855 zu Magdeburg gestorbenen Provincial-Schulrath, mit größter Hochachtung in Wahrheit und Liebe als einen „Schulmann im höchsten und edelsten Sinne des Wortes“, der „alle Stadien des Schullebens in demselben hohen Geiste und in derselben selbstbewußten Kraft durchlaufen und überall die deutlichsten und bleibendsten Spuren seines Geistes und seiner Kraft hinterlassen“ hat, insbesondere aber als das „Ideal eines Schulraths.“ Wie charakteristisch für den Mann dieser eine Zug, daß als er seine Maturitätsprüfung auf dem Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin bereits rühmlichst bestanden hatte, er noch ein halbes Jahr auf der Schule blieb, um sich frei von der Examennoth so recht *con amore* seinen Lieblingsstudien, dem Griechischen, zu widmen! Ein Druckfehler ist es übrigens, daß Sch.'s gesammelte Schriften von Eckstein 1851 (Halle, Waisenhaus) herausgegeben sein sollen, wenn Ref. nicht irrt 1857, da Sch. 1855 gestorben ist. — A. Dietrich, damals in Hirschberg, jetzt in Erfurt, weist in dem Artikel „Rhetorik“ (S. 143—55) die neuerdings zwar viel bekämpften, aber immer noch hier und da in deutschen Lectionen höherer Schulen ihr Wesen treibenden theoretischen Geispenster und Versteigenheiten, die nur ein

„gequältes Dasein“ führen, mit Entschiedenheit und treffend zurück. Ehre, Brief, Dialog, Rede sind mit großer Vorsicht anzuwenden. „Für unsere Schulen scheinen nur die Uebungen in der Erzählung, Beschreibung, Abhandlung übrig zu bleiben, und als rhetorische Vorbildung zu der letzten und schwersten Art dürfte ein immer größerer Raum der Anfertigung bloßer, nicht auszuführender Dispositionen über die verschiedensten Themata gebühren. Wenn der Lehrer dieses Programmasma recht vielfach in der Schule übt und die Schüler dazu persönlich praktisch anleitet, so wird das zu einer genügenden Durcharbeitung der beiden für die Zwecke unserer Schulen wichtigsten Abschnitte der Rhetorik führen, der von der Erfindung und von der Anordnung, und es wird eines weiteren theoretischen Unterrichts nicht bedürfen.“ — Rudolf Dietrich über Sachsen (Königreich) (S. 436—84). Der Schreib-lustige und -fertige Verf. will den gegenwärtigen Bestand seit 1815 beschreiben und die Zeit vorher nur insoweit hineinziehen, als zum Verständniß der Gegenwart unbedingt nöthig ist. Aber der Stoff gerade der älteren Zeit fließt so reichlich, daß wir dem Verf. ein recht vollständiges und reiches Bild der ganzen Entwicklung des Schulwesens, besonders des höheren, im jetzigen Königreich Sachsen verdanken. Es mußte selbstverständlich mancher Berührungspunkt mit den Nachbargebieten sich aufdrängen. Eingehender und mit Recht wird die für ihre Zeit ganz vorzüglich kurfürstliche Schulordnung vom 1. Januar 1580 besprochen. Welche Fülle von pädagogischer Weisheit ist darin enthalten! Auch die „Ordnung der drei Fürstenschulen zu Meißen, Pforte und Grimma“ wird näher betrachtet und eine kurze, aber lebensvolle Uebersicht der Entwicklung der Universität Leipzig gegeben. So kommt Verf. zu der neuesten Entwicklung. Das „Regulativ für die Gelehrtenschulen“ v. J. 1846, wo der classische Unterricht als die Hauptgrundlage der Gymnasialbildung entschieden betont wird, und das „Regulativ für d. Realschulen im Königreich Sachsen“ d. J. 1860, wo eine fast unmögliche Aufgabe mit großer Weisheit zu lösen versucht wird („die Maturitätsprüfung fordert neben 7 schriftl. Arbeiten das mündliche Examen in 13 Gegenständen“) sind maßgebend für die höheren Schulen. Das noch in Kraft stehende „Regulativ, die für die Candidaten des höheren Schulamts zu haltenden Prüfungen betreffend“ datirt von 1848; die „Ordnung der evangelischen Schullehrerseminare“ ist 1859 publicirt. Das Elementarschulwesen beruht auf dem Gesetz von 1835. Schließlich wird auf eine baldigst zu erwartende officielle Uebersicht über das gesammte Unterrichtswesen des Königreichs

Sachsen verwiesen. Ref. kann leider nicht sagen, ob selbige bereits erschienen ist.

Es empfiehlt sich, hier die „Sächsischen Herzogthümer“ anzuschließen, die S. 485—544 von mehreren Verf. behandelt sind. Ein gemeinsames Vorwort für alle wird von Weidemann vorausgeschickt, des Hauptinhaltes, daß die Schuleinrichtungen der sächsischen Herzogthümer in Folge zweier gewichtiger Factoren, der Reformation nämlich i. 16. und der Schulorganisation Ernst des Frommen i. d. 2. Hälfte d. 17. Jahrh., auf wesentlich gleichem Grunde beruhen. Von C. Rehr wird dann Gotha (S. 486—509) behandelt. Wir erhalten eine recht übersichtliche und ausführliche Darstellung, allerdings etwas mit Localpatriotismus und humanistischer Schönrederei gefärbt. Verf. will es wohl in bester Meinung mit keinem verderben, verliert aber dadurch den festen Standpunkt. — Coburg v. Dr. Eberhard (S. 509—13), kurz über den gegenwärtigen Bestand. Ueber das Gymnasium Casimirianum hätte man wohl gern etwas Näheres erfahren. — Meiningen v. Dr. Weidemann (S. 513—34); über die Volksschule fast zu ausführlich, aber mit Dank anzunehmen, während die beiden Gymnasien in Meiningen und Hildburghausen wieder etwas zu kurz kommen, wenigstens nach ihrer früheren Geschichte. — Altenburg (S. 534—38) ist „nach Mittheilungen von Collaborator Lützelberger in Altenburg“, wie es scheint, von der Redaction in einer kürzeren, mehr statistischen Uebersicht behandelt, und es schließt — Weimar-Eisenach v. Dr. Lauchhard (S. 538—44), auch mehr statistisch. Ueber das Guilielmo-Ernestinum in Weimar zum wenigsten wäre ein genauerer Abriß erwünscht gewesen; aber freilich es wäre dann eine große Geschichte geworden.

Dillmann über „Reiseunterstützungen an Lehrer“ (S. 16—24) giebt mehr eine Lobrede auf das Reisen; und was hier gesagt wird, ist nicht eigentlich neu, aber sehr ansprechend zusammengestellt. Man bekommt verschiedene Lust sogleich mitzureisen, natürlich nur für wissenschaftliche Zwecke; denn es geht ja auf Staatsunkosten, wiewohl auch das „civilisatorische Element in unsern erleichterten Verkehrsmitteln“ und die Beschränkung des „schulmeisterlichen Pedantismus“ recht gut illustriert werden. Wir erfahren zugleich, daß in Württemberg für junge Theologen und Philologen gar nicht unbedeutende Reisestipendien ausgeworfen sind. — Erler in „Schüler, Arten von“ — (S. 764—73) bespricht Novizen, einheimische und auswärtige Schüler, Hospiten oder Extraneer, Schüler andern Glaubensbekenntnisses, namentlich Juden. Der instructive Artikel bildet theilweis eine Ergän-

zung zu d. Art. „Pensionat“ v. Flasar. Der Verf. weist mit Nachdruck auf die gegenseitigen Pflichten der Schule und des Hauses hin; zuletzt noch ein goldenes Wort über Individualisiren“; zugleich ein Nothschrei über zunehmende Examenfurcht und Mangel an idealem, wissenschaftlichem Streben. — Gottschid (+) über „Schulacte, Schulfestlichkeiten“ (S. 798—806) umfaßt als dahin gehörig: Amtsantritt und Amtsaustritt des Directors oder der Lehrer der Schule, die Aufnahme und Entlassung der Schüler, den Beginn und Schluß der Schule, Censur und Verlesung, öffentliche Prüfungen und Redacte. — Hauber, A., schreibt a) über Richter, (Jean Paul Friedr.) als Pädagogen (S. 155—71). Der Verf. beschäftigt sich größtentheils mit der Levana, die zu ihrer Zeit Epoche gemacht hat. Eine Vergleichung mit Rousseau drängte sich von selbst auf. Seltsame Mischung, dieser Jean Paul, von einem für die Jugend wahrhaft erwärmten Herzen, von Begeisterung für die uneräußerlichen Rechte der Kinderewelt und anderseits wieder von totalen Verkennen der Zucht! Es wechseln geistvolles und verzerrtes Wesen beständig mit einander ab. — b) über Rousseau (S. 244—298), eine sehr gebiegene Monographie über den „zweifelhaften“ Natur-Pädagogen, der, wie er selbst einmal von sich sagt, bald ein „verständiger Narr“, bald „narrisch verständig“. Man kann ihm gegenüber nicht gleichgültig bleiben. Freilich „sehen und sehen doch die einen in ihm einen Messias der Neuzeit, den Verkündiger des Evangeliums der Natur und der Freiheit, den Pflanze wahren Menschenthums, während andere ihn jenen Dämonen der Verneinung und Zerstörung zuzählen, welche alles Unheil in der modernen Gesellschaft angestiftet. So wird er theils gehaßt oder verabscheut, ja verachtet, theils hoch verehrt, ja vergöttert.“ Das Hauptbestreben des Verf. ist es nun, diesen Widerstreit zu erklären und beiden Extremen gegenüber den rechten natürlichen und evangelischen Standpunkt zu nehmen. Das Erziehungsbuch „Emile ou de l'Education“ wird nach seinem Inhalt besprochen. „Naturgemäßheit“ ist der mannigfach variierte Grundton aller oft so blendenden und oft auch begründeten Grundsätze. Aber verlangt nur von dem Gesetzgeber selbst die Anwendung seiner Vorschriften nicht. Je ne mettrai point à l'oeuvre, mais à la plume, ein verführerisches Wort für eine große Schaar von nachfolgenden Reformatoren mit der Feder in Schule, Staat und Kirche. Und das andere Wort ist dem gleich: au lieu de faire ce qu'il faut, je m'efforcerais de le dire. Forcirt Worte anstatt der Thaten — man kann

nicht bündiger das moderne Literaten- und Rhetorenwesen bezeichnen, als es hier einer der fruchtbarsten Väter desselben gethan hat." Der Jüngling soll sich ganz frei nach der Natur entwickeln, und welche Maschine wird doch aus ihm gemacht! Der allerfeinste Naturalist wird zum allerschrecklichsten Despoten. Doch wir vermögen hier nur mit einigen Strichen anzudeuten. Zum Schluß folgt eine kurze Skizze von R.'s Leben. — c) Scharfsinn (S. 582), ein treffendes, fast zu kurzes Wort.

Hirzel i. d. Art. Schulberichte (S. 846—57) verlangt, daß schließlich über alles und jedes berichtet werden soll. Es wird schon hinreichend danach verfahren; es bleibt der Trost, daß viele, viele Berichte als schätzbares Material wohl geborgen in den Actenschränken ruhen. Wir leben ja freilich in dem papiernen, schreibseligen Zeitalter. Der Verf. ist auch für alljährliche Berichte, nicht dreijährige, wie in einigen Provinzen Preußens (wenn Ref. nicht irrt, in allen) bestanden, aber auch nicht unter einem Jahr. Uns scheint vielmehr dies die Hauptsache zu sein, daß die amtlichen Berichte möglichst vereinfacht werden; dann mag es vielleicht besser sein, nach Abschluß jedes Schuljahres einen Rückblick zu thun. — Holzer schreibt über „Schulausgaben“ (S. 834—40). Quot homines tot sententiae! Aber wenn dies wirklich nach der Meinung des Verf. so ist, dann sollte auch die eigene Meinung nicht als eine unumstößliche hingestellt werden. Die Philippica gegen die alten „weitschweifigen, dickleibigen Commentare“ ist sehr drastisch, aber doch eigentlich eine Ilias post Homerum. Es sind übrigens unter diesen jetzt sehr geschmähten Arbeiten manche sehr treffliche, die leider in Gefahr sind vergessen zu werden, z. B. die Ausgabe des Cäsar von Herzog. Verf. hält für das „einzig Richtige, wenn die Schüler in der Classe die bloßen Texte ohne Noten gebrauchen.“ Das ist ganz schön, und man hört diese Ansicht jetzt nicht selten äußern. Aber nun die Forderung: „Zum Privatstudium natürlich ist der Gebrauch von Notenausgaben und Commentaren höchst zweckmäßig und in jeder Beziehung den Schülern anzurathen.“ Wie oft wird ein solcher Rath befolgt werden? Und wird man von vielen Eltern die Beschaffung doppelter Exemplare billigerweise erwarten können? Ref. will es scheinen, als ob man heutzutage wieder gar zu leicht geneigt sei, gewisse indifferente Dinge gar zu sehr zu betonen. Ist denn das so gar schlimm, wenn ein schlecht präparirter Schüler mit den Augen nach den Noten herunterfährt? Der Lehrer mag seine Leute auch daran lernen. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß gerade strebsamere Schüler vielfach an den

Ausgaben ihre Lust und Freude haben und durch dieselben mannigfach angeregt werden.

Rämme!, der bewährte Historiker auf dem Gebiete der Pädagogik, behandelt mit gewohnter Meisterschaft zwei Franzosen, Scaliger (Joseph Justus) (S. 562—75) und Rollin (Charles) (S. 225—33). Der erstere, nach dem Geschlecht ein Italiener, durch Geburt ein Franzose, ist zu voller Entfaltung seiner Kraft als Niederländer gekommen und stellt so, wie Bernays („Joseph Justus Scaliger“, Berlin 1855) treffend bemerkt, den Entwicklungsgang der Philologie seines Zeitalters dar. Er wird hier in der Encyclopädie berücksichtigt, nicht sowohl, weil er unmittelbar in Schrift und Wort auf Unterricht und Erziehung eingewirkt hat, als weil er „mittelbar durch seine wissenschaftliche Energie und die Strenge seiner Methode, durch seine wahrhaft großartigen philologischen Leistungen, durch seinen persönlichen Einfluß auf einen weiten Kreis strebsamer Geister zumal für das höhere Unterrichtswesen außerordentlich bedeutsam geworden.“ — Der andere ist ein „gewöhnlicher Vertreter der jansenistischen Pädagogik und der humanistischen Studien, wie sie unter den Nachwirkungen der glänzenden Zeit Ludwigs XIV. für alle Jugendbildung in Frankreich noch bestimmend waren, dabei als praktischer Schulmann durch besonnene Festigkeit, hingebende Treue und lebenswürdige Selbstverleugung so sehr ein Vorbild, daß ihn Villemain, unter lebhafter Zustimmung seiner Landsleute, le véritable Saint de l'enseignement genannt hat.“ — Köhler, R., über Reizbarkeit (S. 26—28) behandelt kurz, aber anschaulich die „reizbare Schwäche der psychischen Nerven, im weiteren der Nervencentren insgemein, wie solche als eine Störung des normalen Verhaltens im Kindes- und Jugendalter vorkommt“ und giebt einige Gesichtspunkte an, wie schwierig einerseits die Behandlung solcher temporären nervösen Störungen in Schulen und Alumnaten und wie nöthig doch die individuelle Behandlung derselben ist. — Köpfe in Brandenburg über Ritterakademien (S. 171—99) mit einem Nachtrage der Redaktion (S. 199—203). Der Verf. hat mit seinem politischen Verständniß die Entstehung und Entwicklung besagter Anstalten dargestellt, nur ihre Schattenseiten doch wohl zu sehr zurücktreten lassen. In diesem Sinne etwa macht auch die Redaktion noch einen Zusatz. Ref. meint auch, daß man wohl die pädagogische und politische Frage hierbei auseinander halten möchte, dies aber nicht gut vermag. Dadurch ist aber die Sache schon gerichtet. Der Abel hat selbst zum größten Theil in weiser Erkenntniß der Zeit das Unhaltbare dieser exklusiven öffentlichen — an und

für sich eine *contradictio in adjecto* — Anstalten erkannt, und werden selbige nur noch ein Scheinleben zu führen im Stande sein. — Kolbe, A. in Stettin — Religionsunterricht in höheren Schulen (S. 34—70) —, ein Buch für sich, auf sehr reichliches Material gestützt —, giebt zuerst einen geschichtlichen Rückblick, wo er bei Niemeyers lange herrschendem Lehrbuche „für die oberen Religionsclassen in Gelehrtenschulen“ mit ausführlicher Analyse und Kritik verweilt, handelt dann über Zweck und Bedeutung des Religionsunterrichts in höheren Schulen. Derselbe „soll die Zöglinge in den Stand setzen, sich von dem kirchlichen Glauben ihrer Confession ein ihrer allgemeinen Bildung gemäßes, auf gründlichem Wissen beruhendes Bewußtsein zu bilden und sie durch solch Bewußtsein eben jenem Glauben zuführen.“ Bei den Mitteln und Einrichtungen zur Erweckung und Belebung christlichen Sinnes und christlicher Erkenntniß wird zunächst der christliche Geist der ganzen Anstalt hervorgehoben, welcher in der Schuldisciplin und dem ganzen Unterricht hervortreten müsse, ferner Schulandachten, Kirchenbesuch und Schulcommunion angeführt. Verf. hat Religionsretemporalien nach Martin Stier's Vorgang mit Erfolg angewandt. Ref. ist dagegen mißtrauisch und fürchtet von dergleichen Experimenten und Künsteleien mehr Schaden als Gewinn. Religionsaufsätze verwirft Verf., will aber in der Religion auch bei öffentlichen Prüfungen examiniren lassen; es muß freilich mit seinem Tact gehandhabt werden. Weiter folgt Umfang und Vertheilung des Lehrstoffes; Verf. ist mit Recht gegen eigentlich systematischen Unterricht, aber für catechetische Methode auch in oberen Klassen und apologetisches Verfahren. Es wird eine vollständige Vertheilung des Stoffes für sämtliche Klassen gegeben. Als Religionslehrer zieht Verf. „gehörig vorbereitete“ Theologen allen anderen vor. Schließlich wird noch über Lehrmittel und Zahl und Lage der Stunden gesprochen und die sehr reiche Literatur aufgeführt. — In ähnlicher Weise ist dieselbe Frage für „niedere Schulen“ von B. Strebe (S. 70—105) behandelt nach Aufgabe, gutem Recht, Bestandtheilen, Zeit, Art und Weise, Lehren, Vergleichung mit den höheren Schulen und Verwerthung des religiösen Stoffes im Schulleben. Das Beispiel von Carl Ritter und treffende Bemerkungen über das Verhältniß der Schule zum Staat und zur Kirche sind noch besonders hervorzuheben.

Kolster über Schleswig-Holstein (S. 683—729) das Geburtsland Rathsichs und Basedows, giebt zugleich einen politischen Excurs, insoweit auch die Schleswig-holsteinsche

Schule den nationalen Kampf mit vielem Wechsel aber doch endlichem Siege hat führen müssen. Ein merkwürdiger Mechanismus wurde zur Zeit noch angewandt zur Bestimmung der Bedeutsamkeit der einzelnen Fächer beim Abiturientenexamen. Man lehrte von den vorübergehend in Geltung gewesen 3 Ziffern zur Prädicierung mit 9 Ziffern zurück, „von denen die 5 unteren als nicht befriedigend, 6 als befriedigend, 7 recht befriedigend, 8 zum Theil sehr gut und 9 als sehr gut“ aufgefaßt werden, so daß 6 als Durchschnittszahl das Prädicat reif geben soll. Dann soll das Ergebnis der Prüfung im Deutschen und Lateinischen mit 4, des Griechischen mit 3, der Mathematik und Geschichte mit 2, der übrigen mit 1 multiplicirt und das Resultat durch die Zahl der Fächer dividirt werden. Man scheint Pythagoras vor Augen gehabt zu haben, der sagte, das Wesen des Menschen sei die Zahl. Ein Zeugniß, das auf einem recht glatten Rechenexempel beruht, möchte unter Umständen ein sehr trügerisches Kriterium für die Reife eines Abiturienten sein. — Kraut schreibt sehr sachgemäß („Ueber Einrichtung und Verwaltung von Schulbibliotheken.“ Nordhausen 1865), daß die Aufstellung der Bücher nicht alphabetisch, sondern nach Wissenschaften zu machen, daß einzuschalten, nicht hinten anzufügen sei. An Katalogen ist ein alphabetischer und daneben ein wissenschaftlicher wünschenswerth. Die Programme sind wissenschaftlich, nicht nach Anstalten zu ordnen. Für den Aufwand sollen 100 thlr. Minimalbetrag sein. Als Hauptgesichtspunkt wird hingestellt, daß die Schulbibliotheken die Bestimmung haben, gute Fachbibliotheken zu sein. — Landfermann giebt einen ausführlichen Bericht über Schulbrüder und Schulschwester (S. 865—904), d. i. „die nicht priesterlichen, aber durch Gelübde und Regel verbundenen Genossenschaften und Orden, welche Erziehung und Unterricht zu ihrer alleinigen oder doch zu ihrer Hauptaufgabe gemacht haben.“ Verf. betrachtet als Mustertypus die in Frankreich im J. 1680 von de La Salle gegründete Genossenschaft der „Brüder der christlichen Schulen.“ Durch die französische Revolution wurden sie in ihrer Entwicklung gestört; danach aber haben sie sich, zuerst langsam, dann aber immer schneller über die ganze römisch-katholische Christenheit verbreitet. In Coblenz haben sie seit 1850 eine höhere Bürgerschule, ferner ein Waisenhaus, und halten Sonntags- und Abendschulen. In Preußen haben sie außerdem nur noch in Krefeld und in Burscheid bei Aachen eine öffentliche Wirkksamkeit. In Württemberg sind Schulschwester eingeführt. In Oestreich ist in Wien ein vergeb-

licher Versuch gemacht. Im J. 1857 wurde eine Anstalt dieser Brüder in Rom selbst geschlossen, zum großen Aufsehn damals. Diese Maßregel war von den Jesuiten veranlaßt, deren realistische Gegner sie gleichsam sind. Als der Verf. den Aufsatz schrieb (i. J. 1868), wurden in Frankreich nach Jules Simon's (des jetzigen Unterrichtsministers) Bericht gegen 450000 Knaben, ein Viertel aller im Alter des Elementarunterrichts, von Schulbrüdern unterwiesen. Ebendasselbst bestehen auch viele Schulschwestern-Congregationen. Im J. 1863 waren nach des damaligen französischen Unterrichtsministers Duruy Bericht 38,205 Frauen (gegen 8635 Männer) mit Unterricht beschäftigt; überhaupt werden 37 Procent der Schuljugend von Congregationisten unterrichtet. Verf. faßt seinen inhaltreichen Aufsatz zu folgendem Schlusssatz zusammen: „Wo bis jetzt ein allgemeines Volksschulwesen und seine gesunde Entwicklung garricht oder nicht mit ernstem Nachdruck und Erfolg erstrebt wurde, wie in Frankreich und dem größten Theile von Italien, da haben sie eine tiefe Lücke des Volkslebens, wenn auch einseitig, doch zu einem guten Theile ausgefüllt. Wo es besser steht, wo seit einem und mehreren Jahrhunderten mit Treue und Kraft an der gesunden Entwicklung eines das ganze Volk umfassenden von schlimmer Einseitigkeit befreiten Schulwesens gearbeitet wird, da sind die Schulkongregationen nicht an ihrem Platz, da durchkreuzen und schädigen sie die Gesamtentwicklung der Schule und halten sie für ihr Theil in einem mangelhaften Zustande fest; da muß ihnen im öffentlichen Schulwesen Förderung versagt werden. Vor allem, wenn es sich um Institute handelt, die aus dem Auslande importirt werden und deren Leben sich um ein ausländisches Centrum bewegt.“

Lange, A. behandelt 1. Die Schule zu Schlettstadt (S. 729—38), welche gerade im J. 1517 unter dem Rector Sapidus (Witz) (vorher unter Dringenberg, dann unter Crato Kraft Hoffmann) in höchster Blüthe stand; sie zählte damals 900 Schüler, und in dieser Zeit kam Thomas Platter nach Schlettstadt, „wo er nach langen Irrfahrten die erste Schule fand, die ihm dünkte, daß es recht zugeh.“ Zu bemerken ist auch, daß diese Schule noch vor Straßburg der Hauptstift der reformatorischen Bestrebungen im Elsaß war (vgl. Köhric, „Die Schule zu Schlettstadt, eine Vorläuferin der Kirchenverbesserung“ in *Algen's Zeitschr. für histor. Theol.* IV. 2. S. 199 ff.), daß später freilich nach Ausbruch des Bauernkrieges ein ganz unerwarteter Rückschlag eintrat und die reformatorisch-humanistische Begeisterung des Elsaß seitdem nach Straßburg

flüchtete. — 2. „Schülerzahl“ (S. 780—98) in einem sehr reichhaltigen Aufsatz, indem mancherlei Gesichtspunkte in diese so schwierige brennende Schulfrage mithineingezogen werden mußten, über die verschiedenen Arten der Schulen, Lehrer und Lehrmethoden. Als Maximum wird nach gründlichem Vergleich vieler ausgesprochener Angaben 70 für eine Classe der Volksschule, 40 in den unteren, 50 in den mittleren, 25—30 in Secunda und 18—24 in Prima der höheren Schulen angenommen. Mit Recht wird wiederholt darauf hingewiesen, daß zu große Gymnasien entschieden vom Uebel sind, und die Redaction bezeichnet die Sache mit dem richtigen Namen, wenn sie sagt: „Gymnasien und Realschulen mit 600 Schülern sind Monstrositäten. — Zu helfen ist nicht durch Erweiterung solcher Unterrichtsanstalten, sondern durch Errichtung neuer Anstalten.“ Es verdient auch gerügt zu werden, daß, wie es in Preußen der Fall ist, der Durchschnitt der Schülerzahl höher steht, als das von der obersten Behörde festgesetzte Maximum. Was helfen da die Gesetze? — 3. Schulbücher (S. 904—20) in didaktischer, administrativer und ökonomischer Beziehung. Ref. will es bedünken, als verlange Verf. hier von der Schule zu viel, wenn diese auch den buchhändlerischen Betrieb übernehmen soll. Möge sich nur die Schule hüten, zu bereitwillig auf jeden Wunsch eines Lehrers hin neue Bücher, vielleicht gar seine eigenen, einzuführen. Etwas mehr Zurückhaltung in diesem Punkte möchte sehr zu empfehlen sein. Verf. klagt dann schließlich, daß in dieser Sache „wegen der verhältnißmäßigen Seltenheit des glücklichen Zusammenstreffens didaktischer, politischer und ökonomischer Einsicht noch wenig erspriechliches geleistet worden ist“, was wohl einfach darin seinen Grund haben möchte, daß dies Gebiet größtentheils ein freies Gebiet ist. — Pechler, R. über Rührung (S. 299—300) und Schönheitsförm (S. 738—40). In beiden Artikeln wird in prägnanter Weise eine große Menge ansprechender Gedanken zusammengefaßt; es sind kleine, inhaltreiche, seine ethische und ästhetische Studien. — Moller, E. über Salzmann (S. 548—62) giebt ein anziehendes, abgerundetes Bild seines Lebens, seiner pädagogischen Grundsätze und seiner Wirksamkeit in Schnepfenthal. — Nagel über Schulausstellungen (S. 841—46). Ob man wirklich durch dergleichen so zu sagen Kunststücke einen „anschaulichen Maßstab für das Urtheil über den Stand des Schulwesens in den verschiedenen Ländern“ erhält? Verf. hat nur die Frage angeregt und ist selbst ganz entschieden dagegen. Das ist etwas für Amerika, wo man es auch bereits zu Kinderaus-

stellungen gebracht hat. — Dehler über Johann Reuchlin (S. 106—37). Zuerst wird die Literatur aufgeführt, die neuerdings durch Ludwig Geigers ausführliche Monographie (Breslau 1870) bereichert wurde. In chronologischer Reihenfolge wird sein Leben vom Anfang bis zum Ende verfolgt und an passenden Stellen übersichtlich seine vielfältige Beziehung zu seiner sehr bewegten Zeit in Leben und Wissenschaft in's Licht gestellt. Die treffliche Monographie culminirt in dem Satz: „Wie in ihm die Verehrung des classischen Alterthums mit der Liebe zur Bibel geeinigt ist, wie er von der Pflege der classischen Studien nicht eine Verdunkelung, sondern eine Förderung der Theologie hofft, vertritt er die Form des Humanismus, die nach ihm Melancthon noch vollkommener ausgeprägt hat. Aber für das Heilsbedürfnis, von dem die deutsche Reformation ihre tiefsten Impulse empfing, fehlte ihm die Erfahrung; er war beherrscht von einem pelagianischen Zuge wie Erasmus, wenn auch in anderer Weise.“

Paldamus giebt — 1. in „Schulclasse“ (S. 920—21) eigentlich mehr eine kurze oratio pro domo als Ordinarius, während man etwas ganz anderes erwarten könnte. — 2. In dem kleinen Artikel „Schuldiener“ (S. 925—27) wird der behandelten Persönlichkeit mehr Beachtung gewünscht, als ihr gewöhnlich geschenkt wird. — Palmer behandelt — 1. Reue (S. 137—41) nach den drei Gesichtspunkten: „Was ist sie, als psychologische Erscheinung betrachtet? Worin besteht ihr ethischer Werth? Wie ist sie pädagogisch zu behandeln?“ — in gewohnter feiner ethisch-pädagogischer Weise kurz und schlagend. — 2. Rückfall (S. 298—99) in ganz gleicher Weise. — 3. Schamhaftigkeit, Keuschheit (S. 575—82) kennzeichnet wieder den feinsühlenden und menschenkundigen Ethiker, voll der scharfsinnigsten Definitionen und zweckmäßigsten Rathschläge für eine gesunde Praxis. — 4. Sailer, Johann Michael, Bischof von Regensburg (S. 544—47) dessen Bedeutung nicht auf pädagogischem Gebiete liegt, der aber doch hier berücksichtigt ist, weil sich in ihm die „katholische Pädagogik von einer Seite darstellt, von welcher sie der protestantischen sich wohl annähert, ohne jedoch zu einer wirklich evangelischen zu werden.“ Viele sinnige Erziehungs-Aussprüche sind von ihm, z. B.: „es muß das Menschenkind erstens disciplinirt, zweitens cultivirt, drittens civilisirt, viertens moralisirt werden“, oder: „die Kinder sollen keine Drahtpuppen, aber auch keine gelehrten Windmühlen, keine Klöße und keine Doctores werden.“ Er wird mit Lavater verglichen und eine gedrängte Skizze seines Lebens gegeben. — 5. Schul-

conferenzen (S. 921—25); es sind die regelmäßigen gemeint, nicht die freien Lehrercconferenzen; über diese ist bereits Bd. IV, S. 246 ff. gehandelt. Der Artikel enthält genaue historische Notizen und besonders seine Winke für Dirigenten derartiger Versammlungen hinsichtlich der Auswahl der Thematata für die Vorträge und der recht belebenden Art und Weise, einen Austausch der Erfahrungen und gegenseitige Belehrung in allerlei Schätzen des Wissens, praktischer Meisterschaft und geselliger Gaben zu vermitteln. — 6. Schule; ihr Verhältniß zum Staat, zur Kirche, zur Gemeinde und zur Familie (S. 927—55). Der Kern dieses sehr gründlichen und interessanten Aufsatzes über die große brennende Tagesschulfrage betreffend das Verhältniß der Schule zum Staat und zur Kirche ist enthalten in dem schwierigen Punkte, „wie dieses ausgebehntere Eingreifen der Kirche in die Volksschule, wie es in Deutschland doch meist noch gesehlich besteht, mit dem von uns vollkommen anerkannten Grundsatz im Einklang stehe, daß dem Staat die Fürsorge für die gesammte Volksbildung zukomme.“ Es ist nur zu natürlich und sehr angemessen, daß bei dem so überaus großen momentanen Interesse, welches die Frage erregt, besonders wieder die Volksschule berücksichtigt wird, weil bei den höheren Schulen der Kampf wesentlich bereits entschieden ist. Ja in den größeren Städten ist die Principienfrage auch wegen der Volksschule thatsächlich und praktisch meistens schon gelöst, weil hier Kirchen- und Schulpatronat gewöhnlich im Bereiche der städtischen Magistrate und Bürgervertretungen liegen. Auf dem Lande aber verhält sich die Sachlage wesentlich anders, und mit Recht. Es konnte freilich nicht Aufgabe der Encyclopädie sein, die vorliegende brennende Zeitfrage als politische Frage zu behandeln. Das hieße bei allem Respect vor der Bedeutung der staatlichen Entwicklung in der Gegenwart doch die Sache ihres idealen Gehaltes entäußern. Der politische Einfluß auf die Schule wird sich schon von selbst geltend machen. Möchte nur hierbei zum Heile des deutschen Volkes der tiefe Gehalt, der in der wechselseitigen Beziehung des Staates, der Kirche und der Schule liegt, nicht gar zu äußerlich und rein formell gefaßt werden. Es würde dann die Remesse freilich von selbst, aber vielleicht zu spät nachkommen. In diesem Sinne glauben wir die inhaltreichen Worte des Verf. zu verstehen, die er gleichsam als das Resultat der Untersuchung (S. 955) hinstellt: „Die Idealität, welche die Volksschule der Volkjugend auch in den untersten Schichten der Gesellschaft beibringen und in ihr pflegen soll, hat ihren substantiellen Mittelpunkt in der

Religion; Religion in ihrer Einheit mit der Sittlichkeit zu pflegen ist Sache der Kirche; also muß der Nexus der Kirche mit der Schule gerade auf dem Gebiete der Volksschule, die nicht neben der Religion noch im höheren Betriebe der Wissenschaften anderweitige ideale Elemente zu ihrer Verfügung hat, am engsten und festesten sein. Der Modus dieser Verbindung kann je nach dem Unterschied der Zeiten und Verhältnisse ein verschiedener sein. — Aber das Grundverhältniß muß im Interesse der Schule und des Volkes unangestastet bleiben; es handelt sich nicht um Herrenrechte und Rangordnung, sondern es handelt sich um höchste Güter, die Kirche und Schule mit einander zu verwalten haben.“

Paßolt, Dr., — „*Reußische Lande*“ (S. 141—43) giebt eine kurze statistische Uebersicht über seine höheren Schulen im allgemeinen und im einzelnen in Greiz, Gera, Schleiz (schon in einer Urkunde von 1374 wird ein Schulmeister d. i. Rector von Schleiz erwähnt) und Ebersdorf. — Schneider (in Bunzlau) — „*Schularten*“ (S. 820—34) folgt als Gewährsmännern besonders Scheibert, Landfermann und Deinhardt und zumeist wieder der Schrift des ersten. „*Das Wesen und die Stellung der höheren Bürgerschule*“ (Berlin 1848). Er legt folgende Dreitheilung zu Grunde: Volksschulen, Ständeschulen (Scheibert: Berufsschulen) und Berufsschulen (Scheibert: Fachschulen). Die Abhandlung ist bei aller Einförmigkeit des Gegenstandes anregend geschrieben; doch tritt das eigentliche Ziel oder besser die überzeugende Nothwendigkeit der mancherlei Unterscheidungen nicht recht klar hervor. Man hat zuweilen den Eindruck, als würde mehr aufgezählt als charakterisirt, und dann wäre die Auseinandersetzung zu sehr in die Länge und Breite gezogen. Andererseits konnte und sollte den vorgezeichneten knappen Grenzen keine irgendwie nach Geschichte, Systematik, Statistik und Teleologie erschöpfende Darstellung gegeben werden. — Schrader — „*Schülerbibliotheken*“ (S. 773—75). Es wird sehr zweckmäßig aus dem Schatze reicher Erfahrung dringend empfohlen: eine sorgsame Wahl der Bücher, angemessene Einrichtung und Verwaltung der Bibliothek (am besten ist es, wenn jede Klasse ihre eigene Bibliothek unter Aufsicht des Ordinarius hat) und zweckmäßige Beaufsichtigung der Lectüre. Beigelegt sind als eine Art Muster-Kanon die beiden vollständigen Kataloge der Schülerbibliotheken der Gymnasien zu Memel und Tilsit (S. 775—80). — Stodmeyer — „*Schreibunterricht*“ (S. 740—63); über diesen von den Gelehrten oft über Gebühr verachteten Gegen-

stand, eine recht sachgemäße, gründliche, nur etwas zu weitläufige Abhandlung. Es wird zuerst das Schönschreiben als regelmäßiges, gefälliges und fließendes Schreiben besprochen, dann das Rechtschreiben durch Nachbildung, Einprägung und Verständigung als eine Ergänzung des deutschen Unterrichts, schließlich die Schreibmethode und das Tactschreiben. — Strebel — 1. Reinlichkeit (S. 1—7); 2. Schöndrian (S. 671—83), in sehr anziehender, herzlich-humoristischer und doch streng objectiver Weise. Refer. hat sich wahrhaft erquickt an dem frischen, fröhlichen und doch dabei so tiefsten Geiste, der uns aus dem kürzeren und ausführlicheren Aufsatze anweht. Besonders ist der Artikel „*Schöndrian*“ mit seiner so einfachen und doch so schlagenden Disposition 1. Was ist er? 2. Woher kommt er? 3. Was wirkt er? und 4. Wie ist er zu überwinden? — ein wahres kleines Meisterwerk von pädagogischer Abhandlung. Es ist eine feine Studie, in der zuerst mit köstlichem Humor, gefaselt mit wohlangebrachtem Spott und Satire, dann auch mit heiligem Ernst allen flühlenden und denkenden Erziehern zu Herzen geredet wird. — 3. Ueber Religionsunterricht in niederen Schulen (S. 70—105) siehe oben unter Kolbe. — Suffrian — „*Schulacten*“ (S. 806—20), eine sehr übersichtliche Instruction für höhere Schulbeamte, Directoren und Lehrer überhaupt, widerlegt das minima non curat praetor und sucht eindringlich die Wahrheit zu Gemüth zu führen, daß nur die stricteste Ordnung vor den unheilvollsten Consequenzen bewahren könne.

Thilo, W., über Rochow, v., Friedrich Eberhard (S. 203—18), stellt mit Wärme und Anschaulichkeit den adligen Lehrer der „*Vandleute*“ dar, der zuvor tapfer im siebenjährigen Kriege mitgefochten hat, verwundet ist und in Leipzig den liebenswürdigen Gellert kennen gelernt hat —, eine originelle, echt deutsche reformatorische Erscheinung; hat er auch nicht viel eigentlich ausgerichtet bei der Menschen angeborenen Trägheit und Herzenshärte, so wird doch sein Andenken wegen seines wahrhaft menschenfreundlichen Bestrebens („durch und durch ein Edelmann und doch ein Freund des gemeinen Mannes“) in der Geschichte der Pädagogik allezeit im Segen bleiben. — Versmeyer über Romane. Romanlectüre (S. 233—44) nach Friedr. Theod. Vischers, des „geistvollen Systematikers“ Aesthetik mit selbständigem Urtheil, Humor und Geist geschrieben —; „daß die antike Jugend keine Romane las, weil sie keine hatte.“ Die Romanlectüre nimmt den Kopf ein, „wie geistiges Getränk,

wie ein süßer Brantwein, ein Genuß, den die Alten bekanntlich auch nicht kannten.“ Die Erfahrung zeigt, „daß der eifrige Romanleser auf dem Wege ist, ein für das Leben verdorbener Mensch zu werden.“ Die Jugend wird „überspannt ohne wirkliche Spannkraft und für das Leben unbrauchbar bei großen Ansprüchen.“ Ein bloßes Verbot der Schule kann nicht durchgesetzt werden („wie Melonen unter Glasglocken erziehen geht Gottlob nicht“, sagt der Verf.). Ein weiser Pädagoge mag sich daher wohl gedrunken fühlen, die Gefahr und den Schaden durch sorgfältige Leitung und Wahl des etwa Zulässigen abzuwenden, durch die Erlaubniß einer gut gewählten Lectüre den Reiz des Verbotenen abzuhalten“. Aber der Verf. warnt auch vor Pessimismus. „Die Hand auf's Herz, wer hat nicht als Schüler schon Romane gekostet, ohne daß er ein hirnverbrannt und verdorbener Mensch geworden wäre?“ — „Trübe und störende Wirkungen kommen von überall her, kein Lehrer kann sie fernhalten, aber besiegen lehren soll er sie; und das kann geschehen, indem er in allen Stücken einfach auf den Ernst der Pflichterfüllung, auf Fleiß und Arbeit und Treue und Gottesfurcht dringt.“ Verf. warnt dann vor den Gefahren bei Betreibung der Literaturgeschichte und warnt vor dem „Literaturgewäsche“. Schließlich wird eine Auslese aus der deutschen Romanliteratur für die Jugend gegeben, die leider nicht sehr reich ausfallen konnte. Walter Scott muß den Ausfall decken helfen und steht immer noch als unerreichtes Muster da.

Wichern über Rettungsanstalten als Erziehungshäuser in Deutschland (S. 300—436); macht für sich ein ganz umfangreiches Buch aus und gereicht der Encyclopädie zu großer Zierde. Die Behandlung gerade dieses Gegenstandes konnte in keine kundigere Hand gelegt werden, und wir müssen unserer großen Freude und Befriedigung den unverholtensten Ausdruck geben. Auf den Inhalt im einzelnen näher einzugehen verbietet freilich der knapp zugemessene Raum; wir fürchten bereits den ganzen Vorrath der verehrlichen Redaction. Das Ganze zerfällt in 16 Abschnitte: 1. Begriff in Namen der Rettungsanstalten (S. 300—307); 2. Zur Geschichte der deutschen Rettungsanstalten (S. 307—34); 3. Nähere Bestimmung über die jugendliche Bevölkerung der R. und deren Gruppierung nach Confessionen und Geschlechtern. Die Altersverhältnisse und die socialen Unterschiede der Zöglinge; Ausscheidung hervorragender Verhältnisse v. (S. 334—43); 4. Ob das Rettungswesen, ob die Familie die geeignete Stelle zur Unterbringung derartigen Kinder

ist? (S. 343—60); 5. Die Localitäten der Rettungsanstalt (S. 360—65); 6. Das Erziehungspersonal (S. 365—72); 7. Zur Hausordnung (S. 372—78); 8. Die Arbeit und die Schule in der Familie des Rettungshauses (S. 378—89); 9. Die Ruhezeiten, Feste und Spiele (S. 389—95); 10. Strafgewalt und Disciplin (S. 395—400); 11. Die religiöse Bildung und Pflege (S. 400—11); 12. Die Entlassung. Die Fürsorge für die Entlassenen. Schwierigkeit, theilweise Unmöglichkeit der Beaufsichtigung. Erziehungsergebnisse (S. 411—22) mit einer sehr detaillirten Aufzählung der deutschen Anstalten. „Von 7223 Entlassenen haben 4,7%, d. h. 339 die eigentlich verbrecherische Laufbahn betreten.“ 13. Verhältniß der Rettungshäuser zum Staate (S. 422—26); 14. Das Verhältniß der Rettungsanstalt zur Kirche (S. 426—29); 15. Verwaltung, Geldverhältnisse, Oeffentlichkeit, Jahresberichte (S. 429—33) und 16. Einige Wünsche für die Zukunft der evangelischen Rettungshäuser (S. 433—35). — Zelle über Römische Erziehung (S. 218—25), ein gedankenreicher nur etwas zu knapp gehaltener Aufsatz, mit einem Nachtrage von der Redaction, der eine Uebersicht über die einschlagende Literatur enthält. — Schließlich wird von einem Anonymus über Schulbezirke (S. 857—59) ein kurzes Wort gesagt, das vorwiegend sich auf locale Abgrenzung bezieht und kein hervorragendes Interesse beansprucht.

Ref. schließt mit der Bitte, daß man Nachsicht üben möge gegen die Ausführlichkeit der Beurtheilung oder besser Mittheilung; aber man möge erwägen, daß ein Lexicon-Band von nahezu 2000 Seiten zu umfassen war. Ref. spricht zugleich die Hoffnung aus, die Besprechung des bereits vollendeten achten Bandes bald nachfolgen lassen zu können.

M.

F. G.

Goldsammer, H. Der Kindergarten.

Handbuch der Fröbelschen Erziehungsmethode, Spielarten und Beschäftigung. Nach Fröbels Schriften und den Schriften der Frau B. v. Marenholz-Bülow. Mit Beiträgen v. B. v. Marenholz-Bülow. 2. Aufl. Mit 80 Abbildungen. Berlin, C. G. Reberitz. 2 $\frac{2}{3}$ thlr.

Das vorliegende Buch ist vor drei Jahren in erster Auflage erschienen, so daß die Nothwendigkeit nach so kurzer Frist eine neue Auflage erscheinen zu lassen, für die Schrift selbst, und für die Theilnahme, welche man den Fröbelschen Erziehungsgrundsätzen widmet,

ein günstiges Prognostikon bietet. Wir wissen zwar, daß auch gewichtvolle Stimmen sich gegen die Kindergärten, die nach dem Fröbelschen System consequent eingerichtet sind, ausgesprochen haben und noch immer aussprechen — wir verweisen auf die kurze, aber beachtenswerthe Schrift von Piepenberger. Auf der andern Seite aber hat Fröbels Methode die wärmsten Anhänger und Vertheidiger; namentlich sind es einige pädagogisch gebildete Frauen, welche derselben entschieden das Wort reden. Zu diesen gehört die literarisch wohlbekannte Frau v. Marenholz-Bülow, welche auch bei der Abfassung „des Kindergartens“ mitgewirkt hat; sie hat nämlich Einleitung und Schluß geschrieben. In ersterer stellt sie die Behauptung auf und sucht sie zu vertheidigen, daß Fröbel die Bedürfnisse des kindlichen Wesens auf seiner ersten Lebensstufe tiefer erkannt habe, als dies vor ihm geschehen sei, und daß er zugleich die Mittel gefunden habe, um diesen Bedürfnissen entgegen zu kommen. Sie hat einfach, klar und wahr das System Fröbels, sowie die psychologischen Wahrheiten, worauf es beruht, auseinander gesetzt, so daß auch jeder aufmerksame Lehrer das Nothwendige erfassen kann.

Natürlich wird dem Fröbelschen System eine unbedingte Lobrede gehalten.

Es heißt S. 13: „Der Kindergarten“ kommt dem kindlichen Gestaltungstriebe nach allen Seiten entgegen. Da wird gebaut und geformt in unzähliger Weise mit allerlei Stoffen, und immer in der Reihenfolge, welche die Culturgeschichte angedeutet; nicht nur Wohnungen und Geräthe werden gebildet, auch für das erste Weben und Nähen weicher Stoffe, wie es etwa die ersten Bekleidungsgegenstände unserer Voreltern bedurften, ist gesorgt. Durch „Flechten“ werden Webereien gemacht, nicht unähnlich den aus Schilf und Bast geflochtenen Mänteln der Neuseeländer, und in allmählicher Entwicklung steigen die „Muster“ auf zu den Kunstwebereien der Jetztzeit. Das „Falten“ in Papier und das „Ausstechen,“ Ausnähen und „Aus schneiden“ bietet Gelegenheit unzählige Handgriffe zu üben, deren es nicht nur zur Verrichtung von Bekleidungsgegenständen bedarf, sondern welche Geschicklichkeit für alle Handarbeiten vorbereiten; überhaupt wird die Hand, sammt den Sinnen, für alle Technik vorgeübt, wie sie nicht nur der Lebensberuf des künftigen Handwerkers, sondern auch die allgemeine Geschicklichkeit für das praktische Leben eines Jeden fordert. Damit ist denn auch zugleich die erste Einweihung in die Arbeiten der Industrie gegeben.

Weiter wird behauptet, durch die frühe

Arbeitsübung werde eine concrete Grundlage für richtiges Urtheilen gegeben; der bedeutendste, und durch nichts Anderes zu ersetzende Segen der kindlichen Arbeit bestehe jedoch in ihrem sittlichen Einfluß.

S. 14 heißt es: „Darin eben besteht das Charakteristische der Fröbelschen Beschäftigungsmittel: Daß sie ein schaffendes Hervorbringen schon den schwachen Kindeskräften möglich machen, daß sie die ersten kleinen Reime des menschlichen Schöpfergeistes wecken und entfalten, daß sie die Erfindungskraft des jungen Menschengesistes wachrufen und an die Stelle des bloßen Nachahmens alsbald das Schaffen eigener Werke setzen. Wie klein und unscheinbar diese Werke auch sind, sie tragen den Stempel der sichbildenden individuellen Eigenthümlichkeit, weil sie durch eigene Combination entstehen.“

Nach S. 26 finden folgenden kindliche Triebe im Kindergarten Befriedigung: 1. Der Trieb zur Thätigkeit im Allgemeinen, dessen nächste Befriedigung Gliederung fordert. 2. Der Trieb zum Bodenbau, dessen erste Befriedigung in der Pflege der Gartenbeete und damit verbundenen Einführung in die Natur besteht. 3. Der Trieb zum Gestalten oder der plastische Trieb, welcher sich zum Kunsttrieb für die bildenden Künste entwickelt, und zum Erfinden führt, erhält seine Befriedigung durch die sämmtlichen Beschäftigungen des Kindergartens. 4. Die Kunsttriebe, welche die Ausbildung des Ohrs als Organ vorzugsweise fordern, wie Musik und Poesie, dann die dramatische Kunst und die Tanzkunst (zur Entwicklung anmuthiger Bewegung der Glieder) finden im Kindergarten die früheste Berücksichtigung durch Gesang, namentlich Lieder, welche die „Bewegungsspiele“ begleiten, durch die an diese geknüpften dramatischen Darstellungen und durch Alles, was das natürlich freie Treiben der Kindheit von selbst mit sich bringt; wenn der freie Spielraum und die entsprechenden Mittel ihr nicht fehlen. 5. Der Wissenstrieb nach seinen verschiedenen Richtungen, welcher vorzugsweise durch Erkenntniß des Stoffs und seiner Eigenschaften, wie z. B. Form, Größe, Zahl (Elemente der Mathematik) u. s. w. befriedigt wird. 6. Der Gesellschaftstrieb, durch die Gemeinsamkeit der Kinder befriedigt. 7. Der religiöse Trieb, durch Hinführen zu Gott, zunächst in der Natur, in der sichtbaren Welt durch deren Deutung auf Uebernatürliches u., berücksichtigt.“

Die nun folgende Ausführung durch den Verf. ist der Art, daß es für eine strebsame Mutter oder Kinderlehrerin nicht schwer fallen

wird, die empfohlenen Beschäftigungen darnach ausführen zu lassen. Es sind folgende: 1. Der Ball. 2. Kugel, Walze, Würfel. 3.—6. Die 4 Baukasten. 7. Täfelchenlegen. 8. Das Verschrauben. 9. Das Stäbchenlegen. 10. Das Ringelegen. 11. Die Erbsenarbeiten. 12. Das Zeichnen. 13. Das Falten. 14. Das Ausstechen und Ausnähen. 15. Das Verschmüren. 16. Das Flechten. 17. Das Modelliren und Aufleben.

Zum Schlusse sagt Fr. v. Marenholtz-Bilow: „Mögen vor Allem die Mütter und Lehrer die Wichtigkeit der Fröbelschen Beschäftigungsmittel, zur Erreichung des angegebenen Zieles, nicht verkennen, denn ohne sie fehlt dem Kindergarten seine Vorstufe in der Familie und seine Fortsetzung in der Schule. Das vorliegende Buch soll ihnen Anleitung geben, um ihrerseits einer neuen Erziehung den Weg zu bahnen und zum Heil der jungen Generation in Wahrheit zu wirken.“

Wir sehen, die Fröbelsche Schule erwartet viel, sehr viel von der Durchführung ihrer Grundsätze, und wir können nicht leugnen, daß wir glauben, sie täusche sich in der Begeisterung für die Sache. Nicht als ob wir sagen wollten, das ganze System beruhe auf Täuschung. Daß die vorgeschlagenen Beschäftigungen ein bildendes Moment in sich tragen und bei zweckmäßiger Behandlung wirklich zur Weckung und Bildung der kindlichen Anlagen dienen, das möchte schwerlich zu bestreiten sein. Aber man übertreibt die Sache in der Ausführung und in den gehegten Erwartungen. Die vielen Lieder, welche die Spiele begleiten sollen, sind mitunter so prosaisch und läppisch, daß an Förderung des poetischen Sinnes nicht zu denken ist. Viele Beschäftigungen liegen, man mag sagen, was man will, über das Alter der Zöglinge des Kindergartens hinaus, noch mehr ist dies bei manchen Besprechungen der Fall. Wir glauben sogar, daß z. B. der mathematische Sinn, wenn die betreffenden Beschäftigungen nicht mit besonderem Geschick geleitet werden, vergeblich werden kann. Es liegt im Ganzen viel Forcirtes, namentlich, wenn nicht das rechte Maß eingehalten wird.

Doch machen wir schließlich insbesondere die Mütter, die für ihre Kinder angemessene Beschäftigung suchen, auf die vorliegende Schrift aufmerksam, natürlich mit Erinnerungen das Wort: Prüfet Alles und das Beste behaltet!

R. Str.

Piepenberger, G. Cand. theol., erster Lehrer an der städt. Bürgerschule selbst. **Die Fröbel'schen Kindergärten.**

Drei Vorträge gehalten im pädag. Verein zu Schwerin i. M. Der Vortrag ist zum Besten des Mecklenb. Pestalozzi-Vereins bestimmt. Nürnberg, 1870. Höhe. 7½ sgr.

Der Verf. ist kein besonderer Freund der Fröbelschen Pädagogik und gibt dies in den drei Kapiteln, in welchen er seinen Gegenstand behandelt, zu erkennen. Das I. führt die Ueberschrift: Friedrich Fröbel und sein System. II. Der Kindergarten, seine Pfleger und Pflanzen. III. Die Stellung des Kindergartens zur Elementarschule und seine sociale Stellung. Das Resultat der Erörterungen im ersten Kapitel lautet S. 26: Fassen wir nun zum Schluß noch kurz zusammen, so hat sich uns ergeben, daß das Fröbelsche System von einem pantheistischen Gott und einem pelagianischen Menschen ausgeht, in dem durch eine bereits auf der frühesten Stufe anhebende künstliche Erziehung das schlummernde Göttliche gehoben werden soll. Das Gesetz für diese Erziehung ist ein ewig gegebenes, in allen Erscheinungen vorhandenes. Zum Ausdruck gekommen ist es in der Mathematik. Die einfachsten mathematischen Körper sind der nothwendige Spielapparat, mit denen das Kind Spielarbeit treibt, durch die sich sein Geist entwickelt. Die Religiosität nimmt eine untergeordnete Stelle ein, wie das Gemüth dem Geist untergeordnet ist.“

Im 2. Vortrag setzt der Verf. auseinander, wie es bei Gründung und Erhaltung der Kindergärten häufig herzugehen pflege; er erkennt es, daß dieselben Unternehmungen freier Vereinbarungen seien, die sich religiös mehr in der Negation hielten, dagegen ihre Position in dem Vulgärhumanismus unserer Tage zu befestigen glauben. Ihr Bestand sei so nach „der Herrn eigenem Geiste“, oder nach den Zeitläuften im wechselnder. Zur Begründung weist er darauf hin, daß an der Spitze der betreffenden Vereine nicht selten notorisch unfruchtbare Männer standen, wie auch Könige für solche gearbeitet habe. Mit Recht werden die Verirrungen der Kindergärten, gerügt, z. B. das Singen der oft ganz läppischen, unkindlichen prosaischen Kinderlieder von Fröbel und andern Gesinnungsgegnern — es sind deren über 300 — das Aufführen einer „Käsehochzeit“, wobei Kinder Bräut und Bräutigam darstellen. Der Verf. sagt darüber S. 41: „Wenn auch an sich nichts dagegen zu erinnern ist, daß das Kind in seinen Spielen anticipirt, daß es z. B. gern „Mutter und Kind“, „Schule“ und dgl. spielt, so äußert sich doch in den Improvisationen solcher Spiele ein

mit fast traditionell gewordener Unschuld gepaarter Humor, der nichts zweideutiges hat. Ganz anders aber stellt sich die Sache, wenn das Kind Memorirtes und Adressirtes vorzuführen hat, zumal wenn es (auch unter Blumensymbolen) sich um eine Darstellung des ehelichen Verhältnisses handelt."

Auch meint der Verf. S. 44: es scheine unmöglich, die kleinern Kinder circa 4 Jahre lang mit dem ewigen Einerlei rein mechanischer Beschäftigungsspiele in der Weise geistig anzuregen, daß dadurch wirklich eine Concentration der Geisteskräfte, wie sie Fröbel wolle, erzielt werde. Die Sache werde monoton, langweilig, und gelangeweiltes Spiel werde Tändelei. Die Kinder würden unster, sie würden, wie der technische Ausdruck laute, „verspielt“ und der mit einem Sammelsurium poetischer Trivialitäten genährte Geist könne im schulpflichtigen Alter nur sehr allmählig Geschmack an besserer Kost finden. Das Wundersamste sei, daß die auf streng mathematischer Form basirte Erziehung schließlich in eine gefühlvolle Tändelei auslaufe. Das sei nun freilich weniger eine Schuld der Mathematik, als vielmehr die Folge jener pantheistischen Voraussetzungen. Zwölf Berichte, welche die oberste Schulbehörde der Provinz Brandenburg von tüchtigen Elementarlehrern erfordert habe, stimmten darin überein, daß die in Kindergärten vorgebildeten Kinder anfangs durch freies, freundliches Wesen etwas bestechendes hätten, allein die Sache dauere nur 2—3 Wochen, dann zeigten sich Eigenwille, Mißthätigkeit, Unordnung, Mißbeschäftigung und der Elementarlehrer habe mit den gerühmten Zöglingen der Kindergärten seine liebe Noth.

Der Verf. erkennt in dem 3. Vortrag die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Fürsorge für die kleinen Kinder, besonders der arbeitenden Klasse an, indem er darauf hinweist, daß das Bestreben Pestalozzis, durch gute Mütter eine bessere Zukunft vorzubereiten nichts gefruchtet habe und bei den abnormen Verhältnissen der Gegenwart auch nicht helfen werde, er verlangt aber eine andere Grundlage und Ausführung als bei den Fröbelschen Kindergärten der Fall sei; er verweist auf die von christlichem Geiste durchdrungenen Bestrebungen des Freiherrn von Bissling und auf andere ähnliche hin.

Stimmen wir auch im Ganzen dem Verf. bei, so können wir doch nicht leugnen, daß uns der 3. Theil am wenigsten zugelegt hat, indem sich der Verf. nicht klar und deutlich ausgesprochen hat, wie er der anerkannten Noth abhelfen will. Doch verdient das Schriftchen Beachtung, obgleich der wichtige Gegenstand nicht mit der gewünscht-

werthen Gründlichkeit und Ausführlichkeit behandelt ist.

K. Str.

v. Heinemann, F. Gymn.-Director:
Der norddeutsche Bund und die Gymnasien. 16 S. 4. Gymn.-Progr. Wolfenbüttel, 1870.

Seit der Stiftung des norddeutschen Bundes hat Preußen nicht bloß die Leitung der politischen und militärischen Entwicklung Deutschlands kraftvoll in die Hand genommen, sondern in Folge der engen Verbindung unsers Heerwesens mit dem Schulwesen hat es auch einen erheblichen umgestaltenden Einfluß auf die Schulverwaltung der kleineren Staaten auszuüben begonnen. Daß dabei mancherlei Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten eintreten mußten, liegt in der Natur der Sache, und so fehlt es nicht an Andeutungen und Besorgnissen nach dieser Richtung in den neueren Schulprogrammen. Geht uns Preußen das nichts an, oder müssen wir bei königstreuer Gesinnung und Begeisterung für die Einheit des Reichs alle Neuerungen der Art als particularistische Kleinlichkeiten zurückweisen? Wie wenn dort, wenigstens theilweise, eben nur Schäden ins Auge gefaßt wären, die auch bei uns längst nicht allein vorliegen, sondern auch mit Ernst und Eifer (S. 4 das Pädagog. Archiv von Langbein) bekämpft werden? So steht in der That bei dem oben angeführten Schriftchen des Herrn v. Heinemann, das wir um so nachdrücklicher der Beachtung empfehlen, je leichter und häufiger selbst wohlbedachte Schulschriften sich der Theilnahme entziehen, welche ihrem Werthe gebührt.

Die Klagen wegen Ueberfüllung unserer höheren Schulen, selbst auf oberen Klassen, sind ja bekannt und nur zu sehr begründet. Leute, denen es nicht eigentlich auf ideale Bildung, sondern auf bestimmte äußere Berechtigungen ankommt, überschwemmen je mehr und mehr Gymnasien und Realschulen, selbst ohne innere Freudigkeit, eine Geduldsprobe der Lehrer, besseren Mitschülern ein unerwünschter Hemmschuh, der ihre frische Bewegung zurückhält. Woher das? Zu nicht geringem Theile in Folge der Vergünstigung, daß Schüler eines Gymnasiums oder einer Realschule I. Ordnung, welchen bezeugt ist, daß sie mit Nutzen ein Jahr lang die Secunda besucht haben, als Einjährig-Freiwillige ins Heer eintreten dürfen. Wie man der daraus entspringenden Gefahr zu begegnen habe, das ist eine Frage, welche des ernstesten Nachdenkens und vorsichtigsten Verstandes wohl werth ist. Vorschläge in dieser Hinsicht macht

die genannte Schrift. Als das Hauptmittel wird „eine richtige und wohlverstandene Strenge“ bei der Versekung in allen Klassen bezeichnet, wobei auch die sittliche Haltung des Schülers sehr in Betracht komme. Dazu müsse aber, wenn auch „der Lehrer sich vor nichts mehr hüten soll, als vor dem Absprechen: „Aus diesem Schüler wird nie etwas werden; — der Herr führt den Menschen oft wunderbarlich“ — dazu müsse als Ergänzung die Maßregel hinzutreten, daß in einer an berühmten Anstalten wie Schulpforte längst üblichen Weise Schüler, die mehrere Male hinter einander unfähig zur Versekung sind, von der Schule entfernt werden. Aber die Eltern bestrafen! Die thuns wohl vielfach selbst, indem sie die häusliche Erziehung versäumen und zu gewissenhafter Zeitbenutzung ihre Kinder nicht anhalten. Vergleichen könne die Schule nicht ausgleichen.

So unser Verf., dem wir dankend die Hand reichen, in der Hoffnung daß auch seine Worte zur Klärung der Ansichten beitragen, wie er es wünscht.

Dr. Kolbe.

Der Religionsunterricht in der Volksschule und die neue Lehrordnung für Unterfranken vom 7. Nov. 1870.
Ein Bedenken, der prot. Landeskirche vorgelegt von einem unterfränkischen prot. Geistlichen. 21 S. 8. Nürnberg, 1871. Lohse. 4 sgr.

Diese dem Rec. leider erst sehr spät zugegangene Broschüre, die bei der gegenwärtigen Zeitlage theilnehmende Beachtung in weitesten Kreisen verdient, stellt zunächst das bestehende Bayerische Recht hinsichtlich des confessionellen Charakters der deutschen Schulen und besonders des Religionsunterrichts in denselben zusammen. Demnach ist die Schule an sich ausschließlich der Aufsicht und im Allgemeinen auch der Leitung des Staates unterstellt. Gleichwohl sind die Schulen confessionell nach Lehre und Aufsichtspersonal, confessionell auch die Lehrerbildungsanstalten. Der Religions-

unterricht aber ist ganz der Leitung des Kirchenregiments überlassen. Während aber bisher der tiefere Religionsunterricht als Amtspflicht des Pfarrers galt, die Mehrzahl die Stunden jedoch, welche Gedächtnisübungen, dem Einprägen der biblischen Geschichten und den Vortragsklärungen des gesammten Lehrstoffs gewidmet sind, den Schul Lehrern aufgetragen war, wobei diese als Kirchendiener auf bekenntnistreue Ausrichtung ihres Geschäfts verpflichtet wurden: entbindet eine andere Verordnung der Regierung für Unterfranken in der Regel die Lehrer ganz von dem Religionsunterricht, wenn dieselben ihn auch unter Umständen zu übernehmen haben und zu ständiger Beforgung desselben durch Localschulbehörden ermächtigt werden dürfen. Das Kirchenregiment hat nichts dawider eingewandt; dennoch scheint leicht ein schlimmes Prinzip durch die eingetretene Veränderung Macht gewinnen zu können, wie der Verf. scharf ausführt; es sieht nämlich so aus, als habe der Lehrer principiell mit dem Religionsunterrichte nichts mehr zu schaffen. Wie leicht kann hier die Zeitrückung auf Trennung von Schule und Kirche anknüpfen, wovon doch der wirkliche Kern des Volks nicht wissen will. In der That liegt hier eine principielle Gefahr vor und darauf hinzuweisen ist Manespflicht; doch möchten wir nicht mit dem Verf. sagen: Die Maßregel habe keinen andern Zweck als den, den Einfluß der Kirche auf die Schule zu schwächen, zumal er der Regierung nicht die Zeitströmung selbst zurechnet. So offen und bestimmt dürfte doch wohl die Regierung nicht gegen die evangelische Kirche vorzugehen Willens sein. Und vollends darf man nicht über „Ausweisung der Bibel aus der protestantischen Schule“ klagen, wenn die heilige Schrift nicht mehr als „Lesebuch“ dienen soll! Est modus in rebus. Uebrigens können wir die Stellung gegen das Princip und das Bloßlegen der liberalistischen Zertrennung nur gutheißen.

Dr. A. Kolbe.

III. Referate aus Zeitschriften.

Quartal-Bericht

über

Neue Evg. Rztg. Nr. 1—13.

Evg. Rztg. (Tauscher). 1—26.

Allg. Ev.-luth. Rztg. (Luthardt). 1—13.

Zeitschrift für Protestantismus und Kirche
Erlangen. I—III.

Mittheilungen und Nachrichten aus der ev.
Kirche Rußlands. I—III.

Allg. kirchliche Zeitschrift, Schenkel. I—III.

Reform v. Lang und Viglius. 1—6.

Prot. Rztg. v. P. W. Schmidt. 1—13.

Ev.-ref. Rztg. v. Thelemann u. Stäheslin. I—III.

Katholik (Mainz). I. II.

Wo stehen wir? Welche Aufgaben erwachen uns aus der Vergangenheit für die Zukunft? In diesen Fragen bewegen sich, altklüßlicher Weise, die allgemeinen Zeitbetrachtungen der *Kück- und Rundschau*, mit welchen die kirchlichen Blätter ihren neuen Jahrgang eröffnen. Die Antworten lauten meist düster und verhängnißvoll, und dies um so mehr, je conservativer der Standpunkt ist, von dem aus sie gegeben werden. Der Conservativismus hat, seinen Klagen nach zu urtheilen, in Staat und Kirche ein Bedeutendes an seinem Terrain und Einflusse verloren. Am stärksten und lautesten ist daher die Klage der conservativsten Richtung, der päpstlich-römischen. „Der politische Friede, so hebt der „Katholik“ mit sibyllinischem Schwermuth an, ist nur scheinbar; die Gefahren seines baldigen Bruches treten in den fortgesetzten Krißungen und in dem Kampfe der Parteien deutlich hervor; besonders in dem Kampfe, den der moderne Staat gegen das Reich Christi aufgenommen hat. Nachdem die Friedenssäure des Mittelalters (!) vorübergegangen, ist der Staat in den Bahnen der vom Protestantismus erzeugten Revolution (durch das Stadium des französischen Absolutismus und des mit ihm wetteifernden friebetricianismus hindurch) zum alten heidnischen Cäsarismus zurückgekehrt. Der Staat eilt dem Untergange durch eine sociale Revolution entgegen. Denn das deutsche Reich mit der Geschwindigkeit, mit der es im J. 1871 den revolutionären Abgründen entgegen eilte, noch eine Reihe von Jahren psychologischen Gesetzen, auch Berlin seine Commilne haben, und das neue deutsche Reich wird mit all' seiner Waffenrüstung der Revolution verfallen. Die Rettung kann nur kommen durch die Anerkennung des Königthums Christi d. h. der katholischen Kirche. Der Protestantismus aber kann nicht helfen; denn der fri-

vole Subjektivismus hat mit der Einseitigkeit des luth. Confessionalismus sich vereinigt, um alle Gemeinsamkeit in dem gläubigen deutschen Protestantismus zu zerstören, und auch die Kreuzzeitung scheint sich darüber klar zu sein, daß die Auflösung des Protestantismus einen mächtigen Schritt vorwärts gethan hat, und daß die Hoffnung auf ein friedliches Verständniß unter den protestantischen Parteien für immer geschwunden ist.“ Dies die drohende Prophezie der ultramontanen Richtung. Aber auch die Sprache der conservativen Blätter evangelischer Seite ist kaum minder düster und voll schwermüthiger Ahnungen. Die Luthardt'sche Rztg. klagt, daß von einer religiösen Nachwirkung des Krieges keine Spur zu finden sei, daß vielmehr die bösen Geister in der socialistischen Bewegung eine gewaltige Macht entfalten; es fehle an sittlichem Conservativismus; die Herrschaft Roms werde immer stärker, der Staat immer fremder gegen die Kirche. In so schwerer Zeit gelte es, nach Römer 1, 18 sich des Bekenntnisses nicht schämen und die Schmach desselben zu tragen, „wiewohl es zu den undankbarsten Aufgaben gehört, die Wahrheit und das Recht des Lutherthums und der luth. Kirche zu vertreten und dafür in der öffentlichen Meinung gleich hinter den Jesuiten rangirt und zu den extremen Köpfen gerechnet zu werden.“ Auf positive Vorschläge zur Heilung der Schäden geht das Luthardt'sche Vorwort nicht ein. — Gegenüber den Gefahren, welche in ähnlicher Weise, wie die Luthardt'sche, auch die Evang. Rztg. (Tauscher) schildert, findet diese in ihrem Vorwort (Nr. 1—6) es begreiflich, daß die von den Mächten der Zerstörung bedrohten conservativen Elemente der Kirche sich zusammen zu schließen begehren. „So ist auch das Verlangen nach einer kirchlichen Vereinigung bereits zu einer Strömung herangewachsen, welcher auf die Dauer kein kirchliches Partei-Interesse Widerstand leisten wird. Was eine Zukunft haben soll, muß seine Befähigung nachweisen, in die ersehnte kirchliche Einigung mit einzugehen.“ Freilich, die Bundesgenossenschaft Roms müssen wir ablehnen, und der Staat, der sich jetzt von den Principien „von unten“ leiten läßt, flündigt uns die seinige. Doch — wie zu der kirchlichen Einheit gelangen? Die October-Versammlung hat ihre vollständige Impotenz dazu erwiesen, die Union hat wieder ihre trennende Wirkung gezeigt, und ihr Erbe wird der Protestantenverein sein. So sieht denn Tauscher das Heil nur in dem Wiederaufbau der luth. Kirche, deren Verfassung er in den wichtigsten Grundzügen hier skizirt: allein wie da eine Einheit entstehen soll, wo die Provinzialsynoden striete auf das luth. Bekenntniß verpflichtet wer-

den, die itio in partes streng durchgeführt werden soll u. dgl., ist schwer abzusehen. — Auch die N. Evng. Kztg. empfindet die Athlosigkeit der kirchlichen Zustände schwer und tief, beschränkt sich aber in ihrer Rückschau darauf zu konstatiren: Die ernste Zeitlege erfordert vor allem Einheit des gläubigen Protestantismus; daß weder confessionelle Starrheit noch protestantenvereinfache Verfahrenheit aus unserer Noth herausführen, hat die Vergangenheit leider satfam bewiesen. — Zuversichtlicher und getroster aber schaut die liberale Presse in die Zukunft. S. H. K. steht in der Rundschau (S. 1) den Katholicismus zwar in Jesuitismus verwandelt und die evang. Kirche am Schweiße einer kopf- und rathlosen Unionstheologie; jedoch der Protestantenverein tröstet über diese kirchl. Mißere, denn er wirkt im reformatorischen Geiste und „hat Fühlung mit dem gefunden Kerne des deutschen Volkes.“ Dann fährt ein Artikel in S. II: Der Weg zum kirchl. Frieden, fort: „So lange die Kirchenleitung vorzugsweise in der Hand der Pastoren und Priester liegt, so lange ist an eine Befreiung der Kirche nicht zu denken; allein wir sind auf dem besten Wege, durch Vertilgung des Jesuitismus und des Confessionalismus und mit der Hilfe der freien Wissenschaft zur Gemeindefirche und zur wahren Union zu gelangen.“ Gleicher Hoffnung voll ist auch die Prot. Kztg. Auch sie erkennt zwar den Fortschritt noch gehemmt durch den Reaktionsgeist des Kirchen-Regiments, und es wird erst durch die Gemeinden wirksame Hilfe geschafft werden können. Denn „alle die kirchlichen Reformen, die nicht von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß unsere Laien jetzt besser verstehen, was der Kirche Noth thut, als unsre Geistlichen, können zu nichts führen.“ Allein wir stehen in einer neuen Aera, inaugurirt in Preußen durch Mühlcr's Sturz, durch die neuen Gesetze (der Strasparagraph für die Geistlichen, das Schulaufsichtsgesetz rc.), und auf dieser Bahn muß weiter gegangen werden durch Streichung des Ober-Kirchen-Raths, gründliche Reinigung des Mühlcr'schen Systems rc. Daß es aber mit diesen umstürzenden Reformen nicht so leicht und schnell geht, erkennt die Prot. Kztg. bald selbst an, indem sie schon in Nr. 3 auf eine eventuelle Beibehaltung des Ober-Kirchen-Raths (resp. wenn er von seinen reactionären Elementen sich reinigt) anträgt und die großen Erwartungen, die sie auf den neuen Cultusminister Falk gesetzt hat, in Nr. 4 wieder bedeutend herabstimmt. So wird denn auch der Protestanten-Verein, wenn er besonders erwägt, was ihm die N. Evng. Kztg. 2. 3. gründlich und mit Belegen nachweist: daß er trotz aller Declame wenig Erfolg und Ausbreitung aufzuweisen habe, der Stimmung, welche die anders gerichteten Blätter ausdrücken, Recht geben und eingestehen müssen, daß die Lage der Zeit eine sehr ernste und daß ein Weg, aus unserm kirchlichen Mißere herauszukommen, noch nicht gefunden sei. — Nur die „Reform“, dies aus der Coalition der bisher bestandenen „Reformblätter von Viglius“ und der „Zeitsimmen von S. Lang“ neu erstandene Blatt, eröffnet seine Spalten mit dem freudigen, getroffenen Rufe: „Es ist eine neue Kirche im Anzuge, denn die alten

zerbröckeln vor unsern Augen. Ich will nur zwei Thatfachen feststellen: die Staatskirche ist zerfallen oder in vollem Zerfall, die Kirchenlehre ist von der Zeitbildung an die Seite geschoben oder überwunden.“ „Was einst Trost und Heil den Massen — Ward zur Satzung dumpf und schwer — Deiner Kirche Formen fassen — Dein Geheimniß, Herr, nicht mehr.“ „Ein Reformier hat allen Grund, mit Dank und Befriedigung auf das J. 1871 zurückzublicken.“ Was aber steht zu erwarten, wenn eine „Kirche“ im Sinne der „Reform“ gegründet werden soll? wenn diese Geister, die im Regiren und Destruiren stark sind, einmal vor die Aufgabe gestellt werden sollten, ein Neues zu schaffen? Es geht uns der Athem aus in einer so verdünnten Atmosphäre, wie sie uns aus der „Reform“ entgegenweht, in der z. B. eine Untersuchung der Differenzen zwischen den Evangelien und Josephus über das Ende Johannes des Täufers mit den Worten geschlossen wird: „Was ist das Ergebnis dieser Untersuchung? Sehr einfach: Josephus erzählt Geschichte, die Evangelien erzählen einen Roman.“ Oder wo in einem langen Aufsatze v. Solsten (Nr. 2—4) über „katholische und protestantische Unfehlbarkeit“ ausgeführt wird: Das altprotestantische Bibel-Ideal, die jüdische Vorstellung von einer unmittelbaren Offenbarung Gottes, ist im Grunde derselbe Wahn, der die Katholiken zur Infallibilität des Papstes führte, und erst über der Verwerfung beider für infallibel gehaltenen Mächte, der Bibel und des Papstthums, werden sich Katholiken und Protestanten die Bruderhand reichen zum Bane einer neuen Geisteskirche. Oder wenn Nr. 1, über die Hochzeit von Kana, ausgeführt wird: Die buchstäbliche Auffassung von Joh. 2 giebt nur „ein beschmütztes Bild Jesu.“ Es ist begreiflich, daß der „Reform“ auch Keim's Geschichte des Jesu von Nazareth viel zu positiv erscheint, und „obgleich wir uns hüten würden, so viel Schimpf und Spott auf ein Evangelienbuch zu gießen, wie es Keim auf Marcus thut, so verhehlen wir doch nicht, daß wir dem freien Leben und Schaffen in der apostolischen und nachapostolischen Zeit einen ziemlich größeren Einfluß auf Stoff und Form aller unserer Evangelien zuschreiben, als Keim es zuläßt, der oft fast peinlich bemüht ist, möglichst viel auf wirkliche Ueberlieferung aus Jesu Zeit zurückzuführen.“ Es muß allerdings eine Kirche in dem Zustande der größten Schwäche liegen, wenn solche offenen Angriffe auf ihre Heiligtümer und noch dazu von ihren Dienern gemacht werden. In Preußen wenigstens hat die evangelische Kirche noch so viel Gefühl und Bewußtsein ihrer Würde, daß sie durch ihre amtlichen und publicistischen Organe mit Ernst solchen Angriffen entgegentritt. Der Sydow-Risco'sche Handel in Berlin ist die Ursache einer weitgehenden Erregung der Geister geworden; Risco's Angriffe auf das apostolicum hat in der Evng. Kztg. eine Reihe von Protesten hervorgerufen und das Einschreiten des Consistoriums veranlaßt. Während die Prot. Kztg. mit großem Eifer ihren Gesinnungs-Genossen Partei hält (Nr. 6—13), wendet auch die Evng. Kztg. viel Zeit und Mühe daran, um das Consistorium zu energischen Schritten zu bestimmen

(Nr. 22—24). Der Nachhall dieses Sensations-Ereignisses tönt in allen kirchlichen Blättern wieder; auf liberaler Seite wird über Verfolgungssucht und Gewissenszwang geklagt, auf confessioneller Seite dagegen, daß die Maaßregeln des Confitoriums gegen Visco von einer bedenklichen Schwäche und Unsicherheit zeugten; „man sieht wohl, urtheilt die Luthardt'sche Kztg. Nr. 11, daß Schiffmann's Zeit in Berlin nahe ist.“

Wird die evangel. Kirche nicht Domäne des Protestantens-Bereins, wie die confessionell-lutherischen Blätter weisagen, fällt sie dann vielleicht unter den Absolutismus Roms zurück? Auch für diese Befürchtung finden sich Prophetenstimmen. Die „evg. reformirte Kirchenz. v. Thelemann und Stähelin“ bringt zur Einleitung (S. 1) eine Betrachtung „über die wachsende Macht des Papstthums und über die Stellung der evangel. Kirche“, voll ernster Sorgen darüber, daß die evangel. Kirche schon ganz vom römischen Wesen durchfressen ist; die Lutheraner sind ganz römisch; die Kritik arbeitet der papistischen Verachtung der heil. Schrift in die Hände; selbst der Liberalismus bereitet mit seinen Benützigungen um Tolerauz und Glaubensfreiheit die Bahn für Ausbreitung der römischen Macht, und so fällt unsere Kirche allmählig in die Hand Roms. Hoffnungslos und verzweifeln müssen wir ihrem Untergange entgegenstehn. — Selbstverständlicher Weise finden derartige Verzweiflungsrufe nicht viel Beachtung, zumal in einer Zeit nicht, wo die römische Kirche selbst es fühlen muß, daß sie eine Krisis ihrer Existenz und einen Kampf mit dem Staate zu bestehen hat, wie sie gefahrrohender ihr noch niemals entgegen getreten sind. „Der Kampf Rom's mit dem Staate ist, wie Luthardt's Kirchenz. Nr. 11 richtig urtheilt, nicht willkürlich und nicht durch vorübergehende oder durch persönliche Motive veranlaßt. Er ist, wie die Dinge einmal lagen, eine geschichtliche Nothwendigkeit. Es sind zwei Principien, die hier auf einander treffen; auf der einen Seite die Staatsidee in ihrer ausschließlichen Geltung, auf der andern der ghibellinische Gedanke von der Dienstbarkeit des Staates gegen die Kirche. Das macht den Kampf so hart, so unerbittlich. Die ultramontane Partei repräsentirt die mittelalterliche Denkweise; Encyclika und Syllabus und Infallibilität proclamiren die Herrschaft derselben. In Bismarck tritt ihr der moderne Staat entgegen. Er wird voraussetzlich das Feld behaupten.“ Vergleich auch N. Evang. Kirchenz.: Der deutsche Kampf mit Rom (Nr. 3. 6. ff.).

Wenn man auch fern von dieser Befürchtung, hat die kathol. Presse Ursache genug, über den Druck der Zeit zu klagen. In seinen beiden ersten Heften läßt der „Katholik“ in einem nicht ungeschickten und vielsach wahren Artikel: „Das Christenthum und die öffentliche Meinung“ seine Anklagen gegen unsere Zeit vernehmen. „Die öffentliche Meinung, von der Lage beherrscht, vom Gifte des Materialismus durchfressen, läßt sich je länger je mehr in antichristliche und kirchensenfliche Richtungen treiben; nur der Syllabus leistet ihrem verderblichen Strömungen einen kräftigen Widerstand. (!)“

Zu den Artikeln, welche die allgemeine kirchliche Lage zum Gegenstande ihrer Betrachtungen machen, rechnen wir noch die (etwas ins Abstracte gehende Behandlung der Frage über „die gegenwärtige Entwicklungsstufe des deutschen Volksgeistes in der Evang. Kirchenz. 11. 12. Ausgehend von der gewiß wohlbegreiften Definition Buttk's, daß das Leben der Völker, in Analogie mit dem Leben des einzelnen Menschen, sich aus dem Objectivismus (der Receptivität) des Kindesalters und der Subjectivismus (der Aktivität) des Jünglingsalters sich zur Veröhnung beider im reifen Mannesalter entwickeln soll, sucht der gedachte Aufsatz nachzuweisen, daß unsere Gegenwart allzu sehr das Gepräge eines willkürlichen Subjectivismus an sich trage, der nicht zur Ruhe und Sammlung gelangen kann, weil er sich den objectiven Schranken göttlicher und menschlicher Autorität nicht unterwerfen will. — Praktischer, aber doch wohl von zweifelhaftem Erfolge sind die Vorschläge in dem Aufsatze desselben Blattes (Nr. 20 f.): Schaden und Heilung, wenn nämlich die Heilung der schweren Schäden unserer Gegenwart in einer strengeren Handhabung der Confirmationspraxis, namentlich in der Zurückweisung unreifer Confirmanden gesucht wird. Aber warum solche Prohibitiv-Maaßregeln vielen Segen stiften und nicht vielmehr unerträgliche Verwicklungen herbeiführen? — Eine sehr geeignete Veranlassung zu allgemeinen kirchlichen Betrachtungen bietet vor allem die Besprechung der Brochüre von Fabri, Staat und Kirche. (Götta, Perthes, 20 Jgr.). Von allen Seiten hören wir, daß hier ein sehr beherzigenswerthes Wort gesprochen ist. Allerdings geht die liberale Presse mit einem oberflächlichen Urtheil vorüber; die Prot. Kztg. fährt Fabri's Brochüre mit der Ueberschrift vor: das Ende der Union nach Fabri und fertigt den Grundgedanken desselben, an die Stelle der Union als kirchenpolitisches Princip, die Conföderation zu setzen, mit kurzen Worten ab; denn begreiflicher Weise stößt jener Richtung jeder Vorschlag, der auf Erhaltung des Bekenntnisses hinausläuft, entschieden Mißbehagen ein. Um so eingehender hat die Lutherische Kztg. auf eine nähere Besprechung in 5 Artikeln sich eingelassen; sie erkennt einen weitgehenden Consensus mit den Fabri'schen Gedanken an, besonders in der Stellung, welche dieser gegen die römische Kirche einnimmt, in seiner offenen Kritik der Mißstände innerhalb der Union, und der neuesten kirchenpolitischen Maaßnahmen des Reichskanclers in Elsaß-Lothringen, aber sie versteht nicht ihren vollen Dissens gegenüber den positiven Vorschlägen Fabri's: der Aufstellung des Principes der Conföderation und der Bildung und Ausgestaltung selbständiger Provinzialkirchen. — Wir rubriciren hier kurz die Abschnitte des in wiederholten Abdrücken sich immer wieder ausbreitenden Fabri'schen Buches: Zur Lage; die conservative Partei; die liberalen Parteien; die protestantisch-kirchl. Parteien; der Kampf gegen die ultramontane Partei; ein inter-confessionelles Reichsgesetz; die Reform der Verfassung der evang. Kirche. — Anhang: Einiges über Kirche und Schule in Elsaß und Lothringen.

Indem wir jetzt von dem Gebiete der über-

aus zahlreichen Abhandlungen über allgemein kirchliche Fragen zu den specielleren und lokalen Fragen übergehen, müssen wir mit Bedauern überall eine solche Erregtheit und Animosität constatiren, daß eine ruhige und parteilose Debatte fast nirgends mehr zu finden ist und der objective, wissenschaftliche Ernst unter dem Partei-Interesse schweren Schaden leidet.

Innerhalb der römisch-katholischen Kirche hat das Tagebuch des Dr. Friedrich in München über das vatikanische Concil ziemliche Sensation erregt und neue Veranlassung gegeben, auf die Verhandlungen des Concils zurückzukommen. Vgl. Luthardt 4: Altensprüche des vatikanischen Concils; 5: die s. g. Pastorenbriefe an Bischof Martin und dgl. Der „Katholik“ bemüht sich für die Infallibilität des Geschiednisses anzutreten, in dem Aufsatz: Der Einfluß der Päpste auf die dogmatischen Entscheidungen der allgemeinen Concilien von Ephesus und Chalcedon. (S. I, II). Der altkatholischen Bewegung ist ein neuer Impuls gegeben durch den energischen Widerstand des deutschen Reiches gegen den Ultramontanismus, dennoch vermögen auch die Blätter, welche sich mit Theilnahme diesem „Protest des religiösen und wissenschaftlichen Bewußtseins“ des deutschen kathol. Volkes zuwenden, noch nicht die freudige Zuversicht auszusprechen, daß eine nachhaltige Wirkung oder eine reformatorische Schöpfung aus dem Altkatholicismus hervorgehen werde. Vgl. N. Evng. Kztg. 3. 6 f. Luthardt 5 f. und Tauscher 18—25, Correspondenzen aus Bayern (letzte 2 recht beachtenswerthe Artikel) — Döllingers Reden über die Wiedervereinigung der Kirchen werden in fast allen Blättern erwähnt und besprochen, finden aber nach keiner Seite hin volle Zustimmung und Annahme. In dem Bircfal, unter dem die römische Kirche leidet, ist es ihr ein Trost, in die noch ärgere Zerrissenheit der evangel. Kirche hineinberücksichtigen, und solchen Trost bietet ein Fr. Schwend, Convertit, („Katholik I“), der „über die Ursachen der Erfolglosigkeit der gläubigen Deutschen, in specie lutherischen Protestanten auf allgemeine Besserung ihrer kirchlichen Zustände“ schreibt: In der Zerkümmtheit der October-Verammlung hat der Protestantismus einmal wieder recht gezeigt, daß er mit seinem Schriftprincip nicht zur Einheit und Ruhe kommen kann; die Kirche muß eine feste Lehrautorität haben: das Lutherthum wähnt zwar sie in den Bekenntnissen zu besitzen, aber auch diese sind der falschen Interpretation oder absichtlicher Mißdeutung unterworfen, und darum bleibt für einen Menschen, der auf festem Grunde stehen will, nur der Weg übrig, den der Verf. selbst genommen: aus einem löblichen Lutheraner ein Katholik zu werden.

Es gewährt freilich einen schmerzlichen Anblick, zu sehen, wie auch die evangelische Kirche fort und fort von tiefgehenden Strömungen bewegt und bis in den Grund ihrer Festigkeit hinein erschüttert wird. Aus den Ereignissen, in denen der alte, ungelöste Gegensatz von Bekenntniß oder Gemeindefirche, Confession oder Abschaffung der Bekenntnisse in den letzten Monaten wieder zu Tage tritt, heben wir als die am lebhaftesten discutirten hervor: den Kampf gegen das aposto-

lische Glaubensbekenntniß in der Schweiz (Reform I f. Schenkel, 3. H.: für Abschaffung des apost. Glaubensbekenntnisses als kirchlicher Bekenntniß-Formel), die October-Verammlung, welche in den Reminiscenzen von Späth (Prot. Kztg. 7) einer herben Kritik unterzogen wird, nicht minder aber auch in der Erlanger Zeitschrift (S. 1), ferner: die anonyme Brochüre: „Ein Stück aus der Wühlerschen Hinterlassenschaft.“ (Berlin, Oppenheim), worin der Nachweis geführt werden soll, daß das Herabstinken der theologischen Fakultäten der von Wühler ausgeübten Bevorzugung der gläubigen Theologen zuzurechnen sei (s. Prot. Kztg. 5. 6. Schenkel III) wogegen aber von der Evng. Kztg. 16 u. a. hervorgehoben wird, daß auch außerhalb Preußens und außerhalb Wühler's Ressort sich ein ähnlicher Mißstand zeige, daß aber die confessionelle Fakultät Leipzig über 400 Theologie Studirende zähle, während Heidelberg, der Sitz der liberalen Theologie, sich erschreckend vermindere. — Selbstverständlich macht v. Wühler's Austritt aus dem Cultusministerium viel von sich reden; die Prot. Kztg., Reform und Schenkel sprechen ihre lebhafteste Freude rithloslos über seinen Abgang aus; eine warme Beileids-Bezeugung ist ihm von keiner Seite zu Theil geworden. — Die Verhandlungen des preuß. Landtages über das Schulaufsichts-Gesetz haben nicht verfehlt, auch in der kirchlichen Welt die Geister in Spannung zu erhalten; vor allen hat die Prot. Kztg. mit ihrer wärmsten Sympathie sie begleitet, die bedeutendsten Kammerreden wieder abgedruckt und die Annahme des Gesetzes mit offener Freude begrüßt. Anders die positiven Blätter. Die N. Evng. Kztg. (6) spricht ihre ernststen Bedenken gegen dies Gesetz aus, welches zu einer Schädigung der Interessen der evang. Kirche führen müsse; noch entschieden erklären sich die Evng. und die Lutherische Kztg. dagegen, indem sie besonders darüber klagen, daß in einer die Kirche so nahe angehenden Frage die kirchlichen Organe gar nicht befragt und berücksichtigt worden sind, und die Evng.-ref. Kztg. (3) fügt hinzu: „Mit schamlosem Recht urtheilt der Redner des Protestanten-Vereins, daß hier die Orthodoxen geschlagen sind“, und sie nennt das Gesetz geradezu „eine Verwundung der evangel. Kirche“.

Die Gegensätze, welche in den allgemein kirchlichen Fragen die Urtheile der verschiedenen Blätter von vornherein bestimmen, drücken nun insbesondere den Berichten aus den einzelnen evang. Land- und Provinzialkirchen den Stempel der Partei-Anschauung so hervorstechend auf, daß die Gerechtigkeit und die Wahrhaftigkeit der Darstellung den Werth dieser Mittheilungen oftmals in Frage gestellt sein läßt. So sind wir daran gewöhnt, in den Berichten aus Hannover und Kurhessen, die in der Evng. und in der lutherischen Kztg. erscheinen, nur Klagen und Anklagen über Vernachlässigung und Drück der Kirche und ihres Bekenntnisses zu vernehmen, aber ebenso sind wir gewöhnt, die Erstarkung der Kirche und die Handhabung ihres verfassungsmäßigen Bekenntnißgemäßen Rechtes als Gewissensdruck und Pfaffenwirtschaft in den protestantenvereinigten Blättern verschrien zu hören. Es wird also auf die Brille ankommen,

die uns vorgehalten wird, ob wir die kirchlichen Zustände z. B. in Weimar und in der Pfalz trostlos finden (f. Evg. Kztg. 4—8. Luthardt 2. 5.) oder hoffnungsruhend und verheißungsvoll (f. Schenkel I); ob wir der Durchführung des liberalen Kirchenthums in Elsaß-Lothringen uns freuen, wie Schenkel I u. II („der Umschwung der kirchlichen Dinge in Elsaß“) oder darüber klagen, wie Luthardt 4. 5. u. a. Wir übergehen daher die Totalberichte, und um so lieber, weil sie dem literarischen Interesse wenig eintragen.)

Die wissenschaftliche Theologie verschwindet, unter dem Hervortreten der kirchlichen Tagesfragen, leider immer mehr aus unsern Blättern. Außer einigen kürzeren Aufsätzen aus dem Gebiete der Kritik und der Kirchengeschichte, welche die Prot. Kztg. bringt (1 f. Neues zur Johannisfrage: „Früher stand das Dilemma: Entweder ist das Evangelium oder die Apokalypse von dem Ap. Johannes, heute lautet die Entscheidung: weder das eine noch das andere; der ephefinische Ansehenhalt des Ap. ist als unhistorisch nachgewiesen von Scholten 2c. und Nr. 9. 10 Beiträge zur Reformationsgeschichte v. Th. Reim) finden wir als recht beachtenswerth hervorzuheben den Aufsatz in der Erl. Zeitschrift S. I: die theologische Berufs- und Bildungs-Aufgabe, ein gründliches und ernstes Zeugniß, dahin lautend: „Die Theologie soll den künftigen Diener der Kirche in alles das einführen, was ihm nicht bloß zum Verständniß Gottes und seines Heilsrathschlusses, sondern auch zum Verständniß der Welt und der Menschen Noth thut, um nicht aus dem engen Winkel einer Schule, sondern aus der Fülle der lebensvollen Reichsgeschichte Christi heraus zu verstehen, welches die der Kirche und ihren Dienern von Gott, dem Herrn der Zeit und Ewigkeit, vorgeordneten Ziele seien. Auch die apologetischen Artikel Luthardts: das Wesen der christlichen Moral, Gedanken über die Stellung und den Beruf der christlichen Frau (6. 7) tragen das Gepräge des Geistes unseres Meisters in der Apologetik an sich.

Die bisher en vogue gehenden Verhandlungen mit der materialistischen Naturwissenschaft haben sich bedeutend gesenkt; nur die N. Evg. Kztg. (Nr. 2: zur neuesten Literatur für und wider Darwin) und die Erl. Zeitschrift (S. II: Darwinismus und Sittlichkeit, eine Abweisung und Widerlegung der Carnerischen „neuen“ Ethik) gehen ausführlicher auf diese Fragen ein. — Desgleichen hat die socialistische Bewegung nur noch gelegentliche Berücksichtigung gefunden. (Vgl. bes. N. Evg. Kztg. 3: die sociale Frage; die Katholiken, speciell Dupanloup haben die Anklage erhoben, daß der Socialismus aus dem Geiste der Reformation entsprungen sei: solche Insinuationen bedürfen einer energischen Zurückweisung.)

Die Nachrichten über das Ausland empfangen wir vorzüglich aus der N. Evg. Kztg., der wir es namentlich Dank wissen, daß sie treu und unerschrocken für unsere bedrängten Glaubensgenossen in Rußland eintritt (f. Nr. 2: Die Gewissensfreiheit und Toleranz in Rußland, eine Widerlegung der Gortschakoff's Zeugnung der statt-

gehabten Verfolgungen) und der Luthardt'schen Kztg., welche von Nr. 10 an eine fortlaufende „Wochenchau“ in ihre Spalten eingeführt hat. Letzterer verdanken wir einige interessante Berichte aus Italien (1. Zustände in Rom. 5. die Erfolge der Waldenser in Rom. 11 f. die Disputationen in Agira und Rom u. dgl.), sowie auch aus Rußland (5: die Landesverweisung römisch-kath. Geistlichen, die Behandlung der Kinder aus gemischten Ehen).

Wir notiren endlich mehrere Biographien und Nekrologe: die ev. Kirche Rußlands betrauert den Heimgang zweier verdienstvoller Männer, des Bischofs Ullmann † 20. October 1871 und des Pastors Aug. Ferd. Guhn zu Rebal † 26. October 1871 (f. Mittheilungen aus Rußland S. II. Luthardt 2. u. a.) die ev. luth. Kirche Baierns verlor am 2. Jänner den weithin bekannten Pfarrer Wilhelm Löse zu Neuen-Dettelsau (f. Erl. Ztschr. III. Luthardt 2). Auch die leztthin verstorbenen Professoren der Theologie, Dehler in Tübingen und Dietrich in Bonn finden schmerzlichen Nachruf. — Als Lebensbilder der Vergangenheit werden uns vorgeführt: Justus Möser, der deutsche Publicist 1720—94 (Evg. Kztg. 15), Joh. Reppel 1571—1630 (N. Evg. Kztg. 7). Moritz von Schwind und dessen künstlerisches Schaffen (dieselbst 1) u. a. Der „Katholik“ bringt für die an Zahnschmerz leidende Menschheit die Legende von der h. Apollonia, die einen Jesuitenpater von fürchterlichem Zahnschmerz heilte, als er sich vornahm, zu Ehren der Heiligen ein Buch zu schreiben u. dgl., und eine Schilderung des Kampfes zwischen Ludwig dem Bayer und Papst Johann XXII. ein Avis für die Staatsmänner der Gegenwart, denn Ludwig verlor aus dem Grunde und seit der Zeit, als er die liberalen Geister seiner Zeit zu seiner Hilfe gegen das Papstthum aufrief. — Die ev.-ref. Kztg. bringt in einer literarischen Fehde mit der kathol. Geistlichkeit, einen längeren Artikel, „zur Ehrenrettung Calvins“, speciell über dessen Theilnahme an Servet's Hinrichtung (S. II).

L'Eco della verità. Firenze 1872. Januar bis April Nr. 1—18.

Die erste Nummer des neuen Jahrgangs beginnt mit dem Vorschlag, das Eco zum Sprechsaal zu machen, in welchem gemeinschaftlich alle Evangelischen die Frage erörtern: Wie kann die Evangelisation Italiens wirksamer betrieben werden, als bisher? — Zu Weihnachten sind in Rom 14 neue Communikanten aufgenommen, darunter Edelleute, Arbeiter, Kaufleute; allesammt geborne Römer. — Der altbewährte Freund der Waldenser, Dr. Stewart, hat im vergangenen Sommer in Groß-Britannien und Nordamerika die Summe von 6,300 Pfd. St. (170000 fcs.) collectirt zum Ankauf eines Hauses für die Waldensische Mission in Rom. Derselbe hat der Gemeinde in Rom ein vollständiges Communions-service aus getriebenem Silber geschenkt; auf jedem einzelnen Stüd desselben befindet sich das alte Symbol der Waldenser eingraviert: ein Leuchter und sieben Sterne, mit der Umschrift:

Lux lucet in tenebris. Zu Weihnachten sind diese Vasa sacra eingeweiht. Der bekannte Baptistenprediger Spurgeon hat lezhin auch in der Presbyterianischen Kirche vor Porta del Popolo in Rom gepredigt. Einen gewaltigen, wenn auch überraschenden Eindruck machte seine plötzliche Apostrophe an den Heiland, während er von der römischen Frage sprach: O Victor Emanuel, o Immanuel des Himmels, du wahrhaftiger Sieger, hilf den Italienern, segne, heilige ihre Sache und laß sie gedeihen! — In Genf hat einer der bedeutendsten und geehrtesten Fabrikanten seinen Arbeitern einen Antitheantheil von 50% gewährt; mit Genußthuung notirt das Eco, daß derselbe Protestant ist. Der Minister Correnti hat der Kammer einen Gesetzentwurf wegen der Aufhebung der Theologischen Fakultäten an den Staatsuniversitäten vorgelegt. Orientalische Sprachen und Kirchengeschichte ist fortan von der philosophischen Fakultät zu dociren. Eine höchst curiose Statistik über die bisherige Frequenz dieser Fakultäten enthalten die Motive; sie ist des Abdrucks werth. Es besuchten von Theologie Studirenden die Universitäten:

	1869—70	1870—71	Summa.
Tagliari	—	—	—
Catania	—	—	—
Genua	—	—	—
Badua	7	2	9
Palermo	—	—	—
Bifa	—	—	—
Rom	—	3	3
Sassari	5	5	10
Siena	—	—	—
Turin	4	3	7
Summa	16	13	29.

Der in der ersten Nummer ausgesprochene Wunsch nach möglichst umfassender Beschreibung der Evangelisationsmethode, findet seine glücklichste Erfüllung durch eine Bestimmung des Evangelisationscomites, nach welcher für die erste Aprilwoche alle im Dienst der Waldenser stehenden Evangelisten, sowie je ein von denselben Gemeinden zu deputirender Laienältester für jede Kirche, nach Florenz eingeladen werden, um dort mehrere Tage hinter einander über folgende Gegenstände zu berathen: 1. Die Waldenser und die Evangelisation, Referent E. Comba (Venedig). 2. Die geeignetste Weise, in einer Stadt zu evangelisiren und da eine Kirche zu gründen. A. Malan (Messina). 3. Die geeignetsten Mittel eine Kirche zu gründen und zu besetzen. B. Pons (Turin). 4. Von den Kultusformen. Ribetti (Rom). 5. Vom Gebet. Turino (Mailand). 6. Ueber Sonntagschulen Meille (Florenz). 7. Die Kirche und die theologische Fakultät (scuola di teologia). Prof. A. Rebel (Florenz). — Die Evangelisationscommission schlägt ferner allen evangelischen Gemeinden Italiens vor, an jedem ersten Montag im Monat allgemeine Gebetsversammlungen abzuhalten, in welchen Gott um seinen Segen für die Arbeit der Evangelisation Italiens anzurufen ist. Die Methodistenmission hat in Rom ein glänzendes Geschenk empfangen, indem zwei Engländer Heald und Ferney den Kaufpreis für ein prächtiges

Gebäude zu Zwecken der Mission aus eignen Mitteln gedeckt haben (250,000 frcs.). Eine erschreckende Statistik der im Jahre 1869 im Königreich Italien (excl. des früheren Kirchenstaats) vorgekommenen Verbrechen ist Anfangs Januar dem König vorgelegt worden. Darnach erreichte die Zahl der Verbrechen die enorme Höhe von 360,000! In 40,000 Fällen ist allerdings Freisprechung erfolgt, doch verbleiben noch immer als strafbare 320,000 Fälle, bei welcher 393,112 Personen sich betheiligt hatten. Die Mehrzahl der Verbrecher bilden Unverheirathete und des Lesens und Schreibens Unkundige. 46,474 Personen haben Unterjüngerschaft gelitten, darunter 4,600 über ein Jahr ehe ihr Proceß entschieden war! Mordthaten sind im Ganzen während des Jahres 1869 3000 begangen. — Durch eine Reihe von Nummern zieht sich eine dem Englischen nachgebildete Erzählung: Christenraube. — In Rom hat sich die erste Italienische Bibel-Gesellschaft gegründet, Vorsthender Admiral Fishbourne, Verkaufsort Via del Tritone 108. — Bericht aus Rieti, jener sicilianischen Stadt, die in so wunderbarer Weise sich dem Evangelium geöffnet hat. Nach Tausenden zählen dort die Freunde der evangelischen Kirche. Leider hat clericale Eist es erreicht, daß die große Kirche S. Giuseppe der protestantischen Predigt wieder verschlossen ist; doch ist durch den Eifer der Riesaner ein andrer Raum gefunden worden, der immerhin 200 Personen und mehr faßt. — Die erste arabisch-protestantische Kirche Palästina's ist am 1. October vom Bischof Gobat eingeweiht worden. — In der fünften Nummer erscheint zum ersten Male der zweite Titel des Blatts in einer etwas veränderten Fassung. Früher nannte es sich L'Eco della verità Giornale evangelico, von jetzt ab will es giornale delle chiese evangeliche italiane heißen. Auf einen von Ausländern veranstalteten Meeting in Rom hat man dem Blatte eine zu ausschließlich waldensische Richtung vorgeworfen; die Redaktion glaubt sich von dem Vorwurf freisprechen zu müssen, will indeß auch durch diese Aenderung des Titels ihre alle evangelischen Denominationen Italiens umfassende Tendenz noch ausdrücklich bezeugen. — Bei den ganz Italien gegenwärtig durchziehenden Bestrebungen der Municipien, Elementar- und mittlere Schulen zu gründen, erhebt sich wohl die Frage, ob die Evangelischen auch fernerhin noch ein Bedürfnis nach separaten evangelischen Schulen empfinden werden. Prof. Geymonat in Florenz hatte es sich zur Aufgabe gestellt, zunächst für sein eignes Interesse eine Antwort zu finden, die er nun hier des Weiteren darlegt. Er hat im Ganzen vier florentinische Communelementarschulen besucht und näher kennen gelernt, zwei Knaben- und zwei Mädchenschulen. Nicht genug rühmen kann er die vorzüglichsten äußern Einrichtungen, Schulraum, Subsellien, Lehrapparat, Ventilation, &c.; die je 400 Schüler in jeder dieser Schulen sind nach dieser Seite hin exemplarisch bedacht. Aber wie steht es um den religiösen und sittlichen Unterricht in diesen Anstalten? Man hat nach den abstrakt liberalen Principien Peruzzis und Ricafolis gehandelt, wonach jeder Schüler beim Ein-

tritt in die Schule zu erklären hat, ob er römisch-katholisch oder einer andern Religion resp. Confession angehört ist. Bei der völligen Confessionslosigkeit der Schulen als solcher, wird der religiöse Unterricht ausschließlich von einem kathol. Priester erteilt, und letzteren ernannt der Erzbischof; der Unterricht ist mithin gänzlich infallibilistisch. Wohl ist auch evangelischen Schülern, wie jüdischen, im Princip das Recht gewahrt, wenn ihrer eine hinlängliche Zahl vorhanden ist, von Geistlichen ihres Bekenntnisses den Religionsunterricht erteilt zu bekommen. Doch wie gering ist diese Zahl einerseits, und wie wenige Eltern andererseits, die den infallibilistischen Unterricht verabscheuen, haben den Muth oder sind so weit gefördert, ihre Kinder als evangelische gelten lassen zu wollen. Mithin bleibt das Bedürfnis nach evangelischen selbständigen Schulen noch immer bestehen, ja wächst mit den Jahren; und es erklärt sich auf diese Weise, warum so viele Kinder katholischer Eltern die protestantischen Schulen in Italien besuchen. — Die erste Nummer des von P. Synchroni (Abbé Poyjon) unter Mitwirkung von Huber, Friedrich zc. herausgegebenen Blattes des katholischen Liberalismus, *L'Espérance de Rome*, ist erschienen. Eine Kritik will sich das Eco nach dieser einen Nummer noch nicht erlauben. Das Programm lautete indeß bedenklich genug: „Niemand, selbst nicht in der Hitze des Streites, werden wir vergessen, daß wir Söhne einer Kirche sind, welcher wir Ehrfurcht und Gehorsam schulden. . . Wir wagen es, Reformen zu verlangen, aber wir entsagen nicht unserm Titel als Katholiken. Wir wünschen nicht Katheder wider Katheder zu errichten, wir begehren nur die Reformation der Kirche.“ Einer unfehlbaren! — Bitte des Comités der römischen Bibel-Gesellschaft, in allen Gemeinden Italiens am dritten Sonntag des Februar eine Collette für die Zwecke der Gesellschaft zu veranstalten. — Ein treuer Freund und Berather der römischen evang. Gemeinde ist verstorben, Dr. Lewis, Pastor an der schottischen Kirche zu Rom. Seit 1864 seiner Gesundheit wegen in Rom lebend, sammelte er in seinem Hause protestantische Freunde und erbaute sich mit ihnen ohne Gesang, ohne alle Öffentlichkeit. Dennoch wurde ihm 1867 dieser Hausgottesdienst von der päpstlichen Polizei verboten. Die englischen und amerikanischen Zeitungen machten darüber viel Lärm, indeß blieb das Verbot bestehen. Nun mietete Lewis vor der Porta del Popolo in den Tre Re einen großen Saal, der sich alsbald für zu klein erwies; man mußte bauen, ein besonderes Gebäude, das sich von außen doch nicht als Kirche documentiren durfte. Es war eben vollendet als die italienischen Truppen durch die Breche der Porta Pia einzogen, und wurde wenige Tage darauf feierlich eingeweiht. Lewis war ein friedfertiger, stiller Mann. Seinem Einflusse hauptsächlich ist es zu verdanken, daß alle italienisch-evang. Kirchen Roms von Anfang an Frieden unter einander gehalten haben und noch heute einträchtig die gemeinsame Arbeit treiben. — In Mailand beabsichtigt der frühere waldenstädtische Pastor Locorba eine mehr wissenschaftlich gehaltene, monatlich zu erscheinende pro-

testantische Zeitschrift unter dem Titel *La Coscienza Cristiana* herauszugeben. Das Eco wünscht Glück, wenn auch nicht ohne Bedenken, ob das Programm werde eingehalten werden können. — Der Corriere evangelico, Organ der Methodistenkirche, berichtet aus Cremona von unerhörtem Zulauf zu den Gottesdiensten; eisigkalt konnte der Pastor kaum durch die dichtgedrängte Menge im Saal bis zu seinem Platze vordringen. Ein vom Wärter eines Abends auf dem Fußboden vorgefundener frisch geschliffener Dolch ist vielleicht ein Beweis für die Macht des Worts, welches einen gedungenen Mörder oder einen verblendeten Fanatiker entwaффnete. — In der sicilianischen Stadt Agrig hat am 19. Jan. ein höchst interessantes Religionsgespräch zwischen dem evangelischen Pastor und einem aus Bronte herbeigerufenen Capuciner, vor je 100 Zuhörern der beiden Confessionen und unter Leitung eines gemeinsam gewählten Vorstandes stattgefunden, in welchem nach dem Bericht der *Gazzetta di Messina* nach allgemeinen Urtheil der Katholik eine zweifellofe Niederlage erlitt. Gegenstände der Disputation waren: Das Recht eines jeden Christen, die Bibel zu lesen; die Madonnenverehrung in Bezug auf welche der Vater zugab, daß Maria nicht adorirt werden dürfe zc. — Einige höchst signifikante Aussprüche des berühmten Historikers Cesare Cantu in seinem Werke *Gli Eretici in Italia* über die gegenwärtigen Wirkungen der Lutherischen und Calvinischen Reformation. — Mittheilung des Anlasses, um deswillen die berühmte römische Disputation über den Aufenthalt Petri in Rom stattgefunden hat. Francesco Sciarelli, Geistlicher der ital. Methodistenkirche in Rom, hatte durch die römische Zeitung *La Capitale* einen Vortrag über die prätenbirte Reise und das Pontificat S. Petri in Rom angekündigt; zugleich war bemerkt, daß er jedem kathol. Priester das Recht zugestehe, ihn nach dem Vortrag zu interpelliren. Auf ausdrücklichem Befehl des Papstes nahmen sechs Priester die Herausforderung an und übergaben am betr. Abende Sciarelli eine schriftliche Anforderung zur öffentlichen Disputation über die genannte Frage, die dann in bekannter Weise stattgefunden hat, und worüber das Eco ausführlichen Bericht erstattet. — Am 2. Februar ist der glücklicherweise vereitelte Versuch gemacht worden, die evangelische Buchhandlung in Rom, Via delle Stimate, vom Keller aus in Brand zu setzen. — Von Montreux wird der Tod des P. Grathy gemeldet. — Ueber die Bedeutung der römischen Disputation. Welch ein Zeichen des stattgefundenen Wechsels der Zeiten, daß Sciarelli, Ribetti und Garazzi, die Disputatoren der evangelischen Seite, von ihren Gegnern nach dem heißen Streit unter gegenseitigem Händedruck sich haben verabschieden können, während früher Tortur, Scheiterhaufen, oder ewiges Gefängnis ihr Loos gewesen wäre. Wenige Schritte vom päpstlichen Palast entfernt, Angesichts der S. Peterskirche konnte in höflichen und gemäßigten Formen über die Frage debattirt werden, ob Petrus je in Rom gewesen! Mögen sich vielleicht auch die katholischen Redner, freilich nicht in Uebereinstimmung mit

der allgemeinen Ueberzeugung, den Sieg zuschreiben, dem ganzen päpstlichen Fabel- und Legendensystem ist dennoch ein Stoß gegeben worden, der noch lange nachklingt und Viele zum Nachdenken über die Fundamente der päpstlichen Anmaßungen veranlassen wird. — Blumenlese aus dem Urtheil der italienischen Presse über den Ausfall der Disputation. Die meisten wollen auf die Erörterung der *quaestio facti* nicht eingehen, stimmen aber alle darin überein, daß die Thatsache einer solchen Disputation selbst *sub nomine jovi* von der eminentesten und weittragendsten Bedeutung sei. — *La Capitale*, die römische Zeitung, welche den ausführlichsten Bericht über die Disputation brachte, hat von der betreffenden Nummer an einem Tage über 20000 Exemplare verkauft. — In Neß haben bei der letzten Volkszählung sich zwischen 4 j. u. 5000 Personen für Protestanten ausgegeben. —

Erneute Aufforderung an alle Freunde der Wahrheit, den reichen Schatz der Reformationslitteratur aus dem 16. Jahrhundert, der in italienischen Bibliotheken verborgen liegt, zu heben. Der Graf Guicciardini z. B. schenkte f. J. mehrere tausend Bände, die alle die Reformation in Italien betreffen, an die Magliabechianische Bibliothek in Florenz. Schon Cantu beklagte, daß daraus noch nichts wieder ans Tageslicht gebracht worden ist. Wer nimmt sich der Sache an? — Fortsetzung der Geschichte Francesco Spiera's aus dem vorigen Jahrgang. — Als nächste Folge der römischen Disputation ergibt sich ein unverhältnißmäßig zahlreicher Besuch aller protestantischen Gottesdienste und Vorträge. Die von Gabazzi gehaltenen Vorträge über die Schriftwürdigkeit des Primates und Pontificats S. Petri erfreuen sich der regsten Theilnahmen. — In Rio Marina auf der Insel Elba wollten die Katholiken sich einen Fastenprediger kommen lassen. Wer bezahlt die 300 frcs. Honorar? Die Commune! Mit Nichten, die Protestanten können zu solchen Abgaben nicht herangezogen werden; subscribirt unter einander und dann laßt kommen, wem ihr wollt. Es ist aber nicht subscribirt worden, und der Fastenprediger ist ausgeblieben. — Pius der Nachfolger Petri! Historische Parallele. Petrus ein eifriger Prediger des Evangeliums, ein Apostel in vielen Ländern, arm, wunderkräftig, nach dem Worte lebend: mein Reich ist nicht von dieser Welt! &c. Und Pius? Allein sein Galawagen kostet 129,600 frcs. — Der stenographische Bericht über die Disputation vom Präsidium unterzeichnet, ist nun erschienen. Die Beweisführung Sciarrellis ist unwiderleglich. These: Petrus kann zwischen 42 u. 66 p. Chr. n. nicht in Rom gewesen sein und da pontificirt haben. Beweis: ein fortgeführtes Alibi: 44 von Herodes eingekerkert, geht in eine andere Stadt Palästinas, 52 zum Concil wieder in Jerusalem, danach in Antiochien, wo Paulus 55 ihn kragt; der Römerbrief, 59 geschrieben, erwähnt Petri mit keiner Silbe; als Paulus 62 nach Rom kommt, ist Petrus nicht dort, in den von Rom aus geschriebenen paulinischen Briefen kein Gruß von Petrus; 65 verfaßt er seinen ersten Brief in Antiochien, nach Josephus

der Mittelpunkt der jüdischen Diaspora — wo bleibt eine Lücke für das 24jährige Pontificat in Rom? Und wie entgegnet Monsignor Fabiani, der einzige wahrhaft gerüstete Widerstcher? Er falsificirt die Hauptstelle auf welche er sich stützt, aus dem Briefe des Clemens Romanus an die Corinthier! Da steht, nach den Ausgaben von Cotelier und Hefele: „Indeß schau'n wir auf die edelmüthigen Vorbilder unsrer Zeit. Durch Eifersucht und Neid sind die größten und gerechtesten Säulen (der Kirche) verfolgt worden bis in den Tod. Stellen wir uns vor Augen die trefflichen Apostel. Petrus hatte durch unbillige Eifersucht nicht ein,“ nicht zwei, sondern oftmals Leiden zu erdulden, und nachdem er also den Märtyrertod gestorben, ist er an den ihm gebührenden Ort der Herrlichkeit gegangen.“ Daraus macht Fabiani: „Kommt, kommt; wenn die Würde der Alttestamentlichen Beispiele nicht genügt, schauet auf das, was unter uns geschehen ist. Morto Pietro fra noi, unter uns ist Petrus gestorben!“ — Ein neuer Mortara. Ein junges Mädchen, das die evangelische Schule besucht, ist von vornehmen römischen Damen in ein Nonnenkloster spedirt worden; erst die Einmischung der Behörden konnte sie befreien und ihren Eltern wieder zustellen. — Der Deputirte Morelli hat im Parlament eine lange Rede gehalten, in welcher er die Unmöglichkeit nachwies, nach eingeführter Trennung zwischen Kirche und Staat und stattgefundener Aufhebung der weltlichen Gewalt des Papstes noch immer den ersten Artikel der Verfassung stehen zu lassen: Die Staatsreligion ist die römisch-katholische. Höchst günstiger Bericht über den Fortschritt der Evangelisation in Neß; nach Schließung der Kirche von S. Giuseppe für die evang. Predigt haben sich über 20 Häuser aufgethan, in welchen das Wort von Cristo verkündet wird. — Der Circolo Diodati, ein pädagogischer Verein von Protestanten in Neapel will am 26. März einen Versuch machen, Schüler aus den Communal- und aus den waldensischen Schulen zu einer Prämiencurcurrenz zu versammeln; 2 Preise von 30 und von 20 frcs. sind ausgesetzt. Ein italienischer Aufsatz soll geschrieben werden, in welchem zugleich eine kalligraphische Probe abzulegen ist. Das Thema wird in der Curcurrenz selbst vom Königl. Aufseher der Studien (R. Provveditore agli Studi) gestellt werden. Uebrigens ist der italienische Unterrichtsminister Ehrenmitglied des Circolo Diodati. — *Perchè vi confessati?* Angesichts der eben ausgeheilten Pflanzet, die jeden Katholiken zur Ohrenbeichte verpflichten, ist die Frage nicht überflüssig: Warum diese Beichte vor dem Priester? Nach der Schrift haben wir allein Gott zu beichten und Menschen unsre Sünden abzubitten. — Bericht über eine Sitzung der *Liberi Pensatori* in Florenz, welcher der Referent beivohnte. Hauptthema, 1½ Stunden lang unter vielem Gelächter behandelt, war die Behauptung, das Alte Testament sei ein unmoralisches und unwissenschaftliches Buch, das keinem Kinde in die Hand gegeben werden dürfe! — Zur Berichtigung einer irrigen Notiz im *Eco* schreibt ein Herr Paul aus Florenz, daß er und nicht Ugo

Saffi während der Zeit der römischen Republik 1848 für die von einem Engländer Douglas geschenkten 200 Pf. St. 4000 Exemplare des Diöcesanischen N. Testaments habe drucken lassen, deren erste 3 Abzüge die Triumvire Saffi, Armellini und Mazzini erhielten, während der Rest, nachdem einige hundert Exemplare vertheilt waren, in die Hand des amerikanischen Consul Brown überging. Derselbe hatte die Schwachheit, sie sich vom Papst nach dessen Rückkehr aus Gaëta confisciren, Andre wolten: abkaufen zu lassen. — Abschlüsslicher Brief eines englischen katholischen Geistlichen, Alex. Henry an den Abbé Foyson (Hyacinthe), von der Espérance de Rome, dem 2c. Organ Foysons, veröffentlicht, in welcher der Henry für Hyacinthe die Namen Vignier, Empörer, Protestant als zu schwach und gewöhnlich abweist, um ihn „Verdammer“ zu nennen. „Sohn Satans und Verdammer!“ man müsse Gott danken die Hölle geschaffen zu haben, daß solche Apostaten hinein kämen. — Hyacinthe hat eine Reihe von fünf Conferenzen im Teatro Argentina angekündigt, in welchen er über „die katholische Reform“ sprechen will. Die erste handelte von den zwei Fragen: Was sind wir? Katholiken, nicht Schismatiker, und was wollen wir? Reform, im Sinne Rosminis, nicht Luthers, der uns mehr Uebel als Gutes gebracht hat; Reform unter Führung des Papstes, der Cardi-

näle, die Bibel und die Tradition in der Hand 2c. Outgemeint, aber verfehlt von Grund aus. — Zu Ostern sind 10 neue Communikanten in die römische Gemeinde aufgenommen worden. — Die Methodisten haben nach dem „Evangeliste“ in Italien 19 Stationen, darin 683 Mitglieder, 616 Schüler in den Schulen, gegen 1200 regelmäßige Kirchenbesucher. — Die Nummern 14–19 enthalten fast ausschließlich den ausführlichen Bericht über die vom 2. bis 5. April in Florenz abgehaltenen Conferenzen aller waldensischen Evangelisten und Gemeindepredigten über die oben angegebenen, die Evangelisation betreffenden Themata. Nüchterne, sachgemäße, auf zum Theil reichste Erfahrung gestützte Erörterung charakterisirt die Verhandlungen, auf deren Specialitäten einzugehen hier nicht der Ort ist. Von 36 Stationen waren 66 Vertreter zugegen, außerdem zahlreiche Freunde der Evangelisation Italiens, die specielle Einladungen erhalten hatten. — In Alexandrien, Egypten, hat sich eine kleine italienische evangelische Kirche etablirt, die Evangelisationscommission in Florenz ist bereits um Zuwendung eines Pastors ersucht worden. — Zu der oben erwähnten Prämienconcurrentz für Schüler in Neapel haben sich aus den Communalsschulen nur zwei Knaben eingefunden; die Preise sind vom Königl. Proveditor Schülern aus den Waldenserschulen zuertheilt worden. —

IV. Kurze Literaturberichte.

Politische Broschüren.

Juni, Juli und August 1872.

- Wanderer, S.**, Die sociale Reform durch die Insirung des Geldes und der Waare oder die Lösung der Arbeiterfrage liegt in der Organisation des Handelsverkehrs, nicht der Arbeit. gr. 8. 52 S. Berlin, Dümmlers Buchhandlung. 6 Sgr.
- Dannenberg, F. F. S.**, Zur Reform des Zollvereins. (Aus „Hamburg. Börsen-Halle.“) gr. 8. 20 S. Hamburg, D. Meißner. 3 Sgr.
- Die vorläufigen Ergebnisse der **Völkzählung** vom 1. Decbr. 1871 im deutschen Reich überhaupt und im preussischen Staate insbesondere. Mitgetheilt vom königl. preuss. statist. Bureau. gr. 4. 63 S. Berlin, Verlag d. k. statist. Bureaus. 15 Sgr.
- Friedberg, Prof. Dr. Emil**, Das deutsche Reich und die katholische Kirche. (Aus „Holzendorffs

- Jahrbuch für Gesetzgeb.“) gr. 8. 48 S. Leipzig, Dunder und Humblot. 6 Sgr.
- Wagner, Prof. Dr. Adolph**, Das Reichsfinanzwesen. (Aus „Holzendorffs Jahrb. für Gesetzgebung.“) gr. 8. 65 S. Leipzig, Dunder und Humblot. 10 Sgr.
- Dieckhoff, Prof. Dr. Aug. Wilh.**, Staat und Kirche. Principielle Betrachtungen über das Verhältniß beider zu einander aus dem Gesichtspunkte des christlichen Staates, nebst einem Anh. über das neue preuss. Schulaufsichts-gesetz. gr. 8. 54 S. Leipzig, V. Neumann. 8 Sgr.
- Eberly, Dr. Gust.**, Ueber das Verhältniß des Staates zur Volkserziehung. 8. 33 S. Berlin, Henschel. 5 Sgr.
- Gras, Dr. W. H.**, Der Proceß Bebel-Liebknicht und die officiële Volkswirtschaft. gr. 8. 32 S. Breslau, Maruschke und Berendt. 8 Sgr.
- Friedenthal, Dr.**, Rede über die Grundgedanken der Kreis-Ordnung. Nach den stenograph.

- Berichten des Abgeordnetenhauses. gr. 8. 27 S. Berlin, Kortkamp. 5 Jgr.
- Gätschenberger, St.**, Geschichte des Kampfes der Jesuiten gegen den modernen Staat in Bayern und allen andern Staaten Europas und die Mittel zur Abwehr. gr. 8. 72 S. Würzburg, Stahel. 6 Jgr.
- Goltz, Prof. Dr. Frh. Th. v. der**, Die sociale Frage. Vortrag geh. im Kneipp'schen Zunderhofe zu Königsberg in Pr. am 24. Jan. 1872. gr. 8. 38 S. Danzig, Rafemann. 7½ Jgr.
- Hanneken, Gen.-Lieut. z. D. Herm. v.**, Zum innern Frieden im Reiche. gr. 8. 198 S. Mainz, v. Zabern. 1 Jhr.
- Hidmann, Hugo**, Der sociale Krieg. Vortrag. gr. 8. 36 S. Dresden, Raumann i. Com. 6 Jgr.
- Reiser, Prof. C. C.**, Die kirchlich-politischen Fragen bei der eidgenössischen Bundesrevision von 1871. Die Vorschläge, ihre Entwicklung und ihre Tragweite. gr. 8. 256 S. Luzern, Gebr. Rüber. 18 Jgr.
- Alrebi, Berta**, Frauenbildung und Frauengenosenschaftshäuser. gr. 8. 30 S. Berlin, Gust. 4 Jgr.
- Die Entwicklung des Menschengeschlechts.** Ein Promemoria für den deutschen Reichstag, ein Katechismus für das deutsche Volk. 16. 32 S. Berlin, Grosser. 7½ Jgr.
- Alsace-Lorraine, Législation — administration** — organisation du 1. avril 1871 au 1. avril 1872. Mémoire présenté, le 9. avril 1872 au Reichstag allemand par le chancelier de l'empire, conformément à l'article 3 de la loi du 9. juin 1871. gr. 8. 39 S. Berlin, van Muyden. 5 sgr.
- Berlins** sittliche und sociale Zustände. Nach Berliner Berichten dargestellt. gr. 8. 60 S. Freiburg im B. Herber. 5 Jgr.
- Biger, Staatsr. Dr. Frdr.**, Der freie Arbeitsvertrag und die Arbeitsordnungen. gr. 8. 81 S. Stuttgart, Metzler. 14 Jgr.
- Brade, jun. W.**, Der Braunschweiger Ausschuss der socialdemokratischen Arbeiter-Partei in Löwen und vor dem Gericht. Mit einem photograph. Gruppenbilde. gr. 8. 243 S. Braunschweig, Graff und Müller in Comm. 20 Jgr.
- Für und wider die Jesuiten.** 1. Thl. Stenographische Berichte der Reichstags-Verhandlung über Verlegung des Votivaster-Postens in Rom und die Petitionen für und wider die Jesuiten. (Aus „amtlichen stenographischen Berichten.“) gr. 8. 184 S. Berlin, Kortkamp. 15 Jgr.
- Die Jesuitendebatte im deutschen Reichstage** am 15. und 16. Mai 1872. Nach den kritisch durchgesehenen stenographischen Berichten mit Anmerkungen u. d. Uebersetzg. der Bulle Unam sanctam und d. Breves Clemens XIV. Herausg. von der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. 8. 104 S. Berlin, Simion. 6 Jgr.
- Lehfeldt, Stadtrichter**, Die Verwaltungseinrichtungen von Elsaß und Lothringen. (Aus „Holtendorffs Jahrbuch für Gesetzgebung.“) gr. 8. 24 S. Leipzig, Duncker und Humblot. 6 Jgr.
- Meitzen, Reg.-R. Dr. Aug.**, Die Statistik des des deutschen Reiches. (Aus „Holtendorffs Jahrbuch für Gesetzgebung.“) gr. 8. 30 S. Leipzig, Duncker und Humblot. 6 Jgr.
- Perrot, F.**, Der Kampf gegen die Ausbeutung des Publikums durch den Banknotenschwindel und die Papierpest. gr. 8. 294 S. Rostock, Kuhn. 1 Jhr. 15 Jgr.
- Quistorp, Commerz.-R. Johs.**, Der Kern der Arbeiterfrage. Vortrag gehalten am 6. März 1872 in der Aula des Johannes in Hamburg. gr. 8. 23 S. Stettin, Brandner. 1 Jgr.
- Reichensperger, Dr. Aug.**, Phrasen und Schlagwörter. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für Zeitungsleser. 3. bedeutend verm. Ausg. gr. 16. 180 S. Paderborn, Schöningh. 13½ Jgr.
- Eine Stimme aus Oesterreich** über die neueste Rechtspflege und Gesetzgebung von einem praktischen Juristen. gr. 8. 26 S. München, Franz. 4 Jgr.
- Stiehl, Geh. Ob.-Reg.-R. F.**, Meine Stellung zu den drei preussischen Regulativen vom 1., 2. u. 3. October 1854. Eine Flugschrift. Hoch 4. 50 S. Berlin, Herz. 10 Jgr.
- Gaebler, Dr. Carl Ghelf.**, Wie sollte das deutsche Volk nach den Siegen von 1870 und 1871 auf das Drama der Vergangenheit blicken? Wie sollte es das seiner-eigenen Zukunft gestalten? 55 Sätze. 8. 23 S. Leipzig, Muge. 5 Jgr.
- Segeffer, Stat.-R. Dr.**, Annahme oder Verwerfung der neuen Bundesverfassung? Vortrag geh. in Sursee den 25. März 1872. gr. 8. 16 S. Luzern, Gebr. Rüber. 2 Jgr.
- Sepp, Prof. Dr.**, Deutschland und der Vatikan. Staats- und Volksmännern, sowie Kirchenobern zur ersten Erwägung. 8. 256 S. München, Gummi. 20 Jgr.
- Siebenpfeiffer u. J. C. A. Wirth**, Reden geh. bei dem Nationalfest der Deutschen zu Hambach, am 27. Mai 1832. Ein Erinnerungsblatt, veröffentlicht am 40jähr. Gedenttage 27. Mai 1872. gr. 8. 20 S. Kaiserslautern, Rohr. 2½ Jgr.
- Uebersicht** über die Gesetzgebung, sowie die Einrichtung und den Gang der Verwaltung in Elsaß-Lothringen für 1871/72. besonderer Abdruck aus der amtlichen Vorlage. gr. 4. 12 S. Berlin, Kortkamp. 6 Jgr.
- Wasserschleben, Geh. Just.-R. Prof. Dr. Herm.**, Die deutschen Staatsregierungen und die katholische Kirche der Gegenwart. gr. 8. 86 S. Berlin, Eideritz, Verl. 8 Jgr.
- Weber, Oberbürgermeister Wiltz.**, Gewerbe und Gemeinde. Ein Vortrag. gr. 8. 43 S. Gera, Strebel. 7½ Jgr.
- Wiß, Dr. C.**, Ueber die Wohnungsfrage in Deutschland. gr. 8. 46 S. Berlin, Mayer u. Müller. 10 Jgr.
- Gedichte und Lieder** freistümiger und social-demokratischer Tendenz. Mit einem Anhang, enth. Mittheilungen aus den principiellen Beschlüssen der internationalen Arbeiterassociation, sowie der social-demokrat. Parteigruppen in Deutschland, Oesterreich und in der Schweiz, nach d. authent. Quellen. Zusammengestellt und mit Erläuterungen herausg. v. J. Franz. 8. 64 S. Zürich, Verlags-Magazin in Comm. 10 Jgr.

- Roneberg**, Pfr. Herm., Die Internationale oder eine Welt voll Trümmer und ein Meer voll Blut. Für das katholische Volk. gr. 8. 43 S. Augsburg, Franzfelder. 6 fgr.
- Becker**, Bernh., Der alte und der neue Jesuitismus oder die Jesuiten und die Freimaurer. Eine Klostergefängnisarbeit. gr. 8. 56 S. Braunschweig, Graff und Müller in Comm. 6 fgr.
- Katholus-Ludom**, Ph. v., Conservative Partei und Ministerium. gr. 8. 56 S. Berlin, Puttammer und Mühlbrecht. 12 fgr.
- Reichensperger**, Pet., Ueber die Verhältnisse des Staates zur Kirche im Hinblick auf die Jesuitendebatte im deutschen Reichstage. gr. 8. 36 S. Berlin, Moeser in Comm. 5 fgr.
- Sendfchreiben an den geistigen Adel deutscher Nation**. Vom Verf. der Concil-Reden. gr. 8. 28 S. Leipzig, Luchard. 7 1/2 fgr.
- Venzmer**, C. S., Volkszählung und Auswanderung. Eine ernste Frage der Zeit nebst einem Vorworte. gr. 8. 52 S. Rostock, Kuhn. 8 fgr.
- Weil**, Zul., Die Frauen im Recht. Juristische Unterhaltungen am Damentisch. gr. 8. 33 S. Berlin, Staude. 7 1/2 fgr.
- Der Conflict zwischen Staat und Kirche in Bayern**. Eine kirchenstaatsrechtliche Studie von einem katholischen Juristen Dr. *. Mit brieflicher Einführung des Pred. Adalb. Huhn. gr. 8. 156 S. Regensburg, Pustet. 13 fgr.
- Jäger**, Priv.-Doc. Dr. Ernst Ludw., Der Uebergang zur Goldwährung. Eine nationalökonom. Skizze. gr. 8. 96 S. Stuttgart, Kröner. 15 fgr.
- Leutner**, Priv.-Doc. Dr. Ferd., Zum Rechtsschutz gegen das Vagabundenwesen. (Aus „öfterr. Zeitschr. f. Verwalt.“) gr. 8. 15 S. Wien, Braumüller. bar 4 fgr.
- Die ländlichen Arbeiter**. Bericht über die Verhandlung der 5. Generalversammlung des Hauptvereins für innere Mission in Sachen herausg. vom Vereinssecretariate. gr. 8. 35 S. Leipzig, Dörffling und Franke in Comm. 6 fgr.
- Dehyn**, Graf Frz., Beiträge zur Aufklärung über die Gemeinschädlichkeit des Jesuitenordens. 2. Aufl. gr. 8. 52 S. Leipzig, Hartknoch. 15 fgr.
- Hessden**, F. Heinr., Die Alabamafrage. gr. 8. 89 S. Stuttgart, Cotta. 18 fgr.
- Herrfurth**, Reg.-R. L., Die Ausführung des Artikels 17 der Verfassungs-Urkunde für den preuß. Staat vom 31. Jan. 1850. Eine Studie über das Kirchenpatronat und die Bedingungen seiner Aufhebung. gr. 8. 58 S. Berlin, C. Heymanns Verl. 10 fgr.
- Koerner**, Geh. Reg.-R. Oberbürgermeister a. D. Thbr., Der Beruf des Staates und der Gemeinde in der socialen Frage. Ein Beitrag zur Lösung derselben im deutschen Rechtsstaate, unter Anschluß an bestehende Verhältnisse entworfen. gr. 8. 67 S. Berlin, Guttentag. 10 fgr.
- Pöhl**, Prof. Dr. Jos., Das bayerische Verfassungsrecht auf der Grundlage des Kirchenrechtes. Suppl. zu der 4. Aufl. d. Lehrbuchs des bayer. Verfassungsrechtes. gr. 8. 159 S. München, liter.-artif. Anst. 26 fgr.
- Sybel**, Heinr. v., Am Denkmal Stein's. Festrede geh. zu Nassau, am 9. Juli 1872. 8. 24 S. Bonn, Cohen u. Sohn. 5 fgr.
- An die social-demokratischen Arbeiter**. 16. 16 S. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 3/4 fgr.
- Gilsberger**, Pfr. Herm., Die Trennung der Kirche vom Staate in ihren Consequenzen, mit besonderer Rücksicht auf die Lage der evangel. Kirche im deutschen Reiche. Vortrag, gehalten auf der Pastoralconferenz am 20. Juni 1872. gr. 8. 16 S. Königsberg, Gräfe und Unzer. 3 fgr.
- Dove**, R. R., Politisches Sprichwörterbrevier. Tagebuch eines Patrioten der fünfziger Jahre, zur Charakteristik jener Zeit. gr. 8. 256 S. Leipzig, D. Wigand. 1 thlr. 6 fgr.
- Gras**, Dr. W. H., Aus der Praxis. Volkswirtschaftliche Studien und Skizzen. gr. 8. 192 S. Breslau, Marcusse u. Berendt. 1 thlr. 10 fgr.
- Gwald**, Prof. Dr. H., Aus dem deutschen Reichstage zu Berlin. Mit fünf Reichstagsreden über die wichtigsten Kirchenfragen im heut. Staate. gr. 8. 86 S. Braunschweig, Spohr und Wengler. 12 fgr.
- Jacoby**, Dr. Joh., Gesammelte Schriften und Reden. 2 Thle. gr. 8. 422 und 380 S. Hamburg, D. Meißner. 3 thlr.
- Oppenheim**, H. B., Der Katheder-Sozialismus. gr. 8. 84 S. Berlin, Oppenheim. 15 fgr.
- Die Suprematie der Kirche und die Dienstpflicht der Fürsten in der römisch verkehrten Welt**. Anthropologisch beleuchtet von e. Zweifelnden. gr. 8. 40 S. Leipzig, D. Wigand. 7 1/2 fgr.
- Hermann**, Prof. Dr., Das Frauenstudium und die Interessen der Hochschule Zürich. (Aus „Neue Zürcher-Zeitung“.) 16. 17 S. Zürich, Drell, Rüfli u. Co. 4 fgr.
- Saum cuquis**. Die Verfassung der Kirche nach ihrer Trennung vom Staate. Eine kirchenpolitische Abhandlung. gr. 8. 45 S. Breslau, Korn. 10 fgr.
- Beyer**, Past. Frz., Was hat das neue deutsche Reich vom neuesten Jesuitismus zu erwarten. Ein Vortrag, auf Grund der Moral-Theologie des Jesuitenpaters Prof. Gury geh. zu Elberfeld und Barmen. gr. 8. 26 S. Barmen, Wiemann. 6 fgr.
- Gzetti-Ruhhaus**, Frh. von, Die ländliche Arbeiterfrage. Vortrag auf der General-Versammlung des schles. Provinzial-Vereins für innere Mission zu Liegnitz am 23. Mai 1872 geh. gr. 8. 24 S. Breslau, May u. Co. in Comm. 3 fgr.
- Franklin**, Prof. Dr. Otto, Das deutsche Reich nach Severinus v. Monzambano. Rectoratsrede. gr. 8. 27 S. Greifswald, Bindewald. 7 1/2 fgr.
- Meyer**, J., Das Geld. Eine national-ökonom. Studie. gr. 8. 117 S. Wien, Faesly und Frid. 24 fgr.
- Ribbeck**, Prof. Dr. Otto, Politische Anweisungen. (Frei nach Plutarch.) Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers von

- Deutschland u. Königs von Preußen Wilhelm I. geh. an der Christian-Albrechts-Universität am 22. März 1872. 4. 15 S. Kiel, Universitätsbuchh. 8 sgr.
- Schwider**, Prof. J. H., Vor den Wahlen. Eine populäre Darlegung der politischen Verhältnisse Ungarns. 8. 39 S. Pest, Unger. 12 sgr.
- Ungarn und Deutschland**. Zwanglose Hefte zur Vermittelung wichtigeren Verständnisses zwischen beiden Nationen. 1. Heft. gr. 8. 71 S. Leipzig, Loewenstein. 15 sgr.
- Zöllner**, C. W., Das Lehrgebäude der Volks-Wirtschaft. 2. Buch: Die Arbeit und die Association. gr. 8. 68 S. Cottbus, Heine in Comm. 10 sgr.
- Glieber**, Constance, Der Beruf der Frau. Eine Beleuchtung der weiblichen Lebensstellung vom socialen Standpunkt. 16. 64 S. Leipzig, Schulze in Comm. 10 sgr.
- Ein Wort über die **Papstwahl**. gr. 8. 37 S. Berlin, van Nuyden. 6 sgr.
- Der **Jesuitismus** getreu nach der Natur gezeichnet und den Männern der Kirche, des Staates und des Volkes zur Betrachtung vorgestellt von einem bekehrten Jesuiten. 8. 116 S. Leipzig, D. Wigand. 20 sgr.
- Freimuth**, Dr. J. C., Eine Luxemburger Frage vor hundertfünfundsiebenzig Jahren. Größtentheils nach ungedruckten Gesandtschafts-Berichten und Sitzungs-Protokollen dargestellt. (Separat-abdr.) gr. 4. 25 S. Leipzig, Peter in Comm. 10 sgr.
- Weber**, Oberbürgermeister Wilh., Gewerbe und Gemeinde. Ein Vortrag. gr. 8. 43 S. Gera, Strebel. 7½ sgr.
- Für und wider** die Jesuiten. 2. Thl. 6. u. 14. Bericht der Kommission für Petitionen, betr. die Petitionen für und wider eine allgemeines Verbot des Jesuiten-Ordens in Deutschland. Erstattet vom Prof. Dr. Gneiss. (Aus den amtl. stenogr. Berichten.) gr. 8. 52 S. Berlin, Kortkamp. 12 sgr.
- Jhering**, Hofr. Prof. Rud. v., Der Kampf ums Recht. gr. 8. 100 S. Wien, Manz. 1 thlr.
- Lesse**, Justizr. (Th.), Die Nationalität der Kauf-fahrtei-Schiffe und ihre Befugnis zur Führung der Bundes-Flagge. Gesetz und Verordn. vom 25. Oktbr. 1867. Mit Erläuterungen. gr. 8. 15 S. Berlin, Kortkamp cart. 6 sgr.
- Religion und sociale Frage**. Von einem Arbeiter. gr. 8. 8 S. Königsberg, Braun und Weber. 1 sgr.
- Uebersticht** über die Gesetzgebung, sowie die Einrichtung und den Gang der Verwaltung in Elsaß-Lothringen für 1871/72. (Aus der amtl. Vorlage.) gr. 4. 12 S. Berlin, Kortkamp. 8 sgr.
- Richter**, Divisionsapfr. M., Ueber den National-haß zwischen dem französischen und dem deutschen Volke. Vortrag geh. zu Glogau und Posen. 16. 67 S. Berlin, Rauch. 7½ sgr.
- Lichtenberger**, Prof. F., Le protestantisme et la guerre de 1870. 3. éd. augmentée d'une préface. gr. 8. 52 S. Straßburg, Treuttel und Witz. 6 sgr.
- Böhmert**, Prof. Dr. Vict., Der Sozialismus und die Arbeiter-Frage. gr. 8. 180 S. Zürich, Schabelitz. 1 thlr.
- Die **Corruption** in Oesterreich. Ein Beitrag zur Charakteristik der österreich. Verhältnisse. gr. 8. 59 S. Leipzig, Luchardt. 10 sgr.
- Krieg dem Liberalismus!** Ein Büchlein für das christliche Volk. Amberg, Pustet. 3½ sgr.
- Der **Wahlsteg** der Verfassungstreuen in Böhmen im April 1872 und seine Bedeutung im österreich. Verfassungsleben. gr. 8. 71 S. Leipzig, Schmalers und Pech. 12½ sgr.
- Zur Geschichte der **Internationale** v. M. V. gr. 8. 327 S. Leipzig, Grunow. 1 thlr. 25 sgr.

I. Aufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar-historischen Inhalts.

Victor Aimé Huber.

Elvers, Rudolf. Victor Aimé Huber. Sein Werden und Wirken. Mit einem Portrait V. A. Huber's nach einer Zeichnung von Rugeudas. Erster Theil. gr. 8. VIII und 347 S. Bremen 1872. Verlag von F. Ed. Müller. Preis 1 thlr. 18 sgr.

Der erste Gedanke zu diesem Buche ist von einem Freundeskreise ausgegangen, welcher trauernd um den Sarg Hubers mit dem Wunsche stand, daß sein Bild, wie es sich in Bernigerode seit Jahrzehnten dargestellt hatte, festgehalten und weiteren Kreisen zugänglich werde. Consistorialrath Elvers, dem zu diesem Zwecke Hubers reicher handschriftlicher Nachlaß anvertraut ward, hat sich der Aufgabe mit treuer Liebe und anerkennenswerthem Geschicke unterzogen. Mit sicherer Hand, ohne einseitige Vorliebe, ohne Zudecken der Schwächen hat er das Bild gezeichnet, so daß die gehaltvolle ruhige Darstellung den angenehmsten Eindruck hinterläßt. Je mehr der Verfasser sich die übernommene Aufgabe überdachte, um so mehr mußte er nach eigener Aeußerung (S. VII) erkennen, daß es sich um ein reiches und eigenartiges Leben handle, daß es Pflicht sei, nicht nur das letzte Resultat desselben, sondern Hubers ganze Entwicklung zu erforschen und darzustellen. Obgleich er daher in der zunächst gegebenen Vorgeschichte der Familie an Personen und Zustände anknüpfen muß, welche der literarischen Welt längst bekannt und zum Theil bereits Gegenstand zahlreicher öffentlicher Besprechungen geworden sind, so erfahren wir doch vieles Interessante und Neue, zumal über Therese Huber durch deren hier mitgetheilte Briefe dem Werke ein besonderer Reiz und eine wohlthuende Objectivität verliehen worden ist. Diesem reichen Brieffschatze ist die genaue Kenntniß der Jugend und Entwicklung Huber's zu danken. Mit vielem Geschick sind ferner in die Erzählung Hubers eigene Briefe versflochten worden, welcher von früherer Jugend her sich durch große Offenheit gegen die nächsten Anverwandten aussprach. Man muß gestehen, der Mann, welcher in späteren Jahren so vielfach angefeindet wurde, ja im persönlichen Verkehr namentlich während der letzten Aufenthaltsjahre in Berlin so manche schroffe Seite herauskehrte und gegen alte Freunde wie Bekannte sich unheimlich erwies, — wie liebenswürdig freundlich, ja anregend und anziehend erscheint er während seiner Jugend! Er war der Sohn von Therese Heyne, welche in erster Ehe an Forster verheirathet war, an dessen Seite sie das Glück des Lebens nicht fand, dann sich nach seinem am 12. Januar 1794 in Paris erfolgten einsamen Tode mit Ferdinand Huber verheirathete, welcher als Redacteur der allgemeinen Zeitung 1804 starb. Von den sechs eigenen Kindern Hubers überlebten den Vater nur zwei: die damals neunjährige Louise und das jüngste Kind, unser Victor Aimé Huber, welcher am 10. März 1800 in Stuttgart geboren war. Das Bild eines kräftigen, gesunden, gutmüthigen Knaben tritt uns aus allen den kleinen Zügen hervor, welche von Aimé hie und da in den Briefen der Mutter eingestreut sind. Ein wichtiges Erziehungsmittel der Mutter war das Erzählen und sie nahm wahr, daß ihre Bemühungen eine heilsame Folge hatten. Nach dem Tode des Vaters lag ihr anfangs der Gedanke fern,

sich von dem Knaben trennen und ihn in fremde Hände geben zu müssen, bis ihr Fellenberg, welcher damals schon mit dem Gedanken eine Mustererziehungsanstalt für Knaben anzulegen sich trug, den Vorschlag machte, ihm Aimé zur Erziehung anzuvertrauen. Zehn und ein halbes Jahr verweilte Aimé unter Fellenberg's Leitung in Hofwyl. Als ein weiches, bildsames Kind war er dorthin gekommen, — als ein willensstarker und eigenartiger Jüngling verließ er den Ort, nachdem er Eindrücke empfangen und Reime in sich aufgenommen hatte, welche ihre Einwirkung auf sein ganzes Leben behalten sollten. Wir erhalten durch Briefe der Mutter einen genauen, belehrenden Einblick in die berühmte Erziehungsanstalt und deren Entwicklung. Da Fellenberg nach fast vollendeter Schulzeit den Knaben nicht fahren lassen wollte und den Versuch gemacht zu haben scheint, Aimé zu überreden, daß er sein Leben ganz dem Dienst der Anstalt zu widmen verspreche, so kam es zu einem Bruche und Huber verließ Hofwyl. Fellenberg ließ den Knaben, der nur wenige Gulden besaß, ohne Abschied in die weite Welt hinaus ziehen; der ganze Cötus, welcher auf einem Spaziergang begriffen war, sprach ihm auf seiner einsamen begonnenen Wanderung volle Zustimmung und Anerkennung aus. Am 20. October 1816 traf er in Stuttgart ein, wo seine Mutter den Wohnsitz hin verlegt hatte, welche große Freude an dem Wiedersehen ihres Sohnes empfand, wenn sie gleich von ihm erklärte, „er sei grenzenlos neu im Weltumgang aber nicht linkisch, — ohne Zierlichkeit, aber nicht ungeschliffen, — ein Westindier voll guten Willen, aber leicht beleidigt.“ Die Frage: ob ein sechzehnjähriger Jüngling schon reif sei für das Universitätsstudium? wurde von den zu Rathe gezogenen Anverwandten besaßt und Huber bezog im November 1816 die Universität Göttingen, um dort Medicin zu studiren. Die wichtigste Bedeutung hatte für den jungen Studenten das Haus seiner Großmutter Heyne, in welchem er fortan als Sohn leben sollte. Die dortigen Anverwandten hatten mit Wohlwollen und herzlicher Theilnahme die Absicht, ihm freie Wahl zu lassen und nur etlichen üblen Gewohnheiten vorzubeugen. Aus seinen eigenen Briefen lernen wir die Kämpfe wegen der Wahl des Berufes aber auch eine kräftige, zur Selbstständigkeit hinneigende Natur kennen; er spricht nicht gerade respectvoll von seinem „Großantantkrenz“ — eine derselben nennt ihn einen starken vierschrotigen Menschen. Nicht-ohne Einfluß auf ihn blieb Adele Blumenbach, die Tochter des berühmten Naturforschers, welche einst viel gefeiert und umworben sich nach einer schweren Herzenserfahrung ganz der Pflege der alten Eltern zu leben resignirt hatte — sie war, wie Referent gern hinzufügt, eben so liebenswürdig wie aufopfernd gegen Alle, welche in den berühmten Hause der Eltern verkehrten. Durch einen mitgetheilten Brief der Großmutter Heyne (S. 130 und 131) erhalten wir einen kulturhistorisch interessanten Beitrag zu dem damaligen Studentenleben. Huber selbst blieb dem eigentlichen Studentenleben ziemlich fern und zeigte schon das Streben nach möglichster Unabhängigkeit von persönlichen Bedürfnissen und nach strenger Selbstzucht, das ihm während seines ganzen Lebens treu bleiben sollte. Nur das medicinische Studium füllte seine Seele nicht aus, vielmehr drängte es ihn, seine Nebenfunden mit dem Studium neuerer Sprachen auszufüllen, Spanisch, Italienisch, Portugiesisch wurde getrieben. Die Mutter war mit der nicht regelrecht durchgeführten Richtung seiner Studien nicht zufrieden, sie glaubte seine bürgerliche Existenz bedroht und theilte diese Besorgniß unumwunden dem Sohne mit. Bei diesem kam jetzt die Pietät zum Durchbruch und er schrieb: „Dich glücklich zu machen, ist ein Zweck, für den zu leben es der Mühe werth ist. Ob ich es kann, ist ungewiß, allein wenn es gewiß ist, daß ich Dich auf dem anderen Wege unglücklich mache, so will ich ruhig und gerne den alten Weg fortgehen. Das heißt: ich will so viel Medicin lernen, als dazu gehört um unabhängig leben zu können“ S. 165. Mitten unter den Kämpfen war zwischen Mutter und Sohn festgestellt worden, daß dieser nunmehr Göttingen zu verlassen und sich nach Würzburg zu begeben habe, um als bairischer Staatsangehöriger auf einer bairischen Unversität zu promoviren und sich dadurch seine Heimathsrechte zu wahren. So verließ er denn Ende März 1820 die Georgia Augusta, der er drei und ein halbes Jahr angehört hatte. Wir erfahren nichts von besonderer Nährung, die er dabei gefühlt hätte. Die Großmutter

gab ihm noch das gute Zeugniß auf den Weg, daß ein gewisser Geist der Ordnung, den sie früher nicht so recht deutlich gewahr geworden sei, sich in allen seinen Vorbereitungen für die Uebersiedlung kund gethan habe. In Würzburg überzeugte er sich von Neuem, daß er der Medicin treu bleiben müsse, um durch sie einen Erwerbszweig und somit einen sicheren Halt im Leben zu haben; er setzte sich deshalb mit aller Kraft daran, sein Studium zum Abschluß zu bringen. Damals trat er schon mit Friedrich Julius Stahl in Berührung, der ihm im späteren Leben trotz mancher aus ihrer verschiedenen Art hervorgehenden Differenzen ein naher Freund werden sollte. Sie scheinen damals wenig Anziehungskraft auf einander geübt zu haben. Am 26. October 1820 wurde die vielseitige Prüfung bestanden und am 4. November hatte die öffentliche Disputation statt, die wie gewöhnlich als bloße formelle Ceremonie verlaufen zu sein scheint, obgleich einzelne der von Huber aufgestellten Thesen herausfordernd genug waren und die feyerliche Stellung, welche er zur Arzneiwissenschaft einzunehmen begonnen hatte, hinreichend kennzeichneten. Den Winter 1820 auf 21 blieb Huber in Stuttgart, wo seine Mutter seit 1819 die Redaction der im Cotta'schen Verlage erscheinenden Zeitschrift: *Morgenblatt für gebildete Stände* führte. Seine nächste Aufgabe war, die ihm wegen seiner Promotion noch obliegende Pflicht zu erfüllen und eine medicinische Dissertation zu schreiben. Durch Blumenbach's vergleichende Anatomie angeregt, hatte er sich die Untersuchung des eigenthümlichen Schnabelbaues des Spechtes zur Aufgabe gestellt; die dem Onkel Blumenbach dedicirte lateinische Dissertation erschien unter dem Titel: „*De lingua et osse hyoideo pici viridis*. Stuttgartardiae 1821.“ Bis die Dissertation aber von der Würzburger Facultät approbirt und ein von der bayrischen Regierung bewilligtes Reisestipendium von 1000 Gulden wirklich zahlbar geworden war, vergingen viele Monate. Huber benutzte die dadurch gegebene Muße, um zu seinen spanischen Sprachstudien zurückzukehren und ließ als Frucht derselben ein kleines Heft in Marau 1820 unter dem Titel „*Sammlung spanischer Romane aus der früheren Zeit*“ erscheinen. Die Sammlung enthält allerlei Scherzgedichte, Liebeslieder und Balladen, zum Theil in einem sehr derben Ton, aber alle von charakteristisch nationaler Färbung. Außerdem schrieb er einen Aufsatz über die Eingebornen von Südamerika, indem er zwölf spanische Werke excerpirte, um daraus ein Bild der amerikanischen Volksstämme zu gewinnen, welche auf den Gang der dortigen Revolution und die neue Ordnung der Dinge von großer Wichtigkeit sind. Aus diesen Beschäftigungen geht schon hervor, wie seine Fachwissenschaft alsbald bei ihm wieder in den Hintergrund getreten war, nachdem er ihr den durch die Promotion gebotenen Tribut dargebracht hatte. Im Frühjahr 1821 verließ er Stuttgart, um in Paris seine Studien zu vollenden. Die Mutter hatte ihn selbst an ihren alten Bekannten Alexander von Humboldt gewiesen, der sich denn auch des jungen Mannes mit seinem gewohnten Wohlwollen annahm. An andere bedeutende Naturforscher und Aerzte war Huber durch Blumenbach empfohlen, namentlich war es Cuvier, der ihn anzog und in dessen Salon er sich häufig einfand. Hauptsächlich aber waren es die Häupter der damaligen liberalen Opposition, zu denen er sich hingezogen fühlte und von deren ihm eröffneten Umgang er Vieles zu lernen hoffte. Im Allgemeinen fühlte er sich am wohlsten mit den deutschen Landsleuten, und hier zuerst wurde die Landsmannschaft für ihn zu einem bewußten Lebenselement. Vor allen drängte sich ihm die Nothwendigkeit auf, die Zeit auszukäufen und auf baldigen eigenen Erwerb bedacht zu sein. Er besuchte täglich die von den bedeutendsten Lehrern gehaltenen Kliniken, nahm noch einen Operationscursus an und suchte sich in der französischen medicinischen Literatur heimisch zu machen. Sodann gab er sich eifrig solchen Arbeiten hin, durch welche er seiner Mutter einen Theil seines Unterhalts abzunehmen hoffte. Er begann kurze Skizzen, gleichsam Genrebilder aus dem Pariser Leben, unter dem Titel „*Guckkastenbilder und sonst Allerlei aus Paris*“ zu Papier zu bringen und sie mit anderen Arbeiten der Mutter zu senden. Diese hatte volle Freude davon, denn es war das eigenste Wesen ihres Sohnes, welches ihr aus diesen kleinen Aufsätzen entgegenleuchtete, und sie erkannte darin, was sie früher an ihm zu vermissen glaubte, seine

herzliche Theilnahme und darum seinen offenen Blick für die Leiden und Freuden seiner Mitmenschen. Diese Guckkastenbilder, welche dem Autor viele Theilnahme und reichen Beifall erwarben, bewogen den Stuttgarter Buchhändler Freiherrn von Cotta, unaufgefordert und unerwartet einen Theil der Kosten einer projectirten spanischen Reise zu tragen. Am 1. October 1821 reiste er von Paris ab, „um endlich einmal in der Nähe ein Volk zu sehen was anfängt frei zu werden, um einmal in einem Lande zu sein, wohin der Druck der heiligen Allianz nicht reicht“. (S. 198.) Huber hatte schon seit Jahren die lebhafteste Theilnahme für die Kämpfe der Ultraliberalen, der Moderados, der Servilen (Anhänger des seitherigen absoluten Regiments) und der Exaltados, der Linken, gewonnen; er hatte zu Paris in Kreisen verkehrt, in denen der spanische Liberalismus hochgepriesen und bewundert wurde, und sie hatten ihm wieder von vornherein die entsprechenden Kreise Madrids eröffnet. Es ist nicht unmöglich, daß Huber während dieses ersten Madrider Aufenthalts schon selbst in die Nationalgarde eingetreten ist. In seinen Briefen an die Mutter ist allerdings nichts davon erwähnt, er wollte ihre Sorge nicht noch vergrößern; doch bewahrte er noch bis zu seinem Ende die damals geführten Waffen und konnte gelegentlich von seinen Erlebnissen auf der Wache und dergleichen erzählen. Neben der Politik blieb auch noch Raum für allerlei andere Studien. Seine alte Liebhaberei für das spanische Volkslied fand hier neue Nahrung. Das Morgenblatt brachte 1822 bereits eine Sammlung von „Seguidillas“, kurzen in Madrid zur Guitarre gesungenen Liedern, sowie Beobachtungen über Land und Leute, über Bauwerke und Gemälde. Für medicinische Studien hatte sich Madrid aber sehr bald als gänzlich unergiebig erwiesen; die Mutter nahm Veranlassung, an die Abreise zu mahnen, da er ja für sein Fach in Spanien nichts gewinne. Im Februar 1823 verließ er Madrid und ging nach Lissabon; hier erfuhr er den am 7. April begonnenen Uebergang der Franzosen über die Bidassoa und den Beginn des spanischen Verfassungskrieges, alsbald war er wieder mitten drein in dem alten Conflict zwischen Thattendurst und Pflichtgefühl. In einen der wenigen aus dieser Zeit erhaltenen Briefe schreibt er an die Mutter: „zwei Hauptquellen meines Lebens stehen sich gegenüber — Liebe zur bürgerlichen und Volks-Freiheit auf der einen, und die Liebe zu Dir auf der anderen Seite; ich war eher Dein Sohn, als ich Bürger war, und jenes erste Prinzip mag doch am Ende wieder aus diesem ersten und natürlichsten entspringen, — wenigstens in mir, der ich Dein Sohn bin. Doch das Alles ist Geschwätz, — worauf es ankommt, ist das Resultat: so lange ich beide Pflichten oder Antriebe nicht vereinen kann, so folge ich dem Wege, der mich wieder zu Dir zurückruft.“ Und diesem Entschlusse blieb er treu, aber mit dem größten Interesse und mit blutendem Herzen folgte er dem Gange der Dinge in Spanien. Im August 1823 traf er in Hamburg ein und ward hier bestimmt, sogleich nach Edinburgh zu gehen um dort zugleich für seine medicinischen und für Cotta's literarische Zwecke thätig zu sein. Das medicinische Studium nahm er mit allem Ernst wieder auf und verschaffte sich deshalb mit Hülfe der Blumenbach'schen Empfehlungen Zugang zu den Hospitälern, Bibliotheken und den Celebritäten seines Faches, in deren Collegien er zu hospitiren pflegte, so weit der Gegenstand der Vorlesung ihn interessirte. Aber seine innere Stellung zu seinem Fache wurde dadurch keine andere, nur trug der Aufenthalt in Schottland dazu bei, Hubers Aufmerksamkeit mehr und mehr auf religiöse Fragen zu richten und ihn die kirchlichen Dinge als einen wichtigen Factor im Volksleben erkennen zu lassen. Auch machte der schottische Aufenthalt in so fern künftigen Entwicklungen im geistigen Leben Hubers Bahn, als er hier zum ersten Male ein Bild von den Aeusserungen eines thätigen Christenthums, wie wir sie heutigen Tages unter dem Namen „innere Mission“ zusammenfassen, vor sich sah und einen Eindruck ihrer Würde und ihres Segens erhielt. Und indem er tiefer in die schottischen und demnächst in die englischen realen Zustände hineinschaute, da drängte sich ihm zuerst die Abnung auf, daß nicht allein von der politischen Verfassungsform das Glück und das Unglück eines Staates abhängt, sondern daß das Verhältniß der einzelnen socialen Schichten zu einander, die Art und Weise, wie die Güter unter ihnen

vertheilt seien, und die Mittel, mit denen der Armuth entgegen getreten würde, gleiche Wichtigkeit für das Wohl des Ganzen hätten. Bis zum Februar 1824 blieb er in Edinburgh, nahm einen zweimonatlichen Aufenthalt in London und ging dann wieder nach Göttingen. Merkwürdig ist seine Unzufriedenheit mit Göttingen — „zahn ist hier Alles und wie!“ — während er doch im Jahre 1836 so gern dort Professor der Geschichte und neueren Literatur geworden wäre; vielleicht bringt der zweite Theil nähern Aufschluß über seine damaligen Wünsche und den Grund ihrer Vereitelung. Ein eigenthümliches Urtheil fällt er gegen seine Mutter über Otfried Müller: „Ziel Geist und Gelehrsamkeit, Phantasie und Poesie, auch Wit und all dergleichen aber so gar nichts Factisches — nichts gesehen oder gelebt oder erlebt, immer Raisonnements, Grundsätze oder Theorien, die sie Thatsachen entgegenstellen.“ S. 250. Und doch fügt Referent hinzu, hat Huber gerade von diesem geistvollen und liebenswürdigen Gelehrten ein Citat aus den Göttinger gelehrten Anzeigen als Motto auf der Rückseite des ersten Bandes der englischen Universitäten (Cassel 1839) gebraucht. Die Frage nach dem Werth des Christenthums wurde namentlich durch Arnswald, Sohn des hannoverschen Ministers, gefördert. Zu seinen Verwandten war er diesmal in ein glückliches Verhältniß getreten und alle Tanten berichten der Mutter, wie sehr er an Liebenswürdigkeit gewonnen habe und wie er bemüht sei, ihnen gefällig und dienstbereit zu sein. Am meisten war wiederum Adele Blumenbach seine Vertraute; er schrieb der Mutter: „Ich glaube unter den guten Dingen ist eins der besten ein vertraulicher Gedankenwechsel mit einer Frau, die weder Schwester, noch Mutter, noch Geliebte ist.“ Ueberhaupt bildete sich mehr und mehr der besondere Zug in ihm aus, daß, während er im geselligen Verkehr mit Männern regelmäßig etwas Herbes und Zurückhaltendes annahm, es ihm Bedürfniß war, sich Frauen gegenüber rückhaltlos auszusprechen und sie zu Vertrauten seines inneren Lebens zu machen. Aber er sehnte sich nach dem Wiedersehn von Mutter und Geschwistern. Die Mutter war inzwischen auf Cotta's Wunsch von Stuttgart nach Augsburg übergesiedelt, befand sich aber augenblicklich in Bayreuth bei der Tochter, wo Huber nach dreieinhalbjähriger Trennung Mutter und Schwester wieder sah. Huber blieb etwa zwei Monat in Bayreuth und begleitete dann die Mutter nach Augsburg, zog aber bereits im April 1825 nach München, um sich zu dem medicinischen Staats-Examen zu melden und sich unmittelbar auf die Arbeiten desselben vorzubereiten. Die Mutter fand damals den Sohn sehr zu seinem Vortheil verändert, sie wiederholte immer, wie brav, wie tüchtig, wie kenntnißreich, wie männlich würdig er geworden und wie er doch zugleich herzlich fröhlich sein und seine Umgebung wie sie sagte „mit Schnurren“ erheitern könne. Aber ihre Befürchtung in Betreff der Zukunft ihres Sohnes sollte sich auch bestätigen, derselbe wurde gar nicht zum mündlichen Examen zugelassen, weil er bei einem Recepte bezüglich eines schriftlich zu bearbeitenden Krankheitsfalles einen Fehler gemacht hatte, den er selbst für einen in der Eile begangenen Schreibfehler erklärte, den jeder Apotheker als solchen erkennen würde. Er fühlte sich deshalb auch in Bayern, welches er als seine Heimath ansehen mußte, durchaus fremd. Mitten in ein mannichfach angeregtes und bewegtes Leben kam eine Aufforderung von Cotta zur Theilnahme an der Redaction der Allgemeinen Zeitung; Huber glaubte in derselben Weise wie sein Vater sich ganz literarischen Arbeiten widmen zu müssen. Cotta setzte ein Jahreshonorar von 800 Gulden aus mit der Bestimmung, daß er seine Thätigkeit zwischen der allgemeinen Zeitung und den Annalen theilen solle. Indessen waren Hubers geschäftliche Beziehungen in Augsburg am wenigsten befriedigend, am meisten wurde ihm seine Stellung durch die Erwägung verleidet, daß ihm die tägliche Arbeit keine Muße und Stimmung zu eingehenden wissenschaftlichen Studien lasse, daß er also auf alle Fortbildung verzichten müsse und daß ihm Gefahr drohe, zum bloßen Zeitungschreiber zu werden. Als der Frühling 1826 ins Land kam, war die alte Wanderlust in Huber unwiderstehlich geworden, er schlug Cotta vor, er möge ihn nach Paris ziehen lassen, damit er von dort aus für seine Blätter correspondire und namentlich Uebersichten über englische und französische Literatur schreibe. Als Cotta

nach anfänglichem Sträuben seine Einwilligung zu der Uebersiedelung nach Paris gegeben hatte, reiste er über Tübingen u. Straßburg nach der Seinestadt ab, wo er am 15. Juli eintraf. In demselben Hause des Quartier latin wohnte mit ihm ein anderer Deutscher, der später bekannt gewordene Publicist R. H. Hermes; bei ihrer ersten Berührung mit einander erfuhren sie zur beiderseitigen Ueberraschung, daß sie beide im Dienste Cotta's stünden und in derselben Richtung correspondiren wollten, ohne daß Cotta für nöthig befunden hätte, sie gegenseitig von ihrer Existenz zu unterrichten. Huber ward darüber sehr verstimmt und kürzte seinen Aufenthalt in Paris ab, indem er einige Zeit nach London ging. Von hier kehrte er über Hamburg nach Göttingen zurück um die „Skizzen aus Spanien“ hier zu vollenden, welche im Frühjahr 1828 in Braunschweig erschienen; die Aufnahme des Buches bei den großen Publikum war eine durchaus günstige, alle Recensionen waren des Lobes voll. Nur möchten wir bezweifeln, daß der in den Worten S. 301 „nur der alte K. ist phänsch und kann meine medicinische Desertion nicht verdauen“ angedeutete Name richtig sei, denn im Jahre 1826 war nur ein Professor mit den Anfangsbuchstaben K. in Göttingen, nämlich der Hofrath Keuß in der philosophischen Facultät, Dunkel von Huber; offenbar ist der Mediciner Hofrath Strohmeier gemeint (starb 1830) und der Buchstabe K. ist in St. zu verwandeln. Seine meiste Zeit und beste Kraft verwandte damals Huber auf das quellenmäßige Studium der spanischen Geschichte und fuhr rastlos und ungestört fort, sich mit historischen Arbeiten zu beschäftigen, um für den Lebensunterhalt zu sorgen, als er auf Empfehlung seines Onkels Heeren zum Lehrer der Handelsschule in Bremen vorgeschlagen wurde. Nachdem er noch eine Reise durch Frankreich und England gemacht, traf er im October 1828 in Bremen ein. Das Gefühl, dort nunmehr eine feste Heimath zu haben, wollte sich anfangs noch nicht finden; aber von großer Bedeutung wurde dort für ihn der Verkehr mit dem reformirten Pastor Pauli, welcher eine gänzliche Umgestaltung seines religiösen Denkens und Fühlens in ihm bewirkte, und ihn zu dem machte, was er bis zu seinem Ende geblieben ist: ein frommer Christ. Am 15. Juni 1828 starb seine Mutter; die Nachricht erschütterte ihn aufs tiefste, es mochte ihm grauen vor der gänzlichen Einsamkeit die seinem Leben bevorstand. Der Zauber der jungen Liebe übte nun seine Kraft und er verlobte sich am 28. Juni 1829 mit der Tochter des Senators Klugkist, Auguste; am 7. März 1830 fand die Hochzeit statt. Die Zeit des unbestimmten Sehnsens und Suchens lag hinter ihm, jetzt war er der in seiner Ueberzeugung gewisse, seiner Kraft bewußte, in seinen persönlichen Verhältnissen gesicherte Mann, und die Zeit des ernstesten Wirkens und Schaffens begann.

Das vorstehende Buch dient aber nicht bloß zu rechten Würdigung des Mannes, dessen Namen es trägt, sondern giebt auch zur richtigen Erkenntniß seiner Mutter ebenso willkommene als bisher nicht beachtete Anhaltspunkte, nachdem freilich erst kürzlich der für die Culturgeschichte so wichtige Kreis, dem sie wie Caroline Michaelis-Böhmer = Schlegel = Schelling angehörte, durch das vortreffliche Buch von Waiz Aufklärung erhalten hat.*) Aus den mitgetheilten Briefen tritt ihr äußeres und inneres Leben hinreichend deutlich hervor, sodaß wir ein ganz unmittelbares und vollständiges Bild ihres Seins und Wollens erhalten. Auerkennenswerth ist der Ernst, wie sie die Aufgabe der Erziehung ihres Sohnes erfaßte und wie sie bemüht war, dieselbe zu lösen. So sehr ihr das Schreiben von Briefen eine Erholung und Genuß war, so blieb ihr doch das Schreiben für die Oeffentlichkeit eine peinliche Arbeit der sie sich nur um des Erwerbes willen unterziehen zu müssen glaubte. Aber in dem Urtheile „einer idealen, ja poetisch phantastischen und gefühlvollen Auffassung der Menschen und Dinge,“ (S. 343) hat wohl die Pietät des Sohnes einen zu hohen Maßstab angelegt, wenn auch der Wunsch, noch mehr Briefe von ihr kennen zu lernen, doch gerechtfertigt ist. Adlff.

*) Bzl. Allg. lit. Anzeiger Bd. VIII (1871), S. 379 ff.

Ueber christliche Kunst und deren Verhältniß zur sittlichen Entwicklung.

Von J. Lange, Maler.

Wenn ich mir erlaube über Kunst und über die Beziehung derselben zur sittlichen Entwicklung zu reden, so muß ich im Voraus um gütige Nachsicht bitten, wenn mir als Fachmann etwas Voreingenommenheit für mein Fach, die bildende Kunst, mit unterlaufen sollte. Objectiver wird ja natürlich von einem außerhalb einer solchen Thätigkeit Stehenden geurtheilt werden, doch wird vielleicht auch vom Künstler manches von anderer Seite betrachtet werden können, als vom Aesthetiker von Fach. — Ich würde den Zweck meines Vortrages für erfüllt halten, wenn es mir gelingen sollte, an meinem geringen Theile dazu beizutragen, manche Vorurtheile gegen die bildende Kunst zu verschenken und zu einer eingehenden Betrachtung der Werke derselben anzuregen.

Den unauslöschlichen Zusammenhang der Kunst mit der sittlichen Entwicklung, gedenke ich theils durch Betrachtung gegenwärtiger Kunstzustände sowie durch Beleuchtung des Wesens aller wahren Kunst, theils an geschichtlichen Beispielen nachzuweisen, welche letzteren sich natürlich zu einem kunstgeschichtlichen Abriss von gedrängtester Kürze gestalten werden. —

Ich werde darzulegen suchen, daß die edle Kunst nie blühte bei niedrigem sittlichen Zustande eines Volkes und daß dieselbe andrerseits ein bedeutender Hebel für die Sittlichkeit und Religiosität der Völker war.

Zuvörderst Einiges über manche Ausartungen und Abwege, sowie über das Wesen der Kunst.

Gegenüber so mancher Unterschätzung, ja Geringschätzung der Kunst sei im Voraus darauf aufmerksam gemacht, daß zur Kunst im weiteren Sinne Alles gehört, was durch Wort, Klang, Form oder Farben über das bloß Nothwendige hinausgeht. Man wird daran erkennen, wie tief die Kunst in unser Leben eingreift, ja daß wir fortwährend von Werken derselben umgeben sind. Der Mensch würde dieselben nicht schaffen, wenn sie nicht auf ihn wirkten; und daß diese Wirkung keine gleichgültige ist, werden Wenige bezweifeln. Wenn ich von herrschender Geringschätzung der Kunst spreche, so kann mir nicht die Liebhaberei einzelner Kunstfreunde entgegengehalten werden, noch weniger die massenhaft producirte und also begehrte Waare von zweifelhaftem Werthe, die sich breit genug macht; sondern eine Geringschätzung der Kunst, insbesondere der bildenden Kunst, zeigt sich darin, daß die Wichtigkeit, der sittliche Werth derselben und ihr enger Zusammenhang mit der Religion, also auch insbesondere mit der Religion der Religionen, dem Christenthum, von einem großen Theile der Gebildeten und Ernstdenkenden verkannt wird. Auch von der Gesamtheit des Volkes muß ein gewisses Verständniß verlangt werden können, wenn man auch mehr die auf's Leben angewandte Kunst, die Kunstindustrie dabei in's Auge faßt.

Es ist nun erfreulich, in der Entwicklung unserer Kunstindustrie neuestens eine bedeutende Wendung zum Bessern constatiren zu können, nachdem wir bisher bekanntlich im Vergleich mit anderen Nationen auf diesem Gebiete sehr zurück gewesen waren, obgleich wir in der höheren Kunst seit Anfang dieses Jahrhunderts alle anderen Völker weit zu übertreffen begonnen hatten.

Aber die Kunst in ihren höchsten Leistungen kann nicht auf die Masse des Volkes wirken, da das Verständniß für dieselbe erworben sein will und in unserer Erziehung bisher sehr wenig, vielleicht Nichts dafür geschah, dieses Verständniß anzubahnen; andrerseits aber auch unsere Kunstschulen und Akademien so organisirt sein sollten, daß die Künstler befähigt würden, ihre Kunst auch praktischen Zwecken zuwenden zu können, was aber auch erst erlernt werden muß, selbst von dem Befähigtesten.

Im Mittelalter hatten die Künstler diese Fähigkeit. Es waren deshalb auch viel

weitere Kreise empfänglich für die Leistungen der höheren Kunst, sowie ein barbarischer Geschmack in allen Lebensformen nicht so leicht möglich war. Ich sage in allen Lebensformen, denn die Idee des Schönen greift viel tiefer in unsere sämmtlichen Verhältnisse ein, als man meist glaubt.

So boten nun uns in unserem Zeitalter die bedeutendsten Künstler das Bedeutendste was bis jetzt geleistet wurde, wenigstens dem eigentlichen Gehalte nach, wenn auch vorerst nicht mit vollendeter Technik der Darstellung; es wurde dieß aber nur von einem kleinen Kreise der Gebildeten verstanden und geschätzt. An der Mehrheit des Volkes fast giengen diese großen Leistungen eindrucklos vorüber; und gleichzeitig herrschte in der vorzugsweise auf den Kunstsinne des Volkes wirkenden Kunstindustrie die völlige Barbarei, die „Styllosigkeit.“

Was den im Gegensatz hiezu während der letzten Jahrzehnte eingetretenen Anfang zum Bessern betrifft, so ist nur zu wünschen, daß das wahre Verständniß dafür mehr und mehr um sich greifen möge, damit die edleren und geschmackvolleren Artikel auch die gesuchtesten und deshalb die einträglichsten für die Verfertiger sein mögen, und dieselben nicht verleitet werden, dem schlechten Geschmack styllose Sachen zu liefern, um „courante Artikel“ zu erhalten.

Als ein überwundener Standpunkt wird hoffentlich die Sucht anzusehen sein, Geräthschaften und allerhand Dinge zu bewundern und anzufertigen die ihrem Zweck möglichst wenig entsprechen und ihre Bestimmung nicht errathen lassen, nur um einen recht natürlichen Schmuck daran anzubringen.

So ist vielleicht irgend ein Ding, das man vor Baumästen und Hirschgeweihen oder dergl. kaum anfassen kann, die Hülle eines Schmuckkastens, Schreibzeuges oder ähnlichen Geräthes, das mit Hirschen und Wildschweinen durchaus nichts zu schaffen hat. Man kann Derartiges nicht mehr Verzierung nennen; es ist nicht ornamental untergeordnet, sondern völlig plastisch, damit es ja recht natürlich sei. Von unseren Frauen, die recht eigentlich die Pflegerinnen der Kunst im Familienleben sein sollen, auch großentheils sind, wenn auch nicht immer mit geläutertem Geschmack, wird wohl hin und wieder auch jetzt noch, namentlich bei Sticereien, mehr auf sogenannte Natürlichkeit als auf Schönheit und Zweckmäßigkeit gesehen, (die trotzdem doch auch naturgemäßer ist), so daß man z. B. auf Ruhestiften faulstiche Blumen, Papageien oder andere Thiere anbrachte, da die grellen Farben sogar nicht mehr genügten. Es mußte durch untergestopfte Wolle auch plastisch werden, damit es nur ja natürlich sei, obgleich dadurch jedes müde Haupt sogleich abgeschreckt wird. Ueber unsere neuesten Moden erspare ich mir ein Urtheil.

In unsern Wohnräumen würfeln wir auch Sachen der verschiedensten Stylarten harmlos durcheinander, oder man hat gar Gefallen daran, wie an schrecklichen musikalischen Potpourris.

Das Aeußere unserer Wohnhäuser giebt ebenfalls Zeugniß für den gemüthlosen, nur auf den Schein gerichteten Sinn, man erstaunt wirklich, wenn man manche unserer modernen Städte durchwandert, über die trostlosen architectonischen Ungeheuer, belebt mit möglichst vielen Verzierungen. Ich spreche dabei nicht von öffentlichen Bauten, die großentheils ausgezeichnete Kunstleistungen sind, sondern von Privatbauten, die so recht ein Zeugniß für den Sinn und Geschmack des Volkes ablegen und den Mangel an Geist und Gemüth in unserer Zeit offenbaren. Da dabei Originelles selten aufkommt, so sind eigentlich die meisten Häuser gleich; sie unterscheiden sich nur durch die angeklebten Verzierungen und die Hausnummern, es giebt deshalb auch nicht Langweiligeres als eine recht schöne neue Straße, im modernen Sinn. Uebereinstimmung ist da allerdings vorhanden.

Ja sogar in unseren Kirchen offenbart sich dies und sind dieselben oft nichts weniger als würdig ausgestattet. Entweder sind die alten gothischen Kirchen in der Popszeit modernisirt worden, im glücklicheren Falle blos im Innern erneuert und macht sich der sinnlose Schwulst des sogenannten Rococostyls darin breit, der zu den roma-

nischen oder gothischen Räumen paßt wie die Faust auf's Auge; oder kahle Räume und Wände erinnern noch an die Zeit der Bilderstürmerei und sind dann wirklich wie der für würdigen Gottesdienst führende Pastor Frommel in seinen Schriftchen „Ueber Kunst im täglichen Leben“ sie nennt, nur „Nedekasten“, da ja sogar auch die Tonkunst aus unsern Gottesdiensten auf das bescheidenste Maas zurückgebrängt ist. Doch das Ungehörige fühlt man nicht und das Fehlende vermißt man nicht. Man rechtfertigt unsere, wie man sagt „einfachen“, vielleicht auch eintönige Kirchen und Gottesdienste wohl gar mit ähnlichen Gedanken, wie sie die Jünger bei der vermeintlichen Verschwendung der köstlichen und kostbaren Salbe hegten und aussprachen; wie sie aber der Herr nicht bloß dem Judas, sondern auch den wohlmeinenden Jüngern verwies.

Ebenso ist es eine krankhafte Verirrung, wenn man in mönchischer oder puritanischer Weise eine besondere Geistlichkeit in geradezu kunst- und geschmacklosem Wesen, in Wohnung, Kleidung und sonstigen äußeren Dingen sucht.

Luther sagt darüber bezeichnend: „Mit Kappenanziehen oder in einen Winkel oder Wilbniß kriechen entlaufft dem Teufel und der Sünde nicht, er findet dich gleich sowohl in der Wüsten in der grauen Kappen, als auf dem Markte in einem rothen Rocke; sondern mit dem Herzen muß es geschlossen sein, daß sich dasselbe unbesleckt erhalte vor der Welt.“ Wie denn auch Luther nicht Schuld ist, an der gerühmten Einfachheit unserer Kirchen und Gottesdienste, da er Verständniß für Kunst hatte; er allein gab noch den Impuls für unsere herrlichen Choräle.

Alles ist unser, und es soll Alles geabelt und geheiligt werden und es ist keine lobenswerthe Entschiedenheit, wenn man statt die Lebensverhältnisse möglichst zu heiligen, sein Licht unter den Scheffel der Wunderlichkeiten stellt.

Der edle Mensch soll sich auch in jeder Beziehung durch edles, durch schönes Wesen kennzeichnen. Man erkenne die sogenannten äußeren Dinge nach keiner Seite hin, weder durch Vernachlässigung, noch dadurch, daß man sie zu wirklichen Neußerlichkeiten, zum Schein werden läßt. Es kann und soll dem Menschen Nichts bloß äußerlich sein, sondern Alles wird einen inneren Grund haben und soll ihn haben. Neußerlich angeslogene, geschmacklose und unpassend zusammengewürfelte Sachen, lassen in der Regel auf Oberflächlichkeit der Bildung und des Charakters eines Menschen schließen.

Die bildende Kunst selbst ist ein sprechender Beweis dafür, daß Innerlichkeit und Neußerlichkeit, Geist und Körper ein Ganzes bilden, nicht zu trennen sind; sie, die nur mit äußeren Mitteln wirkt und wirken kann, steigt in die Tiefen der Seele und des Geistes hinab und erschließt uns den ganzen Menschen, ja sie wendet sich vorzüglich an die zarteste Innerlichkeit des Gemüths. Alle Kunst befördert eine harmonische Entwicklung des Menschen. Ich halte auch das Nachsinnen und das Genießen des größten Kunstwerkes, der Schöpfung, dem alle menschliche Kunst nur zur Dolmetscherin dient, für Kunstgenuß und zwar für den unmittelbarsten Kunstgenuß, dem ich auch alle Wirkungen der Kunst zuschreibe. Aber wie Viele sehen mit sehenden Augen nicht und hören mit hörenden Ohren nicht; wir bedürfen der Dolmetscherin, der Kunst, dieses himmlischen Geschenkes, um den Sinn für das Schöne zu wecken und um es als ewiges Weltgesetz kennen zu lernen, daß in der vollkommenen Welt das Gute und das Schöne zusammenfällt.

Natur und Kunst sind an sich keine Gegensätze, obwohl durch die wahre Kunst die Natur unverdorben, harmonisch ohne ungelöste Dissonanzen erfaßt wird und insofern der irdischen Welt gegenüber steht.

Freilich giebt es auch eine Ksterkunst, die die irdische Natur nicht verkärt und verklären will, sondern von der Nachseite derselben lebt und über die Gemeinheit, das Böse, eine gleichnerische Decke zieht. Dahin sind alle Schandbilder zu rechnen, sie mögen nun ihre Trivolität hinter glänzender äußerer Kunstfertigkeit verstecken, oder das gewöhnliche Nachwerk an so manchen Schaufenstern sein.

So heilsam die wahre edle Kunst ist, die wahrlich nicht prude zu sein braucht,

so gefährlich ist diese andere, die sogar sich nicht scheut, ihre Gemeinheit hinter heiligen Gewändern zu verbergen.

Doch ich wende mich ab von dieser Ausartung der Kunst. Alle wahre Kunst ist in ihrem Grunde überirdisch, trotzdem sie sich irdischer Mittel bedienen muß; sie ist in ihrer Weise zum Ausdruck gekommene Religion, sie ist Predigt und Prophetin.

Den höchsten Rang nimmt die Kunst des Wortes, die Dichtkunst ein; ist doch auch der größte Theil der heiligen Schrift Poesie und zwar die höchste und beste. — Der Kunst der Töne, der Musik, gebührt die nächste Stelle; sie ist der unmittelbarste Ausdruck der Seele. — An dritter Stelle erst nenne ich die Kunst der Form, der Erscheinung, der Darstellung, die bildende Kunst. Obgleich ich dieselbe zuletzt nenne, ist sie doch nicht eine geringe; vor der Musik hat sie den Vorzug, daß sie nicht so abhängig von der Zeit ist, ihre Werke sind immer vorhanden, wirken fortwährend und am schnellsten, ein Blick, ein wirklicher Augenblick genügt, uns eines Bildwerkes (oder Bauwerkes) theilhaftig zu machen. Der guten oder schlechten Einwirkung derselben können wir uns kaum entziehen, die bildende Kunst bildet unsere ganze Umgebung. — Ein Buch liegt geschlossen und ungelesen vor uns; ein Musikstück bedarf einer guten Aufführung, vorausgesetzt das ein passendes Organ (Instrument) vorhanden. Die Werke der bildenden Kunst dagegen, obgleich sie stumme sind, reden doch fortwährend.

Die Kunst soll uns das große Kunstwerk Gottes, die Schöpfung erschließen, dessen Harmonie in unserer Welt nur getrübt zum Ausdruck kommt; denn während wir die Schönheit als Weltgesetz erkennen, umgiebt uns nur allzu viel des Häßlichen. Aesthetiker, die diese Trübung nicht kennen oder kennen wollen, stehen hier vor einem ungelösten Widerspruch und äußern sich dann deshalb wie Schiller: „In die Natur müsse man erst das Schöne hineinlegen, ihr unser Gefühl leihen,“ oder gar wie Hegel: „Das Naturschöne ist nicht des Geistes theilhaftig und nicht aus ihm erzeugt, daher ist auch der schlechteste Einfall eines Menschen einem Naturgegenstand vorzuziehen.“ Schelling meint: „Der einzelne Naturgegenstand stellte kein Unendliches dar, was dagegen das Kunstwerk thue.“ Dagegen hebt der jetzt lebende Aesthetiker Ecard gewiß richtig hervor, daß die Naturgegenstände Theile des großen Kunstwerkes Gottes sind. Freilich übersteht auch er aber dabei das Vorhandensein des Häßlichen, der Disharmonie, und kennt nur das Schöne als Weltgesetz. Im großen All mag wohl keine ungelöste Dissonanz bleiben, für unsere Erkenntniß aber ist sie vorhanden. In jedem edlen Kunstwerke kommt ein Gottesgedanke zum harmonischen Ausdruck und gerade das Ahnenlassen und Aussprechen desselben ist der geheime Zug, der uns in den Kunstwerken fesselt und befriedigt, wohl oft dem Darsteller und Beschauer oder Hörer auch unbewußt.

Für die Verkenntung gerade der bildenden Kunst in unserer Zeit, scheint mir der Hauptgrund zu sein, daß von und nach zwei Richtungen auseinander gerissen wird, was zusammengehört. Ich meine Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Form.

Der Spiritualismus kennt nur eine wesenlose Geistigkeit, der Materialismus hängt an der äußeren Form; beide Richtungen können die bildende Kunst nicht würdigen und verstehen. Namentlich an der ersteren kränkeln wir alle, dieselbe hat auch den heutigen Materialismus als Gegensatz hervorgerufen.

Der Spiritualist findet alles in unserer Kunst nicht geistig genug, der Materialist sucht und findet nur die Schaafe.

Sind diese beiden Richtungen doch auch mit ein Hinderniß, das herrlichste Kunstwerk, die lieblichste Idylle, das schönste Epos, das größte Drama, „die Erscheinung Christi“ zu fassen! Dem Einen ist's zu irdisch hergegangen, der Andere bemüht sich, über dieses, wie über alle Wunder zu lächeln, obgleich er doch selbst das wunderbarste aller Wunder ist, der mit seinem Geist denkt, daß er keinen Geist habe, ja der sogar auch einen Hang zum Wunderbaren hat, — man denke an die ungeheuerlichen Wunder des Darwinismus, der doch im letzten Grunde nur auf Materialismus hinausläuft!

Doch ich schweife ab; da aber der Materialismus der Todfeind aller Kunst ist, konnte ich seiner nicht vergessen.

Andererseits wissen wir nirgend von Geist ohne Form. Braucht doch sogar der Gedanke die Form des Wortes, die Rede; er existirt nicht ohne diese Form, ja der höchste Gedanke, der poetische, braucht eine besonders knappe, gebundene Form und der musikalische Gedanke bedarf des Rhythmus, und der Tonreihe zur Melodie. — Und besonders die bildende Kunst wird bleiben und wirken als ein thatsächlicher Beweis gegen beide Irrthümer.

Aus der Geschichte werde ich nun die anfangs aufgestellte Behauptung ebenfalls nachzuweisen suchen.

Für die Wirkung der Kunst, vorzüglich der bildenden Kunst sind die Hellenen ein besonders sprechender Beweis, beruht doch ihre edle Erscheinung in der Geschichte zum größten Theile auf dem Einflusse derselben.

War auch bei den Griechen die Religion so getrübt, daß dieselbe zum großen Theil nur noch ein Spiegelbild ihres eigenen Lebens mit seinen Licht- und Schatten-seiten war, so bezeichnen doch die herrlichen homerischen Dichtungen einen Aufschwung aus den Finsternissen des Heidenthums zu höherer Religiosität; denn auch hierbei ist die Reihenfolge in der Entwicklung der Künste zu bemerken auf welcher ein namhafter Forscher auf dem Kunstgebiete aufmerksam machte. Zuerst pfllegt sich die Dichtkunst zu entwickeln, dann die Musik und zuletzt die bildenden Künste.

Von der Musik der Hellenen ist uns nur wenig erhalten, — nur 4 fragmentarische Musikstücke, — wir haben also davon kein genügendes Bild. Desto besser kennen wir ihre Architektur und Plastik.

Die Architektur, deren Tempel von jeher dem Menschengeschlecht dazu dienten, in ihnen sich zu sammeln und die Gottheit zu verehren, die also dem höchsten Zwecke diente, stellte damit auch ein äußeres Bild der Religion vor die Augen des Volkes, welches man mit Recht Predigten in Stein genannt hat.

Die Plastik, verdrängte oder veredelte doch den rohen Götzendienst; der Zeus des Phidias bezeichnet eine Epoche in der Religionsgeschichte der Griechen.

Die primitive Götzbildnerei verdient den Namen der Kunst im vollen Sinne nicht, Kunst wird von Können abgeleitet; erst beim sittlichen Versinken der Völker erniedrigt sich die Kunst wieder zur Götzbildnerei, wenn auch einer feineren, sowohl in der Verherrlichung des Fleisches, als in den götzenähnlichen Heiligenbildern der Jetztzeit. Die herrlichsten Schöpfungen im ernsten dorischen Styl und in der anmuthigen Schönheit des ionischen Styls wurden im 5. Jahrhundert v. Chr. geschaffen, zur Zeit des Perikles, in der Zeit der höchsten sittlichen Höhe des hellenischen Volkes.

Die nationale Schöpfung der Akropolis, von der wir namentlich in den Ueberresten des Parthenon noch Zeugnisse der Herrlichkeit und edlen Schönheit haben, ist ein Beweis des Adels und der Größe der Empfindung des damaligen griechischen Volksgeistes. Ebenso offenbaren die Sculpturen dieser Zeit eine edle Einfachheit, weise Beschränkung, innerliche Tiefe, gepaart mit der keuschesten äußeren Schönheit. Namentlich an den Nesten der Sculpturen des Parthenon tritt dieß hervor, die man zum Theil der eigenen Hand des Phidias zuschreibt und gewiß mit Recht, denn die Bruchstücke des Giebelfeldes gehören zu dem Schönsten und Großartigsten der Bildhauerei überhaupt. Die Werke des Phidias bezeichnen den Gipfel der ersten Blüthezeit der griechischen Kunst. Später tritt bei immer tieferem Sinken des griechischen Volkes, theils in abergläubigere, theils in jügellosere Anschauungen (einzelne edlere Geister bildeten Ausnahmen) ein Zurück-sinken der Kunst, eine Sucht nach bloß äußerer Schönheit, sowohl in der Architektur wie in der Plastik hervor. Ist doch auch schon der allerdings noch schöne, aber fast überladen prachtvolle corinthische Styl ein erstes Anzeichen davon. Die Göttergestalten erscheinen, wenn auch die äußere Formenschönheit auf die Spitze getrieben wird, doch

fast aller Göttlichkeit entkleidet, erscheinen sinnlich und wirken nur sinnlich. — Ein Blick auf die reine Schönheit der Venus von Melos im Vergleich zu der vielgerühmten medizeischen Venus beweist dies deutlich, obgleich sich doch schon bei ersterer, die der zweiten Blüthezeit (4. Jahrh. v. Chr.) angehört, nicht mehr die göttliche Ruhe, das Ueberirdische zeigt, wie an den Werken aus der Zeit des Phidias. In der zweiten Epoche treten immer mehr die dem menschlichen Leben entnommenen Motive in der Kunst hervor. Der reine, ungetrübte Sinn für die heitere aber erhabene Ruhe der griechischen Götter entschwindet und die Künstler, die Hammer und Ambos ihrer Zeit sind, wenden sich deshalb mehr und mehr diesen Stoffen aus dem Bereiche der reinen Menschlichkeit zu.

Das bedeutendste Beispiel dieser Richtung ist die Gruppe der Niobiden, von Praxiteles oder Skopas. Vergleichen wir den tiefen Seelenschmerz, der in den Figuren der Niobiden zum Ausdruck kommt mit dem Theatereffect, der uns in der Gruppe des sogenannten farnesischen Stieres entgegentritt, welche schon der (vom Ende des 4. Jahrds. v. Chr. an gerechneten) Nachblüthe der griechischen Kunst angehört, so sind sie zwei ebenso sprechende Beweise, als die vorgenannten.

Die Gruppe des Laokoon, die so viele herrliche Eigenschaften der griechischen Kunst noch einmal zusammenfaßt, tritt mit ihrer Hervorkehrung des gewaltsamen momentanen Schmerzes bereits an die Grenzen des plastisch Darstellbaren; man vergleiche damit die Tiefe des Schmerzes in der Figur der Niobe. Die innerliche begründete Nothwendigkeit der äußeren Erscheinung beginnt immer mehr zu fehlen, ja sinnlicher Reiz wird sogar das vorherrschende Motiv der Kunstthätigkeit, weshalb die äußerste Virtuosität in der Technik erstrebt und auch erreicht wird. Dabei bemerkt man öfters Nachahmung älterer Ideen, da einer solchen Kunst die wahre Schöpferkraft nicht mehr einwohnt. — Freilich eilte in dieser Epoche die griechische Nation auch schon ihrem gänzlichen Verfall entgegen.

Im Römerreich, das auf äußere Herrschaft alles Dichten und Trachten richtend, die innerliche Kraft zur Hervorbringung einer selbstständigen Kunst nicht hatte, wenn auch gewaltige Bauten ausgeführt wurden und durch den hinzugebrachten Rundbogen in der Architectur eine bedeutsame Eigenthümlichkeit sich zeigt, entstanden doch die besten Werke in der Zeit, als die Anlehnung an griechische Kunst noch am unmittelbarsten war.

Colossale Bauten eigenthümlichen Gepräges, die Amphitheater, entstanden seit dem Anfang der Kaiserzeit als Stätten der rohen, den Römern eigenen blutigen Schauspiele der Menschen- und Thierkämpfe, die für die sittliche Versunkenheit des römischen Reichthums bezeichnend sind.

In der Sculptur ist der Mangel eigener Schöpferkraft noch auffallender; denn diese Kunstwerke wurden sämmtlich von Griechen ausgeführt, die ihre Kunst auf römischem Boden noch einmal entfalteten.

Nachdem die Völkerstürme ausgetobt hatten, vor denen die classische Kunst vollends erloschen war, erhob sich die Kunst wieder im christlichen Zeitalter.

Als das Christenthum von der Unterdrückung durch das Heidenthum befreit war und die Segnungen desselben sich dem Volke mittheilten, entwickelte sich sofort auch auf italischem Boden eine selbstständige christl. Kunst, aus den dürftigen Anfängen in den Katakomben.

Auf griechischem Boden entwickelte sich der byzantinische Styl.

In der Architectur begegnen wir hier den für den christlichen Gottesdienst umgestalteten Gerichtshallen oder Basiliken, die nach dieser Umgestaltung in ihrer unübertroffenen Einfachheit der Anlage und doch dabei so reichen Ausschmückung des Innern, eine eigenthümlich großartige Wirkung ausüben. — Die darin befindlichen Mosaiken,

besonders die Christusbilder, die sich durch strenge aber erhabene Würde auszeichnen, bezeugen den mächtigen Aufschwung der künstlerischen Productivität, und führen zugleich die eigentliche Kunst der christlichen Epoche, die Malerei, ein. — Die Basilika St. Paul zu Rom und die Sophienkirche zu Constantinopel repräsentiren beide Richtungen.

In Deutschland erheben sich bei der Verdrängung des Heidenthums durch das Christenthum die herrlichen romanischen Bauten, theilweise byzantinische wie der Dom zu Aachen. Da bei unserer eben erst erwachten Nation, aus nahezu barbarischen aber verhältnißmäßig hohen sittlichen Zuständen, entfaltet sich die Bildhauerei früher, ehe dieselben in Italien wiedergeboren wurde, zu einer für damalige Verhältnisse bewundernswerthen Vollkommenheit. Wahrscheinlich aus dem Anfang des 12. Jahrh. n. Chr. rühren die noch roheren Sculpturen an dem sogenannten Exterstein her. Eine hohe Vollendung zeigen schon andere an der roman. Kirche zu Wechselburg, worunter sich namentlich ein thronender Christus, von den Symbolen der Evangelisten umgeben, auszeichnet; sie stammen aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. Wahrscheinlich vom Anfang des 13. Jahrh. stammt die berühmte goldne Pforte zu Freiberg her, die diesen Namen den so ausgezeichneten Bildhauereien an ihr verdankt. Oberhalb der Thür stellen dieselben die Anbetung der heil. 3 Könige dar und an den beiden Schrägungen Gestalten heiliger Männer und Frauen des alten Testaments; man glaubt Jona, David, Abraham darunter zu erkennen; Andere sind nicht mehr mit Sicherheit zu deuten.

So lange die römische Kirche eine noch vorwiegend christliche war, entfalteten sich durch sie die Künste in außerordentlichem Maaße.

Die romanische Baukunst entwickelte sich am schönsten am Rhein, die herrlichen Kirchen an beiden Ufern desselben und der nächsten Umgebung, von Köln bis Speyer überbieten einander an Herrlichkeit und zaubern uns, wenn wir dort weilen, die vergangenen Jahrhunderte zurück. Aber nicht bloß die Kirchen, sondern die ganzen Städte, die Burgen, alles giebt Zeugniß von der außerordentlichen Schwungkraft des damaligen Volksgeistes, der (in seiner Art) dem jetzigen wahrlich nicht nachstand. — In Trier und seiner Umgebung begegnet sich nun die Römerzeit mit dem frühesten Mittelalter in seinen imposanten Baudenkmalen. Es gehören dahin die Ruinen eines kaiserlichen Palastes (die sog. röm. Bäder), ein Amphitheater aus der vordchristlichen Zeit, ja die noch völlig erhaltene mächtige Porta Nigra, wohl noch aus der vorromanischen (merovingischen?) Zeit, dann der romanische Dom, der ganz auf römischem Fundamente ruht, zum Theil noch aus römischem Mauerwerk besteht, endlich die jetzt für den evangelischen Gottesdienst benutzte, durch den hohen Kunstsinu König Friedrich Wilhelm des IV. restaurirte wunderbar schöne altrömische Basilika, die mir, was das Innere betrifft, als die würdigste Stätte des christlichen Cultus erschien, die ich bis jetzt sah.

Die gothische Baukunst ist dann recht eigentlich eine Schöpfung und Verförperung der sich mehr und mehr entwickelnden spezifisch römischen Kirche, in ihrem besseren Sinne (vom Beginne des 12. Jahrh. ab). In Nordfrankreich entstanden, erreicht der goth. Baustyl ebenfalls am Rhein seine höchste und reinste Blüthe, dessen Ufer wir in dieser Hinsicht noch einmal verfolgen könnten. Der Rhein ist wirklich ein Edelstein unseres Vaterlandes in der schönsten Fassung und war unseren Nachbarn die Sehnsucht nach ihm nicht zu verüßeln!

In der Sculptur stand unser Vaterland in der ersten christlichen Zeit am bedeutendsten, ja fast einzig da, wie wir früher sahen. In der Baukunst entwickelt es den romanischen und gothischen Styl zur höchsten und schönsten Blüthe im Vergleich mit allen anderen Nationen, wie denn das deutsche Volk mit seiner Gemüthstiefe und Religiosität auch zu diesen Leistungen vorzugsweise veranlagt und berufen erscheint.

Der gothische Styl beherrschte das ganze Abendland und entwickelte sich in jedem Lande in eigenthümlicher Weise. Besonders eigenthümlich in Italien, aber nicht recht im Geiste der Gothik. Am bezeichnendsten für diese Richtung ist der Dom zu Orvieto mit seiner prächtig geschmückten Fagade und den dabei sich darbietenden großen Flächen, die von Giotto's Hand mit Fresken geschmückt sind.

Mit Giotto, dem Freunde Dantes, erwacht 1296—1336 eine geistigere, tiefere Auffassung in der Malerei, welche die mehr typisch gewordene Form um dieselbe Zeit abstreifte, wo sich auch auf anderen Gebieten ein Sich losringen aus den Fesseln, die nach und nach die Päbste geschmiedet hatten, kundgab. Charakteristisch für die Weise Giotto's und seiner Richtung sind seine allegorischen Werke, besonders die Fresken in der Kirche des heil. Franziskus zu Assisi über dem Grabe desselben, darstellend die 3 Gelübde des Franziskanerordens: die Keuschheit, die Armuth, den Gehorsam. Die Bildhauerei hatte schon in den Pisano's im 13. Jahrh. bedeutende Vertreter gefunden. Größeres noch leistete Lorenzo Ghiberti, (+1455) dessen Bronzethüren am Baptisterium zu Florenz von wunderbarer Schönheit sind. Ghiberti steht fast vollständig außer und über der Kunst seiner Zeit und rechtfertigt da mit Michael Angelo's Ausspruch betreffs jener Thüren: „sie wären werth die Pforten des Paradieses zu sein.“

Die moderne Kunst begründete sich in der Epoche der f. g. Frührenaissance durch Filippo Brunellesco (1377—1446) einen neuen Baustyl, der in Italien fast plötzlich den gothischen Styl verdrängte, und zwar durch Anschluß an den früheren classischen Styl auf Italiens Boden; wie denn die Gothik vom italienischen Volksgeiste nie recht geistig durchgearbeitet worden war, und keine wahrhaft tiefen Wurzeln dort geschlagen hatte.

Die Toscanische und Umbrische Schule bereitere nun durch eine Reihe ausgezeichnete Meister die höchste Blüthe der Malerei und der christlichen Kunst überhaupt vor, welche wir bis jetzt kennen, — wenigstens wenn man die Uebereinstimmung des inneren Gehaltes mit der vollkommenen Darstellung als maassgebend hinstellt.

Fiesole der von 1387—1455 lebte, also schon in der sog. modernen Kunstepoche, gehört seinem Styl und Wesen nach eigentlich mehr noch der früheren an, doch kommt in seinen Werken eine bisher nicht erschienene Innigkeit, Tiefe und Zartheit des Seelenlebens zum Ausdruck; er ist recht eigentlich der Mystiker unter den Malern, seine Gestalten sind von einer eigenthümlich naiven aber überirdischen Schönheit. Fra Angelo da Fiesole der fromme, innige Mönch, dem die Arbeit an der Staffelei in seiner Klosterzelle Gottesdienst war, der nie ohne Selbstgeißelung und Gebet an seine Werke ging, hauchte seine ganze Andacht in die Gestalten seiner Bilder; wir fühlen uns denselben gegenüber wie auf einem heiligen, reinen Lande, da man die Schuhe von den Füßen thun muß. Filippino Lippi, Massaccio, Ghirlandajo und andere verfolgten im Vergleich dazu eine kräftigere, realistische Richtung. Francesco Francia und Perugino, der Lehrer Rafael's, der umbrischen Schule angehörig, nähern sich wieder mehr dem Wesen Fiesole's.

Durch Bramante (1444—1514) erreichte die Baukunst der Renaissance ihre höchste Entwicklung in der sog. Hochrenaissance, von der eine Anzahl der schönsten Paläste Italiens und namentlich die St. Peterskirche in Rom, Zeugniß geben.

Lionardo da Vinci (1452—1519) leitet die Reihe der großen Meister der höchsten Kunstepoche ein. Die berühmte so bekannte Darstellung des Abendmahls im Kloster St. Maria delle Grazie zu Mailand ist sein bedeutendstes Werk.

Diese Höhe der Kunst fällt in die Zeit der großen geistigen Gährung, die die ganze christliche Welt damals bewegte. In Italien, der Stätte dieser höchsten Entwicklung, nahm diese Gährung freilich nicht den segensreichen Verlauf für die Folgezeit, wie durch die Reformation in Deutschland; eben deßhalb sank aber auch die Kunst in Italien sehr bald von ihrer Höhe herab und ging auf unsere Nation über.

Doch bewegten im Anfang der Reformationszeit immer noch kräftige sittliche Ideen das italienische Volk, zum Theil allerdings in einer blos humanistischen Richtung mit schwärmerischer Verehrung des classischen Alterthums, in welcher Beziehung die Päbste selbst sowie ein großer Theil der Geistlichkeit vorangingen. Die gigantischen Werke Michael Angelos Buonarrotti's, der die Seelenzustände mit furchtbarer Wahrheit und

oft dämonischer Größe schilbert, ebenso die herrlichen Werke Rafael Santi's sind bekannt und sprechen für sich selbst. Nur muß man nicht einen oberflächlichen, leichten Genuß bei ihnen suchen, denn ihre Schönheiten erschließen sich nur einer eingehenden Betrachtung. Es ist bei ihnen wie bei allem Gediengenen und Edlen; sie bieten mehr, als sie versprechen, während das Platte wenn auch sinnlich Reizende wohl augenblicklich fesseln kann, aber zuletzt doch abstoßend wirkt. — Die Anerkennung, die jetzt den Werken dieser großen Kunstepoche gezollt wird, ist häufig eine nur traditionelle, nicht wahrhaft selbstständige. Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, die Enttäuschung zu bemerken, welche verschiedene Personen vor dem schönsten Werke Rafaels, der siztinischen Madonna empfanden; — ich habe dabei nicht Solche vor Augen, denen nur die hohen Summen imponiren die diese Gemälde gekostet haben, sondern Gemüther von einer keineswegs außergewöhnlichen Unempfindlichkeit. Viele sind aber nun einmal gewöhnt, die Vorzüge berühmter Kunstwerke nur im Außern, oft in Außerslichkeiten, zu suchen. Nun ist ja die Schönheit der Formen und Linien, die Anordnung des Ganzen unübertrefflich und die Farbe (obwohl dieselbe gelitten) durch und durch geistig und harmonisch, aber für diese äußern Vorzüge feinerer Art haben nicht Viele Sinn; gewöhnlich bedarf es schon einer ziemlich starken Effecthascherei, um einen flüchtigen Eindruck zu erhalten, einen tieferen sucht man nicht. Wie es dem so hochbegnadeten Meister bei diesem Madonnenbilde so wunderbar gelungen ist z. B. in dem Christuskinde mit aller Kindlichkeit, ja schönsten Kindlichkeit, eine wahrhaft königliche Würde zu vereinen (er thront völlig auf dem Arme der Maria), wie in der Maria sich die reinste Jungfräulichkeit mit heiligster Mütterlichkeit vereinigt findet und die unvergleichliche Schönheit der Nebenfiguren den Hauptfiguren nicht etwa Eintrag thut, sondern dieselbe noch hebt, weil ihre Schönheit eine mehr irdische ist und dadurch die himmlische Erscheinung der Maria und des Christuskindes hervortreten läßt, dafür sollte man Augen haben. Die Umrahmung mit dem Vorhang ist für ein Fenster gehalten worden, oder für eine Andeutung des Allerheiligsten. — Himmel und Erde berühren sich in diesem Bild; die Brüstung auf welche Papst Sixtus seine vom Haupt abgenommene dreifache Krone gestellt hat, ist zugleich der Ruheplatz der zwei unvergleichlichen kindlichen Engelgestalten; der heil. Sixtus und die heil. Barbara sind der himmlischen Erscheinung auf den Wolken entgegengerückt.

Ich war in der Lage, dieses erhabene Werk drei Jahre hindurch zu sehen und zu studiren und habe es in dieser Zeit nicht ergründet. Ich trat demselben mit nicht unvorbereiteten Blicke entgegen als Jüngling, dessen Lebensaufgabe die Kunst war, und fand es Anfangs zwar schön, aber sehr einfach; zuletzt fand ich es wunderbar schön, vom höchsten Adel und trotz der Einfachheit von unergründlicher Tiefe. Es wird wohl nicht leicht Jemand bezweifeln, daß das Anschauen und annähernde Erfassen solcher Werke vom höchsten sittlichen Einflusse ist. Die Mutter Christi und das Christuskind sich richtiger oder anders zu denken, wird Einem zuletzt unmöglich. Ein solches Werk ist auch eine Offenbarung, namentlich wenn man bedenkt, daß Rafael keineswegs etwa Alles oder das Meiste ebenso abschließend geschaffen hat, z. B. nicht die Gestalt Christi. Madonnen hat er in seiner kurzen Lebenszeit eine große Zahl gemalt und alle von großer Schönheit, aber keine erreicht die Sirtina. In seinen letzten Jahren, gerade als die Sirtina entstand, neigte er sogar, verführt durch die Nachahmung Michael Angelo's dem er im Gewaltigen nicht ebenbürtig ist, zu manchen wenn auch schönen Außerslichkeiten; es giebt in manchen seiner letzten Werke rein decorative Figuren, Wesen, die nicht um ihrer selbst Willen da sind, sondern lediglich dem äußeren Schmucke dienen. — Trotz dieser mehrfachen Schwächen hat er in jenem Bilde das nur für eine Prozessionsfahne bestimmt war und als solche einige Zeit benutzt wurde, bis man die köstliche Perle höher schätzen lernte — das Höchste erreicht, was die christliche Kunst überhaupt je geleistet hat. Die ganze Ausführung des Bildes deutet auf ein wesentlich absichtsloses Entstehen hin; Vorstudien, wie er sie zu allen Bildern zahlreich machte und wie sie uns größtentheils noch erhalten sind, kennt man zu diesem Bild kaum; eine kleine Zeichnung des Brustbildes der Madonna mit dem Christuskind, im Kupferstichcabinet zu Dresden

befindlich, ist das Einzige, was muthmaasslich dahin gehört. Der Ausdruck des Geistes scheint durch die Ausführung bei diesem Werke nicht gehemmt gewesen zu sein; man sieht keine Aenderung, keine Wahl der Formen; nur die beiden Engeln sind von der Hand des Künstlers hinzugefügt, nachdem das Bild schon vollendet war.

Bei Rafaels Werken möchte ich auch noch darauf aufmerksam machen, wie er sich fast in allen seinen Werken auf einen, für die damalige Zeit, relativ evangelischen und rein-christlichen Standpunkt gegenüber den Irthümern der römischen Kirche stellt. So malt er die Mutter Christi nicht als personificirte Kirche, als Himmelskönigin, wie schon lange vor ihm geschah, obwohl er sie auch nicht mit der Misachtung behandelt, die jetzt Manchem geläufig ist; sondern (z. B. in der Disputa) stellt er sie auf eine Linie mit Johannes dem Täufer.

In Deutschland verhinderte nach der ersten schönen Entwicklung vor und zur Zeit der Reformation (ich erinnere an die Werke Martin Schön's, Adam Krafft's, Peter Vischers, Albrecht Dürers und an die Holbeins) der 30jährige Krieg mit seinen Verwüstungen und verwildern den Einflüssen eine weitere Entfaltung der Kunst; und in Italien ging um dieselbe Zeit, nach der gewaltsamen Erstickung jeder geistigen Regung des Lebens durch den Jesuitismus, die Kunst sehr schnell ihrem Verfall entgegen. Die venetianische Schule erhielt sich noch am längsten auf einer gewissen Höhe. Dieselbe brachte (in ihrer Weise) Meister ersten Ranges hervor, bei denen aber doch schon die äußeren Vorzüge überwiegend sind; was das Colorit betrifft, leistet sie in Titian das höchste. Die reichen Handelsstädte begünstigten und pflegten noch ein gewisses freieres, geistiges Leben, doch versank die Kunst auch dort bald, da dieselbe bei einer blos materiellen, irdisch gerichteten äußern Wohlfahrt nicht auf die Dauer besteht; sie muß in lebendiger, tiefbegründeter Religiosität ihre Wurzeln haben.

Die Carraccis ahmten dann wieder auf correctere Weise und mit viel Talent die beste Zeit der großen Meister nach, da sie den Abweg fühlten; aber ihre meisterhaft gemalten Werke erscheinen trotzdem wie eine Schaafe ohne Kern, da sie wesentlich nur die äußere Richtigkeit suchten.

Als später die hierarchische Geistesknechtschaft, der Fanatismus und die Sittenlosigkeit, namentlich in Frankreich, ihren Gipfelpunkt erreichten, versank die herrliche Kunst immer mehr in geistreich sein sollende Spielerei, Sinnlichkeit und widerwärtige Aufgeblasenheit, in den phantastischen, aber sinnlosen, oft gemeinen Roccocostyl (wenn er „Styl“ zu nennen ist).

Endlich nach langem Schlummern, aufgerüttelt durch die Ausgeburten der Revolution, rafften sich die christlichen Völker und vor allen unser deutsches Volk wieder auf. Gleichzeitig erwachte auch die bildende Kunst aufs Neue in solchen Trägern wie Carstens, Thorwaldsen, Cornelius, Overbeck (dem Fiesole der Neuzeit), Schnorr und Anderen, denen sich bis in die neueste Zeit Meister wie Rietschel, Rauch, Kaulbach, Schwind und viele andere angeschlossen haben. Doch scheint es jetzt fast schon wieder abwärts gehen zu sollen, da unser Volksgeist nach der herrlichen Erhebung der Freiheitskriege (die eine religiöse und sittliche war gegen die Gottlosigkeit und den Wahnsinn unseres Nachbarvolkes), getäuscht in berechtigten Hoffnungen, erlahmte und der religiösen Hebel vergaß, die seinen Aufschwung bewirkt hatten, sich dagegen den finsternen, dämonischen Einflüssen des Revolutionsgeistes mit seiner irdischen Begier und Gottesverachtung in die Arme warf, bei welchen Gesinnungen wahrer Kunst die Lebenslust entzogen wird — wie denn auch in der Frucht dieser Revolution, dem napoleonischen Kaiserreich, trotz alles Kunsttraubes, überreicher Mittel und Strebens darnach, keine der Künste zur Blüthe sich entfaltete.

Die edlen Werke aus der letzten Blüthezeit sind fast schon vergessen und eine Vorliebe für die äußere Hülle der Kunst scheint sich wieder geltend machen zu wollen.

Doch wir wollen lieber bei dem schönen Erwachen der edelsten Kunst im Anfange unseres Jahrhunderts verweilen.

Namentlich Cornelius, Overbeck und Schnorr, die bedeutendsten Meister dieser Zeit,

suchten, um sich von dem sinnlosen Schwulst zu befreien, zu dem die Kunst in der Roccoco-Periode ausgeartet war, sich in die große innere Schönheit der strengen und naiven Werke der älteren deutschen und italienischen Meister zu vertiefen. Sie reinigten ihre Kunst gründlich von aller Schminke und traten mit ihren allerdings etwas herben, aber tiefempfundenen und wohl durchdachten Schöpfungen hervor. Man hat dieses Stadium und diese Richtung mit dem Namen der Romantik bezeichnet, und versteht darunter eine Kunstrichtung, die dem inneren Gehalt gern die äußere schöne Form opfert, nicht bloß unterstellt; — worin auch die bei manchen ihrer Repräsentanten, besonders den früheren, hervortretende Geringschätzung, ja Abneigung gegen Farbengebung, also gegen volle Malerei ihre Erklärung findet. Allmählig jedoch erhebt sich die Mehrzahl dieser Meister zu einer Großartigkeit und Freiheit des Entwurfes und der Formen, die die besten Werke der besten Zeit theils erreicht, theils überbietet, — freilich meistens nur in der Composition und Zeichnung, während bei den Werken der rafaelischen Zeit die bedeutende innere Schönheit mit der vollendetsten äußeren Darstellung und Farbenpracht Hand in Hand ging. Immerhin hatte die Kunst der früheren Zeit nichts von gleicher Vollendung aufzuweisen, wie den Cyklus erhabener Darstellungen, welchen die Cartons von Cornelius zum Campo Santo ihn uns vorführen. Das Gleiche kann man von den bessern Werken Schnorr's, Kaulbach's, Schwind's, Richter's und anderer Angehöriger derselben Schule sagen.

Einige Bildhauer der jüngsten Vergangenheit, wie Thorwaldsen, Rauch, Ritschel, leisteten ebenfalls Unübertroffenes, dergleichen die nachclassische Kunst, die Werke Michel Angelos ausgenommen, vorher nicht erreicht hatte. An einigen tiefer grabenden Genremalern und Landschaftsmalern ist dasselbe zu loben: tiefer innerer Gehalt mit vollständiger Beherrschung der Form und Farbe.

Die Architectur arbeitet fast in allen Stylarten und leistet Bedeutesendes, doch scheint sich in letzterer Zeit eine allgemeine Hinneigung zur Renaissance anzubahnen; — hoffen wir, daß die Grenze der edlen Renaissance nicht wieder überschritten wird. Die gegenwärtige allgemeine Hinneigung zu einem Styl für gleichartige Verhältnisse und entsprechende Bedürfnisse, ist jedenfalls das Anzeichen einer Vertiefung des architectonischen Gefühls. Ein Styl kann unmöglich für Verhältnisse passen, die auf ganz anderen Bedingungen basiren, als diejenigen waren, für die derselbe entstand.

Hoffen wir, daß die jetzige große Zeit auch zu großen, ja den größten Leistungen auf allen Gebieten des Lebens, also auch der Kunst, Anregung bringe, damit die herrliche Form, die unser Volksleben auf dem politischen Gebiete jetzt erringt und zum großen Theil auch schon erhalten hat, von edlem, ächt-sittlichen Geiste erfüllt werde, der nur im rechten Verhältniß zu Gott, in der Religion wurzeln kann.

Möge die deutsche Kunst der näheren und fernerer Zukunft sich dieses Grundes stets bewußt bleiben; denn mit ihm steht und fällt sie!

Gottfried Wilhelm Leibniz als deutscher Staatsmann.

Von G. A. Grotefend.

(Schluß.)

Nachdem Leibniz bereits als 20jähriger Jüngling bei Gelegenheit der 1668 stattfindenden Versammlung über die Wahl eines Königs für das ähnlich wie Deutschland an innerer Entkräftung, trotz aller fieberhaften Erregungen sich darnieder liegende

Polen in einer pseudonym erschienenen Denkschrift ein auffallend klares politisches Verständniß bewiesen, schlug er 2 Jahre später sein Observatorium im Westen Deutschlands auf und stand als getreuer Eckehard auf den Vorposten mit lautem Mahnrufe auf die von dorthier dem Reiche drohenden Gefahren hinweisend.

Ludwig XIV. dessen Politik seinem Zeitalter den Namen gab, hatte bereits seit mehreren Jahren die Absicht zu selbstsüchtigen Machterweiterungen und die Neigung zu rechtloser Geltendmachung seiner Uebermacht offenbart. Seine Lieblingsidee richtete sich freilich zunächst gegen Belgien und die Republik der Niederlande, allein es war klar, daß mit ihrer Eroberung oder Schwächung die Macht Frankreichs die höchste Sprosse in Europa ersteigen und daß Deutschland damit aus der Rolle der Ebenbürtigkeit entchieden gedrängt sein würde. Andere politische Verwicklungen hatten den Ausbruch eines offenen Krieges zwischen Frankreich und den Niederlanden verhindert, als indeß König Philipp IV. von Spanien, Ludwigs Schwiegervater starb, ergriff dieser offen die Waffen, um seine erdichteten Ansprüche gegen die spanischen Niederlande, welche eben auf die Vorrechte des königlichen Schwiegervaters gestützt wurden, geltend zu machen. Da schloßen England, Holland und Schweden die s. g. Triple-Allianz, ein Schutz- und Trutz-Bündniß zur bewaffneten Vermittlung zwischen Frankreich und Spanien und zur Sicherung der Freiheit Europa's überhaupt. Dies bewog Ludwig zu dem Frieden von Nachen (2. Mai 1668), welcher ihm indeß den Besitz von 12 festen Plätzen an der niederländischen Grenze ließ.

Frankreich blieb aber auch nach dem Frieden gerüstet und es konnte nicht zweifelhaft sein, daß Ludwig XIV. nur auf eine günstigere Gelegenheit, sich an Holland zu rächen, wartete. Wie überhaupt in jener Zeit die Politik der Staaten durch die ordinarsten Krämer-Gelüste bestimmt wurde, indem alle der Wahn beherrschte, als sei die Eroberung des möglichst vielen baaren Geldes die höchste Aufgabe der Staaten und als sei der Staat der mächtigste, welcher aus Bergwerken, Fabriken und Handel den meisten Reingewinn zöge (s. g. Merkantil-System), und wie diese Politik direkt zu den Niederträchtigkeiten des gemeinsten Egoismus führte, so glänzte Frankreich sonderlich in der Verfolgung dieser Pläne der Habsucht und ward dadurch um so gefährlicher für alle anderen, und namentlich für die, blühender Handelsbeziehungen sich erfreuenden holländischen Staaten und für das in sich so zerfallene und schwache deutsche Reich, als seine Land- und Seemacht auf eine unvergleichliche Höhe gebracht war.

Leibniz befand sich in den Tagen dieser politischen Schwüle an dem Hofe des Kurfürsten von Mainz. Der Kurfürst Johann Philipp stand in guten Beziehungen zu dem Machthaber an der Seine. Es ist ihm deshalb nicht gerade der Vorwurf un-deutscher oder gar reichsverrätherischer Gesinnung zu machen; ihn befeelte vielmehr der Wunsch, den Frieden zwischen Frankreich und Deutschland zu sichern, und selbst der 1668 im Einverständniß mit Frankreich geschlossene Rheinbund hatte, wie Leibniz selbst sagt, keine andere Absicht, als Frankreich die rechtliche Möglichkeit, in Deutschland einzubringen, zu nehmen. Seit dem Frieden von Nachen sah indeß auch Kurfürst Johann Philipp von Mainz klarer in das Gewebe der französischen Politik und er erkannte die von ihr dem deutschen Reiche drohenden Gefahren. Mainz, Trier und der am Allergsten gefährdete Herzog von Lothringen schlossen sich enger an einander durch das Bündniß von Limburg und suchten vor Allem eine Verlängerung der Bürgschaft des deutschen Reichs für Lothringen zu erlangen. Der Herzog von Lothringen glaubte sich dagegen auch noch durch den Eintritt in die vorher erwähnte Triple-Allianz zwischen England, Holland und Schweden sichern zu müssen, während von anderer Seite Alles vermieden werden sollte, was Frankreich Anlaß zu Friedensstörungen geben könnte. Der Kurfürst von Mainz schwankte; endlich entschied er sich in der Zusammenkunft mit dem Kurfürsten von Trier in dem schon damals berühmten Bad Schwalbach für die Politik, zu welcher Leibniz in einer vortrefflichen Staatschrift dringend gerathen hatte.

Wir wenden uns zu diesem denkwürdigen Promemoria des jungen Staatsmannes, das den bezeichnenden Titel führte: „Bedenken, welchergestalt die öffentliche Sicherheit

nach Innen und Außen (*Securitas publica interna et externa*) und gegenwärtiger Stand (*et status praesens*) im Reich jetzige Umständen noch auf festen Fuß zu stellen.“

Das Elend des deutschen Reiches und seiner einzelnen Glieder verkannte Leibniz nicht. Er nannte Deutschland ein Reich „so vor sich selbst besteht und dessen Macht ist glücklich zu sein, wenn es will; denn die Leute sind herzhast und verständig, das Land groß und fruchtbar genug. Gleichwohl aber gibts nichts desto minder die tägliche Erfahrung, daß Deutschland bei Weitem nicht in solchem Flor und Stand sei, als es zu sein in seinen Kräften ist. Denn der Schäden zu geschweigen, so es in diesem letzten (30jährigen) Krieg gelitten, die nichts, als die Zeit verbessern kann, so sind doch auch gleichwohl der Mängel viel, die wir Niemand, als uns selbst zu danken. Solche sind unzählig und mit wenig Worten nicht zu begreifen.“ Alles hange in Deutschland nur an einem seidenen und strohernem Faden. Die Eifersucht und neidvolle Selbstsucht der Reichsglieder freue sich nur, wenn Kaiser und Reich gelähmt und wenn es dem Nächsten möglichst schlecht ergehe. Dem Ganzen fehle die Einigkeit und eine einheitliche Leitung. Nur im Falle der Noth stießen wohl die Heere der einzelnen Fürsten zu einander, indeß in der Regel auch zu spät und erst dann, wenn bereits dem Feinde die Ueberwältigung des Einen und des Andern schon gelungen sei.

Mit Recht stellte Leibniz diesem jammervollen Deutschland das einheitlich regierte Frankreich gegenüber und hob lobend hervor, wie dieses Reich den reichen Schatz seiner Kräfte zur innern Festigung benutzt und nach allen Seiten hin zum Heil des Ganzen verwerthet habe.

Aber dieses machtvolle Frankreich war es ja eben, welches die Sicherheit Deutschlands ernstlich gefährdet, und wie dieser Gefahr entgegenzuwirken und der Bestand Deutschlands zu sichern sei, das war gerade der Gegenstand der Leibniz'schen Bedenken. Mit dem Ernste der Gefahr, die seit dem Einfall Frankreichs in Lothringen so sonnenklar geworden, stieg auch die Sorge des deutschen Patrioten um die Rettung Deutschlands. Entschieden verwarf er den Rath derer, welche den Eintritt Deutschlands in jene selbst nur auf schwachen Füßen stehende Triple-Allianz zwischen England, Holland und Schweden empfahlen, denn das heiße nur, Deutschland direkt in einen Krieg mit Frankreich, dem einzigem Gegner jener Allianz, stürzen. Ebenso mißbilligte er die Meinung derer, welche ruhiges Verbleiben bei dem gegenwärtigen Stande und vertrauensvolles Sich-Stützen auf Oestreich, das genugsam Deutschlands Schirm und Schutz sein würde, anriethen. Das Einzige was Deutschland zu seiner Rettung übrig bleibe, sei, „daß es sich selbst helfe, daß die Deutschen für sich einen Grund legen, daß sie eine Partikular-Union gewisser konsiderabler, der Gefahr nächsten oder des Reiches Angelegenheiten sich für andern annehmenden Stände machen. Von den Reichstagen, von einem Reichsheere und Reichsschatz sei nichts zu hoffen, auf die Konstituierung einer ständigen Oberleitung sei bei der Versahrenheit des Ganzen und bei dem gänzlichen Mangel eines Alle umschließenden patriotischen Gemeinnes nicht zu bauen. Nur Einzelne können sich der Sache annehmen, um das Ganze zu retten, weil die Sachen also auf der Spitze stehen, daß ein enig übel geführtes Konsilium, da Gott vor sei, ein Anfang vom Ruin des Vaterlandes sein kann.

Wir könnten versucht sein, die Leibniz'sche Schilderung der Reichsjämmerlichkeit als auf von uns selbst erlebte Zustände bezüglich zu betrachten. Oder war etwa jenes Staatensystem, welches 1815 auf den Wiener Kongreß nicht ohne sichtbaren Einfluß fremdländischer Kabinette, für Deutschland mühevoll und antinational genug konstruirt war und welches unter der Firma des deutschen Bundes seligen Angedenkens 50 Jahre Polizeidienst verrichtet, so viel verschieden von dem Bilde, welches Leibniz mit Augen sah, und das ihm so maßlos und trübe erschien? Waren nicht die Souveraine von Hannover, Hessen-Kassel, Nassau nebst der vom weiland Bundestage wohl etwas verzogenen freien Stadt Frankfurt a. M. selbst in dem tiefersten Augenblicke, wo Deutschland, wo die eigenen Staaten, ja! selbst die wohlverstandenen Interessen der eigenen Dynastien das Ultimatum an ihre engherzige Eigennützigkeit stellten, undeutsch und

kleinlich genug, den Vollbesitz der Souverainität höher zu achten, als die unabwiesliche Forderung der nationalen Machtfülle? Nun — und ob die Bundesgenossen der deutschen Vormacht im Jahre 1866 sämmtlich aus eitel patriotischer Gesinnung in den sauren Apfel eigener Verzichtleistungen auf das werthvolle Recht selbständiger Kriegsführung und eigener Gesandtschaften an anderen Höfen gebissen haben? Wir wollen heute Niemanden auf's Gewissen darum befragen, um nicht ausweichende Antworten beschämter Verlegenheit zu hören.

Wie aber dachte Leibniz sich das unter einzelnen deutschen Staaten zum Schutze Deutschlands zu schließende Bündniß? Vor Allem sollte dasselbe so eingerichtet sein, daß dadurch nicht eine Trennung zwischen Nord- und Süddeutschland herbeigeführt werde, das heiße der Republik des Reiches die letzte Delung geben. Vor Allem also keine Allianz so vielen Reichsfürsten zuwider: denn dadurch das Reich hauptsächlich getrennt und Manche, so sonst stille geseffen, einem andern zugejagt werden dürften. „Man darf nicht mit Knütteln unter die Vögel werfen. Jeder Stand des Reichs ohne Unterschied (denn mit Fremden ist's jezo bedenklich) muß Macht haben, in dies Bündniß zu treten, auch Sitz und Stimme darin zu erlangen, damit wenn die Thür Allen ohne Unterschied der Religion offen steht, sie seien Fürsten oder Städte, triplisch oder antitriplisch gesinnt, man die Allianz keiner Parteilichkeit beschuldigen könne.“

Zu Leibniz Zeiten war eben noch kaum eine Spur von Vaterlandsliebe, kaum ein Zeichen deutscher Gesinnung, kaum eine Neigung zu gemeinsamer Rettung des Ganzen, ja! noch kaum ein Empfinden der Noth und der Gefahren des Ganzen zu merken. „Da fürchtete der Eine — klagt Leibniz — der Religion, der Andere der Polizei, der Dritte sorget, es möchten die Mächtigen durch eine solche Verfassung die Uebrigen zu unterdrücken suchen. Es ist überhaupt wegen der Ursachen, so man mehr denkt, als sagt, zum Successu schlechte Hoffnung, denn viele Reichsstände sehen gar des Reichs Verwirrung und Elend nicht ungern und hoffen deren Vortheil für sich, während die Großen wie die Kleinen Nichts mehr fürchten, als Ordnung, Einheit und Oberleitung.“

Daß es unter solchen Verhältnissen ungleich leichter war, ein Bündniß einzelner Fürsten zur Sicherheit Deutschlands vorzuschlagen, als in's Leben zu rufen, sah Leibniz sehr wohl ein. Er befürchtete selbst, daß diejenigen Reichsstände, welche dem Bündniß nicht beitreten, sich zu einem andern Bündniß vereinigen würden, und dann konnte natürlich das zweite Uebel größer werden als das erste. Es bedürfe vieler Künste, in allen Reichsständen Geneigtheit zu diesem Sicherheits-Bündniß zu erwecken. Die deutsch-gesinnten Herzoge, darunter namentlich das Haus Hannover, Hessen und Würtemberg — ja! wie hat sich das im Laufe zweier Jahrhunderte geändert! — seien leicht zu gewinnen; den französisch-gesinnten deutschen Fürsten müsse man dagegen vorspiegeln, daß dieses Bündniß gar nicht zu Frankreichs Schaden, sondern zu dessen Nutzen gereiche; und den Oesterreich opponirenden Staaten, wie Köln, Bayern und Brandenburg, müsse man beweisen, daß dieses Bündniß gegen Oestreichs allzu sehr wachsende Macht gerichtet sei.

Ja! wir müßten lächeln über diese Politik der Ueberlistung, und wir könnten versucht sein, an dem politischen Genie des gelehrten Leibniz zu zweifeln, da es doch seltsam klingt, mit solcher polizeilichen Schlaueit die deutschen Reichsstände zu einem Bunde zu locken, welchem die hohe Aufgabe der Sicherung des deutschen Reichs gestellt werden sollte. Indes, werfen wir nicht den Stein auf Leibniz, sondern auf die Zustände im Reiche, welche er tief bekümmert und in banger Sorge vor sich sah. Wahrlich! viel besser war es ja auch vor 1866, war es auch auf dem glanzvollen Fürstentage zu Frankfurt a. M. nicht, auf dessen blendende Herrlichkeit ja nur der Schatten aus dem, von keiner Gefühlspolitik geblendeten, Norden fiel. Da konnte selbst ein Herr von Beust, der doch sonst sich zu allen Künsten hoher Diplomatie leicht berufen und befähigt fühlte und der sich stark und gewandt genug denkt, das Vielgespann des östreichischen Nationalitäten-tonglomerates schulgerecht im Circus der Großmachtpolitik zu produziren, — kein Di-

plomat hätte Klügeres wie Leibniz ersinnen und raten mögen, um dem Elend des Bundestages ein Ende und Deutschland auf die rechte Höhe seiner nationalen Auktorität und Macht zu stellen. Nur ein Mittel, nur ein Weg, nur eine Politik war auch nach dem Bundesvertrage vom 8. Juli 1815 zur Lösung der deutschen Frage möglich: das war die Politik von „Blut und Eisen“, und die zu üben war allerdings das Werk eines diplomatischen Riesen und der ist dem deutschen Volke erst in unserm Grafen Bismarck gegeben. Daß aber Leibniz nicht an eine solche Politik denken konnte, verstehen wir wohl, wenn wir an die Schrecknisse des 30jährigen Krieges denken. Leibniz sah ja ein aus tausend Wunden blutendes Reich, während Deutschland seit 1815 nur in der Zwangsjacke einer ängstlichen Bundespolizeigewalt lag und deshalb matt und kraftlos war.

Noch an Eins müssen wir erinnern. Leibniz sah die große Gefahr, welche die Agitationen zur Begründung eines Deutschlands Kräftigung bezweckenden Bündnisses über dieses Reich heraufbeschwören konnte. Denn Frankreich hätte unzweifelhaft bei dem ersten Schritt alle Künste der Diplomatie und ohne weiteres Bedenken auch die Uebermacht seiner Waffen gebraucht, um dasselbe zu verhindern und dem Nachbar jenseits des Rheines vollends den Garaus gemacht. Als ein Hauptmaxim dieses Bündnisses bezeichnete deshalb Leibniz, daß man dadurch Frankreich keinerlei Anlaß zu Feindseligkeiten gebe. Aber wie wäre es möglich, Feuer in ein Pulverfaß — denn ein solches war die Eifersucht des französischen Hofes — zu bringen und keine Explosion zu befürchten? Oder wie war zunal bei der damaligen Schwerfälligkeit der diplomatischen Verhandlungen und bei der Unzuverlässigkeit der französisch-gefinnten deutschen Fürsten an die Möglichkeit einer Geheimhaltung so hochwichtiger diplomatischen Absichten zu denken? Hören wir hierüber die eigenen Worte unsres Leibniz.

„Frankreich — lesen wir in seinen „Bedenken“ — ist ein aller Irritation impatient Herr, und ihn zum Feind haben ist sonderlich den am Rhein gelegenen Fürsten höchst gefährlich; uns, die wir an der Spitze Deutschlands offen und bloß, kann er mit seiner Macht überschwemmen, wenn wir mit Präzipitanz zusehen. Wir würden gleichsam als im Sack stehende uns nicht regen können, sondern erwarten müssen, bis es Frankreich beliebe und Zeit dünke, ihn zuzuziehen: Hingegen ist gewiß und ein bewährter Staatsstreich, daß Frankreich nicht besser zurückzuhalten, als wenn diejenigen mit ihm Freundschaft halten, so ihm am Nächsten sein. Unterdessen müssen eben dieselben, wiewohl unvermerkt, ihm Andere auf den Hals zu hegen suchen, und während dem die Allianz so subtil einrichten, das man hierbei auch nicht die geringste Umbrage schöpfen kann.“

Eine solche Heimlichkeit bei den Bündnisverhandlungen war wohl eine schwierige Aufgabe der Diplomatie; aber — wie sollte Leibniz einen andern Weg der Verabredung finden, da Deutschland so ohnmächtig, daß es wahrlich Grund genug hatte, vor dem trefflich gerüsteten Frankreich sich zu fürchten. Ob Leibniz in der That von seinen Rathschlägen einigen Erfolg erwartete, mag dahin stehen. Unzweifelhaft hofft aber sein Patriotismus immerhin Etwas für Deutschland zu gewinnen, und jedenfalls würdigte er den Erfolg, den die Schöpfung eines einigen Deutschlands haben mußte, sehr richtig.

„Ist aber — fährt Leibniz fort — die Allianz einmal so in aller Stille fertig, so wird es Frankreich wohl an Kräften mangeln, solche übern Haufen zu stoßen und etwas, so dem Reich zuständig, als Niederland, Rheinstrom, Lothringen ferner anzugreifen, oder aber wird es auf den Fall der Noth genugsam Widerstand finden. Alsdann wird Deutschland seine Macht erkennen, wenn es sich beisammen sieht, und Manchem andere Gedanken machen, der jetzt nicht weiß, wie er verächtliche Worte genugsam zu dessen Beschimpfung zusammenklauben kann. Ja! noch mehr! Gewißlich, wer sein Gemüth etwas höher schwinget und gleichsam mit Einem Blick den Zustand von Europa durchgehelt, wird mir Beifall geben, daß eine solche Allianz und die Stärkung Deutschlands durch dieselbe eines von den nützlichsten Vorhaben ist, so jemals zum allge-

meinen Besten der Christenheit im Werk gewesen. Das Reich ist das Hauptglied, Deutschland das Mittel von Europa. Es ist vor diesem allen seinen Nachbarn ein Schrecken gewesen, jezo sind durch seine Uneinigkeit Frankreich und Spanien formidabel, Holland und Schweden gewachsen. Deutschland ist der Erisapfel, wie anfangs Griechenland und hernach Italien. Deutschland ist der Ball, den einander zugeworfen, die um die Monarchie gespielt, Deutschland ist der Kampfplatz, darauf die Meisterschaft von Europa gefochten. Kürzlich, Deutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich rekolligirt, sich vereinigt und allen Freiern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeschnitten. Ist es selbst unüberwindlich gemacht, so wird sich die Bellisosität der Nachbarn nach eines Stromes Art, der auf einen Berg trifft, auf eine andere Seite wenden. Ganz Europa wird sich zur Ruhe begeben und in sich selbst zu wühlen aufhören. — Alsdann wird jenes Philosophi (Aristoteles) Wunsch wahr werden, der da rieth, daß die Menschen nur mit Wölfen und wilden Thieren Krieg führen sollten, denen noch zur Zeit, vor Bezähmung, die Barbaren und Ungläubigen — (Leibniz dachte dabei an die asiatischen Russen und an die Türken) — in Etwas zu vergleichen.“

Nun wie hören wir heute diese prophetischen Worte des patriotischen Sehers von 1670? Hat nicht vor unsern staunenden Blicken sich das Bild des mächtigen, ruhmreichen und edelmüthigen Deutschlands sichtbar dargestellt, an welches Leibniz glaubte, das er so gern schon seinem unwürdigen Jahrhundert gegönnt, für welches er so hoffnungsfreudig alle Kraft seines übermächtigen Geistes einsetzte? Ja! wenn je, so hebt sich heute die deutsche Brust und die eisernen Kreuze an dem Waffenvocke unserer Söhne, Brüder, Freunde, die Wundennarben an den Stirnen der heldenmüthigen Sieger, das sind die tiefersten Zeichen unserer nationalen Würde, unserer deutschen Treue, Einheit und eisenwichtigen Kraft.

Aber bei dem freudigen Wogen und dem freien Schlagen unserer in demuthsvollem Danke jubelnden Herzen überkommt uns nicht zugleich eine gewisse Behmuth des Mitleidens bei der Erinnerung an den schwerlastenden Druck, der zwei Jahrhundert früher auf den Herzen der Edlen lag, die gleiche Liebe wie der Treueste unter uns zu dem lieben schönen Vaterlande empfanden, die so gern Deutschland aus dem Schlasse der Schmach geweckt und einen deutschen Kaiser an Macht und Ehren reich auf dem Throne der großen Ahnen gesehen hätten? Hören wir die bittere Klage Leibnizens über die Selbstsucht der undeutsch gesinnten Fürsten, über die Erbärmlichkeit der Zustände im Reiche und in allen Sphären des öffentlichen Lebens, und sehen wir zugleich, wie ausichtslos die Hoffnung, wie vergeblich alle patriotischen Bestrebungen, und wie Schmach über Schmach über das sein selbst vergessende deutsche Volk hereinbrach, als sollte es gar aus sein mit ihm. — Dann wissen wir, denen das Glüd glücklicherer Zeiten vergönnt ist, die Tiefe des Schmerzes eines so warmen Vaterlandsfreundes, eines so einsichtsvollen Staatsmannes, eines so glaubenswarmen Philosophen wohl zu würdigen, die Treue seiner Hoffnung zu bewundern.

Nimmer aber können wir Leibnizens Besorgniß vor Frankreichs vernichtendem Eingreifen in die Neugestaltung Deutschlands schelten. Wir brauchen ja nur Monate zurückzudenken, um uns des Achselzuckens und Kopfschüttelns ganz ehrlicher Patrioten zu erinnern und des „Abers“, welches sie immer bei dem ängstlichen Hinüberschauen in das mit Chassépots gefüllte besetzte Lager bei Chalons äußerten, wenn Stimmen des nationalen Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens laut wurden. Aber wenn wir gedenken, daß Napoleon III. grade so rheinbegierig wie Ludwig XIV. war und daß Graf Bismarck grade so genau dies wußte, wie einst Leibniz, so werden wir nicht verkennen, welch ein Segen es für Deutschland gewesen, daß jener größte deutsche Staatsmann das Zeug zu einer Politik besaß, welche Jahre lang über dem großen Plan der deutschen Einheit und Machtgewinnung sann, ohne dem übermüthigen Rivalen an der Seine die Möglichkeit zur Aeußerung seines neidischen Argwohns und Zeit zu thatfächlichem Eingreifen in das Geschid des riesenartig erstarkenden Deutschlands zu lassen,

und welche in dem Augenblick der Ausführung mit Hülfe des ebenbürtigen General-Stabs-Helben eine solche Kraft der Energie zu entfalten vermochte, daß unter dem Triumph der vollendeten Thatfachen das Murren des dumirten Staatsstreichs meistens kaum vernehmbar war.

Doch nicht der patriotischen Helben und Thaten der Gegenwart wollen wir uns erinnern. Indeß der Anlaß zu geschichtlichen Parallelen, die wir wohl nicht ungern uns vergegenwärtigen, lag so nahe. Aber gerade weil das Heute ein so ganz anderes als das Damals, weil nicht so sehr die Aufgabe, als die gegebenen Verhältnisse der deutschen Staatskunst vor 200 Jahren so ganz andere waren, als heute, werden wir dem deutschen Manne, welcher in der wolkentrüben Zeit nach dem 30jährigen Kriege für Deutschland und immer für Deutschland eiferte, nicht den Vorbeer versagen, obwohl ihm nicht das Glück ward, die heiligsten Wünsche seines patriotischen Herzens je erfüllt, ja! nur ein Näherrücken des in glühender und schmerz erfüllter Sehnsucht erstrebten Zieles zu erfahren.

Leibniz steht vor uns in dem Glanze seiner Bestrebungen, nicht in der Glorie seiner Erfolge; aber sein ganzes patriotisches Wirken nach Gegenstand, Art und Gesinnung war glänzend genug, ihm den unsterblichen Ruhm auch bei den kommenden Geschlechtern zu sichern. Sein Herz füllte die Sorge für Deutschland, und zwar für das ganze Deutschland und das ganze volle deutsche Wesen, aber er blickte mit dem Auge der Hoffnung auch über dessen Grenzen hinaus, indem er fest glaubte, daß Deutschland der Hort des Christenthums und daß Deutschlands Wohlfahrt die Grundbedingung der Wohlfahrt der ganzen Welt sei. Gerade darum entrüstete sich sein sonst zu friedlicher Milde gern sich neigender Geist bei dem Hinschauen auf das gleißnerische Getriebe der französischen Politik, wie bei den noch bitterern Erfahrungen der deutschwidrigen Gesinnung so vieler deutschen Fürsten und Unterthanen. Deutschland war ihm das „Land der Mitte“, das fest gefußt und in sich erstarkt, allein im Stande und berufen sei, das Gleichgewicht unter den selbstsuchtsvoll streitenden Völkern zu halten. Darum auch sein unerschütterlicher Glaube, daß Gott Deutschland nicht lassen, daß dieses so reich ausgestattete Land und so herrlich begabte Volk nicht der „Erisapfel derer, so mit der Monarchie spielen“, bleiben und nun gar von fremden Machthabern werde erobert und vernichtet werden. Denn Götter leben im Himmel, Götter halten die Wage auf Erden.

Aber Leibniz erwartete nicht eine Offenbarung der göttlichen Allmacht an einem Volke, das nicht sich helfen lassen, das nicht selbst sich helfen wolle. Und ob seine mahnende, strafende, weckende Stimme war wie die Stimme eines Predigers in der Wüste, wie der Ruf eines Mannes, der mitternächtlich in die gröllende See hinaus ruft und dem keine Stimme antwortet — nicht wird er müde, dem deutschen Volke und seinen Fürsten das Zerrbild ihrer elenden Erschlaffung, ihres undeutschen Gebahrens, ihrer philisterhaften Selbstsucht vorzuhalten. Hinter zwei hochklingende Worte steckte sich die Schamlosigkeit dieser Vaterlandsverrätherei; Leibniz scheute sich nicht, sie bei rechtem Namen zu nennen. Das eine nannte man „Religiosität“; das andere „Freiheit“. Um Deutschland „von denen protestirenden Sekten“ zu befreien, empfahl der katholische Klerus der geistlichen Kurfürstenthümer den blinden Anschluß an das katholische Frankreich. Landläufig war aber die über den Rhein importierte Redeweise, daß die Fürsten Deutschlands, „vom Reiche frei“ werden müssen, und diese „Freiheit“ wollte man von Frankreich's Gunst empfangen. (Nun — sind das Redeweisen, die unsere Ohren nicht auch schon gehört haben? —) Leibniz hob diesen Deckel der Bosheit und schmachvollen Landesverrätherei, beleuchtete mit großem Lichte die religiöse Verblendung und die schimpfliche Täuscherei des fürstlichen Freiheitschwindels.

Laut rief er in die trägen Herzen und tauben Ohren des indifferenten Volkes, das der Ruhe begehrte und den Sessel für des Vaterlandes Bestes nicht ziehen wollte. Wer sich nicht aus der bleiernen Ruhe hinter den Ofen aufraffen wolle, dem zeigte

Leibniz, wie man ihn einsargen werde, wenn der Feind einmal Meister im Land und Herr in Küche, Keller und Haus geworden.

Und mit welchen Mitteln kämpfte der patriotische Philosoph für sein armes liebes Vaterland? Mit dem zweischneidigen Schwerte seines eminenten Geistes, mit dem Worte seines beispiellosen Wissens, mit der Gewandtheit seiner großartigen Sprachkenntniß. Bald schrieb er im klassischen Latein, bald im bestgeglätteten Französisch, am liebsten aber in der deutschen Helmsprache, und wir dürfen behaupten, daß Leibniz damit zu Ehren unserer lieben Muttersprache fast so viel wie Luther gethan hat. Die bittere Klage über das Volk, das seine Schande zur Schau trug und sich von seinen politischen Sünden nicht wollte bekehren lassen, nahm oft ihre Zuflucht zu den spitzen Pfeilen des sarkastischen Spottes oder zu der Lauge schneidiger Ironie; aber der tiefe Ernst seines Schmerzes und die heiße Blut seiner Vaterlandsliebe fanden in den tiefen Weisen ernster Religiosität ihren edlen und auch unsre Herzen noch tief ergreifenden Ausdruck. Hier sehen wir Leibniz als den leidenschaftlich erregten und unvergleichlich beredeten Agitator, dort ausspähend von der Warte banger Besorgniß, und dann auch wieder als den politischen Philosophen mit der Miene eines kalt rechnenden Staatsmannes.

Die äußern Lebensverhältnisse waren für Leibniz im Ganzen stets befriedigend; sein immenses Genie war den Großen zu werthvoll, als daß sie den Träger desselben hätten vergessen können, und die Erhebung des schlichten, aber gewandten Patrioten in den Adels- und Freiherrn-Stand beweist, wie man seine Verdienste respektirte und lohnte. Nicht aber kann uns wundern, daß dieser rastlos wirkende deutsche Patriot nicht unbeneidet und unbesiegt geblieben. Die Niederträchtigkeit der aller Vaterlandsliebe baaren und aller kleinlichen Selbstsucht vollen Gemüther in den reichständischen Fürsten und in den konfessionellen und politischen Parteien begeiferte, bespottete und verleumdete auch diesen so uneigennützig edlen Staatsmann und auch dieser hatte die Wahrheit des Goetheschen Wortes zu erfahren:

Willst du nicht, daß dich die Dohlen umschrein,
Mußt du nicht Knopf auf dem Kirchturm sein.

Aber nicht nur Neid, Unverstand und Bosheit der Zeitgenossen trübten das Leben eines Mannes, dessen treue Liebe ein halbes Jahrhundert lang nicht müde geworden, für das von seinen Fürsten und Völkern verlassene und verrathene Deutschland trotz dem und alledem Alles zu hoffen: — bis in unsere Tage herab sind falsche Zeugnisse über den politischen Charakter Leibniz's öffentlich bekundet und noch heute bedarf dieser der Vertheidigung und Rechtfertigung.

Schweigen wir davon, daß der Franzose Foucher de Careil den zu Leipzig von deutschen Eltern geborenen Leibniz zu einem Slaven machte; aber man hat nicht nur den wunderbar vielseitigen Gelehrten und den in mannichfaltigen Farben und Auffassungen sein einiges Ziel verfolgenden, seine feste patriotische Ueberzeugung vertretenden und verachtenden Charakter zergliedert und einzelne Theile und Seiten für das Bild des ganzen Mannes ausgegeben und diesen so verkleinert, sondern man hat auch durch falsche Brillen die Thaten dieses riesenhaften Mannes betrachtet und Gesinnungen und Handlungen desselben in wunderlicher und bisweilen geradezu tränkender Weise entstellt. Leibniz sei eine Faustnatur gewesen, haben uns sonst höchstverdienstliche Kultur- und Literatur-Historiker gesagt; und der als welfischer und antiunionistischer Fanatiker bekannte, wunderliche Pastor Grote in Hannover hat öffentlich verkündet, daß Leibniz ein Verfechter des welfischen Particularismus gewesen sei; Andere haben in ihm nur den feingewandten Hofmann gesehen, der mit der Chamäleon-Ueberzeugung des Parvenu in allen Sätteln widerstreitender kleinfürstlicher Politik gerecht gewesen.

Leibniz war aber nicht die nach dem Himmel ringende und um die Erde buhlende, in dem „Ach!“ der nicht gestillten Sehnsucht sterbende Faustnatur, sondern eine mit der Wucht seines Wissens und dem Feuer seiner patriotischen Begeisterung in unerschütterlich gläubigem Gottvertrauen rastlos ringende und wirkende Titanengestalt. Wenn er einst für die Selbständigkeit des Gesandtschaftsrechtes der Reichsstände und für die

Verleihung des Churhutes an das Haus Hannover agitierte, so war das nicht eine Inkonsequenz gegen seine sonst nur die Einheit Deutschlands und eine machtvolle Spitze desselben erstrebende politische Ueberzeugung. Denn er wollte in der That Nichts, als daß Gerechtigkeit allen Reichsgliedern widerführe und daß dem Kurfürstenkollegium die für damalige Verhältnisse mächtige Stimme dieses deutsch-gesinnten Fürstenhauses zugeführt werde. Wenn aber Leibniz vorgeworfen, daß er seine Schriften fast nur an und für Fürsten geschrieben und daß er um das Volk sich wenig gekümmert, so wollen wir nicht vergessen, daß vor zwei Jahrhunderten es nicht wie heute war, daß damals das Deutschland der öffentlichen Meinung nur von Oben ausgehen konnte. Denn ein politisch denkendes, ein für politische Ideen zu begeisterndes Volk der Unterthanen gab es damals nicht.

Ja! daß wir einen Staatsmann der Vergangenheit nicht nach dem Maßstab der Gegenwart messen! So klare, ebene und zu bester Hoffnung berechtigende Verhältnisse, wie heute, gab es damals nicht, und wir können uns nur schwer in das von dunklen Wolken über- und umschattete Gewirre der politischen Zustände des deutschen Reiches hineindenken welche die zweite Hälfte des 17. und die ersten Jahrzehende des 18. Jahrhunderts sahen.

Tiefe Dämmerung deckte die deutschen Gauen, als der Jüngling Leibniz zum ersten Male seine geistreiche Feder der bangen Sorge und der begeisterten Hoffnung seines patriotischen Herzens lieh. Und als des ruhelosen Lebens friedeleerer Abend kam, mußte aus der treuen Brust des großen deutschen Staatsmannes sich der Seufzer ringen: ach, daß meine Tage sind vergeblich gewesen, daß Deutschland noch kein Deutschland werden, daß noch kein Held in seiner Trübsal erstehen will.

Und dennoch! Im Norden Deutschlands, weitaus von der kaiserlichen Hofburg, rüstete sich ein waderer Degen zu dem gewaltigen Werke der Neuerstehung Deutschlands. Im Jahre 1701 setzte der brandenburger Kurfürst sich die Krone als König in Preußen auf das Haupt, das stark genug war, alle die Riesenpläne zu fassen, welche auf das eine Ziel, die Rettung Deutschlands, abfaßen. Und dieser Stern hub in der trüben Nacht des deutschen Elends gar helle an zu scheinen, auch Leibniz sah dessen Aufgang und freute sich des endlich seiner auch in den hoffnungslosesten Zeiten nie wankenden festen Hoffnung für Deutschlands Wiedergeburt gegebenen Haltes. „Die Aufrichtung des neuen preussischen Königreichs — so schrieb er damals — ist eine der größten Bedeutung dieser Zeit, so nicht wie andere, auf wenig Jahre ihre Wirkung erstreckt, sondern etwas nicht weniger Beständiges als Fürtreffliches herfürgebracht. Sie ist eine Zierde des neuen Jahrhunderts, so sich mit dieser Erhöhung des Hauses Brandenburg angefangen und ihnen mit einem so herrlichen Eingang sich gleichsam zu dauerhaftem Glück (Gott gäb beständigst) verbindet. Und weil aus Allem erscheint, was königliche Majestät für ein groß Gewicht den europäischen Sachen geben können und es Ihnen weder an Weisheit fehlt, ihre Kräfte recht zu gebrauchen, noch an aufrichtigem löblichem Absehen, dieselbe zu Erhaltung der reinen Lehre und gemeinen Sicherheit anzuwenden, so können alle Wohlgesinnten nicht anders, als sich bei diesen gefährlichen Läufen ein Großes davon zu versprechen, und müssen Gott mit mir anrufen, daß er Se. Majestät gesund erhalten und deren Regierung mit höchstem Glück bekronen wolle.“

Nun — wie gnadenvoll und wunderbar der Gott, der die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche und der den Völkern Leid und Freude, Kampf und Frieden, Schmach und Ehre mit gerechter Waage zumißt, die Hoffnung aller Wohlgesinnten in Deutschland, welche das junge Königreich Preußen in ihnen erregte, gesegnet, — wir sehen es ja mit sehenden Augen und der deutsche Kaiser auf dem Throne des großen Kurfürsten ist mehr als nur ein Symbol der großartigen Erfolge, des endlichen Sieges der guten Sache unseres lieben großen Vaterlandes.

Auf wunderbarer Höhe steht jetzt das deutsche Volk und unser Aller Herzen schlagen in nie gekanntem, ungetrübtem Hochgefühl. Freudig empfinden wir das Glück

des Errungenen, und der Blick nach Vorwärts sieht in den hellen Sonnenschein der nicht zweifelnden Hoffnung. Der hehre Geist des treuen Leibniz sieht herab auf das so gern gegönnte Glück der starken Geschlechter, denen er den Segen seiner unvergleichlichen, unerschütterlichen Vaterlandsliebe hinterlassen, und der Dank der glücklicheren Söhne legt einen frischen Lorbeer auf den Hügel seiner Ruhe.

II. Recensionen.

Theologie.

Bovet, Fel., Histoire du Psautier des églises réformées. (XIII u. 342 S. 8.) Neufchatel, J. Sandoz. Paris, 1872. Grassart.

Es ist eine überaus dankenswerthe Arbeit von hohem wissenschaftlichem Werthe, mit welcher der Bruder von Franz Louis Bovet uns hier beschenkt: eine vollständige diplomatische Geschichte jener Marot-Beza'schen Psalmen, welche im Cultus und in der Reformations- und Leidensgeschichte der ref. Kirche Frankreichs eine so wichtige Rolle gespielt haben, und; in neunzehn andre Sprachen (darunter die malsaische, die Basso und tamulische) übertragen, für die ganze reform. Kirche so große Bedeutung erlangt haben. Ueber die Geschichte ihrer Entstehung und der Entstehung ihrer Melodien wußte man bisher nur sehr Lückenhaftes, und was man zu wissen glaubte, war theilweise unrichtig. Felix Bovet, welcher die Reformations- und spätere Literatur aufs gründlichste durchforscht, die verschiedensten Bibliotheken bereist und 300 verschiedene französische Ausgaben nebst 86 Ausgaben von Uebersetzungen (abgesehen von 106 anderweitigen, theilweise katholischen Versificationen des Psalters) aufgefunden hat, gibt uns auf Grund dieses reichen Materials nun eine Geschichte jenes Psalters, welche das bisherige Dunkel in oft sehr überraschender Weise aufhebt, und an Gründlichkeit nichts — an Vollständigkeit kaum etwas zu wünschen übrig läßt; denn obwohl der bescheidene Verf. in seiner Vorrede die Ansicht ausspricht, daß immerhin noch weitere Editionen gefunden werden könnten (was richtig ist), so glauben

wir doch nicht, daß dadurch wesentlich Neues werde beigebracht werden.

Das Buch zerfällt in zwei Haupttheile. Der erste: *Histoire du psautier*, zerfällt in 11 Abschnitte: 1. Entstehung, 2. poetischer Werth, 3. kirchlicher Gebrauch, 4. Musit (Melodien und mehrstimmige Bearbeitungen), 5. Uebersetzungen in andre Sprachen (mit Beibehaltung der Metra und Melodien), 6. der Psalter in der Zeit der Religionskriege und Verfolgungen, 7. Anderweitige, vom reform. kirchl. Psalter unabhängige (z. B. katholische) Versificationen der Psalmen, 8. Revision (Umarbeitung) der Marot-Beza'schen Psalmen durch Comart, (1679.), 9. Der Psalter auf den Galeeren und in den Seveennen, 10. Moderne französische Bearbeitungen, 11. Allmähliches Verschwinden des Psalters aus dem ref. Cultus. Ein „Anhang“ bringt in 9 Nummern noch einzelne interessante Altenstücke und Specialuntersuchungen. — Der zweite Theil: *Bibliographie* (S. 245—340) gibt mit diplomatischer Treue die Titel und Beschreibungen der verglichenen 492 verschiedenen Psalter-Ausgaben.

Von höchstem und allgemeinstem Interesse ist der erste Abschnitt: die Entstehungsgeschichte der Marot-Beza'schen Psalmen. Schon vor seiner Verbannung aus Genf (1538) gieng Calvin sehr ernstlich mit dem Gedanken um, in den trockenen, von Farel nach Zwinglischen Prinzipien eingerichteten Genfer Cultus den Psalmingang einzuführen, und petitionirte (16. Jan. 1537) vergeblich beim Rath darum. In Frankreich selbst mußten noch viel früher in den ref. Gemeindeversammlungen französische Psalmen (man weiß nicht: in welcher Bearbeitung) gesungen worden sein; denn den 17. Dez. 1531 verbietet die Pariser Universität „haereseos libros, carminibus Davidicos psalmos complectentes,“ welche in

comitiis apud Mathurinorum aedes habitis gesungen worden seien. Es geschah dies zehn Jahre bevor Marot seine ersten 30 Psalmen herausgab. — Calvin leute in Straßburg (1538—1541) die deutschen Psalmlieder und Melodien (von Luther, Zwick, Blaurer u. a.) kennen, zog die deutschen Melodien den französischen vor (Br. Calvins an Farel, 19. Dez. 1539: *magis ardebat melodia Germanica*), und machte sich schon im Anfang des Jahres 1539 daran, nach diesen deutschen Melodien einige Psalmen, und zwar zu allererst den 46. und den 25. französisch zu bearbeiten, und fügte dann noch den 91. 138. und wahrscheinlich auch den 36. hinzu. Eine erste, zu Straßburg 1541 erschienene Ausgabe dieser fünf Calvin'schen Psalmen ist verloren, aber sie existiren noch in der zu Genf erschienenen „*Forme des prières et chantz ecclesiastiques*“, und von den ersten vier gibt Bobet (Anhang N. 2) einen diplomatisch treuen Abdruck.

Mittlerweile hatte der erste französische Dichter jener Zeit, der (damals noch katholische) Humanist Clement Marot von Vatable die hebr. Psalmen erklären hören, und bearbeitete auf dessen Aufforderung hin dreißig derselben (1—15, 19, 22, 24, 32, 37—38, 51, 103—104, 113—115, 130, 137, 143) in französischen Versen. Er widmete sie Franz dem ersten, und überreichte sie auf dessen Wunsch 1540 Karl dem fünften bei dessen Reise durch Frankreich, welcher ihm 200 Dublonen dafür verehrte. Die ersten Componisten des Hofes setzten diese Psalmen in Musik, nach üblichem musikalischem Brauch weltliche Melodien zu Grunde legend. Der Text ohne Musik erschien zu Paris 1541. Bei einer zweiten Ausgabe ist wenigstens über jedem Psalm die Melodie mit Worten angegeben (ebenfalls noch 1541.)

In seine zu Genf 1542 edirte *Forme des prières etc.* nahm Calvin neben seinen eignen 5 Psalmen die 30 Marot'schen auf. Zum ersten Vers jedes Psalms ist die Melodie in Noten beigebracht; ohne allen Zweifel sind es die in Paris gewöhnlichsten Melodien.

Die Sorbonne aber verfolgte nun Marot, weil er nicht nach der Vulg. sondern nach dem hebr. Urtext übersetzt hatte; er floh 1542 nach Genf und trat zur ref. Kirche über.

Im Jahre 1543 dichtete Marot zu Genf 19 weitere Psalmen (18, 23, 25, 33, 36, 43, 46, 50, 72, 79, 86, 91, 101, 107, 110, 118, 128, 138) nebst dem Loblied Simeons, und widmete sie „den Damen Frankreichs“. Sie wurde noch in dem nämlichen Jahre in Genf in eine neue Ausgabe der *Forme des prières* (unter dem Titel: *Les L psaumes de Marot, suivis de la liturgie et*

du catechisme et précédés de la préface de Calvin) aufgenommen, die fünf von Calvin gebichteten aber weggelassen. Im Jahre 1547 gab der Genfer Kantor Wilh. Bourgeois (geb. in Paris) die „50 Psalmen“ (30 + 19 und das Lied Simeons) Marots „à quatre parties, à voix de contrepoinet égal“, also in 4stimmigem einfach choralmäßigem Satz, heraus, wobei er zu den 20 neuen Marot'schen Psalmen offenbar die Melodien erst schuf, da ja nur die 30 früheren schon Melodien hatten. Dagegen vermochten neue Melodien, die Wilh. Franc in Lausanne 1565 zu sämtlichen Psalmen setzte, sich keinen Eingang zu verschaffen. Die gewöhnliche Ausgabe, daß die Psalmmelodien „von Bourgeois und Franc herrührten“, ist also falsch. Die Melodien rühren theils von den Pariser Hofcomponisten Franz des ersten, theils von Bourgeois her; der 4stimmige Choralatz (wie er noch in der Lausanner Ausg. von 1818, welche, beiläufig bemerkt, in Bobet's Bibliographie fehlt, abgedruckt ist, und wie ich ihn in Friedrichsdorf noch 1839—41 singen hörte) hat Bourgeois zum Autor. — Claude Goudimel hat nur die Melodien (zuerst i. J. 1562 sechzehn derselben, dann 1565 alle 150) als Themata zu vierstimmigen Motetten benutzt, die nicht für den Gemeindegesang bestimmt waren. Aehnlich hat vor ihm schon Bourgeois selbst 1561 vier bis sechsstimmige Motetten über 83 Psalmmelodien componirt; andre Motetten der Art existiren von Champion (1561) von Jambe de Fer (1564) u. a.

Da man den Psalter vollständig zu besitzen wünschte, so bearbeitete Beza 1551 bis 1561 die noch übrigen 100 Psalmen, so daß 1562 der ganze Psalter erscheinen konnte. Melodie und Choralatz zu jenen 100 Psalmen scheint auch von Bourgeois zu sein.

Aus der fernerer Geschichte des Psalters sei nur das Eine erwähnt, daß die, 1679 erschienene „Revision“ oder vielmehr Umarbeitung des Psalmtextes nicht „Conrart und la Bastide“, sondern nur den ersteren (den Stifter und Vater der franz. Akademie) zu ihrem Autor hat. Welche Kämpfe diese Neuerung hervorrief, wird uns von Bobet mit altemäßiger Treue erzählt.

Wenn wir nun aber im Schlußkapitel lesen, wie der Sinn für den Psalmgesang in neuerer Zeit fast überall in der ref. Kirche französischer Zunge erstorben ist, so können wir nicht umhin, darin ein Symptom des inneren Verfalles der französischen Race zu erkennen. Zuzugeben ist freilich, daß seit Beza's Zeit die französische Sprache sich in Satzbau und Wortschatz so radical umgeändert

hat, daß der alte Marot-Beza'sche Text jetzt absolut unverständlich geworden ist. Wer verstünde jetzt noch die Verse:

Bandez se sont les grands rois de la terre,

Et les primats ont bien tant présumé
De conspirer etc.

oder: Ainsi que la biche rée

Pourchassant le frais des eaux etc.

Dagegen ist die, in ihrer Weise ganz vorzreffliche Conrart'sche Umarbeitung für den heutigen Franzosen noch ebenso verständlich, als für uns Deutsche Luther's Lieder, und so ist es eben doch nur jene auf äußere Glätte sich richtende und in äußerem Puz der Sprache sich gefallende vanité, welche um einiger halbwegs obsolet gewordenen Wendungen willen jene Conrart'schen Psalmen für ungenießbar erklärt. In Deutschland war die Rückkehr zum Glauben nach der Zeit des Rationalismus zugleich ein Rückbesinnen auf die histor. Vergangenheit und ein Rückgreifen zu deren Schätzen, namentlich dem Kirchenliede; in Frankreich und der franz. Schweiz trug „die Erweckung“ einen durchaus subjektivistischen, methodistischen, unhistorischen Charakter; die alten Psalmen, die einst auf den Scheiterhaufen gesungen worden, werden kein Echo der Begeisterung mehr; sie werden bei Seite geworfen als altes Gerümpel. Man entschuldigt dies damit, daß der Gesang dieser Melodien „langweilig geworden“; aber mit Recht wirft Bobet die Schuld dieser Langweiligkeit auf die Langsamkeit, womit man die Psalmen im letzten Jahrhundert zu singen pflegte. In rascherem Tempo und metrisch gesungen sind diese Bourgeois'schen Choralstücke eine Musik, die sich den schönsten deutschen Chorälen würdig zur Seite stellt, und mit der die süßlichen Melodien und der allen Generalbassregeln Hohn sprechende Satz der Chants de Sion gar keinen Vergleich aushält.

Indem wir dem Verf. für seine ebenso interessante als gründliche Arbeit nochmals den innigsten Dank aussprechen, können wir zum Schlusse zwei fromme Wünsche nicht unterdrücken. Der eine ist, daß es Hrn. Bobet gefallen möchte, den Text der Marot-Beza'schen Psalmen (und zwar mit Angabe der älteren Varianten) herauszugeben; der zweite, daß doch endlich einmal eine Ausgabe der unvergleichlich herrlichen Psalm-motteten Goudimel's erscheinen möchte! Der Sinn für altclassischen Kirchengesang a capella ist, wenigstens in Deutschland, so geweckt und verbreitet, daß eine solche Ausgabe sicher ihre Abnehmer finden würde. Goudimel's Compositionen stehen, soviel wir

aus denen, die wir mühsoll uns verschafft haben, schließen können, an großartiger Strenge und Einfalt des Stiles und an Tiefe denen seines großen Schülers Palestrina außerordentlich nahe. N. E.

Luthardt, Dr. Chr. Ernst, Domherr, Consist.-R. u. Prof. der Theol. **Vorträge über die Moral des Christenthums**, im Winter 1872 zu Leipzig gehalten. VI u. 315 S. Leipzig, 1872. Dörffling u. Franke. 1 thlr. 16 sgr.

Mit inniger Freude begrüßen wir vorliegendes Werk, welches sich ausdrücklich als den „dritten Theil“ der „Apologie des Christenthums“ ankündigt. Letztere ist hiemit abgeschlossen. Der erste Theil der apologetischen Vorträge Luthardt's enthielt bekanntlich die Grundwahrheiten, der zweite die Heilswahrheiten des Christenthums. Es war nun ein sehr glücklicher Gedanke, diesen beiden Reihen von apologetischen Vorträgen noch eine dritte anzufügen, welche die Moral des Christenthums zum Gegenstand hat. So viel wir wissen, ist letztere im Zusammenhang noch gar nicht apologetisch behandelt worden. Und doch bilden Religion und Sittlichkeit, Dogmatik und Moral eine unauslöslliche Einheit. Genau genommen laufen letztere Disciplinen auch nicht neben einander, sondern sind die beiden Seiten eines einheitlichen Wahrheitsystems; wobei jedoch die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit einer gesonderten Behandlung beider nicht in Abrede gestellt werden soll. In dem mit vorliegendem Bande abgeschlossenen Werke haben wir nun eben eine vollständige Apologie des Christenthums, da es dieses nach seinen Grundvoraussetzungen, seinen dogmatischen und ethischen Wahrheiten gleichmäßig behandelt, eine Apologie, wie sie wohl einzig dasteht unter allen Erzeugnissen unserer, nach der kirchlich-theologischen Seite angeschaut, vorzugsweise apologetisch zu nennenden Zeit. Luthardt hat es wie kaum ein anderer Theologe der Gegenwart verstanden, unserer Zeit mit ihrem besonderen religiösen Bedürfniß ins Herz zu schauen; er hat es als Apologet verstanden, den rechten Ton anzuschlagen, der, es ist nicht zuviel gesagt in der gesammten Kirche der Gegenwart einen mächtigen Widerhall gefunden hat. Von den ersten, im Winter 1864 gehaltenen Vorträgen erschien im Jahre 1870 bereits die siebente, von den zweiten, 1867 gehaltenen Vorträgen im Jahre 1870 die dritte Auflage. Das erste Werk hat bereits sieben Uebersetzungen, darunter bekanntlich auch eine in das Neugriechische von Dr. Hieronym-

mus Myriantheus, Lehrer an der theologischen Schule zu Jerusalem, erfahren. Das Subscriptenverzeichnis, mit dem diese Uebersetzung versehen ist, enthält so ziemlich die gesammte Hierarchie der griechischen Kirche.

Sollen wir nun unser Urtheil über den vorliegenden Schlusstheil abgeben, so gestehen wir, daß derselbe uns ganz besonders angesprochen hat, und daß wir ihn unmittelbar an die, anerkannter Maassen so überaus gelungene Vorträge über die christlichen Grundwahrheiten anreihen. Es ist ein ungemein reifes Erzeugniß, das uns in diesem Schlusstheile vorliegt. Nicht ohne Grund sagt der Herr Verfasser im Vorwort: „Eine flüchtige Arbeit sind diese Vorträge nicht, sondern die Frucht langjähriger Beschäftigung mit den Gegenständen und Fragen, welche hier behandelt werden.“ Bekanntlich ist eine der Hauptvorlesungen Luthardt's, durch welche er neben einer eminenten Gabe unmittelbar persönlicher Einwirkung einen besonderen Einfluß seit Jahren auf die Studierenden ausübt, die über theologische Ethik. Wer diese Vorlesungen kennt, wird durch das vorliegende Werk vielfach an sie erinnert; ja es liegt letzterem das dort befolgte Eintheilungsschema zu Grunde. Man merkt aber, möchten wir sagen, auf jeder Zeile den Vorlesungen die mächtige äußere und innere Bearbeitung des Stoffes an; das Alte tritt uns als ein Neues, Umgesetztes, Vertieftes und Erweitertes entgegen. Gerade auch auf theologisch ethischem Gebiet befindet sich Luthardt als einen Schüler v. Hofmann's; wem des Letzteren ethisches System bekannt ist, der wird in vorliegendem Werke nicht wenig Verührungspunkte mit demselben antreffen. Je weniger Beachtung v. Hofmann's, wie uns dünkt, höchst bedeutende ethische Ausführungen, wie sie uns in seinem Schriftbeweise längst vorliegen, gefunden haben, zu desto größerem Verdienste rechnen wir es Luthardt an, daß er dieselben zu verwerthen bemüht war und auch in unserem Buche verwerthet. Er thut es aber in der freiesten und selbständigsten Weise; er befreit nach unserer Meinung das v. Hofmann'sche System von einer gewissen Enge und Ausschließlichkeit, die ihm anhaftet, und bringt die Hofmann'schen Gedanken mehr in Contact mit der theologischen Strömung der Gegenwart überhaupt. Gerade dieß dünkt uns ein besonderer Vorzug der Luthardt'schen Arbeiten, daß er allenthalben in ächt geschichtlicher Weise des vorhandenen theologischen Materials sich bemächtigt, es aber auch ebenso mit seiner kräftigen und selbständigen Individualität zu vermitteln weiß, so daß auch das an andere Leistungen Anknüpfende unter Luthardt's Händen vermöge

der Ursprünglichkeit seiner ganzen Natur und Anlage den Stempel der Originalität empfängt. Ganz besonders gilt dieß aber von seinen apologetischen Vorträgen. Das Eigenthümliche derselben, was von keinem andern Theologen bisher in diesem Maaße erreicht wurde, besteht auch darin, daß dieselben durch und durch die intensivste theologische Arbeit verrathen und in ihrer Form gleichwohl von der theologischen Schulsprache so abgelöst als nur möglich, allen irgendwie Gebildeten vollkommen zugänglich erscheinen. Luthardt ist überhaupt Meister der Form, Form im umfassendsten Sinn des Wortes genommen. In das Einfachste weiß er Nachdruck und Nerv zu legen; und das Großartigste, Tiefste und Geheimnißvollste weiß er uns in eigenthümlicher Concretheit vorzuführen. Seine Darstellung hat künstlerische Plastik und ist ein getreuer Ausdruck der geistigen Sicherheit der centralen Anschauung, der bei aller idealen Höhe doch wieder so realistischen Richtung, die diesem Theologen in hohem Maaße eignet. Gehen wir auf den Inhalt selbst ein, so werden in zehn Vorträgen unter den Titeln: das Wesen der christlichen Moral, der Mensch, der Christ und die christlichen Tugenden, das religiöse und kirchliche Leben des Christen, das Leben des Christen in der Ehe, das christliche Haus, der Staat und das Christenthum, das Leben des Christen im Staate, die Kultur und das Christenthum, die Humanität und das Christenthum, auf verhältnißmäßig engem Raume alle wichtigen Probleme der Ethik behandelt. Bewundernswürdig ist, wie der Verf. den Faden des ethischen Systems nie aus der Hand läßt und gleichwohl die Verbindungsfäden der einzelnen Materien hinter der unmittelbar practischen Aufgabe, die er sich gestellt hat, wieder zurücktreten läßt. Nur so konnte er bei der großen Beschränkung, die ihm aufgelegt war, in der Auswahl des Stoffes das Richtige treffen. Je länger, je mehr werden wir in die Mitte der höchsten Probleme der Gegenwart hineingeführt. In dem univervsellen Standpunct, von dem aus Luthardt das Christenthum anschaut und ihm seine Aufgabe als der höchsten ethischen Macht im breiten Strom der wahren Culturbewegung anweist, berührt er sich ungesucht vielfach mit dem ausgezeichneten Werke von Martensen, der christlichen Ethik. Beide gehen auch von denselben Grundanschauungen aus. Wir wollen beide Werke nicht mit einander vergleichen; haben sie sich doch sehr verschiedene Ziele gesetzt. Aber eines hat Luthardt offenbar vor Martensen voraus, das ist die Siderheit der heilsgeschichtlichen Anschauung, sofern diese grundlegend wird für bestimmte ethische Probleme.

Der Verfasser sucht namentlich für die verschiedene Gemeinschaftsweise die letzte Lebenswurzel in der von der Schrift beschriebenen Heilsgeschichte aufzudecken, ohne doch den heilsgeschichtlichen Ausgangspunkt irgend mit Einseitigkeit geltend zu machen. Besonders tritt uns dieß entgegen in der wie uns dünkt ausnehmend treffenden Erörterung des Wesens und Ursprungs der staatlichen Gemeinschaft. Unser Interesse an dem Werk stieg überhaupt mit der fortschreitenden Lectüre desselben. Wo der Verf. auf die natürlichen Lebensordnungen zu sprechen kommt, verbindet sich ein idealer Zug, eine tief christliche Auffassung mit einem, wir möchten sagen, urkräftigen, frischen Natursinn, deren Ineinander seiner Darstellung einen unvergleichlichen Reiz gibt. Die Krone des Ganzen scheinen uns aber die vier letzten Vorlesungen zu sein; sie behandeln auch gerade die für die Gegenwart wichtigsten Fragen und befunden die anhaltendste und eindringendste Beschäftigung mit derselben. Man möchte hier sagen: *aeu rom tetigit*. Wie schwer ist es doch, die ineinander wogenden Strebungen der Zeit, das prinzipielle und geschichtliche Verhältniß von Cultur und Humanität zum Christenthum und den thatsächlichen Conflict beider richtig zu beurtheilen. Luthardt hält in Erörterung dieser Fragen allenthalben das richtige Maas ein und zeigt uns in Lösung derselben einen seltenen Tact. Wohlthüend ist uns auch die nationale Gesinnung, die an mehr als einem Orte hervortritt. Gleich im Anfang S. 4 sagt er uns: „wir freuen uns, und wir haben ein Recht uns darüber zu freuen, daß der Name der Deutschen unter allen Völkern so rasch zu Ehren gekommen. Es gibt einen berechtigten Nationalstolz und wir haben Grund dazu.“ Wir danken es aber dem Herrn Verf. daß er schon vorher sagt: „so hoch auch die politische Größe und Bedeutung unseres Volkes steigen mag, glücklich und segensreich wird seine Zukunft nur dann sein, wenn es in seinem Reichsbau das Christenthum als festen Eckstein seiner Grundmauern hineinnimmt.“ In vielen seiner Aeußerungen zeigt sich der Verf. als treuer Mentor seines Volkes. Es ist uns aus innerster Seele gesprochen, wenn er S. 195 sagt: „Knüpft man das Leben nicht an den Himmel droben an, so führt der Weg in die Tiefe. Aus der Tiefe steigen die Geister auf, welche die Herrschaft an sich reißen. Und die edleren Vertreter dieses blos weltlichen Culturgebaldens werden bald von den Anderen verdrängt werden, die den Himmel auf Erden, welchen sie alle wollen, in ihrer massiveren Weise verstehen. Es ist nicht Ohrenschmerz oder Verleumdung, wenn ich dieß sage.“

Luthardt sagt im Vorwort: „die Anmerkungen nehmen hier einen größeren Raum ein, als dieß in den beiden ersten Bänden der Fall ist.“ Gerade für diese Anmerkungen sind wir nun aber dem Herrn Verf. besonders dankbar; namentlich gilt uns dieß für die Beigaben zu den letzten Vorlesungen. Man sieht, welch bedeutendes Material Luthardt bewältigt hat; über die Stellung der Gegenwart zu den wichtigsten socialen Problemen, die Würdigung derselben nicht blos vom theologischen, sondern ebenso vom philosophischen, staatsöconomischen, völlergeschichtlichen Standpunkte werden wir gründlichst unterrichtet. Diese Anmerkungen sind uns eine wahre Fundgrube. Man kann daraus unter andrem sehen, wie z. B. über das Thema: Trennung von Staat und Kirche, höchst bedeutende Auctoritäten auf sehr verschiedenen Wissenschaftsgebieten ganz andres sich äußern, als die Vertreter des gewöhnlichen Liberalismus. Der Verf. hat sich auch zu unserer Freude nicht gescheut, dem vielgeschmähten, christlichen Staat das Wort zu reden.

Man kann aus diesem Werk auch lernen, wie ähnlich aus dem von Martensen, wie der ächt lutherische Standpunct nicht eng und einseitig macht, sondern wie mit ihm ein geschichtlich freier, univervell gerichteter Blick sich gar wohl verträgt. Der Verf. kennzeichnet seine kirchliche Richtung mit den schönen Worten: „Ist nicht das Zeugniß Luthers die Blüthe des deutschen Geistes und seiner Vermählung mit dem Geiste des Evangeliums und — dürfen wir getrost hinzufügen — bis jetzt wenigstens die wahrste Gestalt der ewigen seligmachenden Wahrheit?“ Ueberaus treffend ist auch das über das Bekenntniß, über die Verpflichtung auf das Bekenntniß (S. 230 ff.) Gesagte. Kurz — wir rechnen diese Schrift Luthardt's zu denjenigen nicht gerade häufigen literarischen Leistungen, welche den Theologen, den Christen, den Genossen und Freund der Kirche, den Menschen in gleicher Weise befriedigen können. Es handelt sich hier nicht um Empfehlung eines Buches, sondern um Bezeugung des vollen Dankes für die reiche Erquickung, die ein literarisches Product bereits gewährt hat; und der Zuversicht, daß dieß Werk in und außer Deutschland die freudigste Aufnahme finden wird. Im Zusammenhange mit seinen beiden Vorgängern betrachten wir es als eine wahre Segensgabe Gottes durch die Hand des theuren Verfassers vor allem an unser deutsches Volk. Möchten viele unserer Volksgenossen durch dasselbe das Christenthum wiederum als höchste geschichtliche und ethische Potenz erkennen lernen! St.

1) **Diefenbach, G. Chr.**, ev.-luth. Stadtpfarrer zu Schütz, und **Schlösser, Gustav**, ev.-luth. Pfarrer zu Reichenbach. **Die dormalige Lage der evangelischen Kirche im Großherzogth. Hessen.** Altenmäßige Darstellung gegenüber der unter obigem Titel erschienenen Denkschrift des Professors Dr. R. Köhler. IV u. 134 S. Frankfurt a. M. 1872. Zimmer'sche Buchhdlg. 4 sgr.

2) **Krüger, W.**, Pastor zu Langenberg, und **Hermann, C.**, Pastor zu Friedrichsthal. **Die Zukunft der Union und die Preussische Landeskirche.** Zwei Vorträge auf der Pastoral-Conferenz zu Bonn am 24. Juni 1872 gehalten und auf Beschluß der Konferenz veröffentlicht. 83 S. Barmen, 1873. Hugo Klein (Evangel. Buchhdlg.) 12 sgr.

Obgleich von ziemlich direct entgegengesetzten theologisch-kirchlichen Standpunkten aus geschrieben, sind diese beiden Schriften doch gleicherweise interessante und lehrreiche Beiträge zur signatura temporis, insbesondere zur Charakteristik der theils schon entbrannten, theils im Entbrennen begriffenen kirchlichen Kämpfe unsrer Zeit.

Nr. 1 ist eine den beiden Verfassern, Vorkämpfern der lutherisch-bekenntnißtreuen Richtung der evangelischen Geistlichkeit Hessens, durch eine die Lage ihrer Landeskirche in liberal-unionistischem Geiste schildernde Denkschrift des Friedberger Seminar-Professors Dr. Köhler abgegebene Erklärung, welche auf Grund der vorhandenen gesetzlichen Actenstücke das Recht nachweist, das der althessischen lutherischen Kirche trotz Einführung der Union in verschiednen Landestheilen und Gemeinden des Großherzogthums fortwährend zukommt. Prof. Köhler wird hier größtentheils mittelst der actenmäßigen Nachweise eines anderen älteren Köhler, der Sohn wird mittelst des vom Vater (des verstorbenen Prälaten Dr. Köhler zu Darmstadt) herausgegebenen „Handbuchs der kirchlichen Gesetzgebung des Großherzogthums Hessen“, Darmstadt 1847 — 48, aus dem Felde geschlagen, und zwar dieß mit so gründlicher Sachkenntniß, und in so überaus gewandter, treffender, bei aller einschneidenden Schärfe doch maßvoller und leidenschaftsloser Darstellung, daß der von diesem wuchtigen Angriff Betroffene kaum im Stande sein dürfte, eine irgendwie wirksame Replik zu versuchen. Ohne auf die Einzelheiten der, um der hohen Wichtigkeit und prinzipiellen Bedeutung der ventilirten Punkte willen, auch für die den hessisch-kirchlichen Verhältnissen

Fernerstehenden interessanten Polemik hier näher einzugehen, dürfen wir versichern, daß das Schriftchen den Totaleindruck einer theologisch gleicherweise wie juristisch aufs Beste fundamentirten Argumentation gewährt und daß der Nachweis von dem rein fictiven Character der von Prof. Köhler aufgestellten Behauptungen, betreffs Obsoletgewordenseins der Sonderbekenntnisse durch die Union, Absorption alles confessionell-lutherischen und reformirten Bewußtseins der einzelnen Gemeinden &c. &c., auf das Einleuchtendste und Unwiderleglichste erbracht scheint.

Die in dem 2. Schriftchen vereinigten beiden Vorträge verfolgen insofern eine der Schlösser-Diefenbach'schen entgegengesetzte Tendenz, als sie nachdrücklich für das Recht der preussisch-landeskirchlichen Union gegen die dieselben bedrohenden Angriffe, insbesondere die von confessioneller Seite her, in die Schranken zu treten suchen. Mit lobenswerther Offenheit und in gewiß richtiger Würdigung der momentanen Lage der Dinge gestehen beide Vorträge zu, daß „die Zukunft der Union in der That gefährdet ist“ und daß „die Union keinen in die Augen fallenden Zuwachs von Freunden, wohl aber einen Zuwachs von Gegnern zu registriren hat“ (S. 9; vgl. S. 51). Sie finden ebendeshalb auf Mittel zur Wahrung der Rechtsbeständigkeit der preussischen Union und kritischen alle irgendwie auf Alterirung ihres damaligen Bestandes abzielenden kirchenpolitischen Vorschläge, auch die bekannten Fabri'schen, welche auf Vertauschung des Unionsprincips mit dem der Conföderation sowie auf provinzialkirchliche Gliederung der Landeskirche lauten. In der Bestreitung dieser letzteren Vorschläge, von deren Durchführung die beiden Redner (ganz ähnlich wie v. Bethmann-Hollweg in seinem neulichen Halle'schen Kirchentagsreferate, sowie der ungen. Verf. der Schrift: „Moderne Kirchenbauplane“, Gotha, bei R. Vesser) die Herbeiführung heillosen kirchlichen Wirren (!?) befürchten, gipfelt sogar dasjenige, was hier zur Inskribirung des Status quo der preussisch-landeskirchlichen Verfassung gesagt wird. *)

So decidirt unionistisch demnach die Haltung dieser beiden Vertreter der rheinischen Provinzialkirche erscheint, ja so wenig dieselben (insbesondere Pastor Hermann, laut S. 66 f. seines Referats) selbst vor dem Gedanken an die Anwendung gewisser Zwangsmittel zur Bekämpfung des unionsfeindlichen Partikularismus, z. B. der Hannoveraner, zurückschrecken: ein so durchaus anderer Geist weht uns dennoch

*) Vgl. die in D. Fabri's neuester Schrift: „Kirchenpolitisches Credo“ (Gotha, F. A. Perthes) gebotene Entgegnung auf diese Angriffe, insbesondere auf den in den „Modernen Kirchenbauplanen.“

aus ihren Rindgebungen entgegen, als der in der „Denkschrift“ jenes Friedberger Seminarprofessors sich äussprechende! Was die Verf. der obigen kritischen Beleuchtung dieser „Denkschrift“ derselben hauptsächlich vorzuwerfen haben, das ist nicht ihre ausgesprochene und entschiedene Unionstendenz, auch nicht ihr indirectes Abzielen auf die Herbeiführung „erschütternder Katastrophen,“ mittelst deren das heftige Kirchenregiment den Widerstand der Confessionellen schließlich brechen sollte: sondern vielmehr der durchaus unfkirchliche, bekennnißfeindliche, dem positiven Christenthum abgeneigte und entfremdete Standpunkt, von welchem aus ihr Verfasser seine unionistischen Machinationen betreibt. Derartiges würden sie den unionsfreundlichen Autoren des zweiten Schriftchens schwerlich vorwerfen können. Und was diese betrifft, so würden sie, aus Mecklenburg nach Hessen versetzt, einer derartigen gemeindeprinziplich-demokratischen Union nach dem Prinzip der Plebisit- und Synodal-Majoritäten, wie die Partei des Hrn. Köhler jun. sie dormalen für Hessen durchzusetzen sucht, sicherlich ebenso entschieden entgegen sein, wie sie den protestantenvereiniglichen und freigeineindlichen Versuchen zum Mißbrauche der preussischen Union im Dienste ihrer destruktiven Bestrebungen sich widersetzen. Sie würden, kurz gesagt, im Falle ihrer Verpflanzung auf dieses andersartige kirchliche Terrain, wenn nicht an der Seite von Dieffenbach und Schloffer für das gute Recht der landeskirchlichen Bekenntnisse, doch sicherlich gegen die abstract-unionistischen Usurpationsveruche der H. Köhler und Genossen streitend erfunden werden.

Erbauungsschriften. Predigten.

Goulburn, Edward Meyrit, Dr. theol. u. Dean of Norwich etc. **Vom heiligen Leben.** Zur Weiterführung im „persönlichen Christenthum“. Aus dem Englischen von R. Bartholomäi, ev. Stadtpfarrer in Wilbbad. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. 276 S. Stuttgart, 1871. Belfer. 24 fgr.

Der Verfasser hat vor einiger Zeit noch ein anderes, umfangreicheres Buch veröffentlicht mit dem Titel „Gedanken über das persönliche Christenthum oder das christliche Leben in Gottesdienst und Wandel“, welches in der August-Nummer des vorigen Jahres in dem „Anzeiger“ bereits eine Besprechung gefunden und welches in engeren und weiteren Kreisen einer äußerst günstigen Aufnahme sich erfreut, auch schon eine sehr namhafte Anzahl von Auflagen erlebt hat. Die vorliegende Schrift

ist eine Fortsetzung dieser früheren, hat jedoch ihren vollkommen selbständigen Werth und ist ausgesprochenenmaßen zur Weiterführung im geistlichen Leben bestimmt. Die zu behandelnden Gegenstände erfassen wir aus der Inhaltsangabe mit ihrem sehr ausführlichen, das Ganze gleichsam im Excerpt enthaltenden Register. Die Schrift zerfällt hiernach in 22 Kapitel, deren Ueberschriften, um den Leser über den Inhalt des Buches einigermaßen zu orientiren, wir zum Theil hier angeben wollen. Wir notiren: Heiligkeit ist etwas Erreichbares; Womit haben wir anzufangen?; Das Grundprinzip der Heiligkeit, die lebendige Erkenntniß Gottes das Ziel alles christlichen Lebens; Von der Kindshaft Gottes als worauf die Liebe Gottes beruht; Wie Gott das Gebot der Liebe Gottes durch die Menschwerdung Christi für uns ausführbar gemacht hat; Von der Reinheit des Beweggrundes; Friede des Gewissens und des Herzens das Element der Heiligkeit; Von der Nothwendigkeit eines Berufes und der rechten Betreibung desselben; Die Liebe Gottes mehr ein Prinzip als ein Gefühl; Was schließt Christum von unserm Herzen aus? — Die in der Schrift vortragene Lehre ist im Ganzen biblisch richtig und dogmatisch correct, im Einzelnen sind wir Meinungen begegnet, die berechtigten Widerspruch hervorzurufen geeignet sind. In einem von der täglichen Erfahrung der Rechtfertigung handelnden Abschnitt S. 64 ist Manches mißverständlich, und die Auffassung der in neuerer Zeit so viel behandelten Stelle Luc. 7, 47 streift an Synergismus, wird aber durch den ganzen Geist des Buches corrigirt und rectificirt. Ferner ist die Behauptung S. 91: Gott bedürfe unserer, der Menschen, als eines Feldes der Offenbarung seiner göttlichen Vollkommenheiten, eine nicht richtige, weil die Absolutheit Gottes beeinträchtigende, und die andere Behauptung S. 92, Gott konnte seine Vollkommenheit in der Liebe nicht ausüben, außer wenn er auch das Böse in seinem Weltall zuließ, nur deshalb habe er eben das letztere zugelassen, eine entschieden zu bestreitende. Sollte Gott wirklich deshalb das Böse und in Folge davon das Uebel zugelassen haben, um seine vollkommene Liebe zu documentiren und desto heller strahlen zu lassen? Würde durch solche Annahme nicht ein ganz feiner Egoismus in das Wesen Gottes gelegt? Die Liebe Gottes strahlt freilich im hellsten Glanze auf der dunkeln Folie der menschlichen Sünde und des aus derselben quellenden Elendes, aber dieses Strahlen ist einfach die Folge des hereingedrungenen Verderbens, nicht aber hat der Herr das Verderben hereindringen lassen, damit seine Liebe strahle. Er hat Böses und Uebel offenbar nur zugelassen in Folge davon, daß er den

Menschen als eine freie Creatur in's Leben gerufen und er den Menschen in die Lage versetzen mußte, sich frei für seinen Gott zu entscheiden. — Im Ganzen thun jedoch die hier berührten Incorrectheiten der vorliegenden Schrift keinen Eintrag. Sie ist offenbar eine bedeutende und ausgezeichnete Erscheinung auf dem Gebiete der neueren ästhetischen Literatur, und beweist, daß auch heute noch von geistbegabten Persönlichkeiten Ströme des lebendigen Wassers auf das Kirchenfeld fließen. Das Buch ist voll tiefer, heiliger und heilighender Gedanken und der Verfasser offenbart große Weisheit und reiche Erfahrung auf dem Gebiet des inneren Lebens, erweist sich also als einen treuen, zuverlässigen, ächt pastoralen Führer für eine ernste, nach oben gerichtete, aufrichtig fromme Seele. Daneben ist das Buch, ohne es gerade zu beabsichtigen, eine treffliche praktische Apologie des Christenthums, es beweist, wie in ihm allein die von Gott geschaffene und ursprünglich Gott ähnliche Seele zu innerer Befriedigung gelangt. — Schließlich ist noch zu bemerken, daß das Verständniß der Schrift und die Freude an derselben einen gewissen Grad geistiger Bildung voraussetzt; zu den geradezu populären Erbauungsbüchern gehört das Werk nicht.

P.

Bonar, Horatius. Verzage nicht! Ueber den Segen der Trübsal. Aus dem Englischen übersetzt von Henriette Kaufmann. Mit einem Vorwort von Superintendent Dr. Bührs. 3. Aufl. 62 S. Braunschweig, 1872. J. Zwifler.

Ein wohlthuend geschriebener Tractat, ganz geeignet den Segen der Trübsal uns auszulegen. Der Inhalt ist unter folgende Punkte zusammengefaßt: die Trübsal versucht uns — reinigt uns — schilt uns — weckt uns auf — erfüllt uns mit Ernst — fördert das Gebet — erhält uns wachsam. — Etwas sehr Lehrhaftes haben die englischen Tractate, so auch dieser; uns hat aber dieser Ton wohlgethan.

D

Scriber, M. Christian. Güldne Kunst reich zu werden. Auf's neue herausgegeben von Dr. D. Schumann. Sem.-Dir. in Alfeld. 48 S. Schönbeck, 1871. E. Berger. 4 sgr.

Ora et labora, — das ist kurz gesagt der alte und allezeit gute Rath, den Scriber in diesem Tractate gibt, und zwar mit einer Fülle von Sprüchen aus dem Worte Gottes.

Die acht Rathschläge, die der erfahrene Rathgeber gibt, sind die: Bete, sei ehrlich, fleißig, verständig und vorsichtig, sei sparsam, demüthig und freundlich, genügsam und dankbar, und endlich mildthätig und barmherzig. Das alte Büchlein paßt sehr für unsre Zeit mit ihrem Kennen und Laufen nach Reichthum, — wer aber wird darauf merken? D.

Martensen, G. Dr. th. Bischof von See-land. Hirten Spiegel. Zwanzig Ordinationsreden. Deutsch von M. Michelsen, Prediger. Zweite Sammlung. 224 S. Gotha, 1872. Schloßmann. 18 sgr.

Die erste Sammlung dieser ganz trefflichen Ordinationsreden haben wir früher schon angezeigt, wir können von der zweiten Sammlung nur mit derselben Freude und mit gleichem Danke berichten. Echt evangelisch, echt bischöflich weiß der nordische Bischof zu reden; tief und vielseitig legt er das Wort aus und was uns besonders merkwürdig ist, bei der doch sehr speciellen Veranlassung, die kaum eine bedeutende Abwechslung zu gestatten scheint, findet sich doch nirgends eine ermüdende Wiederholung. Immer wieder reicht uns der rechte Schriftgelehrte, zum Himmelreich gelehrt, Neues und Altes aus seinem reichen Schatz dar. Das Büchlein ist eine durchaus erquickende und fördernde Lectüre für jeden Diener des Evangeliums. Insbesondere möchten wir den Rath geben, die vielen theol. Conferenzen jedesmal mit der Vorlesung einer solchen Ordinationsrede zu eröffnen; gewiß würde das anregend wirken und Segen stiften.

D.

Wunderling, Th. Prediger der Brüder-gemeinde in Gnadenfrei. Altes und doch Ewignes. Predigten. Zweiter Band. 20 Predigten über das zweite bis fünfte Buch Mos. 185 S. Neusalz a. D. Lange. 15 sgr.

Eine ganz vortreffliche Fortsetzung des in diesen Blättern bereits besprochenen vortrefflichen Anfangs. Auch hier finden wir vereinigt eingehende Erklärung, köstliche Ausdeutung und gute, glückliche Anwendung des Textes. Hier und da treten uns ganz kostbare Worte über einzelne Geheimnisse des christlichen Glaubens entgegen, so namentlich über das Sacrament des Altars. Die Predigten sind lieblich und ergreifend zugleich, lehrhaft und dabei lebendig, durchaus erbaulich, auch für Geistliche erwecklich und zeugen von tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens. P.

Hohlbrügge, Dr. H. J. Pastor an der niederländisch-ref. Gemeinde zu Elberfeld. **Sechs Predigten** gehalten vor der Eröffnung der Kriegsläufe im J. 1870. 74 S. Elberfeld, Langewiesche. 7½ sgr.

Cbell, Carl. Cand. min. **Vier Predigten** aus der Kriegszeit. 48 S. Berlin, W. Schulze. 5 sgr.

Beide Verf. haben in den vorliegenden Predigten dem Geiste eines lebendigen Patriotismus Ausdruck gegeben; doch besonderen homiletischen Werth vermögen wir ihnen nicht zuzuschreiben. Wir hoffen aber, daß die Predigten des Ersteren in den ihn hochverehrenden Kreisen ihre Leser finden werden, die des Letzteren schon um des Umstandes willen, daß derselbe erblindet ist, Theilnahme und Ausbreitung erlangen werden.

Hasper, Worte, gesprochen an dem Sarge des Prof. Calo d. 27 Septbr. 1872. Auf Verlangen dem Druck übergeben. 8 S. 8. Stettin, 1872. Verlag v. Th. v. d. Nahmer. 2 sgr.

In seiner, sinniger Weise zeichnete der liebeswarme Superintendent Hasper in dieser Leichenrede das Wesen seines nach schweren Leiden heimgegangenen Freundes Calo, der es in seltener Weise verstanden hat, seine Schüler zu begeistern und anzuregen zu allem Edlen und Schönen, der auch den Heiland dabei nicht aus dem Auge ließ. Denn Gebetsumgang mit demselben war seine Lösung. Möge dies Bild jener „idealen Persönlichkeit“ wie ihn sein Lehrer und Freund Ludwig Giesebrecht bezeichnet hat, weithin unter seinen Schülern und Freunden sich verbreiten und den „allgegenwärtigen Christus“ predigen, von dem der Entschlafene so gerne Zeugniß gab.

Kolbe.

Antikirchliches und Antichristliches.

Strauß, David Friedr. **Der alte und der neue Glaube.** Ein Bekenntniß. • 374 S. Leipzig, S. Hirzel. 2 thlr.

Wohl die glätteste, zierlichst geschliffene und elegantest etikettirte Krystall-Phiole, in welcher das berauschende Gift der modernen antichristlichen Aufklärungsweisheit den be-thörten Kindern des Zeitgeistes dargeboten wird! Entschieden besser noch als Hr. E. v. Hartmann, aber in vieler Hinsicht als naher Geistesverwandter desselben auftretend, hat der

gewandte Altkneifer der bibelfeindlichen Kritik es verstanden, das aus Hegelschem Begriffs-Abso-lutismus und Schopenhauer'schem Pessimismus gefertigte feine Gewebe der neuen durch und durch pantheistischen Zukunftsreligion dem „großen Publikum“ im glänzendsten Lichte zu zeigen; und wie Vieler Blicke er bereits zu blenden verstanden hat, zeigt die innerhalb weniger Wochen nach dem ersten Erscheinen nöthig gewordene 2. Auflage. Es ist aber gewiß ein gewaltiges Zeichen der Zeit, daß der erste der vier Abschnitte, unter welche der Stoff vertheilt ist, auf die ihm zur Ueberschrift dienende Frage: „Sind wir noch Christen?“ am Schlusse einer etwa 80 Seiten füllenden ausführlichen Erörterung ein entschiedenes Nein! als Antwort bietet (S. 90); daß die zweite Hauptfrage: „Haben wir noch Religion?“ zwar mit Ja, aber mit einem ganz und gar im Sinne pantheistischer Naturvergötterung gehaltenen Ja beantwortet wird (S. 91—144), daß die beiden folg. Fragen: „Wie begreifen wir die Welt?“ und „Wie ordnen wir unser Leben?“ durch Ausstellung einer dieser natu-ralistischen Grundlage in jeder Hinsicht ent-sprechenden Naturphilosophie und Ethik beant-wortet werden (S. 145—296), und daß schließlich ein doppelter Anhang, der „von unsren großen Dichtern“ (Lessing, Göthe, Schiller) und „von unsren großen Musikern“ (Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven) handelt, das Wesen des der Strauß'schen Zukunftskirche einzig entsprechenden Cultus mit nicht zu verkennender Deutlichkeit kennzeichnet. — Neu ist an diesem Gemälde der dem Zeitgeiste wahrhaft gemäßen Religion der „reinen Hu-manität“ allerdings nur die hier vorliegende schriftstellerische Form und Fassung. Den In-halt kennt man schon längst, wenn man nur i. J. einen Blick in Hrn. Strauß's Dogmatik gethan hat, zu welcher sich das vorl. Büchlein ganz ähnlich verhält, wie das „Leben Jesu für das deutsche Volk“ (1864) zu den früheren mehr kritisch-wissenschaftlich gehaltenen Bear-beitungen seines „Lebens Jesu“. Aber daß ein großer Theil der heutigen „Gebildeten“ diese popularisirende neue Ausstaffirung der Strauß'schen Dogmatik begierig aufgreift und verschlingt, gibt jedenfalls etwas zu denken. Es erinnert das eindringlich genug daran, daß die Signatur unsrer Zeit den in Stellen wie 2. Thess. 2, 3 ff. u. ähnlichen biblisch geweissagten Zuständen der letzten Zeiten bereits hinreichend ähnlich geworden ist.

Specht, C. Aug. **Theologie und Wissen-schaft,** oder: Alte und Neue Weltan-schauung und ihr Verhältniß zur Freiheit und Wohlfahrt der Völker. Der Auf-

fassung eines jeden Gebildeten angemessen dargestellt. I. Band VI. u. 260 S. Gotha, Max Felsner. 1 thlr.

Ein freireligiöser Prediger (oder vielmehr „Sprecher“) des Herzogthums Gotha ist es, der in diesem auf zwei Bände berechneten Werke seine, wie sich erwarten läßt, extrem antiregulativischen Ansichten über Volkserziehung und -Aufklärung zum Besten gibt. Er geht dabei natürlich von der „Lehre Darwin's“ aus, der er unter der Ueberschrift „Naturwissenschaftliches“ eine ausführliche Darstellung widmet (S. 31—150), versteht als eine der wichtigsten „Consequenzen der Abstammungslehre“ mit besonderer Angelegentlichkeit den Satz von der Unzulässigkeit der Todesstrafe als eines der Menschlichkeit Hohn sprechenden Uebelstandes, dessen Vollziehung nichts Anderes denn „ein offizieller Mord“ sei (S. 153—182) und bietet auf der Basis dieser naturphilosophischen und ethischen Grundansichten eine „wissenschaftliche Begründung der monistischen Weltanschauung,“ die in der Leugnung der persönlichen Unsterblichkeit gipfelt (S. 185—260) und mittelst deren der Verf. seine kritische Erörterung der wichtigsten aller Fragen des denkenden Menschengesistes, der „Frage von Gott“ vorbereitet, welche er noch im Laufe d. Jahres in einem zweiten Theile zu geben verspricht.

Zur Charakteristik der Denk- und Sprechweise dieses neuen Propheten des „Monismus“, (— der übrigens, als Verf. der Streitschrift „Vernunft und Offenbarungsglaube“, sowie als Redacteur einer in dem gleichen Verlage wie das vorl. Buch erscheinenden Zeitschrift: „Führender Presse; Organ für Fortschritt, Wissenschaft und freie Forschung“ schon seit längerer Zeit für seine Ansichten Propaganda macht —) setzen wir einige Auslassungen aus seiner „Einleitung“ hierher. S. 5 f. lesen wir: „Ihnen, den schwarzen Söhnen der Nacht, den Urhebern der geistigen Knechtschaft, gilt der Kampf des freien erkennenden Menschengesistes, der Kampf der Vernunft und Wissenschaft. Ja, Krieg allen Stillstandshelden und Finsterlingen! Krieg allen Priestern, welche dies nur in heftbäumlicher Weise sein wollen, welche die Intelligenz bekämpfen, die Ausbreitung des Wissens hindern, welche sich mit ihrer „heiligen sündenvergebenden Macht“ brüsten und nicht Lehrer des Volkes sein wollen! Lehrer des Volkes müssen sie werden, Lehrer in des Wortes ausgedehntester Bedeutung, sonst sind sie verloren. Jeder Schritt, den die Wissenschaft vorwärts thut, tritt einer Pfaffenlüge

auf den Kopf. Der scharfe und unerbittliche Zahn der Naturforschung hat das theologische Gebäude von Lug und Trug schon gänzlich unterhöhlt; und wir können auf Grund des schon Errungenen mit Gewißheit behaupten, daß der Tag nicht mehr ferne ist, wo es in Trümmern fällt. Ja, auf Grund unserer freilich durch schwere Kämpfe gewonnenen Errungenschaften bedarf es keiner großen Prophetengabe, um einzusehen, daß es so kommen wird. Noch immer sehen wir zwar die Pfaffen in ihren fetten Pfünden sich des behäbigsten und sorgenlosesten Lebens erfreuen, während Mancher, der sein Leben dem Kampfe für die höchsten Güter der Menschheit, dem heiligen Kampfe für Geistesfreiheit, Recht, Licht und Wahrheit, gewidmet hat, nicht hat, wo er das summe- und sorgenvolle Haupt hinlegen soll. Noch immer dürfen die Priester die Menge des duldenden Volkes, um sie zu „entschädigen“ für die Mühen und Entbehrungen, die sie während ihres ganzen Lebens zu ertragen haben, auf ein „besseres Jenseits“, auf einen „Himmel“ verweisen, der schon im sechzehnten Jahrhundert durch Nikolaus Kopernikus über den Haufen geworfen wurde, auf ein „besseres Leben“, an das der größte Theil der Priester selbst nicht mehr glaubt. Noch immer lassen Eltern ihre neugeborenen Kinder zur Taufe tragen, um aus diesen unschuldigen Wesen den „Teufel“, von dem sie die Pfaffenlehre befallen darstellt, austreiben zu lassen; noch immer schicken solche Eltern ihre Kinder in einen „Religionsunterricht“, von dessen Abgeschmacktheit sie meistens selbst überzeugt sind. Da werden die jugendlichen Köpfe mit Bibel- und Gesangbuchserven vollgestopft, da werden ihnen Lehren und Anschauungen gewaltsam eingetrichtert und eingepaukt, die nicht allein mit den umstößlichen Gesetzen der Vernunft und der Natur, sondern auch mit der Bildung unseres Zeitalters, mit Allem, was die heutige Welt denkt und bewegt, im schreiendsten Widerspruche stehen. — Aber dies Alles wird und muß aufhören! Oder sollen in allen Gebieten des menschlichen Daseins und Wirkens Fortschritte gemacht werden und auf dem religiösen Gebiete allein nicht? Soll hier allein immer und ewiger Stillstand, immer und ewige Reaktion sein? Soll hier allein das Alte, einer längst vergangenen Zeit Angehörige, Natur- und Vernunftwidrige herrschen und das Neue, von der Wissenschaft als wahr und richtig Erkante, unterdrückt und geächtet werden? — Unmöglich! Nein! und abermals nein! Das kam und darf die Mensch-

heit, der nach vernünftigen Gesetzen zu denken obliegt, nicht länger dulden.

„Der Geist der Menschheit ist mündig geworden, die Völker reis zur Freiheit. Darum noch einmal: Die ganze Pfaßheit — einerlei welcher Confession sie dient — muß den Laufpaß erhalten, die Theologie — dieser Gespensterglaube, in die Kumpelkammer des monströsen Unsinns gelegt werden. Die Pfaßheit, wie sie heute besteht, ist keine Vertreterin wahrer Religion, wohl aber die Pflegerin einer durch und durch korrumpirten, verunstalteten, einer Religion des Pöbels; gegen welche Sturm zu laufen die heiligste Pflicht eines jeden Menschenfreundes ist.

„Ja, ein Wahn, ein recht toller Wahn ist diese von den Pfaffen gepflegte sogenannte „Religion“. Und bis zu welchen Ausartungen und Ausschreitungen dieser Wahn führen kann, soll uns der wackere Kulturhistoriker Scherr erzählen, er soll uns durch Thatfachen bestätigen, „daß die Völker an ihren Göttern starben und noch sterben,“ daß protestantischer wie katholischerseits der „religiöse“ Wahnsinn gleicherweise seine tollste Wallpurgisnacht feiern kann und feiert“ u. c.

In diesem Tone geht es auf mehr als dritthalb hundert Seiten fort, ohne daß auch nur Eine in ruhigerem Tone gehaltene Erörterung von wirklich wissenschaftlichem Gehalt und Charakter das eifrige Fochen des Verf. auf seine „Wissenschaftlichkeit“ zu rechtfertigen und gegen den naheliegenden Verdacht der leeren Phrasendrescherei und des eiteln Sichschmückens mit allenthalben her erborgten Federn sicher zu stellen diene. — Als bezeichnend für das eigenthümlich wild-Revolutionäre und cynisch-Gemeine seiner polternden Expectationen möge hier noch ein auf S. 140 von ihm gezogener Vergleich zwischen Luthern und anderen Helden der Reformationszeit stehen: „Von keinem einzigen Träger des Genius, von keinem einzigen echten und rechten Helden der Menschheit ist gesagt und gesagt:

„Hat sich ein Ränzlein angemäht
Als wie der Doktor Luther“

welcher Doktor, Dank seiner theologischen Verbohrtheit und beschränkt-unterthanverständigen „Mäßigung“, bei „Weib, Wein und Gesang“ ein behagliches Dasein führte und bequem in seinem Bette starb während die genialen, selbstsuchtlosen und hochherzigen Heralde des reformatorischen Gedankens, die Savonarola, Gutten, Münzer, Zwingli, Bruno und viele andere auf dem Scheiterhaufen, auf dem Schlachtfeld, im Kerker oder im Exil zu

Grunde gingen und der größte Mann des ganzen Reformationszeitalters, Oliver Cromwell, wenigstens als Reichthum noch an den Galgen kam. Und wie war es zur Zeit der großen Revolution? Alle die hochgestimmten und hochgesinnnten Enthusiasten von der Gironde und von der Montagne mußten zur Strafe für ihren Glauben an das Ideal ihre Köpfe auf das Schaffot tragen; aber die mit Gewissenlosigkeit eingeseiften Schufte und Schurken, die Talleyrand, Cambacérès, Fouché und Konsorten, sie wurden Grandseigneurs und Millionäre.“

Geschichte. Culturgeschichte.

Pirazzi, Emil. Stimmen des Mittelalters wider die Päpste und ihr weltliches Reich. Im Lichte der Gegenwart dargestellt. 8. VII u. 129 S. Leipzig, 1872. Bidder. 24 sgr.

Der Verf. nennt sein kleines Buch im Vorwort eine „Studie“ und S. 86 sogar eine „historische Studie“. Man erwartet hiernach eine fleißige, auf ebenso vielseitigem als sorgfältigem Quellenstudium beruhende Darstellung, man erwartet eine feingefasste literarische Perle. Hinter solcher Erwartung bleibt aber die kleine Schrift zurück. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß dasjenige Publikum, welches der Verf. in seiner Eigenschaft als Literat des Frankfurter Journals zu bedienen pflegt, seine Leistung vielleicht für ein sehr gelehrtes Werk, für eine Studie, für eine Perle hält, während doch das Ganze nichts anderes ist, als die Zusammenstellung mehrerer Excerpte, nichts anderes als eine Glasperle.

P.'s „Studie“ setzt sehr wenige Kenntnisse und sehr geringe Studien bei den Lesern voraus. Das ergibt sich aus einer Reihe gelegentlicher, zur Sache nicht eigentlich gehörender, in belehrendem Tone gehaltener Bemerkungen, z. B. S. 23 die Notiz, daß Günther von Schwarzburg im Dome zu Frankfurt a/M. bestattet ist; S. 42 eine Erklärung des Wortes „Ketzer“; dann die vielen zur Sache nicht gehörenden Notizen über Karl IV. über Rienzi u. c. Uebrigens sind die „Stimmen des Mittelalters“, welche Pirazzi hören läßt, fast nur italienische Stimmen und zwar die sehr bekannten Stimmen der Dante, Petrarca und Machiavell. Ohne Zweifel hätte der Verf. seinem Publikum einen besseren Dienst geleistet, wenn er auch auf die Stimmen der Feinde der weltlichen Papsthererschaft im deutschen Mittelalter gehört hätte. Ref.

erinnert nur an die römfeindlichen Dichtungen Walters von der Vogelweide, an den scharfen Gegensatz des Sachsen- und Schwabenspiegels hinsichtlich der Schwerterttheorie. Indessen der historisch gehaltene Theil der „Studie“ läßt sich noch lesen, wenn nur nicht das vielfach trügerische Licht aus der politischen Blendlaterne der Gegenwart da und dort im Erdgeschloß der Anmerkungen und im ersten Stock des Textes auf die „Greuel“ der mittelalterlichen Macht gefallen wäre. So aber können die Auszüge aus den politischen Tagesblättern neuesten Datums, die Expectorationen mit „viel sittlicher Entrüstung“, auf welche P. selbst mit einem ganz lebenswürdigen Anflug von Selbstironie im Vorwort hinweist, die apodictischen Proclamationen und Prophezeiungen u. nur einen unangenehmen Eindruck machen.

Welcher Kirche P. angehört, ist mir nicht bekannt. Der Vater des Verf. ist von der römischen Kirche zur Gesellschaft der Deutschkatholiken übergetreten. Einer ähnlichen Richtung scheint auch der Verf. zugehan zu sein. Wenigstens liest man S. 100 den Satz: „Ja, wunderbar sind die Wege und Verknüpfungen jener räthselhaften Potenz, die wir „Vorsehung“ nennen; und von hohem Reiz ist es oft, ihren verschlungenen Pfaden nachzugehen!“ Religionsloser kann man sich nicht ausdrücken. —

P. hält dafür, daß es mit der weltlichen Macht des Papstes ein für alle allemal vorbei sei. Weiß er nicht, daß die politische Herrschaft des römischen Bisthofs schon einmal zu Ende gegangen war? Eine derartige Betrachtung der Gegenwart ist nur solchen möglich, die dafür halten, daß das Dogma von der Infallibilität eine „freie Kriegserklärung an das 19. Jahrhundert“ ist, daß bei Publication dieses Dogmas der Genius des Jahrhunderts's schmerzlich sein Haupt verhält hat, daß die moderne Trennung der Kirche vom Staat, will heißen die totale Knechtung der Kirche unter den Staat, bereits im Programme Dantes gestanden hat, daß Garibaldi sich mit Kienghi messen darf u. Hätte der Verf. sein „Licht der Gegenwart“ nicht angesteckt und hätte er die Illustrationen zum Text aus dem Mittelalter seinem von Zeitungen wie vom täglichen Brod lebenden Lesern überlassen, so würde die polemische Tendenz nicht so unangenehm und leidenschaftlich, wie vielfach geschehen, hervorgetreten sein und der der römischen Unmaßung zugebacht, an sich wolverdiente Schlag würde besser gefallen haben. Aber wer mag Trauben lesen von den Dornen?

O. K.

Schindler, Dr. J. Johannes Fuß,
erste Vereinsgabe des katholischen Pressvereins für das J. 1872, 131 S.
Prag, 1872. Junger. 8 fgr.

Vorliegende Schrift ist ein beachtenswerthes Zeugniß dafür, daß die Wissenschaft nicht vergeblich arbeitet, sondern ihre erleuchtenden Strahlen auch in solche Regionen hineinwirft, in welchen Licht und Wahrheit gewöhnlich mit der Diogeneslaterne zu suchen ist. Johannes Fuß, der böhmische Reformator, der große Vorläufer Luthers — eine katholische Pressvereinsgabe! Wer sollte in einer solchen Zwecke dienenden Schrift nicht hundertfältige Entstellungen und Gefährlichkeiten erwarten! Pflügt doch vor dem dabei vorausgesetzten Leserkreise mehr auf Pikantes, als auf treu Historisches gesehen zu werden! Daß man mit dieser Erwartung angenehm enttäuscht wird, schreibe ich mit Freuden nieder. Wohl tritt auch hier der katholische Standpunkt hervor und der Verf. ist noch weit davon entfernt, dem Märtyrer von Konstanz die ihm der Wahrheit gemäß gebührende Anerkennung zu zollen, er ist noch von vielen Vorurtheilen befangen und seine Darstellung leidet an mancherlei Einseitigkeiten und schiefen Auffassungen der einzelnen geschichtlichen Thatsachen. Sie beruht aber im Ganzen auf einem gründlichen Quellenstudium, der Stil ist edel und würdig; und was die Hauptsache ist, man spürt auch nicht das Geringste von jenem fesslenden Tone, mit welchem über unsre Reformatoren in ungelehrten, wie gelehrten Schriften (ich erinnere nur an Höfler's und Friedrich's Schriften über Fuß) von katholischer Seite abgeurtheilt wird. Fuß wird verurtheilt, das Constanzer Concil für vorwurfsfrei erklärt, die große Revolution beklagt, die durch ihn hervorgerufen worden, aus seinem öffentlichen und privaten Leben die Schattenseiten mehr als die Lichtseiten hervorgehoben, dem ganzen protestantischen Principe gelegentlich ein Stieb versetzt. Doch wird anerkannt, daß Fuß einen „flecklosen Wandel“ geführt, einen „hohen sittlichen Ernst“ gezeigt und „bedeutende Kenntnisse“, insbesondre eine „große Rednergabe“ besessen habe; es wird zugestanden, daß er „der Ueberzeugung gelebt habe, Wahres gelehrt und der guten Sache gedient zu haben“. Der Verf. bricht sogar bei dem Bericht von Fußens Verkennung in die Worte aus: wer möchte es nicht bedauern, daß er sich in eine solche Lage hineinbringen ließ, aus der er sich nicht mehr herausfinden konnte, daß er in dem verhängnißvollen Hohlwege, in welchen ihn vorzugsweise eine eigenthümliche wissenschaftliche Richtung, insbesondre das Studium der

Wycliffeschen Schriften geführt, ohne Unterlaß forteilte, in der Meinung, auf richtiger Fährte zu sein, bis er endlich in den Abgrund stürzte, wo wir leider nicht helfen, sondern nur beklagen können, daß es also geschah? Wir bedauern es aufrichtig, nicht allein in Hussens eigenem Interesse, sondern auch im Interesse des böhmischen Vaterlandes, der Kirche und des Staates; wir bedauern es im Interesse der Gegenwart ebenso, wie der Vergangenheit und Zukunft; wir beklagen es im Interesse des Friedens wie der Wahrheit, auf der das Gedeihen der menschlichen Gesellschaft beruht.“ — Das heißt in einer katholischen Preßvereinschrift viel zugestanden und wir nehmen gerne Anstöß an, von einem Zeichen, daß sich auch in diesen sonst so exclusiv katholischen Kreisen allmählig eine unbefangene Beurtheilung unliebsamer geschichtlicher Thatsachen und eine verhältnißmäßigere Gesinnung gegen uns Aukatholiken Bahn bricht.

Wie kommt der Verf. auf einem solchen Standpunkte gleichwohl dazu, dem Constanzer Bluturtheile auch seine Unterschrift beizufügen und dem Urtheile aller unbefangener, jetztiger Geschichtsforscher entgegenzutreten? Er, ein wissenschaftlich gebildeter, wohl unterrichteter und nichts weniger als fanatischer oder gar legerblutdurstiger Katholik! Es ist interessant, die Künsteleien zu verfolgen, mit denen er sein in unserer Zeit so seltsam, um nicht zu sagen absurd klingendes Urtheil rechtfertigen zu können glaubt. Er sieht in Fuß „ein Opfer des Widerspruchs“; mit diesem Schlüssel glaubt er die verschlossene Thür öffnen zu können. Widersprüche sucht er in seinem Leben und Wirken nachweisen zu können, neben wissenschaftlicher Nichtigkeit, sittlicher Reinheit und heiligem Eifer für das Wohl der Kirche eitle Selbstüberhöhung, liebloses Urtheilen über Andere und ein ungestümes Sichüberstürzen im Kampfe für die Wahrheit. Das Hauptgewicht aber legt er auf Hussens Widerspruch gegen die kirchliche Autorität; diese, meint er, hat ihn zu Fall gebracht, hat ihn zu Fall bringen müßen. Die Kirche hatte den Wycliffismus als eine offenbare Ketzerei verdammt; daß er ihn trotzdem ergriffen, ja noch weiter fortgebildet, das sei sein Verbrechen gewesen, um dessen willen er nach der grausamen Justiz des Mittelalters habe zum Feuertode verurtheilt werden müssen.

Also die Auflehnung wider die Autorität, nicht der Kirche an sich, — davon kann ja bei dem so unerfährlichen an allen Grundlehren des Evangeliums festhaltenden böhmischen Reformator keine Rede sein —, aber der gerade herrschenden, durch den Papst, die Kardinäle, Bischöfe, Doktoren und Concilien

repräsentirten Kirche! Nun, das ist der katholische oder besser römische Standpunkt, von welchem aus man dormalen den christlichen Völkern selbst die Absurdität der Infallibilität eines sündigen Menschen aufnöthigen will! Ist das aber, so müssen wir Herrn Dr. Schindler zurufen, ein Standpunkt, der eines unpartheischen Historikers würdig ist? Ich will nicht daran erinnern, daß die römische Papst- und Concilienkirche thatsächlich diese ihre angeblich unfehlbare Autorität, längst verzerrt hat; den Päpsten und Concilien kann man ja eine ganze Menge, zum Theil auch von ihnen selbst eingesehene Irrthümer nachweisen, und gerade zu der Zeit Hussens haben zu gleicher Zeit drei Päpste im Vollbesitze der kirchlichen Autorität zu sein vermeint und sich auf die artigste Weise durch Bannbullen gegenseitig verflucht und verzerrt. Kein Wunder, wenn sich die Vernünftigen unter allen Nationen von einer so faulen Autorität nicht mehr gängeln und tyrannisiren lassen wollen. An Röm. 3, 4 und 23 aber muß ich erinnern und den Schluß ziehen: wenn ein Apostel Paulus, der vom Geiste Christi viel besser durchdrungen gewesen ist, als die von so vielen, der Erkenntniß der Wahrheit hinderlichen Zeitverhältnissen beeinflussten späteren Päpste, Bischöfe und Concilien, gleichwohl das bescheiden demüthige Bekenntniß der Unfehlbarkeit abgelegt hat, mit welchem Rechte dürfen Letztere sich die Eigenschaft der Unfehlbarkeit und damit die Ausschließung jedes berechtigten Widerspruches wider sie anmaßen? — Herr Dr. Schindler redet von Friede, Wahrheit, Gedeihen der menschlichen Gesellschaft; man wird ihn fragen dürfen: hat die geistliche Entwicklung der europäischen Mensch- und Christenheit nicht erst mit dem energischen Aufkommen des Widerspruches wider das mittelalterliche Kirchen- und Staatswesen, wie ihn auch Fuß vertreten, ihren kräftigen Anfang genommen? Vorher aber, so lange die päpstliche Autorität ungebrochen war, da deckte Nacht und Dunkel die Völker! — Fuß ist freilich ein Opfer seines Widerspruches geworden; Luthern wäre es ebenso ergangen, wenn die Kurie im 16. Jahrh. noch dieselbe Macht gehabt hätte, wie im fünfzehnten; diese Thatsache aber in der Gegenwart noch rechtfertigen, Sigismund und das Concil von Constanz von jeder Schuld frei sprechen zu wollen, das kann in keines freien Mannes Herz mehr kommen, dafür citire ich, um von Anderen zu schweigen, den katholischen Bischof von Wessenberg als Zeugen. Er hat nicht von einem Recht, sondern von einer Schmach Sigismunds und des Constanzer Concils geredet bezüglich ihres Verhaltens gegen Johann

Huß. Wie Wessenberg, sollte man katholischer Seits allmählig überall urtheilen lernen, so würde man bei der Beurtheilung auf der Seite des „Widerspruches“ stehender Persönlichkeiten seine Zuflucht nicht zu solchen Anstößen nehmen müssen, wie sie auch in der sonst anerkennenswerthen Schindler'schen Schrift über Johann Huß vorliegen. K.

Gidhaff, J. G. Doctor Martin Luther. Hundert Stimmen namhafter Männer aus vier Jahrhunderten über seine Person und sein Werk. Herausgegeben und Luthers Freunden und Feinden gewidmet. 12. VIII u. 312 S. Gütersloh, 1872. Bertelsmann. 24 sgr.

Es bleibt immer eine wohlthuende Freude, ein Werk anzeigen zu können, welches mit treuem Fleiße und hingebender Sorgfalt die Aussprüche namhafter Männer während eines Zeitraums vor vier hundert Jahren über eine große geschichtliche Persönlichkeit gesammelt hat, in welchem das deutsche Volk seinen eigenen Typus, sein potenziertes Selbst, erkennt, in welchem der Kern einer neuen sittlichen und religiösen Anschauung wie verkörpert ist. Es ist erhebend aus allen diesen Stimmen der verschiedenartigsten Männer wie der verschiedensten Zeiten immer nur ein Lob, nur eine Anerkennung, nur den Ruhm zu vernehmen, daß Luther ein Mann war, welcher die inneren Kämpfe um Frieden und unmittelbare Gottesgemeinschaft — Lebensfragen welche die Seele jedes ernstern und tieferen Menschen bewegen müssen — durchlebt und zu einem seligen Ziele gebracht hat. Der Herausgeber hat an diesen Aussprüchen über die Person Martin Luthers und das Tagewerk seines Lebens seit mehr als vierzig Jahren gesammelt und die aus zum Theil seltenen und kostbaren Büchern zerstreuten Stimmen nur am Abend seines Lebens zu einem vielstimmigen Chor vereinigt. Diese Mühe ist ihm bestens zu danken und zu wünschen, daß auch diese Zusammenstellung zur rechten Würdigung Luthers in vielen Kreisen beitrage, damit er Tausenden ein Beispiel, Hunderttausenden ein Mahner werde. Da wir in solchen Wünsche dem Buche bald eine zweite Auflage gönnen, so möchten wir, daß an Stelle des oberflächlichen Urtheils aus Brockhaus Conversationslexikon S. 236—242 die an Umfang und Inhalt ungleich bedeutendere, entschieden wissenschaftlicher gehaltene Darstellung, wenn auch nur auszugsweise aufgenommen würde, welche H. Wagners Staats- und Gesellschafts-Lexikon XII Berlin 1863 S. 490—521 über Luther giebt. Vielleicht entschließt sich dann auch der

Herausgeber, Niebuhrs kurze Ansicht mitzutheilen, welche er gegen Faber aussprach (Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit B. G. Niebuhr. Aus dem Englischen überfetzt von W. N. Schubart. Heidelberg 1837 S. 209): „Nach Luther gab es keinen großen Mann mehr unter den Protestanten.“ Adlff.

Wagner, A. Gute und böse Tage aus dem Leben der ev. luther. Gemeinde Ratibor in Oberschlesien, von ihr selbst in drei Abendunterhaltungen an den Tagen der Einweihung ihres neuen Gotteshauses. VII u. 142 S. Dresden, 1872. Naumann. 12 sgr.

In dieser Schrift läßt der separat-lutherische Pastor von Ratibor ein Hülfesuch für seine in bedrängten Verhältnissen befindliche Pfarrgemeinde ergehen. Frühere Hülfesuche im „Pilger aus Sachsen“ und im „ev. luth. Kirchenblatt von Preußen“ v. 3. 1871 hatten den erfreulichen Erfolg gehabt, daß gegen 200 Thlr. Liebesgaben eingingen, womit es gewagt werden konnte, statt eines früheren höchst ungeeigneten gottesdienstlichen Lokales einen geräumigen Betstuhl zu erwerben. Es ruhen aber noch über 4000 Thlr. Schulden darauf und es fehlt noch an einem Pfarrhause. Der Hirte der Gemeinde bittet um weitere Beisteuer und sucht seine Bitte durch eine ausführliche Darlegung der geschichtlichen Verhältnisse der evangelischen und speciell lutherischen Kirche von Ratibor und Umgebung um so eindringlicher zu machen. Sein Hülfesuch ist dadurch zu einem interessanten Lokal-Beitrage zu der bekanntlich so merkwürdigen und traurigen Reformationsgeschichte der vormals östreichisch-schlesischen Lande geworden. Man liest ihn um so lieber, als die Form der Darstellung eine glücklich gewählte, höchst anziehende ist: die Gemeinde Ratibor wird als redend eingeführt und erzählt selbst, was sie mit ihren Kindern seit 350 Jahren von Leid und Freud erfahren hat. — Man hört sie im ersten Unterhaltungsabend (S. 1—32) nach einem kurzen Rückblick auf die Einführung des Christenthums durch den polnischen König Miecislav (am Väterfesttag 965) zuerst die Einführung der Reformation erzählen, welche, durch die Hussiten vorbereitet, schon von 1520 an fast in ganz Schlesien siegreichen Einzug gehalten hatte (die Bevölkerung von Schlesien ist jetzt noch, trotz der schweren Verfolgungen, von welchem die Evangelischen dort betroffen worden sind, mehr als 3. Hälfte protestantisch). Im zweiten Abend (S. 33—84) wird die Leidensgeschichte der Evangelischen in Ratibor

und Umgebung von der Zeit des dreißigjährigen Krieges bis zur Eroberung von Schlesiens durch Friedrich d. Gr. erzählt. Im dritten Abend (S. 85—142) wird von der Geschichte der ev. Kirche im Allgemeinen abgesehen und zu der Geschichte der lutherischen Separation in Ratibor im Speciellen seit der Einführung der Union in Preußen übergegangen.

Da der Verf. den für die Historiographie überhaupt empfehlenswerthen Grundsatz eingehalten hat, durchweg wo immer möglich geschichtliche Aktenstücke oder benährte Historiker reden zu lassen, so ist das Bild, das er gegeben, als ein anschauliches und getreues zu bezeichnen und insofern untadelhaft (Auf S. 8 hätte er der Regerverbrennung des Hussiten Krasa in Breslau am 15 März 1420 durch Sigismund gedenken können, vgl. Krummel, Utraqu. und Tabor. von 1871 S. 28). Um so tadelnswerther ist an dieser Schrift die bei aller schriftgemäßen Gesinnung des Verf. in der schärfsten und bittersten Weise zu Tag tretende Feindseligkeit gegen Alles, was Union heißt und das dieselbe begünstigende preußische Fürstenhaus und die preußische Regierung. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß die preußischen Regenten seit dem Uebertritt des Churfürsten Sigismund zur reformirten Confession die Interessen der lutherischen Confession in der mannichfaltigsten Weise geschädigt, letztere sogar nicht selten unterdrückt und hart verfolgt haben; es läßt sich auch in keiner Weise rechtfertigen, was König Friedrich Wilhelm III bis 1840 gegen die separirten Lutheraner gethan hat, — die hier aus Ratibor berichteten Thatfachen liefern einen neuen traurigen Beweis davon —; das Verfahren aber der preußischen Regenten noch unter dasjenige der österreichischen Ferdinande zu stellen und wenn seit 30 Jahren keine irgend nennenswerthen Bedrückungen der Lutheraner mehr vorgekommen sind, die Union gleichwohl, wegen ihrer früheren Verschuldungen, mit unverföhllichem Haß zu verfolgen, das sollte doch im J. 1872, nachdem sich Kaiser Wilhelm I so unvergleichliche Verdienste um die evangelische Kirche erworben hat, in keines evangelischen Christen, am allerwenigsten eines evangelischen Pastors Herz oder Feder kommen. K.

Roskbach, Dr. J. J. Geschichte der Gesellschaft. V Theil. Der vierte Stand und die Armen. I. Abth. 200 S. Würzburg, 1872, Stuber. 1 thlr.

Die 4 ersten Abth. dieses interessanten

Werkes wurden schon früher in diesem Bl. angezeigt. Wir freuen uns, daß das Werk von der Hand des unterdeß verstorbenen Verf. vollendet zum Druck bereit vorliegt; mit dem VI. Bande soll es zum Schlusse kommen. — Die hier zur Anzeige zu bringende Abth. behandelt den vierten Stand und die Armen. Zunächst wird der Orient besprochen und hier mit Recht die tiefen, weil auf göttlicher Anordnung beruhende Gesetzgebung Israels in Bezug auf die Arbeitenden u. Armen hervorgehoben. Daran schließt sich in großen Zügen die Auffassung des Koran und Zoroasters. Dann werden die Verhältnisse der Armen in Indien und Aegypten geschildert. Unser besonderes Interesse nimmt die Darstellung der Verhältnisse Griechenlands in Anspruch. Hier treten die Ständeschiede schon bestimmter hervor und führen zu ernstern Kämpfen. — In Rom gestalten sich die Ständeverhältnisse wieder anders. Die Stellung der Klienten, der Proletarier und Handwerker wird besprochen und historisch erläutert. — Dann wendet sich der Verf. zu den germanischen Völkern und schildert die Bedeutung des Lehnswesens. In eingehender Weise wird dann die Stellung der Unfreien, Leibeignen behandelt; ferner die der Ministerialen und der Hörigen, in denen der Kern des vierten Standes jener Zeit liegt. Die bilden eine Mittelstufe zwischen Unfreien und Freien; die Freilassung aus der Unfreiheit führte zur Hörigkeit; der Hörige ist persönlich, aber nicht dinglich frei. Durch das Verschwinden der gemein Freien, des freien Mittelstandes gegenüber einem reichen Adelsstand wurde die germanische Freiheit aufs tiefste geschädigt. Die industriellen Arbeiter erringen dann wieder eine neue freiere Stellung. Diese reichen und mannichfaltigen Entwicklungen des vierten Standes deutet der Verf. in kurzen Zügen an. In einem Anhang behandelt er dann noch besonders die Armen und zwar: das Alterthum und die Armen, das Christenthum und die Armen und die Armenpflege im Mittelalter. Nur das Christenthum kann die Armenpflege lösen; es bekämpft die Selbstsucht und stellt das immer neu belebende und regenerierende Princip der Liebe auf. „Das Christenthum hat die Welt gerettet, als sie am Abgrunde stand, es kann sie auch jetzt wieder retten, wenn ihr „nur Christen sein wollt.“ Es allein kann die socialen Leiden haben. — Diese letzten Sätze, die der Verf. weiter ausführt, mögen zugleich den Sinn und Geist andeuten, von dem das ganze Werk getragen wird. D.

Buttmann, A. Agesilaus, ein Lebensbild eines spartanischen Königs und Patrioten. Halle, 1872. Buchhandlung des Waisenhauses. 1 Thlr.

Agesilaus, der Besieger der Perser und der allirten Griechen in der Schlacht bei Coronæa, hat eine so hervorragende Rolle gespielt in der sinkenden Geschichtsperiode Griechenlands, daß er schon öfters Gegenstand eingehender Biographien geworden ist. Um nicht von Herzberg's Agesilaus, einem modernwissenschaftlichen Werke zu reden, mußte der Verf. vor Allem Xenophon's Biographie dieses Königs und Heerführers, sowie die ausführliche Lebensbeschreibung Plutarch's zu Rathe ziehen. Xenophon, der Philosoph aus der Schule des Sokrates und der praktische Heerführer, der unter dem Spartaner Klearchos schon gegen den Erbfeind gekämpft hatte, war, (um antike Verhältnisse in moderner Münze zu berechnen), ein „Nationalliberal“, der von derartiger Anschauung aus in der militärischen Oberleitung Spartas das einzige Heil Griechenlands erblickte. „Nationalliberal“ ist Xenophon's Beurtheilung des Königs Agesilaus sowohl in seiner Biographie desselben, als auch in seinem griechischen Geschichtswerke! Der Verf. hat bei Beurtheilung Xenophon's mit Recht diesen Punkt instinctiv ergriffen und gefühlt, wiewohl er sich feierlich dagegen verwahrt, daß er von politischen Zeitströmungen der Neuzeit in seiner Geschichtsauffassung der antiken Zeit sich beeinflussen lasse. Unseres Bedenkens ist eine Schreibweise der Geschichte, wie sie sich bei Mommsen, E. Curtius u. a. findet, unter allen Umständen vorzuziehen einer Geschichtsdarstellung, die sich von jeder Seitenbeziehung, die das Alterthum zu der Neuzeit haben könnte, gelfissentlich ferne hält. Ich meine, es sei endlich einmal Zeit, daß die Geschichtschreiber und namentlich die Philologen nicht sowohl mühsam ihren Scharfsinn vergebenden, die Verschiedenheit der geschichtlichen Verhältnisse aufzufinden, als ihren Witz gebrauchten, die verborgenen Aehnlichkeiten der Jahrhunderte zu entdecken. Aber freilich *there is the rub!*, sagt Hamlet. Pragmatisch — comparativ zu schreiben in diesem ausgedehnt eminenten Sinn, ist eben nicht Jebermanns Sache; denn dazu gehört Genie und Witz, Gaben, die leider noch vielen Gelehrten versagt sind. Wir wollen dieß nun nicht auf das vorliegende Werk anwenden, da Buttmann selbst den Werth der comparativen Methode eines Mommsen und Curtius anerkennt und nicht verkennt, wie das bisher fast nur schemenartige Leben der Römer und Griechen in der Geschichtschreibung dieser Gelehrten an

leibhaftiger und faßlicher Gestaltung gewinnt. Aber doch perhorrescirt er wieder jene Methode, weil das Leben, das in die Gestalten und Formen der alten Geschichte durch solche Darstellung gekommen, trotz großer, auch sachlicher Gewinne, doch zum Theil in ein unrichtiges Licht gerückt sei, nämlich in das Licht heutiger Staats-Ideen, das obendrein oft je nach den Parteistellungen getrübt sei. Unter solchartiger Auffassung habe auch Agesilaus und besonders sein Charakter leiden müssen, trotz der bedeutenden Studien, die ein Herzberg und Andere der Geschichte dieses Mannes gewidmet hätten. Wir geben gerne zu, daß Fehler und Uebertreibungen in die Parallelen der vergleichenden Geschichtschreibung mit einlaufen können, wenn es sich darum handelt, die Wirksamkeit einer Persönlichkeit in dem Licht unsres Zeitalters zu beleuchten und zu beschauen. Aber wo Mißbrauch einer an und für sich guten Sache ist, da ist auch der Gebrauch derselben constatirt und es kommt nur darauf an, daß die Grundidee der Analogisierung richtig ist. Was die biographische Bearbeitung des Königs Agesilaus anbelangt, wie sie Buttmann ziemlich genau an Xenophon anlehnt, so ist dieselbe als sehr gelungen zu bezeichnen. Kein wesentlicher Punkt, um ein harmonisch abgerundetes Gesamtbild jenes thatenreichen Patrioten zu geben, ist dabei unberücksichtigt geblieben. Die in das Lebensbild wörtlich aufgenommenen charakteristischen Neben sind dabei besonders geeignet, die Triebfedern der auf dem Schauplatz der Geschichte Handelnden kennen lernen zu lassen. Mit lebhaftem Interesse folgen wir Agesilaus auf seinem Zug gegen Persien und wir erkennen an, daß, was er mit seinem Opfer in Aulis den Griechen andeutete, sein Zug nach Asien nicht einen partial-spartanischen Zweck, sondern einen national-griechischen hatte, natürlich vermitteltst der Hegemonie Sparta's. Wer würde hier nicht erinnert an Preußen's Thaten, denen auch so oft specifische, ausschließliche Sondertendenzen beigelegt wurden! Der analogen Punkte sind hier wahrlich nicht wenige! Agesilaus' Marsch gegen die allirten Griechen und die Schlacht bei Coronæa ist besonders in strategischer Beziehung anziehend und voll Interesse. Ebenso der Zug des Agesilaus gegen Acarnanien und seine mehrfachen Unternehmungen gegen Theben. Den Schluß bildet des Agesilaus diplomatische Sendung und Reise nach Aegypten und sein Bündniß mit dem Kronprätendenten Nectanebis.

G.

G.

Jähns, Max. Roß und Reiter in Leben, Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen. Eine kulturhistorische

Monographie. I. Band. 8. 462 S.
Leipzig, 1872. Grunow. 2 thlr. 25 sgr.

Referent hat seit Langem kein, die deutsche Kulturgeschichte betreffendes Buch gelesen, das ihn mehr interessiert und erfreut hätte, wie das gegenwärtige. Der Verfasser desselben wendet zwar, wie es anfangs scheinen will, seine Aufmerksamkeit einem gar vereinzelter und untergeordneten Gegenstande zu, aber wie versteht er es denselben nach allen Seiten hin auseinander zu legen, und zu erweisen, wie enge das ganze geistige Leben unsers Volkes mit demselben von der Urzeit an, bis jetzt, verknüpft ist, wie lehrt er uns dessen eigentlie Anschauung, Natur, Sitte in dem Aberglauben, den Sprichwörtern, Sagen, Mährchen, Räthseln, Schwänken, Rechtsalterthümern u. ergründen, die sich alle auf „Roß und Reiter“ beziehen! Wir sind gewis; jeder Gesellschafts- und Vaterlandsfreund wird an dem Buche nicht bloß besondern Gefallen finden, sondern auch bei der Masse des benutzten Materials noch Neues lernen, und für verwandte Erscheinungen besseres Licht empfangen, und mit uns dem Nachfolgen des zweiten Bandes mit Begierde entgegensehen.

Daß wahrhaft Großes oft unter der unmittelbaren Erregung des Augenblicks den Keim der Entstehung empfängt, lehrt auch unser Buch, das wegen seiner Gründlichkeit und lichtvollen Darstellung unter die Zierden der deutschen Wissenschaft gezählt werden darf. Wie der Verfasser in der Vorrede berichtet, faßte er den Plan des Werks während eines sommerlichen Ritts, einer Generalstabsreise, durch die Mark Brandenburg. Beim kameradschaftlichen Gespräch von Sattel zu Sattel fiel es nämlich wiederholt auf, wie groß der Reichthum an Ausdrücken, Redensarten und Sprichwörtern sei, welche ursprünglich von „Roß und Reiter“ stammen, ein Reichthum, der in der Sprache des täglichen Lebens theils wie eine gangbare Scheidemünze umläuft, obschon sich ihr Gepräge zu untersuchen Niemand die Mühe gibt, theils auch in wirklicher Beschäftigung mit dem Pferde jene innigen Beziehungen andeutet, in denen das edle Thier von Alters her zum Menschen gestanden hat und noch steht.“

Von solchen Gedanken geleitet, begann der Verfasser den Stoff zur Monographie zu sammeln, erkannte aber bei tieferm Eingehen auf denselben je länger je mehr die unendliche Fülle von historischen und mythischen Beziehungen, die sowohl an die lebendige Erscheinung von Roß und Reiter, als an ihr Spiegelbild, die Sprache, an-

knüpfen, und also die Gestalten von Roß und Reiter mit den höchsten Kultur-Interessen der Menschheit auf in Berührung setzen. Die schönen Früchte dieser Erkenntnis kann in Bezug auf den Gegenstand der Leser in dem vorliegenden ersten Bande nunmehr kosten, welcher in Hinblick auf Sprache, Sitte und Volksweisheit die betreffenden Belege gibt, und bei der exaktesten Forschung immer noch etwas von jenem kräftigen Erdgeschmack verräth, den man an manchen guten Weinen zu rühmen pflegt.

Um den Reichthum des Dargebotenen einigermaßen zu veranschaulichen, wollen wir dem Leser nunmehr der Hauptinhalt skizzieren.

Der erste Theil reicht von S. 1—240, und behandelt „Roß und Reiter im täglichen Leben und der Sprache der Deutschen.“ Er gliedert sich in folgende Abschnitte: 1) Die Persönlichkeit des Pferdes. a) Name des Pferdes, woselbst nicht weniger als — man staune! — 63 verschiedene Namen, selbständige deutsche Namen des Pferdes angeführt, etymologisch und historisch erläutert und sprachwissenschaftlich verglichen werden, b) Äußere Erscheinung desselben, Farbe, Gestalt, Gangart, c) Intellekt und sociale Stellung des Pferdes (mit einer Menge der anziehendsten Beispiele. 2) Die Lebensverhältnisse des Pferdes. Hierunter bespricht der Verfasser auf das Eingehendste, und das dürfte auch andere als gelehrt Herrn interessieren, den Stall, die Schmiede, die Pferdekrankheiten und Pferdekuren. 3) Erwerb von Pferden, Pferdezucht, Handel und Diebstahl. 4) Roß und Mensch, die Leistungen der Pferde, das Reiterthum (wobei wir zu S. 150 im Vorübergehen bemerken wollen, daß in Oberhessen noch fast allgemein „reiten“ für „Fahren auf dem Wagen“ volksüblich ist), das Fuhrwesen, des Pferdes Alter und Tod, Pferd und Kind (wo der Verfasser eine ziemlich Anzahl Kinderspiele, Räthsel und Reittlieder auf den Gegenstand mittheilt). 5) Sprachliche Bezüge. Anbildung und Abstraktionen von dem Namen des Pferdes (enthaltend eine sehr genaue und reichhaltige Sammlung deutscher Orts-, Personen-, Thier- und Pflanzennamen, die mit „Roß und Reiter“ zusammenhängen), vom Reiten und Reiter, Huf und Sattel. Die Sammlung der Redensarten und Sprichwörter, die der Verfasser auch in Beziehung zu denen anderer Völker setzt, gelangen damit zum Schluß.

Der zweite Theil betrachtet „Roß und Reiter in der Mythologie, dem Kultus und Volksglauben der Deutschen“, von S. 241—461.

Er zerfällt in die Abschnitte: 1) Das Roß als Naturbild, a) Sonnenroß (Entwicklung dieses Mythos). - Das Lichtroß als Wahrzeichen (Roßhäupter am Dachstuhl, als Grenz- und Wappenzeichen), b) das Wetterroß (Wolkenrosse, der Grummelfop, Wasserrosse, Blitz- und Donnerrosse), c) Elementarrosse. 2) Reitende Götter, a) Wodan als Jahrgott (Weihnachtswodan, Maikönig, Sommersonnenwende, Herbstwodan, Wodan im Hügel, Wodan der Reiter, Wodan-Sleipnir, b) Holsa und die Walküren, c) Fro, Balder und die Alfes, d) Tod und Teufel, Hel und Heren. Auch hieraus kann man ersehen, wie alle Stämme der Deutschen noch in dem „unbewußten Heidenthum“ stecken, und altmythische Beziehung so vielen Gebräuchen zu Grunde liegt, welche der oberflächlichen Betrachtung als specifisch christlich erscheinen. 3) Roß und Reiter im Kultus und Recht. a) Roß und Reiter im religiösen Leben, im Kultus, Umritt, Wettritt, Roßopfer, der Esel im Kultus, b) Roß und Reiter bei Bestattungen, c) Roß und Reiter im Recht, Privatrecht, Strafrecht, Frohnboten, Maß- und Gewichtsbestimmung.

Aus dem Gesagten dürfte zur Genüge hervorgehen, wie vielseitige Aufschlüsse das Buch zu gewähren im Stande ist, und wie sehr es an seinem Theil in die Erkenntnis des innersten Wesens unserer Volks-Individualität einführt. Wir behalten uns vor, wenn dasselbe zum Abschluß gelangt ist, eingehender als in dieser vorläufigen Anzeige, darauf zurückzukommen. Bb.

Politik. Nationalökonomie.

Stahl, Dr. Fr. Wilh., (o. öff. Prof. der Nationalökonomie an der Universität Gießen). **Die Arbeiterfrage** sonst und jetzt. 8. 47 S. Berlin, 1872. Karl Habel. (Heft 6 der deutschen Zeit- und Streit-Fragen.) 7 1/2 sgr.

Der Inhalt dieser Broschüre ist der neu bearbeitete Text eines im November 1871 in Darmstadt gehaltenen Vortrags. Stahl suchte seine Zuhörer und sucht jetzt seine Leser über die Arbeiterbewegung zu beruhigen. Er weist in ansprechender, nüchternen Weise nach, daß fast alle Erscheinungen, welche in so bedenklicher Weise in der Arbeiterwelt zu Tage treten, in früheren Zeiten der deutschen Geschichte ihr Analogon haben. Nicht einmal in der Einwirkung des Socialismus auf den Arbeiterstand sieht er eine große Gefahr. St.

weiß zwar für seine Beruhigungen Gründe beizubringen, aber seine Gründe sind nicht stichhaltig. Er gehört zu den Nationalökonomern, welche im Grunde nur auf das Materielle sehen und in den Erscheinungen der Neuzeit nur andere, dieser Zeit entsprechende Gestaltungen, neue Bilder derselben Sache, nicht aber die hinter den Bildern stehenden Künstler und ihre Tendenzen erblicken. Si duo faciunt idem, non est idem. St. übersieht die unleugbare, auch in Gießen mit Händen zu greifende Thatsache, daß im Gegensatz zu den früheren Jahrhunderten, in welchen das Christenthum in allen Lebensgebieten herrschte — in der Gesetzgebung wie in den Kunsttiteln, in der Kunst wie in der Wissenschaft — mit der zunehmenden Entchristlichung unseres Volkes der Materialismus, die Geldgier, die Genußsucht sich bei allen Ständen, insbesondere bei Arbeitgeberern wie bei Arbeitnehmern, in immer weiteren Kreisen ausdehnen. Was in früheren Jahrzehnten in der gebildeten Welt Ziel und Richtschnur war, das ist gegenwärtig in die Massen gedrungen. Die Herren in Frack und Schlafrock haben ihren großen Antheil an den socialen Gefahren, obgleich sie nicht, wie die verführten Massen, ihre Arme zum Kampf hergeben. — Wer wie der Verf. nur auf das Sichtbare sieht und die Bedeutung der Kirche und des Christenthums, ja sogar der Moral bei Bekämpfung der in Rede stehenden Gefahren nicht einmal erwähnt, wer vielmehr die Beschäftigung ev. Pastoral-konferenzen mit der Arbeiterfrage in gleiche Linie setzt mit der Behandlung dieser Frage in politischen Versammlungen, der ist nicht im Stande zu erkennen, daß die Bewegungen in der Arbeiterwelt der Gegenwart einen total anderen Hintergrund und ein völlig anderes Ziel haben, als ähnliche Bewegungen im Mittelalter. Die Arbeiterbestrebungen der Gegenwart haben es mehr oder weniger bewußt auf Ausbreitung des Antichristenthums abgesehen; sie werden von dem dirigirt, der es am liebsten sieht, wenn man an seine Existenz nicht denkt. Der Verf. scheint, im scharfen Gegensatz zu seinem Bruder Friedrich Julius, indifferent gegen das Christenthum und gegen die Kirche zu sein. Sein Vortrag leidet deshalb, insofern er die Beurtheilung der Neuzeit betrifft, an optimistischer Neußerlichkeit und falscher Sicherheit. Stahls Antwort auf die Zeit- und Streitfrage, welche in vorliegender Broschüre besprochen ist, muß als durchaus ungenügend bezeichnet werden. O. K.

Hidmann, Hugo. **Der sociale Krieg.** Vortrag. 8. II. u. 36 S. Dresden. Naumann. 6 sgr.

Was der vorstehend beurtheilten Schrift des Professors Stahl um ihres religiösen Indifferentismus willen fehlt, das besitzt der vorliegende Vortrag in vollem Maße. Der Verf. geht davon aus, daß das Wesen des natürlichen, sich selbst überlassenen, sich selbst preisgegebenen, von Gott und Christo abgekehrten Menschen in den Arbeiterbestrebungen der Neuzeit zur Oberherrschaft zu kommen sucht. Den Arbeitern gilt es nicht bloß um höheren Lohn und um behaglicheres Leben, es gilt ihnen darum, die Altäre und die Throne zu stürzen, Eigenthum und Ehe zu beseitigen, alle Autorität aufzuheben und die historisch gewordenen Stände in dem Brei der vaterlands-, religions- und sittenlosen Masse des internationalen Proletariats aufzulösen. Und diese uns drohenden Gefahren sind entstanden durch die Schuld der gesamten bürgerlichen Gesellschaft, durch die Gemeinschaft aller Stände.

Association, Partnership, Selbsthilfe, das sind alles ganz empfehlenswerthe Dinge, aber keine Heilmittel, die das Uebel von der Wurzel aus überwinden. Wer die Risse eines Thurmes von Zeit zu Zeit mit Mörtel zu streicht und sich damit über die Beseitigung der Gefahr eines Einsturzes tröstet, der gleicht den falschen Propheten, die die sociale Krankheit nicht von innen heraus, sondern mit rein äußerlichen Mitteln, mit wissenschaftlichen Quacksalbereien curiren wollen. Der Verf. weist darum nachdrücklich darauf hin, daß die Industrie ethisirt, „humanisirt“ oder richtiger „christianisirt“ werden muß. Nicht das Ringen und Pactiren, das Schaukeln und Schwanken des gemein-menschlichen Egoismus, sondern lediglich christliche Selbstverleugnung und Opferwilligkeit ist im Stande, dem großen Uebel zu begegnen. Wir sehen dieß ja schon an einzelnen, wie Dasen im entsetzlichen Sandmeer grünen Stellen, daß der in Liebe thätige Christenglaube der Sieg ist, der auch die Welt der tollgewordenen Arbeiter überwindet. Stahl meint S. 40 seiner Broschüre, daß die deutschen Arbeiter an den Zielen der französisch organisirten Arbeitervereinigungen leicht Anstoß nehmen. Dickmann sagt dagegen S. 30: „Wir wissen, daß die Arbeiterbewegung bei uns viel mehr die französischen, als die englischen Bahnen betritt, daß unsere eigentliche Arbeitermasse sich viel leichter für die tollsten Umsturzpläne begeistern läßt, als für gesunde, allmähliche Reformen.“ Wer hat Recht? Gewis der auf die Zeichen der Zeit achtende Prediger und gewis nicht der Professor der Nationalökonomie. Der Laie in dieser Wissenschaft steht schärfer als der Fachmann. Der Mensch lebt nicht vom Brode allein, sondern von einem jeglichen Wort, das

durch den Mund Gottes geht. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen. In diesen Worten der ewigen Wahrheit liegt der Schlüssel für die uns verschlossene sociale Zukunft. Das weiß Ref., trotzdem daß er nur Verwaltungsbeamter ist.

O. K.

Wächtler, R. Die Arbeiterfrage vom christlich-ethischen Standpunkte beleuchtet. Viesefeld und Leipzig, 1872. Verlag von Velhagen und Klasing.

In drei Abtheilungen zerlegt der Verf. sein wohlmeinendes Werk: Geschichtliche Einleitung (S. 1—36); die Arbeit (S. 37—63); Winke und Vorschläge zur Verbesserung und Hebung der Lage des Arbeiterstandes (S. 64 bis 158). Die schwächste Partie des Werkes ist unstreitig die geschichtliche Einleitung, als welche durchaus nicht bietet, was eine solche Einleitung geben muß, soll sie nicht ganz überflüssig sein: einen klaren Ueberblick, wie allmählich sich die Arbeiterfrage zu einem gordischen Knoten der modernen Culturstaaten verwirrt hat; und welche Versuche bereits vorliegen, diesen Knoten zu lösen. So das Verständniß der heutigen socialen Sachlage anzubahnen — natürlich nur in stizzenhafter Weise — wäre die Aufgabe des ersten Theiles gewesen. Dazu brauchte man nicht bis in die vorchristliche Zeiten, bis zum Auszug der Kinder Israels aus Aegypten zurückzugehen; dazu genügt die Geschichte der socialen Bewegung seit Mitte des vorigen Jahrhunderts, wie dies auch Friedrich Viger in seinem trefflichen Werk „Arbeit und Kapital“ vollständig richtig begriffen hat. Warum der Verfasser die Systeme von Schulze-Deleigsch und Lasalle zweimal (S. 20 ff. S. 64 ff.) im Buche zur Besprechung bringt, ist uns unverständlich geblieben. Auch wäre es am Ort gewesen, die Thätigkeit der katholischen Kirche auf dem vorliegenden Gebiete zu würdigen, zumal dieselbe eine bedeutende Ausdehnung gewonnen hat, und die evang. Kirche zur Nachseufung anspornen dürfte. Besser ist der II. Theil unseres Buches, welcher sich in drei Kapiteln über Begriff und Arten der Arbeit (wobei wir einen bestimmten Hinweis auf die Sprachverwirrung des 4. Standes vermissen, welche unter Arbeit nicht „jede willkürliche“ (d. h. aus dem Willen des Menschen entspringende) Kraftäußerung des Menschen um eines bestimmten Erfolges willen, wie Wächtler definiert (S. 37); sondern nur die wirtschaftlich unfreie Thätigkeit in fremder Unternehmung versteht); Lohn; und Arbeit und Kapital ver-

breitet. Freilich auch hier können wir viele Aufstellungen des Verfassers nicht theilen. Es ist ohne Zweifel unrichtig, wenn derselbe die Behauptung aufstellt, die Theilung der Arbeit sei der künstlerischen Freude des Arbeiters an der vollendeten Arbeit förderlich. Wenn geschlossen wird: „Es könne ja jeder Theil als ein Kunstprodukt behandelt und angesehen werden; und demnach könne der, welcher die Schale eines Messers polirt, in seiner Arbeit ebenso ein Kunstprodukt liefern, an welchem er sein Ideal einer vollendeten Politur freudig wiederfindet; wie der, welcher sonst früher ein ganzes Messer fabricirte“; so vergißt der Verf. ganz und gar, daß die Freude an der Arbeit nur möglich ist, wo etwas Ganzes, sei es auch Geringes, als vollendetes Werk aus der Arbeit hervorgeht. Es scheint uns überdies höchst gewagt, bei der Fabrikarbeit von einer Freude an der Arbeit zu reden, da ja hier der Mensch mit der Maschine zu concurriren hat. Wir können uns deshalb auch nicht mit dem Verf. S. 60 für die Wohlthaten erschaufern, welche die Maschine dem Arbeiterstande bereitet; obwohl wir natürlich das Gute, welches die Maschine der Menschheit bringt, nicht verkennen. Doch abgesehen von einzelnen solcher Ausstellungen müssen wir den Resultaten dieses Abth. des Buches zustimmen. Wir hätten nur gewünscht, daß der Verf. in Kürze nachgewiesen, wie auch heut zu Tag aus der Arbeit nach ihren verschiedenen Arten, aus dem richtigen Lohnverhältniß und aus dem Kapital nichts fließen könne, was an und für sich den Arbeiter zum Umsturz der Cultur veranlassen könne. Es wäre so ein einfacher Uebergang zu dem dritten Theil, zu der Frage nach der Hilfe in den vielen vorhandenen Nothständen, gegeben. Diese letztere Frage sucht der Verf. nun dadurch zu lösen, daß er sagt: weber Selbsthilfe, wie Schulze-Delitzsch sagt, noch Staatshilfe, wie Lasalle fordert, — kann allein helfen; sondern beide müssen so vereint werden; daß der Staat die Arbeitgeber anfaßt, ihre Arbeiter nicht zu mißbrauchen, sondern durch Vorsorge für Wohnung, gerechte Vertheilung des Geschäftsgewinns an die drei erzeugenden Factoren: Kapital, Intelligenz und Arbeit; durch Kranken- und Sterbenkassen, durch Annahme von Schiedsgerichten u. d. d. d. selben eine zufriedensstellende Lage zu bereiten. Wir erkennen das Wohlmeinende dieser Vorschläge an; glauben aber, daß sie unfähig sind, eine Abwehr der Gefahr, welche der heutigen Culturwelt droht, zu bewirken. Gewiß in Bezug auf Abstellung vieles, den Arbeiter an Gesundheit und Erwerb Schädigenden kann der Staat durch seine Gesetzgebung wirken; aber wie soll es in Bezug auf Anordnung der po-

sitiven Hilfsleistungen ergehen? Soll diese dem Willen des Arbeitgebers überlassen bleiben? Dann bleibt es, wie es ist; und es werden sich unter der heutigen Geldackthoratie immer Menschen finden, die den Champagner, den sie trinken, Weberischweiß nennen; und gemäß diesen rohen Worten auch Thaten thun! Soll der Staat die Wohlthaten befehlen? Das ist ein Eingriff in das Privatrecht, welcher nur gradweise besser ist, als Lasalle's Vorschläge. Ueberdies wird es auch alsdenn noch auf die Arbeitgeber ankommen, wie weit, wie genau sie die Befehle befolgen; oder sollen die Arbeiter ihre Arbeitgeber, von denen sie abhängig sind, verklagen? Mit dem Gesetz ist dem Schaden nicht mehr zu helfen. Ebenso wenig aber auch mit der bloßen freien Vereins- und Liebesthätigkeit. Unseres Bedünkens ist nur noch eine Macht vorhanden, welche hier helfend eingreifen kann — das ist die Kirche. Sie müßte in einer ihrer würdigen Stellung sich Einfluß auf die Herzen der Gesetzgeber, Arbeitgeber und Arbeiter erobern und diesen zur Versöhnung in gegenseitiger äußerlicher Liebe verwenden. Möge die evang. Kirche, wie die katholische bereits sehr rege thut, auch diese Aufgabe anfassend; und zwar durch die Kirchenregimente, nicht durch die freie Thätigkeit der innern Mission, deren Beihülfe wir jedoch dankbar annehmen wollen. Es kann kein Bote der innern Mission die dauernde Thätigkeit eines ordentlichen Pastors ersetzen, der weiß, daß ihm auch die Seelen der versführten Arbeiter und der harten Arbeitgeber befohlen sind. Freilich auch der Einzelpastor wird wenig ausgerichten können, wenn ihm nicht das Kirchenregiment wiederum Stütze und Halt gegenüber Arbeitgeber und Arbeiter gibt; wenn er nicht weiß, daß dasselbe sein Mandatgeber auch in diesem Stücke ist, der nöthigenfalls energisch für ihn eintreten kann; weil er auch des Armes des Staates zum Schutze seiner Untergebenen gewiß ist. Wird die evangelische und katholische Kirche den Kampf gegen die materialistische social-demokratische Agitation so organisiren: so kann den zerstörenden Wogen mit Gottes Beistand noch Halt geboten werden. Bloßes Abstellen einzelner Mißbräuche; bloße Wohlthaten einzelner Arbeitgeber — so sehr sie bei den betreffenden Personen anzuerkennen sind — werden sich je mehr und mehr vergeblich erweisen gegenüber dem Feuer furchtbaren Hasses, welches in der Brust der aufgeregten Massen kocht. —

B.

F.

Quistorp Johannes, Fabrik-Besitzer Commerzienrath in Stettin. **Der Kern der Arbeiterfrage.** Vortrag gehalten

am 6. März 1872 in der Aula des Johanneums in Hamburg. (Für die Zwecke der „deutschen Gesellschaft der Sonntags- und Arbeiterfreunde“ neu aufgelegt, und von deren Schriftführer Pst. W. Quistorp in Ducherow, Vorpommern unentgeltlich zu beziehen.) Stettin, 1872.

Ein gehaltreicher und im besten Sinne zeitgemäßer Vortrag, des durch seine Thätigkeit und praktische Erfolge auf dem Gebiete der Arbeiterfrage bekannten Mannes. Von der Gefahr des Unterganges, welche der Gesellschaft, wenn sich dieselbe fort und fort gleichgültig verhalten wolle, durch die Macht der Idee, welche der Arbeiterfrage zu Grunde liege, drohe, geht derselbe zu der Verpflichtung über, welche, auch ganz abgesehen von dem Beunruhigenden, welches die sociale Bewegung in sich birgt, der Sache anzunehmen uns obliegt, weil ja dadurch ein Theil unserer Mitmenschen auf moralisch und wirthschaftlich verderbliche Abwege geführt wird. Um diese Verführte wieder in ein besseres Gleis zu bringen, dazu bedarf es nicht allein Belehrung; sondern Thaten. Diese Thaten zu leisten ist unsere Pflicht „um der Unterlassungen und Unterlassungssünden willen, welche die sociale Bewegung erst in Schwung brachten; denn es hätte mit derselben niemals so weit kommen können, als es, leider Gottes, gekommen ist, wenn die oberen, die gebildeten und mit Glücksgütern gesegneten Klassen der Gesellschaft an dem besitzlosen Theil des Volkes von jeher ihre Menschen- und Christenpflicht erfüllt hätten. Der Kern und das Wesen der socialen Frage liege nicht in der Noth der untern Schichten — diese sei, wie nachgewiesen wird, in frühern Jahr underten größer gewesen — sondern in der in das Bewußtsein getretenen Kluft zwischen den Klassen der Besitzenden und Besitzlosen. Daß dieselbe aber so sehr ins Bewußtsein getreten, das habe vor Allem drei Ursachen: die Vereini- gung der Arbeiter auf einen Punkt, welche die moderne Industrie fordere; der in die Augen fallende Wohlstand, ja übertriebene Luxus der Mittelsklassen und endlich die Ideen der Gleichheit und Gleichberechtigung, welche sich von der oberen auch der untern Schichte des Volkes mitgetheilt hätten und von dieser nun nach den Lüften eines unbewachten Hergens gedehnt würden. Dem gegenüber helfe nicht Lohn- erhöhung, nicht Bildung allein. Nicht nur mehr Licht ist nöthig; sondern vor allem mehr

Liebe; wie sie allein aus dem Christenthum geschöpft werden könne. Von den oberen Ständen müsse die Besserung ausgehen. „Glauben Sie es mir, wenn wir nicht hören wollen, so werden wir fühlen müssen; und wenn wir Arbeitgeber nicht in Liebe zu unsern Leuten hinabsteigen, so werden sie in Haß zu uns hinaufsteigen.“ „Gott segne uns Alle und gebe Jedem von uns, wenn die Arbeiterfrage, trotz allen Sprechens und Hörens, wie ich befürchte, ernstler und immer ernstler werden sollte, ein gutes Gewissen!“ — so schließt der Vortrag, aus dessen hiermit gezeichneten Grundzügen entgegenleuchtet, daß hier Wahrheit in Liebe und Liebe in Wahrheit zu finden ist. Möge das treffliche Brodfrühen, das ja unentgeltlich zu haben ist, recht viele Leser unter Fabrikanten, Beamten und Pastoren finden, und aller Orts Herzen erweckt werden, die in der hier besprochenen Frage drohende Gefahr zu bekämpfen, nicht mit Feuer und Schwert, sondern mit barmherziger, opferfreudiger, mit christlicher Liebe. —

B.

F.

Der Feiertag und seine fortdauernde Geltung, nach der Schrift dargelegt und begründet von einem Württembergischen Theologen. — (Abgedruckt aus der „Deutschen Wacht“ zum Besten der „Deutschen Gesellschaft der Sonntags- und Arbeiterfreunde“). Preis 2 Sgr. 20 Exemplare 1 thlr. — Ducherow, 1872. Zu beziehen von der Expedition der „Deutschen Wacht“. —

Gewiß ist es für das sociale und kirchliche Leben von höchster Bedeutung, daß der Sonntag wieder zu seinem Rechte komme, äußerlich und innerlich durch leibliche und geistliche Ruhe gefeiert werde. Die Bedeutung der leiblichen Sonntagsruhe für die Arbeiterfrage wird jetzt auch von fast allen Seiten, selbst von der liberalen Presse, gewürdigt. Christlich-conservative Blätter, wie die deutsche Wacht, dürfen sich aber nicht begnügen, auf den Werth der Sonntagsfeier für den Arbeiterstand und seine Zufriedenstellung hinzuweisen; sie müssen auf die göttliche Forderung der Sonntagsheiligung den Hauptnachdruck legen. Dies versucht ein württembergischer Theologe in dem vorliegenden Tractat. Wir fürchten, derselbe ist nur zu theologisch geschrieben und darum nicht geeignet das Interesse für die behandelte Frage in weiten Kreisen zu wecken. Und doch wäre dies gerade sehr zu wünschen; schon damit die Säge, welche am Schlusse angehängt, für die deutsche Gesellschaft

der Sonntags- und Arbeiterfreunde werben sollen, bei recht vielen Lesern Gehör finden. Dieselbe lauten: „Alle deutschen Volks- und Vaterlandsfreunde, insonderheit alle evangelischen Prediger, denen diese Blätter in die Hand kommen, seien, bei ihrer Liebe zu unserm deutschen Volke, herzlich und dringend gebeten:

1) diese, die Sonntagsfrage in recht evangelischem Geiste und zwar nach deutscher Auffassung und mit deutscher Gründlichkeit und Klarheit behandelnde Schrift möglichst zu verbreiten;

2) unsrer „deutschen Gesellschaft der Sonntags- und Arbeiterfreunde“ beizutreten, wo möglich einen Zweigverein derselben ins Leben zu rufen;

3) das Organ derselben, durch welches ein thatkräftiges Zusammenwirken, namentlich zur Verbesserung der Gesetzgebung auf diesem hochwichtigen Gebiete vermittelt wird, — „die deutsche Wacht“ — beim nächsten Postamt oder direct bei der hiesigen Expedition zu bestellen.

Der rechte, unverzagte und gemeinsame Kampf gegen die in trauriger Weise fortschreitende Entchristlichung unseres geliebten deutschen Volkes, gegen seine überhandnehmende sittliche Verwüstung und sociale Zersetzung, ist eine heilige Pflicht aller christlichen Vaterlandsfreunde! Wohlan, frisch auf den Plan und fröhlich ans Werk! Der Herr ist gewißlich mit uns! Denn es ist Seine Sache.

W. Quistorp, Pastor zu Ducherow, Schrift- und Geschäftsführer der deutschen Gesellschaft der Sonntags- und Arbeiterfreunde, Herausgeber der „deutschen Wacht“.

B. F.

Coulin, Dr. theol. Franc. Die christliche Werththätigkeit. Vortrag. Autorisirte deutsche Ausgabe. 184 S. Weimar. Herm. Böhlau. 25 sgr.

Die wiederholten Empfehlungen von Dr. Coulin's 1. fils de l'homme (auch deutsch in der Uebersetzung von Gokweiler; Jesus der Menschensohn) welche diese Zeitschrift im Januar- und Decemberhefte des vorigen Jahres brachte, sind nicht vergeblich gewesen. Schreiber dieses wenigstens hat nicht nur an dem fils de l'homme eine reiche Erquickung, Belehrung und Glaubensstärkung gehabt und in jenem überaus muthigen und beredten Zeugnisse eine der schneidigsten und eben darum am reinsten verwundenen Waffen gegen den Unglauben erkannt, sondern er ist durch das Studium jenes Büchleins auf eine Reihe anderer Werke des hochverehrten schweizer Theologen geführt worden und hat nichts mehr be-

dauert, als daß diese Perlen der apologetisch-asketischen Literatur durch ihre Abfassung in französischer Sprache einem großen Theile der Gebildeten unsers Volkes ein verschlossener Schatz bleiben.

Da wird ihm aber einer dieser lieben Bekannten in deutscher Muttersprache zugesandt, ein Zeugniß dafür, daß man auch anderswo auf jene bisher so verborgene Blüthen aufmerksam geworden ist, und, trotz der Fluth deutscher Originalschriften, mit denen der Büchermarkt monatlich überschwemmt wird, es für wichtig genug hält, diesen Fremdling im erborgten Kleide unter unserm Volke heimisch zu machen. Es sind die „Oeuvres chrétiennes“ von Dr. Franc Coulin, auf Veranlassung des Genfer Consistoriums 1863 zu Genf gehaltener Vorträge, welche jüngst unter dem Titel „die christliche Werththätigkeit“ in autorisirter, trefflich ausgestatteter Uebersetzung erschienen sind. Das deutsche Gewand, von kundiger Frauenhand gewoben, selbst ein Kunstwerk der Sprache, wie das französische Original, wird dem Büchlein gewiß leicht den Weg zu allen denen bahnen, welche in ihrem Zeugniß und in ihrer Arbeit für das Reich Gottes nach Anregung und Befestigung verlangen, um so mehr, da diese deutsche Ausgabe des Buches insofern einem tiefgefühlten Bedürfnisse entgegenkommt, als es für viele unserer gebildeten geselligen Kreise ernsterer Richtung jenen so oft vermissten und so schwer zu findenden Mittelpunkt der geistigen Gemeinschaft darbieten wird.

Schon diese Bedeutung des Buches für die gläubigen Kreise würde eine Empfehlung in dieser apologetischen Zeitschrift rechtfertigen; denn es ist ja ein offenes Geheimniß, daß der größte Theil der apologetischen Literatur seinen vorwiegenden Nutzen bei denen stiftet, für die er zunächst nicht berechnet ist. Aber man darf das Buch selbst in eminentem Sinne eine Apologie des Christenthums nennen. Der Verf. entrollt in sechs Vorträgen, welche der Reihe nach von der Pflicht der christlichen Werththätigkeit, ihrer Quelle, ihrem Zweck, der persönlichen Thätigkeit, der Verwendung des Geldes, und dem Lohne solcher Liebesthätigkeit handeln, ein so großartiges ergreifendes Bild christlichen Lebens, daß sich unter den Vertheidigungsschriften des Christenthums diese Schrift jeder noch so scharfsinnigen Versechtung von Glaubenslehren mit Recht an die Seite stellen darf. „Was wollt ihr der Welt geben?“ ruft der Verf. an einer Stelle aus, „Systeme? Bücher? Nehmt euch in Acht, daß in einem Jahrhundert, welches man mit Recht das papierne Jahrhundert genannt hat, nicht auch unser Christenthum ein papiernes genannt

werde. Nein! Die Systeme, die dieses Jahrhundert bedarf, sind die Systeme der Christenliebe, sind Thaten, Wohlthaten! In tausend und abertausend Exemplaren möchte ich zu seiner Belehrung die lebendigen Bücher vertheilt sehen, die den Glauben durch Werke auslegen und belegen. Andere würde man lesen; diese würde man verstehen und ihnen glauben.“ Nun dieser Ausdruck macht den Verfasser um seines eigenen Buches willen nicht erröthen. Denn seine Schrift gehört zu denen, welche selber eine That sind, und unwiderstehlich zur That begeistern. Sie erschließt, den Reichthum und die Kraft der christlichen Liebe so übermächtig, daß selbst ein Lucian oder Julian dieselbe nicht aus der Hand legen würde, ohne die tiefste innere Bewegung, ohne die heiligsten Vorsätze, ja wir möchten sagen, ohne einen gewissen Reiz gegen die Bekenner eines Glaubens, der solche Früchte zu erzeugen vermag. Denn darin besteht eine Hauptstärke des Buches, daß sowohl die Nothwendigkeit, als die treibende Kraft der christlichen Werththätigkeit, ihr Ziel wie ihre Mittel, und schließlich auch ihr Lohn, auf den einen Grund des christlichen Glaubens zurückgeführt und aus demselben entwickelt werden, während gleichzeitig die Unfähigkeit eines bloßen Humanitätsstandpunktes, solche Werke zu vollbringen, überzeugend dargethan wird. — Doch wir enthalten uns für diesmal eines ausführlicheren Berichts und schließen mit etlichen Worten aus der Vorrede zur deutschen Ausgabe. „In der schwindelnden Hast“, sagt die verehrte Uebersetzerin, „mit der immer andre Gesichtspunkte, besonders auch auf religiösem Gebiete, hervortreten, liegt eine Aufforderung, das Angederkte, die mit ehrlichem Sinn in dem Gewirre sich zurecht zu finden streben, immer wieder auf Das zu richten, was den dauernden Kern des Christenthums ausmacht, sein thatsächlicher Beweis ist, und schließlich auch die einzig mögliche Lösung der Hauptfrage der Gegenwart — der großen socialen Lebensfrage — bietet: auf die dem Glauben entquellende werththätige Liebe nämlich. Und wenn auch ein gedrucktes Wort, das noch dazu durch Uebersetzung in eine andre Sprache so viel von seiner lebendigen und lebenerweckenden Kraft verliert, nicht im entferntesten die Wirkung eines unmittelbar persönlichen Vortrags haben kann, so hoffen wir doch, daß dieses Büchlein einen Theil wenigstens des Segens auch an deutschen Herzen schaffen wird, von dem es in unserm schönen Nachbarlande in so reichem Maße begleitet gewesen ist.“

Wichmannsburg.

R. Kayser.

Biographie.

Beyschlag, Willibald. Karl Immanuel Nitsch. Eine Lichtgestalt der neueren deutsch - evangelischen Kirchengeschichte. IX u. 471 S. Berlin, 1872. L. Rauch. 2 $\frac{2}{3}$ thlr.

Daß dem verklärten Nitsch ein würdiges literarisches Denkmal gesetzt werden würde, welches diesen Lebenszeugen der evangelischen Kirche des 19. Jahrhunderts dem evangelischen Volke mit frischen und lebenswahren Zügen vorführte, haben wir zuversichtlich gehofft, und freuen uns aufrichtig, daß diese Hoffnung erfüllt ist; denn wir wüßten Keinen, der durch seine persönliche Stellung, sowie durch den Zug geistiger Wahlverwandtschaft, und nicht minder durch die bewährte Meisterschaft der Darstellung so befähigt gewesen wäre, der evangelischen Kirche diesen Dienst zu leisten, als Beyschlag. Die Aufgabe, die er zu lösen sich vorgenommen hat, war nicht leicht; denn wenn auch von Seiten der Familie Nitsch's, wie von andern Orten her bereitwilligst ein sehr ausgiebiges Material zur Verfügung gestellt war, wenn namentlich von Briefen eine bedeutende Zahl zur Benützung vorlag, so wurde doch hiervon wesentlich die Donner und Berliner Zeit erhellt, während die früheren Lebensjahre nur spärlich berührt wurden; und da Nitsch sein eigenthümliches Wesen weniger in Briefen, als in Schriften und im persönlichen Verkehr niederzulegen pflegte, so mußte sich auch das reichliche Briefmaterial als unzulänglich erweisen. Hätte sich aber der Verf. darauf einlassen wollen, die Vorlesungen, Schriften und Predigten in ihrem Inhalt und ihrer Bedeutung näher darzulegen, so würde sich der Rahmen der Biographie als viel zu eng erwiesen haben, und der Zweck des Buchs wäre verfehlt worden. In der Beschränkung zeigt sich die größte Kunst des Biographen, und der Verf. hat es verstanden, aus dem reichen und ungleichmäßigen Material ein schönes und harmonisches Gesamtbild zu entwerfen, welches jedem Leser, auch dem, welcher denselben Standpunkt des Helden und des Darstellers nicht theilt, eine wahre Erquickung und vielfache Anregung bieten wird. Denn in Wahrheit, Nitsch ist eine Lichtgestalt und es wird unter den Theologen des 19. Jahrhunderts selten ein Mann gefunden werden, der, so wie er, die unbedingte Achtung und Verehrung aller Parteien genoß, weil er kein Parteimann sein wollte, und dessen Name so unzweifelhaft vollgewichtig in allen Fragen und

Kämpfen war, wie der seinige. Dazu kommt, daß das wissenschaftliche und praktische Element in ihm sich so innig durchdrang, und der Theologe von dem Kirchenmann so wenig zu trennen war, daß das Bild seines Lebens und Wirkens in erhöhtem Maße an Interesse gewinnen muß. Diese enge Verbindung des theologischen und kirchlichen Amtes, in welcher Nitsch selbst, wie er es dem Referenten gegenüber am Abend seines Lebens aussprach, seine Bestimmung erkannte, für welche er Gott immer dankbar gewesen sei, macht gerade seine Erscheinung zu einer so anregenden und bedeutenden für die neuere Kirchengeschichte. Und wer außerdem den Zauber dieser harmonischen Persönlichkeit, in welcher das christliche Prinzip Gestalt gewonnen zu haben schien, erleben hat, wer die Weihe seiner Nähe, der alles Gemeine fern lag, diese unterschiedlose Güte und Milde anschauen konnte, der wird es dem Verfasser gern glauben, daß ihn der wunderbare Eindruck dieser Lichtgestalt aus den hinterlassenen Zeugnissen ihres Lebens erst recht überwältigend entgegengetreten ist, und daß es Wenige geben wird, denen man mit so reiner Erbauung auch in die kleinsten und verborgenen Beziehungen seines Lebens nachgehen kann. „Unter den tausend verschiedensten und vertauschten Äußerungen, die mir aus allen Zeiten seines Lebens vorgelegen haben, weiß ich auch nicht Eine, die das Licht der Dementslichkeit zu scheuen hätte, weil sie das Bild seines lauterer, liebevollen, leidenschaftslosen Wesens durch irgend einen unedlen oder egoistischen Zug auch nur leise zu trüben vermöchte.“

Wir müssen es uns versagen, auch nur in einem dürftigen Auszug unsern Lesern das Buch wiederzugeben; denn der äußere Lebensgang Nitschs, der durch die Namen Wittenberg, Remberg, Bonn, Berlin bezeichnet wird, ist Wenigen unbekannt. Aus dem Reichthum aber seines geistigen Lebens und Schaffens, und aus der Fülle seines sinnenden, gemüthvollen Wesens ergiebigere Mittheilungen zu machen, würde die Aufgabe dieser Anzeige ungeschöblich überschreiten, da hier des Trefflichen und Schönen so viel geboten wird. Und gerade was am Wenigsten bekannt von ihm ist, muthet den Leser am meisten an, denn die verborgenen, scheinbar geringfügigen Züge am Bilde eines großen Mannes dienen am Besten dazu, uns dies Bild vertraut und heimlich zu machen. Doch ist der Grundzug seines Wesens überall derselbe, und sein öffentliches, wie sein privates Leben ist von derselben ruhigen Milde und Lauterkeit getragen. Seine Wirksamkeit auf Kanzel und Katheder, sonderlich auch im homiletischen Seminar, gehört der

Geschichte an, und was er da durch seine Vorlesungen und durch die reichen Schätze seiner Predigten, so wie durch den persönlichen Verkehr mit Menschen jeden Standes und Alters geleistet hat, das werden ihm noch Tausende Dank wissen, das bewies auch äußerlich jene erhebende Jubiläumsfeier im Jahre 1860, die sein ehrwürdiges Greisenalter mit wohlverdientem Schmuck zierte. Aber Nitsch predigte auch durch seinen Wandel, wie denn seine ganze Erscheinung etwas Erbauliches hatte, und es gewährt dem Leser seiner Biographie eine besondere Freude, dem Manne in sein privates Leben, namentlich in die Verhältnisse seines Familienlebens nachzugehen. Wir mögen ihn sehen im Hause seines ehrwürdigen Vaters Karl Ludwig Nitsch, über den dankenswerthe Mittheilungen gegeben werden, wo er als Lieblingssohn schon früh seine Bedeutung erkennen ließ, oder an seinem eignen Heerd, wie er manches Herzeleid durchzukämpfen hat, die schreckliche Belagerung Wittenbergs heldenmüthig besteht, und am Sarge seines erstgeborenen Kindes klagt und überwindet, wir mögen ihn schauen, wie er neben seinen gewaltigen Arbeiten in Bonn und Berlin, während der ermüdenden Verfassungskämpfe, an denen er so eingreifend theilzunehmen berufen war, doch als geliebter und verehrter Familienvater wie ein Patriarch im vertrauten Familien- und Freundeskreise waltet, bis er am Lebensabend, müde von der Arbeit, zu welcher unbilliger Weise noch die Superintendenturlast von der Kirchenbehörde gehäuft worden war, die ihn zum Einstellen der academischen Wirksamkeit nöthigte, am sonnigen Fenster der stillen Probstei oder in seinem kleinen Gärtchen mehr und mehr von der Welt und von seinen Aentern losgelöst, dem Ende sich näherte, das er bald nach der goldenen Hochzeit erreichte (21. Aug. 1868); — immer ist es dieselbe geweihte, demüthige, johanneische Persönlichkeit, der Jünger ohne Falch, von dem Keiner ohne anfrichtige Bewunderung und Liebe scheiden konnte.

Wir glauben dem treuen Schüler des seligen Nitsch, der seinem Lehrer ein so schönes und würdiges Denkmal gesetzt hat, nicht besser für seine Gabe danken zu können, als wenn wir wünschen, daß diese Lichtgestalt der evangelischen Kirche auch durch diese Darstellung für Viele das werden möge, was sie im Leben war: ein Prediger des Evangeliums in Wort und Wandel.

Lic. Förster.

Hofader, Wilhelm. Ein Predigerleben aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Aus seinen hinterlassenen Papieren zusammengestellt von seinem Sohne,

Ludwig Hofacker, Pfarrer. 295 S.
Stuttgart, 1872. J. F. Steinkopf.
Preis 1 fl. 24 fr. oder 25 sgr.

„Gegenwärtiges Lebensbild meines seligen Vaters, so schreibt der Verfasser in der Vorrede, ist von mir aus seinem schriftlichen Nachlaß und aus den von seinen Freunden gütigst zur Verfügung gestellten Correspondenzen zusammengestellt worden und war zunächst nur für den Familienkreis bestimmt. Je mehr aber die Arbeit wuchs und der in den Papieren niedergelegte Stoff sich entfaltete, desto mehr regte sich der Wunsch, die theueren Reliquien auch Anderen, besonders seinen noch lebenden Freunden und Schülerinnen zugänglich zu machen.“ — Wir sind dem Verfasser herzlich dankbar, daß er diesen in den letzten Worten ausgesprochenen Wunsch zum Entschluß und zur That hat werden lassen und das vorliegende Buch nicht bloß geschrieben, sondern auch der Oeffentlichkeit übergeben hat. In weiten Kreisen, und nicht bloß von den „Freunden und Schülerinnen“ ist es gewiß mit lebhaftem Interesse begrüßt worden. Der Name Hofacker hat ja doch in der evangelischen Christenheit einen ausgezeichnet guten Klang und die Hofacker'sche Familie ist in den weitesten Kreisen werth- und hochgeschätzt. — Das vorliegende Buch bietet eine sehr erbauliche und zugleich sehr instructive Lectüre, besonders für Geistliche, denen ja in der ernsten und kritischen Gegenwart fortwährend geistgesalbte Persönlichkeiten vorzuführen sind, die mit feurigem Muth in den Kampf wider den antichristlichen Zeitgeist eingetreten und diesen Kampf mit den Waffen des Geistes geführt haben. — Wir gewinnen, um den Inhalt des Werthens kurz zu skizziren, einen Blick in die persönliche Entwicklung Wilhelm Hofacker's, die ja freilich eine ruhigere und weniger stürmische war, als die des Bruders Ludwig, aber darum nicht eine weniger tiefe und gediegene, wir werden in sehr ausführlicher Weise bekannt gemacht mit der Zeit seines Brautstandes, der durch acht christlichen Verlehrs und gegenfeitige christliche Zucht geweiht und gesegnet war, dessen Briefe freilich uns manchmal etwas zu sehr den Klagton anzustimmen schienen und für den Leser daher zuweilen etwas Ermüdendes haben, wir werden ferner eingeführt in die kirchlich-literarischen Töden des Mannes und freuen uns hierbei der guten schneidigen Klinge des wackeren Kämpfers, erfahren manches Schöne und Treffliche aus seiner fessorgerlichen Thätigkeit, werden über seine durch die Prophetie der Schrift normirte Weltanschauung orientirt, in der er vor den Revolutionsjahren 1848 und 49 einen tiefen

Blick in die bevorstehenden Kämpfe gethan, und werden unterrichtet, welche Anschauungen der Vollenbete bezüglich der die Gegenwart so gewaltig aufregenden Fragen in Betreff der Kirchenverfassung theilt. Außerdem gibt der Verfasser interessante Mittheilungen aus der Correspondenz mit den Freunden, schildert das Familienleben des Vaters, die mannigfache Trübsal, die derselbe gekostet in Folge körperlicher Leiden, wie er aber in all dem weit überwunden hat um deswillen, der ihn geliebet hat und wie er triumphirend als ein Mann in den kräftigsten Lebensjahren in die Ewigkeit gegangen. Seine letzten zusammenhängenden Worte sind ein herrlicher Lobpsalm auf seinen himmlischen Hohenpriester und Heiland; sie lauten: „Ich freue mich! Gelobet sei der Herr Jesus Christus, der ewige eingeborne Sohn Gottes, der Hohenpriester und die Waise! Er lebt und Ihm dürfen wir auch leben, Ihm dürfen wir angehören in Ewigkeit, Seiner freue ich mich! Ihn, den Hochgelobten, sollen wir loben!“ — Wir müssen, wenn wir die Lebensbeschreibung lesen, Wilhelm Hofacker auf's Neue lieb gewinnen und hochschätzen, und es erkennen, wie er in so harmonischer Weise gefunden Pietismus mit gesunder Kirchlichkeit, Sinn für geistliches und heiliges Leben mit Sinn für Feinheit und Ordnung des Kirchenwesens vereinigt. Es ist ein Mann, wie sie der Herr seiner Kirche in dieser „legt'n betrübnen Zeit“ in Schaaren erwecken möge. — Außerdem liefert die vorliegende Arbeit, natürlich auch ein Zeitbild, einen werthvollen Beitrag zur Special-Kirchengeschichte Württembergs. Das Schwabenland in seiner einzigen Art steht da wieder einmal vor uns, die damaligen Tübinger Zustände werden uns vor die Augen geführt, hervorragende Persönlichkeiten aus den christlichen Kreisen Stuttgart's und der württembergischen Geistlichkeit treten vor uns rc. — Das Buch ist schriftstellerisch gut gearbeitet und reicht sich der älteren Knapp'schen Biographie Ludwig Hofacker's nicht unwürdig zur Seite. — Was für ein seltnes Brüderpaar, diese beiden Hofacker! Ludwig ein Heros auf der Kanzel, ein heiliger Stürmer, Wilhelm eine ruhigere, vielseitigere, theologisch gegründeten Persönlichkeit, aber beide treu wie Gold, aufrichtig und ernst bis in den tiefsten Grund der Seele, beide mit reichem Segen geschnückt, Richter hoch auf den Leuchter gestellt, die weithin schienen in Stadt und Land, beide durchglüht von gläubiger Liebe und liebendem Glauben bis zum letzten Athemzug, beide im Sterben den Namen des Heilandes auf anbetenden lobpreisenden Lippen!

Anapp, Albert, weif. Stadtpfarrer zu St. Leonhard in Stuttgart. **Leben von Ludwig Hofacker**, weif. Pfarrer zu Rielingshausen, mit einer Auswahl aus Briefen. Vierte durchgesehene Auflage. Heidelberg, 1872. Karl Winter 28 Sgr.

Ein in weiten Kreisen bereits wohl bekanntes, der evangelischen Christenheit lieb gewordenes Buch. Recensent kennt kaum ein Buch, das von Anfang an, und so oft er es gelesen, einen solch tiefen Eindruck auf ihn gemacht hätte, und Vielen wird es ähnlich ergangen sein. Wer das Bild Ludwig Hofacker's, von Anapp's Hand und Pinsel gezeichnet, sich einmal angesehen, wird es nicht mehr vor seinen Augen verschwinden sehen. — Vieles über Inhalt und Redaction des Buches zu sagen ist nicht erforderlich, es hat, wie der Titel angibt, ja bereits die vierte Auflage erlebt. — L. Hofacker, durch manchen schweren Kampf mit Sünde und Sefes hindurchgedrungen, steht vor uns als ein mächtiger Prediger der freien Gnade Gottes im Umgang und im Amte, er ist ein Zeuge derselben, so mächtig, wie deren die Christenheit nicht viele gehabt. Er hat stets das Centrum des Christenthums im Auge, die Frage: wie werde ich vor Gott gerecht und selig? und seine Anschauung von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott ist eine durch und durch gesunde, evangelisch-richtige. — In der Rechtfertigung durch Gottes freie Gnade lebt, wirkt und stirbt er, wenn auch nicht ohne fortwährenden innern Kampf. Kurz vor seinem Heimgang äußert er das charakteristische Wort: „Nur noch einmal möchte ich die Kanten betreten, wenn man mich auch hinaustragen und ich mich daselbst niederlegen müßte; dann wollte ich meinen Zuhörern die freie Gnade nochmals so recht von ganzem Herzen verkündigen!“ Und als das Verschneiden eintrat, bewegten sich noch dreimal die erblickenden Lippen und lispelten: „Heiland! — Heiland! — Heiland!“ — Das Buch ist ein treffliches Erbauungsbuch und bietet namentlich gesetzlich gerichteten Seelen reiche Beruhigung und Anweisung, von besonderem Werthe ist es natürlich für Geistliche, auf die das Lebensbild H. des Vollendeten fortwährend wie eine Fußpredigt wirkt und denen hier auch in reichem Maße Rathschläge für die Betreibung der Selbstsorge geboten werden. Was von der Aufnahme und Wirkung der Hofacker'schen Predigt mitgetheilt wird ist für unsere etwas blasirte und s. v. abgestandene Zeit tief beschämend. — Die Anapp'sche Schrift sollte von keinem Prediger ungelesen bleiben, sie sollte von Zeit zu Zeit immer wieder zur Hand genommen und in

stillen Stunden gelesen werden. Möchten diese Zeilen hier und da Anregung geben, daß es geschehe. B.

Philologie. Archäologie.

Stark, Dr. A. Bernhard. Aus dem **Reiche des Tantalus und Crösus**. Der Birchow-Holzenborff'schen Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge Heft 147 und 148. Berlin, 1872. Lüderitz. 5 Sgr.

Unter diesen Titel schildert der Verfasser einige Ausflüge, die er im September vorigen Jahres von Smyrna aus machte. Die beiden ersten Ausflüge hatten das im Norden von Smyrna gelegene Sipphos-Gebirg zum Ziel, an dessen Fuß sich einst in grauer Vorzeit das Reich des Tantalus ausbreitete, jenes Lieblings der Götter, der gleich berühmt ist durch sein Glück und durch seinen späteren, durch eigne Ueberhebung verschuldeten jähen Fall. Begleitet von noch einigen anderen Gelehrten, besuchte der Verfasser das s. g. Grab des Tantalus. Es ist dieß ein mächtiger Steinbau, der in seinem Innern ein Gemach enthält, welches jetzt offen liegt und zum Theil mit Steingeröll verschüttet ist. Der Inhalt desselben war bereits verschwunden, als es Terzer im Jahr 1835 öffnete. Ähnliche kleinere Grabhügel befinden sich theils unmittelbar dabei, theils in nicht weiter Entfernung. Diese Grabstätten weisen uns auf eine alte Stadt hin, die einst hier gestanden, in der wir aber nach der Ansicht des Verfassers nicht Sipphos oder Tantalus zu suchen haben, sondern vielmehr das alte Smyrna, welches am Ende des 8. Jahrhunderts vor Chr. von dem lydischen König Gyges erobert und zerstört wurde. Einen weiteren Anziehungspunkt für den Verfasser bot das Niobebild dar, welches sich in der Nähe von Momissa, dem alten Magnesia am Sipphos, befindet. Dieß Bild ist ein merkwürdiges Werk uralter Kunst und Kultur. Nach dem Bericht des Verfassers erhebt sich an einer künstlich abgearbeiteten, senkrecht geglätteten Bergwand in einer in das Gestein gehauenen 35 Fuß hohen Nische eine menschliche Gestalt im höchsten Relief, in ihren unteren Theilen vom Schooße an mehr und mehr in architektonische Formen übergehend. Sie hat etwa vierfache Lebensgröße. Das ist die den Verlust ihrer Kinder beweïnende versteinerte Niobe, die von ihrer hohen Warte auf das reizende Hermosthal herabschaut. 8 Tage später unternahm der Verfasser mit mehreren Begleitern einen größeren, mehrtägigen

gen Ausflug nach Sardes, der Königsstadt des Krösus, der auch wie Tantalus ein Bild ist von der Unbeständigkeit menschlicher Größe und Macht. Sardes selbst war 2 Jahrtausende hindurch eine der blühendsten Städte Kleasiens, bis es endlich im Mittelalter unter den Händen mongolischer und osmanischer Horden in den Staub sank, um sich nicht mehr aus seinen Trümmern zu erheben. Die Ruinen von Sardes haben eine große Ausdehnung. Durchströmt werden sie von dem im Alterthum seines Goldreichtums wegen berühmten Paktolos. Sie liegen im Halbkreis um einen steilen Berggründen, der einst die Akropolis von Sardes trug, und von wo man einen herrlichen Blick auf das Gebirg Tmolos einerseits und auf die Iydische Ebene anderseits hat.

Der Vortrag bietet genug des Anziehenden und Belehrenden, um uns den demnächst erscheinenden wissenschaftlichen Reisebericht mit Spannung erwarten zu lassen.

H. G.

G.

Doehler, Dr. Ed. Die Orakel. Der Virchow-Holgendorff'schen Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge Heft 150. Berlin, 1872. Rüdiger. 5 fgr.

Vorliegender Vortrag sucht nachzuweisen, daß die griechische Mantik nicht etwa bloß ein Produkt des Aberglaubens und der Betrügerei, sondern vielmehr ein durchaus nothwendiges Bedürfnis war. Er wird dieser Aufgabe gerecht, indem er eine kurze Geschichte der Orakel gibt, die Bedeutung, die sie für das Privat- und Staatsleben der Alten hatten, auseinandersetzt, und die verschiedenen Entwicklungsstufen, die sie im Lauf der Jahrhunderte durchgemacht haben, darlegt. Der Verfasser geht dabei auf die mythische Urzeit Griechenlands zurück, wo sich das Orakel des Zeus zu Dodona vor allen einer hohen Blüthe und eines großen Rufes erfreute. Er sucht nachzuweisen, daß alles, was wir von diesem Orakel wissen, zeige, daß die Mantik ursprünglich nur eine instinctive Meteorologie war. Dazu führt uns besonders die dort übliche Art und Weise, den Gott zu befragen. Es fällt aber die Blüthe des dodonäischen Orakels in eine Zeit, wo der Ausfall einer Ernte für jeden der griechischen Stämme eine Lebensfrage war, da die Hülfsmittel fehlten, Getraide aus der Ferne kommen zu lassen, wo man also genug Anlaß hatte, mit ängstlicher Spannung die Witterung zu beobachten und, wo möglich vorher zu erkunden. Natürlich, daß man weiterhin auch in andern Angelegenheiten den

Rath des Orakels erfragte und seinem Ausspruch folgte. Eine zweite Entwicklungsphase der Mantik bezeichnet die vorwiegende Bedeutung des apollinischen Orakels zu Delphi. Die früher hauptsächlich dem Materiellen zugewendeten Interessen waren andere, höhere geworden. Die einzelnen Stämme hatten sich zu größeren staatlichen Gemeinschaften zusammengeschlossen, und es war besonders die Sorge für den Staat, die Liebe zum Vaterland, die jetzt alle erfüllte. So mußte auch der Charakter der Mantik ein wesentlich anderer werden. „So lange die Menschen keine andern Interessen hatten, als die Zukunft der Ernte, hatten sie den Zeus befragt, d. h. die Atmosphäre beobachtet, und diese wenig gleich unvollkommenen Beobachtungen hatten doch einen wissenschaftlichen Charakter. Aber als man sich besonders den Erfolg eines Krieges, die Gründung einer Kolonie, die Feststellung von Gesetzen, die Vereinigung zweier Gemeinden oder zweier feindlichen Parteien angelegen sein ließ, mußte man den Gott um Kraft bitten, den menschlichen Geist zu erleuchten. So angesehen, war die Divination nicht mehr eine Wissenschaft, es war ein Geschenk der Götter, eine Inspiration.“ Der Verfasser zeigt nun weiter, wie das Orakel zu Delphi besonders dadurch einen so großen Einfluß ausübte, daß es der öffentlichen Stimmung, dem Volksbewußtsein Ausdruck verlieh; wie an eine Beeinflussung der die Orakel ertheilenden Pythien durch die Priester oder die Bürger Delphi's nicht zu denken ist; wie endlich die Ehrfurcht der Hellenen vor den Göttern durchaus nicht eine blinde oder slavische war. Als Griechenland seine Freiheit verloren hatte, bezog sich die Mantik natürlich nur noch auf Privatangelegenheiten. Man befragte nun vorzugsweise den Asklepios, die Orakel des Amphiaraios, Kalkhas, Mopsos, die meistens ihre Antworten durch Träume ertheilten, man besuchte prophetische Höhlen, wie die des Trophonios zu Lebadeia.

Wenn wir auch nicht in allen Einzelheiten mit dem Verfasser übereinstimmen, so können wir doch unbedenklich dem Grundgedanken, der durch seine Ausführung geht, beipflichten.

H. G.

G.

Müllenhoff, Karl, Deutsche Alterthumskunde. Erster Band. Mit einer Karte von H. Kiepert. S. I—IX u. 1—501. Berlin, 1870. Weidmann. 3 1/3 thlr.

Wenn Referent erst ein Jahr nach dem Erscheinen des zu besprechenden Buches sich dazu entschließt, die Feder anzusetzen zur Be-

lyprechung desselben; dann liegt das zum Theil an dem Werke selber. Welche Freude empfand Ref. nicht, als er las, eine deutsche Alterthumskunde und zwar von Müllenhoff sei erschienen! Aber er wurde ziemlich enttäuscht, als er das Buch in die Hand nahm und in ihm kaum die Einleitung zu einer deutschen Alterthumskunde fand, einen kritischen Apparat, der mehr Bedeutung für die Geographie und Astronomie der Alten hat, als für die Geographie des Nordens. Also! wieder eins von den Büchern mehr, die von jenem alten Professorenstolze und jener Professorenbequämlichkeit zeugen; die nur für den engsten Kreis der Fachforscher schreibt. Hätte der Verfasser seinem Buche den Titel: Forschungen zur Geographie der Astronomie der Alten oder vielmehr: Pytheas und die Geographie der Alten gegeben, dann wäre nichts gegen dasselbe auszuweisen, denn man fände dann in denselben wirklich das, was der Titel verspricht. Eine deutsche Alterthumskunde wird der Leser aber schwerlich in dem Buche entdecken, kaum eine maßlose Einleitung dazu. Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu dem Inhalte des vorliegenden Bandes halber.

Der Stoff ist über zwei Bücher vertheilt das erste hat die Ueberschrift: die Phönizier (S. 1—210); das zweite: Pytheas von Massalia.* Sehen wir zunächst den Inhalt des ersten Buches an.

Es beginnt mit einer kurzen Abhandlung über den Schwanengesang. Man hegt die Erwartung, daß bei solch seltsamen Anfänge der Inhalt des Folgenden überraschend spannend und geistreich ausfallen wird. Schon das Resultat über den Schwanengesang ist aber sehr enttäuschend, wir erfahren nur, daß Vögel und Ufert fälschlich annehmen, daß die Griechen Nachrichten über Singschwäne von Ägypten her oder überhaupt aus dem westlichen Europa erhalten hätten (S. 5). Die „hellen Nächte“ sodann, von welchen in der Odyssee 10, 81—86 eine Andeutung sich findet und die Krates von Mallos auf den Norden des Pytheas bezog, sind ein Beweis, daß schon zu Homers Zeit in Griechenland eine sagenhafte Kunde von Norden vorhanden war, die auf dem Handelswege, der das Rinn und den Bernstein brachte, soweit nach Süden gelangte (S. 8): ein ganz selbstverständliches Resultat. Nun kommt „die Heldenreise“, und zwar zunächst die Sage von Troja, in welcher ein semitisches Element nachgewiesen wird. Diese Abhand-

lung zieht sich bis S. 30 hin und hat am Schluß des Datum: 25. 5. — 10. 9. 67. Das bisher Angeführte scheint also im J. 1867 vollendet zu sein. Nun folgt: der Odysseusmythus in Deutschland und die Abenteuer des Odysseus, bis S. 58. Die Sage von Drendel, eine der Spielmannsgeschichten des 12. Jahrhunderts, wird hier zur Odysseusage in Parallele gebracht, der Gedanke jedoch (S. 43) zurückgewiesen, als ob eine Entlehnung stattgefunden habe. Dann wird die Frage erörtert, wie es kam, daß nicht auch bei den Germanen aus dem Mythos eine Odyssee wurde. Für die griechische Heldenreise ist der Abschnitt: „Das griechische Heldenalter“ bis S. 73 von großem Interesse, es wird in ihm nachgewiesen, daß die Phönizier auf sie einen Einfluß geübt haben und zwar zu einer Zeit, als noch die Sidonier, nicht die Tyrier, an der Spitze der phönizischen Culturbewegung standen. Etwas räthselhaft klingt es, wenn am Schluß S. 72 gesagt wird: „Durch die Verührung des Orients mit dem Occident ward der Zusammenhang der Weltgeschichte eingeleitet und vor allem sind die handelsreibenden Phönizier dafür thätig gewesen. Ueber das Mittelmeer hinaus, an die Küsten des Oceans erstreckten sich ihre Fahrten und Niederlassungen und weithin über die Barbarenländer des Westens haben sie zuerst den Schimmer und Reiz einer höheren Cultur verbreitet.“ Den gegenüber klingt die gleich darauf folgende Bemerkung seltsam: „Sie ist es auch darum, weil sie über den regelmäßigen Endpunkt der phönizischen Seefahrten im westlichen Europa keinen Zweifel läßt und allen ausschweifenden Vermuthungen damit eine Grenze setzt.“ Wenn zugegeben wird, daß die Phönizier in den Ocean hinaus gefahren sind, dann stellt Müllenhoff damit schon selbst ausschweifende Vermuthungen auf, wenigstens dann, wenn er Fahrten derselben nach dem Norden (nicht nach Süden d. h. an der afrikanischen Küste) im Auge hat. Denn es ist wohl jetzt nicht mehr daran zu denken, daß die Phönizier über Cadix hinaus zur See directe Fahrten nach dem Norden unternommen haben. Es sind vor Müllenhoff schon Stimmen genug laut geworden gegen directen Seeverkehr der Phönizier mit dem Norden; ich citire dafür Redlob in seiner Schrift Thule und meine Schrift über die Pfahlbauten. Daß Müllenhoff aber solche Schriften kennen oder erwähnen sollte, daran ist nicht zu denken. Er citirt hier wie später entweder keine Specialschriften der Neueren oder wie es scheint nur dann, wenn die Verfasser mindestens Professoren sind. Ueber die Zeit sind wir aber gegenwärtig hinaus, daß die kritische Gelehr-

*) Diese Schreibweise wird jedoch nicht consequent beibehalten. S. 167 Anmerk. lese ich z. B. Massilia.

samkeit ausschließlich die Domäne der Universitätsprofessoren ist.

Nachdem der Verf. bis hierher (S. 1—73) nachgewiesen hat, daß die Phönizier und Semiten an der griechischen Sage und ihren Ursprüngen Theil gehabt haben (vgl. S. 8) und zwar bevor die erste die westliche Völkerwelt erschütternde Bewegung der Kelten und deren Einbruch in Iberien fällt (S. 73) scheint die Einleitung des 1. Bandes zu schließen und zwar am 31. 12. 67, wenn ich diese Zahlen richtig als Datum auffasse. Es beginnt nun die eigentliche Ausführung; die ältesten geographischen Schriftstücke der Griechen werden der Untersuchung unterworfen. Und zwar S. 73—203 zunächst Aviens Ora maritima und die Quellen dieser Schrift, eine für die Kritik des Avienus höchst werthvolle Abhandlung; die beigegebene Karte von Kiepert, welche die Ueberschrift hat: Karte zum alten Periplus der Ora maritima Aviens. ist eine dankenswerthe Beigabe. Für die nordische Geographie fällt aber sehr wenig, oder eigentlich nichts Positives ab, wie eine kurze Uebersicht zeigen wird. Dem Avien lag eine griechische Schrift, der alte Periplus, als Quelle vor, und zwar in interpolirter Gestalt (S. 83). Müllenhoff unternimmt nun die dankenswerthe Arbeit, Aviens und des Interpolators Zusätze auszuscheiden und den alten Periplus so rein wie möglich herzustellen, S. 87 ff. Dieser alte Periplus, nun kennt die Kelten noch nicht, ist also jedenfalls älter als die griechische Prosa (S. 91), als Herodot, der sie schon im äußersten Westen nennt; es scheint nichts anderes übrig zu bleiben, als ihn für ein ursprünglich phönizisches Werk zu halten, welches höchst wahrscheinlich von einem Phönizier herrührte, der zur phönizischen Gemeinde der Stadt Massilia gehörte. Das Werk wurde dann von einem Griechen, und zwar in ionischer Mundart, also wohl von einem Massalioten ins Griechische übersetzt, S. 202. Inhaltlich beginnt der Periplus mit der Bretagne (Des-Strymnis), dann folgen die Zinninseln, dann wird die Strecke von Brest bis Setuval beschrieben, dann bis zum Guadiana und Guadaluquivir; der Name Tartessus und der Busen von Cadix folgt dann u., bis endlich der Verf. in Massilia anlangt. Von Germanen oder ihren Vändern ist hier nicht die Rede: also wieder Einleitung im Superlativ. Der Excurs bis S. 210 über die Fragmente des Euctemon von Athen in der Oramariti ma gehört höchstens in eine Ausgabe des Avien und hat mit Kelten oder Germanen schlechterdings nichts zu thun.

Endlich sind wir am 2. Buche angelangt. Die Ueberschrift: Pytheas von Massilia scheint

ein Unterpfand dafür zu sein, daß wir nun endlich etwas über nordische Länder hören werden. Wie das vorige Buch mit dem Schwanengesang anfang, so hebt dieses schon etwas prosaischer mit dem Zinn und dem Bernstein an. An die Spitze wird der Satz S. 212 gestellt: „Wie der Zinnhandel die Kelten, so hat der Bernsteinhandel die Germanen mit der Cultur des Südens zuerst in Berührung gebracht und endlich im 4. Jahrhundert zur ersten Entdeckung deutscher Völker durch die Griechen geführt.“ Wir erfahren in einer Anmerkung hierzu Folgendes: „Ich halte für nöthig zu bemerken, daß auch die folgenden Untersuchungen bis zu dem Abschnitt über die Kimbernkriege (mit denen augenscheinlich der 2. Band des Werkes beginnen soll) im dritten Buch im Wesentlichen schon in den Jahren 1851 und 52, bald nach der ersten Arbeit über die Ora maritima geführt sind.“ Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß stellenweis ein veralteter Standpunkt eingenommen wird und daß der Verf. am Schluß des Bandes in den Berichtigungen S. 500 f., durch neuere Forschungen überholt, manches zurücknehmen muß.

Die Untersuchung wird zunächst negativ geführt. Unter der Ueberschrift: „Der zinnländische Bernstein“ werden S. 203—207 die wichtigsten Fragen über germanische Alterthumsfunde in einer Kürze abgeferigt, die zu der Breite, mit welcher vorher das classische Alterthum behandelt war, in einer „Deutschen Alterthumskunde“ merkwürdig sich ausnimmt.

Es handelt sich zunächst um die Handelsverbindung der alten Welt mit der Ostsee, und zwar auf der Straße zwischen Ostsee und schwarzem Meere. Müllenhoff giebt S. 213 zu, daß Münzfunde für einen alten Verkehr der griechischen Städte am Adria und Pontus mit dem Norden sprechen, sagt aber dann sehr unbestimmt: „doch war die Verbindung gewiß selten eine directe“. Weil Herodot's geographische Kenntniß über den Norden nicht über die wolhynische Sumpfreigion hinausreicht, wird ein directer Handel nach dem Norden bezweifelt: erst mit den Römern rückte die Kunde bis zur Ostsee vor, die die Griechen nicht einmal geahnt hätten. Aber in unberechtigter Weise. Aus der geographischen Kenntniß eines Gelehrten sind niemals Rückschlüsse auf die stillen Wege der Händler in barbarischen Gegenden erlaubt, zumal Letztere ihre Bezugsquellen meist absichtlich mit Lügen umhüllen, um Concurrenten abzuhalten, wie das Movers hat. Die Griechen am Pontus haben vielmehr schon vor den Römern von einem Bernsteinlande im Norden Kunde gehabt. Müllen-

hoff geht hier über die Angabe des Metrodorus von Scepsis, eines Zeitgenossen des Myrindat, sehr flüchtig hinweg. Adamas Metrodorus Scepsius in eadem Germania insula nasci, in qua et sucinum, solus, quod equidem legerim, dicit schreibt Plinius Hist. nat. 37 c. 4, 15. Bei Adamas ist nicht an Diamanten, wie Müllenhoff meint, zu denken, sondern an schwedisches Eisen; unter sucinum ist der Bernstein zu verstehen, vgl. hierüber mehr in meiner Schrift: Die Cimbern und Teutonen. Berlin 1870 S. 16 ff. Hat doch nach Justin 28, 3 Mithridat selber Gesandte nach der cimbrischen Halbinsel geschickt. Also nicht erst durch die Römer und nach Christi Geburt (wie Müllenhoff meint) ist 'ein directer Verkehr mit den Ostseebölkern für den europäischen Süden eröffnet worden. Müllenhoff meint, der samländische Bernstein sei erst um 60 nach Chr. durch die Römer bekannt geworden, sei auch nicht früher ausgebeutet worden. Das ist durchaus unrichtig in dieser Bestimmtheit. In älterer Zeit wurde der Bernstein zwar nicht direct aus Samland geholt, sondern aus Holstein. Warum soll er aber nicht schon früher von Samland aus nach Holstein gegangen sein? Die Stelle des Tacitus, Germania c. 45 über die Vestier spricht nicht dagegen. Wenn es hier heißt: *diu quin etiam inter cetera ejectamenta maris jacebat, donec luxuria nostra dedit nomen*“ dann übertreibt Tacitus zunächst etwas, um die römische Luxuria in schärferen Gegensatz zur Einfachheit der Vestier zu bringen. Auch mag der Bernstein unbenutzt dagelegen haben kurz bevor die Römer kamen. Das gilt aber nicht für die ganze frühere Zeit, sondern vielleicht für einen Raum von 100 Jahren, von 60 vor Chr. bis 60 nach Christus, in welcher Zeit überhaupt der Handel mit Bernstein zum Theil zur Unmöglichkeit wurde wegen der gährenden Verhältnisse im nördlichen und westlichen Deutschland. Es hängt damit ja auch der Verfall der Pfahlbauten in der Schweiz zusammen, wie ich in meiner Schrift: die Pfahlbauten und ihre Bewohner. (Greifswald 1866) des Weiteren nachgewiesen habe,

Ebenso unrichtig ist es, wenn S. 217 behauptet wird, daß die Sage vom bernsteinreichen Eridanus nicht auf einem alten Verkehr über Pannonien nach der Ostsee hinweise. Zunächst giebt der Verf. S. 220 zu, daß der Bernstein in alter Zeit sowohl vom Po, als auch von der Rhone aus nach Griechenland gelangt sei. In die Rhone, nach Massilia gelangte das edle Harz allerdings von der Nordsee, von Holstein her. Nun ist es aber doch nicht nothwendig, daß, weil in der

geographischen Sage Eridanus und Rhodanus als zwei Mündungen eines Flusses auftreten, deshalb der Bernstein von dem Handelswege der Rhone auf einem Seitenwege nach dem Eridanus gekommen sei. Bewiesen ist mit solchen Gründen wenigstens noch nichts, so lange das Zeugniß des Metrodorus nicht unterstützt und des Tacitus Mittheilung besser unterstützt ist. Uebrigens bemerke ich, daß diese Abhandlung S. 224 des Datum 21. 9. 64 trägt; seltsam; daß dann nicht wenigstens Zachers Schrift über das gothische Alphabet Vulfilas (Leipzig 1855) benützt wird, in welcher S. 72 ff. bei der Rune Golv der Bernsteinmythus eingehend und feinsinnig behandelt ist.

Der Verf. geht vom Bernsteinmythus S. 224 ff. auf den Eridanus über und erörtert dabei besonders das Verhältniß, in welchem der Kirchenvater Basilius zu Aristoteles als seiner Quelle steht. Endlich S. 229 kommen wir zu Pytheas selber. Und zwar wird zunächst das Zeitalter des Pytheas behandelt, d. h. es wird das kritisch untersucht (resp. noch einmal zusammengefaßt), was die Alten bis zur Zeit des Pytheas von dem nordwestlichen Europa wußten, oder vielmehr es wird eine Geschichte der geographischen Kenntnisse von Hecataeus bis Pytheas gegeben. Hecataeus, Democrit und Dicaearch beginnen den Reigen. Es handelt sich hier aber nicht um die Kenntniß der Alten vom Norden, sondern es wird die Einführung der Parallelfreife durch Dicaearch und durch Eudoxus von Cnidus erörtert. Dann folgt von S. 247—259 eine Abhandlung (Datum 20. 6. 69) über den Erdglobus des Krates und über die Einteilung der Sphäre. Dann folgt S. 259—296 die Abhandlung: Die Erdmessung des Eratosthenes, an welche sich S. 296—301 ein Excurs anschließt.

Endlich kommen wir auf diesem Umwege — wir sollen nur darauf hingeführt werden, zu erkennen, wie gut Pytheas den Breitengrad von Massilia berechnet hat — wieder zu Pytheas zurück. Aber schon die einleitende Bemerkung S. 307: „Nach diesen Untersuchungen hält es nicht schwer die wissenschaftliche Bedeutung des Pytheas zu erweisen“ zeigt, daß wir von Pytheas als geographischen Entdecker des germanischen Nordens noch nichts hören werden. Und wirklich! Nach einigen Bemerkungen über „des Pytheas wissenschaftliche Bedeutung“ folgen Abhandlungen über „Eratosthenes und Strabo“ (S. 315), „Eratosthenes bei dem Pseudoaristoteles“ (S. 323), „Hipparch und Eratosthenes“ (S. 327), „Breitentafel des Eratosthenes und Hipparchs Klimentafel“ (S. 327), Polybius, Artemidorus von Ephes-

jus, Posidonius, Strabo, Isidor von Charax, Marinus und Ptolemaeus bis S. 364. Diese Abhandlung schließt mit dem Sage: „Aus dieser Uebersicht wird nun hinlänglich einleuchtend, wie die verschiedene Beurtheilung und Auffassung, die die Nachrichten des Pytheas im Alterthum erfuhren, anzusehen ist, und es bleibt nur noch übrig dieselben soweit sie uns erhalten sind der Reihe nach durchzugehen und dabei nach der Methode, die überhaupt bei den geographischen Nachrichten der Alten in Anwendung kommt zu verfahren, jede nach der uns zu Gebot stehenden Kunde nach ihrer innern Wahrheit zu prüfen, um diese festzustellen, dem Urtheile der Alten über sie aber keinen andern Werth beizumessen als ihm den Umständen nach zukommt.“

Nun haben wir also eine Prüfung der Fragmente des Pytheas zu erwarten, so weit sich diese Fragmente aus der sie entstellenden Hülle, in welcher sie zu uns gekommen sind, herauslösen lassen. Und wir werden in unserer Erwartung durch weitichweisige Digressionen nun endlich nicht mehr getäuscht. Es folgt eine Darstellung der Ansichten der Alten über Ebbe und Fluth mit besonderer Rücksicht auf Pytheas, der diese Naturerscheinung zuerst auf den Mond als Ursache zurückgeführt hat (S. 365). Dann wird das erste Fragment des Itinerars des Pytheas behandelt, über die Reise desselben an der Westküste von Iberien, darauf die Angaben über die Bretagne. Hier werden von Strabo die *Ooquonoi* namhaft gemacht und dazu bemerkt, daß Pytheas sie *Portuonoi* nenne. Müllenhoff meint nun S. 375, daß die *Portuonoi* des Pytheas, welche wir aus Stephanus von Byzanz kennen lernen, dieselben sind. Die bisherige Ansicht stellte diese aber zu den Aestierern des Tacitus c. 45, und zwar nicht bloß der Namensähnlichkeit wegen, sondern noch aus besonderen Gründen. Ein genaueres Eingehen auf die Stelle des Tacitus zeigt nämlich, daß das Volk der Aestier in drei Bestandtheile zerfällt: 1) in die herrschenden Aestier, deutscher Herkunft, welche eiserne Schwerter gebrauchen, Sitten und Gestalt der Sueben haben und den Bernstein mit dem deutschen Worte *glæsum* bezeichnen. 2) In einen unterworfenen Volkstheil, mit nicht deutscher Sprache, mit Knütteln als Waffe statt der Schwerter, fleißig im Bebauen der Acker: es sind das weder Deutsche noch Celten, sondern Littauer, dieselben, welche an derselben Stelle später als Preußen erscheinen und bei denen der gemeine Mann noch bis in das spätere Mittelalter nur mit Knütteln bewaffnet war. 3) In einen Bestandtheil, welcher sich ausschließlich dem Handel widmet. Er sucht den Bernstein,

durchfährt des Handels wegen das Meer, ist sogar unter Feinden durch ein heiliges Symbol, ein Eberbild, mehr als durch Waffen geschützt. Augenscheinlich haben wir hier eine Art Handelslaste vor uns; es ist möglich, daß sie fremden Ursprungs war. Stephanus bemerkt nun, daß die Ostiäer des Pytheas benannt seien *εὐρωπῶν*, denn eigentlich hätten sie Kossiner geheißen. Das taciteische Wort Aestier hat nun dieselbe Bedeutung wie die Ostiäer des Pytheas nach des Stephanus Angabe: es würde gothisch heißen Aisteis d. h. im jetzigen Deutsch: die Ehrenwerthen, vgl. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 500 und Zeuß, die Deutschen u. S. 260. Es decken sich hiernach etymologisch die Ostiäer des Pytheas und Tacitus, und das ist denn doch zu beachten. Anzunehmen ist wohl nicht, daß Stephanus die Bedeutung des Wortes Aestier bei Tacitus gewußt und diese Notiz dem Pytheas untergeschoben habe. Vgl. Eingehenderes über die ganze Stelle in meiner Schrift: Die Cimbern und Teutonen S. 21 ff.

Von der Bretagne aus wandte sich Pytheas nach Britannien, dessen wissenschaftlicher Entdecker er wurde, obgleich die Insel schon vorher den Phöniziern bekannt gewesen sein muß. Er scheint die Insel bei dem Punkte Belerion betreten zu haben; dann fuhr er an der Westseite hinauf und von der Nordspitze nach Thule (Strabo S. 63 und Plinius 2 S. 187). So erklärt es sich auch zum Theil (S. 380), daß die Insel eine so stark nördliche Lage bekam, indem sich dem Reisenden der Norden in den Nordosten verschob. „Dasselbe begegnete ihm bei Thule und begegnet den Alten regelmäßig.“ Besondere Aufmerksamkeit richtet nun Müllenhoff auf den Umstand, daß die Maße des Pytheas von der Ausdehnung der Insel um das Doppelte von der Wahrheit abirren (S. 380—385).

Wir kommen nun zu Thule, welches nach den Angaben des Pytheas um sechs Tagesfahrten von Britannien entfernt sein soll. Die Lage der Insel Thule ist der Gegenstand einer noch ungelösten Streitfrage. Die Insel ist deshalb so interessant, weil Pytheas auf ihr die eigenthümliche Erscheinung betrachtet, daß die Nacht ganz kurz, der Tag sehr lang war. Mit Recht bezieht Müllenhoff die Angabe über die Thatsache bei Geminus, obgleich die Verlichkeit nicht genannt ist, auf das Thule des Pytheas. Darnach zeigten ihm und seinen Begleitern „die Barbaren die Stelle, wo die Sonne Ruhe hatte; denn es geschah um diese Gegenden, daß die Nacht vollständig kurz ward, diesen von zwei, jenen von drei Stunden, so daß nach dem Untergang nach kurzer

Zwischenzeit die Sonne alsbald wieder aufging" (S. 400). Zahlreiche Abhandlungen über die Lage Thule's sind in neuerer Zeit erschienen ohne daß die Gelehrten dadurch einig geworden wären. Nedelob (Thule. S. 113 ff.) sucht es bei Galmstad in der schwedischen Provinz Holland und zwar in der nördlichen kleinen Insel des Galmstader Hafens, welche noch jetzt Tylo genannt wird; Nilsson (das Bronzealter S. 140) in den Fossboden an der Westküste Norwegens. Andere glauben es in Island und Grönland gefunden zu haben. Nach Kelewell (Pytheas übersetzt von Hoffmann S. 30 ff.) und Fuhr (Pytheas S. 20 ff.) liegt es nördlich von den Oranien-Inseln. Müllenhoff kommt zu demselben Resultate und unterstützt es durch neue Gründe. — Uebrigens waren schon die Alten über die Lage Thule's verschiedener Ansicht. Viele und gewichtige Quellen bestimmen es allerdings richtig (vgl. S. 392); aber die späteren Geographen fabelten allerlei von der geheimnißvollen Insel, so daß man behaupten darf, der Name Thule war ihnen schließlich nur ein geographischer Begriff für den hohen Norden, in welchem die Sonne zu Zeiten ganz vom Horizonte verschwindet. Nach Procop (de bello Gothico II, 15) ist unter Thule augenscheinlich das südliche Schweden zu verstehen, was Müllenhoff früher auch zugab, vgl. Nordalbingische Studien Bd. I S. 124. Sogar in der Ostsee ist es gesucht worden, hauptsächlich wegen der Namensähnlichkeit mit „Tullendorf“ bei Dobberan (vgl. v. Maack, das urgeschichtliche holsteinsche Land S. 31); doch das sei nur als Curiosum angeführt. Müllenhoff kommt S. 408 zu dem Resultat: „Nach alledem darf man Schetland für Thule halten oder, wenn die räthselhaften Bergi von den Orkaden zu unterscheiden sind, Berrice also, die größte Insel unter ihnen, von der man nach Thule schiffte, das schetländische Mainland ist, so würde Thule die kleine Insel Unst sein, wo sich gerade die schönste Aussicht auf die Lagerstatt der Sonne darbietet.“

Im Anschluß hieran werden die Angaben über des „geronnene Meer“ des Pytheas, über welches auch verschiedene Ansichten zur Geltung gelangt sind, erörtert. Es ist mit diesem Meere nicht das Eismeer selber gemeint, sondern das Meer an der Grenze desselben: denn das Eismeer selber hat Pytheas wohl nicht gesehen. Pytheas fand das sogenannte geronnene, träge oder todte Meer (mare pigrum ac prope immotum. Tacitus Germ. c. 49) erst eine Tagesfahrt nördlich von Thule und war dabei gewiß von seinen barbarischen Geleitmännern abhängig. Wo deren Kunde aufhörte, schreibt Müllenhoff S. 420,

und sie nicht weiter vorzudringen wagten, da begann ihnen das geronnene Meer, und davon daß sie an's Ende der Welt gelangt oder doch ihrer Grenze ganz nahe seien, wo Erde, Luft und Meer zusammenrinnen und nicht mehr für sich bestehen, davon mochten sie selbst in gutem Glauben ihn in jedem Augenblick überzeugen, wenn dichter Nebel die Sonne verhüllte, die Aussicht nach jeder Seite verschloß, kein Wind sich regte und den Ruderern die Tagesarbeit im Strome des Oceans schwerer und schwerer wurde.“ „Auch Columbus brauchte vom Sargassomeer den Ausdruck „geronnen“ (cuajada). Müllenhoff mag Recht haben, doch will ich es nicht unerwähnt lassen, daß nach den isländischen Sagas die grönländischen Norweger das mit Eis erfüllte Meer um Grönland Dumbhaf oder das „todte Meer“ nannten.

Nun untersucht der Verf. auf S. 425 ff. die Nachrichten der Alten über die deutsche Bernsteinküste. Den ältesten und speciellsten Bericht hierüber hat Diodor im Anfange des 5. Buches seiner Bibliothek gebracht; seine Quellen zu suchen, ist von Wichtigkeit. Müllenhoff macht auch hier einen kleinen Umweg, aber diesmal nicht in übertriebener Weise. Timaeus erscheint als die Hauptquelle, Timaeus seinerseits folgte wieder dem Pytheas. Das Resultat über den Inhalt der Berichte ist kein neues. Mentonomen ist an der Nordsee zu suchen, das ist schon von mir und Anderen nachgewiesen worden. —

Den Schluß des Buches bildet eine Abhandlung über die Reise des Pytheas und die deutsche Nordseeküste. Müllenhoff kommt S. 495 zu der Annahme, daß „Pytheas selbst die Nordseeeinseln und Küste gesehen, die Rheinmündungen und die Grenze der Kelten gegen die Scythen-Teutonen passiert hat, aber es nicht gerathen fand bei dem unbekannten Volk weiter vorzudringen und wegen des Weiteren sich mit Erkundigungen und Hörensagen begnügte. Immerhin aber ist er der erste namhafte Mann, der wohl die Germanen in ihrer Heimat aufgesucht und gesehen hat und jedenfalls der erste, der von ihnen eine Kunde erlangt und Nachricht gegeben hat.“

Der Leser wird selbst zugeben, daß dem Inhalte nach das vorliegende Werk nicht dem hohen Titel Deutsche Alterthumskunde verdient, da es nur eine Sammlung von Monographien über Pytheas und die alten Astronomen ist. Als Arbeit über die Quellen des Pytheas und dessen Benutzer ist sie vorzüglich zu nennen; nur ist die zu große Breite zu tadeln. Höchst schätzenswerthe Beiträge zur deutschen Alterthumskunde sind im Einzelnen gewonnen, Thule's Lage z. B. ist jetzt gesichert; aber nur

der specielle Fachkennner wird sich die Mühe und Zeit nehmen, sie unter der erdrückenden Masse von Material, welches sich nicht auf deutsche Alterthümer bezieht, herauszufinden.
Berlin. R. Pallmann.

Poesie. Erzählungen. Märchen.

Hermann, Anton. Bruder Ludwig, der Wasgauer, eine Chronikdichtung in 12 Gesängen. XIV und 230 S. Leipzig, 1872. Brockhaus, 1 $\frac{1}{3}$ thlr.

Eine ächte deutsch-patriotische Dichtung! Eine der gebiegensten literarischen Früchte des neuesten Franzosenkrieges! Ein unter dem fingirten Namen „Anton Hermann“ zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit tretender Dichter (in dem ein badischer evang. Pfarrer zu finden sein dürfte) schildert hier, in der Weise der Schöffel'schen Dichtungen, die inneren und äußeren Kämpfe, welche der Karthäuser Bruder Ludwig der Wasgauer zu Freiburg i/Br. in den ersten Tagen der Luther'schen Reformation wegen seiner Zuneigung zu derselben bestanden und siegreich in der Art durchgeführt hat, daß er zuletzt als verheiratheter Pfarrer zu St. Thomas in Straßburg erscheint. Zwölf Gesänge vierfäßiger Trochäen sind es, in welchen das Drama seines Lebens in der spannendsten Weise vorgeführt wird. Im ersten Gesang wird erzählt, „wo und wie ein Karthäuser einen Sonntagabend zubringt“: während die übrigen Klosterbrüder ihren unnützen geistlichen und auch nicht geistlichen Uebungen obliegen (man hält's ja mit dem Fasten im Karthäuserkloster nicht so streng, S. 91 ff.), geht der Straßburger Bruder Ludwig an einem sonnigen Maabend nach dem Gartenhause seines Freundes Kaufmann Hessler, um sich nach dem eintönigen Klosterleben in außerlesenen Freundeskreise an humanistischen und evangelischen Gesprächen und Bestrebungen zu erquicken.

— — Dort war Hessler's

Einkehr jeden Sommerabend,
Wenn im dunkeln Kaufgewölbe
Dividiren, Subtrahiren,
Addiren, Multipliciren
Ihn ermüdet und die Sorgen
Um das kostbar reiche Frachtgut,
Das ihm zwischen Ulm und Straßburg,
Zwischen Basel stets und Frankfurt
Fährt auf vielbedräuter Straße.

Dort auch in der trauten Stille
Manches Sonntagnachmittages
Hielt er bei sich selber Einkehr,
Leß das Marktgewühl verstummen,
Das so gern den Sinn betäubet,

Das die Bücher und die Büchlein,
Die von Wittenberg und Straßburg
Ihren Weg als edle Rückfracht
In sein Kaufgewölbe fanden.

Oft auch sammeln sich am Abend
Freunde hier zu traurem Austausch,
Lieder klangen, selbst der Dichter
Fand nicht willig Dhr nur für die
Reime, Urtheil auch und Förderung.

Dort wird heute Abend die von Decolampad mitgebrachte Mähre vom Falle von Sickingens Feste Landstuhl und von den strengen Maßregeln Karls V. und Ferdinands besprochen, dort lernt der Bruder Ludwig sein späteres Eheweib, Beata, die Nichte Herrn Goes' von Schönaun kennen und trägt ein Märrlein auf Straßburg, seine Vaterstadt vor:

O Straßburg, Maid am Rheine
So liebwerth und so traut,
Ich hab' wie dich noch keine
So wonniglich erschaut.

Du aller Schönheit Blume,
Doch fromme deutsche Maid,
Trägst wohl mit allem Ruhme
Der Jungfrau Brautgeschmeid.

O Straßburg, seine, traute,
Am Rhein auf grünem Plan,
Noch jedem, der dich schaute,
Hast du es angethan.

Wohl alle Ritter böten
Im ganzen deutschen Reich,
Wär' je dir Schirm von nöthen
Ihr Herzblut allfogleich.

Doch wagt's der Welsche nimmer,
Ob auch voll Tück und List,
Weil bald mit neuem Schimmer
Das Reich erstanden ist.

Das Reich von Gottes Gnaden
Durch Luther's Macht und Wort,
Wer möcht', o Maid, dir schaden,
Hast du das Reich zum Hort.

Du hast's ja deutschen Herzen,
O Straßburg auf dem Plan,
In Wonne und in Schmerzen
Tief innig angethan.

Im zweiten Gesang: „Wie's die Wasgauer Scholaren in Freiburg trieben“, werden wir in das joviale und kräftig deutsche Leben auf der Kneipe der Wasgauer Burtschen versetzt, die als „Rheinländer“ im Gegensatz zu den papistischen „Schwaben“ dem Humanismus und den Lehren Luther's zujauchzen. Eine urgemüthliche, äußerst humoristische Scene, die uns aber zugleich das Gähnen und Toben in den jugendlichen Gemüthern jener Zeit mit den lebendigsten Farben vor die Augen malt. Auf die Nachricht, daß der hochweise Senat sich über ihr Schwelgen im Ias canonicum Collog beim „Äpfelträger“ Zastus beschwert,

einen lutherisch gesinnten Professor abgewiesen und Luther's Schriften auf dem Münsterplatze zu verbrennen beschloßen habe, geht der Senior Naso an das Fenster,

Ruft hinaus mit Löwenstimme,

Daß die ganze Vorstadt hallt:

Vivat, vivat Doctor Luther!

Dem Luthero einen Ganzen!

Und ein Hundsfott, wer ihn schilt!

Sie singen verschiedene Mundgesänge von der Nachtulen-Nachtischen der Schwaben, von deren Wuth über den hellen Gesang der „sächsischen Nachtigall“, von der Minne und wie der deutsche Rhein endlich ein freier werden müße. Gewaltig, markig, wuchtig ist insbesondere das Rheinlied, das ich mich nicht enthalten kann, mitzutheilen, — es ist fürwahr keine Alltagspoesie:

Du deutschen Reiches Ruhm und Preis,

Was fehlt dir, Rheinland, zum Paradies,

Du wonnig Land voll Lust und Klang,

In deines Segens Uberschwang?

Was ich bitter hasse,

Heißet Pfaffengasse.

Rhein, Rhein, Rhein,

Schlud die Römling ein!

All Füll ist unnütz, all Segen verdirbt,

Wo der welsche Pfaff um Herrschaft wirbt;

Kein Pfad zum edeln Frieden führt

Solang der Römling hegt und schürt,

Was ich bitter hasse &c.

Am Rhein ist der Mann nicht Herr im Haus,

Der Römling schleppt das Best' hinaus,

Der Herd bleibt kalt, denn Tochter und Weib

In's Kloster laufen zum Zeitvertreib.

Was ich bitter hasse &c.

Am Rhein thust du nicht Schritt noch Tritt,

Es schleich' denn hinten der Römling mit,

Da sprichst du kein Wort so still und leis,

Der Römling 's zu erlauschen weiß.

Was ich bitter hasse &c.

Am Rhein, am Rhein, da die Rebe blüht,

Des Pfaffen Wuth am wildesten glüht,

Er hilft dem Welschen mit Rath und That,

Bis er das Reich verrathen hat. —

Was zum Tod ich hasse &c.

Du deutschen Reiches Ruhm und Preis,

Was fehlt dir, o Rheinland, zum Paradies,

In deines Segens Uberschwang,

Du wonnig Land voll Lust und Klang?

Wächst auf dieser Erden

Fast ein Eden werden,

Schläng' der deutsche Rhein

Bald die Römling ein!

Die Nachtule läßt der Dichter in ihrer Lage über die ihr verhaßte Tageshelle unter Andreem den Seufzer ausstoßen:

„Wär' ich der Herrgott“, hebt sie an

„Ich hülfe diesem Uebel:

Die Sonne würde abgethan,

So blieb ich infallibel.“

O Nachtul', o Nachtul',

Wie hell ist's doch da draußen.

Der dritte Gesang versetzt uns an den St. Ottilienbrunnen in das bunte Getriebe einer Wallfahrt, bei der es unser Bruder Ludwig wagt, auf Gottes Wort als den rechten Heilsbrunnen hinzuweisen und der jungen Witwe Beata von Schönbürg das Evangelium Johannis statt geweihten Wassers vom Ottilienbrunnen zum Heilmittel für die blöden Augen ihrer Mutter darzureichen. — Diese kühne That erregt, nach dem vierten Gesang, maßlose Wuth bei den Finsterlingen Freiburgs; der Teufel schürt das Feuer, um zu seinem Vortheil „in der Siebenschwabenbummheit — dieses Städtlein zu erhalten“. Er klistert dem Stadtschultheißen ein, daß die Lutherei, wie sie nun selbst zu St. Ottilien sich breit gemacht, ihn bald von seinem Throne stoßen und dem Bundschuh der Bauern das Regiment in die Hände spielen werde. Er stellt dem Leutpriester am Münster vor, wie die fetten Pfründen dadurch verloren gingen, und dem Rechtsgelehrten Zasius:

Ja, wenn dieses freche Mönchlein (Luther)

Meister wird, Herr Doctor Zasius,

Dann Gut Nacht kanonisch Recht und

Alle Wissenschaft und Bildung,

Dann Gut Nacht du süße Ruhe

Hier in diesem stillen Winkel,

Dann Gut Nacht ihr Fürsten alle;

All ihr Würden, Ehrensolde!

Schwarz und grau wird dann die Welt!

Der Bruder Ludwig muß, nach dem fünften Gesang, seine Kühnheit mit einer sechswoöchentlichen Haft in der Bönitentenzelle büßen. Klassisch ist die Schilderung des Mönchs- und Pfaffenlebens, wie sie hier gegeben wird.

Ein heiter ergötzliches Intermezzo bringt der sechste Gesang, wo zu mitternächtiger Stunde St. Urban, der Patron der Neben und des Weines, dem Erfinder des Gersien-saftes, Gambrinus, dem sagenhaften Herzog von Brabant und Flandern belegend und mit ihm habend vorgeführt wird. Zener schilt das Bier als einen Regertrank (Anspielung auf die Kanne Einbecker Bier, die Luther in Worms getrunken) und möchte sein getreues Freiburg mitten im Neblande für ewige Zeiten davon verschont wissen. Dieser prophezeit ihm dagegen:

Nicht der Traube ist die Zukunft.

Groß und weit ist Gottes Erde,

Doch der Weinstock eigensinnig,

Wählerisch, aristokratisch;

Und in Landen, da die goldne

Traube reißt in reicher Fülle,
 Seh' ich Freiheit nicht gedeihen
 Auf die Dauer; Fürsten knechten
 Da gar leicht die ipp'ge Menge,
 Priester sind daselbst im Bunde
 Mit Despoten, Völker gängelnd.

Weit bei den Hyperboreern
 Ueber jenen ries'gen Bergen,
 Die Asoniens Norden schirmen,
 Sehe ich ein Volk von blonden
 Männern, rauh in Art und Sprache;
 Gelbe Saaten seh' ich wogen,
 Gerstenfelder wohlbebaut,
 Seh' den Hopfenstock, den hohen
 Mit dem scharfen würz'gen Dufte,
 Sich zur niedern Gerste neigen,
 Sehe, wie das Volk der blonden
 Männer Gerst' und Hopfen mischet,
 Seh' aus festlichen Pokalen
 Einen Trank, dem Nektar ähnlich,
 Dort in weitgewölbten Hallen
 Fürsten trinken mit den Bürgern
 Und den Bauern; keine Knechte
 Seh' ich dort, doch Fürsten, Herren,
 Priester dienen allem Volke;
 Freiheit, unsre Himmelstochter,
 Und die Gleichheit, ihre Schwester,
 Seh' ich durch das Land dort wandeln,
 Aus dem Füllhorn Segen gießend.

Und von Morgen und von Abend
 Und von Mitternacht und Mittag
 Seh' ich viele Völker kommen,
 Sich verneigend vor dem blonden
 Volk, das Gerst' und Hopfen mischet,
 Und ihm dienen; denn dem Volke,
 Dessen Leibgetränk sie trinken,
 Werden andre Völker dienstbar.

„Post nubila Phoebus“, zeigt der flehte
 und achte Gesang; unser Bruder Ludwig wird
 durch ein reiches Geschenk der Frau von Schön-
 burg, der das Evangelium Johannis die blöden
 (Geistes-) Augen geöffnet, rasch seiner Haft
 wieder entlassen und auf ihre Feste beschieden,
 wo sie sich gegenseitig in traulichen Gesprächen
 in ihrer Zuneigung für Luthers Sache be-
 stärken. Es erhebt sich ein Aufruhr der
 Bauern wegen des vom Junker Seitberg mit
 Brutalität eingetriebenen Zehntens; ein edler
 Wasgauer Scholar wird von Letzterem er-
 schlagen; die Freifrau von Schönburg rath
 dem Bruder Ludwig in das freie Straßburg
 zu entfliehen. Er zaudert noch, sein Herz ist
 noch nicht gelöst von den tausend Banden, die
 ihn an seine Karthause binden; da wird er mit
 Gewalt vom Pönitentiar mit zwei Freiburger
 Rathsbütteln dahin zurückgebracht.

Die Freiheitsbewegung unter den Stu-
 denten hat indeffen trotz Rath, Senat und
 Klerisei Fortschritte gemacht und da die Was-

gauer nirgends Unterstützung finden, so ziehen
 sie, nach dem neunten Gesang, an demselben
 Tage, an dem die Lutherbücher auf dem
 Münsterhofe verbrannt werden, sammt und
 sonders von der einst viel versprechenden, nun
 aber durch österreichischen Einfluß völlig pfäf-
 fisch gewordenen Hochschule weg (Es bezieht
 sich dies auf die Thatfache, daß die Alma
 Albertina, so lange die Rheinländer Geiler,
 Wimpfeling, Grünwald, Wickram, Zell, Capito,
 Sturm u. A. den Haupteinfluß ausübten,
 sehr blühend war, nachher aber, vom zweiten
 Jahrzehnt des 16. Jahrh. ab, unter elenden,
 meist aus dem österreichischen Oberschwaben
 stammenden Professoren, wie Schlupf, Faber,
 Fattlin u. A., denen sich auch der frühere
 Humanist Zafius anschloß, fast ganz verödet
 wurde). Ein hübsches Abschiedslied an Frei-
 burg (in welchem unser Dichter seine Jugend
 verlebt hat, und zwar, wie Kunbige sagen,
 unter ähnlichen Verhältnissen, wie der Bruder
 Ludwig) ist diesem Gesange einverleibt. Der
 Senior der Wasgauer gibt den Abgesandten
 des Senates und der Stadt die kräftig deutsche
 Antwort:

Meldet also dem Senatu,
 Ihr, Herr Syndicus: Wenn frei das
 Wort der Wahrheit seinen Lauf hat
 In den Auditorien allen,
 Wenn der Luther in der Aula
 Frei und frank im Bildniß pranget,
 Kehren wieder die Wasgauer.

Im zehnten Gesange sucht „eine gleißende
 Schlange“, der Münsterkaplan Diebold Kempf,
 seinen früheren Freund Bruder Ludwig mit
 allen Künsten der Ueberredung von seiner
 Lutherei abzubringen. Doch er widersteht der
 Versuchung und entflieht, nun endlich mit sich
 selbst ins Reine gekommen, nach dem elften
 Gesange, mit Hülfe seiner treuen Freunde aus
 der Karthause. Sein Weg geht zunächst zur
 Schön- oder Schornburg, wo er mit den
 Freiburger Freunden noch einen Abschiedstrunk
 nimmt und seinem geliebten Freiburg allen
 Segen wünschend, ihm zum Schluß noch
 jurist:

Es muß ein neues Morgenroth
 Nach aller Nacht aufsteigen:
 So woll' auch dir der treue Gott
 Die helle Sonne zeigen!
 Sie mögen's nicht
 Aufhalten,
 Des Papstes arge Wicht'.

Im zwölften Gesang begegnen wir dem
 Bruder Ludwig als verheirathetem Pfarrhern
 zu St. Thomas in Straßburg und sein alter
 Freund Professor Erganimus, der trotz Allem
 in Freiburg ausgehalten hatte, besucht ihn als

der Pathe seines und seiner lieben Beata Kindleins. —

Ich habe die Dichtung zu Anfang eine patriotische genannt; dies tritt gerade in dem Schlußgesang hervor, wo auf die neueste Wiedergewinnung Straßburgs für Deutschland Bezug genommen wird.

Straßburg, denk' ich dein, o Straßburg,
Muß ich bittere Thränen weinen
Heut' noch, wie in selber Nacht, da
Ich vor Jahresfrist am Rhein stand,
Und der Himmel loht' in Gluthen,
Und der alte Rheinstrom wälzte
Dir vorüber glühnde Wellen. —

Straßburg, Straßburg, seine Rheinmaid,
Liebwerth jedem deutschen Herzen,
Straßburg, Preis einst deutscher Ehren,
Vorbild deutscher Zucht und Sitte,
Burg der freien deutschen Männer,
Der Propheten und Apostel
Deutschen Glaubens starke Schirm'rin,
Wer hat also dich bezaubert,
Daß du eine Türkenbande
Dir als Wacht ins Haus einließe? u. —

Straßburg, Straßburg kehre wieder,
Straßburg, deutsche Maid am Rhein.

Am kräftigsten schallt uns diese achtdeutsch patriotische und zugleich protestantisch-welschenfeindliche Gesinnung des Verf. aus dem wirklich wunderhübschen und großartigen Vorworte entgegen, das er seinem Werke als ein Jubellied auf den festlichen Einzug Kaiser Wilhelms in Freiburg am 14. Sept. 1871 vorausgeschickt hat, und wodurch er sich allein schon, auch ohne seine übrige treffliche Dichtung, ein Monumentum aere perennius geschaffen haben würde.

„Träum' ich oder wach' ich? Ist das

Noch das alte stille Freiburg,

Noch das kleine und das fromme?

Jenes Freiburg, drin in jedem

Gäßlein zwar zu allen Zeiten

Mann ein schönes klares Gäßlein,

Aber auch in jedem Gäßlein

Einst viel Kutten wimmelten?

Banner fliegen, Wimpel flattern,

Unter Blumen, Laubgewinden

Drängt die festesfrohe Menge;

Denn in Freiburgs Mauern weilt heut

Kaiser Wilhelm, der Siegreiche!

Kaiser Wilhelm, der des Reiches

Macht und Ehre neu erbaute,

Der getilgt auf welschem Boden

Alten Deutschlands einstige Schmach,

Ja auch Deine, Stadt des Breisgaus! u. —

Ueber all das schöne Land hin

Laß ich heut mein Auge schweifen —

Deutsches Land, so weit der Blick reicht

Uebem Rhein! Die Jugendträume

Sind erfüllt, Herz magst du's fassen?

Jenes Silberband, er ist's, der

Deutsche Rhein, jetzt wieder Deutschlands

Strom, nicht Gränze mehr! doch wieder,

Immer wieder bleibt das Auge

Haften auf dir, Breisgaustadt,

Die du jüngst zu neuem Leben

Aufgewacht aus langem Schläfe,

Dreih dich einst die römischen Pfaffen

Kullten; sprengtest alte Fesseln,

Dehnt dich jetzt auf eb'nen Pfaden

Ueber Bastionentrümmer

Weitaus in die grüne Ebne!

Und mir will es fast bedünken,

Ganz urprotestantisch helle,

Römisch-welschem Zorn zum Truge,

Leuchtet just am heut'gen Tage

Dir in deine neuen breiten

Straßen Gottes Sonne nieder! u. —

Stadt und Land, dein Milch und Honig

Fließt in Fülle unverwüßbar,

Wachse, grüne, blühe weiter,

Sei und bleibe eine Frei-Burg

Helle schöne Breisgaustadt!

Die im Ganzen, wie der Stoff erheischte, ziemlich ernste Dichtung ist mit einer guten Dosis Humor und Schalltheit gewürzt; doch ist das Maß des Erlaubten nirgendswo überschritten, man müßte es dann in den etwas starken Ausfällen gegen die Welschen, die Römlinge finden. Diese müssen aber verzeihlich erscheinen, wenn man bedenkt, zu wie viel gerechten Klagen über diese Menschengasse ihm die seiner Dichtung zu Grunde liegenden historischen Thatsachen und — die neueste Zeit nicht minder, Anlaß boten. Und was die Schalltheit im Allgemeinen betrifft, so bemerkt der Verf. einmal mit Recht:

Brauch war's einst, daß selbst der Bischof

Seinen Schalksnarrn um sich hatte;

Und wenn einst der Schälke letzter

Neuig in die Kutte fährt,

Dann wahrhaftig, glaub' ich, hat der

Infallible's Spiel gewonnen.

Die Schalltheit, das Humoristische ist durchweg glücklich angewendet. — Im Uebrigen wüßte ich nichts Tadelnswerthes hervorzuheben. Möchte uns der Dichter bald mit neuen Produkten seiner Muse erfreuen! — Druck und Ausstattung des „Bruder Ludwig“ ist bei Firma Brockhaus würdig. Gut illustriert, wie die Scheffel'schen Dichtungen, würde er gewiß allenthalben noch freudigere Aufnahme finden. K.

Sohmann, Peter. Wider den Stachel.

Dramatische Dichtung in einem Aufzuge.

Zweite Aufl. Leipzig, 1872. J. J. Weber.

10 Sgr.

Diese Dichtung scheint gut gemeint zu sein, aber Marionetten bilden kein Drama, und diese Personen sind nur Marionetten. Nirgends eine Spur von psychologischer und von politisch-sozialer Möglichkeit. Ein so eben zur Mündigkeit gelangter Fürstensohn Friedrich, an dem zu seiner Krönung bestimmten Tage, declamirt: „Es ist kein Gott; die Forderung hat's entschieden.“ Seine Mutter tritt auf mit ihrem Rath Günther, wird mit Eiskälte von ihm empfangen, und eröffnet ihm, er müsse vor seiner Krönung das Bekenntniß, daß er sich „zum Heile bekenne“ ablegen. Er erwidert dies Ansuchen mit leidenschaftlichen Declamationen, worauf die Fürstin „langsam abgeht.“ Darauf fährt Friedrich fort:

Nun schwand, was mich am Herzen band;
Nun thut sich auf ein wüstes Land,
Und giftige Kräuter seh ich sprießen
Und Todeshauch sich rings ergießen zc.

Der Rath erklärt ihm, daß seine Mutter ihm nie den Thron geben werde, bevor er „den Schwur gethan: es ist ein Gott“ (!) Friedrich schreit ihm entgegen: „Es ist kein Gott“; der Rath fragt, ob der Thronerbe so „unser Werk“ verderben solle, und Friedrich wiederum beschuldigt jenen: ihr führt nie Gott im Munde, ohne an Menschen Peiniger zu sein. „Sie erzigen sich und sehten; Agnes, des Rath's Tochter und Friedrich's Geliebte, tritt dazwischen, und versucht beide zu versöhnen; Günther schilt sie, Friedrich erklärt ihr rund heraus, sie solle ihrem Vater folgen, „du weißt, mir bleiben andre Ziele; mich will die Pflicht, mir winkt ein Thron.“ Trotzdem läßt sie ihren Vater gehen, bleibt beim Prinzen, und entwickelt ihm nun — in der einzigen Stelle des Dramas, die wohlthuend wirkt — daß die Liebe dem Sein aller Dinge zu Grunde liege. Er aber kennt nur „die Natur“. Sie beklagt ihn als eine „elend arme Seele“, und sagt ihm voraus, sein Geisteshochmuth werde ihm nur Fluch bringen. Nun kommt der Krönungszug mit der Fürstin und Günther. Sie fordert von ihrem Sohne jenes Bekenntniß; er zaudert; Günther ruft: „Ihr seht, wie er der Kirche Segnung haßt“; Friedrich fährt wild gegen jenen auf; die Jüngeren treten auf Friedrich's Seite; die Fürstin erklärt Günther als Thronerben, und sagt, Friedrich sei nicht mehr ihr Sohn; sie will ihn verhaften lassen; er aber zieht den Degen, verwundet Günther; die Soldaten schlagen sich auf seine Seite; nun weist er, „rasend im Zorn“, seine Mutter hinweg; unter den Anwesenden fragen Viele: „Will so die Segnung sich gebären? Ist dies der Freiheit junge (sic) Tag?“ Die Fürstin schwankt hinaus; Agnes, die er „von sich geschleudert“, bleibt bei ihm auf der Scene

und beklagt ihn; vom Volk verlassen, fragt er sich: „Ist doch ein Gott, hierinnen tief, der mich in stillen Stunden rief?“ Nun kommt die Nachricht, seine Mutter sei soeben vor Gram gestorben (das ging schnell!) und er ersticht sich in Verzweiflung und stirbt in Agnes's Armen. — Dies Referat wird genügen, unser obiges Urtheil zu rechtfertigen. Die Sprache ist schön, theilweise sehr schön; aber die Materialisten, gegen welche die Tendenz des Dramas offenbar gerichtet ist, können sich mit Recht beschweren, daß sie in der Person Friedrich's durch eine wahre Vogelscheuche repräsentirt sind. Schwarz machen ist noch nicht: widerlegen. A. E.

Keller, Gottfried. Sieben Legenden.
Zweite Aufl. Stuttgart, 1872. G. F. Bösch, 24 Sgr.

In zweiter Auflage dem erstmaligen Erscheinen rasch gefolgt, hat diese Novellenammlung vielfachen Beifall bei der Lesewelt gefunden. Von den sieben Legenden sind vier die Nachahmung oder — wenn man will — Travestirung von selbständigen Heiligengeschichten, der heiligen Eugenia, Vitalis, Dorothea und Musa, die drei andern behandeln verschiedene Wendungen des Thema's von der Jungfrau Maria, die eine Zeit lang auf Erden einen ihrer Schützlinge vertritt, um die verwinkelten Fäden seines Geschicks wieder in Ordnung zu bringen. Die drei letzten, in denen durch das Eintreten eines Doppelgängers eine gewisse humoristische Darstellung berechtigt erscheinen mag, haben am wenigsten Berlegendes, wenigleich die Jungfrau, welche eine klosterschlichtige und für ihre Verweltlichung auch nach der Rückkehr keineswegs reumüthige Nonne schirmend vertritt, etwas unbegreiflich bleibt. Geradezu beleidigend ist dagegen Vieles in den vier andern „Legenden“. Der äußere Faden der alten Erzählung ist meist ziemlich treu beibehalten, aber das Colorit so stark verändert, daß diese Heiligen aufhören, Heilige zu sein. Die Moral der Geschichten in Zusammenhalt mit den vorangestellten Motto's aus der heil. Schrift, Angelus Silesius, Thomas a Kempis u. A. erweckt den Anschein, daß der Verfasser nicht die Poesie aus den alten Erzählungen herausuchen und in künstlerischem Gewande darstellen, sondern den in ihnen wohnenden Geist verspotten wollte, indem er ihn mit sehr fleischlichen Elementen vermengte. In der im Dri-ginal reizenden Erzählung von der heil. Dorothea besteht hier die Pointe, um welche sich Alles dreht, in der Aeußerung der Heiligen, sie werde nach dem Tode sich der Blumen-gärten ihres himmlischen Bräutigams er-

freuen. Die sehr farfische Art, in welche zwei eifersüchtige Bewerber der Jungfrau diese Worte vertheilen, enthüllt niedrigen Spott über eine nicht mißverständliche Gleichnißrede der Bibel.

Es scheint uns demnach der Anschlag, welchen dieses Buch gefunden, ein wenig erfreuliches Zeichen der Zeit, und möchten wir wünschen, daß der talentvolle Verf., dessen schöne Darstellungsgabe sich auch hier nicht verkennen läßt, seine Makart'schen Farben wieder auf andere Gegenstände übertrüge, da sie an diesem Plage am allerwenigsten berechtigt sind.

—s—.

Rausch, Ernst, Lehrer an der ersten Bürger-schule zu Wittenberg. **Das Buch der schönsten Kinder- und Volksmärchen Sagen und Schwänke.** 8^o. 222 S., Leipzig, 1872. D. Spamer, geh. 20 Sgr.

Bei dieser gefälligen Jugendschrift sticht vor Allem, außer der wahrhaft unglaublichen Billigkeit, der reiche künstlerische Schmuck in die Augen, welcher derselben zur besondern Zierde gereicht.

Außer einem hübschen Buntbilde und 7 Tonbildern finden wir noch 48 in den Text gedruckte größere Holzschnitte, deren Werth allerdings nicht überall der gleiche ist, unter welchen sich aber die Zeichnungen von L. Bechstein und M. Meurer vortheilhaft von den übrigen abheben, welche mitunter die zu dem naiven Texte gehörige kindliche Behandlung der Form vermissen lassen.

In diesem Betrachte ist z. B. Bechsteins Märchenbuch mit den reizenden und vortrefflichen Bildern der Meisterhand Ludwig Richters unstreitig besser daran, und dürfte als Werk aus einem Gusse also wohl mehr behagen.

Außerdem dürfen wir nicht übersehen, daß in gleicher Weise der Inhalt buntschmedig ist, nicht bloß weil Kinder- und Volksmärchen mit Schwänken gemischt sind, sondern weil der Redactor neben den deutschen Stoffen (die übrigens vorherrschend) auch noch Französische, Englische, Dänische aufgenommen hat. Ja sogar das Kunstmärchen finden wir mit Musäus u. A. vertreten, und neben den alten Volkschannern auch den Tendenz-Humor der Gegenwart.

So sind beispielsweise aus der Sammlung der Gebrüder Grimm der Stücke 5, aus Bechstein 7, etliche von Simrock, Klette, Andersen, Schwab, Wolf, Wachenhusen, Eutermeister u. wörtlich aufgenommen; andere Erzählungen tragen die Ueberschrift „Nach Grimm“, „nach Bechstein“ u., obgleich, wenn

man die Originale vergleicht, man Mühe hat die Gründe für Verkürzung und Abänderung der Texte zu begreifen.

Dagegen ist der Herausgeber mit nicht weniger als 8 Stücken als Autor selbst vertreten, was im Verhältniß zu den obenangeführten Namen jedenfalls zuviel ist, ganz davon zu geschweigen, daß seine Gabe nicht im Entferntesten z. B. an die Grimm und Bechstein heranreicht. Es ist dies eine bei solchen Sammelwerken stereotyp gewordene Unart der Herausgeber, die sich damit als ebenbürtig unter die Koryphäen einer bestimmten Kategorie in ihrer Selbstherrlichkeit einzureihen versuchen, und dafür dem Leser meist schwache Productionen bieten.

Das Gerügte soll und kann uns indes nicht abhalten, die hübsche Sammlung, jedoch mehr für das reisere Kindesalter, als eine passende Gabe bei Geschenken, Festen u. dgl. hier namhaft zu machen. Der Hauptsache nach finden sich wirklich hier die schönsten Kinder- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke vor, die durch ganz Deutschland gehen, und als ein hochgeschätztes geistiges Volks-Gemeingut unserer Jugend auch in dieser hochwohlweisen Zeit der Abkehr von alter Sitte und Lebensfreude nicht entzogen werden dürfen.

Bd.

Auguste (Auguste Danne, geb. Brinkmann). **Anna und Frieda's Briefwechsel.** 135 S. Dresden. Just. Naumann, 18 Sgr.

Schmerzlos Geplander zweier Freundinnen aus dem noch unconfirmirten Alter, meist auf kindliche Spiele bezüglich und vermöge seiner Naivetät und seines unschuldig heiteren Charakters selbst für Erwachsene angenehm lesbar, bildet den Inhalt dieses nett ausgestatteten, auch mit drei hübschen Farbendruckbildern gezierten Büchleins, das sowohl als eigentlicher Unterhaltungsgegenstand, wie als Anleitung zum Briefschreiben der weiblichen Jugend gelegentlich empfohlen zu werden verdient. Neben R. Stöbers „Küche“, neben W. Kühn's „Von Klein Auf“, Fey's u. Richters „Reime und Bilder für Kinder“, Fey's und Anacker's „Jahreslauf in Lied und Bild“ u. gehört unser Büchlein zu den ansprechendsten bisher erschienenen Lieferungen der so gebietigen und bei ihrer trefflichen Ausstattung so billigen Jugendbibliothek des Naumann'schen Verlags.

Roth, Ernst Alwin, Pastor zu Weissenborn. **Himmelschlüssel** aus dem Garten der Kindheit. Erzählungen zum Wiedererzählen für die lieben Kleinen. 79 S. 12. Dresden. Naumann, 7 1/2 Sgr.

Ein liebes Büchlein. Es enthält Bilder aus dem Natur- und Kindesleben mit Hinweisen auf das Geistliche und Ewige. Der Verf. verräth eine innig fromme und liebenswürdig sinnige Naturbetrachtung und erinnert in seiner Weise hin und wieder an die „zufälligen Andachten“ Scriver's. Die Erzählungen treten in poetisch lieblichem, sehr anspruchslosem Gewand auf und sprechen die kindlichen Herzen, die jungen wie die alten, an. — Kinder sind offenbar die besten Recensenten von Kinderschriften. Die meinigen haben das Büchlein mit Vergnügen gelesen, darum kann ich wohl sagen: Probatum est. P.

Funde, D., Pastor in Bremen. Reisebilder und Heimathklänge. Neue Folge. XX u. 266 S. kl. 8. Bremen, 1871. C. Ed. Müller, 1 thlr.; elegant geb. 1 thlr. 8 sgr.; mit Goldschnitt 1 thlr. 10 sgr.

In der That, der Verf. darf sich zum Erfolg seiner Bücher Glück wünschen. Kaum waren seine beiden ältern Bücher, das *Sonabüchlein* oder „die Schule des Lebens“ und die Erste Folge seiner „Reisebilder“ im Sommer v. J. in neuen Auflagen à 3000 Exemplaren erschienen, so sind sie schon nahezu wieder vergriffen; und die hier vorliegende „Neue Folge“ der Reisebilder muß, kaum erschienen, schon wieder neu gedruckt werden. Es befremdet uns aber auch gar nicht, daß dem so ist. Denn wenn, wie Emerson sagt, eine besondere Eigenthümlichkeit des Genius darin besteht, gewöhnliche Dinge und Empfindungen, die von Alltagsmenschen nicht beachtet oder der Aufmerksamkeit unwerth gehalten werden, in ihrem tiefsten Werthe zu würdigen, so muß man dem Verf. einen nicht geringen Antheil an solcher Gottesgabe zugestehen. Und ebenso

gewiß ist, daß er sie im Dienste des Gottesreiches aufs Beste verwendet und verwerthet. Entsprechend der Forderung der h. Schrift: „Unser Wandel sei im Himmel!“ will Pastor Funde zu diesem Wandel im Himmel durch jedes seiner Reisebilder Ermunterung und Anregung geben. „Denn diese Blätter, sagt er sollen nicht nur Bilder von irdischen Reisen bringen, sondern (wie auch schon der Titel besagt) zugleich Heimathklänge, d. h. Klänge, die aus der obren Heimath stammen und Lust und Heimweh eben dahin wecken. Das ist aber mit nichts so gemeint, daß sie uns für das was hier auf Erden ist sollen unlustig und gleichgültig und ungeschickt machen. Exact das Gegentheil! Es soll gerade der rechte Ewigkeitsmensch ein rechter Weltmensch sein, wenn du das Wort „Weltmensch“ nur recht verstehen willst, und so ein Weltmensch im richtigen Verstande des Wortes zu werden, das ist das Andere, wozu die Reisebilder dir dienlich sein möchten.“ Wie schön der Verf. dieses doppelte Ziel in allen seinen Reisebildern, oft zur größten Ueberraschung des Lesers, verfolgt — das muß man in dem trefflichen Büchlein selber nachlesen. Beispielsweise sei hier nur darauf hingewiesen, wie wahr, ergreifend und geistvoll der Verf. S. 124 ff. den verrufenen Satz durchführt: „Was ein Mensch ist, das ist er“ oder — „Wie steht's mit deiner Lectüre?“ — Einer besondern Empfehlung wird das Buch wohl kaum bedürfen; es genügt sein Vorhandensein anzuzeigen. Wir wünschen dem theuren Verf. auch ferner recht viele aufmerksame Leser und — Thäter seiner beherzigenswerthen Worte, die so gar nichts vom Kanzel- und Rathederton an sich tragen, sondern frisch in das volle Leben hineingreifen, zugleich aber die tiefsten und zartesten Seiten des Menschenherzens anschlagen.

M.

III. Reserate aus Zeitschriften.

Preussische Jahrbücher. März, April 1872.

Detter bespricht den „Sprachen- und Rassenstreit in Belgien“, welchen die 2,471,248 Flamen mit den 1,827,141 Wallonen gegen die Herrschaft der französischen Sprache in Unterricht, Gesetzgebung, Verwaltung, Heer führen. Er weist nach, wie besonders durch den französischen Convent und Napoleon I der Mehrheit die Sprache der Minderheit aufgenötigt wurde — die holländische Regierung nicht geschickt bei Beseitigung dieses Nothstandes versucht, die Zültrevolution diese nicht brachte — trotz ihres facultativen Gebrauch der Sprache verheißenden Paragraphen — weil die Gebildeten das Flämische als Patois verachteten. Die Erfolglosigkeit der bisherigen flämischen Bewegung leitet Detter aus der Beschränkung auf das Literarische ab, rüth zunächst bei den Wahlen zum Landtag energisch aufzutreten und so einst ein Gesetz zu erringen, nach dem Flamen auch öffentlich flämisch reden dürfen. Freilich bezweifelt er, ob der flämische Stamm siegen wird, weil er nicht einig auftritt und auch die Einsichtigen nicht geistige Hebung des Volkes mittelst der Volkssprache als Hauptfachen ansehe. Als unpraktisch verwirft er den Vorschlag, daß die Flamen auch das Neuhochdeutsche wählen möchten. — Die „Entstehung des Einheitsstaates in Großbritannien“ erscheint R. Pauli für Deutsche viel beachtenswerther, als das republicanische Vorbild der Schweiz und von Nordamerika. Der erste Artikel beleuchtet die Schwierigkeiten der Einigung bis zur Personal-Union unter Jacob I und weiter bis zur parlamentarischen unter Königin Anna. Solche bereiteten Verschwiegenheit der Abstammung der Engländer und Schotten, letzterer Anschluß an Frankreich in Politik, Einrichtungen, Sitten — die diesen brechende aber zugleich einen neuen Unterschied schaffende Reformation von Knox — mercantile Rivalität, welche die Schotten Gemeinsamkeit aller Handelsprivilegien fordern, mit großen Opfern eine Darien-Compagnie unternehmen und die englische Bekämpfung sogar mit Beauftragung der vom englischen Parlament beschlossenen Thronfolge erwidern ließ. Vergebens hoffte Wilhelm III diese Schroffheit zu überwinden, sehr stark machten sich die Hindernisse der Union geltend, als Anna auch das Parlament in Edinburgh zur Erneuerung von Commissaren für dieselbe aufforderte.

Die Entstehung der amerikanischen Union“ erweist v. d. Voss in Newyork in 2 Artikeln (Nr. 3 u. 4) als durch zermalnende Nothwendigkeit der Nation aufgezwungen, nicht durch hochherzige Einigung erfolgt (so die unhistorische Declamation der Nordamerikaner). Nachdem der Congreß der 13 Colonien — dessen Zusammentreten und Beschlüsse revolutionär, weil gegen das Recht waren, kraft dessen England die einzelnen be-

herrschte — diese 13 zu „den vereinigten Staaten“ d. h. dem Auslande gegenüber einem Staate erklärt hatten, wurde doch der nationale Gedanke, der sie zu einem Volke zusammengeschmolzen, verlassen — jede der Colonien, die nur als Glied des Ganzen Staat war, wollte für sich unabhängiger Staat sein — die Staatsidee wurde particularistisch verzerrt — die einzelnen, die rechtlich und faktisch nie als Staat existiert hatten, thaten nun, als wäre durch ihren Zusammentritt der Bund entstanden — eine Conföderation wurde entworfen und 1781 angenommen, nach der jeder „Staat seine Souveränität“ (die er nie besessen) behalten sollte. Aber die dadurch bewirkte Machtlosigkeit des Congresses hatte nach außen (Washington sagt treffend: „Das Ausland sieht, daß wir heute eine und morgen dreizehn Nationen sind“) für den Handel so auflösende Folgen, daß der Kampf für Herstellung eines Bundesstaates mit starker Centralgewalt — um die Existenz geführt wurde. Deshalb kam trotz des Mißtrauens gegen jede starke Regierung und trotz der abergläubischen Verehrung der demokratischen Constitutionen auf dem Convent von 1787 eine neue Gesamtverfassung zum Beschluß und 88 zur Annahme in den einzelnen Colonien.

„Den ersten Verfassungskampf in Preußen (von 1815–23)“ behandelt von Treitschke in 2 113 S. umfassenden Artikeln (Nr. 3 u. 4) nach den Acten der Staatskanzlei Hardenbergs und des vormaligen auswärtigen Ministeriums in Karlsruhe. Das hergebrachte Urtheil, Mangel an gutem Willen bei der Regierung sei Schuld an der Nichtgewährung der verheißenen Reichsverfassung, wird durch Darlegung der zunächst unüberwindlichen Hemmungen berichtigt. Die 5¼ Millionen neuer Unterthanen die Preußen 1814 erhielt, gehörten bis dahin zu mehr als 100 Territorien, ihr Gebiet war zum Theil mühsam neibißigen Nachbarn abzurufen, noch schwerer die Bewohner in der Verwaltung (zu Provinzen) zu einigen. Ebenso wie diese Organisation der Verwaltung, in der die praktische deutsche Einheit über den Particularismus durch die Energie der Regierung siegte, waren die andern Aufgaben jener Jahre — Hebung des ganz zerrütteten Wohlstandes, Ordnung der Staatsschuld, der gleichmäßigen Steuervertheilung, der Heeresverfassung, ja die Durchföhrung aller Reformen Steins und Hardenbergs, die Vorbereitung der wirtschaftlichen Einigung Deutschlands im Zollverein, nicht in den Debatten des Reichstages, sondern nur in der „politischen Stille des absoluten Staates“ möglich — alle Grundlagen des constitutionellen Lebens wurden erst damals gelegt. Doch diese Hindernisse hält v. Tr. nur bis 1820 unüberwindlich. Nach der soliden Einigung in der Verwaltung hätte, wie er meint, ein genialer charakterfester Staatsmann in constitutionelle

Bahnen überführen können — aber ein solcher war weder der König, welcher in der Verordnung vom 22. Mai 1815 Verfassungsurkunde und Repräsentanten-Kammer verließ, noch Hardenberg, welcher den aufrichtigen Willen zur Ausführung jener Verfassung nicht mit sittlicher Kraft verband und daher nicht siegte über die streitenden Hofspartei, die particularistischen Stände und den Wirrwarr der Meinungen (auch Stein wollte nur ein Grundbesitzer-Parlament). Eben jene so wohlgemeinte Verordnung rief mit der Bestätigung der bisherigen Provinzialstände, die doch durchaus nicht die neuen Provinzen vertraten, deren Rechte so bestritten waren, die Kleinstaatserei, die ständische Selbstsucht wach. Altenstein, Beyme, und Clevisch, welche auf einer Reise diese Verhältnisse und Wünsche über die Sache ermitteln sollten, erfuhren dies gründlich. Die Ereignisse vom 1819, die intriguenvolle Politik der deutschen Südstaaten, welche Landtage schufen und zugleich über deren Haltung verstimmt Preußen (freilich vergebens) zu deren Auflösung aufriefen, machten den König bedenklich, ob schon die Zeit zu einem Reichstage da sei. Hardenberg, ohne sittliche Kraft, ließ seinen Arm zu reactionären Maßregeln („der ständischen Demagogie-Verfolgung“) in der Hoffnung, wenn deren Uebermaß sie als schädlich erwiesen, die Parteien für das Verfassungswerk zu gewinnen und doch verdrängte er in seiner Eitelkeit den dafür vorzüglich befähigten W. von Humboldt aus der Mitarbeit. Nun wurden nur einzelne Theile in Commissionen bearbeitet, auf den Reichstag zunächst verzichtet — ständischer Particularismus und des edlen Kronprinzen zu weit gehende Begeisterung für das historisch Gegebene ließ es bei der Schöpfung von Provinzialständen mit einseitig ständischem Charakter bewenden. — Die letzten Ausführungen des ungemein lehrreichen Aufsatzes sind weniger evident, als der Hauptinhalt.

„Zur Reform des höhern Schulwesens“ macht Dr. Fritze in Bremen (Nr. 4) gegen Lammer's u. A., welche in Anwendung des Nützlichkeitsprincips auf die höheren Schulen den alten Sprachen weniger Zeit gewidmet wissen wollen, die Richtung auf das Ideale geltend. Die Redaction bemerkt treffend: „Das deutsche Volk schneidet die historischen Fäden seiner Cultur durch. . . , wenn es junge Leute für reis zu humanen Studien erklärt, welche der griechischen Welt ganz fremd und der römischen halb fremd gegenüberstehen.“ Gegenüber den kurzfristigen Forderungen der praktisch interessirten Kreise soll nach F. die Regierung „die aus einer Heilighaltung der nationalen und der christlich-humanen Idee hervorgehenden Grundprincipien“ zur Richtschnur der Organisation machen, aber die Realschule zurückgeben an ihren ursprünglichen Zweck für die mittlere Stufe der Gesellschaft mittelst einer neuen Sprache, Geschichte und Naturgeschichte vorzubereiten und Freiheit zu Versuchen für Privatanstalten geben.

Der Aufsatz von Lorenz in Wien über „Reichskanzler und Reichskanzlei“ (Nr. 4) ver- folgt — in gleichmäßiger Berücksichtigung der rechtlichen Fixirung und der politischen Ursachen

derselben — diese Institution durch die ganze deutsche Geschichte. Hatto von Mainz gibt dem Kanzleramt, in dem schon 819 unter Ludwig d. Fr. die mechanischen Geschäfte und die oberste Leitung geschieden waren, die Bedeutung der obersten Geschäftsführung. Kräftige Kaiser — sonderlich Friedrich II. — stellen neben den Erzkanzler, der als Erzbischof von Mainz zugleich Reichsfürst war, Vicelanzler, die ganz von ihnen abhängig sind — in Zeiten der Vormundschaft tritt jener wieder hervor. Nach dem Untergang der Staufer, deren Rätthe nach dem kaiserlichen Willen ganz unabhängig von den Reichsfürsten das Reich verwalteten, vertrat das Reichskanzleramt am eifrigsten die reichständischen Ideen — von Werner, von Eppstein bis Berthold, welcher die reichständische Verfassung zu gründen strebte — seine Hauptbefugnisse waren das Präsidium im Kurcollegium, die Leitung der Königswahl, das Recht der Anklage gegen die Krone wegen Gesetzesverletzungen. Sehr lehrreich ist der Vergleich mit der entsprechenden Würde in England und Frankreich, sowie die Gegenüberstellung der allmählich, sonderlich 1663 von allen Faktoren des Reiches losgelöst und 1871 so kraftvoll wieder geschlossen Würde. Die Schwierigkeiten jenes früheren Amtes erscheinen L. in der neuen Würde durch die kaiserlichen Ernennung und die Verantwortlichkeit beseitigt — fruchtbare Stellung ihr gesichert.

Conze in Wien fordert „vom Berliner Museum“ d. h. von dessen Verwaltung Einrichtungen, die es für das Publikum möglichst nutzbar machen. Voraus geht eine Besprechung zweier Verzeichnisse Friedrichs, II. Vd. von Berlins antiken Bildwerken, die Conze als sachlich musterhaft rühmt und Böttiger's königliche Museen, der er subjective Beurtheilung vorwirft.

Der letzte Aufsatz in Nr. 4: eine Stimme aus Italien über das preussisch-italienische Bündniß von 1866 zur Verständigung — von Hrn. Senator Paccini, dem Mitgliede der Ministerien Cavour, La Marmora und Ricasoli beginnt mit der Versicherung, jeder gebildete Italiener schreibe die Sicherung, Erweiterung des jungen Königreichs, sowie seine Bewältigung der weltlichen Papsimacht dem preussisch-italienischen Bündniß von 1866 zu. Gegenüber Dr. Homberger, dessen von ihm als sachlich tüchtig gerühmten Aufsätze in den Jahrbüchern Anlaß zu dieser Entgegnung sind, sucht der italienische Staatsmann zu zeigen, daß Lamarmora die geeignetste Persönlichkeit für den Abschluß jenes Bündnisses mit Preußen gewesen. Er weist aus Actenstücken nach, daß er, wie kein Italiener, preussische Zustände, besonders seine militärische Tüchtigkeit gekannt, auch die Tragweite des Kampfes zwischen Oestreich und Preußen, sowie jenes Bündnisses wohl übersehen, daß die trotz desselben noch mit Frankreich gepflogenen Verhandlungen für Preußen selbst den großen Vortheil hatten, daß Frankreich nicht auf Oestreich's Seite trat, daß auch der Versuch von Oestreich friedlich Venetien zu erlangen, sowie die unglückliche Schlacht von Custozza nicht gegen die Vertragstreue Italiens zengten.

Historische Zeitschrift. Von Sybel. 14 Jahrgang.

Das zweite Heft eröffnet (S. 225—281) ein Aufsatz von Dr. Reimann über Johann von Nepomuk. Der Verf. bedauert, er habe sich zuerst durch die 1855 veröffentlichte Arbeit Abels von Mittheilung seiner nicht wesentlich verschiedenen Forschungen abhalten lassen und doch bestritten er die bedeutsame Annahme Abels, in Joh. v. N. der Legende sei der wirkliche von König Wenzel ertränkte Vicar und der von Sigmund verbrannte Huf verschmolzen (die Aehnlichkeiten mit Huf scheinen N. nicht erwiesen). Das Resultat von N. fortgesetzten Studien ist:

Die ältesten Aufzeichnungen (die böhm. Chroniken des 15. Jahrh. — der 1425 schreibende Andreas von Regensburg) wissen nur von einem Generalvicar Johannel, der 1393 von Wenzel ertränkt wurde (wegen freimüthiger Aeußerung oder weil er gegen königlichen Willen den Akt von Kladrub bestätigte). Erst Hajek weiß auch von einem Märtyrer von 1383 und nennt diesen Johann von Pomuk. Er schöpft aber nicht aus guter Uebersetzung, sondern statt den Irrthum eines zum Jahr 1383 die Thatsache berichtenden Dechanten der Prager Kirche zu berichtigen schafft er zwei Johann. Derselbe Hajek gibt als Grund des Martyriums Wahrung des Beichtgeheimnisses gegenüber Wenzels Andringen an — weiß, daß über der Leiche des in die Moldau Geworfenen viele Richter gesehen, an seinem Grabe Wunder gesehen u. Aehnlich mit einigen Aenderungen der Dlmüher Bischof Dubravins. Die religiöse Verehrung des Heiligen förderte 1) Breitenbergs, des Prager Propstes, 1608 erschienenen „frommes Böhmen“, wo er als Bewahrer des Beichtiegels erscheint, 2) die nach der Schlacht am weißen Berge erfolgte Errichtung eines Altars für ihn im Prager Dom, 3) die jesuitische Herstellung einer Kirche in Pomuk 1660, erst Johannes dem Täufer geweiht, um später Johannes den Beichtvater allmählich an seine Stelle zu setzen u. a. Als die Curie die von den Jesuiten gewünschte Canonisation noch immer verzögerte, edierte der Jesuit Balbin 1671 ein Leben des Heiligen mit bewußten Lügen, mit sehr reichem aber erdichtem Material, das seine Verehrung durch die Jahrhunderte beweisen soll. Noch widerstand das Prager Domcapitel, der Erzbischof, die Curie, aber freilich den Regern gegenüber war ein Heiliger und gar ein Märtyrer für die Ohrenbeichte erwünscht. Nun gibt das Capitel jenen 1621 ihm geweihten Altar für null, jene 1660 erbaute Kirche seit unvordenklichen Zeiten ihm gehörig aus, 1729 erfolgt die Heiligprechung und die päpstliche Schrift erzählt nach Balbin das Leben des Johann von Nepomuk.

Reimann erweist die Täuschung aus den unsprünghlichen Berichten, die von Verehrung des Johann von Pomuk nichts enthalten, besonders aus den Klappunkten, welche der Prager Erzbischof gegen Wenzel einreichte: nach diesen ertränkte W. seinen Generalvicar, und zwar weil er den Akt von Kladrub bestätigte hatte.

A. Beer bespricht die östreichische Politik in den Jahren 1755 u. 56 im Anschluß an Runkes „Ursprung des siebenjährigen Krieges“, auf dessen

Ankündigung er unterließ an die „Aufzeichnungen des Grafen William Bentinck“ die nun hier mit manchen durch Runkes Werk hervorgerufenen Abklärungen mitgetheilten Untersuchungen anzuschließen.

B. Usinger gibt aus seinen 1871 gehaltenen Vorlesungen über „Geschichte der politischen Geographie Deutschlands“ die Darstellung des deutschen Staatsgebietes bis gegen Ende des 11. Jahrhunderts. Der sehr inhaltreiche Aufsatz beleuchtet vortreflich die Entstehung der einzelnen geistlichen und weltlichen Fürstenthümer.

Deutsche Warte. 1872.

Im 8. Hefte beleuchtet A. Lammer die französische Finanzpolitik. F. C. Petersen, welcher in einem früheren Artikel den Chaumont'sen Gustave Nadaud behandelt hat, setzt die Besprechung französischer Volksliederdichter fort und behandelt 2. Pierre Dupont. H. Bartling giebt eine biographische Charakteristik des unermüdblichen Verschwörers Mazzini. „Er, der Apostel, Prophet und Märtyrer italienischer Unabhängigkeit und Einigkeit, fand ein stilles Grab im einigen Italien, das er so sehr geliebt und dem er allezeit so ehlich, wenn auch nicht immer weise gebiet hatte.“ Ferner'senwerth ist (S. 472 f.) Mazzini's nüchternes Urtheil über den französisch-deutschen Krieg, welcher ihm „für Frankreich eine Sühne und eine feierliche Lehre für uns Alle“ ist. Den Klässern, die inner- und außerhalb Deutschland nach Sedan den Sieger zum Frieden zu überreden suchten, ruft er die große Wahrheit entgegen, daß in einem jeden Kriege Eroberung nicht der einzige Endzweck sei, sondern die Erzwingung solcher Friedensbedingungen, welche die Nothwendigkeit einer zweiten Eroberung unnöthig machen.“ Ludw. Mezger in Schönthal schreibt „Ueber und an Fritz Reuter“ und zieht eine ebenso interessante als belehrende Parallele zwischen Hebel und Reuter, um diesem „Poeten von Gottes Gnaden“ auch bei den „Oberländern“ mehr Eingang zu verschaffen“. Dazu soll aber Reuter selber durch beigelegte Erläuterungen und ein Glossar mitthelsen, da das Freysche Wörterbuch (Wismar 1867) so wenig befriedige. C. A. Regnet bespricht die kirchlich-politische Bewegung in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf Baiern (Schluß folgt); v. Widenbrugg setzt die historisch-politische Umschau fort. Die Todtenschau behandelt u. a. Giuseppe Govone u. L. N. Rossel.

Heft 9 u. 10. H. Bartling fährt fort die Unterschiefe in New-York zu besprechen, und zwar 3. den „Erie-Ring“. Wie der Tammany-Ring eine Folge der politischen Corruption in New-York war, so war der Erie-Ring eine Consequenz der in Amerika zur vollsten Blüthe gelangten Verbindung zwischen Actiengeschäft und Börsenspiel, zu welcher der dortige Bürgerkrieg mit seiner maßlosen Emittirung entwertheten Papiergeldes und seiner sorglosen Verschwendung von Geld und Credit seitens der Regierung noch eine Speculationsmanie gesellte, wie die Vereinigten Staaten mit all' ihrer Erfahrung in solchen Dingen eine solche bisher noch nicht gekannt,

hatten. — James Fisk, ein origineller Charakter, war kaum 40 Jahre alt, mit den Instincten eines Jünglings, als er nach dem Verlust seines in Boston gewonnenen Vermögens mit Jay Gould in New-York in Verbindung gerieth. Eine glückliche und schamlose Intrigue brachte die beiden Verbündeten in die Direction der Eriebahn, aus der sie ihren furchtamen Vorgänger Drew verdrängten. Im Juli 1868 machte sich Gould zum Präsidenten und Schatzmeister der Corporation. Fisk wurde Controleur (!). Ein junger Advocat, Namens Lane, wurde Sachwalter. Diese drei Directoren bildeten die Majorität im Executiv-Comité und waren daher Herren der Eriebahn. Das Directions-Comité hielt niemals Sitzungen; das Executiv-Comité aber wurde niemals zusammenberufen, und Fisk, Gould und Lane wurden von dieser Zeit ab die absoluten, ohne Verantwortlichkeit bestehenden Eigentümer der Eriebahn. Dieses Eigenthum war gleich allen andern großen Eisenbahn-Corporationen ein abso-lutes Reich innerhalb der Republik. Es besteht aus einer Stammlinie, die 469 englische Meilen lang ist, mit Zweigbahnen in einer Ausdehnung von 314 engl. Meilen. Das Actiencapital betrug etwa 35 Millionen Dollars, und die Brutto-Einnahmen überstiegen pro Jahr 15 Millionen Dollars. An der Bahn fanden nicht weniger als 15,000 Angestellte mit ihren Familien Brod und Verdienst. „Ueber all diesen Einfluß, größer als irgend ein anderer durch Private ausgeübt, größer als ihn die meisten Könige persönlich ausüben können, und viel zu groß für die öffentliche Sicherheit in einer demokratischen und überhaupt in jeder andern Gesellschaftsform, hatten die Beschäftigten einer strombewegten Zeit zwei Menschen mit unbefränkter Autorität und ohne Verantwortlichkeit gesetzt, und diese beiden Menschen gehörten zu einem niedrigen und entarteten Gesellschaftstypus. Von solch einer Erhöhung war die moderne Gesellschaft selten Zeuge gewesen. Selbst die dramatischsten unter den modernen Romandichtern, selbst ein Balzac oder Alex. Dumas mit allen ihren Ausschweifungen in der Imagination haben niemals eine kühnere oder melodramatischere Conception zu Papier gebracht als die von Gould und Fisk ausgeführte, noch haben sie jemals es gewagt, eine so ungeheure Intrigue oder eine so originale Katastrophe zu erdenken, wie die, welche nun zur Entwicklung kam.“ Diese wolle der geneigte Leser an Ort und Stelle weiter nachlesen. C. A. Regnet führt seine Beschreibung der „kirchlich-politischen Bewegung in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf Baiern“ zum Schluß. Anknüpfend an das jüngst erschienene, 611 Octavseiten starke Buch von Dr. Jul. Meyer, fgl. bayer. Gerichtsaffessor: „Authentische Mittheilungen über Caspar Hauser.“ (Ansbach bei Seybold), bietet Prof. Dr. W. Pierson eine „unparteiische“ Darstellung der Geschichte Caspar Hausers, welche trotz des vielen, was über diese Materie geschrieben ist, interessant bleibt, übrigens aber den Grafen Stanhope in sehr zweideutigem Lichte erscheinen läßt. Karl Janitzki liefert ein vor-

treffliches Charakterbild des ehrenfesten Bürgermeisters von Osnabrück, Z. R. B. Stühne. Weiter folgt die regelmäßig wiederkehrende „Dis-politische Umschau von v. Widenbrück; „Kleine Umschau“: Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien; „Bücherschau“; „Todten-schau“: James Fisk, Graf von Girgenti, Sir James J. Scarlett. — Im 2. Heft (Nr. 10) behandelt Regnet Bayern und die deutsche Frage. „Bayerns Zukunft war daran geknüpft (1870), daß es ein lebendiges, ein treues Glied der Gesamtnation blieb. Darin waren alle ehrenwerthen Männer eins; nur der Münchener „Volksbote“ meinte, Preußen dürfe von Süddeutschland absolut keinen Mann und keinen Heller erwarten, und das „Bayerische Vaterland“ erklärte, „Preußen müsse endlich seine wohlverdienten Prügel haben, und dann kämen wir Bayern vermuthlich zu Verstand und schlugen mit den Andern auf die Preußen, je kräftiger desto besser!“ Sapienti sat. — Max Remy behandelt „ein Lebensbild aus der romantischen Schule.“ Das ist die jetzt in allen Journalen besprochene „Karoline“, Tochter des Göttinger Professors Michaelis, deren Briefwechsel Prof. G. Walz (Leipzig, S. Hirzel, 1871) herausgegeben hat. Die meist allzu günstigen Beurtheilungen dieser „interessanten und für die Männer sehr gefährlichen Frau“ in der deutschen Presse finden ihr Correctiv in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes“, Jahrg. 40, Nr. 39, wo es u. A. heißt: „Karolinen gegenüber ist sie (die sonst so sittenrichtig streng deutsche Kritik) merkwürdig milde gestimmt und zum Vergessen und Vergeben aufgelegt, trotzdem die am 2. Sept. 1763 Geborene schon am 7. October 1778 ihrer Freundin bekundet, sie sei „das Geprügel des schlechten Theils unserer Stadt“. . . Auch überschätzt man ihre Persönlichkeit. R. ist ein interessantes, ein geniales Weib, aber nicht im mindesten ein weibliches Genie. Sie dominierte nicht in der Liebe, sie intriguirte und erwarb sich auf dem Gebiete der Intrigue und des Katsches einen solchen Ruf, daß Schiller ihr den Ehrentitel „Dame Lucifer“ geben konnte. . . R. besitzt ein sehr erregbares Gemüth, eine warme Phantasie, scharfes Urtheil und schreibt zuweilen einen bezaubernden Stil, besonders wenn ihr die Liebe die Feder führt. Eine wirkliche eigene Gedankenkraft konnten wir nirgends in ihren Briefen entdecken. . . Besonders bißig ist sie im Urtheilen über Schiller und findet hierin an Friedrich v. Schlegel einen kräftigen Beistand. Es ist manches Nützige unter Karolinsens Einfällen und Malicen; indessen wenn man an den totalen Mangel an Productivität denkt, mit dem gerade der Schlegel'sche Kreis behaftet war, so muß man doch über ihr Selbstvertrauen erstaunen, wenn man hört, daß die Mitglieder dieses Kreises bei der ersten Lectüre von Schillers „Glocke“ vor Lachen fast vom Stuhle gefallen wären.“ — F. C. Petersen, welcher in frühern Heften die französischen Volksliederdichter Gustave Nadaud und Pierre Dupont gemustert hatte, bespricht 3. Charles Vincent. — Hans Prutz behandelt im nat-ionalen Sinne, unter schlagender Zurückweisung

polnischer Verunglimpfungen, die bevorstehende westpreussische Säcularfeier. — A. Lammers hält „Umschau“ auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und des Verkehrswezens. — Die „Kleine Umschau“ handelt über das Goldland Ophir der Bibel und die neuesten Entdeckungen von R. Mauch. — Die „Todtenschau“ bespricht u. A. Chesney, Eugia, Gratry, Lord Mayo, Persigny u.

11. Heft. Dr. Meyer, Das Aschenbrödel unter den modernen Wissenschaften; gemeint ist „die Kunstwissenschaft“, insofern sie bisher noch keine Vertretung auf den Universitäten hat; Rud. Böhn, Samuel Finley Breese Morse, der Erfinder des Schreibtelegraphen; Joseph Schlüter, Der deutsche Krieg von 1870/71 im deutschen Lied; C. A. Regnet, Die Münchener Kunst seit König Maximilian II.; v. Wydenbrugg, Hist.-polit. Umschau, diesmal besonders interessant; Kleine Umschau: Der 12. Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der deutschen Schillerstiftung. Todtenschau: C. F. Fries, G. F. Dehler, Richard Westmacott. — M.

Pädagogischer Jahresbericht für die Volksschullehrer Deutschlands und der Schweiz. Im Verein mit Bartholemäi, Dittes, Gottschalg, Lion, Oberländer, Petsch, Pfalz, Schlegel und Schülke, bearbeitet und herausgegeben von August Lüben, Seminarbibliothekar in Bremen. 23. Band. Leipzig, Friedrich Brandstetter 1872.

Wir haben uns schon in früheren Jahrgängen über Geist und Tendenz dieses weitverbreiteten P. J. ausgesprochen, daß wir glauben, uns diesmal kürzer fassen zu können. Ist eine Aenderung eingetreten, so zeigt sie sich nur in einer mehr größeren Neigung nach links. Auch darin hat dieser Jahrgang eine Aenderung erfahren, daß der Herausgeber in dem Abschnitt: „Die äußeren Angelegenheiten der Volksschule und ihrer Lehrer“ nicht über die einzelnen deutschen Länder wie früher berichtet und zwar aus „persönlichen Rücksichten“ wie er bemerkt. Er spricht sich im Allgemeinen aus über den Bildungsstand unseres Volkes, die Schulgesetzgebung, Ausgaben für Schulzwecke, Schulgeld, Stand und Aufgabe der Volksschule, die Kindergärten, Fortbildungsschulen, Präparandenbildung, Lehrerbildung, Lehrbedarf, Fortbildung der Lehrer, Allgemeine Verhältnisse derselben, Schulaufsicht, Lehrpläne der Volksschule, Verfassung der Schüler, Schulzeit, Lehrmittel, Schulhäuser, Subsellien, Gesundheitspflege u. aus. Daß Lüben in allen diesen Punkten viel zu wünschen und zu klagen findet, läßt sich denken. Und in vielen Beziehungen muß Rec. ihm beistimmen, namentlich, was den Gehalt und die Stellung der Lehrer betrifft. Wie weit aber der Herausgeber geht, zeigt folgende von ihm belobte Stelle aus dem Schulboten in Posen: „So lange die Geistlichen die Aufsicht über die Schule haben, so lange müssen und werden wir Confectionschulen haben, denn Jeder möcht ein Päpstelein sein, und es ist da auch einerlei, ob ein alt-römisches oder neu-römisches, ob ein altlutherisches

oder ein neulutherisches Joch uns aufgelegt ist. Der Lehrer aber ist ein weiser Mann der sich an eines andern Missethaten spiegeln kann. Wird es dem Staate einmal ganz klar, daß ihm allein das Aufsichtsrecht der Schule, ausgeübt durch praktische Schulmänner zustehe, dann treten freilich die — wie man zu sagen beliebt — religionslosen Schulen ein, d. h. es gibt dann nur rein christliche Schulen mit rein christlichem Geiste, welcher der Geist der Wahrheit, der Liebe und des Friedens ist. Das Treiben des Clerus mit seinem Anhängsel und des h. Conciliums zu Rom führen — nach meiner Ueberzeugung — uns einen großen Schritt näher dem Ziel.“ In dem Folgenden ist der betreffende Verf. so gnädig, einen Localschulvorstand zu gestalten, zu welchem der Bürgermeister gehören soll, von dem Pfarrer ist keine Rede. Vater! vergib ihnen, sie wissen nicht was sie thun! In späteren Bemerkungen wird die Localschulaufsicht als unzweckmäßig und demüthigend für den Lehrer verworfen, confessionslose Schulen, allgemeiner Religionsunterricht u. c. ist das Schiboleth, das in allen Ansätzen des Verf. immer und immer wiederkehrt.

In Beziehung auf den confessionslosen Religionsunterricht stimmt der Ref. über diesen Gegenstand Sup. Moritz Schülke zu Ohrdruf mit dem Herausgeber nicht überein. Was aber nach dessen Ansichten das zu behandelnde Material bei diesem Unterricht abgeben soll, läßt sich nach den immer wiederkehrenden Bemerkungen desselben zu Gunsten des Protestantentums leicht errathen. Auch diesmal schweift derselbe durch solche Episoden sowie durch Aeußerungen gegen das Vatikanische Concil u. c. von seinem zunächstliegenden Gegenstand mehr als nothwendig ab. Uebrigens ist es auch diesmal anzuerkennen, daß der Verf. in seinem Urtheil über die angeführten Schriften möglichst objectiv verfährt und auch solchen, die vom gläubigen Standpunkte aus abgefaßt sind, seine Anerkennung nicht versagt. Rec. muß bekennen, daß er das Referat von Schülke wie in früheren Jahrgängen mit Interesse gelesen hat. Auch Dittes hat in seinem Referat über Pädagogik Schriften, die eine entgegengelegte Ansicht vertreten, wie die „Evang. Schulfunde von Schülke“ gewürdigt und der Beachtung empfohlen, wobei man übrigens zwischen den Zeilen lesen kann, daß ihm das Erscheinen solcher Schriften nicht besonders zur Freude gereicht. Für seine Person hat er die Genugthuung, daß dergleichen pädag. Produkte dem Abfall seiner eigenen keinen Abtrag thun, seine Pädagogik und Geschichte der Pädagogik erscheinen in kurzer Frist in wiederholten Auflagen. Neben denselben sind auch keine besonders hervorragende Novitäten auf diesem Gebiet zu erwähnen. Ueber die Erscheinungen auf dem Gebiet der Geschichte hat abermals Petsch in Berlin referirt. Ausführlich bespricht derselbe in den Vorbemerkungen den Aufsatz eines Ungeannten: „Ueber die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform des Lehrplans für den Geschichtsunterricht auf Real- und höheren Bürgerschulen. Der Anonymus, welcher schon früher in einer anderen Schrift für die Ausschließung des Lateinischen aus den Real- und höheren Bürgerschulen plädiert hatte,

erklärt es für einen unerträglichen Mangel, daß Kiaben, welche in die Serie der genannten Anstalten aufgenommen worden sind, nach dreijährigem Besuche der letzteren noch keine Silbe, preussischer, deutscher, also vaterländischer Geschichte gelernt haben, von der Geschichte anderer wichtiger Kulturvölker ganz zu schweigen. Er tadelt dieses, sowie überhaupt das Ueberwuchern der alten Geschichte um so mehr, da nicht wenige Schüler die oberen Klassen, in denen die neuere Geschichte gelernt werden soll, gar nicht besuchen. H. Petsch erkennt das Wahre in diesen Bemerkungen nicht, stimmt aber dem Verf. in dessen Hintansetzung und Geringschätzung der antiken Geschichte, besonders der der Griechen und Römer nicht bei. Ueberhaupt kann Rec. nicht leugnen, daß H. Petsch in dem vorliegenden Jahrgang nach seiner Ueberzeugung ruhiger und besonnener geurtheilt hat, als in früheren. Er für seine Person kann auch den preuss. Lehrplan der mehr ethnographischen Reihenfolge nicht billigen. Hiernach kommen weder die alten Völker, weil deren Geschichte bei den jüngeren Schülern trotzt wird, zu ihrem Rechte, noch die neueren, weil sie zu spät an die Reihe kommen. Auch findet bei dieser Ordnung die notwendige Repetition nicht die gebührende Stelle. Nach seiner Ueberzeugung ist bei dem Geschichtsunterricht ein Vortanschreiten in erweiternden concentrischen Kreisen erforderlich. Von dem Einfachen, interessanten Biographien, Schilderungen einzelner Begebenheiten, Sagen u. geht man aus, dann folgen die wichtigsten Völker alter und neuer Zeit und zuletzt eine zusammenhängende pragmatische Darstellung. Verlassen bei dieser Reihenfolge auch einzelne Schüler vor Vollendung des ganzen Cursums die Schule, so haben sie doch ein Ganzes, wenn auch weniger Vollständiges. Daß bei H. Petsch solche Schriften, welche von irgend welchem religiösen oder confessionellen Standpunkte aus die Geschichte betrachten, auch diesmal weniger Gnade finden, läßt sich nach dessen früheren Referaten erwarten.

Ueber die Geographie hat ausführlich und sehr gründlich Seminar-Dozent Herr Oberländer in Grimma referirt. Das Mitgetheilte geht jedenfalls über den Horizont der Volksschule weit hinaus, ist aber, hiervon abgesehen, recht interessant. Für Lehrer an höheren Schulen besonders beachtenswerth.

Die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete des deutschen Sprachunterrichts hat Dr. Fr. Pfalz, Oberlehrer an der Realschule zu Leipzig, mit vieler Sachkenntniß besprochen. Gerade auf diesem Gebiete herrscht noch eine bedauernde Werthe babylonische Sprachverwirrung, und die wahrnehmbaren Erfolge erscheinen dem Verf. als wenig befriedigend. Er tadelt die unpädagogische Auswahl der in höheren und niederen Schulen zu bearbeitenden Themata, ist überhaupt mehr für Reproduction als für Production. Doch will er letztere nicht ausgeschlossen wissen, sie soll aber hauptsächlich im Anschluß an erstere stattfinden. In Volksschulen sollte man vorzugsweise Erzählungen bearbeiten lassen; die Bevorzugung von Briefen verwirrt er. Im Ganzen stimmt Rec. den Ansichten des Verf.

bei. Das Urtheil desselben ist ein gesundes und besonnenes. Doch kann Rec. eine Bemerkung nicht unterdrücken. Der Verf. fordert eine größere Anzahl von Lehrstunden für den deutschen Sprachunterricht; die übrigen Referenten stellen ihre Forderungen für ihren Fachgegenstand auch nicht geringer; ist es hiernach zu verwundern, wenn die Kräfte über der Gesundheit nachtheilige Ueberladung der Jugend Klage führen, und wenn die Eltern der Kinder in Volksschulen bedenklich werden, und fragen: Woher die Zeit nehmen und woher das Geld für die sich ins Unendliche steigenden Schulbedürfnisse? Streicht man auch den Religionsunterricht, wie viele Lehrer in ihrer Verblendung und auch einige Geistliche in Verkenntnis der wahren Sachlage verlangen, oder reduziert man die Stundenzahl für diesen wichtigsten Lehrgegenstand zum Verderben der Jugend und des Volkes auf ein Minimum von wöchentlich 2 Stunden — weiter wird man doch vorerst nicht gehen wollen —, so reichen doch kaum die Kräfte eines einzigen Lehrers für ein Dörflein hin. Der Unterricht in den Realien soll ansichtlich erweitert werden, man verlangt allgemeine Einführung des Zeichenunterrichts, des Turnens, Beschäftigung mit der deutschen Literatur u. c.; in einer Klasse sollen nicht über 50 Schüler sitzen, die Schulkäufer, Schulgeräthschaften, Lehrmittel u. c. erfordern täglich einen größeren Kostenaufwand, wenn sie einigermaßen den Forderungen der Zeit entsprechen sollen; die Lehrerbefolungen müssen erhöht, mitunter verdoppelt werden — selbst das genügt noch nicht nach den Forderungen mancher Lehrer!!!

„Wir fügen nur noch hinzu, daß über den Gesang und die musikalische Pädagogik A. W. Gottschalk nicht mehr wie früher Gentschel, über den Anschauungsunterricht, die Literaturkunde, die Jugend- und Volksschriften, die Naturkunde und das Zeichnen der Herausgeber, über die Mathematik Bartholomäi, über das Turnen Dr. J. C. Lion berichtet hat, und über die Schulanlage der Schweiz J. J. Schlegel, Lehrer an der städtischen Mädchenschule zu St. Gallen.

Lieben sagt in seinem Referat über die äußeren Angelegenheiten der Schule: „Die Schule sieht ihre Aufgabe nicht erreicht, wenn ihre Schüler mit einem ausreichenden Maße von nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgerüstet sind; sie bemüht sich auch in ernstlicher Weise, dieselben religiös und sittlich zu bilden. Unsere Soldaten haben im Kriege bewiesen, daß sie den Religionsunterricht nicht vergeblich genossen, sie haben die Feinde überall menschlich behandelt, den Verwundeten geschützt und gepflegt, mit dem Hungernden ihr Brod getheilt, echten Samaritern gleich. Und wie haben die im Vaterlande zurückgebliebenen sich erwiesen? Wo ist der Ort im deutschen Lande zu finden, in dem nicht Jedermann barmherzige Liebe geißelt durch Darbringung von Opfern aller Art? Die Noth, die über das Vaterland hereingebrochen, hat ihren Theil daran; aber die Religiosität und Sittlichkeit, die in allen Schulen sorgfältig gepflegt werden, waren doch noch wirksamer dafür. Das deutsche Volk ist eben ein reli-

gröses und sittliches. Das Alles sind erfreuliche Beweise für einen befriedigenden Bildungsstand des deutschen Volkes."

Recht so, das haben die Schulen gethan unter dem Drucke der geistlichen Schulaufsicht, bei Ueberladung mit Religionsunterricht zc. zc. Wenn die Schulen confessions- resp. religionslos werden, wenn die Seelforger der Gemeinde keinen Einfluß auf die Jugendbildung mehr ausüben können, wenn man die Thatsachen der göttlichen Offenbarung ungeschont für Fabeln und Mythen erklärt, den Stifter des Christenthums aller höheren Würde entkleidet, den heiligen, allgütigen Gott mit dem pantheistischen Allenen veranicht, die Offenbarung der Unsterblichkeit für Wahn erklärt, wird es dann ebenso bleiben? Man bedenke zu dieser unserer Zeit was zu unserm Frieden dient!!!

Revue chrétienne v. Pressensé. Jan.—August 1872. Nr. 1—8.

Die *Revue* hat nach der Unterbrechung der Kriegszeit ihre Arbeit in alter Weise wieder aufgenommen, allerdings nicht, ohne daß die Unglückszeit in dem Geist und der Stimmung ihrer Mitarbeiter tiefe Spuren hinterlassen hat. Gegen den deutschen Protestantismus ist die Stimmung durchaus unverföhlich, so lange derselbe nicht das schreiende Unrecht eingestehen will, das den Franzosen mit der Völkertrennung des Elßasses geschehen sei. Die bekannte Predigt Lichtenbergers in Straßburg: *L'Alsace en deuil*, in der Jerusalem und Paris in seltsamer Parallele erscheinen („Vergeße ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergesen"), thut natürlich französischen Herzen wohl (Heft 1); am klarsten ist der Standpunkt ausgesprochen in dem Antwortschreiben des Pariser *Alliance*comité's an das *Centralcomité* der *Alliance* in Neuchâtel, das die Adresse der Oktoberversammlung an die französischen Christen nach Paris gesandt hatte (Heft 6). Gasparins Buch über den Krieg findet natürlich keine Gnade. — Der Nachhall der Kriegsbegebnisse findet sich in drei Tagebüchern: *Le carnet d'un ambulancier* von Pressensé selbst, der bei Mac Mahons Armee die Katastrophe von Sedan mitmachte (Heft 1, 2, 3); *Le blocus de Metz* (Heft 4, 5), ebenfalls von einem freiwilligen Krankenpfleger; und *Journal du siège de Strassbourg* (Heft 6, 7). Das letztere führt bis zur Entlassung der Frauen und Kinder, die der Verf. nach Basel begleitete. Alle drei sind von großem Interesse. — Die Zeitereignisse nehmen auch sonst einen großen Raum ein. Eine vielfach treffende und nur hier und da schiefe Beurtheilung der Verhandlungen im Abgeordnetenhaus über das Schulgesetz findet sich Heft 7 u. 8: *L'école, l'église et l'état en Prusse à propos de la récente loi sur l'inspection des écoles* von Doumergue. Die Feindschaft gegen Bismarck vermag sogar dem freikirchlichen Geiste der *Revue* das Verständnis für das Gewicht der conservativen Gegengründe zu eröffnen. — Die Stellung der freikirchlichen Protestanten zur Schulfrage in Frankreich behandelt E. Monbrun in einem Artikel (S. 5, 6): *L'état, l'église et l'école*

auf Anlaß der Schuldebatte in Versailles. Indem er die Laizenschule, wie sie die Freidenker fordern, nicht weniger verwirft wie die scheinbare Freiheit der Schule, die die Katholiken auf Grund des Gesetzes von 1850, und die beiden nachweist, wie sie das Recht der Gewissensfreiheit schädigen, fordert er Freiheit der Schule vom Staat überhaupt, der den Unterricht allerdings obligatorisch und unentgeltlich machen und auch beaufsichtigen solle, im übrigen aber die Leitung der Schule aus der Hand geben müsse. Ob und welche Religion in ihr gelehrt werde, ginge ihn nichts an, er dürfe nur darauf sehen, daß nichts unmoralisches gelehrt werde. Die Staatsstyrannie in der Schule, wie sie im Kathacismus Napoleons I. hervortritt, ist so schlimm als der kirchliche Gewissenszwang. Freier Staat, freie Kirche, freie Schule! soll der Wahlspruch sein. — Ueber die inneren kirchlichen Angelegenheiten enthält das Januarheft zunächst einen Art. von Cadène: *Le reveil de l'église réformée*, in welchem Bericht erstattet wird über die Versammlung in Nîmes, wo die Vertreter der positiven Richtung sich vereinigten zur neuen Aufnahme der Evangelisations- und Missionsthätigkeit mit Concentrirung der bis dahin vielfach zersplitterten Kräfte. Sie haben eine Association zu diesem Zweck gestiftet auf der Grundlage eines Glaubensbekenntnisses zu Christo dem Heiland, gestorben für unsre Sünden und auferstanden für unsre Gerechtigkeit, wie ihn die Propheten geweissagt und die Apostel gepredigt haben. Auch die staatskirchliche Frage wurde behandelt, und mehr als 100 Pastoren und Aelteste der Nationalkirche stimmten dafür, auf das Staatsbudget zu verzichten. — Wir erfahren weiter von einer neuen kirchlichen Zeitschrift, die freikirchliche Principien vertritt: *L'église nouvelle* (Vorbezug). — Berichterstatte über die im Juni gehaltene Synode der reformirten Kirche ist R. Holland (Heft 7). — Ein trefflicher Art. von Willand spricht von der politischen Mission des Protestantismus in der gegenwärtigen Krise Frankreichs. Frankreich sei keine Nation mehr, sondern eine Arena tödtlich feindlicher selbstthätiger Parteien, deren jede das Universalmittel des Heils zu haben glaube und danach trachte, die andern mit Zwang zu unterjochen. Die Schuld daß es so geworden, sei eine ganz allgemeine. Der Protestantismus habe die Aufgabe, zwischen dem ultramontanen Legitimus und irreligiösen Radicalismus die Principien des wahren toleranten Liberalismus geltend zu machen. Die Mittel dazu seien nicht specifisch kirchliche, sondern Laienunterricht und Presse. Niedere und höhere von Protestanten geleitete weltliche Schulen sollten dem Volke zeigen, daß es eine religiös-sittliche Erziehung auch außerhalb des verderblichen römischen Erziehungssystems gebe, und eine große Tageszeitung, die von der Gunst der Leser unabhängig zu stellen wäre, müsse danach streben, den Begriff der wahren Freiheit im Volk zu wecken und zu pflegen (6. Heft). — R. Holland geißelt (2. Heft) das Buch von Renan: *La réforme intellectuelle et morale* (Paris, Levy 1872). Es sei selbst das traurigste Zeichen des Verfalls im seiner überall durchscheinenden Verachtung der Moral willen.

Unter der intellectuellen Wiedergeburt kann er sich dabei nur eine verbesserte Gelehrtenerziehung denken, während der unglaubliche Professor das Volk dem katholischen Unterricht überlassen will.

— Die Anschauungen des franz. Protestantismus in den großen Gesetzesfragen, die in der Nationalversammlung verhandelt wurden, wurden von Pressensé vertreten. Seine Reden bei Anlaß des Militärgesetzes und des Gesetzes gegen die Internationalen finden sich Heft 4 und 7. In der ersten bekämpft er mit Erfolg den Ausdruck: „vom Staat anerkannte Cuten“ (die nicht tollten angefeindet werden dürfen) und setzt es durch, daß statt dessen als unverletzbar die Cultusfreiheit aufgestellt wird. Die zweite wendet sich gegen die völlige Exemption der Geistlichen und Lehrer vom Kriegsdienst und will, daß für sie ein sechsmonatlicher Dienst in Krankenpflege und Unterricht der Armee eingerichtet werde; ohne jedoch damit durchzudringen. —

Die sociale Frage wird im Allgem. besprochen von Charles Bois (Heft 1. 2). Ihre Gefahr müsse dringend jeden anspornen, an ihrer Lösung mitzuarbeiten, um so mehr als die einzelnen bisher versuchten Gegenmittel nicht genügend erscheinen. Der Geist des Evangeliums, in dem die großen Zeitgedanken der individuellen Freiheit und der Solidarität vereinigt sind, könne allein den richtigen Weg der Lösung zeigen. — Ueber die Prostitution und die Asyle für Gefangene findet sich ein trefflicher Vortrag im 3. und 4. Heft von J. L. Micheli (gehalten in Genf am 25. Febr. 1870). — Das Augustheft bringt einen Rapport, den Pastor E. Robin vor dem internationalen Gefängnißcongreß in London gehalten hat: Du patronage des prisonniers libérés adultes.

Unter den übrigen Aufsätzen sind hervorzuheben: Une conversion (Heft 3. 4. 5), die fesselnde Erzählung der inneren Entwicklung einer zum Protestantismus übergetretenen Katholikin; ferner die Berichte über die Römische Disputation über Petri Anwesenheit in Rom (Heft 3), die römischen Vorträge des Pater Hyacinth über die Schäden der katholischen Kirche (Heft 5) und die Reden des Pater Felix in Notre Dame über die Erneuerung der Kunst, die er natürlich nur in der Rückkehr zur katholischen Kunst sieht.

Bibliographie. N. Recolin: Manuel de religion chrétienne, 460 p. Zu groß für einen Katechismus. Gute Anleitung zum Religions-

unterricht in höheren Schulen. — Ch. Waddington: Dieu et la conscience. Paris, Didier. 1870. Eine Sammlung früherer Aufsätze und Artikel, gut und fein geschrieben im Sinn eines gläubigen Schülers von Cousin. Leider sind die dem Titel am meisten entsprechenden Abhandlungen 3. Th. antiquirt. — Mad. Augustus Craven: Adélaïde Capoco Minutolo. Ein treffliches biogr. Seitenstück zu Récit d'une soeur, von derselben Verfasserin. — Le vieil Eli, par l'auteur des Légendes de l'Alsace, traduit par E. Rosseuv St. Hilaire. Gleich den früheren „Elsässischen Lebensbildern“ sehr empfohlen. — A. L. Hermingard, Correspondance des Reformateurs dans les pays de langue française, Tom. III. 1870. Enthält den Zeitraum von 1533—1536. Den früheren Bänden mindestens ebenbürtig. — E. Sayous: Histoire des Hongrois et de leur littérature politique de 1790 à 1815. Paris, Germer-Baillière, 1872. Sehr lehrreich auch für die bisher in Frankreich immer nur vom nationalen Gesichtspunkt aus aufgefaßte Geschichte der französ. Revolutionsperiode. Rec. beglückwünscht die Völker, die statt durch Revolutionen durch Reformen die Ideen der franz. Revolution bei sich verwirklichten. — Samuel Smiles: Les Huguenots, leurs colonies, leurs industries, leurs églises en Angleterre et en Irlande. Traduction par Ath. Coquerel fils. Paris 1870. Empfohlen. — Amour ou patrie, Souvenirs d'Alsace. 1870—71, Paris, Sandoz et Fischbacher, 1872. Ein Roman, von der Trennung eines Verlobnisses zwischen einem preussischen Offizier und einer Elsässerin in Folge der Annexion. Von Lichtenberger recensirt und sehr gelobt. Schöner ist eine zweite französische Recension von M. de G. — A. Bouvier: Le progrès social. La liberté, la solidarité, deux discours prononcés à Genève le 18 et le 20 janv. 1872. Empfohlen. — Georges et sa famille, par l'auteur de Clara. Ein Mittelstück zwischen Roman und Biographie, voll trefflicher Reflexionen. — J. P. Meille: Le général Beckwith, sa vie et ses travaux parmi les Vaudois du Piémont. Lausanne, G. Bridel. Ein schönes Ehrenbeispiel für den verdienten Beschützer und Gönner der Waldenser, der sein Leben der Sache Gottes unter ihnen widmete. — Bordier: Aux parents. Conseils sur l'éducation. Sehr gut. — De la réforme catholique. I. Lettres, Fragments, Discours, par le père Hyacinthe. Paris, Sandoz et Fischbacher. 1870. Bedarf keiner Empfehlung. —



3 2400 00251 3863

Temporarily circulated from	
Pacific School of Religion	

[illegible]

